Hallo's glücklicher Abend.

Das muß ein alter Mann gewesen ſeyn der ſterbend noch ſo ſchreiben konnte. pag. 16

Erſter Theil.

Leipzig, 1783.
Bey Siegfried Lebrecht Crußius.

Unter den Redlichen im Vaterlande hatte ſich ſeit einem halben Jahrhundert Hallo, der Biedermann, ausgezeichnet. —

Aus einer alten, aber geſunkenen und verarmten Familie entſproſſen, ſah er in der Jugend ſeines Lebens keinen andern Weg, zu Ehre und Glück zu gelangen, vor ſich, als den, welchen alle Weiſen und Guten von jeher mit Inbrunſt des Herzens wandelten; — den Weg der Einſammlung wahrer Verdienſte. Mit herrlichen Naturtalenten begabt, betrat Hallo denſelben, und fluchte ſeinem Geſchick nicht, wenn es vielen Unwiſſenden, Nichtswürdigen und Tagedieben um ihn her gelang, ſich durch Reichthum und ſchlaue Verbindung mit den Mächtigen und Angeſehenen im Staate ſchneller emporzuſchwingen, als er. Die Vorſtellung, daß ihm einſt, wenn er auch nur eine mäßige Ehrenſtelle im Vaterlande bekleiden ſollte, ſein Herz ſagen würde, daß er ihrer wahrhaftig würdig ſei, und ſie ausfülle, begeiſterte ihn ganz. Er gleitete nicht blos auf der Oberfläche der Wiſſenſchaften umher, wie die mehreſten ſeiner Mitbürger zu thun pflegten, die von allen Dingen zu ſchnattern wagten, und nirgends etwas rechts wuſten; ſondern er ſtudirte männlich und unermüdet.

Hallo verband mit den edelsten Kentnissen in der Folge auch das edelste Herz. Dankbarkeit war diejenige Tugend, zu der man ihn nicht erst auffordern durfte; sondern die er sich selbst zur heiligsten Pflicht machte. Seine Eltern waren nicht mehr; sonst würde er sie zu den ersten Gegenständen bei öffentlicher Ausübung seiner Erkentlichkeit gewählt haben. Seine übrigen Wohlthäter waren auch früh dahin gesunken; mithin konnte er auch für diese nichts weiter thun als, ihr Andenken feyern. — „Was meine Eltern, und was nach ihnen meine Wohlthäter mir thaten, das that mir durch sie mein Vaterland.“ Mit diesem Gedanken glimmte eine feurige und unauslöschliche Vaterlandsliebe in seinem Busen auf. Dasein, Fortdauer, Wachsthum, Ausbildung, und Alles, was er war, wusste und hatte, glaubte er nur dem Lande schuldig zu sein, dessen Bürger er war; und so brannte er für Begierde, den Segen, welchen er aus dem Schosse desselben empfangen, dreifach in ihn zurück zu schütten. Er diente unter drei seiner Fürsten mit patriotischem Eifer. Neid und Kabale drängten ihn aber unaufhörlich von Belohnungen ab, die der Grösse seiner Verdienste angemessen waren. Hallo war zu klug. — Hallo war zu redlich. — Hallo sprach bei

ieder Gelegenheit zu deutsch — Hallo heirathete seiner Neigung gemäs, und schlug eine gewisse weibliche Hand darum aus, weil sie ihm die Tugend nicht reichte — — — was brauchte es mehr, als dis, um ihn nicht gar weit über die Tiefe hervorsteigen zu lassen, in der er gebohren ward?

Endlich kam Prinz Gustaf zur Regierung; ein hofnungvoller, unternehmender und natürlichguter Fürst. Hallo versprach sich viel von ihm, und fand sich nicht betrogen. Fürst Gustaf hatte verschiedene Reisen in glückliche Länder gethan, und dadurch die angebohrnen Triebe seines Herzens, Menschen um sich her zufrieden und froh zu machen, noch mehr in Bewegung gesetzt. Kaum trat er seine Regierung an: so erwachte der Gedanke — ich bin nun Vater, Vater so vieler Tausende, und mus alle meine Kinder lieben und segnen — in ihm mit voller Stärke. Jede seiner Anstalten, die er traf, iede seiner Verordnungen, die er gab, iede seiner Antworten, die er dem bittenden Unterthan ertheilte, athmete diesen Geist. Die Räthe, welche er aus den vorigen Regirungen vorfand, schüttelten die Köpfe; denn sie sahen ihr ganzes Sistem zerrüttet. Sie wagten es, einzeln ihm Vorstellungen zu thun. Er verwies sie zur Ruhe, und erinnerte sie daran,

daß Er Fürſt ſey. Sie vereinigten ſich alle, und baten ihn, in gnädigſte Erwägung zu ziehen, daß ſie bei der neuen Art der Betreibung der Angelegenheiten des Landes zu viel an Sporteln verlöhren, und er entließ jeden von ihnen, der damit nicht zufrieden ſeinwollte, ſeiner Geſchäfte mit Beibehaltung ſeines ſtehenden Gehalts auf ſeine Lebenszeit.

Hallo ſtellte ſich ſeinem jungen Fürſten mit dem Anſtande eines einſichtsvollen und erfahrnen Patriots vor. Guſtaf hörte ihn; denn die Sprache der Redlichkeit, welche er aus dem Munde des Alten vernahm, war der Wiederklang ſeines eignen Herzens. Er gab ihm verſchiedene wichtige Aufträge; und Hallo führte ſie zur Zufriedenheit ſeines Fürſten aus. Er fragte ihn über verwickelte Angelegenheiten um Rath, und fand das, was der Greis darüber urtheilte, wahr und gut. Der vaterländiſche Hof war mit einem auswärtigen Hofe in wichtige Streitigkeiten verflochten; welche die Miniſter unter den vorigen Regierungen zu ihrem eignen Nutzen anzulegen, zu unterhalten, und täglich noch verworrener zu machen gewußt hatten. Hallo ward zum Geſandten deshalb ernannt, und begleitete ſie zur Ehre ſeines Fürſten bei. Der Redliche gewann dadurch Guſtafs ganzes Vertrauen. Ein über-

aus weiter Kreis öfnete ſich nun für ſeine Wirkſamkeit, und er war in ſelbigem mit allen ſeinen Kräften thätig. Das ganze Land erblickte in ihm bald den Liebling ſeines Fürſten, und jedermann wartete auf die auszeichnende Art von Belohnung, welche ihm zu Theile werden würde.

Guſtaf wollte ihm ein Ordensband umlegen; — der Edle antwortete: ich bin zu alt, es zu tragen.

Guſtaf wollte ihm einen glänzenden Titel ertheilen; — ich bin Patriot, ſprach Hallo, und werde von einem guten Fürſten geſchätzt; dis iſt meine höchſte Ehre.

Guſtaf wollte ſeine Beſoldung dreifach erhöhen; — Hallo erwiderte: Verſchwender bin ich nicht; ich bin mit dem, was ich erhalte, ausgekommen, und werde damit auskommen; für die Meinigen ſorgen Sie nach meinem Tode.

Guſtaf wollte ſeinen einzigen Sohn mit der Zeit ihm dergeſtalt adjungiren, daß er einſt ſeinen Poſten einnähme; — Nimmermehr! verſetzte der Greis; mein Sohn hat nicht Talente dazu; er ſoll das Vaterland darum nicht betrügen dürfen, weil er Hallo's Sohn iſt.

Hasle war nun ein Greis von achtzig Jahren, und gehörte zu denjenigen, welche ihr ganzes Leben zum Wohl des Vaterlandes hingebracht haben. Zwanzig Jahre früher hätte so ein Prinz, wie Gustaf war, zur Regierung kommen sollen; so würde der herrliche Alte noch unaussprechlich mehr Gutes gestiftet haben. Doch segnete ihn das ganze Land, und nannte seinen Namen mit einer Ehrfurcht, welche derjenigen nahe kam, die es gegen seinen Fürsten hegte. Nur die Unedeldenkenden unter den verabschiedeten oder noch in öffentlichen Geschäften stehenden Räthen hasseten ihn im Herzen; ob sie gleich die Mine annehmen mußten, als wenn sie ihn ebenfalls ehrten und liebten. Sie versuchten alles, um ihn, wo möglich, zum Opfer ihrer verborgenen Rache zu machen; aber er stand zu fest in der Gnade seines Herrn, als daß sie ihn zum Wanken bringen konnten.

Durch seine wohlthätigen Veranstaltungen war der Unterthan von vielen harten und zu Boden drückenden Auflagen befreit worden, mit welchen ihn die unpatriotischdenkenden Minister unter den vorigen Regierungen belastet hatten. Handel und Gewerbe, welche ehemals nur unter den schwersten Sperrungen betrieben wurden, waren durch ihn wieder in Freiheit, und mithin in die blühendste Aufnahme versetzt wor-

den. Der Bürger genos wieder den Segen ſeiner Arbeiten; und der Landmann bauete mit Freuden wieder ſein Feld; weil er wuſte, daß er für Weib und Kinder wieder erndte. Fürſt Guſtaf war dabei nicht ärmer, als ſeine Vorfaren. Bei den mäßigern Abgaben wuſte man von keinen Reſten. Jeder Unterthan zahlte willig, und auf den Tag, was er zu zahlen ſchuldig war; und ſo war die Schatzkammer unter Guſtaf geſegneter, als ſie ſeit einem halben Jahrhundert geweſen war. Gerechtigkeit wohnte nicht nur auf dem Stuhle des Fürſten, ſondern auch auf den Stühlen der Richter. Die Geſetze waren weniger an der Zahl, und milder; aber dafür wurden ſie auch heiliger und unverletzlicher beobachtet. Unter den vorigen Regierungen hatte man von häufigen Auswanderungen gehört; und ietzt verging keine Woche, daß ſich nicht fremde Familien im Lande niederlieſſen. Ein Beweis, daß es nur auf Fürſten ankomme, ob ihre Staaten eine weite ungeheure Einöde ſein oder von Volksmenge wimmeln ſollen! — Guſtaf ward allgemein geſchätzt und geliebt. Er fühlte, daß er dis dem würdigen Greiſe zu danken habe, und nannte ihn nicht anders, mehr, als Vater Hallo. Hallo war ein lebendiges Zeugnis davon, daß Arbeitſamkeit, Gemeinnützigkeit und

Treue in öffentlichen Geſchäften, auch über die ſpäteſten Jahre des Lebens noch Zufriedenheit und Munterkeit verbreiten. Sein Geiſt war noch heiter und thätig; ſeine Sinne gehörten ihm noch alle zu; und ſein Gang war noch ſo raſch und geſetzt, wie des Mannes von Funfzig. Man konnte ihn nicht ſehen, ohne geheime, heilige Ehrfurcht für die lohnende Tugend zu empfinden — ihn, der ſeligſten Greiſe Einen!

Guſtaf, den die Welt bald nicht anders, als unter dem Namen des Großmüthigen, kannte, überraſchte ihn an ſeinem achtzigſten Geburtstage auf eine doppelte Weiſe. Er gab an ſelbigem, zu Ehren ſeines alten Dieners, ein prachtvolles Feſt, und hatte ihn, damit er nichts von den Zubereitungen dazu erführe, in Geſchäften auf einige Tage von der Reſidenz entfernt gehalten. Gegen Mittag ward Hallo durch einen Kourier ſchleunigſt nach Hofe berufen. Der Greis eilte, die Thore der Reſidenz zu erreichen, und fand daſelbſt den Staatswagen haltend. Er empfing durch den ihm entgegenkommenden Hofmarſchall den Befehl des Fürſten, ſich in ſelbigen einzuſetzen. Hallo ward in den groſſen Speiſeſaal des Schloſſes eingeführt, wo er die ſämtliche Dienerſchaft aus den erſtern Klaſſen ſtattlich gekleidet, und

in einem groſſen Kreiſe, verſammelt, aus welchem der Fürſt hervortrat; bey ihm zärtlich umarmte, und zu ſeinem ganzen Hofe ſprach: „Meſſieurs! Mayer Hallo iſt heute achtzig Jahre alt. Sie ſind alle alle lieb; aber Er iſt mir der liebſte unter Ihnen. Laſſen Sie uns den Geburtstag des redlichſten Greiſes mit herzlichſter Freudigkeit feiern!“

Thränen der Ehrfurcht und des Dankes quollen aus den Augen Hallo's hervor. Er konnte nichts, als die Worte ſtammlen: Gutter — Beſter Fürſt — Er — erzeigen mir — viel Ehre! — —

Guſtaf führte ihn nach ſeinem eigenen Stuhle hin, befohl ihm, heute denſelben einzunehmen, und ſetzte ſich neben ihm. Auf der ganzen Tafel herrſchte die prächtigſte Pracht, und aus allen Reden des Fürſten, der heute mehr, als gewöhnlich ſprach, blickte der Eifer, das wahre Verdienſt zu belohnen, und die ausgezeichneteſte Hochachtung gegen Hallo hervor. Auf die Tafel folgte ein Koncert; aufs Koncert ein Feuerwerk; aufs Feuerwerk Illumination in der ganzen Reſidenz; auf die Illumination ein Ball in Maske, der bis an den folgenden Morgen dauerte.

Dieſe angenehme Ueberraſchung ſtimmte die Seele des Greiſes zur reineſten Freude; aber

die andere, welche auf sie sahe, schlug ihn nieder.

Der Fürst führte ihn, als er sich um Mitternacht bei ihm beurlauben wollte, auf die Seite an ein Fenster und redete ihn also an: „Vater Halle! du bist heute achtzig Jahre alt. Du weist, wie lieb du mir bist, und ich verliere dich mit Kummer meiner Seele. Aber ich darf auch nicht vergessen, was ich dir schuldig bin. Du sollst nun Ruhe haben, und den Abend deines Lebens dir selbst leben, nachdem du ihnen so langen Tag mit unermüdeter Treue dem Vaterlande gelebt hast. Ich dispensire dich hiermit von allen deinen Geschäften.„

Halle erschrack heftig. Er fiel seinem Fürsten — — zu Fussen? —

Nein: dis war an diesem Hofe nicht mehr Sitte. Seitdem Gustaf Fürst war, waren die Fussfälle vor dem Fürsten im ganzen Lande verboten. Mit eigener Hand hatte er gleich am ersten Tage seiner Regierung an die sämtlichen Kollegien des Landes ein Cirkularreskript des Inhalts ergehen lassen:

„Ihr habt im ganzen Lande sofort bekannt „zu machen: Daß Niemand einen Fussfall „vor mir thun solle. Ich bin ein abendländischer Fürst. Ja noch mehr: Ich bin „Mensch, wie meine Bürger und Bauern,

„Wer knieen will, der kniee vor Gott; ich „kniee mit. Ebenso sollet ihr auch von nun an „all das steife, gothische, altväterische und „possirliche Ceremoniel, das sonst hier zu „Lande Mode war, wenn der Unterthan mit „seinem Fürsten sprach, oder an ihn schrieb, „untersagen. Wer mich angeht, es sei münd„lich oder schriftlich, soll geradezu sagen: mein „Fürst! und, wenn man mich seines Vertrau„ens würdig hält, kann man hinzusetzen; und „mein Vater! Es soll mir lieb sein, wenn ich „diesen Zusatz oft höre und lese. Eben das „gilt vom Kirchengebete; wo ihr kurz und gut „nur für den Fürsten und für sein Haus be„ten sollet; denn es klingt wunderlich, daß „man sich für eine Majestät oder für eine „Durchlaucht aufs Bitten legen müsse, „u. s. w. „

Also — Hallo fiel seinem Fürsten nicht zu Füssen, sondern — um den Hals.

„Guter Fürst und Vater! ich habe im Dienst meines Vaterlandes gelebt. Können Sie mir das Glück, in selbigem auch zu sterben! Ich bin heute zwar achtzig Jahre alt; aber ich bin dabei noch munter und rasch. Ich kann noch arbeiten; und so mus ich noch arbeiten. Ich weis mir, der ich im Dienst des Vaterlandes grau geworden bin, keinen schö-

nem Schluß meiner Tage zu denken, als — wenn mich einst der Tod mitten in meinen Berufsgeschäften überraschte. Alsdenn könnte ich mit Seelenruhe sprechen: Nun arbeite ein andrer auf meiner Stelle; denn ich höre auf, zu sein. Mit meiner letzten Kraft hätte ich denn noch zum allgemeinen Wohl gewirkt. Jedoch sollte ich schwächer werden, so schwach, daß ich meine Geschäfte nicht mehr gehörig betreiben könnte: so werde ich Sie selbst um meine Entlassung flehen. Denn meine Mitbürger sollen in diesem Fall unter der Unvollkommenheit meiner Arbeiten nicht leiden. Jetzt aber würde ich meine Entlassung, wenn Sie auf ihr beharreten, für Strafe ansehen. Und diese, mein Fürst, womit hätt' ich sie verdient? „

Bei diesen letzten Worten zitterten männliche Thränen in Hallo's Augen. Gustaf erblickte sie. Die Reden des Alten hatten ihn schon gerührt; aber seine Thränen rührten ihn noch mehr. „So geschehe denn dein Wille! sprach er im stärksten Affekt, und bei recht biedermännischem Händedruk. Ich gewinne bei deinem Entschluß; aber du verlierst. Und dis wollte ich eben nicht. Ich meinte es gut mit dir, und sorgte für deine Ruhe. Arbeite, so lange du kannst und willst, deine Treue über-

steigt allen Lohn. Aber um eins bitte ich dich — thue dir keine Gewalt an.

Hallo arbeitete darauf nach wie vor in allen seinen Geschäften. Er trieb dis aber nur noch eine kurze Zeit, und strengte sich über seine Kräfte an. Der Frühling nahete eben herbei, und der Greis sank, als er einer wichtigen Konferenz im Zimmer des Fürsten beiwohnte, an Gustafs Seite an. Gustaf hatte unverwandte Blicke auf ihn geheftet, und zunehmende Mattigkeit in seinen Augen bemerkt. Eben, da er ihn fragen wollte, ob ihn eine Uebelkeit anwandle, sank Hallo, und er fing ihn auf. Gustaf hielt es nicht für unschicklich für seine Hoheit, einem leidenden Diener in eigener Person unter die Arme zu greifen, und in seinem eigenen Zimmer alle Hülfe wiederfahren zu lassen. Er selbst, und noch ein Rath, brachten den Greis, der schon ohne alles Bewustsein war, aufs fürstliche Bette; wo er sich, einem Sterbenden gleich, streckte, und lange weder hörte, noch sah. Die herbeigerufenen Aerzte nahmen ihre ganze Zuflucht zum Frottiren, und Gustaf frottirte eifrig mit. Hallo schlug die Augen wieder auf. Sein erster Blick fiel auf Gustaf. Er reichte diesem die Hand, und stammlete nach einigem Erholen: „Ach! —

Fürſt! was für ein großmüthiger Fürſt — ſind Sie!„

Rubin! Vater Hallo! erwiederte Guſtaf. Wenn ich die jezt nicht ſo gethan hätte: ſo wäre ich nicht Menſch. Und — lieber wollte ich Nicht Fürſt, als Nicht Menſch ſein.

Die Heilkünſtler muſten ihr Gutachten über die Umſtände des Greiſes einreichen, und es fiel dahin aus, daß Hallo einen Einfall vom Schlage erhalten, der über lang oder kurz repetiren würde, und ihn alsdann das Leben koſten könnte. Guſtaf hatte genug hieran, und wartete nur auf die erſte Erklärung, welche der Greis ſelbſt über ſein Befinden von ſich geben würde. Hallo ſchien im kurzen wieder hergeſtellt, und ſein Fürſt beſuchte ihn täglich zu verſchiedenen mahlen in ſeiner Wohnung. Seine Wangen blüheten wieder wie die Wangen der Jünglinge, und er wandelte wieder männiglich munter einher. Aber in ſeinen Augen ſchien die ehemahlige Feuerflamme verloſchen zu ſeyn, und er hatte Stunden, in welchen ihn ſein Gedächtnis verlies. Er ſezte ſich denn wohl, fing an zu ſchreiben, und ſchrieb ohne Zuſammenhang. Oder er ſprach, und ſtockte mitten in der Rede, fing auch wohl ohne Vorderſaz an, oder vergaß den Nachſaz. Ver-

ſchiedene Aufträge, welche ihm der Fürſt gab, entfielen ihm ganz. Andere richtete er falſch ins Werk. Guſtaf lies ihn ſich ganz ſelbſt über, und wollte ihn durch abermahligen Entlaſſungsantrag nicht betrüben. Endlich war eine Beförderungsſache auf dem Tapet. Hallo gab einem jungen Manne ſein Wort; der ſich auch alsdenn ganz deshalb auf ihn verlies. Am Tage der Beförderung empfieng ein Anderer, der ſich unmittelbar an den Fürſten gewendet hatte, aber beinahem nicht die Geſchicklichkeit des Erſtern beſas, den Dienſt. Weiſt du einen Beſſern? hatte Guſtaf gefragt. Nein, hatte Hallo geantwortet. Abends darauf kam der Erſtere, und beklagte ſeinen Verluſt. Hallo erſchrack über ſeine Vergeßlichkeit. „Es ſei genung, hub er an, daß ich einen unglücklich gemacht habe. Mehrere ſollen es wenigſtens durch mich nicht werden.„ Drauf ſchrieb er auf der Stelle dem Fürſten:

„Fürſt und Vater! der Abend meiner Tage iſt da, und dämmert mir ſchon. Ich wollte arbeiten bis ans Ende; aber meine Kräfte verlaſſen mich. Ich mache Menſchen unglücklich; denn ich bin ein vergeßlicher Mann worden. Entlaſſen Sie mich morgen! Ich will den kleinen Reſt meines Lebens in der Einſamkeit hin-

bringen, und wenn ich weiter nichts mehr für Sie thun kann, noch für Sie beten. „

Guſtaf las das Billet ſeines alten Dieners mit innigſter Wehmuth. Er wuſte, wie viel die Erklärung, welche der Greis in ſelbigem gethan, ihn gekoſtet haben möge, und lies ihm zurück ſagen, daß er ruhig ſchlafen möchte; morgen ſolle ſein Wunſch erfüllt werden.

Tags darauf wurden alle Diener vom Range nach Hofe berufen; und, als ſie verſammlet waren, ward Hallo geholt. Der Fürſt empfing ihn mit zärtlicher Ehrerbietung, und fragte ihn: Vater Hallo, iſts noch dein Wille, was du in der Nacht ſchriebſt? — Ja, beſter Fürſt, erwiederte der Alte, und überreichte ſeinen Herrn verſchiedene Befehle, welche er aus Vergeslichkeit unvollſtreckt gelaſſen hatte. Darauf geboth ihm Guſtaf, ſich allein niederzuſetzen, und redete ſelbſtſtehend die ganze ſtehende Dienerſchaft alſo an:

„Dieſer Mann allein ſetze ſich, und gelange nun zur Ruhe! Wir aber müſſen noch ſtehen und arbeiten. Das Vaterland bedarf unſrer noch. Wir haben noch Kräfte, ihm zu dienen; ſo müſſen wir ſie zu ſeinem Wohle verwenden. Hallo hat ein halbes Jahrhundert hindurch dieſem Lande gelebt; ſo lebe er nun im Schoſſe deſſelben den kleinen Ueberreſt ſeiner

Tage

Tage ſich ſelbſt. Ahmet ihm alle in unermüdeter Treue nach, und ſeid einſt, wenn ihr eure Dienſte aufgeben müſſet, dem Vaterlande ein eben ſo ſchmerzhafter Verluſt, als Er! „ —

„Und du, mein Führer und mein Freund —

Bei dieſen Worten trat Guſtaf dicht an Hallo, der eine Bewegung machte, vor ſeinem Fürſten aufzuſtehen. Guſtaf aber drückte ihn ſanft in den Lehnſtuhl zurück, ergrif ſeine beiden Hände, und hielt ſie feſt.

„Der du funfzig Jahre und drüber ſo redlich gedient, meinem Vater, Großvater, Eltervater, und nun auch mir, gedient haſt — älteſter, treueſter, verdienſtvolleſter unter allen meinen Räthen — empfange hier vor meinem ganzen Hof meinen zärtlichſten Dank; und, wenn dir am Fürſtenlobe etwas gelegen iſt — iedoch dich lobet dein Herz; und das iſt mehr — ſo empfange auch mein öffentliches Lob. Du biſt der weiſe Gefährte meiner Jugend geweſen; und all das Gute, welches unter meiner Regirung geſtiftet worden iſt, hat dis Land gröſtentheils dir zuzuſchreiben. Ich rief dich vom Tiſch, und ſtörte dich im Schlaf. Bei Tage und bei Nacht wareſt du gleichunverdroſſen, und dein Rath war immer der weiſeſte und beſte. Ich bin nicht im Stande, dich nach Verdienſt zu belohnen. Es lohne dich

dein gut Gewiſſen ganz! — dieſe Sprache klingt vielleicht ſonſt verdächtig, wenn ſie Fürſten führen. Wenn Fürſten nicht lohnen können: wer ſoll denn lohnen? Aber, wenn Guſtaf zu Halle ſo ſpricht, fällt aller Verdacht weg. Deine Uneigennützigkeit in der du ſo gar weit gingſt, hat gemacht, daß ich den Anſchein eines undankbaren Fürſten trage. Ich wollte dir geben! aber du gabſt mir alles zurück. Freilich waren es kleine, unbedeutende Dinge für die Tugend und fürs wahre Verdienſt. Aber wiſſe, Fürſten ſchändet nichts mehr als Undank gegen ihre Diener. Laß mir Gerechtigkeit wiederfahren. Gieb nicht zu, daß ich länger den Anſchein eines unerkentlichen Fürſten habe, und nimm einen kleinen Beweis meiner reineſten Achtung und Liebe für dich am Ende deiner Dienſte an. Das Landguth, welches vor einiger Zeit mir zufiel, und das ich aus meinem Wohnzimmer ſehen kann, ſei mit allen ſeinen Häuſern, Feldern, Waldungen, Gärten, Weinbergen und Teichen dein und deiner Familie auf immer. Dein für den Staat ſo geſchäftiges Leben hat dich am Genus der ſchönen Natur behindert. Genieſſe ſie nun daſelbſt noch am Ende, und bringe da deinen Abend hin. Vielleicht erquickt dich Greis die Landluft, und Gott verlängert dir ihn noch.

Ich entlaſſe dich aus meinem Dienſt; aber nicht aus meiner Geſellſchaft. Auf deinem Guthe will ich dich oft beſuchen, und an iedem Morgen empfängſt du den erſten, und an iedem Abend den letzten Blick von mir aus meinem Zimmer. Die Laube auf dem höchſten Berg, aus welcher eine ſo romantiſche Ausſicht, eine der ſchönſten unter allen im Lande, weit umher reicht, ſoll der Ort ſein, wo wir oft beiſammen ſitzen wollen. Da will ich dich in ſchweren und verwickelten Fällen um Rath fragen; und da ſollſt du die uneingeſchränkteſte Freiheit haben, mir alles das zu ſagen, wovon du glaubſt, daß du es noch einem Fürſten zu ſagen habeſt, der der Beſten Einer gern ſein möchte. Gott verleihe dir Stärke und Muth dazu!

Da ſank Guſtaf an den Alten hin, und umſchlos ihn lange mit holdeſter Umarmung. Eine feierliche Stille herrſchte im ganzen Saal, und auf den Geſichtern aller Diener, die redlich dachten, drückte ſich die lebhafteſte Verehrung gegen einen Fürſten aus, der ſo viel Edelſinn und ſo viel dankbares Gefühl für wahre Verdienſte ums Vaterland äuſerte. Guſtaf ward in dieſen Augenblicken ihren Seelen noch einmahl ſo gros und liebenswürdig, als vorher.

Hallo wollte reden und danken; aber er war zu gerühret. Sein Anblick war ehrwürdig.

Mit unverwandten Augen hing er an ſeinem Fürſten, der ſich beſchäftigte, die Thränen abzutrocknen, welche von des Greiſes Wangen ſchlichen.

„Gott ſegne Sie — hub er endlich an, mein Fürſt, und laſſe Sie noch der Enkel Loblied hören! Ich bin alt, und ſchwach, und arm, und will gern da wohnen, wohin ſie mich weiſen. Mein letzter Augenblick ſoll dem Vaterlande noch geheiligt ſein! — Ihr aber, die ihr mit mir arbeitetet, und mit mir dientet, laſſet euch keine Trägheit und keine Untreue zu Schulden kommen. Untreue gegen dieſen Fürſten iſt über alle Maſſe ſchändlich! „

Noch eine Bitte an dich, ehe du abreiſeſt, unterbrach ihn Guſtaf. Du gehſt nun zur Ruhe ein, die du längſt verdient haſt, und ich brauche an deiner Statt einen andern Mann, den ich meines engſten Vertrauens würdige, und der mir dabei zugleich ſtets zur Seite iſt. Hier ſtehen ſie alle, unter denen ich wählen könnte; aber du haſt mit ihnen gearbeitet, und kennſt ſie beſſer, als ich. Ich bitte dich — beſtimme deinen Nachfolger.

Dem Greiſe war dieſer Antrag auffallend. Er ſchien ſich gegen die Annahme deſſelben weigern zu wollen. Guſtaf las alsbald in ſeinen

Augen alle Gedanken ſeines Herzens, und fuhr fort, deshalb in ihn zu dringen.

„Es mus dir ia nicht genung ſein, daß du, ſo lange du auf dem erſten Poſten ſtandeſt, ihn ganz ausfülleteſt. Es mus dir auch daran gelegen ſein, daß er nach dir wieder ganz ausgefüllt werde. Noch lebeſt du, und kannſt deshalb deine Meinung ſagen. So iſts deine lezte Pflicht im Dienſt, daß du ſie auch ohne alle Zurückhaltung ſageſt. Liebſt du mich: ſo thuſt du es. „

So bald der Fürſt die letzten Worte ſprach, hatte er am Herzen ſeines alten Dieners alles gewonnen. Hallo ſah mit freimüthigem, wählenden und beſtimmenden Blick in der ganzen Verſammlung umher, und der Fürſt und alle Räthe waren lebende Bilder der aufmerkſamſten Erwartung. Unter leztern waren beſonders einige Alte, von denen ieder der langen Reihe von Jahren wegen, welche er durchdient hatte, ſich die Hofnung machte, daß ihn Hallo's Wahl treffen würde. Nicht minder waren unter ihnen auch verſchidene Baronen und Ritter aus den bemooſteteſten und berufeteſten Geſchlechtern, und von anſehnlichen Guthsbeſitzungen im Lande, die ſich aus dieſer doppelten Hinſicht zur erſten Stelle im Staat allein ſchon berechtigt glaubten. Hallo ſtand vom Lehnſtuhl auf, ging an einen

jungen bürgerlichen Mann hin, der sich unter allen am wenigsten davon träumen lies, nahm ihn bei der Hand, und führte ihn zum Fürsten; indem er sprach: Ich verachte keinen von allen, die hier gegenwärtig sind. Wenn denn aber nur einer gewählt werden kann, und die Ehrfurcht mir gebeut, das mir aufgetragene Wahlgeschäft zu verrichten: so sei dieser mein Nachfolger im Amte. Er ist ohne Geschlecht und ohne hohes Alter; aber — dafür ist er der arbeitsamste, der Kraftvollste, der Redlichste. Aus diesen Gründen werde er mein Nachfolger!

Er sei's! antwortete Gustaf, und stellte alsbald den Wilhelmi der gesammten Dienerschaft als seinen ersten Minister vor. Die Malkontenten unter den Greisen und Baronen, welche sich in ihrer Hofnung getäuscht sahen, suchten, so gut sie konnten, ihr Misvergnügen über die getroffene Wahl zu verbergen. Noch desselben Tages aber forderten verschidene der Letztern schriftlich ihren Abschied. Gustaf gab ihnen solchen gleichfalls alsbald schriftlich, und ohne weitere Rüge ihres unedlen Betragens.

Die Schufte, sprach er zu Halle, rümpfen die Nase darüber, daß ein Bürgerlicher ihnen vorgezogen wird. Warum haben sie nicht so viel gelernt, als Er? Was meinst du? Ihnen

zum Poſſen ſoll Wilhelmi in den Grafenſtand erhoben werden . . .

Hallo: Thun Sie das nicht, beſter Fürſt, ſonſt beſtärken Sie ſie in ihrem Bauernſtolz. Und man könnte nicht wiſſen, was für Eindrücke dis auch auf den Wilhelmi machte. Titel und Nahmen ſind — Reifröcke. Mehrentheils gehen die, welche ſie bekommen, breiter einher, und ſuchen ſich nur immer Plaz zu machen.

Du haſt Recht, verſetzte Guſtaf. — Und Hallo bezog, begleitet von den Segenswünſchen aller ſeiner beſſern Mitbürger, ſein Landguth.

Berkewitz war auſſer zwei oder drei andern das wichtigſte Ritterguth im Lande. Vor einigen Jahrhunderten hatte es ſchon der Fürſt des Landes beſeſſen; der hernach einen ſeiner Lieblinge damit beſchenkte. Seit der Zeit war es von dieſer Familie bewohnt worden, bis das letzte Glied derſelben ausſtarb; da es denn an Guſtaf zurückfiel. Es lag in der geſegneteſten Gegend des Vaterlandes, und die Natur hatte alles angewendet, ſeinen Beſitzer beinahe ohne alle Mühe zu bereichern, und ihn, wenn er ein Weiſer und ihr Freund ſein würde, mit den ſanfteſten und reizendſten Lebensgenüſſen zu ſättigen. Die fetteſten Waizenäcker, die reichſten

Triften, die ergiebigſten Waldungen und Seen waren in den Grenzen deſſelben befindlich. Auf der einen Seite ward es von Gebirgen umſchloſſen, die ſich, wie eine lange Kette, weit hin zogen, und auf der Mittagsſeite einen edlen Wein trugen. Auf der andern rauſchte unter hohen Ufern ein Fluß vorbei, der den größten Theil des Jahres hindurch mit groſſen und kleinen Fahrzeugen wie bedeckt ſchien. In den Eichenhainen gab es ehrwürdige dunkle Gänge; in den Tannengebüſchen Irrgärten der Natur; auf den Bergen Waſſerfälle; in den Auen Blumengefilde, und allenthalben herrliche und mahleriſche Ausſichten. Ein gemäſſigtes Klima herrſchte daſelbſt; und die reinen Lüfte, welche man athmete, ſchufen allda mehr Greiſe, als irgendwo im ganzen Lande

Der vorige Guthsbeſitzer war ein Mann von edler Denkart und von Geſchmack geweſen. Er hatte nicht nach den Grundſätzen gehandelt, nach welchen oft Leute in ſeiner Lage zu handeln pflegen, die, wenn ſie wiſſen, daß nach ihrem Tode ihre Güther der Herrſchaft des Landes anheimfallen, dieſelben vernachläſſigen, oder gar muthwillig verſchlechtern, und ſie im Sterben wie geplündert hinterlaſſen. Man ſah ihn vielmehr ſo verfahren, als wenn er vorausgeſehen hätte, daß ſein Guth noch Jahrhunderte lang bei ſeiner

Familie bleiben würde. Er war ein Oekonom vom erſten Range geweſen, und hatte die Einkünfte ſeiner Ländereien auf eine rechtmäſſige Weiſe jährlich noch einmahl ſo hoch gebracht, als alle Vorfaren. Dabei lebte er mäſſig und edel zugleich, und — ſammlete doch kein Geld. Abgerechnet das, was er verzehrte, gab er alles, was ſein Guth ihm einbrachte, in den Schos deſſelben zurück, und wendete es auf immer höhere Verbeſſerung ſeiner Beſitzungen an. Er führte von Grundaus neue Wohngebäude für ſich und für ſeine Haushaltung auf, bauete ſie feſt und ſchön, und ſchmückte ihr Inneres mit edler Einfalt aus. Wüſte Gegenden, deren er noch viele vorfand, machte er nach und nach urbar. Hier hieb er einen Buſch, der den treflichſten Waizenacker hatte, nider; dort, wo die Winde ihre Verſändungen aus der Nachbarſchaft der Berge her betrieben, pflanzte er einen andern wieder an. Viele ſeiner Hügel wurden durch ihn mit Bäumen von mancherley Art bekränzt, und Garten blühete bey Garten während ſeines Lebens auf. An gewiſſen Tagen lud er ſeine Freunde zu ſich; welche alsdenn nie ermangelten, ſich bei ihm einzufinden, und ſich an ſeinen wohlausgeführten Anlagen zu ergötzen. Die übrige Zeit hindurch überlies er ſich ganz

ſeiner Liebhaberei der Natur, und wandelte heiter und fromm unter Gottes und ſeinen Schöpfungen umher. In den Waldungen hatte er mancherlei ſchmale Gänge angelegt, wo ſeine Freunde, wenn ſie mit ihm ſpatzirten, oft durch die angenehmſten Ruheplätze überraſcht wurden. Mehrentheils fand man ſelbige in einer mäſſigen Entfernung von Waſſerfällen; und der Weiſe brachte daſelbſt manchen Abend in philoſophiſcher Ruhe zu. Auf den hohen Ufern des Fluſſes hatte er allerlei ſchön ins Auge fallende Parthieen angebracht, und kleine Sommerhäuſer gebauet. Aus dieſen hatte er oft die Freude, zu bemerken, wie man auf den vorüberſegelnden Fahrzeugen ein feſtliches Jubellied anſtimmte, ſo bald man an ſeine Grenzen kam; und, wie die Schiffer langſam eilten, um an den entzückenden Anblicken, welche er ihnen hier darreichte, aus allgemeinem Gefühl für Werke des Fleiſſes und der verſchönerten Natur ſich zu ergötzen.

Er liebte die Kunſt, aber nie durfte ſie bei ihm die Natur verdrängen. Alles Steife und Gezwungene war aus ſeinen Planen verbannet. Man ſah in jedem Winkel ſeiner Ländereien, daß eine fleiſſige Menſchenhand daſelbſt gewirkt habe; allein dieſe wirkſame Hand war die Hand eines Kindes geweſen, welches dasjenige nur vollen-

den und ganz ins Werk ſetzen wollen, was die Mutter Natur angefangen, oder wozu ſie den Wink gegeben hatte. In den letzten Jahren ſeines Lebens hatte er alles darauf verwendet, den höchſten unter den Bergen, mit welchen er auf der einen Seite umgeben war, zu einem Aufenthalte der reineſten ländlichen Zufriedenheit für ſich umzuſchaffen. Er lies den Gipfel deſſelben zur Hälfte ebenen, und bauete daſelbſt ein geſchmackvolles Sommerhaus. Kein Freund des wahren Schönen reiſete durch die daſige Gegend, welcher nicht dieſen Berg beſtiegen hätte. Der ganze Berg war ein rundumlaufender Garten; welcher auf allen Seiten nach Maasgabe der verſchidenen Himmelsgegenden angelegt war. Auf der mittäglichen Seite wuchſen die auserleſenſten Früchte von allen Arten, und ſelbſt viele zärtlichere gedihen hier im Wiederſtrahl der Sonne und unter den emſigen Händen ihres Verpflegers zu einer vollkommenen Reife. Man ſah ſich hier gleichſam in die Gegenden des Orients verſetzt; und ſo, wie man ſich rechts oder links wendete, ſchien man dem deutſchen Vaterlande wieder näher zu ſein. Schnee und Eis fehlten nur im Sommer; ſonſt würde man, wenn man den ganzen Berg umwandelt hätte, alle Klima's der Erden zu durchwandeln geglaubt haben. Auf

derjenigen Seite, wo die Sonne mit ihren Strahlen weniger wirken konnte, wechselten geschorne Wiesen mit dem lebhaftesten Grün, kleine Krautfelde und Akazienwäldchen allerliebst mit einander ab. Auch fand man hier fast Laube an Laube, die im Sommer die sanfteste Kühle gewährten, und die Vögel so in Menge herbeilockten, daß der Berg auf dieser Seite von unten bis oben von ihrem mannigfaltigen Gesange erklang. Rund um den Berg her schlängelten sich viel breite und schmale Wege, welche sich in Nebenwege verlohren, die bald hoch, bald tief, führten. Den Fus des Bergs faste die schönste Kleewiese ein, die durch mannigfaltige Bäche, welche sich aus den Quellen, womit diese Anhöhe reichlich versehen war, sammelten, durchschnitten ward.

Mit Recht hatte Gustaf gesagt, daß von diesem Berg aus eine der schönsten und wahrhaftigromantischen Aussichten sei. Dis galt besonders von der Aussicht aus der Laube, welche der vorige Guthsbesitzer auf dem unabgetragenen Theile des Bergwalls angelegt hatte. Hier sah man über alle die übrigen Gebirge und über die zerstreut umherliegenden Waldungen weit hinweg, und hatte einen Prospekt von vielen Meilen vor sich. In milder Jahreszeit und bei reiner Luft war hier für gefühlvolle

Seelen einer der seligsten Aufenthalte im ganzen Vaterlande. In einer mässigen Entfernung lag die Hauptstadt des Landes; eine lange, mit vielen hohen Gebäuden und Thürmen versehene Stadt. Sie war zur Hälfte auf einer Anhöhe gebauet, und streckte einige ihrer Hauptstrassen weit herunter in die Tiefe; wodurch sie von weitem prächtig ins Auge fiel. Das Residenzschloss schien auf den übrigen Häusern zu ruhen, und der Fürst konnte aus seinem Zimmer, mit Hülfe eines Tubus, den alten Hallo sehen, wenn er unter der höchsten Bergalaube sas. Von der Hauptstadt aus führten verschiedene Landstrassen, die unaufhörlich mit Frachtwagen und mit Reisenden angefüllt waren, und die sich rechts und links neben Berkewitz weg, bald an den Flus, bald ins Land tiefer hineinzogen. Alleen von fruchttragenden Bäumen sah man aus iedem Stadtthore bis ans nächste Dorf, und von da wieder bis zum andern, angelegt. Ausser der Hauptstadt des Landes erblickte man noch sechs bis sieben kleinere Städte, die bald frei lagen, bald mit ihren Kirchen und Thürmen hinter Büschen und Bergen hervorragten. Dörfer und Vorwerke lagen in Menge umher, und verkündigten die Fruchtbarkeit des Bodens. Hier Höhe, dort Tiefe; hier Busch, dort Feld. Ueberall Grün

und Leben. Quer durchs Land der Flus, deſſen Lauf man einige Meilen weit mit unbewafneten Augen verfolgen konnte. Auf demſelben Schiffe, Flöſſe und Kähne in beträchtlicher Anzahl. An ſeinen Ufern Waarenniederlagen, Zollhäuſer, Luſthäuſer, Wagen und Menſchen, die ein- und ausladeten, in Menge. Allenthalben nach Maßgabe der abwechſelnden Höhen und Tiefen des Landes das bunteſte Farbengemiſch der Aecker, und tief unten am Ende des Proſpektes in einem groſſen Halbzirkel ein bläulicher Wald, der ſich an das ſanftere Himmelblau anſchlos, und über den die Morgenſonne maieſtätiſch hervorragte. —

So die Ausſicht von der höchſten Berglaube! Ein Ein, recht für Weiſe gemacht, und für gefühlvolle Freunde der Natur: und noch mehr für patriotiſche Greiſe, die nach einem ganzen, fürs Vaterland verwendeten Leben, am Abend deſſelben keine höhere Wolluſt kennen, als die, die Gefilde noch zu überſchauen, welche ihre Ruhgheit und Treue geſegnet hat! —

Guſtaf hatte nach dem Tode des lezten Beſizers das an ihn zurückgefallene Guth alsbald in Augenſchein genommen. Allenthalben hatte er ſich daſelbſt gefallen, und die vortreflichen Anlagen bewundert, welche er vorfand. Gewiſſe unangenehme Vorfälle aus den vorigen

Zeiten hatten den verſtorbenen Edelmann auf immer vom Hofe, und Guſtaf von ihm, entfernt. Um ſo mehr war der Fürſt über den Aufwand erſtaunt, mit welchem derſelbe im Grunde doch nur für ihn gebauet, gepflanzt und urbar gemacht hatte. Der dankbare Fürſt lies ihm dafür auf dem Berge eine koſtbare Gedächtnisſäule errichten. Kaum aber war er in die höchſte Berglaube eingetreten, und hatte den herrlichen vaterländiſchen Proſpekt erblickt, als er bei ſich ſelbſt geſprochen: „Hier ſoll einſt Hallo ſitzen, und ruhen, und am Anblick meines Landes ſich weiden, welches durch ihn erſt glücklich geworden iſt; und ich will oft neben ihm ſitzen, und ihm zuhören; und der ebenfalſige Anblick eines Landes, das ihm ſo viel zu danken hat, ſoll ſeinen weiſen und gutgemeinten Reden an meinem Herzen noch ſtärkern Nachdruck geben.„ Von der Zeit an hatte er dafür Sorge getragen, daß alles auf dem Guthe, nach wie vor, im gehörigen Stande erhalten würde. Er hatte den weitläuftigen Verwandten des verſtorbenen Guthsbeſitzers alle ihre Forderungen, welche ſie auf verſchiedene Theile ſeiner Hinterlaſſenſchaft machen konnten, lieber mit baarem Gelde bezahlt, damit auch kein Kanapé von der Stelle weggerückt würde, auf die es iener in ſeiner Wohnung oder auf den

Sommerhäuſern hatte fegen laſſen; und ſo hatte er ſich ſtets im voraus auf die Stunde gefreuet, in welcher der verdienſtvolle, uneigennützige Greis in ſein Verlangen willigen, und das Guth als ein Merkmal ſeiner Erkenntlichkeit von ihm annehmen würde.

Die Stunde war gekommen, und der Fürſt hatte öffentlich bei der Tafel geſprochen: Wohl mir, daß ich eine meiner Pflichten mehr habe erfüllen können!

Hallo erſtaunte in eben der Maſſe mehr über den Werth des fürſtlichen Geſchenks, in welcher er ſein Guth mehr kennen lernte. Gleich am erſten Tage, den er zu Berkewitz lebte, ward er durch einen abermahligen Beweis von der Großmuth ſeines Fürſten überraſcht. Er fand in einem Schranke ſeines Wohnzimmers zwei verſiegelte Briefe. Einer von Guſtafs Hand an ihn: und den andern von dem verſtorbenen Guthsbeſitzer an den Fürſten, der erbrochen geweſen und wieder zugeſiegelt worden war. Hallo öffnete den erſten: aus welchem eine Aſſignation auf dreitauſend Dukaten herausfiel. Der Fürſt hatte folgendes geſchrieben:

„Vater Hallo! dieſen Brief, ganz von meiner eigenen Hand, ſollſt du auf ewig bei deiner

der Familie aufbewahren. Dein Fürſt ſchreibt ihn dir; dein, von Achtung und Dankbarkeit gegen dich durchdrungner Fürſt. Ich kann dir nie genung für die Treue danken, mit welcher du mir und meinem Hauſe ſo lange gedient haſt. Ich preiſe die Fürſehung dafür, daß ſie dich vortreflichen Mann mir zur Seite gab, und ſegne dein Alter. Berkewitz iſt dein, und bleibt den Deinen auf immer. Deinen Gehalt nimmſt du bis an dein Ende verdoppelt aus meiner Kammer; ſo, wie du beiliegende Aſſignation bei ihr ie eher ie lieber verſilbern kannſt. Mit dem andern verſiegelten Briefe mache was du willſt; ich habe dir in Ausübung der Menſchlichkeit nicht vorgreifen wollen. — Hallo, du wirſt eher ſterben als ich; aber dein Name wird nach Jahren noch mit Ehrfurcht von mir ausgeſprochen werden, und dein Bild wird ewig mit mir ſein. Denke, wenn deine Stunde kommt, noch an mich, als an einen Mann, der ein guter Fürſt zu ſein, und täglich ein noch beſſerer zu werden ſich beſtrebte. „

Der Greis küſte dieſen Brief mit dem bewegteſten Herzen. „Nimm dieſe Aſſignation, ſprach er zu ſeinem Sohne, und las dir, weil Guſtaf will, darauf zahlen. Den Brief aber, der noch tauſendmal mehr werth iſt, nimm, und hebe ihn als künftiger Erbe dieſes Guths als

das ſchätzbarſte Kleinod unſerer Familie auf. Reiche ihn als Greis einſt deinem Sohne wieder, und gebeut ihm, die Verwahrung deſſelben deinen Enkel aufs heiligſte zu empfehlen. Wenn Krieg oder Feuer, oder ſonſt gros Unglück einbricht, ſoll dieſer Brief allemal das Erſte ſein, wornach der Guthsbeſitzer greift. „

Hallo erbrach darauf das andere Schreiben, und las:

„Edler Fürſt! das Guth, auf dem ich heute noch ſterbe, war durch die Grosmuth Ihrer Vorfaren mein, und wird heute wieder das Ihrige. Dankbar gebe ich es wieder in Ihre Hände zurück. Es gereicht mir im Tode noch zum Troſte, daß es während meines Beſitzes weit einträglicher geworden iſt, als es vorher war. Mit mir erliſcht meine Familie; aber meine Bauern waren meine Kinder. Sie ſind arbeitſame, gutherzige Menſchen; allein ſchwere Hofedienſte, die ſie dem Guthsherrn leiſten müſſen, drücken ſie darnieder. Ich hätte ſie gern in ihrer Art ganz glücklich gemacht; aber ich wuſte nicht, wie es nach meinem Tode gehalten werden möchte. Hätten ſie alsdann wieder Laſten tragen müſſen, die ich ihnen abgenommen; ſo würden ſie ſich doppelt unglücklich gefühlt haben. Setzen Sie das ins Werk, was ich nur als Vorſatz laſſen muſte. So

wird der Unterthanensegen — e, und wie iſt dieſer doch der wärmſte, der erquickendſte unter allen! — ia der Unterthanensegen, den mir nur zugewinkt ward, Fürſt Guſtafs ſein. Und wer verdient ihn mehr, als Er?„

Das mus ein edler Mann geweſen ſein, der ſterbend noch ſo ſchreiben konnte, verſetzte Hallo, als er mit Leſen fertig war.

Der Greis würde, wenn er erſt nähere Kenntniſſe von allen Einrichtungen ſeines Guths genommen, auf das Alles von ſelbſt gekommen ſein, worauf ihn iezt ſein Verweſer hinwies; denn er hatte von ieher ſeine höchſte Kameralweisheit darum geſetzt, ein Freund der Unterthanen und beſonders der arbeitſamen Landleute zu ſein, denen er, ſo lange er mit den höhern Staatsgeſchäften zu thun gehabt, allen möglichen Vorſchub gethan hatte. Jedermann war hiervon durch viel Thatbeweiſe überzeugt, und dreimahl hatten verſchiedene Landgemeinen ſich zuſammen gethan, und den Fürſten um Erlaubnis gebeten, dem alten Halla eine Ehrenſäule zu errichten; welches der Greis, der, wenn er Gutes geſtiftet hatte, an dem Bewuſtſein, es geſtiftet zu haben, genung dafür zu haben pflegte, iederzeit von ſich abgelehnt hatte. Jedoch unter dieſen Umſtänden, da ein ſterbender Guthsbeſitzer für ſeine Bau-

ern seinen Fürsten hat, dieser das Guth samt den Bauern verschenkte, und dem Manne, dem er es schenkte, in Gewährung der Bitte des Verstorbenen, und in Ausübung der Menschlichkeit ausdrücklich nicht vorgreifen wollte, würde Hallo, wenn er auch sonst nicht menschlich genung gedacht hätte, doch diesmahl so zu denken sich zur Pflicht haben machen müssen.

War er nun gleich noch nicht vermögend, seinen ganzen gegenwärtigen Zustand zu übersehen: so wollte er doch seinen Bauern die Hofnungen nicht vorenthalten, welche sie sich nun von Rechtswegen von ihm zu machen hatten. Zu redlich, Lob sich allein beizumessen, woran ein Anderer, und zwar ein edler Todter, den gröſten Antheil hatte, lies er sogleich am zweiten Tage, den er zu Berkewitz verlebte, alle seine Bauern mit ihren ganzen Familien bei dem Grabe seines Verwesers zusammen kommen, und redete sie also an:

„Der Mann, welcher hier mitten unter euren Eltern und Kindern ruhet, war ein Redlicher, und meinte es herzlich gut mit euch — „

Die ganze Dorfgemeine unterbrach hier den Hallo mit ihren Thränen und mit lautem Schluchzen. Der verstorbene Guthsbesitzer hatte ihnen oft alle ihre Steuern zurückgegeben, und doch im Buche quittirt. Auch hatte

er ihnen ſonſt manche groſſe Unterſtützung gereicht, und ihnen einsmahls, nach einem allgemeinen Viehſterben, eine ganze neue Heerde gekauft. Sie wuſten alſo, wie viel ſie an ihm verlohren hatten, und lebten iezt, in Anſehung ſeines Nachfolgers, noch in ungewiſſen Hofnungen. Hallo wurde durch den Anblick einer ganzen weinenden Gemeine innigſt gerührt. Er muſte eine Zeitlang ſich erſt wieder ſammlen. Darauf fuhr er fort:

„Ich freue mich, daß ihr ſo weichherzige, gute Leute ſeid! Ich habe euresgleichen in dieſem Lande zwar immer angetroffen; und vorzüglich in eurem Stande. Die Einfalt der Sitten in ſelbigem erhält ihn noch immer redlich und gut; und wenn Leute, die zu ihm gehören, auch nicht ſo viel Weſens mit ihrer Redlichkeit und mit ihrem Gutmeinen machen, wie die Menſchen am Hofe und in der Stadt: ſo haben ſie doch etwas ſo Natürliches im Ausdruck derſelben, das mir iederzeit durch Mark und Beine dringt. Aber wie danke ich nun noch mehr Gotte dafür, daß ich ſolche treuherzige, gute Menſchen da antreffe, wo ich die kleine Handvoll Tage, welche er mir noch gewährt, verleben werde!„

Den Greis überwältigte hier ſeine Schwäche, welche durch die lebhaften Empfindungen,

die ihn jetzt hinriſſen, noch mehr gereizt ward. Er lehnte ſich auf ſeinen Stab, ſah die Gräber Nikoberum an, und trocknete ſich die Augen mit einem weiſſen Tuch. Niklas, der älteſte in der ganzen Gemeine, ein neunzigjähriger Alter, ſonſt noch im Stande, den Weg nach der Reſidenz an einem Vormittage hin und her zu machen, jetzt aber von Wehmuth ganz erſchlafft, ſuchte einen Ruheplatz, und ſetzte ſich auf das Grab ſeines vorigen Herrn. Seine Thränen floſſen auf daſſelbe. Halle ſah dis und hub wieder an:

„ich ſehe hier keinen Leichenſtein, und auch ſonſt kein vergängliches Denkmal, welches dieſes Grab eines Wohlthäters vor andern Gräbern auszeichnete. Aber es bedarf auch ſolcher nicht. Die Thränen, welche es jetzt befeuchten, ſind mehr werth, als ſie. — O wie ſchön iſt es doch, wenn zu dem Grabe eines Menſchen noch Andere kommen, und auf daſſelbe Thränen der Dankbarkeit weinen! — Aber Kinder, ihr wiſſet es noch nicht ganz, wie wohlthätig euer voriger Herr gegen euch geweſen iſt. Seine höchſte Wohlthat für euch, will ich euch jetzt erſt verleſen.

Darauf las Halle den im Schranke vorgefundenen Brief ſeines Vorfahren auf dem Guthe mit pathetiſcher Stimme ab. Die

Bauern falteten dabei ihre Hände, und wiesen alle mit gefallteten Händen auf das Grab hin, und denn gen Himmel, und dann wieder aufs Grab.

„Nun sehet, schlos Hallo, das wollte euer seliger Herr für euch thun, und wagte es nicht zu thun; weil er nicht gewis wuste, ob der Fürst, an den sein Guth zurückfiel, es dabei lassen würde. Im Grunde hat er es also wahrhaftig gethan; und ihr müstet ihm auch dafür danken, wenn es nimmermehr geschähe; denn er wollte es von ganzem Herzen thun. Gustaf, der edle Fürst, denkt zu gut, als daß er eine so menschenfreundliche Bitte eines Sterbenden nicht erhören sollte. Er wollte mir aber nicht vorgreifen, und lies mir die Freiheit, zu thun, wie ich für gut befände. Welch ein böser Mensch wär' ich, wenn ich eines Todten Verlangen, das seinem Herzen so zur Ehre gereicht, und das mein Fürst stillschweigends billigt, nicht erfüllen wollte! So sei euch denn gewährt, warum euer voriger Herr für euch bat. Nur lasset mir die Zeit, mich erst darnach einzurichten, und ziehet zum letzten mahle mit eurem Vieh auf meine Aecker. Ich bin entschlossen, zu eurer Wohlfart beizutragen, was in meinem Vermögen ist. Wendet euch in allen euren Nöthen zuversichtvoll an mich. Aber

das Gute, welches euch heute durch mich angekündigt wird, sollet ihr nicht mir, sondern Fürst Christian und eurem verstorbenen Herrn verdanken. Arbeitet nun in euren Häusern und auf euren Feldern mit verdoppeltem Eifer, und duldet keinen schlechten Wirth unter euch weiter, denn er hat nun keine Entschuldigung mehr.„

Alles, wodurch sich eine dankbare Freude, eine feurige Gegenliebe und übertroffene Hofnung an einem Haufen einfältiger, von der Natur noch nicht abgewichener und ehrlichdeutscher Landleute ausdrücken mögen, zeigte sich hier. Der Kreis, welchen Hallo's Unterthanen um ihren neuen Herrn geschlossen hatten, ward immer enger und enger. Jeder wollte dicht an ihn hinan, und jeder wollte der Erste sein, welcher ihn erreichte. Männer, Weiber und Kinder wühlten unter einander her. Hundert Hände auf einmahl wollten sich in die seinigen drücken. Er streckte seine Rechte hin, sperrte die Finger weit von einander, lies darauf so viel Hände sich legen, als sich legen konnten, sank schier unter der Last zu Boden, und legte seine Linke hoch oben drauf. Sein Sohn sah ihn wanken, eilte herbei und hielt ihn. Als ihn Hallo erblickte, sprach er mit schluchzender

Stimme: dieſer wirds mit euch ſo gut meinen, als ich. —

Ein Bauer ſah den andern an, als forderten ſie ſich unter einander auf, wenigſtens einige Worte im Namen Aller ihrem neuen Herrn zu erwiedern; und, als wären ſie insgeſamt auſſer Stande, dieſelben zu finden. Endlich erhob ſich allgemach der neunzigjährige Greis, welcher noch auf dem Grabe ſas, drängte ſich, wie mit Jünglingsſtärke, an Hallo hin, und ſprach mit zitternder Stimme männlich und feierlichlangſam:

„Gottes Lohn und Segen über dich im Grabe und im Himmel, unſer lieber alter hochſeliger Herr, und guter Mann, der du hier in deiner Ruhe liegſt und faulſt! — Und langes Leben, und glückſeliges Regiment unſerm Fürſten Guſtaf! — Und Stärke im Alter, und Troſt im Tode dir, unſer neuer Vater Hallo! Wir ſind alle deine Kinder; deine dankbare Kinder; ich, wie mein Urenkel, der ietzt deine Füſſe umklammert. „

Hallo ſah bald den Alten, bald das Kind an, welches ſich um ſeine Füſſe ſchlang. Er nahm den Kleinen in ſeine Arme und ſprach zu ihm: Wenn du einſt deinen Acker bauen wirſt, werden dein Grosgrosvater und ich längſt nicht

mehr sein. Doch soll sein und mein Name dir alsdann noch lieblich klingen.

Ach! hub Niklas, der Neunzigjährige, an, wäre ich doch nun noch so ein junger Kerl, wie mein Enkel, dieses Buben Vater!

Halle: las gut sein, Alter! das Leben hat auch seine Lasten — und der Tod hat auch sein Gutes. Sei zufrieden!

Niklas: hast wohl recht, Vater; Gott hat alles wohl gemacht!

Halle verbarg seine Thränen, drückte den Alten mit recht deutscher Bidermannskraft, und rief: Gehet nun alle wieder hin in Frieden!

Die Familie des alten Ministers bestand aus Frau und zwei Kindern, welche mit ihm nach Berkenitz gezogen waren. Er hatte sich von jeher nicht nur den Ruf eines geschickten Staatsmanns, sondern auch eines weisen und redlichen Hausvaters erworben.

Eleonore, als sie ihn heurathete, brachte ihm kein Vermögen zu; auch ersetzten lange Reihen glorwürdiger Vorfahren bei ihr nicht die fehlenden Tausende. Von wackern und gutberüchtigten Eltern geboren, war sie dafür von Jugend auf zu sorgfältiger Führung der Hauswirthschaft angeleitet worden, und kam tugend-

haft und rein in Hallo's Arme. Sie ökonomisirte gut bei ihm, wuste sich in ihn zu schicken, und gewann sein Herz auf immer. Hallo sah, daß er ihretwegen zurückgesetzt werde und leiden müsse; aber es fiel ihm nicht ein, ihr deshalb einen Vorwurf zu machen, oder im Verborgenen seine mit ihr getroffene Verbindung zu bereuen. Sie bemerkte die widrigen Einflüsse, welche sie auf sein Schicksal hatte, so gut, als er, und fühlte sich um so mehr zur zärtlichsten Gegenliebe für ihn aufgefordert. Als er hernach in die ersten Geschäfte des Staats verwickelt ward, überschritt sie dennoch nie ihren kleinen häuslichen Zirkel, sprach nie in seine Amtsbetreibung ein, und prätendirte nicht, nach Ministerfrauen Weise, Einflüsse in seine Meinungen, Rathschlüsse, Entscheidungen und Entwürfe zu haben. Sie hatten schon eine lange Ehe geführt, als ihnen erst Albert, und zwei Jahre darnach Albertine, gebohren ward; welche ihre ganze Nachkommenschaft ausmachten.

Ehe Gustaf zur Regierung kam, waren Hallo's Amtsgeschäfte gröstentheils von der Beschaffenheit, daß er sie in seinem eigenen Hause betreiben konnte. Da kannte er denn kein süsseres Vergnügen, als bei Frau und Kindern zu sein, mitten unter ihnen erst zu ar-

beiten und dann zu ruhen, ſeiner Gattin durch liebevollen Umgang das Leben zu erheitern und an der Erziehung ſeiner Kinder den wärmſten Antheil zu nehmen. Da lebten ſie denn mäſſig und ſparſam, und waren an einem gar einfach beſetzten Tiſche froher, als oft die Reichen an ihren überſchwenglich belaſteten Tafeln. So klein auch ihre Einnahmen waren: ſo lebten ſie doch ſchuldenfrei; und wenn Eleonore zuweilen von der Zukunft, und wie es ihnen im Alter ergehen würde, ſprach: ſo pflegte Hallo zu erwiedern: „Für die Zukunft las Gott ſorgen! Er wird uns nicht verlaſſen. Vielleicht giebt er uns einen beſſern Abend, als unſer Mittag iſt.„

Das höhere Anſehen, zu welchem er in der Folge gelangte, machte ihn gegen die Freuden des häuslichen Lebens nicht unempfindlicher; auch lies er ſich durch daſſelbe ihrer nicht berauben. So, wie ſeine noch ſo wichtigen Geſchäfte vollendet waren, kehrte er wieder in den Schos ſeiner Familie zurück, und erquickte ſich an ihrem Anblick und Umgang. Fürſt Guſtaf, wenn er, wie er oft zu thun pflegte, ſelbſt zu ihm kam, um ihn abzuholen, traf ihn gemeiniglich unter Frau und Kindern, und entlies ihn oft aus ſeiner Burg mit den Worten: Nun eile nur, und mache, daß du zu den Deinigen

kommeſt; du biſt doch nirgends glücklicher, als bei ihnen. Er konnte zur ſelbigen Zeit tagtäglich bei Hofe ſpeiſen; aber man ſah ihn oft wöchentlich kaum einmahl bei Fürſtentafel. Er blieb in dem Hauſe als Miniſter wohnen, in welchem er von ieher gewohnt hatte, und entſchuldigte ſich, wenn er die rundumgehenden Schmauſereien der Reichen und Groſſen nicht mithielt, mit den engen Gelas in ſelbigem. Was er dadurch in ihren Augen verlohr, gewann er wieder in den Augen ſeines Fürſten; und Guſtaf hatte mehr, denn einmahl, öffentlich geſagt: „Wollte Gott, daß alle meine Diener ſo haushielten, wie Hallo! So würde es nicht ſo viel mit Schulden belaſtete Güther, und ſo viel vornehme Familien in meinem Lande geben, die von dem geſammten Nachlas ihrer Verfahren faſt weiter nichts mehr aufzuweiſen haben, als — ihre Wapen. „

Eleonore hatte zwar auch durch die Erhebung ihres Mannes gewonnen; indem ſie durch allerlei erlaubte Zugänge, welche er von ſeinen höhern Poſten genos, unterſtützt, mehr Antheil, als ſonſt, an den Bequemlichkeiten des Lebens nehmen konnte; allein die Vorſtellung, daß Hallo durch ſein Steigen auf allen Seiten ſich Neider erweckt habe, daß mithin die Anzahl ſeiner Feinde vielleicht dreifach vermehrt worden,

und daß diese unaufhörlich auf Mittel sinnen würden, ihn noch tiefer wieder zu stürzen, als er vorher gestanden, verbitterten ihr oft das kleine Glück. Sie war von Natur furchtsam; und, ob sie gleich sah, daß ihr Mann auf seinen wichtigen Posten von Zeit zu Zeit nur noch fester stehe, daß er sich keiner Thorheit, keines Uebermuths, keiner Nachlässigkeit und keiner Untreue schuldig mache, und daß es in seiner Gewalt stehe, jeden, der ihm schädlich werden könnte, zeitig genug, wann er sonst wollte, zu entfernen: so legte sie doch nie ihre Besorgnisse deshalb gänzlich ab. Als daher Hallo ihr die Nachricht brachte, daß er seiner Dienste auf die gnädigste Weise entlassen sei, und daß ihm und seiner Familie auf ewige Zeiten eins der vortrefflichsten Landgüther geschenckt worden, schlos sie ihn in ihre Arme, und sprach unter Freudenthränen: „Lieber Vater, nun werde ich heute wieder den ersten ganz ruhigen Abend haben. Seit deiner Erhebung habe ich dergleichen nicht gehabt. Nun gehen wir ganz in die Lage ein, welche ich dir und mir und unsern Kindern nur je gewünscht habe.„ Hallo lächelte. „Gute Mutter, du hast dir unnöthige Sorgen gemacht. Wer nur ein redlicher Mann ist: der steht bei Gustaf wohl fest. Er ist nicht so ein Herr, bei dem jeder den andern anschwärzen

kann, wie er will. Er hört und prüft; und, wer ihn einmal belügt, auf deſſen Lügen hört er nie wieder. Dieſerhalb hätte ich noch lange dienen können. Aber nun iſt mir die Ruhe willkommen. Dis würde ſie mir iedoch nicht ſein, wenn ich nicht ſo lange redlich gearbeitet hätte. „

Albert hatte zwar die Geſundheit und Dauerhaftigkeit ſeines Vaters; aber beiweitem nicht den Geiſt deſſelben. Er war indeſſen nicht Dumkopf; iedoch nicht dazu gemacht, in wichtige und verwickelte Lagen einzugehen, und ſich in ſelbigen zu erhalten. Hallo prüfte ihn genau, und hatte ihn und das Vaterland zu lieb, als, daß er es erzwingen ſollte, ihn zu öffentlichen Dienſten in letztern zu erziehen. Er glaubte, daß ſein Sohn doch ein nützlicher Mitbürger im Staate werden könnte, ohne gerade am Hofe zu ſtehen. Auch hatte er von ieher dagegen gearbeitet, daß iunge Leute ſich dem Studiren widmeten, wenn ſie von der Natur nicht vollſtändiges Talent dazu empfangen hätten. So wollte er in Betref ſeines eigenen Sohnes am wenigſten ſeinen Grundſätzen zuwider handeln. Unter ſeiner Direktion ſtanden zwar Stipendien des Landes, und ſeine Vorfahren im Amte hatten ſich ſelten ein Gewiſſen daraus gemacht, ſie zum beſten ihrer Söhne, wenn ſie ſie gleich aus eig-

nen Mitteln reichlich verſorgen konnten, armen ſtudirenden Landeskindern aus den Händen zu winden. Auch both es ihm Guſtaf mehr denn einmahl an, ſeinen Sohn auf den berühmteſten Akademien auf Koſten der Staatskammer ſtudiren zu laſſen. Aber Hallo bediente ſich weder des einen, noch des andern Mittels dazu, ſondern willigte als Vater und Patriot lieber in Alberts Hang zur Landwirthſchaft. Deswegen vernachläſſigte er iedoch ſeine Bildung nicht. Er pflegte überall ſeinen heftigen Unwillen darüber zu erkennen zu geben, wenn er aufs Land zu den Amtleuten kam, und ihre Söhne roh und ungeſchliffen fand, weil ſie weiter nichts, als wieder Amtleute und Pachter werden ſollten; oder, wenn er hörte, daß irgendwo ein Vater in der Stadt denienigen unter ſeinen Kindern weniger, als die übrigen, zum geſunden Menſchenverſtande, zu guten Sitten und zu gemeinnützigen Kentniſſen erzog, welcher ſich dem Leben auf dem Lande widmete; oder, wenn er gar Zeuge davon ward, daß Eltern von einem ihrer Söhne ſprachen: er iſt ganz und gar dumm, und kann nichts begreifen, darum ſoll er — Oekonom werden. Hallo war feſt davon überzeugt, daß ſogar ein vernünftiger Bauer glücklicher ſei, als ein abergläubiſcher; daß Ackerbau und Landwirth-

wirthſchaft um ſo einträglicher werden, ie mehr man ſie, wie iede andere Wiſſenſchaft des Lebens, ſtudirt, auf Grundſätze zurückleitet, und mit andern ihnen verwandten nützlichen Kentniſſen verbindet; und daß man als Inhaber oder Pachter eines Guths um ſo viel mehr Werth empfange, ie weniger man in Geſprächen den bloſſen Umgang mit Pferden und Kühen verräth. Darum behandelte er, ſo lange die gewöhnlichen Schuljahre dauerten, ſeinen Sohn, als wenn er wirklich ſtudiren ſollte, und erinnerte ihn tauſendmahl daran, daß die Wahl einer landwirthſchaftlichen Lebensart, wenn ſie ein junger Menſch treffe, ihn weder zur Unwiſſenheit, noch zur Faulheit, berechtige. Hernach unterrichtete er ihn ſelbſt in allen Theilen der Oekonomie, lehrte ihn Ackerbau, Gartenbau, Waſſerbau, Forſtwiſſenſchaft, Baukunſt, Naturkunde, innere Einrichtung einer ländlichen Haushaltung, und vor allen Dingen die Pflichten eines Haus- oder Guthsherrn gegen ſeine Hausgenoſſen, Geſinde, Arbeiter und Bauern. Hallo war ſelbſt in allen dieſen Wiſſenſchaften wohl bewandert, und verſchafte ihm auch die Lektür vieler guten Bücher, welche in ſie einſchlugen. Albert war fleiſſig und fromm, und ward ein Jüngling von dem beſten Herzen, von ſtillem Wandel, und von unverdorbenen

Sitten. Sein Vater brachte ihn zu einem Amtmanne in der Vorſtadt, wo er einige Jahre als Verwalter diente. Dieſer ſtarb; und darauf ward er Adminiſtrator eines beträchtlichen Landguths. Als die Jahre ſeiner Adminiſtration verſtrichen waren, hielt er ſichs nicht für Schande, Verwalter nach, wie vor, wieder zu ſein; ob ſein Vater gleich den erſten Poſten im Staate bekleidete. Er lebte allenthalben mäſſig und ſparſam, ſammlete ſich dadurch ein kleines Vermögen, ward von allen, denen er gedient hatte, ſeiner Treue wegen geliebt, und war eben im Begrif, ſelbſt eine kleine Pachtung zu unternehmen; als Guſtaf ſeinen verdienſtvollen Vater das groſſe Guth Berkewitz ſchenkte. Nun lies er ſein Vorhaben fahren, und freuete ſich darauf, ſeinem Eigenthum einſt eben ſo wohl vorzuſtehen, wie er fremden Gütern vorgeſtanden hatte.

Albertine hatte mehr Geiſt, als ihr Bruder. Eleonore wünſchte deshalb oft, daß ſie Albert und Albert ſie geworden ſein möchte. Deſſen ungeachtet gab ſie ihm an Gutmüthigkeit, Arbeitſamkeit und Liebe gegen ihre Eltern und gegen alle Menſchen nichts nach. Sie war munter und tugendhaft. Was ſie lernte, lernte ſie ſpielend, und was ſie that, that ſie ſingend. Die Natur hatte ihr viel äuſerlichen Reitz verliehen. Schön,

und die Tochter eines Mannes, der die uneingeschränkteste Hochachtung seines Fürsten genos, ward sie, ohne reich zu sein, bald der Gegenstand der Liebe, oder auch des Stolzes vieler iungen Hofmänner. Jeder von diesen glaubte, daß er sein Glück nicht tiefer gründen, stärker befestigen und höher aufführen könnte, als durch seine Verbindung mit ihr. Wer iedoch nicht bider und brav war, wagte sich kaum an sie; denn ieder kannte den Hallo, und Hallo kannte auch ihn. Es bedurfte keines Beweises mehr, daß man durch Reichthümer und äuserliche Pracht in den Augen dieses Redlichen keinen Werth erhalte, sondern daß Wissenschaftlichkeit, Vaterlandsliebe, Arbeitseifer und Gemeinnützigkeit allein die Wege wären, auf denen man zu seiner Freundschaft gelangen könne. Albertine hatte sein ganzes Herz; ohne von ihm verzärtelt zu werden. Er hatte ihre Erziehung gleichfals mit edelster Sorgfalt betrieben, und wünschte, daß sie bei seinem Leben noch Gattin eines recht würdigen iungen Mannes werden möchte. Kein Vorurtheil der Stände und Lebensarten blendete ihn dabei. War der Liebhaber Albertinens ein nützlicher Mann; konnte sie an seiner Seite wahrhaftig glücklich werden; erwählte sie ihn freiwillig: so durfte er sicher auf seine Einstimmung rechnen. Hallo war nicht willens, die Wahl

ſeiner Tochter zu beſtimmen. Als Vater und Menſchenkenner wollte er ihr nur dabei zur Seite ſein. So wenig er dafür war, daß Albert ſich dem Hofleben widmete: ſo wenig hatte er etwas dagegen, daß Albertine eines Hofmannes Frau wurde. Er hatte in dem geſchäftigen Leben für den Staat den gröſſeſten Theil ſeiner Jahre hingebracht, und ſprach davon nie ohne ſichtbares Vergnügen. An Albertinen fand er Anlagen zur groſſen Welt, und ſah ſie im Geiſte ſchon in ſelbige eintreten. Eleonore aber vereitelte ſeine Ausſichten. Sie liebte ihre einzige Tochter auf das zärtlichſte; und ihre natürliche Furchtſamkeit ward alsdann äuſerſt vermehrt, wenn ſie auch nur im geringſten Grade wahrſcheinliche Gefahren für dieſelbe erblickte. In ihren Augen war ihr Mann die Seltenheit eines ganzen Jahrhunderts; weil er ſich nicht nur ſo plötzlich emporgeſchwungen, ſondern ſich auch auf ſeiner Höhe trotz alles Neides, und aller Kabalen, die gegen ihn angelegt worden ſein möchten, ſo lange erhalten hätte. Sie nahm daher ihre Tochter oft auf die Seite, und bat ſie, ſich einen Mann zu wählen, deſſen Glück nicht von der Gnade eines Fürſten abhange, und der in keinen ſolchen öffentlichen Geſchäften lebe, die ihn in mannigfaltige unvermeidliche Verwicklungen und Verantwortungen zögen.

Albertine war so gut für die kleine, als für die groſſe Welt gemacht. Vermöge ihrer natürlichen Heiterkeit hofte ſie in ieder Situation des Lebens, in die ſie ihr Schickſal führen würde, ſich zu gefallen. Es koſtete daher ihre Mutter nur wenig Mühe, ſie dahin zu bereden, daß ſie die Hand iedes iungen Staatsmannes, der ſich um ſie bewarb, unter allerlei ſcheinbaren Vorwänden ausſchlüge. Vater Hallo brummte denn wohl ſo nach ſeiner Art darüber, wie er zu brummen gewohnt war, wenn er ſah, daß iemand ſo oder ſo ohne zureichenden Grund handle. Doch lies ers dabei bewenden, daß er etwa blos hinzuſetzte: Ihr werdet ſo lange wählen, und — wählen, bis das Mädgen ſitzen bleibt; und es iſt doch nicht Recht, daß ihr den Alten hinſterben laſſen wollet, ohne daß er die letzten, und für einen Greis ſo ſüſſen Familienfreuden genieſſe. Als nun Berkewitz ſein ward, that ſich Eleonore nicht wenig darauf zu Gute, daß ſie ihre einzige Tochter nun nicht in der Reſidenz laſſen durfte, ſondern mit ſich aufs Land nehmen konnte. Und Hallo, da ſichs nun einmahl ſo hatte fügen ſollen, ſchien am Ende auch damit zufrieden zu ſein.

Der ehrwürdige Greis wuſte in den erſten Tagen nicht, wie ihm zu Muthe ſei, als er ſich ſo mit einem male aus dem faſt unüberſehbaren Wirwar von Geſchäften, in denen er ſich ſo lange, ſo ſtrebend und thätig herumgetummelt hatte, gerükt ſah. Jezt nun, da er alle ſeine Stunden ſich ſelbſt lebte, und aus dem Gedräng in die ländliche Einſamkeit geflüchtet war, ward ihm ſeine Familie noch weit theurer und werther, als ſie ihm je geweſen ſein mochte. Er ſegnete nun erſt recht die gute Wahl, welche er vor langen Jahren an ſeiner Gattin ohne Rükſicht auf äuſerliche Glücksgüter getroffen, und die würdige Erziehung, die er ſeinen beiden Kindern gegeben. Die ſeligſte Harmonie war zwiſchen Eltern und Kindern, und Albert und Albertine wetteiferten unter einander, ihrem Vater und ihrer Mutter die edelſten Beweiſe ihrer liebevollſten Hochachtung zu geben. In ihrer Mitte ſaß denn der alte Hallo, und ermahnte ſie zur Beharrung in Eintracht und Frömmigkeit. Er erzählte ihnen aus der langen Geſchichte ſeines Lebens viel Merkwürdiges, und ſuchte die Erzählung ieberzeit ſo zu wenden, daß ſie für die Zukunft des ihrigen lehrreich wurde. Sonderbar war es, daß ihm bei Zurükdenkung an ſeine entfernteſten Begebenheiten ein geſchwächtes Gedächtnis unweit

treuer war, als bei Rekapitulation der nähern. Sprach er von jenen, so stos er nur selten an; kam er aber auf diese: so muste er sich oft einige Minuten lang besinnen, ehe ihm alles wieder gegenwärtig ward. Man sagt, daß es den Greisen zuletzt durchgehends eigen werden solle, mehr von Gott zu sprechen; ihm aber war es von jeher eigen gewesen, sich mit seinen Kindern oft über den Urheber aller Dinge zu unterhalten. Er hatte —— vielleicht keine alltägliche Erscheinung! —— als Staatsmann seinen Kindern selbst die würdigsten Religionsbegriffe beigebracht. Eins seiner Lieblingskapitel, auf das er bei jedem Unterricht, den er ihnen gab, zu kommen pflegte, war das von göttlicher Fürsehung und Regierung gewesen. Seine Reden, mit welchen er gröstentheils dasselbe beschlossen, hatten darinn bestanden, daß der Mensch nur treu und redlich seine Pflichten in jeder Lage des Lebens ausüben, mit Weisheit und Herzensgüte bei allem seinen Vornehmen zu Werke gehen, und alsdann den Lauf seiner Schicksale getrost den Leitungen des höchsten Wesens überlassen möge. Hierdurch hatte er seine natürlich gutmüthigen Kinder tugendhaft und vertrauensvoll zugleich gemacht. Je mehr er Greis ward: desto schöner kleideten ihn die Unterhaltungen mit

ſeinen Kindern über Gott und Fürſehung. Sein eignes langes und ſonderbarverwickeltes Leben war überaus voll von auffallenden und glänzenden Beweiſen der leztern. Dieſe ſammelte er nun in der ländlichen Einſamkeit noch weit ſorgfältiger, und legte ſie ſeinen Kindern ans Herz. Seine Reden machten die feierlichſten und bleibendſten Eindrücke auf ſie, und ſie entſchloſſen ſich oft vor ſeinen Augen, Hand in Hand, aufs neue zur Beharrlichkeit in der Tugend und im Glauben an Gott.

An einem ſeiner erſten Abende auf Berkewitz redete er ſie alſo an:

„Gute Kinder! ich bin mir ſelbſt eine recht ſeltſame Erſcheinung, und ich habe, um mich zur tiefſten Anbetung Gottes zu ſtimmen, nicht nöthig, weiter auf etwas zu blicken, oder an etwas zu denken, als auf mich ſelbſt, und an die Wege, die mich Gott geführt hat. Das, was ich erſt für Schande und Elend hätte halten mögen — Die äuſſerſte Armuth in der ich gebohren ward — iſt der Grund meiner Ehre und Glückſeligkeit geworden. Ich geſtehe es der ganzen Welt frei, daß ich durch Wohlthaten fremder Leute erzogen worden bin. Hätte ich begüterte Eltern gehabt: ſo wäre ich vielleicht verzärtelt worden; oder ich hätte mich wohl der Unwiſſenheit, der Faulheit und einer

laſterhaften Lebensart ergeben; wie ihr das Beiſpiel davon an vielen jungen Leuten aus den reichſten Häuſern in eurer Vaterſtadt hattet. Der, welcher ich meinem Vaterlande war, und nun mir ſelbſt bin, wäre ich wenigſtens wahrlich nicht geworden; wär' ich nicht ſo ein blutarmer Junge geweſen. Aber ſo ward ich hart und arbeitſam, und lernte, mit wenigem zufrieden ſein. Ich muſte mich Menſchen gefällig zu machen ſuchen, wenn ich auf ihre Unterſtützung rechnen wollte, und muſte gründliche Wiſſenſchaften einſammlen, wenn ich eine Verſorgung im Vaterlande hoffen wollte. Und die Vorſtellung, daß ich mich durch eine ſchlechte Aufführung um die Liebe meiner Gönner bringen würde, hielt mich von mancher Ausſchweifung zurück. Meine Schuljahre waren vollendet; — o Gott! es iſt mir noch, wie heute geſchehen; geſegnet ſei iezt noch der Gang, den ich damahls that! — — — ich hatte lange in meiner Kammer unterm Dache geſeſſen, und hin und her geſonnen, wen ich nun um Beihülfe zu meinem akademiſchen Leben anſpräche, und mir das Herz ſchier ausgeſeufzt; als ich meinen Kummer durch einen Gang zur offnen Natur zu unterbrechen mich entſchloß. Es war ein ſchöner Tag. Mein Weg, den ich, ohne eigentlich zu wiſſen, warum gerade ihn, machte

führte mich einem Garten vorbei, in welchem Muſik war. Die Muſik reizte mich. Ich ging in den Garten ein, und ſetzte mich in einen einſamen Winkel auf eine Terraſſe, um ihr von ferne zuzuhören. Ein rauſchendes Vivace ertönte. Mein Herz verſuchte, ſich mit zu heben; aber dies war nicht Muſik für mich. Ein jammerndes Lamentoſo erfolgte. Das war Muſik für mich. Ich ſimpathiſirte ganz mit ihm, ſchmolz in Wehmuth, und meine Thränen drängten ſich. Meine Stellung mochte die klägzlichſte, mitleiderregendſte von der Welt ſein. Ein Paar reiche Kaufleute kamen Arm in Arm um eine Laube herum. Ich bemerkte ſie nicht; ſo tief war ich in meinen Schmerz verſenkt. Sie gewannen mir Rede an, fragten nach meinem Nahmen, und nach der Urſache meiner Thränen. Ich konnte die Antworten nur ſtammlen. Die Noth machte mich offenherzig. Sie wurden gerührt, gingen auf einige Augenblicke etwas abwärts, ſprachen zuſammen, kamen haſtig wieder, — ſo, wie Wohlthäter gehen, denen es um Wohlthun Ernſt und Freude iſt — und verſprachen mir, mich aus ihren Mitteln ſtudiren zu laſſen. Der eine von ihnen zog ſogleich ſeine Börſe heraus, gab mir das erſte Geld, und erſuchte mich, noch in derſelben Woche abzureiſen. — — —

Hier war Vater Hallo weg, und fragte ſeine Kinder was er geſprochen, und wo er ſtehen geblieben ſei. Doch ſammlete er ſich bald wieder, und die Wärme, mit der er ſeine Lieblingsmaterie abhandelte, ſchien alle ſeine Seelenkräfte zu ſtärken, daß er mit voller Geiſtesgegenwart fortfahren konnte:

Ich kann euch die Hinderniſſe nicht alle beſchreiben, welche mir, als ich ins Vaterland zurück kam, und mich um die mäſſigſte Verſorgung bewarb, in den Weg gelegt wurden. Alles war wider mich, und ſchien, mich mit Gewalt dahin bringen zu wollen, daß ich auswandern möchte. Ich fühlte aber meine Kräfte, und beharrete in meinem Entſchluſſe, ſie dem Lande allein, dem ich ſie zu danken hatte, zu widmen. Meine Feinde, die dis ohne alle meine Verſchuldung waren, ermüdeten zuweilen ſchier meine Geduld. Endlich kam die Gelegenheit, welche mich in Dienſte brachte. Ein vornehmer Ruſſe beſuchte unſern Hof. Er ſprach nichts, als die Sprache ſeines Volks. Im ganzen Lande war niemand, der ruſſiſch verſtand. Ich hatte in meinen Jugendjahren jederzeit nach der Regel gehandelt, alles zu lernen, was ich zu lernen Gelegenheit hatte, weil man oft nicht weis, wozu man dieſes oder jenes noch einmahl nutzen kann. Auf der Uni-

verſtärkt hatte ich einigen Umgang mit Ruſſen gehabt, und es dadurch ſo weit gebracht, daß ich ſie dolmetſchen und mich auch ziemlich auf ruſſiſch ausdrucken konnte. Ich äuſerte dis, und ward nach Hofe beſchieden. Der damalige alte Herr, Fürſt Chriſtoph, ſchien es ſehr gnädig aufzunehmen, daß er aus ſeinen Landeskindern iemanden aufſtellen könnte, der dieſen Fremden unterhielte. Der Ruſſe hielt ſich acht Tage an unſerm Hofe auf, und während dieſer Zeit hatte ich mannigfaltige Gelegenheit, mich als einen innigen Mann zu zeigen, der brauchbar ſei. Der alte Herr meinte es gut mit mir, und befahl ſeinen Räthen, mich zu prüfen und nach Maasgabe meiner Kenntniſſe in Dienſte zu nehmen. Nun hatte ich mein Brod; und ſehet, auf welche unerwartete Weiſe! —

Hallo hielt hier wieder ein! blickte gen Himmel, ſchien zu beten, fuhr fort:

Ich war zufrieden, und arbeitete auf einem niedrigen Platze mehr, als ich zu arbeiten ſchuldig war; ob mir gleich mein Gehalt wider den Willen des Regenten ziemlich dürftig zugemeſſen ward. Es waren damahls Kabalen am Hofe. Wer in die Höhe wollte, muſte es mit dem einen, oder mit dem andern halten. Heute ſtieg er alsdenn; morgen fiel er wieder. Die Diener rieben ſich unter einander ſelbſt auf.

Jeder misgönnte dem andern Ehre und Brod; ieder verkleinerte den andern bei dem alten Herrn. Am Ende wurden ſie alle für Schurken und Schelme von ihm gehalten, und muſten es ſich gefallen laſſen, wenn er heute den einen auf angebrachte Klage wider ihn, ohne ihm die Vertheidigung zu verſtatten, fortiagte, und morgen einen andern vor dem ganzen Hofe Eſel und Schlingel nannte. Der alte Herr war ſonſt nicht ſo geweſen; aber durch das viele Ohrenblaſen ward er ſo. Ich ſah dis alles, und hielts mit keiner Parthei. Dafür blieb ich denn aber auch ſitzen, wo ich ſas. Um mich her wuchſen die Räthe, die Hofräthe, die Kammerräthe, die Juſtizräthe und die geheimen Räthe wie die Pilze auf; aber euer Vater war Sekretär und blieb Secretär. Ich hielt um Verbeſſerung an; aber meine Schreiben kamen nie vor des Fürſten Augen. Jeder, der auch noch ſo lange nach mir in Dienſte gekommen war, ſo unwiſſend er übrigens ſein mochte, ſprang mir vor. Da prüfte mich die Fürſehung, und ich lies mich von ihr bewährt finden. Ich ward ausharrend in ſchweren Arbeiten, ſtärkte mich in Mäſſigkeit und Uneigennützigkeit, verſchlos mein Herz auf ewig dem Stolze, der Herrſch- und Unterdrückungsſucht, und lernte meinen ſchönſten Lohn einzig und allein in dem Bewuſtſein

finden, daß ich meine Pflichten treu erfüllte. Plötzlich schien mein Schicksal eine günstigere Wendung nehmen zu wollen. Einer der ersten damahligen Räthe ließ mich zu sich kommen, pries meine Geschicklichkeiten und Verdienste, bezeigte Unwillen darüber, daß man sie noch nicht besser belohnt habe, warf sich mit vieler Wärme zu meinem Gönner auf, und both mir eine sehr ehrenvolle und einträgliche Stelle an. Er that dis, wie er sagte, blos aus innerm Antrieb seines Herzens, aus Gefühl meines Werths, aus reinem Patriotismus, und mit seiner bekannten Uneigennützigkeit, und fügte — vermuthlich, um mir von der Letztern einen recht überzeugenden Beweis zu geben, — hinzu, daß ich mich dabei blos über die Kleinigkeit wegzusetzen habe, die Hand einer seiner weitläuftigen Verwandtinnen anzunehmen; von der die ganze Welt sagte, daß er sie, nachdem er sie als Vormund in seinem Hause erzogen, um ihre Tugend und Ehre gebracht habe.

Halle knirschte hier mit den Zähnen.

Der Schurke! Ich erwiederte ihm mit einer Freimüthigkeit, die ihn beben machte, daß dis kein Antrag sei, mit dem man einen ehrliebenden Mann bewillkommen müsse; daß ich jede Erhebung, die ich auf solchen Wegen erhalten sollte, eben so, wie ieden, der sie mir auf sol-

ihr Weise verschaffen wolle, verabscheuete, und daß ich ihm nun die Freiheit liesse, mein Feind und Verfolger zu sein. — Dis letztere ward er ohne mein Ansuchen. Er hat mich unter zwei Regierungen, und so lange, als er im Dienst war, gedrückt, und fiel gerade an dem Tage in Ungnade, an welchem er mich ganz um mein Brod bringen wollte. Einer meiner Freunde steckte mir dis, und überzeugte mich, daß es wahr sei. Ich blickte zum Himmel, und erstaunte über meine sonderbare Erhaltung. Der Tag, zu meinem Verderben bestimmt, ward meinem wütendsten Verfolger Tag seiner eigenen Schande.

Hallo verlohr abermals den Faden seiner Geschichte. Albertine nahm, durch Wiederholung des letzten Umstandes, dessen er Erwähnung gethon, denselben wieder auf. Der Greis hub von neuem an:

In solchen Lagen, und da der blühendste Theil meines Lebens schon hingewelkt war: that ich bereits auf den Anbau einer Familie Verzicht; als ich eure Mutter kennen lernte und liebgewann. Ich fragte sie, ob sie mein kleines Einkommen mit mir theilen wolle, und ob sie glaube, mit mir daran genung zu haben. Sie ward die Meinige. Wir richteten uns ein, und hielten weise und sparsam Haus. Lange

blieben wir allein. Endlich geſelletet ihr euch zu uns, und waret uns tauſendmahl willkommen. Eure Erziehung machte uns manche ſorgenvolle Stunde: beſonders in jenen Jahren des Kriegs und der Theurung; aber Gott half uns durch. Ich erſtaune noch darüber, ſo oft ich daran zurück denke, und meine kleinen Einkünfte, die ſo klein blieben, wie ſie waren, und die übertriebenen Preiſe, in welchen alle Mittel des Lebens ſtanden, gegen einander halte. Ich hatte mich nun ſchon dazu vorbereitet, daß ich auf der Stelle würde ſterben müſſen, welche ich ſeit ſo vielen Jahren bekleidet hatte. Ich diente zwar ſchon dem dritten Herrn, aber die Lagen des Vaterlandes wurden von Jahr zu Jahr traurigar. Guſtafs Vater lies ſeine Räthe regieren, und war mit ihnen zufrieden, wenn ſie ihm von Zeit zu Zeit die Summen, welche er forderte, herbeiſchafften. Er war mehr im Himmel, als auf Erden, brachte die meiſte Zeit auf ſeiner Sternwarte hin, verſtattete keinem den Zutritt zu ſich, und blickte auf ſein Land und Volk ſelten anders, als — durchs Fernrohr. Unterdeſſen kam Prinz Guſtaf von ſeinen Reiſen zurück, und das Vaterland hatte bald das Glück, in ihm ſeinen Regenten zu erblicken. Alles, was er that, belebte meinen Muth aufs neue. Zu ihm war

der

der Zutritt nicht verſchloſſen. Er verſcheuchte den Geiſt der Kabale von ſeinem Hofe, fing ſelbſt zu regieren an, und erſchütterte den geſamten Staat in ſeinem Innerſten.

Der Greis ſtockte iezt ſchon heftiger, und muſte oft abbrechen . . .

In einer glücklichen Stunde ward ich ihm bekannt. Alle Aufträge, die er mir machte, gelangen mir. Ich ſtieg von Woche zu Woche in ſeiner Gunſt, und ward, über aller Menſchen Vermuthen, ſein Vertrauteſter. An Weltkentnis fehlte es mir nicht. Ich muſte in iedem, über den ich weggeſprungen war, einen Neider und Feind befürchten. Darum nahm ich weder Titel, noch Ordensband an. Doch konnte ich meine Widerſacher dadurch nicht mit mir ausſöhnen . . .

Beſonders rotteten ſich die Räthe, welche Guſtaf bald nach dem Antritt ſeiner Regierung ihrer Dienſte entlaſſen hatte, gegen mich zuſammen. Sie hatten noch immer ihre Kreaturen am Hofe, und mittelbare Einflüſſe auf die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten. Ich mochte unternehmen, was ich wollte; ſo fand ich ganz unnatürliche Schwierigkeiten dabei; von denen es am Ende allemahl herauskam, daß ſie bald von dem einen, bald von dem andern von ihnen herrührten . . .

Tauſend Verdrüslichkeiten haben ſie mir erregt; und es wäre ihnen anfangs zu verſchiedenen mahlen beinahe gelungen, mich in die äuſerſte Tiefe wieder hinab zu ſtürzen. Eurer Mutter habe ichs iederzeit ſorgfältig verheelt, ſo oft dergleichen geſchah. Ich ging meinen Weg immer gerade fort, verlies mich auf meine gute Sache und auf Gott, und ſo machte ich alle meine Feinde zu ſchanden ....

Wenn ſie dachten, daß ich nun ſchon läge, und im Herzen bereits darüber iauchzten: ſo trat wieder ein Umſtand dazwiſchen, und vereitelte ihre Gedanken, der aus dem Ganzen wie hervorgeſprungen zu ſein ſchien, und den ich in aller Welt ſelbſt nicht ſo hätte erdenken mögen, wenn ich die Regierung meiner Schickſale ganz in meinen eignen Händen gehabt hätte ....

Fürſt Guſtaf nahm mich endlich ſo in Schutz, daß ich denienigen, welcher mir Unglück bereiten wollte, nur hätte nennen dürfen, um ihm die Landesräumung auf ſeine Lebenszeit zuwege zu bringen ...

So ging ich, von meinem Fürſten geliebt, von ihm und von Gott beſchützt, mitten unter meinen Feinden umher ...

Denn ſogar viele von denen, welche mir ihr Glück und ihr Brodt zu danken hatten, waren im Herzen mir gram. Ich ſah ihnen zu ſehr

auf die Finger, verſtattete ihnen keine Begehungen der Ungerechtigkeit, forderte von ihnen zu genaue Dienſtleiſtung und zu ſcharfe Rechenſchaft darüber, und nahm allenthalben den Unterthan gegen ſeine Blutigel in meinen Schutz . . . . . .

Ich werde immer ein ſeltenes Beiſpiel davon bleiben, daß man ſich nach der ſchnellſten und höchſten Erhebung im Staate bis ans Ende auch in derſelben erhalten könne . . .

Meine Feinde trieben es weit, da ſie mit Liſt nichts gegen mich ausrichten konnten, ſo weit, daß ſie einen Kerl erkauften, der auf einer Jagd, welcher ich wider meinen Willen beiwohnen muſte, mitten im Gedränge nach mir ſchoß . . .

Die Kugel ſollte auf meine Stirn prallen; ſie ſtreifte aber auf der linken Seite durch den Huth. Ich verlies in aller Stille die Jagd, kehrte erſchrocken nach Hauſe zurück, und ſagte eurer Mutter nichts . . .

Nach einem Jahre ſtarb der Kerl. Er konnte nicht ſterben, ohne mir ſeine That mit allen Umſtänden zu entdecken. Sein Erkäufer lag eben an einer ſchweren Krankheit darnieder, welche ihn das Leben koſtete. Ich verſchlos das ſcheusliche Geheimnis in meinem Buſen.

rächte mich nicht, und überlies ihn seinem Schicksal . . .

Daraus sollet ihr sehen, daß den Rechtschaffenen auch die Kugel nicht treffen könne, die auf ihn abgedrückt wird, wenn — Gott nicht will . . . . .

Bei diesen Worten gerieth Hallo dermassen in Affekt, daß er sie mit dreifachstärkerer Stimme aussprach. Man sah ihm die innigste Heiterkeit eines Gläubigen an. Er schlos in wieder ruhigerm Ton:

„Nun hoffe ich alle meine Feinde zufrieden gestellt zu haben, nachdem ich meinen Posten, auf dem ich ihnen so sehr im Wege war, gutwillig verlassen habe. Haltet, wie ich, iederzeit auf Rechtschaffenheit des Herzens, und denn zaget nicht. Es kann uns nichts geschehen, als was uns geschehen soll. Der Pfad des Lebens ist ein sehr ungewisser, bedenklicher, verworrener Pfad. Nur bei Redlichkeit und Treue, bei Weisheit und Glauben an eine göttliche Fürsehung, die alle unsere Schicksale leitet, kann man mit festem Tritt und mit Zuverlässigkeit auf ihm wandeln. „

Nach solchen und ähnlichen Unterhaltungen ging Hallo aus dem Schosse der Seinen zur Natur, und aus dem Schosse der Natur, kehrte er wieder in den ihrigen zurück. Dadurch fand

er ſich merklich geſtärkt, und es bekam den Anſchein, als wenn die reine ländliche Luft den Greis wieder verjünge.

Hallo nahm ſeinen Wanderſtab, und ſprach zu Albert: es ſind iezt ſo milde Frühlingstage, recht gemacht dazu, Greiſe zu ſtärken, und neues Leben in alle ihre Adern zu gieſſen. Laß uns einmahl unſer Guth überwandern, ſo weit meine Kräfte reichen werden!

Darauf machten ſie ſich in Geſelſchaft des alten Niklas, der alle Grenzen des Guths kannte, und in der ganzen Gegend für einen geſcheuten Hauswirth galt, auf den Weg. Hallo's Abſicht ging nicht nur dahin, auf dieſer Wanderſchaft ſein ganzes Guth kennen zu lernen, ſondern auch den geſammten Plan zur Einrichtung ſeiner Familie und Gemeine auf ſelbiger zu entwerfen, und Verbeſſerungen, wo dergleichen anzubringen wären, anzumerken. Zu dem Ende ſteckte er die Schreibtafel zu ſich, und gebot ſeinem grauen Begleiter, über ieden Gegenſtand, von dem die Rede entſtehen würde, ſeine Meinung gerade heraus zu ſagen.

Ihr erſter Weg ging über das diesjährige Erndtefeld. Das Wintergetraide war ſchon

herrlich emporgegrünt, und auf dem Sommerfelde arbeitete noch das ganze Dorf. Der Acker welcher dem Guthsherrn gehörte, unterschied sich sehr merklich von der Unterthanen ihrem. Er versprach durchgehends eine schlechtere Erndte, als dieser.

Hallo zu Albert. Das ist die Folge davon, wenn die Bauern auf Hofedienst bestellen müssen. Nach der Güte des Erdbodens zu urtheilen, müssen hier vier Hufen mehr Ausbeute geben können, als vielleicht unsere ganze diesjährige Erndte gibt.

Halle zu den Bauern, welche auf dem Sommerfelde arbeiteten. Bestellet nur diesmahl noch ordentlich; ich mag euch gern nicht wieder auf meinen Aeckern haben.

Als sie ans Ende des diesjährigen Feldes kamen, und Halle allenthalben gefragt hatte, wem jede Breite gehöre, zog er seine Schreibtafel hervor, und schrieb mit grossen Buchstaben ein: ich habe offenbar zu viel Acker, und die Bauern haben zu wenig.

Er setzte sich jetzt auf einen grossen Feldstein, übersah die künftige Erndte noch einmahl und sprach: Aber Niklas, warum so viel Wasser auf diesen Feldern?

Niklas, der sein neunzigjähriges Haupt schüttelt, und die Arme in die Seite setzt.

Lieber Herr, alle Jahre iſts nicht ſo. Nur, wenn der Winter ſo gelinde geweſen, und das Frühjahr ſo nas iſt. Sonſt hätten unſere Leute auch wohl ſchon mehr Redens darüber gemacht. So aber wollten ſie's dem ſeligen Herrn, der ihnen doch Guts genung erzeigte, nicht zu Leide thun.

Hallo. Wie ſo?

Niklas. Mein Vater ſeliger hat mir oft erzählt, daß er von ſeinem Vater ſeliger gehört habe, wie dieſem ſein Vater ſeliger geſagt habe, daß die ganze groſſe Wieſe da, über die wir iezt kommen werden, nichts, als Teich, geweſen ſei. Er erinnerte ſich, daß er in ſeiner Jugend daſelbſt noch hie und da fiſchen geſehen. Da ſind denn kreuz und queere durch dieſe Felder Graben gegangen, die das Waſſer, welches um dieſe Jahrszeit darauf zu ſtehen pflegt, in den Teich geleitet haben. Nach und nach hat ſich der Teich ausgehöhet; und zu den Zeiten des Papa's des verſtorbenen Herrn hochſeliger, da das Guth verpachtet geweſen, hat niemand an Räumung des Teichs gedacht. Da hat denn die Gemeine die Graben auch eingehen laſſen. Und, wenn nun der Teich wieder ausgebracht werden ſollte, würde es groſſe Koſten erfordern. Der hochſelige Herr hat deshalb ſelbſt die letzten Gründe, in denen zu ſeiner Zeit noch Waſſer

ſtand, auffüllen, und die Wieſe gerade machen laſſen. Fiſche, ſagte er immer, habe er doch genung, und Fiſche aus dem Flus ſchmeckten beſſer, als aus den Teichen. Ich weis nicht, obs wahr iſt. Inzwiſchen iſt es Schade um die ſchönen Aecker: denn in naſſen Jahren verſauret uns die Saat oft zur Hälfte.

Hallo ſchrieb in ſeine Tafel: der Teich ſoll wieder hergeſtellt werden, es koſte, was es wolle; und, wenn dis geſchehen, ſollen allenthalben wieder Graben gezogen werden.

Jenſeits der Wieſe kamen ſie aufs Brachfeld.

Hallo: wie benutzet ihr denn hier die Brache?

Niklas, bauernmäſſig in den Bart ſchmuzelnd. Hum! lieber Herr, die mitzen wir übers Jahr erſt. Sie ſind mir auch ein loſer Herr, daß Sie mich alten Mann ſo furios fragen. Uebers Jahr wächſt hier recht ſchöner Waitzen.

Hallo ſchrieb wieder auf: Und notabene, die Bauern die Brachbenutzung zu lehren.

Das Brachfeld begrenzte ein groſſer grüner Platz, auf dem unzählige Maulwurfshäufe ſich zeigten, deren viele ein hohes Alter haben mochten, und eine ſolche Gröſſe hatten, daß der ganze Anger einem Kirchhofe voll alter eingeſunkener Grabhügel ähnlich war. Hie und

da ſah man Umzäunungen, die voll kleines Gebüſches waren.

Hallo. Und was ſtellt dieſer Anger überhaupt vor? Und was jene Umzäunungen?

Niklas. Dieſer ganze Fleck iſt Gemeinweide; und jene Zäune verhegen unſere Kälber- und Fohlenheinichte.

Hallo ſuchte jetzt einen Ruheplatz, und lies ſich mit dem alten Niklas in einen langen Wortwechſel über die Vorzüge der Stallfütterung ein. Er hatte ſelbige als ein verſtändiger Kammeraliſt in vielen Gegenden ſeines Vaterlandes eingeführt, und den erwünſchteſten Erfolg davon geſehen. Anfangs hatte er immer viel Widerſpruch von Seiten der Bauern gefunden, und keinen andern Weg, ſie zu ſelbiger zu bringen, übrig geſehen, als den, daß — der Fürſt einen Machtſpruch that. Sobald ſich die Bauern hernach daran gewöhnt, hatten ſie ihm von Herzen dafür gedankt. Niklas wuſte, ſo, wie die Bauern allzumahl, wenn es auf dieſen Punkt kommt, erſtaunendviel dagegen zu reden. Vater Hallo lies ihn alle ſeine Gegengründe ausſchwatzen, und widerlegte ihm hernach ieden derſelben mit vieler Gründlichkeit. Am Ende lief alles dahinaus, daß ſeit ewigen Zeiten das Vieh hier zu Lande ausgetrieben worden; daß es dabei bleiben müſſe, wobei es

die Gros- und Gresgros- und Urgrosgrosvät-
ter gelaſſen: daß Niklas für ſein Theil ſich
wohl an die Stallfütterung gewöhnen wolle;
daß aber die Gemeine ſie ſich nimmermehr ge-
fallen laſſen werde, und daß der hochſelige
Herre ſich deshalb ſchon viel vergebliche Mühe
gegeben hätte.

Niklas. Ja, wenn die Gemeinweide nicht
wäre: ſo könnten wir auch wohl in die Brache
ſäen; aber ſo — —

Hallo. Nun ſehet, ſo ſeid ihr nicht ein-
mahl Herren von eurem Eigenthum, und der
fleiſſigere Hauswirth kann ſeinen Acker nicht
einmahl beſſer nutzen, als der faule, wenn er
auch wollte. Iſt das nicht allein ſchon albern
genung? — du biſt ſo ein alter verſtändiger
Landmann, Niklas; las dich nur noch einerlei
fragen. Wie viel Fohlen habt ihr denn wohl
jetzt im ganzen Dorfe?

Niklas. Das werden über zehen nicht
ſein. Die Pferdezucht bedeutet jezt hier nicht
viel.

Hallo. Nun erwäge einmahl, ob dieſe
elende Benutzung eines ſo ſchönen Flecks Landes,
wie die Heinicht iſt, mit dem Umfange derſel-
ben wohl im geringſten Verhältniß ſtehe. Iſt
ſie auch des Gehegens werth, welches ihr, wie
du ſelbſt ſagſt, jährlich neu um ſie machen müſ-

ſet? Könntet ihr nicht daſelbſt überflüſſig Gemüſe für alle eure Haushaltungen ziehen? Oder, wenn ihr dis nicht wolltet, Rüben, Kartuffeln und allerlei andere Maſtung für eure Rinder und Schweine in Menge? Müſtet ihr das Land ſolchergeſtalt nicht zwanzigmahl höher nutzen?

Niklas. Lieber Herr, das iſt alles viel zu weitläuftig, daran iſt der Bauer hier zu Lande nicht gewöhnt, und hat auch nicht Zeit dazu.

Halle. Da ſteckt eben der Knote. Der Bauer iſt hier zu Lande zu faul, ſag nur. Er ſchleppt lieber eine Fuhre Reisholz zu Markte, ſchindet die Pferde dabei ab, bleibt bis in die ſpäte Nacht im Wirthshauſe ſitzen, und verſäuft die wenigen Groſchen, welche er gelöſet hat. Ich weis alles, womit er ſich zu entſchuldigen ſucht, und — manches davon mag auch wohl wahr ſein. Indeſſen hoffe ich euch dadurch, daß ich euch die Frohndienſte abnehme, fleiſſiger zu machen.

Niklas. Lieber Herre, das wird allerdings viel dazu thun; aber was wird all unſer Fleis und alle neue Anſtalt uns helfen, wenn hernach unſere Nachbarn, die hier an vielen Orten mit uns die Koppelweide haben, kommen, und uns unſere beſtellte Brachen und unſere zu Gärten

gemachte Heinichte abhüten? Je mehr wir alsdenn geſäet und geſchont haben: deſto mehr finden ihre Schafe und Kühe zu freſſen. Sie ſollten nur einmahl ſehen, was es für ein Drang iſt, wenn alte Michael kommt, und wie ieder Hirt mit ſeinem Vieh über das kleine neue Kohlland, das der Herr hochſeliger uns gab, zuerſt herzufallen ſucht. Da kommen ſie von drei Dorfſchaften her, und iagen das Vieh faſt zu Schanden, um einander den Rang abzulaufen. Beſonders iſt der alte Herr da auf dem nächſten Guthe gar zu ſchlimm; deſſen Schäfer uns alles gebraunte Herzeleid anthun muß. —

Hallo horchte hier etwas mehr auf, als vorhin. Er kannte den alten ſchlimmen Nachbar, deſſen iezt Niklas gedachte, und ſah die Schwierigkeiten vorher, welche ihm ſelbiger bei der neuen Einrichtung machen würde. Doch ſprach er zu Niklas: Sei ohne Sorgen! das will ich ſchon alles in Ordnung bringen. — In ſeine Tafel ſchrieb er: Notabene, Notabene — die Koppelweide.

Hallo trat in die Waldungen ein. Er erſtaunte über den Holzreichthum, welchen er hier vorfand. Ein beſonderes Vergnügen erweckten ihm die mannigfaltigen angenehmen Gänge und Ruheplätze, die der vorige Guthsbeſitzer hier angelegt und die er nimmermehr hier erwartet

hatte. Niklas ſetzte ſich neben ihm, erzählte ihm, daß er ietzt das Wenigſte von ſeinen Holzungen ſehe; inmaſſen ſie ſich zur rechten Hand hin auf einige Meilen weit ausſtreckten, und daſelbſt gröſtentheils ſo breit, als lang, waren, und brachte darauf ſeine Klagen an:

„Unſere gröſte Noth iſt hier das Wild. Hirſche und Schweine; von welchen letztern der Wald da unten wimmelt, thun uns Jahr aus Jahr ein erſtaunlichen Schaden. Der Herr ſeliger, wollt' ich ſagen, Hochſeliger — —

Hallo, lächelnd. Las dich nicht irren, Niklas. Der ſelige Herr wird darum nicht höher ſelig, als andere Leute, weil er hier ſo ein ſchönes Gut beſeſſen hat. Er und ſein Bauer Niklas kammen in einen Himmel. Droben iſt eine andre Rängordnung. Da gehts nicht mehr nach Ahnen und Luſtſchlöſſern, ſondern darnach, wie ieder hier ſeine Pflichten ausgeübt, ſeinen Stand erfüllt, und Andern Nutzen geſtiftet hat. Und da wirds denn hoff ich, eben ſo einen hochſeligen Niklas, wie einen hochſeligen Herrn von Wackerode geben.

Niklas. Nu, wie geſagt, der hochſelige Herre wollte das freilich nicht haben; aber der Förſter, der alte Schelm, — ietzt ſitzt er hinter dem Ofen, und kann nicht mehr fort — war uns immer entgegen. Da er von ſeinen

Salarius leben konnte: so machte er sich aus das bissgen Schiessardens nichts; sondern pflegte lieber seinen dicken Bauch, kam selten in die Ferst, und schos weiter nichts, als was in des gnädigen Herren Küche gebraucht ward. Kamen wir denn des Morgens, und klagten ihm den Schaden, welchen uns das Wild wieder in der Nacht gethan: so lachte er uns obendrein noch aus, und sprach, wir könnten uns hinauspacken, und lehren. Da hätten wir aber alle lehren mögen; denn, wenn wir, hier die Thiere verjagten: so kamen sie dort wieder heraus; und, weil sie so geschont wurden: so waren sie so dreust, daß man ihnen recht nahe kommen muste, ehe sie liefen. Die Hunde schos uns der Schelm todt; und wir wusten allemahl genau daran, wenn uns Tags drauf ein Paar derselben fehlten, daß er mit seinem dicken Wanst einmahl wieder zu Busche gekrochen sei. Da haben wir es denn müssen geben lassen, wie es ging, und wurden endlich des Klagens überdrüssig. Aber Gott im Himmel mag sichs erbarmen, was das für eine Noth und für ein Aerger für uns arme Leute hier ist, wenn wir es uns haben sauer auf unsern Aeckern werden lassen, und die Saat herrlich steht, und wir denken, daß wir nun bald für uns und unsere Kinder erndten wollen, und denn die Hirsche zu

hunderten kommen, und uns in einer Nacht ganze Breiten abfreſſen .... Wann uns ein Menſch Getraide aus dem Felde ſtiehlt, und wir kriegen ihn dabei: ſo wird er geſtraft; aber Thieren, die uns beſtehlen, dürfen wir nichts thun .... Und doch ſind wir arme Leute, und gewinnen nicht einmahl Brodt genung für uns und laſſen es uns ſo blutſauer werden .. und ieue ſind unnütze Beſtien ... Ach! lieber Herre, wenn ſie da eine Aenderung treffen wollten. ..

Hallo hörte hier etwas, worüber er ſich iederzeit zu entrüſten pflegte. Ihm hatten es die Bauern im ganzen Lande zu danken, daß ſie ſeit zehen Jahren in der Maſſe in den Augen ihres Fürſten am Werth geſtiegen waren, in welcher das Rothwildpret und die wilden Schweine an ſelbigem gefallen waren. Vorher muſte ieder Bauer, deſſen Hund in freiem Felde getroffen ward, nicht nur dabei ruhig ſein, wenn ihm derſelbe vor ſeinen Augen erſchoſſen ward; ſondern er ward auch noch um einige Thaler geſtraft, ſo bald er ſich darüber beſchwerte, und ſich für den Herrn des erſchoſſenen Thiers bekannte. Die Urſache davon war nicht, weil ſo ein Hund, wenn er etwa toll wäre, den ſchrecklichſten Schaden anrichten könnte; ſondern weil iunge Haſen in

Gefahr ſtanden, von den umherlaufenden Bauerhunden abgeſchlachtet zu werden. Die Fleiſcherhunde hingegen in den Städten lieſen zu ſechs und zu zehen ohne Knittel und alles auf freiem Markte umher, und durften die Kinder der Bürger anfallen, wie ſie wollten. Klagte alsdenn der Vater eines ſolchergeſtalt beſchädigt gewordenen oder gar halbzerriſſenen Kindes darüber; ſo ward ihm zur Antwort gegeben, daß die Kinder nicht auf die Straſſe gehörten.

Halle, wer war es geweſen, welcher die Menſchheit auch auf dieſer Seite wieder in ihre urſprünglichen Rechte verſetzt hatte. Ihre Thiere, hatte er zu Guſtaf geſprochen, müſſen Ihren Menſchen nicht zur Laſt leben. Dieſe ſind mehr; auch für Sie mehr, als jene. Von der Zeit an empfingen die Unterthanen die Erlaubnis, alles Wild ohne Unterſchied, ſo bald es ihnen in ihren Gärten oder auf ihren Feldern Schaden thäte, mit eigener Hand zu erlegen, und abzuliefern. Die ſämtlichen Forſtbedienten hatten viel dagegen einzuwenden; Guſtaf aber hörte ſie nicht, ſondern ſprach: „Es iſt mir nicht um Schweine und Haſenvermehrung, ſondern um Volksmenge und Volkswohlſtand in meinem Lande zu thun; und ihr habt ohnehin die einträglichſten Dienſte. Sogar die fürſtlichen Wimpis, eine Art groſſer

aus-

ausländischer Hühner, welche seit undenklichen Jahren das Privilegium gehabt hatten, die öffentlichen Gartendiebe in der Residenz zu sein, und an die sich der fleissigste Eigenthümer eines Grundstücks, wenn er sie auch dabei antraf, daß sie ihm an einem Morgen oder Abend seine ganze gehoffte Ernte an Erbsen, Mais, grossen Bohnen und andern Früchten verdarben, bei Karrenstrafe nicht vergreifen durfte, wurden für Vogelfrei erklärt; und die kleine Anzahl derselben, welche der Fürst ferner beibehalten wollte, wurden eingefangen, und von Stund an aus dem fürstlichen Magazin gefüttert. — Nur bei einigen Fasallen, die der Jagdgeist besas, blieben die Thiere noch in höheren Werth stehen, als die Menschen.

Hallo klopfte daher dem alten Niklas die Schulter, und antwortete: Es ist mir lieb, Alter, daß du mir dis sagst. Dem Unheil soll bald abgeholfen werden. Meine Hirsche und Schweine sollen eure Felddiebe nicht weiter sein. Ihr dürfet ja kein Thier halten, das mir Schaden thut; so mus ich euch mit gutem Beispiel darinn vorgehen.

Er schrieb in die Tafel: ich habe zu viel Waldung. Da, wo das beste Land im Busche ist; lieber Acker daraus zu machen. Das Wild äuserst zu vermindern, und statt der Heer-

das von Hirschen und Schweinen leeren neue Menschenfamilien aufs Guth zu locken, die sich anbauten.

Niklas freuete sich herzlich über das Gute, welches er jetzt für die ganze Gemeinde gestiftet hatte, und wurde so treuherzig mit schwatzen, daß er nun beinahe ganz das Wort führte. Hallo bediente sich dieses Augenblicks.

„Du bist so lange hier im Dorfe, kennst alle und jede, und bist ein guter ehrlicher Mann, auf dessen Urtheil man sich verlassen mag. Gib mir doch einen Begriff von den sämtlichen Einwohnern, von ihren Güthern, Haushaltungen und Umständen.

Niklas zeigte sich bereitwillig, dieses Ansuchen zum Theil zu erfüllen. Wie stark jedes Bauernguth sei, erzählte er sogleich richtig und in gedrängter Kürze; aber mit der Schilderung ihrer gegenwärtigen Besitzer und der Verfassung derselben wollte er nichts zu schaffen haben. Er gab nicht undeutlich zu verstehen, daß er dies für eine Verrätherei halte, die er am ganzen Dorfe ausüben würde; auch ließ er einigen Argwohn über die Absichten blicken, derentwegen Hallo diese Nachrichten von ihm verlange, und schloß damit, daß ihn die ganze Gemeine anfeinden würde, wenn er es thäte, und sie davon Wissenschaft erhielte, oder ihn auch nur

im Verſuche darüber nähme. Hallo liebte die Aufrichtigkeit und die Treue allenthalben, wo er ſie antraf. Auch am Bauer wußte er ſie zu ſchätzen.

„Du biſt ein braver Mann, Niklas, und ich werde dir immer gut ſeyn, ſo lange ich dich kennen lerne. Aber dieſesmahl machſt du dir ohne Noth Sorge, und mißverſtehſt mich. Ich habe die gute Abſicht, noch ehe ich ſterbe, alle Einwohner dieſes Dorfs zu glücklichen Landleuten zu machen, und will mich an meinem Abend ganz hierher beſchäftigen. Aber dazu brauche ich ſo einen Mann, wie du biſt, der ſie mich alle kennen lehrt. Den Armen kann ich ſonſt nicht ſo unterſtützen, wie ich will, und ihre Beſſerung des liederlichen Wirths wird es auch langſamer hergehen, wenn ich erſt eine Weile unter euch wohnen müßte, um ihn ſelbſt herauszufinden. Du ſollſt nach Pflicht und Gewiſſen von allen reden. Und ich gebe dir mein Wort, daß niemand jemahls aus der Gemeine auch nur auf die geringſte Spur darüber kommen ſolle, daß ich die Nachrichten von dir habe. Du ſollſt mir dieſen Gefallen nicht umſonſt thun. Und ſo wirſt du mir es doch gönnen, daß ich mich mit dem ſüſſen Troſt in mein Grab gehen könne, der Wohlthäter und Beglücker meines ganzen Dorfs geweſen zu ſeyn?„

Niklas, der den Hallo bei den letzten Worten zutraulicher anblickte. I nu, nu, wenns so gemeint ist, lieber Herr, so mags drum sein. Aber bei mir gilt eine ehrliche deutsche Hand, welche man sich auf etwas gibt, mehr, als Brief und Siegel drüber. Erst die Hand darauf, daß ich nie Verbrus deshalb mit der Gemeine haben soll. Ich bin ein alter eisgrauer Mann, und möchte gern, wenns nun heute oder morgen geschehen soll, ohne Feindschaft sterben.

Hallo lächelte über die Geradheit des Alten, und drückte seine Rechte so, daß Niklassen alle fünf Finger zusammenklebten, als er sie wieder wegzog, woraus er den einträglichen Schluß machte, daß er nun ohne alle Besorgnis von dem Herzen wegreden könne.

Albert bekam einen Wink, die Tafel zu nehmen, und den Hauptinhalt alles dessen aufzuschreiben, was Niklas berichten würde. Niklas erzählte bedachtsam und lange; und, als er aufhörte, dankte ihm Hallo mit den Worten: Nun bin ich im Stande, von meinen Wohlthaten eine richtige Anwendung zu machen. Bei der ersten Gelegenheit will ich es dir vergelten.

Man hatte nun auf der einen Seite nicht mehr weit vom Strome. Hallo fragte nach

selbigem, und ließ sich da, wo der Wald am schmälsten war, durchführen.

Hallo, als er herausstieg. Was für eine treffliche und auch den Greis noch bezaubernde Aussicht ist hier! Hallo hat zwar sein Leben größtentheils in Geschäften hingebracht, die ihn von der Natur entfernten, aber er hat doch noch Gefühl für sie. Gott! wie weit übertreffen ihre Scenen den Pomp der Höfe!

Niklas eignete sich als Bewohner der Gegend, welche sein neuer Guthsherr pries, ein gut Theil des Compliments zu, das derselbe jetzt der Natur hier machte, faßte ihn treuherzig um den Leib, neigte sich vorwärts, und wies mit seinem Hagedornstecken nach den Bergen hin: O, wenn wir erst dort werden hin kommen, lieber Herr, da springt einem das Herz recht im Leibe, wenn man herunter siehet.

Hallo. So! ists da noch schöner?

Niklas. O, das ist nicht auszusprechen! besonders da, wo der Herr hochselige das schöne Schloß hinbauete. Da ists nicht anders, als wäre man bei dem lieben Gott im Himmel, und guckte mit ihm von oben herunter ins helle klare Paradies.

Hallo ging mit gefalteten Händen, und blickte gestärkt, wie ein Jüngling, unaufhörlich vor sich hin. Erst noch eine große Wiese —

denn der Strom mit seinen Fahrzeugen — seitseits desselben hohe bewachte Ufer mit Fruchtbäumen und Weinstöcken bekränzt — ganz oben einige alte verfallene Bergschlösser und Warten.

Hallo. Wem sind die kleinen netten Häuser, welche diesseits noch am Ufer stehen?

Niklas. Ja, die sind ja auch Ihre, lieber Herr. Die hat auch der hochselige Herr noch angelegt. In dem einen da, war er zu Sommerszeiten oft, und da ists denn auch recht kostbar.

Als Niklas noch so sprach, kamen Elvire und Albertine aus dem ebenerwähnten Hause heraus, um Vater Hallo zu empfangen. Sie waren bei guter Zeit dahin gefahren, um daselbst den edlen Greis mit einer kleinen ländlichen Mahlzeit zu überraschen. Das Haus war ganz dazu eingerichtet, daß man allda in der mildern Jahrszeit einen mit allen Bequemlichkeiten versehenen Aufenthalt fand; und unten wohnte ein Fischer, der ohne Familie war, und die Aufsicht über alles im Hause hatte.

Auf dem Pavillon ward gespeiset. Hallo ward durch die ganze Aufnahme, welche er hier in seinem Eigenthum fand, in die sanfteste Ver-

wunderung gesetzt; Gustafs Geschenk ward ihm mit jedem Tage werther. Wie er da so hoch oben zu Tische sass, und der blaue Himmel sich rundumher wölbte, und die Masten der vorübersegelnden Fahrzeuge sich ihm von weiten so zeigten, als sichern sie zwischen seinen Tellern und Schüsseln durch, sprach er zu Eleonoren: „gute Mutter! Gott gibt uns einen recht vergnügten Abend. Am Tage wars oft stürmisch, und zu Zeiten ginge uns armselig. Aber jetzt ists heiter und schön, und wir sind reiche Leute geworden. Unsere Kinder werdens geniessen. Wir sind bald vorüber — wie die Schiffe da. Aber was Gott unsern Kindern gibt, das gibt er uns in ihnen. Wenn Albert und Albertine noch das Einzige thun, und sich bei der Wahl, die ihre Liebe trifft, wohl vorsehen, so wirds wenig glücklichere Hinterlassene geben, als die unsrigen sind. Las uns, so lange wir da sind, ihnen dabei zur Hand seyn!

Albertine, die immer das Mäulchen vor Albert voraus zu haben pflegte, lehnte sich an ihres Vaters Schulter, und sagte scherzend, daß sie nun weiter nichts dagegen habe, wenn der liebe Gott bald eine junge Frau aus ihr machen wollte.

Gott verzeih' mir's, wenn's nicht wahr wäre, sehr Niklas, der auch mit zu Tische sas, auf. Da kommt er wohl gar her, der Bräutigam.

Ein junger Herr, von einem Bedienten begleitet, stieg nicht lange darauf am Landhäutigen ab, und Albert führte ihn herauf. Es war der junge Wollmuth, Sohn eines benachbarten Guthsbesitzers, über dessen Schäfer Niklas so bittere Beschwerden geführet hatte. Sein ganzer Aufzug war sehr ländlich und simpel, und sein edler Anstand verkündigte einen feinen jungen Mann. In seinen Augen spiegelten sich helle, reine Vernunft, und ein gemässigtes Feuer. Geräuschlose, menschenfreundliche Thätigkeit drückte sich in seinem ganzen Wesen aus. Nur war ein gewisser Gesichtszug an ihm auffallend, den jeder, ohne studirter Phisiognom zu sein, alsbald für den Ausdruck eines geheimen wichtigen Kummers erkennen muste. Er beugte sich tief, und mit ungeschminkter Ehrfurcht vor Hallo; der sich freuete, einen so liebenswürdigen jungen Nachbar an ihm kennen zu lernen. Niklas zupfte seinen Herrn am Ermel, und rahmte ihm ins Ohr:

Florenz wäre wohl gut [illegible] einsam und noch nicht, wie er will — aber der alte Jakob taugt den Henker nichts.

Florentin Wellmuth setzte sich [illegible] zur Seite und der alte Hallo unterhielt sich auf das freundschaftlichste mit ihm. Man sah es dem jungen Manne an, daß er die Verdienste des Greises, wenn er hier sprach, kannte und schätzte. Sie dauerte aber auch kaum eine halben Viertelstunde für ihn, um des Greises ganze Hochachtung ebenfalls auf sich zu leiten. Hallo lenkte das Gespräch auf verschiedene wichtige Gegenstände der Oekonomie, und Florentin that ihm in seinen Antworten Genüge. Sehr natürlich war es, daß auch der Pfarrer gedacht ward, welche die Gutsherren von vielen Seiten auf die Verbesserung des Wohlstandes ihrer Unterthanen gerichtet hätten, und daß man selbige für ein um so viel leichteres Geschäft erklärte, je übereinstimmender benachbarte Gutsbesitzer in ihren wohlthätigen Gesinnungen und Grundsätzen wären. Der junge Wellmuth ließ einige Thränen fallen, und wußte sie bescheiden zu verbergen; aber Albertine merkte sie doch. Wie konnte sich dieselbe nicht erfreuen; und gab ihrer Mutter und ihrem Bruder ein Zeichen, sich mit ihr zu entfernen. Niklas verstand den Wink auch, schämte sich nach ein

Sie sein, trank des Herrn Florentins Gesundheit, und trompelte die Treppe hinunter. —

Als sie allein waren, sprach Florentin zu Hollin: Ihr wißt hier Moritz, die Glückseligkeit der Bewohner dieser Fluren, und Gründe möchte durch ihre Herkunft zu uns vollkommen geworden seyn, wenn der alte Wehmuth so zu denken gelernt hätte, wie der alte Hollin. Aber mein Vater, mag ich, daß ich es nicht sagen dürfte! — mein Vater ist ein rauher Mann. Als ein alter Krieger scheint er alle Empfindungen der Menschlichkeit auf dem Schlachtfelde erstickt zu haben, und spricht mit jedem Jahre härter und unerbittlicher. Ich bin sein einziger Sohn, und ward nebst meiner Schwester, die zu unsern Verwandten hier in der Nähe geflüchtet ist, von einer Mutter erzogen, die den sanftesten Karakter hatte, und die sich wie glücklicher pries, als wenn ihr Mann mit seinem Regimente zu Felde ging. Sie starb, von ihm getrennt, als ich eben mein Studieren vollendet hatte. Ich erfüllte zuförderst die Pflichten eines Kindes gegen sie, und begrub sie, und hernach gegen meinen Vater, und kehrte zu ihm zurück, als er eben aus dem letzten Kriege kam; aus welchem er auch einige neue Merkmale seiner Tapferkeit in seinem Gesicht mitbrachte. Zu derselben Zeit lernten wir uns

erst recht kennen. Er nennte mich bald einen weibischen Geck, der von seinem Vater keine Ader und keinen Blutstropfen habe. Oft hat er mir die Thüre gewiesen, und eben so oft habe ich Vorschläge gehabt, ihn auf eine ehrenvolle Art zu verlassen. Ich habe es unsern armen Bauern aber nicht zu Leibe thun mögen; denn ich das Unrecht, welches er ihnen bei jeder Gelegenheit anthut, so viel ich kann, zu ersetzen suche. Diese zittern, wenn sie ihn nur sehen, und wagen nicht mehr, ihm zu widersprechen, nachdem er zu verschiedenen Mahlen nach einigen von ihnen geschossen. Bei den Hofediensten mishandelt er sie barbarisch. Kommen sie nur um einige Zeit zu spät, oder machen sie ihm die Arbeit nicht nach seinem Kopfe: so schlägt er sie mit der Hetzkarbatsche, ohne die er nie zu gehen pflegt, halb zu Tode. Den Morgen bringt er auf der Jagd zu, und reitet so auf Tod und Leben dabei, daß er fast täglich stürzt. Kommt er denn nach Hause: so trinkt er so lange, bis er im Lehnstuhl einschläft. Oefnet er den Mund: so strömen Flüche hervor. Ueber Menschenliebe und Geselligkeit spottet er. So lange seine alte Kriegskameraden, welche hier in der Nachbarschaft wohnten, lebten, kamen diese zuweilen zu ihm, und sauseten mit ihm. Jetzt hat er mit keinem Menschen mehr

[illegible] Ich [illegible] einmahl zum Re-
giment, wo er sich etwa vierzehn Tage aufhält.
Die übrige Zeit bringt er auf unserm Gute in
wahrer Wildheit zu. Ich habe es gewagt, mit
aller ersinnlichen Ehrerbietung ihm Vorstellungen
darüber zu thun; aber er hat den [illegible]
[illegible] gezeigt. Ich würde den verehrungs-
würdigen Hallo mit diesen Nachrichten, welche
einem Manne so übel zu Ohren [illegible] unterhalten,
wenn ich Ihm es nicht schuldig zu sein glaubte.
Wie [illegible] hinweg, dem schwachen Kinde, von
dem über sich ein [illegible] Bastard, [illegible] reine
menschliche Sprache [illegible] bis jetzt über-
zeugt, daß [illegible] so lange er lebt bei ihm Verbes-
serung oder Abänderung zu erwarten sei, welche
zu Gunsten seines Unterthanen auf seinem Gu-
the, und zur Verkenntniß, von beiden Gutsbesi-
tzern gemeinschaftlich überlegt, beschlossen und
ausgeführt werden könnte. Er ist über der-
gleichen Vorschläge, die ihm von verschiedenen
benachbarten Edelleuten geschehen, mit ihnen
allen in Streitigkeiten gerathen; und hat sie oft [illegible]
[illegible] seinen Gewehr auf
Pistolen [illegible]. Ich wünsche nicht, daß der ehr-
würdige Hallo, welcher hier die verdiente Ruhe
am Abend seines Lebens genießen will, im Besitz
derselben durch mich gestört würde. Es wird
daher gut sein, daß Alles, was zwischen bei-

Tücke — Rachsucht und Unbiegsamkeit — Schwelgerei und hündischer Geiz hatten sich so sonderbar in ihm gepaart, daß man an ihm das Ideal eines vollkommenen Bösewichts in Natur antraf. In der ganzen Gegend umher war ein jeder dem Namen des alten Jakobs bekannt, und die Mütter weit und breit wußten ihre Kinder nicht besser in Schrecken zu jagen, als wenn sie zu ihnen sprachen: der alte Jacob kommt. — Hallo kannte ihn noch von vielen Jahren her, und hatte in Italien wider ihn mit gegen Sardinien gefochten; weil Eustach ihm immer ausgewichen hatte, gegen selbigen, als einen ihm auswärtigen Obersten stehenden General, so viel als möglich leise zu Werke zu gehen. Und, wenn der alte Jakob ja einmahl bei Tafel war, welches jedoch sehr selten geschah: so war nichts gewisser, als daß der alte Hallo nicht an derselben war.

Hallo zu Florentin. Ich bedaure Sie, edler junger Mann, daß Sie nicht der Sohn eines bessern Vaters sind. Glauben Sie aber, daß Sie hierdurch in meinen Augen eher gewinnen, als verlieren. Ich kenne ihn von alten Zeiten; fürchten Sie meinetwegen nichts. Werden Sie der Freund meiner Familie; und, wenn Ihnen die Gesellschaft eines Greises nicht zu finster ist: so erwarten Sie auch von mir jeder-

zeit die freundschaftlichste Aufnahme. Ich finde hier auch ein großes Feld, auf welchem Segen für meine Menschen gestiftet, und Dank von ihnen geerndtet werden kann. Mein Alter ist da, aber ich hoffe noch viel zu thun. Und Albert fähre einst dorthin, wo sein Vater auch [illegible]. Ist sein junger Nachbar ebenso gesinnt, wie es nie wohl [illegible], die Landleute in diesem Geschlecht [illegible]

Der junge Edelmann begleitete Eleonoren mit ihrer Tochter nach Hause. Albert hatte ihn liebgewonnen, und umarmte ihn beim Abschiednehmen zärtlich. Walter Hallo fand den Abend zu schön, und übernachtete am Strome. Sein Sohn und Niklas blieben bei ihm, um Tages darauf mit guter Muße auf der andern Seite den Rückweg über die Berge zu machen.

Als Hallo am folgenden Morgen aufstand, war sein erster Gang an das Fenster, um die herrliche Aussicht über den Fluß zu genießen. Hier erblickte er ganz unerwartet die aufgehende Sonne. Er konnte nie begreifen, wie prächtig, so majestätisch schön, glaubte er sie in seinem ganzen Leben nicht aufgehend gesehen zu haben. Langsam über den Strom weg schwebte

ein ſanfter Frühlingsnebel, und zog ſich nach dem Morgenhimmel auf. Die Sonne erhub ſich mitten in ſelbigem, und ſchien noch einmahl ſo groß, als gewöhnlich. Im Nebel bildete ſich um ſie her ein Zirkel mit allen Farben des Regenbogens. Plötzlich ſank der Duft. Das Farbenſpiel verſchwand, und die Sonne prangte in ihrem heiterſten Glanz.

Hallo zu ſeinem Sohne. Sieh einmahl das Bild Gottes und guter Fürſten! Wenn du einmahl nach Jahren ohne mich hier biſt, und daſſelbe erblickt haſt: ſo denke an den heutigen Morgen zurück. Bete alsdann noch Gott an, wo ich itzt hier, und ſtyne Guſtaf, wie ich!

Der Greis verrichtete ſein Morgengebet im Angeſicht der Sonne, und begab ſich auf den Rückweg.

Anfangs ging man wieder eine lange Strecke durch Waldung. Beſonders zeichnete ſich ein alter Eichenhain aus, in welchem ſeit Menſchengedenken vielleicht kein Beil der Holzhauer gehört worden ſein mochte. Hier ſtehen eure neuen Häuſer — ſprach Hallo zu Niklas; der ihn aber nicht verſtand.

Niklas führte ſeinen neuen Herrn etwas tiefer in den Wald, als ihr Weg es eigentlich erforderte. „Ich will Ihnen doch auch etwas

ganz sonderbares zeigen, liebes Herr, hatte er gesagt. Hallo war voll Erwartung. Plötzlich kamen sie in eine ganz undurchdringliche Finsternis. Steineichen von vielen Jahrhunderten schlossen in der Runde umher ihre langen bemoosten Zacken, die das vorjährige Laub noch hatten, hochoben so dicht in einander, daß kein Lichtstrahl durch sie herabzufallen vermocht. Unter ihnen war ein kleiner freier Platz, auf welchem grosse Steine in runder Ordnung lagen, die man in dieser Waldnacht kaum von einander zu unterscheiden vermochte. In der Mitte schimmerte ein steinern Fusgestell, auf dem vermuthlich eine Bildsäule gestanden haben mochte.

Niklas. Hier soll vor Zeiten eine alte Hexe gewohnt haben, die wahrgesagt und abscheuliche Zaubereien getrieben hat. Sie hat mit dem Teufel ein Bündnis gehabt, der ihr zuletzt den Lohn gegeben und sie in Stein verwandelt hat. Die alte versteinerte Hexe hat vor einigen Jahren noch immer hier gelegen; und, so lange sie da lag, starben uns bald Pferde, bald Kühe. An dem letzten grossen Viehsterben war kein anderer Mensch schuld, als die alte Bestie. Da kam aber ein vornehmer Herr, der nach ihr fragte, und sie mitnahm. Wie es diesem gegangen, mag der barmherzige Gott wissen.

Wir waren froh, daß ſie einer weghohlte, und ſeit der Zeit haben wir kein Viehſterben wieder gehabt. Aber noch bis auf dieſen Tag ginge kein Bauer hieher, wenn er noch ſo viel Geld hier finden ſollte; und ich möchte meiner ſix keinen von den Steinen, die hier liegen, um aller Welt Wunder anfaſſen. Hu hu hu — bur rur rur rur — mir läufts über den Rücken, wie hunderttauſend Ratzen und Mäuſe.

Hallo. Biſt du nicht ein alter abergläubiſcher Mann, daß du ſolch albernes Zeug glaubſt, und ſo eine kindiſche Furcht bezeugſt! Da ſollſt du gleich ſehen, daß ich mitten hinein gehen und Stein für Stein anfaſſen und mich da auf den mittelſten ſetzen will.

Niklas der um den Hallo herfält, und ihn aus Leibeskräften zurückhalten will. Um Gottes willen, lieber Herr, thun ſie das nicht. Sie haben den Tod davon. Mir zittern ſchon alle meine Knochen.

Hallo, der ſich loswindet und in das Steinrund tritt. Sieh her; ich will dich überzeugen, daß ich nicht davon ſterbe.

Niklas ſchlug die Hände über den Kopf zuſammen, lief davon und ſchrie: daß ſich Gott im hohen Himmel erbarme! Wie wirds ihm gehen! Wie wirds ihm gehen! Hätte ich ihn doch nimmermehr hieher gebracht!

Hallo sas schon auf dem Götzengestell, und lachte herzlich über Niklassen. Albert muste diesen zurückholen, und hatte alle Mühe anzuwenden, ehe er ihn wiederbringen konnte. Niklas schriee überlaut, als er seines alten Herrn Gestalt wirklich mitten aus den Steinen herausdämmern sah.

Hallo. Komm, und setz dich neben mir, Alter!

Niklas, heftig schreiend. Da bewahr mich Gott für! Da bewahr mich Gott für!

Albert that, als wenn er ihn mit Gewalt an seinen Vater führen wollte. Niklas schriee aus Leibeskräften um Erbarmen.

Hallo zu Albert. Las ihn! Es könnte ihm wirklich nun für Schrecken, ein Zufall begegnen; und so bliebe er dabei, daß er behext worden wäre.

Hallo betrachtete, so viel die nächtliche Dunkelheit verstattete, alles genau; während daß Niklas am ganzen Leibe schon vor dem Augenblik zitterte, in welchem sein lieber alter Herr auch versteinert werden, oder ein Paar Pferdebeine bekommen, oder sonst behext werden würde. Der Greis trat endlich aus dem Steinrunde wieder heraus. Niklas schlug für Verwunderung in die Hände, als er dis sah, hielt sich aber wohlbedächtig immer auf einige Schritte von

ihm entfernt. Als ſie wieder ins Helle kamen, betrachtete er ihn von oben bis unten erſt. Hernach fühlte er ihn auf allen Seiten an, ob er nichts verſteinertes an ihm fände. Des Kopfſchüttelns war dabei kein Ende.

Niklas, mit einem tiefen Seufzer. Nun ſo ſag ich! da ſei doch Gott tauſendmahl dafür geprieſen, daß es ſo abgegangen iſt. Lieber Herre, das möchte ich nicht wagen, und ſie ſind fürwahr der Erſte, dem der Teufel hier nichts angehabt hat.

Hallo. Haſt du denn ſchon gehört, daß der Teufel hier irgend iemanden etwas angehabt habe?

Hier glaubte Niklas gewonnen Spiel zu haben, und kramte die ganze Chronik des Dorfs aus. Da wuſte er von Leuten aus dem Dorfe zu erzählen, die hier die Beine, und von andern, die hier die Hälſe gebrochen. Ganz neuerlich hatte auch der vornehme Herr gehinkt, der die Hexe mit fortgenommen.

Hallo. Wenn du nicht ein noch älterer Greis wäreſt, als ich: ſo wollte ich dich ſchier Lügen ſtrafen. Erſt ſagteſt du, daß kein Bauer um wer weis wie viel hieher gehe, und nun erzählſt du doch von ſolchen derſelben, die hier die Beine und die Hälſe gebrochen. Aber ſiehſt du, ſo gehts, wenn man abergläubiſch iſt —

man widerſpricht und widerlegt ſich ſelbſt. Und was den vornehmen Herrn betrift, der hinkend von hier weg gegangen iſt: ſo mag er wohl ſchon hergehinkt ſein; oder er hat ſich hier den Fus vertreten; welches bei der Dunkelheit hier und bei den vielen Steinen, wenn man ſich nicht recht in Acht nimmt, leicht möglich iſt. Mir iſt faſt ſelbſt ſo, als hätte ich einen falſchen Tritt gethan. Der Knöchel am linken Fus ſchmerzt mir.

Niklas, der auf die Seite prallt und faſt auſſer ſich iſt. Nu — da haben wirs. Daß Gott walte — wie wird das werden!

Hallo lächelnd. Komm nur wieder heran. Du wirſt durch mich nicht angeſteckt. Ich ſcherzte nur mit dir. Aber nun will ich im Ernſt mit dir reden. — Die ſteinerne Hexe, welche der fremde vornehme Herr von dort weggenommen, iſt niemals Fleiſch geweſen. Es war ein altes Götzenbild, welches vor vielen Jahrhunderten in jenen Dickungen von unſern heidniſchen Vorfahren angebetet worden iſt. Auf dem Felſenſtück, worauf ich ſas, hat es geſtanden. Die Götzenprieſter haben es mit Fleis dorthin gebracht, weil die grauſenvolle Finſternis, welche da herrſcht, ihren Aberglauben begünſtigte. Ich will immer glauben, daß die Prieſter da viel abentheuerliches Zeug be-

trieben haben. Und, wenn ſie da gewahrſagt haben: ſo iſts gerade der ſchicklichſte Ort dazu geweſen. Die Zukunft iſt eben ſo dunkel, wie der Hain da; und die Einbildungskraft der Leute, die ſich wahrſagen lieſſen, hatte da auch Täuſchung genung, um alles für baar Geld anzunehmen. Uns aber mus denn dis alles nicht mehr anfechten. Die alten Gövenprieſter ſind todt, und es kann immer ſein, daß ſie es mit ihrem Aberglauben im Grunde doch recht gut gemeint haben. Finden ſich etwa nicht auch auf den Bergen hier herum dergleichen Steinaltäre in der Runde?

Niklas. O ja, lieber Herre, wir werden wenigſtens ein halb dutzend ſechſe zu ſehen bekommen.

Hallo. Nun, ſiehſt du wohl? Unſere alte Vorfaren verrichteten ihren Gottesdienſt gerne in den Wäldern und auf den Anhöhen. Davon ſind dis die Ueberbleibſel. Es wird einem immer um das Herz dabei warm, wenn man an ſie kommt; darinn haſt du recht. Aber, dabei iſt gar kein Hexenweſen; ſondern es iſt ein heiliger Schauer, der uns überfällt, wenn wir irgendwo etwas aus dem grauesten Alterthum noch übrig finden; und der Gedanke, hier oder da haben vor vielen Jahrhunderten Menſchen Gott angebetet, macht auf unſer Gemüth einen ſehr feierlichen Eindruck, und die Einbildungs-

kraft kann dabei so rege werden, daß es uns, wenn wir an demselben Orte sind, nicht anders ist, als, wenn wir eine Erscheinung hätten. Werfe dir das und leg deine alberne Furcht ab; so einen alten Mann, wie du bist, kleidet sie nicht. Und nun las uns eilen, daß wir weiter kommen.

Niklas schüttelte noch immer den Kopf, und die Erklärung wollte ihn gar nicht behagen, weil — sie zu natürlich war.

Wo der Eichenhain aufhörte, fiengen die Berge an. Der Weg ward nun für Greise beschwerlicher, als gestern. Dennoch wetteiferte Hallo mit Niklassen in Ersteigung der Höhen. Oben ruhete er und schauete sich freudig um. Sein Herz erweiterte sich und ergos sich oft in Preis des Schöpfers.

Hallo zu Albert. Du bist noch ein junger Mensch, und die Saiten deines Herzens werden noch leichter gerührt, und klingen noch länger nach, als die meinigen. Aber es ist, als wenn die schöne Natur und fremdes Elend ihre Ansprüche auf unsere Empfindlichkeit am längsten behaupteten und sie nie fahren liessen. Gott hat uns Greisen, glaub' ich, dadurch ein Paar Quellen von Freude und Trost schenken wollen, die auch alsdenn noch fliessen sollten, wenn die Welt uns nicht mehr gefällt, und wir ihr nicht

mehr gefallen. Die Natur soll uns alsdenn den Mangel an Tänzen ersetzen; und für das Bewusstsein, unsere Amtsgeschäfte noch mit Eifer zu betreiben, das uns gebricht, sollen wir durch die Seligkeit schadlos gehalten werden, welche uns die Unwissenheit menschenfreundlicher Handlungen noch gewährt. Und — was besonders die Aussicht von Anhöhen betrift: so glaube ich, daß du mein Sohn in diesen Augenblicken nicht so geneigt sein könnest, wie dein dem Grabe naher Vater. Du siehst das, was du hier siehest, ieberzeit, so oft du dich in der Kraft deiner Jugend fühlst. Dein Leben öfnet dir eine noch eben so weite Aussicht, wie dieser Berg in die Landschaft umher für uns hat. Aber ich stehe schon ganz unten im Thale, und bin, wenn ich in die Zukunft meines Lebens hinblicke, nicht mehr gewohnt, weiter vorwärts, als noch um einige Schritte, zu sehen, mit welchen sich meine ganze irdische Aussicht schlieſſt. Mithin bewegt mich der Stand auf solchen Höhen im Innersten meines Herzens, und lasset mich einen recht lebhaften Gedanken an die Nähe meines Todes denken. Aber auf der andern Seite ergreift ein Greis die Hoffnungen der Ewigkeit auch mit weit inbrünstiger Sehnsucht, als ein Jüngling, der für diese Welt noch lange Aussichten hat;

und lebes Bild, welches ihm dieſelben lebhafter vorſtellt, iſt ihm von ganzem Herzen willkommen. So ſtehe ich hier mit frommer Andacht, und umfaſſe mit Herzensdrang die Ausſichten, welche mir mein Glaube in mein künftiges Leben öfnet. Im Geiſte ſehe ich ſie ſchon von weitem; — ſo, wie von dieſer Höhe die Landſchaft dort vor uns liegt. Da erhebt ſich meine Seele; da iſts, als hätte ich die erſte Welt, Erde, ſchon unter mir. O Albert! gewährt dir dein Schöpfer einſt das Glück, ein Greis, ein ſo zufriedener Greis zu werden, wie ich: ſo wirſt du es fühlen, daß kein rührender Stand für dich ſei, als ſo, wie dieſer hier.

Albert. Mein Vater, möchte es der Fürſehung gefallen, Ihnen noch eine kleine Reihe von Jahren zu ſchenken; damit ſie auch im Leben noch Feld vor ſich ſähen, wie hier! Bin ich gleich noch ein junger Menſch: ſo ſegne ich doch ſchon mit Freuden die Erwartungen der Ewigkeit, welche ſie mich lehrten. Der Gedanke an ſie ſoll mir immer gegenwärtig ſein, und mich in Erfüllung meiner Beſtimmung ſtärken.

Hallo umarmte ſeinen Sohn. Albert merkte die Stäte genau, wo ihn ſein Vater nach ſo würdigen Entſchlieſſungen an ſein Herz gedrückt hatte. Millas ſtand hinter ihnen, und wiſchte ſich unbemerkt von ihnen die Augen.

Viele von den Anhöhen trugen die Spuren des Fleiſſes und der Kultur ihres letzten Beſitzers. Obſtbäume von den auserleſenſten Arten bekränzten ſie, und blüheten iezt ſchon zum Theil. Weitläuftige Anlagen befanden ſich auf der Mittagsſeite. Deſſen ungeachtet lagen beinahe noch eben ſo viel fruchtbare Höhen wüſte. Halle fragte nach der Urſach davon; vermuthend, daß ſein Verweſer mit der Anbauung vielleicht noch nicht bis an ſie gekommen ſein möchte. Niklas aber berichtete ihm, daß die Gemeinde Schuld daran ſei, daß dieſe nicht eben ſo, wie die übrigen, edle Früchte trügen. An Weinberge, ſetzte er hinzu, habe der hochſelige Herr deßhalb hier nicht denken dürfen; und des Obſtpflanzens wäre er auch endlich müde geworden, weil ſie Jahr aus Jahr ein wieder wären umgeriſſen, abgehackt oder geſtohlen worden; welches vermuthlich von den benachbarten Dorfſchaften geſchehen ſei, die beſorgt hätten, daß ihnen die Bäume mit der Zeit durch ihre Schatten die Weiden verderben würden.

Halle. Es iſt doch unvernünftig; gleich, als wenn nicht iede Dorfſchaft hier eben ſo gut ihren Moſt, wie ihre Milch, und gewis noch dreimahl mehr an Trauben, als an Gras, gewinnen könnte.

Darauf forderte er Alberten die Schreibtafel wieder ab, und machte zu den beiden Notabene's, die er bei Koppelweide geſetzt, das Dritte.

Hallo's Vermuthungen, welche Niklas ſchon bekräftigt hatte, trafen ein. Man ſah verſchiedene ſolcher Steinrunde von weitem auf den Gipfeln der Berge, wie das im Walde geweſen war. Bei einigen derſelben führte der Weg nahe vorbei. Hallo lenkte auf das eine zu. Niklas hatte hier ſchon mehr Herz, als im Walde; weil er im Freien war, und die Dämmerungen der Nacht ſeine Vorſtellungen nicht verwirrten. Er ging dicht mit hinan; war aber doch nicht dahin zu bereden, daß er mit einkletterte. Hallo fand mitten im Runde noch einen ganz ſimpeln unverſehrten Altar. Seine ganze Seele ward Bewegung und Andacht. Er kniete am heidniſchen Altar nieder, und betete laut: „Aller Menſchen Vater! Vater unſerer uralten Vorfaren und unſer Vater! Hier opferten und beteten im Alterthum Menſchen, die auch deine Kinder waren. Verehrten ſie dich auch nicht unter ſo reinen Vorſtellungen, wie wir: ſo verſtieſſeſt du ſie doch nicht von deinem Angeſicht. Hier mitten im Angeſicht aller deiner Werke ſuchten ſie dich und dienten dir; und ſie gefielen dir wohl. Ach! wie ſo gar

nichts iſt doch der Menſch in Vergleich mit dir! Wenn ſeine Tage dahin ſind, wenn er ausgebetet und ausgeopfert hat: ſo wird er wieder Staub: und allenfalls hinterbleibt ihm der Altar noch eine Zeitlang, an dem er kniete. Du aber bleibſt immer, und wirſt von allen Geſchlechtern angebetet. Du ſieheſt ein Geſchlecht von Betern kommen, und das andere wieder ſchwinden. Du ſieheſt Altäre gebauet werden, und wieder zuſammenfallen. Aller Weſen Vater, ſtärke mich im Glauben an dich, und heilige dir meine Seele bis an meinen letzten Augenblick. Wenn von dieſem meinem Gebete an wieder ſo viel Jahrhunderte verfloſſen ſind, als ſeit dem letzten, das hier geſchah: ſo thue dieſem Lande noch wohl; und las mich, und alle, die hier einmahl dich verehrt haben, einſt deine Herrlichkeit ſehen!'

Endlich kamen die Wanderer an den höchſten unter allen umherliegenden Bergen, auf welchem das treffliche Sommerhaus ſtand. Hallo ruhete dreimahl ſo lange am Fuſſe deſſelben, als an den übrigen, und ſtieg hernach am Arme ſeines Sohnes allgemach hinauf. Oft muſte er ſich ſetzen; und auf iedem neuen Sitz ſah er mehr Gegenſtände ſeiner Bewunderung. Er fand hier alles, was Natur und Induſtrie iemahls in dieſen Gegenden zu ſchaffen vermocht

hatten, beiſammen; und, was das reizendſte dabei war, auf einem beträchtlichen Berg. Sah er unter ſich: ſo erblickte er Gärten, in denen er ſchon geweſen war: ſchauete er über ſich: ſo ſah er Gärten, in die er erſt eingehen ſollte. Blickte er von Berg ins Freie: ſo verlohr ſich ſein Auge ganz. Die Natur war hier auf der Sommerſeite in allen ihren Hervorbringungen ſchon um ein gut Theil weiter, als in den niedrigen Gegenden. Alles grünte und blühete bereits; und, ie weiter man hinauf kam: deſto näher glaubte man dem Sommer zu ſein. Des Wettgeſangs aller Vögel des Frühlings war kein Ende, und der Greis ſonnte ſich herzlich dabei im Widerſchein.

Hallo. O wie ſanft ſtärkſt du das abgelebte Leben des Menſchen zur Lenzenzeit, holde, erquickende Sonne! Und wie ſo wunderſchön biſt du iezt in allen deinen Auftritten, Mutter Natur! Dir und den Meinen ſei der kleinſte Reſt meiner Tage geweiht! Ich muſte mich lange von dir trennen, und arbeiten Tag und Nacht in hochgewölbten, eingeſchloſſenen Zimmern, und deine Frühlinge hatten wenig mehr Freude für mich, als daß ich in ſelbigen nicht ſo viel bei der Lampe arbeiten durfte, als im Winter. Aber nun ſei auch immer eine Stunde um die andere, die ich noch lebe, dein, und der Tod

überraſche mich ſanft in deinen Genüſſen! In deinem Schoſſe will ich ruhen und — beten. Beten für Guſtafs, des Vaterlandes und der Meinigen Wohl. In deinem Schoſſe will ich mich zum groſſen Wechſel der Welten, der mir ſo nahe bevorſteht, bereiten, und ihn denn mit ruhigſter Hingabe an den, der Vater iſt über Alles, was noch auf Erden und ſchon im Himmel iſt, erwarten. Unterſtütze mich, ewige Liebe! Löſe mich, wenn meine Stunde kommt, ſchnell und leicht auf!

Hallo war ohne ſein Wiſſen ſanft hiebei auf ſeine Kniet geſunken. Es war ein frommer Anblick für Albert, ſeinen achtzigjährigen Vater abermahls ſo zu ſehen. Er ging ſtill an ihn hin, richtete ihn leiſe auf, und blickte für ihn unter Thränen zum Himmel.

Hallo erſtieg den Gipfel des Bergs, betrachtete das Haus oben aufmerkſam, die oberſte Berglaube noch aufmerkſamer, und ging in dieſe ein. Hier ſchmolz ſein ganzes Herz in Gefühl. Vor ihm lag Guſtafs Land und Guſtafs Schlos. Thränen des Patriotiſmus ſchlichen über ſeine Wangen herab. Die himmliſche Ausſicht in ein unüberſehbares, mit allen Reizen der Natur und des menſchlichen Fleiſſes geſchmücktes Gefilde ſetzte ihn in einen Zuſtand von Entzückung. Er wies nach dem Berghauſe

hin, und ſprach: da will ich meine letzten Nächte zubringen. Und hier — er zeigte jetzt auf den Ort hin, wo er ſas — die allerletzte, längſte Nacht. Darauf ſtammelte er zu Albert: Hier ſollſt du mich begraben. Und wenn du dis gethan: ſo flechte dirſe Laube von vornher auch zu, und las nur auf den Seiten ſchmale Gänge herein.

Es war ſchon hoch am Tage. Das herrliche Sommerhaus ward heute nur obenhin beſehen. Der Greis kehrte nach Berkeweis zurück, und ſprach lächelnd zu Eleonoren: Nun weis ich Guſtafs Gnade erſt recht zu ſchätzen. Er hat uns viel geſchenkt. Und dieſe beiden vergangenen Tage ſind die ſeligſten meines Lebens geweſen. Nun noch kurze Zeit, damit ich alles einrichte, wie es ſein ſoll. Alsdenn mögen Albert und Albertine wirthſchaften, und wir — wir ziehen auf den Berg.

Eleonore lächelte bei den letzten Worten ihres Mannes. „Ja, ja! Albert und Albertine wirthſchaften — — — wenn das nur lange währt . . .„

Der Greis misverſtand ihre Rede, und erwiederte mit einer Art von Verlegenheit, daß

er hoffe, seine beiden Kinder so erzogen zu haben, daß nie Geschwister Lebenslang in sanfterer Eintracht und Verträglichkeit gelebt haben müßten, als er von ihnen sich versprâche, und drang in Eleonoren, ihm die Gründe mitzutheilen, aus welchen sie ihm so bekümmernde Aussichten an sein Grab hier öfne.

Albert und Albertine sprangen in diesem Augenblick an einander, und schwebten lange in den zärtlichsten Umarmungen; als wollten sie ihren alten Vater überzeugen, daß er die gegründetste Meinung von ihnen hegt.

Eleonore wollte sich näher erklären, und gerieth darüber in ein langes und breites Gespräch von dem jungen Florentin, wovon Vater Hallo den Zusammenhang mit den Vorhergehenden bald einzusehen schien. Noch nie hatte sie unter so vielen Lobeserhebungen von einem jungen Manne gesprochen, als von diesem; und in ihren Minen dabei druckte sich viel Schwiegermütterliches aus.

Albertine stimmte in den Ton ihrer Mutter ein, und setzte hinzu, daß Florentin ihr versprochen, daß sie nächstens Bekanntschaft mit seiner Schwester machen solle, und daß er sie sehr dringend darum ersucht habe, die Freundin derselben zu werden. Hallo bekam ein sehr heiteres Gesicht, und erhub ihre allerseitige

Freudigkeit dadurch noch zu einem beträchtlichern Grade, daß er versicherte, daß ihm wenig so treffliche junge Leute vorgekommen wären, als Florentin. Eleonore reichte hierbei ihrer Tochter mit bedeutender Herzlichkeit die Hand.

Der Greis hielt sich einige Tage lang in seinem Zimmer. Während derselben sah man ihn fast stets mit Schreiben und Kalkuliren beschäftigt. Die Schreibtafel, welcher er sich auf seiner Wanderung bedient hatte, lag neben ihm. Niklas ward oft zu ihm gerufen; und der Verwalter mit den übrigen Leuten, welche zur Oekonomie des Guths gehörten, gingen viel bei ihm aus und ein. Auch erschien der alte Förster; welcher beim Weggehen aus dem Hofe den Bauern viel tausend Schock Teufel an den Hals fluchte.

Hallo's gegenwärtige Arbeit, die er die letzte seines Lebens nannte, war keine andere, als die Entwerfung eines Plans von der gesammten künftigen Einrichtung und Benutzung seines Guths, und aller der wohlthätigen Anstalten, welche er für seine Bauern ausgeführt wissen wollte.

Von dem grossen Grundsatz ausgehend, daß forthin kein Bauer mehr auf seinen Aeckern dienen sollte, bestimmet er die Anzahl Hufen

Landes, welche von nun an der eigenen Oekonomie des iedesmahligen Guthsbesitzers zugehörig sein sollten, und nach Proportion derselben die Zahl des nöthigen Gesindes, des Zug- und Arbeitviehes und den gesammten übrigen Viehstand. Gerade die Hälfte aller zu Berkewitz gehörigen Aecker sollte der Guthsherr nur benutzen, und die übrigen die Gemeine. Ein Bauer sollte so viel Land haben, als der andere, und in Ansehung des Ackers, welchen sie vom Herrschaftlichen zu dem ihrigen schon eigenthümlichen erhielten, sollten sie auf einem mäßigen Erbzins gesetzt werden. Jeder Bauer sollte mitten auf seinen Ländereien wohnen, und selbige ganz nach seinem Willen, es sei als Acker, oder als Wiese, oder als Garten, benutzen können. Holz und Steine sollten die Bauern zur Erbauung ihrer neuen Häuser von ihm unentgeldlich erhalten. Die Stallfütterung sollte durchgängig eingeführt, und wegen der Koppelweiden mit den dabei interessirten benachbarten Guthsbesitzern und Ortschaften zur Aufhebung derselben ein gütlicher Vergleich getroffen werden. Der eingegangene grosse Teich sollte in dem folgenden Jahre wenigstens zur Hälfte wieder hergestellt und das übrige davon in die schönste Kienwiese verwandelt werden. Und da aus uralten vorgefundenen Nachrichten unleug-

bar ſei, daß die Bauern ehemahls auf dieſen Teig Anſprüche gehabt; indem ſie im Winter an gewiſſen Orten Schilf auf ſelbigem ſchneiden dürfen: ſo ſollten ſie in ihre Gerechtſame wieder eingeſetzt werden, und an der neuen Wieſe mit dem Guthsbeſitzer in eben der Proportion Theil haben, in welcher ſie an den zu Berkowitz gehörigen Ländereien mit ihm Theil nähmen; jedoch mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß ſie nie davon einigen Erbzins oder ſonſtige Abgaben an ihn zu entrichten hätten. Dafür ſolle die genaueſte Aufſicht über ſie geführt werden, daß ſie die ehemaligen Graben gehörig wieder in Stand ſetzten, und erhielten. Auch ſollten ſie bei Räumung des Teichs auf Erfordern ihren Kräften gemäſſen Beiſtand leiſten. Die Steuern, welche ſie jährlich abzureichen, ſollten ihnen auf drei Jahre erlaſſen ſein; nach deren Verlauf ſie ſie, um den dritten Theil gemildert, wieder zu entrichten hätten. Und, da ſie auf vielen Bergen ſeither die Weide mit im Beſitz gehabt: ſo ſollten ſie diejenigen, welche ihren neuen Wohnungen am nächſten lägen, als Obſtanlagen, oder als Weinberge, oder wie ſie ſonſt wollten, auf ewig benutzen können. Der alte Förſter ſollte ſeinen bisherigen Gehalt verzehren können, wo er wollte. An ſeine Stelle ſollte ein neuer geſetzt werden, der

wahre Forſtwiſſenſchaft beſäſſe; da denn den Bauern freigelaſſen ſein ſollte, alles Wild, was ſie in ihrem Gehege anträfen, und das ihnen Schaden thäte, auf der Stelle zu erlegen. Halle wollte, da ſeither kein eigner Prediger und Schulmeiſter zu Berkewitz geweſen, ſich von Fürſt Guſtafen die Erlaubnis ausbitten, beide ſelbſt halten zu dürfen. Keiner von beiden aber ſollte die geringſte Einnahme von den Bauern haben; weder an jährlichen Fixen, noch an Accidents; damit ſie ganz unabhängig von der Redlichkeit oder Unredlichkeit, Freigebigkeit oder Härte derſelben ihren Aemtern um ſo gewiſſenhafter vorſtehen könnten. Der Schulmeiſter ſollte kein Handwerker, ſondern ein zur Schule ſich ſchickender junger Mann von inländiſchen Seminarium ſein, der unter der Aufſicht des Predigers Religion und Tugend und alle dem Bauer nöthige Kentniſſe die Kinder lehrte. Alle Bauerkinder ohne Unterſchied ſollten ſchlechterdings ſchreiben und rechnen lernen, und Jahrausjahrein die Schule unausgeſetzt beſuchen. Der Prediger ſollte ein Mann in ſeinen beſten Jahren ſein; kein ſpekulatiſiſcher Philoſoph; ſondern ein Menſchenkenner, der populare Philoſophie in der Gewalt hätte; ein guter Moraliſt in Lehre und Leben, der in der Sprache des Volks die wahre Lehre Jeſu

ohne anderes Siſtem vortrüge; ein Menſchenfreund, und von gutem äuſerlichen Anſehen. Ihm ſollte die ſpecielleſte Aufſicht über Leben und Sitten der Bauern, über ihre Kinderzucht, Verträglichkeit unter einander und Wirthſchaftsführung aufgegeben werden. Den Bauern ſollte anbefohlen werden, in allen Vorfällen, in welchen ſie ſich ſelbſt nicht rathen könnten, ſich zuförderſt an ihn zu wenden, und ihn beſonders zum Schlichter aller ihrer Streitigkeiten zu machen. Die Kirche ſollte an einem der mittelſten Berge gebauet werden, und Prediger und Schulmeiſter ſollten am Fuſſe deſſelben wohnen. Oekonomie ſollten ſie beide treiben; doch nicht, um davon zu leben, ſondern um ihre oekonomiſchen Kenntniſſe, mit denen ſie Jungen und Alten an die Hand gehen ſollten, auszubilden, und ſelbſt vor den Augen der Bauern ins Werk zu ſetzen. Albert ſollte mit dem Prediger zugleich dahin ſehen, daß kein ſchlechter Wirth in der Gemeine wäre, und wenn ein ſolcher ſich zeigte, ſollten ſie auf alle mögliche Mittel denken, denſelben zu beſſern. Da zu Ausführung aller dieſer neuen Anlagen eine groſſe Summe Geldes erfordert werden dürfte: ſo ſollte ein ſtarker Holzſchlag zu dieſem Behuf vorgenommen werden. Ueberhaupt ſollten gewiſſe groſſe Walddiſtrikte, die Hallo bezeichnet hatte, ganz abgeholzt,

ausgerodet und in Aecker umgeschaffen werden; wodurch man in den Stand gesetzt werden würde, die Gemeine zu vergröſſern, und neue Kolonisten in sie aufzunehmen. Dem Prediger und Schulmeister sollte ein guter Gehalt ausgeworfen werden. Der ewige Fond dazu sollten die starken Holzungen des Guths sein, deren Hirsche und Schweine den Bauern von ieher so viel Ueberlast gethan; und die Bauern sollten dafür den zehend von ihren Erndten, statt an den Prediger, an die Herrschaft, abreichen. Albert sollte jährlich Versuche anstellen, dieses oder jenes Produkt, welches an sich ergiebig, in diesen Gegenden aber noch ungebauet wäre, und deren Vater Hallo eine ziemliche Anzahl aufgeführt hatte, hervorzubringen, den Bauer solches, im Fall, daß es geriethe, mittheilen, sie durch sein Beispiel an selbiges gewöhnen, und ihnen dadurch beförderlich werden, ihre Grundstücke noch immer besser zu benutzen. Und sollte der Wohlstand dieser Gründe, die Nachbarschaft des Stroms, und der sich hier so belohnende Fleis Handwerker, Fabrikanten und Handelsleute herbeilocken: so sollte ihnen, wenn sie rechtschaffene, arbeitsame und verträgliche Leute wären, iederzeit aller mögliche Vorschub geleistet werden; damit Hallo einst in seinem Grabe als Vater

immer noch mehr werdender Kinder ſchlummern möchte.

Dis war ungefähr das Weſentliche des Plans; welchen der Greis entworfen hatte. Die ausführliche Auseinanderſetzung davon nahm viel Bogen ein, welche er alle mit eigener Hand geſchrieben hatte. „Es iſt gleichſam mein Teſtament, ſprach er, indem er ſie ſeinem Sohne zum Durchleſen überreichte; iedoch mit dem Unterſchied, daß du noch vor meinen Augen und bei meinem Leben der Exekutor davon zu werden anfangen ſollſt.„ Als Albert ihm die Bogen Tags darauf wieder zu Händen ſtellte: redete er ihn alſo an:

„Mein Sohn! Du biſt der erſte Erbe meines Guths, und in deine Hände übergebe ich es nun. Ich verlange von dir, daß du bei meinem Leben und nach meinem Tode dieſen meinen ganzen letzten Willen in Anſehung deſſelben treu erfülleſt. Es iſt mein Eigenthum; und unter allen meinen Nachkommen kann es niemand jemahls rechtmäſſiger beſitzen, als ich. Ich habe es verdient — ihr übrigen alle erbet es nur. Und doch werde ich unter euch allen gerade derienige ſein, welcher es auf die kürzeſte Zeit beſitzt. Ich darf alſo am rechtmäſſigſten beſtimmen, wie alles mit ſelbigem gehalten werden ſoll, und habe durch dieſe

niedergeschriebene Einrichtungen dafür gesorgt, daß die Bewohner dieses Dorfs unter der Kürze meines Lebens bei ihnen nicht leiden sollen. Fürst Gustaf dachte fürstlich gegen mich, und beschenkte mich mit diesem herrlichen Rittersitz; so war es doppelte Pflicht für mich, seinem Beispiele zu folgen, und für die Unterthanen auf selbigem menschlich zu denken. Ich glaube dich so erzogen zu haben, daß dein Herz in diese Denkart freiwillig einstimmen werde, und die guten Aeuserungen desselben, welche du oft an den Tag gelegt hast, lassen mir nicht den geringsten Zweifel davon übrig. Du wärest nicht werth, Hallo's Sohn gewesen zu sein, wenn dein dem Grabe so naher Vater in diesem redlichen Zutrauen zu dir irrete! Du verliehrst bei den neuen Einrichtungen, welche ich treffe, jetzt — wenig, und in der Folge vielleicht — gar nichts. Ich habe, als ich selbige entwarf, den Wohlstand meiner Erben mit dem Wohlstande der Einwohner unsers Dorfs zu verbinden gesucht. Ein edler Mann mus schon blos darauf viel rechnen, wenn er hinfort unter lauter glücklichen und ihres Lebens sich nun auch wahrhaftig freuenden Menschen wohnen kann. Ist er es vollends, auf den sie mitten im Genus ihrer Glückseligkeit dankbar hinweisen, den sie Urheber und Beförderer derselben, Freund

und Vater nennen: o wie viel ist dis mehr werth, als wenn er seine Einnahme jährlich um einige tausend Thaler höher brächte! Ich weis es wohl, daß diese Denkart noch nicht die gewöhnliche unserer Ritter und Guthsbesitzer sei. Man drückt vielmehr die armen Bauern, behandelt sie wie Sklaven und Lastthiere, saugt ihnen das Blut aus, nähme ihnen gern auch Haut und Haar, und bringt sie dahin, daß sie ihr eigenes Leben verachten, und eine grosse Anzahl von Kindern für ihr größtes Unglück halten. Man verschwelgt in der Mitte von zwanzig, dreissig und mehrern darbenden Familien sein übermässiges Einkommen, wovon die Hälfte in einem einzigen Jahre wohl hinreichen würde, sie alle auch in den Genus ihres Lebens und der Rechte der Menschheit zu versetzen; unbekümmert darum, ob sie während daß man sauset und brauset, ächzen und winseln, oder nicht; und hält sich mit dem Gedanken hin, daß sie der elenden Lage, in der sie sich befinden, einmahl gewohnt sind, von keiner bessern Begriffe haben, keine bessere verdienen, und zu keiner bessern von Gott geschaffen sind. Aber so soll es nicht auf Hallo's Guthe sein. Unsere Untersassen sollen wieder Menschen werden. Sie sollen es fühlen, daß sie auch glücklich sein können, ohne Rittergüther zu besitzen.

Sie ſollen das, was ſie an uns abreichen, willig abreichen, und, wenn in der Kirche für uns gebetet wird, herzlich für uns beten. Und alle benachbarte Guthsbeſitzer ſollen ein Beiſpiel an uns nehmen, daß man ein reicher Guthsbeſitzer ſein und doch wohlhabende Bauern um ſich her haben könne. Ich erlaſſe unſern Leuten den Hofedienſt; aber dafür wirſt du in Zukunft noch einmahl ſo reiche Erndten haben, als unſere Vorfahren hatten. Ich überlaſſe ihnen einen Theil unſerer Aecker; aber unſer Guth bleibt doch groß genung, und der Erbzins, welchen ſie jährlich an dich abreichen müſſen, wird ein ewiges und ewigſicheres Kapital ſein, das du auſſen ſtehen haſt. Ich mäſſige ihre Steuern; aber dafür werden ſie diejenigen, welche ſie zu entrichten haben, willig und richtig abtragen; und du wirſt dich nie in die traurige Nothwendigkeit verſetzt ſehen, einen deiner Bauern zur Beitreibung derſelben von ſeinem Guthe werfen zu laſſen. Da ihr Fleis nun ſie ſelbſt belohnt: ſo werden ſie die arbeitſamſten Leute in dieſer Gegend werden; und da ſie ihre Ländereien nun benutzen können, wie ſie wollen: ſo wird einer von ihnen immer den andern in noch beſſerer Benutzung derſelben zu übertreffen ſuchen. Dafür, daß ich einen Theil der Berge an ſie abtrete, werden die übrigen

nun auch ganz dein, und du darfſt nicht fürchten, daß dich iemand weiter in deinen Anlagen auf ſelbigen ſtören werde. Daß ich ihnen die neuen Häuſer baue, gönne mir. Vieleicht läſſet mir Gott die Freude widerfahren, daß ich ſie noch gerichtet werden ſehe; und alsdenn will ich mit dem ſeligſten Vergnügen von meinem Sommerſitz auf iener Höhe in dieſe Gründe blicken. Wie müſten wir thun, wenn unſere Vorfaren uns nur den zehnten Theil von ienen für dis Guth wahrhaftigungeheuren Waldungen hinterlaſſen hätten? Unſere arme Bauern haben durch den langen Schaden, welchen ihnen das Wild in dieſen Gehölzen gethan, in der That ein Recht auf einige Eichen in ſelbigen erhalten. Die Kirche, welche wir bauen müſſen, bauen wir für uns und unſere Nachkommen; und ſie mag immer ein Denkmahl unſerer Erkenntlichkeit gegen den unſichtbaren Weltſchöpfer dafür bleiben, daß dieſes ſchöne Guth uns aus freier Bewegung und Milde eines walkern Fürſten geſchenkt ward. Wir ſind die Beſitzer und Genieſſer dieſes Guths; unſere Unterthanen ſind uns Gehorſam und Abgaben ſchuldig; ſo ſind wir auf der andern Seite verpflichtet, auch dafür zu ſorgen, daß ſie Menſchen und Chriſten werden; und, was dich eine zeitlang Prediger und Schulmeiſter koſten, wirſt

du nach einer kleinen Reihe von Jahren dadurch wieder erſparen, daß du keinen Gerichtshalter und keine Vögte mehr brauchſt. Das Wild ſoll in dieſen Gegenden den Menſchen von nun an darum Plaz machen, weil der Menſch, wenn er gleich nur Bauer iſt, dennoch mehr werth iſt, als Hirſche und Schweine. Wenn alſo eins dem andern läſtig iſt: ſo müſſen dieſe, nicht aber iener, weichen. — Ich gebe dir dieſe kurze Erörterungen meines Plans, um dich davon zu überzeugen, daß er billig auf allen Seiten frei. Albert! bleib Menſchenfreund, wie ich dich bildete, und ſchäze das Bewuſtſein, ein ganzes Dorf glücklich gemacht zu haben, und die Freude, von mehr als hundert Seelen auf einmahl dafür geliebt und geſegnet zu werden, höher, als das Guth ſelbſt, das ich dir ſterbend hinterlaſſe. Du wirſt die Einwohner deſſelben im blühendſten Wohlſtande erblicken; nicht ich. Ich habe den Lohn, welchen ſolcher Anblick hat, erworben; du wirſt ihn genieſſen. Der gröſte Theil des Segens, den die Väter, Kinder und Enkel dieſes Dorfs uns opfern werden, iſt dein. Nimm ihn, ich gönne ihn dir. Ich bin dicht am Grabe; ich kann dir es ſagen, wie ſüs der Gedanke dem Greiſe erſt werde, Wohlthäter der Menſchen geweſen zu ſein. Wenn wir

für iedes andere Vergnügen weniger empfindlich werden, ſo labet uns dieſes, welches uns ſo ein Gedanke gibt, erſt recht herzinniglich. Wenn du nach langen Jahren von ienem Berge, wo ich meine letzten Stunden hinbringen will, und aus iener Laube, in der ich ſtauben will, in die Gründe blickeſt, deine Unterthanen in vollem Fleis bei Geſang und Jubel ſehen, und auf ſie, wie ein Vater auf ſeine Kinder, die er glücklich gemacht hat, ſchauen wirſt; wenn ſie dich denn dafür lieben und preiſen, und unter freiem Himmel für dein Leben beten: denn, ach denn wirf auch einen Blick auf mein Grab und denke: Er wies mir den rechten Weg — er gab mir Menſchenliebe und dadurch Seligkeit. Albert! reich mir die Hand auf Ausführung meines letzten Willens; — bei unſerer erſten Wiederumarmung in den Wohnungen der Seligen — reich ſie mir!

Albert hatte mit kindlicher Ehrerbietung ſeinem Vater zugehört. Alles, was dieſer ihm gebieten mochte, war ihm darum ſchon wichtig und heilig, weil ſein Vater es ihm gebot. Jetzt aber ward er überdis noch durch ein inniges Gefühl des Menſchlichen und Edlen, welches der ganze letzte Wille deſſelben in ſich begrif, hingeriſſen; legte beide Hände in die ausgereckte Hand ſeines Vaters, und ſetzte

hinzu: Greis und Vater — alles ſo — alles ganz ſo — alles ewig ſo, wie Sie wollen! Gott ſtärke Sie in weiterem Lebensgenuß, und mich in Ausübung des Guten!

Hallo wendete ſich nach dem Fenſter hin, als ſuchte er Gott im Lichte, und ſeufzte freudig: wie preiſe ich dich, Schöpfer, daß du mir ſo einen Sohn gabſt!

Der nächſte Schritt, welchen der Greis nun zu thun hatte, war der, daß er die Einwilligung der ganzen Dorfſchaft zu ſeinen neuen Einrichtungen erhielte. Ob er gleich lebendig davon überzeugt war, daß ſelbige zu ihrem allerſeitigen Wohle abzweckten: ſo kannte er doch mehr denn zu gut die Hartnäckigkeit der Bauern, wenn ſie von ihrem alten Herkommen abgehen ſollen. Er hatte ſich deshalb zuförderſt des alten Niklas verſichert, den die ganze Gemeine als ihr Orakel zu verehren pflegte. Hundert Thaler, welche er ihm zu dem Behuf gegeben, daß er ſichs dafür am Ende ſeines Lebens noch recht wohl geben laſſen möchte, hatten die Wirkung gehabt, daß Niklas ſich nun für ſeinen neuen Herrn hätte todtſchlagen laſſen, daß er nichts mehr gegen irgend einen der wohlthä-

tigen und menschenfreundlichen Entwürfe desselben opponirte, und es über sich nahm, den Aeltesten und andern, welche im Dorfe am meisten galten, von Hallo's sämtlichen Absichten einen Vorschmack zu geben. War er sonst wider alle Neuerungen gewesen: so demonstrirte er nun in die Länge und in die Breite, was für glückselige Zukünfte bei den Neuerungen, welche Hallo machen wollte, der ganzen Gemeine bevorständen. Alle Köpfe im Dorfe brachte er freilich nicht unter einen Huth; allein es gelang ihm doch, einige der starresten unter selbigen zu gewinnen; und so überlies er das übrige bei der Sache seinem Herrn, dem er treulich von allem, was er ausgerichtet hatte, Bericht erstattete. Hallo war mit ihm zufrieden, lies das ganze Dorf nochmals bei dem Grabe seines Vorwesers zusammen kommen, gesellete sich in Alberts Begleitung zu seinen Bauern daselbst, und hielt folgende Anrede an sie:

„Gute, mir liebe und werthe Bewohner dieses Dorfs! ich habe schon einmahl hier zu euch geredet, und will heute abermahls und zum letztenmahle hier mein Herz gegen euch ausschütten. Ich bin ein alter Mann, und bereite mich zur Rechenschaft, die wir alle vor Gott, unserm Schöpfer und Richter, abzulegen haben. Bald — bald werdet ihr von

meinem Tode hören und reden. Es kann euch nicht einfallen, zu denken, daß ich euch noch Gewalt oder Unrecht thun wolle. Ich habe hier mehr, als ich brauche. Meine erste Anrede an euch hat euch auch wohl davon überzeugt, daß ich es gut mit euch meine. So verstehet denn alles das wohl, was ich euch sagen werde. Meine Absicht gehet dahin, euch zu so glücklichen Landleuten zu machen, wie es ie deren in diesem Lande gegeben haben kann. Und was ich will, das will auch mein Sohn, der hier unter euch stehet. Er vollendet, was ich anfange. Er hat mir es versprochen, und versprichts mir hier noch einmahl in eurer Mitte. „

Die Bauern verlieſſen iezt mit ihren Blicken den alten Hallo, hefteten ſie auf Albert, und verſchlangen ihn faſt mit ſelbigen. Albert riß ſie aus ihrer Verlegenheit:

Ich ſtehe hier am Grabe eures vorigen Herrn; aber es iſt ſo gut, als ſtünde ich ſchon am Grabe meines Vaters. Was er euch verſpricht, das halte ich euch. Erinnert mich daran; machet mir Vorwürfe, die mein Herz zerreiſſen, wenn ich dieſe Zuſage breche.

Die Bauern ſchienen beruhigt. Hallo fuhr fort:

„Nun, hieran habt ihr doch wohl genung. — Bei meiner ersten Aeuserung verbleibts. Ihr seid von nun an auf immer Hofedienstfrei. Ja, ich erlasse euch auch eure Steuern auf drei Jahre; und, wenn diese um sind, sollet ihr ein Drittheil weniger geben, als sonst. Ihr sollet von meinen Aeckern noch zu den eurigen erhalten, und dafür einen mässigen Erbzins zahlen. Die Einrichtung soll so getroffen werden, daß iedet von euch so viel Acker habe, als der andere. Ihr sollet in meinem Teich eure Wiesen wieder haben, wie vielleicht vor Jahrhunderten. Ihr sollet Berge besitzen, wie ich. Ihr sollet meine Hirsche und Schweine todtschiessen, so bald sie euch Schaden thun. Ich will euch eine Kirche bauen. Ihr sollet euren eigenen Prediger und Schulmeister hier haben, und an keinen von beiden sowohl für Unterricht eurer Kinder, als für Taufen, Traumgen und Leichenpredigten, oder wie es sonst nur Nahmen haben mag, etwas zahlen. Es soll euch sonst noch Vorschub, guter Rath und Unterstützung ertheilt werden, wie ihr nur ihrer bedürfet. „

Sämtliche Bauern geriethen für Freuden fast ausser sich. Es war ihnen, als würden sie alle Edelleute. Sie sahen einander an, blickten alle auf Niklas, daß er in ihrem Nah-

nen danken ſollte. Niklas, der da wuſte, daß Hallo's Vortrag erſt halb ſei, und noch ein langes aber erwartete, lag unverrückt auf ſeine Krücke gelehnt, hatte den rechten Daum unter die Naſe gelegt, und horchte.

Aber — — hub Hallo von neuem an.

Da legten die Bauern alle die Däume unter die Naſe, und horchten, wie Niklas.

„Aber, ich erwarte von euch, daß ihr von nun an auch alle arbeitſame, wirthſchaftliche Landleute werden ſollet. Es gibt zum Theil liederliche Wirthe unter euch. Ich erkenne ſie an ihrem Aufzug und an ihrem ganzen Weſen. Mich könnet ihr nicht täuſchen. Ich bin in dieſer Gegend lange bekannt, und erkenne den Vogel an den Federn. Beſſert euch, ihr, die ihr faul, nachläſſig und durchbringeriſch ſeid. Sonſt ſoll Albert ſeine Hand von euch abziehen. Wer nun von euch, da ich euch ſo viel Liebe erweiſe, nicht ſeinen Acker gehörig beſtellt, ſein Hausweſen in Ordnung hält, und ſeine Kinder zum Guten anführt: der iſt ein Abſchaum, ein Brandmark dieſer Gemeine. Und höret noch an! — — Alle Gemein- und Koppelweide höret hiermit unter euch auf. Ihr ſollet euer Vieh in euern Ställen füttern. Und ihr verlaſſet eure ſeitherigen Häuſer, und ich baue euch neue, und ihr wohnet ieder mitten auf ſei-

nem Felde; und ieder umzäumet sein Feld, hebt seine Graben, und nutzt sein Eigenthum, wie er will. Ich habe bereits an Fürst Gustafen, und sonst allenthalben hin, wohin es nöthig war, meine Schreiben ergehen lassen, und hoffe, daß ihr so viel Verstand haben werdet, mir gegen alles dies nichts einzuwenden. „

Dieser letzte Zusatz des Hallo brachte die Wirkung hervor, daß die Bauern insgesamt verstummten. Einige schüttelten den Kopf; andere kämmten sich die Haare noch einmahl zu rechte; noch andere mahlten mit ihren Stecken allerlei bedeutendes auf die Erde. Der Greis sah dieser bäurischen Pantomine eine Zeitlang mit vieler Gelassenheit zu. Eigentlich hatte er in der ganzen Sache nur erst ein Schreiben, und zwar an den Fürsten, ergehen lassen. Den Bauern aber alle Ausflüchte zu benehmen, und ihnen zu verstehen zu geben, daß er keinen Widerspruch gelten lassen werde, that er, als wenn, seine Unterredung mit ihnen der letzte Schritt in der Sache wäre.

Hallo. „Damit ist mir nun auch nicht gedient, daß ihr hier Bäume oder Säulen vorstellen sollet. Ich verlange, daß ihr meine gute Absichten erkennet, und mit dankbarem Herzen in sie einwilliget. Reden Einer oder ein Paar im Nahmen aller; — wer da will; oder

wem es die übrigen auftragen! Nun raſch — was meinet ihr?

Eine allgemeine Bewegung entſtand jetzt unter den Bauern. Alle ſahen ſich Reiheherum an, und ſprachen viel durch Minen und Gebehrden; keiner aber hatte das Herz, in Worte auszubrechen. Hallo drang abermahls in ſie, daß ſie reden ſollten.

Na, huben endlich die beiden misvergnügteſten im Dorfe, die zugleich die lüderlichſten Hauswirthe waren, gegen Niklas an: Wat ménſt denn dau dätu? Kannſt denn nich hüte dat Mul uftrein? Biſt io der Olleſte under uns, un wehſt am beſten, wie allet ſonſt gehollen worden, un haſts Mul ſonſt immer vorbargen....

Niklas, noch in der vorigen Poſitur, und grinzend. Hum! es verſteht ſich, daß alles, wie es unſer lieber gnädiger Herre da vor hat, ſo geſchehen mus, wenn unſer Dorf auf die Beine gebracht werden ſoll. Es wird uns nimmehr wieder ſo gebothen werden. Ich kann nur gar nicht begreifen, wie der liebe Herr das alles ſo thun will, da er offenbar dabei den gröſten Schaden hat, und wir überall gewinnen.

Dieſe Antwort war nicht nach dem Geſchmack der beiden Maikontenten. Sie warfen Niklaſſen vor, daß er heute ganz anders rede,

wie ehemals, daß er vermuthlich ſchon in ſeiner Kindheit zurückkehre, und daß das alles Neuerungen wären, über deren eine er ſich ſonſt das Maul aufgeriſſen haben würde. Der Eine von ihnen gab der Gemeine nicht undeutlich zu verſtehen, daß das alles mit Niklaſſen ſchon vorher abgekartet ſei, und daß Niklas ſein Schäfgen dabei wohl geſchoren haben würde. Hierüber kam es zu gewöhnlichen Bauergrobheiten, denen Hallo durch ſein Anſehen ein Ende machen muſte. Er nahm den Niklas in Schutz.

„Könnet ihr denn nicht mit einander reden, ohne plump und beleidigend zu werden? Solltet ihr beide iunge Kerle euch nicht ſchämen, dieſem wackern Greiſe, der bald ein Jahrhundert verlebt hat, und warlich noch beſſer bei Verſtande iſt, als ihr iemahls werden werdet, ſo ungeſchliffen zu begegnen? Laſſet es auch ſein, daß ich mit ihm eher von der Sache geredet, als mit euch. Ich muſte ia doch wohl den Erfahrenſten unter euch dabei zu Rathe ziehen. Wenn einer von euch mir Einwendungen von Wichtigkeit machen kann: ſo hat er ſie gemacht. Ihr kennet ihn ia ſelbſt, wie ihr ſaget, von dieſer Seite. Wenn ihr nun ſehet, daß er, der gröſte Verfechter des alten Herkommens ſonſt unter euch, meine gutgemeinten Abſichten einſieht und billigt, gilt denn das nichts bei

euch? Und überdies seid ihr ia die beiden lüderlichsten Wirthe im ganzen Dorfe, die am wenigsten zu reden Ursache haben. Ihr habt es mit euch selbst, mit euren Weibern und Kindern nicht einmahl gut gemeint; sonst würdet ihr in bessern Umständen sein. Wie könnet ihr euch denn das Ansehen geben, als verständet ihr euch unter allen am besten darauf, es mit der ganzen Gemeine gut zu meinen? Aber weil ihr nun einmahl das Wort genommen habet: so will ich euch dafür annehmen, daß ihr im Nahmen der übrigen reden sollet. Sagt also rein heraus, was habt ihr gegen meine redlichen Anstalten, und wider welchen Punkt davon habt ihr besonders etwas? Nur seid bescheiden dabei — das will ich euch gerathen haben.

Der eine von den beiden Grosmäulern erhub hierauf seine ziemlich von Brandtewein heisere Stimme: Nu, wenn't denn so sin soll, un soll so sin, un ick soll räden: so will ick maus mine Mönung saigen. Nehme he't mie nich öbbel, gnädiger Herre, det sin luter Nierungen. Un kurt un gut, wat soll det? Late he's bin Ollen!

Hallo. So! Ist das alles, was ihr gegen meine gute Absichten habt? Wisst ihr weiter nichts: Wo steht denn das geschrieben, daß

alles ewig und immer bin Ollen gelaſſen werden müſſe? Warum habt ihr es denn in euren Wirthſchaften nich bim Ollen gelaſſen? Eure Eltern aſſen des Morgens eine Roggenmehlſuppe, und ihr ſaufet des Tags dreimahl Kaffe; det ſin Nierungen. Eure Eltern legten einen Nothpfennig für ihr Alter zurück, und ihr ſitzet bis an den Hals in Schulden; det ſin Nierungen. Die hättet ihr weglaſſen ſollen, weil ſie nichts werth ſind. Ihr unverſtändiger Menſch, lernet doch unterſcheiden. Wenn euch Jemand eine neue Laſt, oder ſtatt der alten ſchweren eine noch ſchwerere auflegen will, denn thut ihr recht, daß ihr euch gegen die vorwaltende Neuerung ſperret. Sie müſſet ihr euch nimmermehr aufbürden laſſen. Aber wenn ich euch einige eurer Laſten erleichtern und andere derſelben ganz abnehmen will, und ihr wollet meine Liebe dabei gegen euch nicht erkennen, ſondern ſetzet euch nur gegen meine Einrichtungen, weil ſie neu ſind: ſo wiſſet ihr nicht, was ihr wollet. Dieſe Gemeine iſt ſeither in ſchlechte Umſtände gerathen. Wenn ihr verlanget, daß alles beim Alten gelaſſen werden ſolle: ſo iſt das eben ſo viel, als wünſchtet ihr, daß ihre Umſtände immer ſo ſchlecht bleiben und von Jahr zu Jahr noch ſchlechter werden ſollen. Was für ein raſen-

der Wunſch iſt das! Ich brenne für Begierde, ſie glücklich zu machen. Wollet ihr denn nicht glücklich ſein?

In dieſem Augenblick kam ein Bothe von Fürſt Guſtafen an, und überbrachte dem Hallo ein Schreiben.

„Bauer Hallo, ich habe mich ſehr über die guten neuen Anſtalten gefreuet, welche du mit den Bauern auf deinem Guthe treffen willſt. Sie müſſen ſehr unvernünftige und undankbare Leute ſein, wenn ſie dir dabei das geringſte Hinderniß in den Weg legen und deine Liebe gegen ſie nicht erkennen wollten. Ich wollte, daß alle meine Vaſallen ſo menſchlich dächten, wie du. Von meiner Seite haſt du auf allen Beiſtand dabei zu rechnen. Ich habe dir Berkawitz geſchenkt, und ertheile dir nun auch gern das Juspatronatus daſelbſt. An mein Konſiſtorium ſind deshalb ſchon die nöthigen Befehle ergangen, und du kannſt dir Prediger und Schulmeiſter ſetzen, wenn du willſt. Die Kirche aber will ich dir bauen; und, wenn du zu den neuen Bauerhäuſern nicht Kalk und Steine genug haſt: ſo ſtehen dir meine Ziegelſcheunen im ganzen Lande offen. Holz haſt du ſelbſt die Menge. Meine Baumeiſter und Feldmeſſer, falls du ihrer bedarfſt, ſind bereits beordert, dir auf Verlangen zur Hand zu ſein.

Gott ſegne dich und deine Anſtalten! Nächſtens umarmt dich dein Fürſt Guſtaf.

Hallo küſſte das Schreiben, und rief freudenvoll aus: Nun ſehet einmahl, wie ſelbſt der Fürſt über das, was ich mit euch vorhabe, denkt, und wie gnädig er in allem mich dabei unterſtützt. — Drauf las er ihnen das eben Erhaltene vor, und fuhr fort: Kann nun wohl noch einer unter euch ſein, der mir das erſchweren will, was mir mein Fürſt ſo grosmüthig erleichtert? Ich weis es, daß das Verlangen, daß alles beim Alten bleiben ſolle, euch Landleuten eigen ſei. Doch euch nicht allein; ſondern beinahe allen Ständen noch. Es rührt aber oft aus bloſſem Vorurtheil fürs Alte, und noch öfter aus Faulheit her. Unſere Väter und Grosväter haben es ſo gehalten, ſprecht ihr; allein ſoll denn die Welt nicht, ie älter ſie wird, auch deſto klüger werden? Wir ſind es ſo und ſo gewohnt, ſagt ihr; aber wollet ihr nicht aus Liebe zu euch und zu euren Kindern euch Mühe geben, euch an das Beſſere zu gewöhnen, wenn ihr es kennen lernt und haben könnet? Mein ganzes Herz geräth in Bewegung, wenn ich ſehe, daß ihr ſo groſſe Wohlthaten, welche ich euch gönne, nicht annehmen wollet. Nach einigen Jahren, wenn die neuen Einrichtungen im Stande ſind, ihr euch an ſie gewöhnt

habt und den Segen derſelben ſpüret, werdet ihr euch ſchämen, euch mir widerſetzt zu haben. Ihr werdet mir es wollen abbitten, und ich — werde ſchon dahin ſein. Die mehreſten von euch ſind ja ſo wackere, gute Leute. Ein guter Menſch kann es dem andern doch anſehen, daß er es redlich mit ihm meine. Blicket mich alten, grauen Mann doch an — — —

Hier ſtammelte der Greis, und ward ſo kraftlos, daß ihn Albert halten muſte. Dieſer Anblick vollendete an den Herzen der Bauern die Eindrücke, welche das Schreiben des Fürſten gemacht hatte. Der andere von den beiden Grosmäulern, wollte eben ſeinen Conſens wider die verwaltenden Neuerungen ausſchütten; aber die Gemeine verboth ihm das Maul, und einer von den ihm zunächſt ſtehenden drohete ihm, daß er ihm, wenn er das geringſte Wort ſpräche, die Zähne einſchlagen würde. „Der gnädige Herr hät recht, ſprach dieſer; gu un gue Kammerat Grosmul ſin di lüdderlicheſten im ganzen Dorf, un hän gar nich Ehre tu räden. Der Schulte ſoll räden, un wer den labbert, den ſchla ick up die Schnute.„

Der Schulze war ein ziemlich geſcheuter Mann, und hatte mit dem alten Niklas ſchon viel über alle die Dinge geſtorgt. Hallo forderte ihn auf, zu ſprechen. Er erkannte die

Wohlthaten, welche der neue Gutsherr der Gemeine erweisen wollte, und fügte hinzu, daß ihre Kindeskinder ihm noch dafür danken würden. Alles, was er gegen die neuen Veranstaltungen einzuwenden hatte, betraf die beiden Punkte der Stallfütterung und der neuen Vertheilung der Aecker. In Ansehung der erstern gab er zwar zu, daß sie wohl von Nutzen sein könne, daß sie aber in diesen Gegenden inpraktikabel sei. Halls widerlegte alle seine Gründe kurz, und stellte die vielfachen Vorzüge der Stallfütterung in ihr gehöriges Licht. Er sagte den Bauern, daß sie bei derselben ihre Wiesen, ihre Aecker, ihr Vieh selbst und den Dünger desselben noch einmahl so hoch nutzen würden, und daß sie durch den Anbau verschiedener Futterkräuter, zu denen er ihnen gern behülflich sein wolle, sie sich sehr erleichtern könnten. Am Ende stützte sich der Schulze darauf, daß die Nachbarn, welche an so vielen Orten die Koppelweide mit ihnen hätten, allein das ganze Vorhaben vereiteln würden.

Halls. Das ist meine Sache. Dafür lasset mich sorgen!

Der Schulze schüttelte weissagend den Kopf, und kam auf den andern Punkt der Ackervertheilung. Im Betref derselben brachte er vor, daß, da ein ieder von nun an mitten unter sei-

nen Ländereien wohnen sollte, kaum ein Paar von ihnen den Acker, welchen sie seither wirklich besessen, weiter besitzen würden. Nun hätte iezt mancher mehr, als der andere, mancher bessern, als der andere; und so würde durch die Vertauschung einigen Gnade, und andern Unrecht geschehen.

Hallo bezeigte seine Zufriedenheit mit dem Schulzen, und erwiederte: ich freue mich, an euch einen klugen und guten Mann zu finden, und ihr gefallet mir ganz. Euren Besorgnissen aber bin ich schon zuvorgekommen. Es soll alles auf das genaueste unter euch verhandelt werden. Eine Kommission, die aus einem Rechtsgelehrten, ein Paar Ackerverständigen, und einigen Feldmessern besteht, soll auf meine Kosten die ganze Sache in Ordnung bringen. Zuförderst soll der Acker, welchen ieder von euch seither besessen, ausgemessen, und nach Beschaffenheit seines Erdreichs, seiner Lage und so weiter taxirt werden. Hernach soll der meinige, den ich an euch abtrete, dazu geschlagen, und das Ganze in so viel gleiche Theile getheilt werden, als eurer an der Zahl sind. Sodenn soll ieder Theil, oder iedes solchergestalt neueingerichtete Guth abermahls taxirt werden. Der Schulze schlägt seinen Wohnplatz in der Mitte auf; die Uebrigen aber sollen loosen. Was nun

ieder von euch bei geſchehener Verloosung nach der zweiten Taxation an zu Gelde gerechnetem Werth ſeiner Ländereien mehr haben wird, als er nach der erſten Taxation hatte: das ſoll er auf immer und ewig an meine Nachkommen jährlich zu drei Procent verintereſſiren. Der Acker, welchen ich euch abtrete, liegt unter dem eurigen zerſtreut umher, und iſt durchgängig gut. Jeder von euch wird etwas davon erhalten; und das, was ieder von euch davon erhält, macht mehr aus, als einer von euch ſeither gehabt hat. Mithin bekommet ihr alle mehr gut Land, als ihr bis ietzt beſeſſen habt, und unter den euch eignen Aeckern fallen auch nur wenige aus. Wer in Zukunft mehr gut Land hat, als der andere, hat auch mehr Erbzins abzureichen. Alſo geſchieht keinem von euch das geringſte Unrecht.

Einige der Bauern hatten dieſen Vortrag des Hallo begriffen! andere nicht. Der Schulze befand ſich unter den Erſtern. Vater Hallo, als er merkte, daß er ſich noch nicht deutlich genung für alle und iede ausgedrückt habe, befohl ihm deshalb, das Geſagte den Bauern in ihre Sprache noch einmahl zu ſagen. Nun begriffen es alle, und gaben ſolches durch vielmahliges Kopfnicken zu verſtehen. Der Greis verlangte hierauf von ihnen ein allgemeines

Ja zu ſeinen Anſtalten. An deſſen Statt aber erfolgte eine allgemeine Stille. Darauf ſollten ſie durch einen im Nahmen Aller die Zuſtimmung geben laſſen. Es blieb bei der vorigen Stille.

Hallo. Nun, nun, ich weis ſchon, wie ihr Leute es immer zu machen pfleget. Ihr wollet einander nicht vorgreifen.

Darauf forderte er — einem nach dem andern von ihnen Reihe herum den Handſchlag ab. Die beiden Grosmäuler ließ er wohl bedächtig zuletzt. So, wie er an einen jeden hinzutrat, unterſtand ſich keiner von allen die Hand zurück zu halten. Niklas und der Schulze waren die erſten, welche freiwillig ihm ſie reichten. Einige legten ihre Hand nur flach in die ſeinige; andere drückten ihn damit recht kraftvoll. Hallo erkannte hieraus, wer zufrieden und wer unzufrieden mit ſeinen Neuerungen ſei. So oft er ſo eine flache Hand gereicht bekam, machte er eine Miene, die dem Darreicher eine Zimmetrinde über das ganze Geſicht gos. Die beiden Grosmäuler ließ er ſtehen.

Ob ihr wollet, oder nicht, daran kehre ich mich nun weiter nicht. Die Uebrigen ſind mit allem zufrieden, und ſo müſſet ihr. Abfordern aber werde ich euch den Handſchlag des-

halb nicht. Wollet ihr ihn geben: ſo kommet ihr zu mir her. „

Grosmaul 1. Nu, wat ménſt denn?

Grosmaul 2. hä! wat du ménſt.

Grosmaul 1. — t'is ic nu dok nich anders! gif mans die Kluc hen.

Grosmaul 2. Nä — gif dine erſt hen.

Grosmaul 1. Nä, dau.

Grosmaul 2. Nä, dau.

Hallo, im barſchern Ton. Behaltet eure Fäuſte!

Schnell gaben ihm beide Grosmäuler die Hände, und wurden von der ganzen Gemeine derb ausgelacht.

Hallo, lächelnd. Seid ihr nicht ein Paar Schurken, ſo lang ihr ſeid! doch hoff' ich, daß ich euch noch beſſer machen werde. — — Ich danke euch übrigens allen, daß ihr mir weiter kein Hindernis in den Weg legen wollet. Meinen Dank habt ihr nun. Den eurigen hoffe ich gewis im Grabe reichlich zu empfangen. Kehret nun in eure alte Wohnungen zurück, und wartet meine weitere Verordnungen ab. Sobald kein auswärtiges Hindernis mehr obwaltet, ſoll alles ſchleunigſt zu Stande kommen.

Hat man nicht seine Noth, sprach Hallo noch im Weggehen zu Niklassen, ehe man ein Dorf Bauern klug machen kann.

Der Schulze murmelte, als die Gemeine auseinander ging: t'is alles gut, un gutgemónt: awer, wenn e met allehope fertig werd; so kreit e dok den ollen Jakof nich rum. — Sit mans gant ruhig. Gu werdt wol wohnen bliben, wu gu wohnen. Blift so lange gesund, bit die nüen Hüser gebut weren.

Der Schulze schien richtig prophezeiht haben zu sollen. Hallo lies nun die nöthigen Schreiben an seine Nachbaren ergehen. Er fand bei allen wegen Aufhebung der Koppelweide einige Schwierigkeiten; bei dem alten Jakob aber unüberwindliche. Mit den übrigen ward er nach öftern hin und herschreiben fertig. Entweder die Berkewitzer Bauern hatten das Recht gehabt, hie und da ihre Heerden ebenfalls auf die Ländereien der benachbarten Ortschaften zu treiben, welche auf die ihrigen trieben; und so ward eins gegen das andere aufgehoben, und festgesetzt, daß iede Gemeine von nun an auf ihren Grenzen bleiben sollte; oder Hallo machte sonst ein Equivalent ausfindig,

dig, wodurch die Nachbarn bewogen wurden, ihren Ansprüchen auf die Koppelweide zu Verſewitz zu entsagen. Aber der alte Jakob blieb unbeweglich. Der übelſte Umſtand dabei war, daß dieſer ihm gerade ſo lag, daß er das Recht der Koppelweide mit ſeiner Heerden faſt über die Hälfte der künftigen neuen Wohnſitze der Verkewitzer Bauern ausübte. Hallo konnte alſo mit ſeinen wichtigſten neuen Einrichtungen nicht eher einigen Anfang machen, bis er mit ihm in Richtigkeit wäre. Der alte General wuſte dis, und that ſich nicht wenig darauf zu Gute. Hallo machte ihm ſehr vortheilhafte Anerbietungen. Unter andern wollte er ihm eine Strecke Waldung abtreten; aber alles war vergeblich.

Hallo wendete ſich an den Fürſten, und bat, daß ſelbiger ſich für ihn bei dem alten Kriegsmann intereſſiren wollte. Der Fürſt that es auf eine recht verbindliche Art. Statt aber, daß der Handel dadurch eine beſſere Wendung empfangen ſollte, hatte der menſchenfreundliche Greis den Verdruß, folgendes eigenhändige Schreiben von dem alten Jakob zu erhalten:

„Herr Nachbar! Euch plagt wohl mehr, als Einer, daß ihr mich nun gar den Fürſten über den Hals ſchickt. Ich bin ein alter Krieger, und bin nicht gewohnt, mich kommandi-

ren zu lassen; sondern ich kommandire. Mich sollen tausend Schock Teufel holen, wenn ich euch den Willen thue. Und laßt mich weiter ungeschoren damit, oder das Donnerwetter soll euch regieren, und ich schiesse euch auf eurem eigenen Rattennest die Kaldaunen in hundertschocktausend Stücke. Alle eure dumme Streiche, die ihr vorhabt, könnet ihr unterwegens lassen. Lebt ihr auf eurem Guth wie ein braver Ritter, und wie ich; aber nicht wie ein junger weibischer Lesse. Die Bauern wissens euch den Henker Dank, wenn ihr sie was erlasset. Das sind allzumahl Hundeseelen, und ein Zwanziger von meinen Hirschen ist mir lieber, als die ganze Kanaillenwaare in eurem Dorfe. Ein Zehner, und ein Bauer, der nicht parirt — ich schiesse den einen Racker, wie den andern, daß ihn der Kopf brummt. Die Bestien müssen geschoren und geschunden werden; sonst werden sie unbändig. Dazu sind sie da; unser Herr Gott hat sie dazu geschaffen. Wollt ihr denn aus den Hundeseelen Edelleute machen? Sagt nur, was ihr denkt, oder wer euch den Kopf verrückt hat? Und das rathe ich euch, nehmt euer Wort zurück, daß die Teufelsbraten das Wildpret sollen schiessen dürfen ... Meins wechselt dahin ... Oder, himmeltausendsapperment, der erste davon, der

mir einen Bock oder Keiler schiesst, ich haue ihn mit eigener Hand in hundertsechtausendmahltausendneunundneunzighundert Kochstücken. Damit ihrs wisse. Lebt wohl; oder krepiert; wie ihr wollt.

Der würdige Greis erlitte eine abermahlige Umwandlung vom Schlage; so entsetzte er sich über diesen Brief. Seine Familie gerieth darüber in die äuserste Bestürzung, und Elenore wünschte, daß ihr Mann auf dem Guthe lieber alles beim Alten gelassen haben möchte, um dergleichen Unruhen sich nicht zuzuziehen. Der Anfall war heftiger als der erste. Ein tiefer Schlaf erfolgte auf ihn; nach dessen Vorübergang der Greis von allem, was seit Lesung des Briefs mit ihm geschehen war, nichts wuste.

Hallo. O des abscheulichen Mannes! Ist es möglich, daß ein Mensch so all sein menschliches Gefühl im Felde zurücklassen, so alle Grenzen von Zucht und Ehrbarkeit übertreten, und gegen alle und iede so den Teufel spielen kann? — Albert, was nun zu thun? Muß dieser alte Kerl dazu da sein, daß er mir den Abend meines Lebens, den ich mir so sanft, so hell und reizend vorstellte, trübe mache? Muß ein einziger Mensch mich an allem dem Guten behindern, das ich so vielen Familien

erweiſen wollte, und mich dadurch um meinen ſchönſten Troſt im Tode bringen?

Albert ſchwieg, und wendete ſich, um die Wehmuth zu verbergen, welche ihm der Anblick ſeines Vaters abzwang; den er noch nie in ſolcher Verlegenheit geſehen hatte.

Eben jetzt lies ſich Florentin melden. Hallo lies ihn gleich durch Albert vor ſich führen.

Florentin erſchien mit fliegenden Haaren, in voller Zerſtreuung ganz auſſer ſich. Er ſank in den erſten Lehnſtuhl den er fand.

Hallo, beſtürzt. Was iſt Ihnen widerfahren, junger Mann?

Florentin beantwortete die Frage dadurch, daß er beide Arme gen Himmel erhob; und, indem er ſie wieder ſinken lies, tröpfelte von iedem derſelben Blut auf den Fusboden.

Hallo. Mein Gott! wo ſind Sie geweſen? kommen Sie aus den Händen der Mörder?

Nein, ſtammlete der treffliche Jüngling, ich — komme — nur — aus den — Händen — meines — Va — ters.

Hallo bebte, und legte die Hände in einander. Eleonore und Albertine kamen dazu. Die ganze würdige Familie ſchlos einen Kreis um den iammervollen Gaſt, und war begierig, die vorgefallene Geſchichte zu hören. Das Blut tröpfelte ſtärker. Hallo ahndete den gan-

zu Vorgang, und drang auf Verband der Wunden.

Florentin. Es hat keine Noth. Ich habe mich nun etwas erholt, und will Ihnen alles erzählen. Die ganze Welt wirds erfahren. Warum sollten's einige der besten Menschen nicht zuerst wissen? — — Nach einer kleinen Pause fuhr er fort:

„Mein Vater hat nach mir geschossen und gehauen. Das Blut, welches Sie an mir fliessen sehen, fliesst durch seine Hand. Wärs nach seinem Willen gegangen: so wäre ich nun schon todt; aber ich ris mich, da ich sah, daß er ein Unmensch ward, mit Gewalt aus seinen Armen. Er muthmassete, daß ich um den Handel wisse und mit verabredet hätte, in den der ehrwürdige Hallo der Koppelweide wegen sich mit ihm eingelassen. Viel Ueberlauf hatte ich deshalb schon mit ihm gehabt, ehe der Fürst sich darein legte. Aber, als dies geschehen war, ward er wie rasend. Ich glaube, daß er sich in Anderer Gegenwart sogar deshalb an dem besten Fürsten vergangen haben möge; oder, wer weis, was er an ihm selbst darüber gelangen lassen. Flüche, wie ich sie noch nie aus seinem Munde gehört, Grausamkeiten und Unmenschlichkeiten überströmten zu Zehentausenden seine Lippen. Ich zitterte,

und ward, wie gewöhnlich, der Gegenstand seiner Rache. „Teufel, schrie er mir zu, du bist's, der mich in diese verfluchte Händel bringt. Stirb unter meiner Hand. Ich habe dir das sappermentsche Leben gegeben, und will dirs auch wieder nehmen. Stirb — Hund — stirb!„ Ich fiel ihm in die Arme, flehete ihn bei den ruhenden Gebeinen meiner Mutter . . ! Wie er da diese heiligen Ueberreste einer der Besten ihres Geschlechtes verwaledeiete, mag ich ihm nicht nachsprechen. Er riß sich von mir los, zog den Hirschfänger, und hieb rechts und links nach mir. Ich nahm die ersten Wunden gutwillig hin, warf mich noch einmahl in seine Arme, und bat ihn, nun wenigstens gemung zu haben. Er riß sich nochmals von mir los, und hieb aufs neue nach mir. Da ich nun sah, daß es hier um nichts geringeres, als um Tod und Leben, zu thun sei: so muste ich auf meine Rettung bedacht sein. Ich thats; — ohne dabei zu vergessen, daß ich sein Kind sei. Ich hatte meinen Hirschfänger auch bei mir. Es war, als zöge er sich in der Scheide hin und her zur Gegenwehr. Aber ich schlug ihn frei, nahm alle meine Kräfte zusammen, wand meinem Vater den seinigen aus der Hand, warf ihn aufs Bette, sprang zur Thüre hinaus und riegelte ihn ein. Wäh-

gend, daß er in voller Wuth die Thüre zerhieb oder einſchlug, hatte ich gerade noch Zeit genug, ihm zu entfliehen. Ich lief aus Leibeskräften. Er ſetzte mir nach; und, als er mich zu erblikken glaubte, ſchos er die Büchſe nach mir ab, deren Kugel mich aber nicht erreichen konnte. Ich ſuchte den Wald, und verlohr mich aus ſeinen Augen. Vor der Hand darf ich es nicht wagen, zu ihm zurückzukehren. Meine erſte Zuflucht nahm ich zum grosmüthigen Hallo."

Mit den letzten Worten erhub ſich der edle junge Mann aus dem Lehnſtuhl, und machte eine ehrfurchtsvolle Verbeugung gegen den Greis.

Hallo, der ihn in ſeine Arme ſchlieſſt. Liebſter, mein ganzes Herz empört ſich gegen Ihr ſchreckliches Schickſal. Die Welt würde es unglaublich finden, wenn ſie den alten Löwen nicht kennte. Wie hat ein ſolcher Wüterich einen ſo ſanften, herrlichen Sohn zeugen können? Oder vielmehr, was für ein Segen der Gottheit iſt es, wenn man einer edlern Erziehung, als die bei Trommel- und Paukenſchlag auf Wachparaden und Schlachtfeldern iſt, gewürdigt wird! Bleiben ſie bei uns! Sein Sie unſer lieber Gaſt, und ſetzen Sie ſich nicht neuen Gefahren des Lebens bei Ihrem Vater zu früh wieder aus! Alle Bequemlichkeit, welche mein

Haus zur Zeit hat, hat es nun zugleich für Sie, ſo lange Sie wollen.

Florentin nahm dies gütige Anerbieten des Greiſes mit dankbarer Zufriedenheit an, ging mit Albert auf die Seite, und ließ ſich ſeine Wunden verbinden, welche in verſchiedenen Hieben über beide Arme herlaufen, ohne gefährlich zu ſein.

Hallo, der im Zimmer auf und nieder gehet und dabei ſeine Augen feſt auf ſeine gefalteten Hände gerichtet hält, vor ſich ſelbſt. Wenn mir der alte Löwe nur nicht noch tolle Streiche ſpielt! — Nach einer Weile zu Albertinen: das iſt ein liebenswürdiger junger Mann. Ich bewundere ſeine Gelaſſenheit und Geiſtesgegenwart, die er ſo zugleich ausgeübt hat. Er hat gethan, was er ſich ſelbſt ſchuldig war; ohne die Pflichten gegen den unmenſchlichſten Vater zu verletzen.

Albertine hatte ſich die Augen ſchon roth geweint, und trat jetzt ſchluchzend ans Fenſter; ohne gewahr zu werden, daß viel Wanken von fremden Leuten auf dem Hofe ſei.

Florentin, als er in Hallo's Zimmer zurückkommt. Wofür mir am meiſten bange iſt, iſt dis, daß mein Vater, da er meiner Perſon nicht hat habhaft werden können, in der Wuth andere, und wohl noch weit unſchuldigere Ge-

anſtände für ſeine Mordſucht eingeſſen habe. Ich kenne ihn, und weis, wie ers macht. Hat ihm ein Hirſch im Walde aufgeſtoſſen, ſo iſts gut. Sonſt aber —

Der Verwalter, welcher in voller Beſtürzung hereinſprang. Da ſind viel Leute vor Waldſtätt auf dem Hügel, die heulen und ſchreien, und ich kann nicht recht klug aus ihnen werden. Ich dachte erſt, es wäre Feuer dort, aber das iſts nicht.

Florentin, indem er ſeine Hände ringt. Hab ichs nicht geſagt? Da haben wirs! — Mein Vater wird den Tirannen geſpielt haben. O ihr arme unſchuldige Opfer für mich! Wenn nur keins von euch hat bluten müſſen!

Hallo zitterte; und mit ihm ſeine ganze Familie. Er lies einige von den Waldſtätter Bauern herauf kommen. Dieſe erzählten unter jammervollem Geheul, daß der alte Herr Jakob ſeit einigen Stunden ganz vom Teufel beſeſſen, oder völlig raſend geworden ſein müſſe. Er ſei wie ein ſchnaubender Bär aus dem Felde ins Dorf gerannt gekommen, habe um ſich her geſchlagen und gehauen, Fenſter zerſchmettert und alles zu ermorden gedrohet. Weiber und

Kinder hätten ſich verkrochen, und ein Theil der Männer habe ſich hieher begeben, um Schutz zu ſuchen, und, wenn ſie ihn hier nicht fänden, ſo wollten ſie zum Fürſten.

Halle. Ja, das thut, Kinder, das thut. Zum Fürſten gehet. Er muß euch als ein Landesherr ſchützen. Ich habe nur auf meinem Guthe zu befehlen. — Doch, verziehet noch einige Augenblicke; ich will euch ein Schreiben mitgeben.

Der Gerichtsherr ſetzte ſich in aller Geſchwindigkeit und ſchrieb: Fürſt und Vater! mein Guth iſt herrlich und ſchön; aber mein Nachbar, der alte General von Wellmuth, macht mir das Leben auf ſelbigem ſauer und ſchwer. Ich ſende ihnen anbei den von ihm geſtern erhaltenen Brief. Es iſt dis aber das Wenigſte, was ich Ihnen zu berichten habe. Heute ſpielt er den völligen Teufel auf ſeinem Guthe. Sein Sohn iſt mit mehr denn einer Wunde aus ſeinen mörderiſchen Armen zu mir geflüchtet, und ſein halbes Dorf dazu. Die Leute werden Ihnen ſelbſt das Mehrere von ſeinen ausgeübten Unmenſchlichkeiten erzählen. Fürſt und Vater, erbarmen Sie ſich dieſer Unſchuldigen, und ſichern Sie ihnen als Landesherr Leben, Geſundheit, Weiber und Kinder!

Hallo lies den Bauern einige Erfrischungen reichen. Darauf zogen sie sammt und sonders mit diesem Schreiben nach der Residenz ab. Der Fürst war eben im Begrif, zur Tafel zu gehen. Der Kammerdiener meldete ihm, daß eine Menge Bauern von Waldstätt unten vor dem Korpshaus stünden, die schlechterdings mit dem Fürsten selbst, und zwar gleich, sprechen und sich durchaus weder ab-, noch auf einige Stunden zur Ruhe verweisen lassen wollten. Die Speisen wurden schon aufgetragen.

Der Hofmarschall zum Kammerdiener. Die Kerle können bis nach aufgehobener Tafel warten.

Fürst Gustaf. Nicht so, Herr Hofmarschall; sondern wir wollen mit der Tafel bis nach aufgehobenen Klagen dieser Leute warten. Selbige haben vermuthlich auch noch nicht gegessen, wie wir. — Lasset sie herauf in den Vorsaal kommen!

Die Bauern erschienen mit Thränen in den Augen. Der Sprecher unter ihnen überreichte Hallo's Fürschreiben. Der Fürst las es, und stampfte einigemahl mit den Füssen auf. Darauf musten die Bauern den ganzen Vorgang weitläuftig erzählen, und wurden in der Küche gespeiset. Als sie satt waren, bekam der Landfiskal den Befehl, sie wieder nach Waldstätt zu-

rück zu führen, und dem alten Jakob folgende Kabinetsordre vorzulesen:

„Dem General von Wellmuth wird hierdurch aus Landesherrlicher Macht angedeutet, vom Empfang dieses an seine Bauern in Ruhe und Frieden zu lassen, sich an seinem Sohne nicht weiter zu vergreifen, und meinen würdigen Freund Hallo weder mit Worten noch mit Werken fernerhin zu beleidigen; widrigenfalls ihm noch weit nachdrücklicher gezeigt werden soll, daß ich Fürst bin. Man kann Soldat, und doch dabei Mensch sein.

Gustaf.„

Der alte Jakob saß eben bei seinen Bouteillen, und soff sich den gewöhnlichen Rausch, der heute derber ausfiel, als iemahls. Als er hörte, daß der Landfiskal da sei und mit ihm reden wolle, ließ er ihn mit den Worten abweisen, daß er morgen wiederkommen möge. Dieser aber hatte die Thüre schon in der Hand, drang sich ihm auf, und las ihm die fürstliche Ordre mit pathetischer Stimme vor.

General W. Seid ihr nun fertig mit euren Fratzen? hä! 's is gut, daß es nun all is. Sonst hättet ihrs meinem Nimrod vorlesen können, der da unterm Tisch euch die Zähne weist. Saat einem Fürsten nur wieder, es ginge ihn nischt an, und er hätte mir nischt zu be-

fehlen, und er ſollte ſich nur um ſich bekümmern, und — ins Teufelsnahmen, was ihr wollt. - Hus! Nimrod! hus!

In dem Augenblick erhub ſich Nimrod unterm Tiſch, und der Landſtal hatte alle Mühe zu entſpringen, daß er zuerſt wegkam. Dieſer ſtattete dem Fürſten von der gehabten Aufnahme und von den Aeuſerungen des alten Eiſenfreſſers ſogleich Bericht ab. Fürſt wollte eben weiter gegen den alten Jakob verfahren laſſen, als dieſer ihm durch eine neue Beleidigung ſeiner eigenen höchſten Perſon faſt auſſer Faſſung brachte.

Der General von Wellmuth bezog nehmlich die Raſerei, daß er ſeinen Landesherrn herausforderte, ſich Morgens darauf bei Sonnenaufgang auf der Grenze zwiſchen Wallſtädt und Berkewitz auf ein Paar Piſtolen gegen ihn zu ſtellen.

Fürſt Guſtaf drehete das Ausforderungsbillet lange hin und her in der Hand.

„Es iſt ein abſcheulicher alter Kerl; mehr Vieh, als Menſch. — Man ſoll freilich die Leute nehmen, wie ſie nun einmahl ſind. — Indeſſen das geht zu weit.„

Der ſonſt ſo huldſame, nachgebende Fürſt gab hierauf den Befehl, daß funfzig Dragoner ſofort nach Wallſtädt marſchiren, den Edel-

hof besetzen, sich auf selbigem einquartiren, den alten Jakob in seinem Zimmer arretiren, sich täglich hundert Dukaten von ihm reichen lassen und nicht eher wieder abziehen sollten, bis er in des Rittmeisters Hände einen schriftlichen Aufsatz darüber ausgestellt, daß er das Ausforderungsbillet im besoffenen Muth geschrieben, deshalb um Vergebung bitte, und der ihm durch den Landfiskal vorgelesenen Order Parition leisten wolle. Der Rittmeister ward überdis noch instruirt, dem General mündlich zu eröfnen, daß der Fürst, falls er sich nicht binnen dreimahl vier und zwanzig Stunden auf die vorgeschriebene Art submittirte, ihn nach der Residenz ins Staatsgefängnis bringen und ihm den Proces machen lassen würde.

Die Dragoner rückten zu Wallstädt ein. Sie hatten die gemessensten Befehle, den Bauern nicht die geringste Ueberlast zu thun. Sie zogen ihre Pferde in des alten Jakobs Ställe, und warfen die seinigen heraus. Der Rittmeister kündigte ihm Stubenarrest an. Der alte Eisenfresser donnerte und wetterte, daß er sein Regiment nicht gleich hier hätte. Er rief und klingelte und pfif nach seinen Leuten. Niemand von selbigen ward vor ihn gelassen. Die Dragoner schmauseten herrlich in seinem Hause, und sangen unter seinen Fenstern.

Hallo erfuhr dies alles, und sprach zu Eleonoren: liebe Mutter, wir haben nun zwar Ruhe; aber nur auf eine Weile. Der Abend unseres Lebens wölkt sich.

Unterdessen war das Gerücht von allen diesen Vorgängen bis zu Florentinen, des alten Jakobs edler Tochter, erschollen. Sie erfuhr den gegenwärtigen Zufluchtsort ihres Bruders, und eilte nach Berkewitz. Unter Empfindungen der zärtlichsten Wehmuth drückte sie ihn an ihren Busen, und dankte seinem alten Wirthe für die so liebevolle Aufnahme desselben.

Florentine hatte ihren barschen Vater nie mit Augen gesehen. Dieser wollte von seiner Tochter nicht wissen, und beharrte dabei, daß sie von seinem Vermögen nie einen Thaler erhalten sollte. Sie war von ihrer tugendhaften Mutter erzogen worden, und hatte nach dem Tode derselben ihren Aufenthalt bei edeldenkenden Verwandten gefunden. Ihr Bruder hatte oft einen günstigen Augenblick zu erhaschen gesucht, um für sie bei seinem Vater zu reden; aber bei Leben und Tod war ihm von selbigem untersagt worden, auch nur ihren Nahmen weiter zu nennen. Sie kannte daher den Urheber ihres Daseins nur aus den Beschreibungen, welche ihr ihre Mutter ehemals von ihm gemacht, und aus den Gerüchten, die sie hernach

von Zeit zu Zeit von ihm hörte. Sie hebte deshalb, so oft sein Nahme genannt ward; ihren Bruder aber liebte sie mit unaussprechlicher Liebe. Florentin war auch an sie gefesselt. Er besuchte sie, so oft er konnte, und theilte ihr alsdenn seine jedesmahlige ganze Kasse mit. Er tröstete sie über die üblen Gesinnungen ihres Vaters gegen sie, und öfnete ihr auf seinen Todesfall die besten Aussichten. Wenn er eine neue Bekantschaft machte; so war dis allemahl die erste Bedingung dabei, daß seine neuen Freunde auch Freunde seiner Schwester sein möchten.

Florentine war in allem Betracht ein herrliches Mädgen. — Sie hatte körperliche Grazie; ein schwarzes Haar, ein funkelndes Auge, ein offenes Gesicht, muntere Farbe, mehr lange als kurze Gestalt, proportionirten Wuchs und natürlicheinnehmenden Anstand. Sie sprach, ohne zu reden und bezauberte durch ihren Anblik, ohne sich dessen bewust zu sein. Aber ihre Seele setzte ihren Körper noch weit unter sich herab. Engelrein — in der That kein übertriebener Ausdruck! möchten viele unserer Menschentöchter so sein, wie sie! — engelrein war sie. Sie liebte Menschen, und die ganze Schöpfung. Theilnehmend, sich mitfreuend und mitleidend, ging sie, so viel sie konte, stets darauf aus, des Bösen auf der Erde weniger,

und

und des Guten mehr zu machen. Der Kreis ihrer Wirksamkeit war klein; aber sie füllte ihn ganz aus. Von dem, was ihr Bruder ihr von Zeit zu Zeit reichte, wendete sie nichts auf silbernen Tand und auf Flitterpracht an, sondern unterstützte damit arme tugendhafte und arbeitsame Familien. Sie hatte edle Verwandte, welche sie im Wohlthun nicht störten. Das ganze Dorf, wo sie wohnte, liebte sie. „Wenn das gnädige Fräulein einmahl wegkommt, hies es, so verliehren wir viel.„ Sie wünschte sich nur, in einer glücklichen Stunde ihren Vater, wenn er ganz bei sich, und Mensch wäre, sehen, zum ersten- und zum letztenmahle umarmen zu können; aber dis Glück sollte ihr nicht zu Theile werden. Sie war empfindsam und arbeitsam zugleich. Ihre Mutter hatte sie von Jugend auf zur Ordnung, Wirtschaftlichkeit, Wohlthätigkeit und Tugend erzogen, und ihre Verwandten vollendeten an ihr diesen vortreflichen Unterricht. Sie war in allen weiblichen Wissenschaften wohl erfaren; sang und kochte gleichgut. Nichts hassete sie mehr, als alle Arten von Affektation. Sie ging natürlich, sprach natürlich, kleidete sich natürlich. Ihr Haar kräuselte sich nicht unter den Händen des hochaufthürmenden Friseurs; ihre Brust gab sich den gewaltsamen Verschnürungen nicht

Preis. Sie wuſte nichts von den damahligen modiſchen Koeffüren a la Bär, a la Löwe, und a la Seehund: ſondern trug ſich ganz a la Menſch. Ihre Wangen blüheten mit ihrem eigenen Roth; und ihr ſchöner Wuchs entſtellte ſie nicht durch Reife und Poſchen. Sie machte weder die Spröde, noch die Freche, ſetzte ihre Worte weder auf Noten, noch überpolterte ſie damit den, der mit ihr ſprach, übertrieb weder in Komplimenten, noch in Schilderungen, beugte ſich gegen jeden gerade ſo tief, als hoch ſie ihn wirklich ſchätzte, und ſtellte beim Erzählen alles ſo vor, wie es wirklich war. Der gewöhnliche Ton, in welchem ihre Seele vor ſich ſelbſt ſtand, war Selbſtgenugſamkeit und heitere Ruhe; ſie nahm aber bald die unſchuldigen Stimmungen derer an, in deren Zirkel ſie gerieth. Sie ſtieg bald mit ſelbigen zu höherer Fröhlichkeit auf, und ſank bald mit ihnen zur Traurigkeit herab; je, nachdem ſie ſie vorfand. Dis machte ſie zur treflichſten Geſellſchafterin, und lies ſie bei allen Vorfallenheiten die würdigſte Rolle einer Menſchenfreundin ſpielen. Weibliche Tugend ward von ihr über alles geſchätzt. Sie beſas ſie, und bewahrte ſie, ohne von ihr eine ſchulgerechte Definition geben zu können. Ein feines und dabei unüberwindliches moraliſches Gefühl war die un-

erſchütterlichſte Stütze derſelben. Das Landleben war mehr nach ihrem Geſchmack, als das Leben der Städter; und, wenn ſie mit ihrem Bruder auf dieſen Punkt kam, daß ſie einſt nach dem Tode ihres harten Vaters mit ihm zu Wallſtädt wohnen würde, ſo ſetzte ſie die Vorſtellung in Entzükken, wie ſie den armen Bauern daſelbſt alle die Leiden vergelten wollten, mit welchen jener ſelbige gemartert hatte.

So ein Mädgen war ganz nach Vater Hallo's Geſchmack. Er ſah und bewunderte ſie zugleich, und ſprach zu Eleonoren: das ſind ein Paar herrliche Geſchwiſter! Erſt mus man ihren Vater kennen, und denn ſie kennen lernen, um ſich davon zu überzeugen, wie maasſprechlichviel Erziehung vermöge. Wohl ihnen, daß ſie die ihrige nicht aus den Händen ihres Vaters empfingen!

Abgerechnet die Unruhen und Beſorgniſſe, welche der noch zweifelhafte Ausgang der Geſchichte mit dem alten Jakob verurſachte, war die kleine Geſelſchaft von Menſchen, wie ſie ietzt zu Berkewitz beiſammen war, eine der ſeligſten auf Erden. Die vier iungen Leute waren unaufhörlich beſchäftigt, die vertraulichſte Bekantſchaft unter ſich aufzurichten, und die beiden Alten ſtanden dabei immer in einiger Ent-

fernung Arm in Arm, sahen zu und freueten sich herzlich darüber. Es ward ausgemacht, daß Florentine wöchentlich einmahl von nun an nach Berkewitz kommen, und daß, wenn sie erst in Wallstädt sein würde, des Reisens zu einander hin und her kein Ende sein sollte. Florentine verlies ihren Bruder mit der flehentlichsten Bitte, sich anderweitigen Gewaltthätigkeiten ihres Vaters um Alles in der Welt willen nicht auszusetzen. Noch bei ihrer Abreise erfuhr man zu Berkewitz, daß Fürst Gustaf bei dem auswärtigen Monarchen, in dessen Diensten der alte Jakob stand, die Kassation desselben bewirkt habe, und daß dieser nach erhaltener Nachricht davon unter tausend Donnerwettern dem Fürsten sich submittirt, und den schriftlichen Aufsatz nebst der Abbitte auf die ihm vorgeschriebene Weise von sich gestellt habe; worauf die Dragoner wieder abgezogen wären.

Hallo. Der Punkt der Kassation ist sehr wichtig. Nun wird der alte Todtschläger wohl mehr zu Kreuze kriechen müssen.

In Vater Hallo's Augen konnte dieser Punkt nicht wichtiger sein, als er in den Augen der Wallstädter Bauern war. Diese armen Leute

hatten bei dem Soldatenweſen des alten Jakobs ſeit einer langen Reihe von Jahren her unausſprechlich viel gelitten. Daß ſie ganz militäriſch von ihm behandelt wurden, und daß er, wenn er ſie zuſammenkommen lies, vor ihnen, wie vor einer Kompagnie Muſketiere ſtand, war das geringſte. Er nahm ihnen auch von Zeit zu Zeit ihre raſcheſten, wohlgewachſenſten Söhne bald mit Liſt, bald mit Gewalt, und ſchickte ſie zum Regiment. So, wie daher ein Bauerjunge, der einen ſtarken Wuchs hatte, das zwölfte Jahr erreichte, muſten ihn die Eltern in aller Stille von ſich bringen, und mit fremden Knechten haushalten. Die Hülfe, welche ihnen ihre erwachſene Kinder leiſten, und durch die ſie ihnen für die empfangene Erziehung dankbar werden ſollten, fiel alſo weg, und ſie kamen um die gehofte Erſparnis des Geſindelohns; zu geſchweigen, daß ſie von fremden Knechten oft betrogen und durch Nachläſſigkeit in mancherlei beträchtliche Verluſte geſetzt wurden. Vermiſſte der alte Jakob ſo einen ausgetretenen Bauernſohn: ſo trug er es den Eltern nach, und plagte ihn ſo lange, bis ſie ihn wieder ſtellten. War er nun in ſeiner Art noch recht gnädig: ſo kapitulirte er mit demſelben auf eine gewiſſe Reihe von Jahren. Zuweilen hielt er die Kapitulation;

oft auch nicht. Und bekam der alte Vater Bauer ie nach langer Zeit seinen Sohn endlich zurück: so hatte er an ihm einen lüderlich gewordenen Kerl, der des stillen ländlichen Lebens ungewohnt geworden war, und zu nichts weniger Lust, als zur Arbeit, hatte. Die Güther waren dadurch sehr in Verfall gerathen, und alle Hofnung zu bessern Zeiten war, so lange der alte Bramarbas leben würde, verschwunden. Fürst Gustaf hatte über diese ungerechte Fortschafflung seiner Landeskinder dem General oft die nachdrücklichsten Weisungen gegeben. Der alte Jakob lies dieselben aber weiter nichts an sich fruchten, als daß er damit nachzulassen versprach, oder, wie er eigentlich verstanden sein wollte, daß er sie mehr im Stillen treiben wollte. Gustaf wollte es mit den auswärtigen Monarchen nicht verderben, und muste sich deshalb daran begnügen, dem Menschendiebe in seinem Lande gewisse Schranken zu setzen; welche derselbe nichts desto weniger in iedem Monat übertrat.

Von dieser Seite bekamen die Bauern nun Luft, und waren innigstvergnügt darüber. Viele ihrer noch unter dem Regiment befindlichen Söhne kamen sogar auf die Vorstellung des Fürsten zurück, der lieber eine Summe Geldes zum Auflauf fremder Rekruten an den

jungen Chef des Regiments, als ein Schock ſeiner kraftvolleſten Landeskinder, hergab. Aber auf der andern Seite plagte ſie der alte Iſegrimm noch weit ärger dafür, als zuvor. Sein Vogt kam itzt faſt nicht mehr von ihren Höfen. So, wie ſie nicht auf den Tag ihre Abgaben an ihn entrichteten, lies er ſie unbarmherzlich exequiren, und ihnen die Betten unter'm Leibe wegnehmen. Die Pferde lies er ihnen von den Wagen ausſpannen, und verlangte deſſen ungeachtet von ihnen, daß ſie nach, wie vor, auf ſeinen Aeckern die Dienſte mit ihren Thieren verrichten ſollten. Der Thurm, welcher ihnen, wenn ſie die Hofdienſte nicht nach ſeinem Kopf verrichtet hatten, zum Gefängnis beſtimmt war, ward gar nicht mehr leer von ihnen. Gemeiniglich lies er ſie alsdenn einſtecken, wenn ſie am allernothwendigſten für ſich zu arbeiten hatten; damit ſie durch Verſäumung ihres Eigenthums völlig zu Grunde gehen ſollten. Gleich Tags darauf, als die Dragoner wieder abmarſchirt waren, hatte er einen ſchrecklichen Fluch darauf gethan, daß er nicht eher nachlaſſen wollte, bis die Beſtien insgeſamt Haus und Hof ſtehen gelaſſen hätten und davon gelaufen wären.

Florentin hatte zu viel Mitleiden gegen dieſe Unglückliche, als daß er ſich ganz von ihnen

entfernen konnte. Da er die abscheuliche Diät seines Vaters kannte, und genau wuste, in welchen Stunden derselbe seinen täglichen Rausch verschlief: so fand er sich in selbigen einen Tag um den andern zu Wallstädt ein, tröstete die Bauern, gab ihnen bis auf den letzten Thaler, was er noch in Händen hatte, und erkundigte sich nach den Umständen seines Vaters. Die Nachrichten, welche er jederzeit davon empfing, waren die niederschlagendsten für ihn.

Der alte Jakob blieb noch immer gleich aufgebracht gegen seinen Sohn, und schnaubete, so oft er an ihn dachte. Kein Fehlschus, hatte er gesagt, unter allen, die er jemahls gethan, habe ihn mehr geärgert, als der nach Florentin, wie derselbe sich durch die Flucht gerettet hatte. Seine Aussöhnung mit selbigem schien unmöglich zu sein; und, da solcher nun einmahl von ihm war: so wars ihm gerade so recht. Er bekümmerte sich weiter nicht um ihn, und drohete ihm, bei seinem Tode ihm das Guth in solchen Umständen zu hinterlassen, daß er wenig Seide darauf spinnen sollte. Sein Leben ward nun mehr, als jemahls, der verabscheuungswürdigsten eins, die geführt worden sind. Ergrimmt über den Fürsten, über Hallo, über seinen Sohn, über seine Bauern, und über das ganze menschliche

Geſchlecht, raſtete er bis Morgens in den Wäldern umher, und brachte den ganzen übrigen Tag in einer Völlerei zu, welche ihn weit unter die Thiere herabſetzte. So lange er dabei noch auf den Beinen feſtſtehen konnte, hatte er die Hetzpeitſche in der Hand, und zwang ſeine Jäger, daß ſie ihm gleich ſaufen muſten. Einer derſelben ſtarb auf ſeiner Stube im ſinnloſeſten Rauſch, und er gab ihm das Zeugnis, daß er als ein braver Kerl krepirt ſei. Die Zweigen liefen einer nach dem andern davon, und verdankten ihrem viehiſchen Herrn die Schwindſucht auf ihre Lebenszeit. Ein einziger, der bei einer überaus ſtarken Leibesbeſchaffenheit die Gabe hatte, dem alten Jakob, welcher in der ganzen Gegend weit und breit umher für den vollkommenſten und erſten Säufer gehalten ward, niederzutrinken, hielt bei ihm aus. Dieſer galt deshalb alles bei ihm, wuſte die Augenblicke zu benutzen, und machte ſich viel Geld. Rachſucht gegen ſeinen Sohn und Geiz ſtritten jetzt in der Seele des kaſſirten Kriegers, und die erſtere behielt die Oberhand. Nur gegen die Bauern blieb er äuſerſtunnachlaſſend an ſeinen Forderungen; im übrigen aber machte er nur den Verſchwender auf allen Seiten. Die allertheuerſten Weine floſſen in ſeinem Hauſe, und die Menge der Hunde in

den Ställen ward ausserordentlich vermehrt. Bei dem Einkauf derselben betrog ihn sein Leibjäger oft um die Hälfte. Unter allen Kreaturen schienen diese die einzigen zu sein, gegen die der Barbar noch einiges Wohlwollen fühlte. Sie hatten lauter menschliche Nahmen, lagen oft zu dreissig, vierzig in seiner Stube, und hielten täglich eine herrlichere Tafel, als die Bauern im Dorfe. Er bestimmte sie dazu, daß sie noch alle aus den Fenstern der Bauernhäuser ruken sollten, wenn diese nach und nach von ihren Eigenthümern erst verlassen sein würden.

Hallo sah sich völlig durch ihn in Ausführung seiner wohlthätigen Anstalten gehemmt, und ward noch obendrein von ihm täglich im Genusse seiner ländlichen Ruhe gestört. Bald ward ihm zu Ohren gebracht, daß der alte Jakob sich aufs neue verschworen und vermessen habe, nicht eher zu ruhen, bis er ihm für die Intercession, welche er seinen aufsässigen Bauern bei dem Fürsten geleistet, die Kugel durch den Kopf gejagt hätte. Bald empfing er die Nachricht, daß derselbe mit allen seinen Hunden auf den Perkowitzer Revieren gejagt, Wild daselbst erlegt und mit fortgeschleppt habe. Bald kamen die Bauern, und klagten ihm, daß der alte Herr Jakob in der Nacht ganze Rup-

zehn Pferde auf ihren Feldern, wo ſie die erſten kleinen Verſuche mit Anſäung einiger Futterkräuter gemacht, gehabt, und ihnen alles in Grund und Boden hätte verwüſten laſſen. Endlich ereignete ſich ein Vorfall, der den Greis, kunſthaftere Maßregeln zu nehmen, beſtimmte.

Der Schulze zu Berkewitz erhielt zufolge der neuen Erlaubnis einen Hirſch von ſechzehn Enden. Der alte Jakob erfuhr dis noch an demſelben Tage durch ſeinen Leibjäger; und zwar mit dem falſchen Umſtande, daß derſelbe von einem Bauer, Nahmens Schulze, geſchoſſen worden ſei. Er gerieth darüber in die greulichſte Wuth, und machte ſich mit allen ſeinen Hunden auf, jagte durch die Felder von Berkewitz, und fand daſelbſt einige Bauern, unter welchen Schulze war. Der Leibjäger verſprach ſich ein ſtarkes Douceur dafür, wenn er ihm denſelben zeigte. Sogleich ließ ihn der alte Jakob durch ſeine Hunde hetzen. Der ganz unſchuldige Mann lief ſo lange, bis er athemlos nahe vor dem Dorfe niederſtürzte. Daſelbſt fiel der Unmenſch über ihn her, und ſchlug ſo lange auf ihn zu, bis er keinen Laut mehr von ſich gab. Die andern Bauern waren unterdeſſen ins Dorf gelaufen, und kündigten die Mordthat an, welche allem Anſehen nach geſchehen ſei. Die ganze Gemeine eilte darauf mit ihren

Sensen, Hengabeln, Ofengabeln, Mistforken und Hebebäumen aufs Feld, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Sie kamen eben dazu, als der alte Jakob Schulzen mit seinen Hirschfänger den Fang geben wollte. Drei der ramassirtesten holten mit ihren Hebebäumen aus, und er hatte noch gerade so viel Zeit, sich auf seinen Engländer zu schwingen. Wahrer Poltron, jagte er davon, und alle seine Hunde hinter ihn her. Schulze schien seinen Geist schon auszuächzen. Man trug ihn halbtodt ins Dorf.

Hallo lies sogleich seinen Gerichtshalter kommen, und schickte ihn mit den Auftrag nach Wallstädt, den alten General zum ersten- und zum letztenmahle zu fragen, ob er mit seinen Beleidigungen nun gegen ihn aufhören, sich von seinen Grenzen entfernt halten, und ihm eine ekletante Satisfaktion geben wolle, oder nicht.

Der alte Jakob. Ein Paar Kugeln kann der alte sappermentsche Hund morgen gleich nach Tagesanbruch mit mich wechseln, wenn er Herz hat. Das sagt ihm. Ich habe keinen Bauer gehetzt, sondern einen Wilddieb: und da werdet ihr wissen, was gegen solche himmeltausendspitzbuben Rechtens ist.

Gerichtshalter. Der Herr hats befohlen, daß das Wild weggeschossen werden solle . . .

Jakob. Den Teufel hat er zu befehlen, aber das nicht.

Gerichtshalter. Der Mensch wird sterben . . .

Jakob. Ja, ich wollte, daß er schon krepirte. Es ist ein Racker mehr oder weniger . . .

Gerichtshalter. Es ist ein ganz unschuldiger Mensch gemishandelt worden. Gar nicht der, welcher den Hirsch erlegt hat.

Jakob. Da ist nichts dran verlohren. Es ist eine Kanaille, wie die andere. Genung der Sechzehner war einer von meinen.

Gerichtshalter. So befehlen Sie ihren Sechzehnern, daß sie nicht nach Berkewitz wechseln.

Jakob. Hä! will der Schurke sich bald fortpacken? — Nimrod, hus, hus . . .

Nimrods urplötzlicher Hervorsprung zwang den Gerichtshalter, einen forcirten Marsch zur Treppe hinunter und zum Hause hinaus zu machen.

Hallo ergrif unmuthsvoll die Feder, und fehte eine förmliche Klage gegen seinen bösen Nachbar in Punkto ausgeübter Gewaltthätigkeiten auf seinen Grenzen auf, um sie noch vor Abend in die Hände des Fürsten zu schicken.

Hallo zu Eleonoren. Hab ichs nicht gesagt, daß ich mit dem alten Kerl noch keine Ruhe haben würde? Was gilts — er vergreift sich noch an mir, wenn der Fürst dem Spiele kein Ende macht.

Florentin trat herzu, griff den ehrwürdigen Greis bei der Hand, und machte eine Mine, als wenn er bitten wollte, daß Hallo aller der Vorgänge wegen seine Gesinnungen gegen ihn nicht ändern möchte.

Hallo. O sein Sie ruhig, edler junger Mann! Was Ihren Vater bei mir verliehrt: das gewinnen Sie bei mir.

Florentin wendete sich, um sein zweideutiges Gesicht zu verbergen; auf welchem Zufriedenheit und kindliche Traurigkeit zugleich sich ausdrückten.

Der Greis hatte den Aufsatz der Klage noch nicht vollendet, als ein Bothe aus dem geheimen Konseil des Fürsten ihm ein versiegeltes Schreiben überbrachte. Er erbrach es in der Meinung, daß es seine Streitigkeiten mit dem alten Nachbar betreffen, und daß ihm der Fürst mit einer endlichen Entscheidung über selbige vielleicht schon zuvorgekommen sein würde. Es

war aber nichts geringeres, als eine Citation, die er erhielt, ſich Tages darauf, und folgende Tage, ſo lange es nöthig ſein würde, in einer wichtigen Unterſuchungsſache gegen ihn, ſeine vorige Miniſterſchaft betreffend, vor einer ausdrücklich dazu niedergeſetzten Kommiſſion zu ſiſtiren.

Hallo zeigte, als er die Citation beleſen, weit geringere Unruhe darüber, als man bei den Vorgängen mit dem alten Jakob an ihm bemerkt hatte, und gab dem Bothen lächelnd zur Antwort: „Es iſt gut. Ich werde zur beſtimmten Zeit mich einfinden. Sagt nur, es wäre mir heute lieber geweſen, als morgen.„

Eleonore zitterte, und wollte durchaus wiſſen, was obwalte.

Hallo. Sei getroſt, liebe Mutter, du ſollſt diesmahl alles erfahren. Es ſind einige leichte Wölkchen, welche ſpät am Tage noch für uns aufziehen. Sie ſind den Thauwolken gleich, die an ſpäten Sommertagen bald nach Sonnenuntergang rundum am Rande des Horizontes ſich zeigen und denn wieder verſchwinden. Wenn der Mond aufgehen wird, werden ſie ſich ſchon verzogen haben, und denn wird es doch einen recht heitern, ſeligen Abend für uns geben.

Hallo machte hierauf noch einige Präliminarien, um ſie völlig vorzubereiten, und las

ihr die Citation vor. So gut er ſie aber auch dazu vorbereitet zu haben glaubte: ſo konnte er doch nicht verhindern, daß die erſten Eindrücke der Citation auf ſie dermaſſen heftig wurden, daß ſie ohnmächtig in ſeine Arme ſank.

Hallo, nachdem ſie wieder zu ſich ſelbſt kam. Es iſt ſchlimm, daß ihr Weiber alles wiſſen wollet; und doch ſind ihr nicht ſtark genung, alles hören zu können. Siehſt du denn nicht meine Faſſung und Ruhe, mit welcher ich der Unterſuchung gegen mich entgegengehe? Wenn du mich in Angſt erblickteſt: alsdenn hätteſt du Recht, dich ſo zu ängſtigen, wie du jetzt thuſt. So aber bekümmert mich deine Verlegenheit mehr, als die Sache ſelbſt. Ein ehrlicher Mann mus bei jeder Unterſuchung, die man gegen ihn anſtellt, nur noch mehr gewinnen. Mein Herz weis von keiner begangenen Untreue, und ſchlägt ſo ſtill und ſo ſanft, als vorher. Thue du, als hätte mich der Fürſt noch einmahl zur Tafel bitten laſſen, und — als dürfte ich es ihm nicht abſchlagen.

Eleonore aber war zu viel Weib, und konnte ſich deſſenungeachtet nicht faſſen. Sie erinnerte ihren Mann nun unter Klagen und Thränen an die Vorherſagungen, welche ſie ihm vor Jahren ſchon darüber gethan, daß es am Ende noch ſo kommen werde. Auch miſchte ſie

einige

einige Vorwürfe darüber mit ein, daß er immer zu strenge gegen alle und jede gewesen; daß er sich dadurch ohne Noth auf allen Seiten Feinde gemacht; daß andere nicht so dächten, und daß er nun sehe, was er mit seinem Eifer sich zu wege gebracht habe.

Vater Hallo nahm sie ganz gelassen bei der Hand, und antwortete weiter nichts, als: Mutter, ich habe dir nie ein barsches Wort gesagt. Zwinge mir es in meinen letzten Stunden nicht noch ab. Wir haben zu lange und zu friedlich beisammen gelebt, als daß dis noch geschehn dürfte. Wenn davon die Rede ist, wie ich meinem Amte vorstehen müsse: so hattest du keine Stimme dabei, und hast noch keine. Ich kenne meine Feinde schon, und bin meines Siegs über sie gewis. Betrübe mich nun nicht weiter!

Eleonore hatte solchergestalt ihren Bescheid erhalten, und ging nun auf die Seite, um ihren Jammer im Verborgenen ausweinen zu können. Vater Hallo machte sich zur Reise fertig, und blieb dabei gleich heiter. Auffallend war es ihm, daß Fürst Gustaf, ohne dessen Willen die Citation nicht erfolgen können, so still gegen ihn sei. Er vermuthete, daß einige seiner alten Feinde gegen ihn denuncirt haben möchten, und daß sie Mittel gefunden, dem

Fürſten ihre Denunciation wichtig zu machen. Beſonders hatte er deshalb den geheimen Kammerrath von Wellmuth in Verdacht, der ein leiblicher Bruder des alten Jakobs war. Und dis alles ſchien ihm nichts beſonderes, ſondern vielmehr ein recht natürlicher Gang der Sachen zu ſein.

Hallo zu Albert. Aber das hätte ich denn doch gethan, wenn ich Fürſt Guſtaf, und Er mein alter Diener Hallo geweſen wäre, daß ich ſelbſt an ihn über die Sache geſchrieben, und ihn ſelbſt citirt hätte. So viel hätte ich, geglaubt einem Greiſe noch ſchuldig zu ſein, der mir ſo viel Proben von ſeiner Rechtſchaffenheit und Treue gegeben. Es iſt warlich nicht die beſte Lage, Fürſt zu ſein. Es fehlt nie an Ohrenbläſern und Verleumdern; deren einige immer geſchickt ſind, unter der Mine des Patriotiſmus und der Gerechtigkeitsliebe den beſten Fürſten dahin zu verleiten, daß er ſich wo nicht von einer undankbaren, doch von einer zweideutigen Seite zeige. Ich bedaure die Fürſten.

Auch konte es Hallo nicht begreifen, daß Wilhelmi, ſein Nachfolger, ein ähnliches Stillſchweigen gegen ihn beobachte. Ueber dieſe beiden Punkte lies der Greis einiges Misvergnü-

gen blicken; die Sache ſelbſt aber kümmerte ihn nicht.

Doch ward es nicht Abend, ehe Meiſter Hallo auch über dieſe beiden Umſtände beruhigter ward. Er erhielt einen Brief vom Wilhelmi; der ihm eigentlich am Morgen ſchon, um ihn zum Empfang der Citation vorzubereiten, hatte überbracht werden ſollen, der aber durch eine lange Konferenz, welche der Fürſt Hallo's wegen mit dem Miniſter gehalten, liegen geblieben war; worinn ihn dieſer benachrichtigte, daß einige Räthe, an deren Spitze Hr. Archivarius Kammerrath von Wellmuth ſtehe, eine weitläuftige Denunciation gegen ihn eingereicht, und daß er deshalb heute noch vor eine deshalb niedergeſetzte Kommiſſion citirt werden werde; daß der Fürſt anfangs die ganze Denunciation nicht annehmen wollen; daß er aber, als er ſie beleſen, zu der Ehre ſeines alten Dieners ſchuldig zu ſein geglaubt habe, ihn in den Stand zu ſetzen, ſich öffentlich rechtfertigen zu können; und daß man übrigens an ihm nicht ſowohl Aeuſerungen eines Verdachts, als vielmehr einer recht zärtlichen Unruhe bemerke. Wilhelmi ſetzte hinzu, daß er zwar den Vorſchlag gethan, dem ehrwürdigen Emeritus in Betracht ſeines Alters das gegen ihn Eingebrachte zu ſchriftlicher Beantwortung zu kommuniciren; daß der

Fürſt aber auf ſchleunigem mündlichen Verhör beharret; als welches ihm, wie er ſelbſt geſtehen müſſe, bei dem ganzen Vorgange das unerklärbarſte ſei.

Hallo zu Albert. Sagte ichs nicht, daß ich meine Feinde kennte? — Es iſt nun gut. Wilhelmi iſt ein ehrlicher Mann. Und iſt es möglich, daß mein Fürſt einigen Verdacht auf mich haben könne: ſo will ich ihn bald darüber zufrieden ſtellen. Gott gebe mir nur Gegenwart des Geiſtes genung!

Hallo hatte am Morgen, als er abreiſen wollte, noch den niederſchlagenden Anblik ſeiner für Schrecken wirklich krank gewordenen Gattin. Sie lag in einem heftigen Fieber, athmete beklommen und fantaſirte. Der Gegenſtand ihrer Fantaſien war kein anderer, als ihr Mann; den ſie von ſeinen Feinden unterdrükt, vom Fürſten verurtheilt, und ſeiner Familie entriſſen, bald in Ketten und Banden, bald auf dem Schafot erblikte. Der Greis hörte ihre verworrenen Reden lange mit an, erhaſchte einige ihrer ruhigern Augenblicke, und reichte ihr die Hand zum Abſchiede.

„Mutter, ich bin bald wieder bei dir. Begreif dich doch! — Liebe, Treue, meinetwegen leidest du ſo! dein Anblick möchte mir das Herz zerreiſſen. Du biſt nun einmahl ſo furcht-

ſam, ſo verzagt; — aber du haſt ia nichts zu beſorgen. Gott ſegne dich für deine Theilnehmung! Noch einmahl — ich bin bald wieder bei dir ....„

Ein Strom von Thränen flos über Eleonorens Wangen. Vater Hallo fühlte Erſchütterungen. Er wollte von ihrem Bette wegeilen; aber man ſah es ihm an, daß er nur langſam eilen konnte. Kaum war er aus dem Krankenzimmer, als für Eleonoren der Paroxismus wiederkam.

„Nun iſt er fort — auf ewig fort — und ich ſehe ihn nicht wieder. Er wird geſetzt — er blutet — er ſtirbt. Und wir ſind ein Geſpötte der Menſchen, und müſſen wieder vom Guthe — müſſen aus dem Lande, und in der Fremde betteln gehen. Ach! Gott! Gott! Gott! erbarme dich doch über uns!„

Albert begleitete ſeinen Vater nach der Reſidenz; während daß Albertine bei ihrer Mutter blieb. Hallo traf noch die Anſtalt, daß einige ſtarke Männer bei der Hand wären, falls Eleonore in heftigere Raſerei verfallen ſollte.

Hallo unterwegs zu Albert. Deine gute Mutter! — ſie meints recht wakker mit mir. Um ihretwillen möchte ich ſchon auf der Rückreiſe ſein.

Hier entwischten dem Greiſe, der ſonſt nicht leicht weinte, einige Thränen.

In der Reſidenz hatte ſich das Gerücht von dem, was heute vorgehen ſollte, ſchon überall ausgebreitet, und Halle empfing, ohne es zu hören, den Lohn, welchen die bewährt-erfundene Tugend immer empfänget, — von allen Rechtſchaffenen ſchon in voraus freigeſprochen, und der Unruhen wegen, die man einem ſo Beiſpielloſen Patrioten noch am ſpäten Abend ſeines Lebens mache, bedauert zu werden. Nur die Hofleute, welche den ganzen Morgen über zum Fenſter herausgeguckt, und doch nicht hatten abſehen können, woher der Wind heute eigentlich komme, wuſten nicht, nach welcher Seite hin ſie den Mantel hängen laſſen ſollten, und begnügten ſich am zweideutigen Achſelzucken.

Der Greis ſtieg ohne alles Geräuſch in einem Gaſthofe ab. Gleich bei ſeiner Ankunft lies er einen geſchikten Arzt rufen; den er erſuchte, ſich in ſeinen Wagen zu ſetzen, nach Berkewitz zu fahren, und bei ſeiner Frau bis zu ſeiner Retour zu verweilen. Dem Kutſcher befahl er, unverzüglich alsdenn nach der Reſi-

denz zurückzufahren, und, ohne auszuſpannen, vor dem Gaſthofe zu halten.

Es war noch eine Stunde hin bis zum Verhör. Der Greis ſah die ganze Zeit über zum Fenſter hinaus auf dem Markt. Zween Räthe, welche biber, wie Hallo waren, machten ihm einen kurzen Beſuch. Von den übrigen lies ſich niemand hören und ſehen. Wilhelmi bewillkommte ihn durch ein Billet, und entſchuldigte ſich aus Gründen, deren Wichtigkeit ins Auge fiel. Nach einer Weile ſchickte der Fürſt den geſchickteſten unter allen Advokaten zu ihm, um ihn zu fragen, ob er ſich etwa der Schwäche ſeines Alters wegen des Beiſtandes deſſelben bedienen wolle.

Hallo. Ich will Sie nicht bemühen, mein lieber Mann; ich bedarf Ihrer nicht. Sagen Sie dem Fürſten, daß ich meinen Advokaten hier ſchon mitgebracht hätte.

Um nicht misverſtanden zu werden, weil Albert eben neben ihm ſtand, wies der Greis bei dem Worte hier auf ſeinen Buſen. — Der Fürſt beobachtete beim Empfang dieſer Antwort ein tiefes Stillſchweigen. Nie hatte man ihn ſo unruhig geſehen, als heute. Er ging unaufhörlich mit tief in die Augen gedrücktem Huth und mit zuſammengeſchlagenen Armen in ſeinem Zimmer auf und nieder; und

Wilhelmi ward an diesem Morgen wohl zehenmahl zu ihm gerufen.

Die Stunde des Verhörs schlug. Hallo ging ganz simpel aekleidet an den bestimmten Ort. Ihrer begleitete ihn, und blieb im Vorsaal zurück.

Im Verhörzimmer saßen sechs Räthe, die die Kommission ausmachten, welcher Wilhelmi präsidirte, und ein Secretär. Vater Hallo trat mit dem edlen und freimüthigen Anstande eines Circuses herein, der auf seine durchlaufene Bahn noch einmahl recht feierlich zurücksieht, und sich mit einigen seiner Freunde über die wichtigsten Ereignisse auf selbiger noch einmahl unterhalten will. Wilhelmi ließ ihm einen Stuhl setzen, den Hallo aber nicht annehmen wollte; und eröffnete ihm, daß er noch auf den Fürsten warte, der selbst beim Verhör sein wolle. Hallo machte eine Verbeugung dagegen, und ging langsam im Zimmer auf und nider. Der Fürst kam durch eine Seitenthüre herein, that nicht, als wenn er ihn sähe, und setzte sich. Wilhelmi eröffnete das Verhör mit einer kurzen bündigen Rede, in der er bewies, daß es einem ehrlichen Manne keine Schande sei, von dem, was er gethan, Rede und Antwort zu geben. Darauf las er den ersten Punkt der Denunciation ab.

Hallo zog ein Buch aus dem Busen hervor, worinn er vom ersten Tage seiner Ministerschaft an alles sorgfältig aufgeschrieben hatte, was er theils aus Amtspflicht, theils auf besondern Befehl seines Fürsten wichtiges gethan, legte es auf den Tisch, und sprach: Es ist mir viel zu klein, daß ich nach dem Nahmen meiner Denuncianten fragen sollte; — ich verlange nicht einmahl sie zu wissen . . .

Der Fürst. Ja, er soll sie wissen. Vor seine Augen sollen sie treten, (indem er aufsprang, und jetzt erst bemerkte, daß Hallo stehe.) Wie? und du stehst, Vater Hallo? und Messieurs, Sie können das so mit ansehen? Setz dich!

Hallo in einem Ton, der allen Anwesenden durchs Herz drang. Ich bin ein Verklagter, und so will ich stehend meinen Urtheilsspruch abwarten.

Schnell war der Fürst bei ihm, und drückte ihn kraftvoll auf den nächsten Stuhl nieder. Darauf klingelte er mit eigener Hand, und Hallo's Denuncianten musten erscheinen.

Gustaf. Da tretet hin, und hört blaue Wunder; und, wenn ihr gefragt werdet, antwortet.

Hallo sah sich nicht einmahl nach ihnen um.

Der Punkte, über welche der Greis verhört ward, waren mehr, als zwanzig. Viele derselben waren nur aufgegriffen worden, um den Reihen recht lang zu machen, und fielen unter seinen Händen plötzlich in ihr Nichts zusammen. Einige aber hatten den Schein der äußersten Erheblichkeit, und machten im Fall, daß sie gegründet wären, ihn, und falls sie ungegründet sein würden, seine Beschuldiger im höchsten Grade strafwürdig. Seine Feinde standen mit kecker Miene da, und schienen ihres Siegs über ihn gewiß zu sein, weil ihre wichtigsten Anschuldigungen von der Beschaffenheit waren, daß er sich nur durch besondere Hülfe seines Gedächtnisses über sie rechtfertigen konnte, von welchem sie wußten, daß es ihm ungetreu zu werden angefangen habe. Als er aber sein Tagebuch in die Hand nahm, und die befriedigendsten Aufschlüsse aus selbigem abzulesen anfing, sank ihnen der Muth.

Halle, der mitten in einer Antwort abbrach, zu Wilhelmi. Dieses Buch wird mir heute werther, als alles, was ich habe. Ich wäre verlohren, wenn ich dis nicht hätte. Der Zuschnitt zum Kleide ist von meinen Feinden sehr meisterhaft gemacht; aber wohl mir, daß der Zeug dazu noch in meinen Händen ist! Folgen

Sie meinem Beiſpiele, junger Mann, und ſichern Sie ſich eben ſo die Ruhe Ihres Alters!

Hallo ward beſchuldigt, daß er die wichtigſten Akten, deren Ermangelung nun die Urſache werde, daß der Fürſt einen importanten Proceß, den er eben mit einem benachbarten Groſſen führte, verliehren müſſe, heimlich aus dem Archiv entwendet, und dem letztern, durch Beſtechungen geblendet, in die Hände geſpielt habe. Er blätterte lange in ſeinem Tagebuche hin und her, und nannte endlich den Ort im Kabinet des Fürſten, auf welchem er ſie bei ſeiner letzten Unterredung mit Guſtaf über den Gegenſtand derſelben hingelegt habe. Der Fürſt ging eilends in ſein Kabinet, kam bald wieder mit einem dicken Pack zurück, und rief freudig — hier ſind ſie!

Hallo ward beſchuldigt, daß er vielen eigenhändigen Ordern des Fürſten, welche noch im geheimen Sekretariate befindlich wären, offenbar entgegen ausgefertigt habe. Die Sache ward durch einige wichtige Thatbeweiſe auſſer allen Streit geſetzt. Hallo bekam die Mine des nachſinnenden Mannes. Die benanten Ordern muſten auf ſein Verlangen herbeigeholt werden. Er belas ſie mit gröſter Aufmerkſamkeit und hielt ſeine Ausfertigungen dagegen. Die Kommiſſarien thaten daſſelbe, und es er-

folgte eine ſehr feierliche Stille. Ein Glück für den Greis, daß die Treue ſeines Gedächtniſſes ſich noch bis auf die Zeit erſtreckte, von der die Rede war. Die Epoche jener Widerſprüche fiel nemlich in das erſte Jahr ſeiner Miniſterſchaft, wo der Fürſt noch oft, ohne ihn erſt über ſeine Vorſätze zu Rathe zu ziehen, durch Handbillets an das geheime Konſeil die Ausführung derſelben anbefohlen hatte. Der Greis hatte alsdenn als ein rechtſchaffener Mann gehandelt, und, wenn Vorſtellungen deshalb nöthig waren, ſie ſeinem Fürſten gemacht; worauf die Sachen oft einen andern Gang bekommen und durch mündliche Unterhandlungen abgemacht worden waren. Er rief über die wichtigſten der nahmhaftgemachten Verfälle, in welchen augenſcheinlich wahr war, daß wider die ſchriftliche Order ausgefertigt worden, ſeinen Herrn ſelbſt zum Zeugen darüber auf, daß die Abänderung von ihm gebilligt worden; und der Fürſt beſann ſich vollkommen auf Alles.

Hallo ward beſchuldigt, daß er vielfältig die Gerechtſame des Landesherrn gegen die Unterthanen fahren gelaſſen, und dadurch treulos gehandelt habe. Sein Tagebuch gab ihm abermahls darüber die nöthigen Auskünfte an die Hand, und er bewies, daß dergleichen nie ohne

ausdrückliche Einwilligung des Fürsten geschehen sei, und that Fall für Fall dar, daß Fürst Gustaf dabei in der Folge allemahl mehr gewonnen, als verlohren, habe.

Hallo ward beschuldigt, daß er viele Suppliken, welche Unterthanen und Kandidaten — bei ihm eingereicht, weil er den ersten nicht wohl gewollt, und statt der letztern schon andere in Petto gehabt hätte, völlig untergeschlagen, und noch andere dergleichen gar nicht zum Vortrag gebracht, sondern, ohne darauf weiter zu attendiren, hingeworfen habe. Dieses erhelle aus der Registerande im geheimen Konseil, in welcher viele Bittschriften, auf denen doch das Präsentatum stehe, nicht einmahl aufgeführt wären. Jenes habe man aus den gesammten Packeten, welche Hallo bei seiner Resignation an die geheime Kanzelei geschickt, mit Erstaunen wahrgenommen; sintemahl — unter selbigen sich an funfzig solcher untergeschlagenen Suppliken vorgefunden hätten, die aus Unvorsichtigkeit nicht kassirt; als wodurch er sich selbst verrathen, und woraus man den Schluß auf die noch weit grössere Anzahl derjenigen machen könnte, welche er wohlbedächtig zerrissen und verbrant haben möchte. Die Denuncianten hatten hoch darüber deklamirt, daß dis eins der grössesten Verbrechen sei, die ein

Miniſter, der das Herz ſeines Fürſten in Händen habe, und durch den einmahl alles an ihn gelangen müſſe, ausüben könne, und daß die vielfältige Grauſamkeit, welche Hallo auf ſolche Weiſe begangen, vielleicht ganz beiſpiellos in der Geſchichte der Miniſter ſein dürfte. Der Greis beſtand darauf, daß ſämtliche Supplikeu, die bisher gerechnet würden, zur Stelle geſchaft werden ſollten. Ein geheimer Regiſtrator brachte einen ganzen Arm voll derſelben herbei. Hallo ſah nur nach den Datums, an welchen ſie geſchrieben worden waren, unterſtrich ſie, und reichte ſie ſeinem Fürſten hin. Man ſah ihm dabei einen heftigen innern Schmerz an. „Da ſehen Sie, Fürſt und Vater, hub er an, daß ſie alle in die letzten Tage meiner Dienſte fallen, und daß ich mit Recht meiner Vergeslichkeit wegen, und nicht aus Trägheit, Sie um meiner Entlaſſung anflehete. Ich habe mich deshalb damahls gleich vor Ihnen ſubmittirt, und der ganze Punkt kann weiter nichts beweiſen, als — daß ich länger gearbeitet habe, als ich arbeiten konnte. Ich glaube nicht, daß ich dieſerhalb ſtrafbar ſei. „Guſtaf breitete ſeine Arme nach Hallo aus, und erwiederte: O beſter Greis, beunruhige dich nicht; dieſer Punkt iſt unter uns ſchon abgemacht. Weg damit! Ich werde dir warlich

keinen Vorwurf darüber machen, daß du über deine Kräfte gearbeitet haſt. Schämet euch, Verleumder, daß ihr einen Mann gerade von derjenigen Seite anſchwärzen wollet, auf der er gegen euch ein Engel an Weiſſe iſt. Ich hätte es ſchlechterdings nicht zugeben ſollen, daß dieſer Greis, nachdem ihn der Schlag mitten in ſeinen Geſchäften und vor meinen Augen rührte, noch eine Stunde länger gedient hätte. Ich bin Schuld daran, daß dieſer Punkt wider ihn in Anklage gekommen iſt. Aber wer konnte einer ſo beiſpielloſen Rechtſchaffenheit und Unverdroſſenheit widerſtehen, die immer noch wirken, immer noch ſegnen wollte? Andere Schurken verlangen ſchon Penſionen und Gnadengehalte von mir, wenn ſie noch in ihren beſten Jahren und voll Kraft zur Arbeit ſind. Dieſer Bidermann that ſich Gewalt und opferte ſich ſchier aus Patriotiſmus auf. Nein Vater Hallo, keine Vorwürfe dir — ſondern Lob und Ehre vor Gott und allen Menſchen auf dein graues Haar, daß du über die Zeit mir und meinem Lande gedient haſt. Zu deinem Troſte ſag' ich dir, daß Wilhelmi alle dieſe unvorgetragenen Suppliken unterſuchen, und daß noch jeder beſcheidenen Bitte in ſelbigen auf die eine oder auf die andere Weiſe gewillfahrt werden ſolle.

Hallo ward endlich beſchuldigt, daß er groſſe Summen untergeſchlagen; inmaſſen aus den Kammerrechnungen erhelle, daß er während ſeiner Miniſterſchaft ſich an hunderttauſend Thaler auszahlen laſſen, worüber weiter keine Belege da wären, als Quittungen von ihm, in welchen er bekenne, das Geld zu gewiſſen Behufen richtig in Empfang genommen zu haben. Man ſah es dem edlen Fürſten an, daß er, als dieſer Punkt vorkam, aufmerkſamer, als vorher überall auf Hallo's Antworten war. Der Greis rechnete die Summen auf, welche er untergeſchlagen haben ſollte.

„Untergeſchlagen kann ich wohl nichts haben; denn es hat nie ein Miniſter in dieſem Lande ſeine Stelle in gröſſerer Armuth niedergelegt, als ich, und Verſchwender war ich auch nie. Allein es iſt dis ein Punkt, worüber ich mich verpflichtet halte, keinen andern Menſchen, als blos meinen Fürſten, Rechenſchaft zu geben. Gefällt es denſelben, meine Juſtifikation hernach andern mitzutheilen: ſo iſts nicht mehr meine Sache.„

Fürſt Euſtaf ſtand auf, und ging mit dem alten Hallo in ein Seitenzimmer.

Hallo. Dis iſt die ganze Summe, welche in Frage kommt. Und hier ſind nun die einzelnen Poſten, wie ich ſie auf Ihren Befehl nach und

nach

nach hiezu, und dazu, und dortzu habe an mich nehmen und in Ihre Hände liefern müssen. Rechnen Sie selbst auf, bester Fürst; sie treffen mit jener Summe auf ein Haar überein.

Der Fürst las, summirte, hielt gegen einander, und fand alles richtig. Unter den Behufen, zu welchen er diese Gelder ausserordentlich für sich und ganz im Geheim ehemals aufgelegt hatte, waren einige, deren Erinnerung ihm jetzt noch eine fürstliche Röthte abnöthigte.

Der Fürst, indem er zur Kommission zurückging. Folge mir, Vater Hallo. — —

„Messieurs, es ist alles richtig, und mein alter Diener hat mich um keinen Kreuzer betrogen. Ich betheure Ihnen bis bei Gott, und so müssten Sie mir nun glauben. O wie wohl ist mir hierbei blos dieses würdigen Greises wegen zu Muthe! Damit er aber nicht meinetwegen bei dem Einen oder bei dem Andern in unverdientem Verdacht bleibe, und damit es nicht heisse, daß ich etwa aus Liebe für ihn nur über die in Untersuchung gekommenen Gelder hinstreiche: so — — —

Hier gab der Fürst aus Hallo's Tagebuche die lebesmahlige Zeit an, wenn er ausserordentlich sich Gelder auszahlen lassen, und fügte verschiedene von den Behufen, zu welchen er sie

verwendet, die zu öffentlicher Wissenschaft kommen durften, bei. Alsdenn rechnete er selbst zusammen, rief aus: Hallo hat sich vollkommen gerechtfertigt — Hallo wird von allen Beschuldigungen auf ewig freigesprochen —, und umarmte den Greis.

Gustaf. Verzeihe mir, mein Vater und mein Freund, daß ich diese Denunciation gegen dich angenommen und dieses Verhör über dich beschlossen habe. Ich habe dich dadurch gekränkt; aber deiner Ehre glaubte ich die Kränkung schuldig zu sein. Doch werde ich nicht eher vollkommen wieder ruhig, bis du mir verziehen hast. — —

Hallo, männlich sanft. O mein Fürst — ich habe nie heucheln können. Vielleicht darum nicht, weil ichs nicht nöthig zu haben glaubte. — Ich danke Ihnen für die Gerechtigkeit, welche Sie mir nun öffentlich wiederfahren lassen, und der Fürsehung danke ich, daß meine Feinde mit ihren Anklagen nicht bis nach meinem Tode warten durften. Wie verlegen wäre vielleicht über dis und jenes meine Familie gewesen, wenn Hallo nicht mehr da war, und Hallo nicht mehr über alles Aufschlüsse geben konnte! Inzwischen hätte ich den heutigen Tag mir nicht vorhergesagt. Nicht von Seiten meiner Feinde — denn von diesen hätten

mir hundert derselben ahnden mögen — sondern ... Doch die Ehrfurcht gebeut mir, daß ich schweige. Ich hielt es nie für ein Glück, Minister zu sein. Doch gestehe ich, daß ich es auch nie für ein Glück hielt, Fürst zu sein. Es sei! Ein ehrlicher Mann scheuet nicht, sich untersuchen zu lassen, und muß immer bereit sein, seine Handlungen zu verantworten. Es können Umstände obwalten, die da verursachen, daß ihn dis schmerze; aber er mus dabei nie aufhören, die Grossen der Erde zu bedauern. Meine Seele hat noch nicht nachgelassen, Ihnen anzuhangen, und wird ewig Sie verehren. Wer wäre ich, wenn ich von so einem Fürsten mich für beleidigt halten könnte?

Gustaf. Guter Greis, zerreis mir das Herz nicht. Habe genung daran, daß ich und meinesgleichen auf dein Mitleiden Ansprüche machen müssen. Heute noch soll bei Trommelschlag in meiner Residenz bekannt gemacht werden, daß du in allen unschuldig und als ein ehrlicher Mann befunden worden, daß nie wieder Denunciation gegen dich, sie möge Nahmen haben, wie sie wolle, angenommen werden, und daß der Erste welcher dergleichen einzubringen wagt, auf der Stelle die Landesverweisung erhalten solle.

Ihr aber — hier wendete sich der Fürst nach den Denuncianten hin — seid allzumahl Schufte, und nicht werth, diesem untadelhaften Manne Abbitte zu thun. Abgesetzt von euren Aemtern sollet ihr sein, und karren auf meinem Bauhofe Lebenslang. — — Hast du genung hieran, Vater Hallo?

Hallo, mit ausgebreiteten Armen und im stärksten Affekt. Nein — Fürst und Vater — nein — —

Gustaf, heftig. Nun, so bestimme ihnen selbst eine noch schwerere Strafe. Bestimme ihnen eine Strafe, wie du willst. Sag, was soll ich ihnen thun?

Hallo. Verzeihen — verzeihen — grosmüthigster Fürst!

Gustaf, in gröster Verlegenheit. Wie? verzeihen? diesen Bösewichtern verzeihen? Nimmermehr! Sie sollen fühlen, daß sie Schurken sind. Und so mags beim ersten Ausspruch bleiben.

Hallo, beweglich. Fürst! sanftmüthiger Fürst! es ist meiner Bitten letzte. Können Sie auch diese mir abschlagen! Verzeihen Sie meinen Feinden, wie ich ihnen verzeihe! bei diesen zitternden Händen — bei diesen wankenden Füssen — bei dem Silberhaar meines Haupts — bei Hallo's treuem Herzen, das

ganz für Sie ſchlägt — — ich bin um alle meine Ruhe — mein Abend iſt trübe — meinen Tod erwartet ſiebenfacher Jammer — ich kann nicht von dieſer Stäte gehen, bis ich von Ihnen Vergebung für meine Feinde erhalten ...

Der Anblick, welchen ietzt die ganze Verſammlung reichte, war der überwältigendſten einer. — Hallo's Feinde mit allen Merkmalen der fürchterlichſten Betäubung, welche plötzlich zerrüttete Schadenfreude, wenn ſie ſich im Schrecken über eigenes Unglück verwandelt, nur hervorzubringen vermag, für Erwartung zitternd, mit vorgebogenen Knieen, als machten ſie ſich ſchon zum Niderſinken bereit; — ſämtliche Kommiſſarien mit offenem Munde und herausgequollenen Augen, in Bewunderung und Anſtaunung der Gröſſe Hallo's begriffen; — Hallo ſelbſt immer ſehnlicher flehend, traurig, mit auf die Seite geſenktem Haupt, und mit immer ausgeſtrecktern und nach dem Fürſten ſich richtenden Armen, als wollte er an denſelben hinfallen; — Fürſt Guſtaf mit drohender Mine, mit ſtarkgeſpannten Muſkeln, in der Maſſe ſich zurückneigend, in welcher Hallo auf ihn hinzuſinken ſcheint, die Blicke feſt auf ihn geheftet, und nach und nach erſt durch deſſen jämmerliche Stellung milder werdend.

Eine tiefe, lange Stille herrſchte ...

Auf Guſtafs Angeſicht drückte ſich allmählich die Umſtimmung aus, welche ſeine Seele empfing. Unwillen las man nach, wie vor, auf ſelbigem; aber Menſchenſinn, Edelmuth und Ablaſſen von Ausübung ſtrengen Rechts miſchten ſich darunter. Hallo, der in den Minen des Fürſten wie in ſeinem Tagebuche bewandert war, entdeckte dieſe Wirkungen ſeiner Fürbitte. Er umarmte eilends ſeinen Herrn.

Hallo, Bergmännisch. Nun, guter Fürſt, ſind Sie nahe an der Nachahmung Gottes. Vollenden Sie! Verzeihen Sie!

Fürſt Guſtaf, während daß er den Greis auf das zärtlichſte umſchlieſſt. So geſchehe denn, was du willſt! Es ſei euch verziehen, verleumderiſche Böſewichter! Aber entfernet euch ſogleich aus meinen Augen, und kommet nie wieder unter ſie. Dieſem Manne verdankt euer gemildertes Schickſal. Und ſo oft ihr an ſeine Grosmuth denkt, werde euch, als fiele ein Blitz auf euch, daß ihr ſinken möchtet. Gehet — fliehet — und wenn die Welt darüber erſtaunt, daß ich euch ſo ungeſchändet entlaſſe: ſo ſagts ihr, daß Hallo dieſen Arm aufhielt, der zur Rache gegen euch ſchon langhingeſtreckt war.

Die Dämmerungen ſchwindelten aus den Augen des Fürſten.

Hallo intereſſirte ſich nochmals für ſie, und gab ſeinem Herrn zu bedenken, daß ſie, ihre Handlung möchte übrigens aus noch ſo unlautern Quellen gefloſſen ſein, in Anſehung des wichtigſten Punkts der groſſen Geldſummen immer etwas für ſich gehabt hätten; inmaſſen darüber freilich kein anderer Beleg, als ſeine Quitungen, vorhanden wäre. Er ſetzte hinzu, daß er, weil der Fürſt die Gelder iederzeit mündlich von ihm gefordert, auſſer Stande geweſen ſein würde, ſich darüber zu legitimiren, daß er ſie nicht in ſeinen Nutzen verwendet, wenn Selbiger nicht mehr am Leben geweſen wäre. Auch lies er einflieſſen, daß ein treuloſer Miniſter auf ſolche Weiſe allerdings die ſchönſte Gelegenheit habe, der ungeheuerſte Betrüger gegen den Staat zu werden.

Der Fürſt fühlte alles das, was in dieſen Reden des Greiſes lag, und erklärte freimüthig, daß er nie einen ſeiner Miniſter wieder dergleichen Verlegenheiten bloſsſtellen wolle.

Dem Wilhelmi war unterdeſſen ein Brief überbracht worden; worauf derſelbe dem Fürſten einige Worte ins Ohr flüſterte.

Hallo ſollte zur Tafel bleiben. Er entſchuldigte ſich aber mit der Krankheit ſeiner Frau.

Guſtaf, bekümmert. Seit wenn iſt ſie krank?

Hallo, wehmüthig. Seit gestern.

Gustaf, bestürzt. Gott! So habe ich sie wohl krank gemacht?

Hallo, mit Achselzucken. Wie die Weiber so sind. Sie nehmen sich alles gleich so sehr zu Herzen. Doch meinen sie es gut damit. Meine Zurückkunft wird sie wohl wiederherstellen.

Gustaf. Nun, so eile, was du kannst, daß du zu ihr kommest, und entschuldige mich bei ihr. Nächstens bin ich bei dir.

Hallo gedächte itzt an seine Affaire mit dem alten General von Wellmuth. Er grif in die Tasche, und überreichte dem Fürsten selbst die Klage wider denselben.

Gustaf, nachdem er hineingeblickt. Die nimm nun nur gleich zurück. Sie ist nicht mehr nöthig. A propos, alleweil hat mir Wilhelmi gesagt, daß der alte Bramarbas vor zwei Stunden auf der Jagd den Hals gebrochen habe.

Der Greis stand unbeweglich über die unerwartete Nachricht. Schrecken über den Vorfall, und Hinblick auf seine nunmehrige Ruhe und auf die Ausführbarkeit aller seiner Projekte, welche er durch selbigen gewann, wirkten gleichstark auf ihn.

Guſtaf, liebreich. Entſetze dich nicht. Es iſt wahr, die Geſchichte ſelbſt iſt tragiſch; aber hat es doch der alte wüſte Kerl nicht beſſer haben wollen. Sein Tod iſt ein Glück für viele arme Familien, und du haſt nun auf allen Seiten Luft. Lebe von dieſem Augenblick an als ein recht ſorgenfreier Greis.

Hallo mit aufgehabenen Händen gen Himmel. Gott! welch ein Tag für mich — der heutige!

Ganz betäubt und mit einer ſtummen Verbeugung verlies er ſeinen Fürſten.

Albert konnte es kaum erwarten, daß er ſeinem Vater nur einmahl erſt recht ins Geſicht geblickt haben möchte, wenn derſelbe aus dem Verhör gekommen ſein würde. Als er ihn daher mit einer ſo auffallenden Beſtürzung heraustreten ſah, ahndete er gros Unglück. Noch tiefer aber ſank all ſein Muth, als ſelbiger gedankenvoll, ohne ihn ins Auge zu faſſen, ihm vorüber ging. Er ſchlich ihm leiſe nach, und ergrif ihn wehmüthig bei der Hand.

Hallo, der, als er ſeinen Sohn erblickte, heftig zuſammenfährt, und im Ton der gewaltſamſten Gemüthserſchütterung. Albert,

bist du's? — Ach! denk einmahl, heute früh hat Florentins Vater den Hals gestürzt ...

Albert ließ die Hand seines Vaters sinken, und bebte mit allen seinen Gliedern.

Hallo. Ich weis noch gar nicht, wie mir eigentlich zu Muthe sei. Ich bin über wenig Nachrichten in eine so seltsame Gemüthsverfassung versetzt worden, als über diese. Ich sehe nun eine recht heitere Zukunft für uns, aber wollte Gott, daß der Vorhang vor ihr auf andere Weise aufgezogen worden wäre!

Sie waren kaum in den Gasthof zurückgekommen, als unten im Hause ein Zusammenfluß von hohen und nidern Hofleuten entstand, welche nun alle kamen, dem unvergleichlichen Hallo die Kour zu machen. Dieser ließ ihnen aber durch seinen Sohn im lebhaftesten Gefühl seiner innern Würde zurücksagen, daß er keinen von denen um Mittag zu sprechen begehre, die ihn nicht am Morgen hätten sprechen wollen.

Hallo zu Albert. Nun wissen die Schurken, woher der Wind komme, und gleich hangt ihr Mantel darnach. Heute früh war eine Luftstille, und da liessen sie sich weder sehen noch hören.

Als Hallo abfuhr, nahm die vom Fürsten ihm versprochene Bekanntmachung bei Trom-

mäschlag schon ihren Anfang, und es entstand ein gewaltiger Volksauflauf.

Im Thore sprach er zu Albert: nun fahren wir nimmer wieder hieher — Fürst Gustaf hat meine Ruhe im Alter und im Grabe fest gesichert.

Der Kutscher muste wider alle Gewohnheit lagen, und der Greis brannte für Begierde, durch seine Zurückkunft die Ruhe und Gesundheit seiner Gattin wiederherzustellen.

Eleonore hatte während seiner Abwesenheit heftig geraset. Man hatte die schon in Bereitschaft stehenden Männer herbeirufen müssen, welche sie kaum im Bette zu erhalten vermochten, und der Arzt hatte, sobald er in die Geschichte ihrer Wuth eingeschauet, sich für ganz unnütz bei ihr vor der Hand erklärt. Vater Hallo traf sie bei seinem Eintritt noch in dieser Situation und in den Armen der Männer an. Herzhaft ging er an sie, und nannte ihren Nahmen. Sie hörte auf, zu wüten, sah ihn mit wilden Augen an, fing wieder an umher zu schlagen, und schrie: Ach! da steht sein Geist — er erscheint mir — das Urtheil ward ihm ietzt gesprochen — da denkt er an mich und beweiset sich bei mir — lasset mich — lasset mich — daß ich — — —

Hallo, der ſie mit beiden Händen ergreift. Nein doch, nein doch; ich bins ja wirklich, und bin wieder dein bis an deinen Tod. Es iſt ja alles gut; höre doch — faſſe dich doch — beſinne dich doch.

Eleonore, mit zitternder Stimme. Iſt es möglich? — Ach! ach! — —

Dabei ſank ſie zurück, und fiel in eine Ruhe, die dem Tode ähnlich war. Hallo ließ die Männer hinausgehen, ſetzte ſich an ihr Bette, und drückte ihre Hände an ſein Herz. Albert und Albertine ſtanden unbeweglich nicht weit davon, und erwarteten den Tod ihrer Mutter unter tauſend Thränen

Der Arzt, leiſe. Fürchten ſie nichts; ſie erholt ſich jetzt von den vielen Arbeiten ihrer Muſkeln und Nerven. Die Gefahr iſt über. Das beſte und einzige Medikament iſt ihr gereicht.

Nach einigen Stunden machte Eleonore die erſte Bewegung wieder, wollte ihre Hände auseinander legen, fühlte den Widerſtand, welchen ihr Hallo dabei that, ſah ihn an und ſtammelete: Biſt du — wirklich — wieder — unſer? lieber — lieber Vater!

Hallo. Ja, ja, ganz dein und deiner Kinder; und mit heute haben alle unſere Leiden ein Ende.

Eleonore. Nun, so sei Gott ewig dafür gelobet und gepriesen; und lasse uns, so lange eine Seele von uns lebt, dieses Tages nicht vergessen!

Als sie dis gesagt, ward sie ruhiger, und klagte nur noch über unbeschreibliche Mattigkeit.

Hallo. Wo ist Florentin?

Albertine. Er ist eilends zu seinem Vater gerufen worden.

Hallo. Wisset ihr nicht, warum?

Albertine. Nein; und ich war eben hier in gröster Angst bei der Mutter. Da hat er nicht einmahl Abschied genommen. Der Bediente aber sagte, dass er in gröster Bestürzung gewesen sei.

Hallo. Ich wills euch sagen. Sein Vater soll tödtlich krank geworden sein.

Eleonore, im Bette sich aufrichtend. J, da würde kein Landtrauren werden, wenn der stürbe. Er quält ia so nur Menschen.

Albertine. Wenn er sich aber nur nicht etwa blos so stellt, um den iungen Mann hinzulocken, und ihm eins zu versetzen.

Hallo. Sei unbesorgt; ich glaube, er ist schon todt.

Albert. Ich glaube es auch.

Eleonore. Meinsgefallen! wir haben alle wenigſtens keine Urſache, betrübt darüber zu werden, wenn es wahr iſt.

Albertine. Ja wahrhaftig.

Hallo. Er iſt immer ein wilder Reuter geweſen; und da kommts denn am Ende gemeiniglich ſo. Er ſoll ſehr gefährlich geſtürzt ſein.

Eleonore. Das habe ich ihm warlich immer prophecelt, daß es ihm noch einmahl ſo gehen würde.

Hallo. Er iſt ſchon todt, und hat den Hals gebrochen.

Eleonore. Das iſt erſchrecklich. So iſt er geſtorben, wie er gelebt hat. — Albert, reute du ia ſachte.

Albertine. Der arme Florentin! Er wird über den Vorgang viel Leiden haben.

Der Greis war froh, daß er Eleonoren die abſcheuliche Nachricht ſo gemächlich und ohne neue heftige Erſchütterungen bei ihr zu verurſachen, beigebracht hatte. Er lies ſich nun weitläuftiger über die beiden wichtigen Geſchichten dieſes Tages aus. Eleonore ward von einer lebhaften Freude über das ſo zu ſeinen Ehren geründigte Verhör über ihn ergriffen, und die Freude ſtärkte ſie ſichtbarlich. Sie bat ihn um Vergebung, daß ſie durch ihre Unruhe ihm

so viel Kummer gemacht, und setzte hinzu, daß sie selbst wünschte, daß sie nicht so furchtsam sein möchte.

Hallo. Weil ich nun einmahl ein Mann von festem Karakter bin: so hat es nichts zu bedeuten gehabt. Ein anderer aber in meiner Lage hätte dadurch leicht ausser Fassung gerathen können; und denn könnte es im Verhör immer unglücklich, und das ohne seine Schuld, für ihn abgelaufen sein. Wache also nur, daß du bald ganz wieder hergestellt werdest, und lerne nun wenigstens am Abend unsers Lebens durch diesen Vorfall, bei Redlichkeit des Herzens ein unerschütterliches Vertrauen mit mir auf den Beistand des Höchsten setzen.

Eleonore, die ihn küsst. Vater — vergis nicht — du bist ein Mann! und ich nur ein Weib.

Seine Reden über das tragische Ende des alten Generals beschlos Hallo folgendermassen: Albertine hat allerdings recht, wenn sie sagt, daß Florentin itzt viel Leiden empfinden werde. Er ist ein edeldenkender Sohn; — weiter darf ich mir nichts vorstellen, als dis; so bin ich ganz an seinem Platz. Aber ich versichere euch, daß ich nicht weniger durch diese Nachricht, besonders, da mich der Fürst so mit ihr überrascht, in eine Alteration versetzt ward, der-

gleichen ich selten in meinem langen Leben gehabt habe. Ich kann euch das Mannigfaltige, das Entgegen- und Zusammengesetzte zugleich in den Empfindungen nicht beschreiben, die mich auf der Stelle hinrissen. Ihr wisset noch nicht, was ich weis. Das ganze Verhör, welches über mich angestellt worden, hat dieser nun Umgekommene durch seinen Bruder anzuzetteln gewust. Ich sage euch dis nicht, um euch nun zu noch unchristlichern Urtheilen über sein schreckliches Ende zu verleiten, sonden euch aufmerksam auf die sonderbare Verbindung der beiden Geschichten dieses Tages zu machen. Greifet nicht in die Gerichte Gottes ein, meine Lieben! Es ist uns nicht frei gelassen, bei solchen Vorfallenheiten mehr zu thun, als die Hand auf den Mund zu legen. Alles also bei Seite gesetzt, bleibe dieser Tag uns und unsern Nachkommen einer der wichtigsten Tage unserer Familie! Er stärke uns in frommer Ausübung aller Tugenden, und im unwandelbaren Vertrauen auf den Höchsten, der alle menschliche Schiksale leitet! Kinder, feiret diesen Tag, wenn eure Eltern längst Staub und Asche sind! Und du, Mutter, lege nun alle deine Besorgnisse ab, und fasse Muth des ewigen Lebens! Siehe, es zogen Gewölke über uns auf; aber sie sind dahin. Ein sanfter West vertrieb sie.

Unbe-

Unbewölkt und himmlischheiter lächelt uns nun unser Abend entgegen. Lieblich und rein schwebt der Vollmond über uns, und sein letztes Licht wird noch auf unsere Grüfte fallen. — Allmächtiggroßer Gott! vor dir sinke ich in Demuth nider. Führe uns alle auf deinen Wegen, und las stille Redlichkeit und frommen Glauben an dich nie von unserer Familie weichen! du warest der Gott meines Lebens, und schütztest mich; — ach! sei auch im Tode mein Gott und mein Beistand, und mache mir ihm leicht! — —

Andacht, wie im Tempel, breitete sich bei diesen Worten des Greises über die ganze hier versammlete kleine Familie aus.

Hallo zu Albert. Reute nun gleich nach Wallstädt, und sieh, wie alles da stehe, und was dein junger Freund mache.

Der alte Wellmuth war wirklich todt, und die Umstände, unter denen er gestorben war, übertrafen an Schaudererregung noch das, was Hallo von seinem genommenen Ende bereits gehört hatte. Er war seiner Gewohnheit nach früh auf die Jagd geritten, und sas auf einem jungen wilden Pferde, das er heute zum

erſtenmahle beſtiegen hatte. Das Thier, welches an ſich ſchon tobte, ward durch ſein raſendes Reuten bald in volle Wuth gebracht. Es übermannte ſeinen Reuter, ging mit ihm durch und wälzte ſich mit ihm von einer Anhöhe herab, daß ihm Ströme von Blut aus dem Halſe ſtürzten. Unglücklicherweiſe blieb er beim Herabfallen mit dem einen Fuß im Steigbügel hangen, und ward jämmerlich mit fortgeſchleppt. Die Bauren waren alle im Felde, und eilten, als ſie von weitem den ſchrecklichen Auftritt ſahen, ſo ein Unmenſch er auch gegen ſie iederzeit geweſen war, mitleidsvoll herzu, ihn zu retten. Das wüthende Pferd aber ſchleifte ihn aus ihren Augen in den Wald. Sie liefen der Spur nach, welche ſein Blut gezeichnet hatte, und fanden ihn endlich queer vor einigen Fichtenbäumen liegen, zwiſchen welche hin das Thier geſetzt hatte. Die Laſt ſeines Körpers, der in dieſer Lage nicht weiter folgen konnte, hatte die Rieme am Bügel zum Riß gebracht. Er ſchwamm in ſeinem Blute, hatte Wunden überall, röchelte nur noch, und war ganz unkenntbar. Vier der ſtärkſten Bauern nahmen ihn auf, trugen ihn eine Strecke fort, legten ihn hernach auf einen Leiterwagen und brachten ihn ſo nach Wallſtädt.

Florentin kam nach einigen Stunden, und hatte einen herzzerreiſſenden Anblick. —

Mit Blut, Angſtſchweis und Feldſtaub im Geſichte überall bedeckt, den Kof mit vielen Tüchern und Lappen gebunden, durch welche das Blut noch immer hervordrang, Todesſchaum vor dem Munde, die Augen hoch herausgequollen und halbgebrochen, lag ſein Vater in Rieſengeſtalt der Thüre gerade gegenüber, als er eintrat, und auf derſelben Stätte, wo er ihn lezthin entwaffnet hatte, und ſchien die lezten Athemzüge nur noch darum aufgeſpart zu haben, damit ſein Sohn der Zeuge ſeines Todes werden möchte. Die ganze Dorfſchaft ſtand auf beiden Seiten um ihn her, und beweinte ſein fürchterliches Ende.

Florentin, hinantaumelnd. Lebt er noch?

Einige Bauren. Jo, noch lewet he.

Andere. Ewen ſterbet he.

Noch andere. Allewile het he ntgemokt.

In dem Augenblick, als Florentin dicht hinantrat, ſank die rechte Hand ſeines Vaters von der Bruſt deſſelben herab. Er glaubte, daß ſie ſich ihm noch einmahl habe reichen wollen, ergrif ſie kindlich verſöhnt, und ſchrie: o mein Vater! ach! doch mein Vater — — noch einmahl blicken Sie mich an . . .

Aber der Unglückliche verſchied unter dieſen Worten, und das ganze Dorf rief: Nu is he tot — nu is he tot.

Florentin kniete ſich queer über den Leichnam, und begoß ihn mit ſeinen Thränen. Einige Weiber wollten ihn wegziehen, einmüthig rufend, daß es nicht gut ſei, wenn man auf einem Todten weine.

Florentin, der in ſeiner Lage bleibt. Gehet mit eurem Aberglauben. Er war mein Vater — und bei allem, was er euch zu leide gethan hat, doch im Leben und im Tode ein unglücklicher Mann.

Der edle Sohn kämpfte mit den ſchmerzlichſten Vorſtellungen. Die ſchreckliche Todesart ſeines Vaters, — das verabſcheuungswürdige Leben, welches ſelbiger geführt, — der letzte Vorfall, den er mit ihm gehabt — der traurige Gedanke, das er ſich nicht mit ihm ausſöhnen können — — alles dis todte gewaltig in ſeinem Buſen.

Als der erſte heftigſte Kampf vorüber war, kniete Florentin neben dem Todten nider. Einige Alte aus der Gemeine folgten ſeinem Beiſpiele, und nach wenig Augenblicken lagen alle Anweſende auf ihren Knieen.

Florentin laut. O du Weltrichter, erbarme dich! — Ach! möchteſt du das Flehen eines Sohnes gnädig hören, und ſeinem Vater verzeihen! — Du ſieheſt nicht an, was vor Augen iſt; du biſt weiſe und gütig, und rechneſt

von den Handlungen der Menſchen das ab, was verwahrloſete Erziehung, ſich ſelbſt überlaſſenes Temperament, unausgebildete Vernunft, roherer Stand und Beruf, und zur Natur gewordene Gewohnheit an ihnen Antheil haben. — Vater und Erbarmer! er hat gebüſſet im Leben und im Tode. Wenig wahre menſchliche Freuden hat er genoſſen. Er hatte ſie nicht kennen gelernt, und keinen Sinn für ſie erhalten. Sein grauſenvoller Tod ſöhnt Menſchen mit ihm aus; — o Weſen aller Weſen! unendlichbeſſer, als Menſchen, vor dir liege ich für ihn im Staube. Senke Ruhe in mein Herz, ſo oft ich ſeiner gedenke! Ach! hätte er ſterbend noch nach dir aufgeblickt! Siehe, bei der Qual die er andern machte, und ſelbſt erdulden muſte, ſchwöre ich dir — ich will das Böſe, welches er Menſchen angethan hat, ſo viel in meinen Kräften iſt, wieder gut zu machen ſuchen. Gib ihm, ach, Erbarmer, gib ihm den Segen, welchen du dafür mir bereiten wollteſt! Rechne ihm dieſe Vergütung ſo an, als hätte er ſie ſelbſt geleiſtet; auf daß iene Welt nicht ganz freudenleer für ihn ſei!

Florentin ſtand geſtärkter auf. Die umſtehende Dorfſchaft machte ietzt rührendere Eindrücke auf ihn als zuvor. Er dachte an die

zahllosen und unaussprechlichen Mishandlungen zurück, welche diese Bauern von seinem Vater erlitten, und staunte die Menschengröße an, in welcher sie sich, ohne Philosophie gehört zu haben, blos aus natürlicher Herzensgüte bei dem Anblick seines Unglücks gezeigt hatten.

„Eurer Liebe, eurer menschlichen Gesinnungen, die ihr gegen diesen Todten in seiner letzten Noth geäußert habt, will ich, so lange ich lebe, nicht vergessen. Er that euch viel Unrecht und Gewalt an, und ihr ließets ihm, da ihr ihn leiden sahet, nicht entgelten. Ich versichere euch, daß ich solche Denkart nicht immer bei Leuten fand, die sich viel mit ihrer Lebensart, und mit ihren feinen Sitten wissen, die weitgereiset und hochgelehrt sind, täglich Bücher lesen und Bücher schreiben, euch für halbe Thiere und sich für ganze Engel ansehen; — aber eben darum habt ihr mich um so tiefer bewegt. — Habt Dank dafür, daß ihr nicht schadenfroh auf euren Aeckern stehen bliebet, als ihr meinen Vater stürzen sahet! habt Dank dafür, daß ihr, als ihr ihn im Walde noch lebend fandet, nicht sprachet: Laßt uns ihn hier liegen lassen, damit er, unser Henker, nicht gerettet werde, und von neuem anfange, uns zu quälen! habt Dank dafür,

daß ihr ihn auf eure Arme nahmet, hieher brachtet, mich riefet, ihn verbandet, bei ihm ausharretet, bis ich kam, und mit mir für ihn zu Gotte betetet. Vergebet ihm die Leiden, welche er euch gemacht hat. Daß ihr ihrer vergesset, will ich bewirken. Folget mir in allem, wie ich es auch mit euch vorhabe. Ich will euch all euer ausgestandenes Elend ersetzen, und euch zu recht glücklichen Menschen machen.„

Florentin ersuchte die Gemeine, daß Jemand sogleich hinlaufen und seine Schwester holen möchte.

„Et is schone geschähn. Sie werd balde hi sin.„

Nach einer Stunde kam sie; als der Leichnam eben gereinigt, und das Schrecklichste im Anblick desselben getilgt war. — Bei näherer Untersuchung hatte Florentin gefunden, daß am ganzen Leibe seines Vaters alles zerquetscht und zerschunden, der Kopf überall aufgeschlagen, ein Fus ausgerissen und ein Arm zerbrochen sei. Er stand allein vor der Leiche, hatte einen thränenvollen Blick auf sie geheftet, und die Hände in tiefen, stummen Schmerz gefaltet, als seine Schwester sprachlos auf ihn hersank. Er hielt sie fest, und der erste schreckliche Kampf begann von neuem in ihm.

Florentin. Welch Unglück! — ach! Schweſter, welch unausſprechliches Unglück!

Darauf fielen ſie beide über ihren Vater her, als wollten ſie auf ihm zugleich ſterben. Im Hauſe war alles öde und ſtill, und niemand unterbrach ſie in den ſchwerſten Ausbrüchen ihrer Wehmuth.

Florentin, der ſich zuerſt wieder ermannet, und ſeine Schweſter aufhebt. Liebe! er hat ſchrecklich ausgeſtanden. Gott iſt heilig und gnädig. Wir haben einen grauſamen Vater gehabt — las uns die Erſten ſein, welche des Böſen, das er uns that, vergeſſen! Er gab uns doch das Leben — und ſo haben wir ihm viel zu danken. Er würde milder geweſen ſein; wäre er ſo edel erzogen worden, als wir, und hätte er nicht den gröſten Theil ſeines Lebens im Felde zugebracht. Nicht, wie wir, empfand er, wenn er im Freien war, die Schönheiten der Natur; ſondern er war gewohnt, eine Plaine nur immer darauf anzuſehen, ob ſie zum Schlachtfelde tauge.

Florentine, die iezt ihren Bruder mit ihren erſten Worten unterbricht, und ſich über die Leiche hinneigt. Ach! ſo biſt du denn alſo der Mann, der mir das Leben gab? So biſt du mein Vater? So ſehe ich dich heute zum erſtenmahle, und darf im Tode mich dir nahen,

da ich im Leben nicht an dich kommen durfte? Alſo nicht ganz verlohren für mich dein Bild! So ſehe ichs zuletzt noch — entſtellt — verzert — zerriſſen — zerſtört? — — So ſoll ich es mir eindrücken? So ſoll es mir unauslöſchlich vorſchweben? Sonſt dachte ich dich nur, ohne dich mir eigentlich vorſtellen zu können. Nun habe ich ia ein Bild, unter dem ich mir die Vorſtellung machen kann. Aber — ach Gott, welch eins! Iſt kein anderes da? Soll dieſe ſchreckliche Geſtalt nun immer die einzige, die ewige ſein, unter der du mir erſcheinſt? Allmächtiger Gott! ich Arme! ich Elende! — Wie glücklich iſt mein Bruder, der ihn ſonſt ſchon ſah, und ihn ſich doch nun unter andern Bildern auch vorſtellen kann! — Gib her die Hand — du biſt doch mein Vater — gib ſie her, die du im Leben mir entzogſt — ich drücke ſie an meine Bruſt, nenne ſie Vaterhand, und benetze ſie mit meinen Thränen. In iener Welt reichſt du ſie mir; — ia, gewis reichſt du mir ſie willig, und entziehſt ſie mir nicht weiter; und ich ſage dir alsdenn, daß ich ſie ohne dein Wiſſen auf Erden ſchon ergriffen habe . . .

Der Arm des Vaters, welchen Florentine iezt mit voller Gewalt aufhub, war der zerbrochene. Sie machte die Entdeckung davon,

that einen ſtarken Schrei, und lies ihn eben ſo ſchnell wieder ſinken, als ſie ihn aufgehoben hatte. Florentin ſprang an ſie hin, bat ſie, ſich niederzuſetzen, und ſchlos ihre Hände in die ſeinigen.

„Theure! Holde! wir ſind ein Paar unglückliche Kinder geweſen. Unſere Mutter entſank uns früh. Wäre ſie nun noch da! Ach! die Redliche! wie viel Thränen hat ſie darüber geweint, daß ſie uns damahls ſchon verlaſſen muſte! Und unſer Vater hatte kein Gefühl für Vaterfreuden. Er verſtand ſich nicht darauf, in ſeinen Kindern noch einmahl zu leben, noch einmahl in ihnen glücklich zu ſein; denn er war ſelbſt nie wahrhaftig glücklich geweſen, hatte nie ſelbſt mit vollem Bewuſtſein gelebt. Unſere Eltern ſchieden ſich, ehe der Tod ſie ſchied; und wir verlohren dadurch die ſanften Wirkungen, welche der Anblick ihrer Liebe gegen ſich unter einander und gegen uns, und die gemeinſchaftliche Fürſorge für unſere Erziehung auf unſere Seelen gehabt haben würde. Doch wir haben unſer Schickſal ertragen; laſs uns nun an unſerer Beruhigung arbeiten! Es war nicht anders möglich — es muſte ſo kommen; unſer Vater muſte ſo ein Ende nehmen. Er iſt dahin. Wir ſind doch ſeine Kinder. Nie werden wir, und wenn es nach langen

Jahren ſein ſollte, ohne Erſchütterung an ſeinen Tod denken können; aber las uns durch den Gedanken an ſelbigen iederzeit in Gottergebenheit und ſtiller Tugend geſtärkt werden! Wir hatten edle Verwandte, und fanden Freunde — ſo erſetzte uns das Schickſal, was es uns auf der einen Seite mangeln lies, auf der andern wieder — Gott lohne ſie für ihre Liebe gegen dich und mich! Gib dich zufriden, ſo viel du kannſt. Gehe auf einige Tage noch zu unſern Verwandten, bis ich unſern Vater begraben habe, und las mich den Schmerz, welcher uns am Tage ſeiner Beerdigung bei ſeiner Gruft wartet, allein dulden. Komm denn wieder, und wohne hier mit mir, ſo lange du willſt. Ich liebe dich mit innigſter Zärtlichkeit, und weis, wie werth ich auch deiner Seele bin. Ach! welch ein Glück für uns, daß wir bei allen widrigen Schickſalen und Trennungen, die uns treffen, dennoch heute in der Gegenwart Gottes und der Leiche unſers Vaters uns freuen, daß wir Geſchwiſter ſind! Komm, las uns über der letztern uns ewige Liebe ſchwören!

Bruder und Schweſter erhuben ſich itzt zu gleicher Zeit, traten iener auf dieſe, dieſer auf iene Seite, reichten ſich die Hände über die Leiche hin, umarmten ſich, den Vater in der Mitte, reichten ſich die Hände wieder, blieben

ſo in ſtummer Wehmuth ſtehen, und hatten ſich noch ſo angefaſſt, als — die Thüre geöffnet ward.

Albert trat herein.

Der rührende Stand der beiden Geſchwiſter durchdrang ihn. Er ſah nur erſt die Füſſe des Todten, und vermochte nicht, weiter zu ſehen.

Florentin, der die Hände ſeiner Schweſter fahren läſſet: auf ihn zukommend und mit zitternder Stimme. Wir haben ein entſetzliches Unglück erlebt.

Da erblickte Albert den ganzen zerſchundenen Leichnam, und entfärbte ſich bebend. Er blieb ſeinem Freunde die Antwort ſchuldig, und ſchauete bei offenem Munde immer ſtarr auf die Leiche hin.

„Wir wollen hier wegsehen,„ ſprach Florentin, und nahm ſeine Schweſter und ſeinen Freund am Arm, und führte ſie in ein Zimmer gegenüber. Da ergoſſen ſich ihre Seelen in einander; da machten ſie ihrem kindlichen, geſchwiſterlichen und freundſchaftlichen Kummer durch tauſend Thränen Luft. Albert erkundigte ſich nach allen Umſtänden der vorgefallenen Geſchichte auf das ſorgfältigſte, um ſie ſeinem Vater erzählen zu können, verſicherte den jungen Wellmuth von ſeiner und ſeines Va-

ters unwandelbaren Freundschaft, und lud ihn nach vollendeten Beerdigungsgeschäften zu einem ihn zerstreuenden Besuch auf Berkewitz ein. Florentine lies sich durch langes Zureden bewegen, diese traurigen Geschäfte ihrem Bruder ganz allein zu überlassen. Sie blieb bis gegen Abend zu Wallstädt, da sie denn bei verschlossenen Thüren von ihrem Vater für diese Welt Abschied nahm, und in äuserster Gemüthszerrüttung sich aus Florentins Armen wand; der Alberten bat, daß er sie an seiner Statt zu ihren Verwandten begleiten möchte.

So ein Schicksal, sprach das edle Mädgen unterwegs zu ihrem Begleiter, wie wir Kinder gehabt, mögen doch ja nie wieder Kinder haben. Gott lasse es meinen Vater nicht entgelten! Ach! was für einen guten Bruder habe ich doch! — Mehr sprach sie auf dem ganzen Wege nicht, und Albert komte mit allen seinen Reden sie ihrem Tiefsinne nicht entreissen.

Am vierten Tage begrub Florentin seinen Vater. Dicht hinter die Leiche ging er, und denn folgte das ganze Dorf. Er begrub ihn ohn' alles Gepränge, half selbst die Gruft zuscharren, und befestigte mit eigenen Händen eine kleine Tafel am Grabhügel, auf der geschrieben stand: Hier liegt ein in aller Absicht unglücklichgewesener Mann.

Eleonore ward ohne Gebrauch einiger Arzeneien durch den bloſſen Wiederbeſitz ihres Mannes und durch die frohen Ausſichten in nahe und ferne Zukünfte ihrer Familie nach und nach wiederhergeſtellt. In den erſten Tagen geſchah es zuweilen, daß ſie Augenblicke hatte, in welchen ſie aufs neue an der Wahrheit alles deſſen, was vorgegangen war, zweifelte; und alsdenn ward Vater Hallo allemahl gerufen, und muſte ſie davon, daß er wieder da ſei, durch ſeine Reden und Händedrücke überzeugen. Dieſe Schwäche verlohr ſich iedoch endlich auch wieder; und, als Florentin ſein Wort hielt, und nach der Beerdigung ſeines Vaters in Begleitung ſeiner Schweſter nach Berkewitz kam, konnte ſie ſchon wieder von der Geſelſchaft ſein.

Lange war der Gegenſtand ihrer Unterredungen kein anderer, als der alte Jakob und ſein tragiſches Ende. Hallo hörte anfangs gröſtentheils nur zu, und bewunderte im Stillen die Sanftmüthigkeit, mit welcher ein ſo äuſerſt gemishandelter Sohn von ſeinem unmenſchlichen Vater ſprach. Florentin bemühete ſich recht eigentlich, die ſchrecklichſten Züge auf dem Bilde deſſelben zu mildern, und ſein Angedenken dadurch in den Seelen der Freunde ſeines Sohns weniger gräslich zu machen. Er ſprach dabei ſehr herrlich über Erziehung, Tem-

perament, Gewohnheit, unüberwindlichgewordene Leidenschaft und äuſerliche Lagen, und empfing Hallo's ganzen Beifall. Zulezt bat er dieſen ehrwürdigen Greis, aus Liebe für ihn ſeinem Vater zu verzeihen, und der Unruhen zu vergeſſen, welche ihm ſelbiger wieder alle Vernunft und Billigkeit am Abend ſeines Lebens gemacht habe. Hallo lies ſichs nicht einfallen, einen ſo edelmüthigen Sohn durch Erzählung der letzten Bosheit, welche ſein Vater ihm durch ſeinen Bruder bei Hofe zu ſpielen noch liſtig genung geweſen war, noch mehr zu kränken. Er ward durch Florentins ietzt gethane Bitte innigſt gerührt.

Hallo. O würdiger junger Freund, warum Sie mich ietzt erſt noch bitten, das iſt längſt von mir geſchehn; und, wärs noch nicht geſchehn: wie könnte ich einem ſo edlen Sohne, wie Sie ſind, verſagen, es wenigſtens nun ſogleich auf der Stelle zu thun? Sein Sie ruhig! Ich habe ihres Vaters ſämtliche Handlungen, und ſo auch beſonders ſeine Handlungen gegen mich, allemahl aus den Geſichtspunkten betrachtet, welche Sie ietzt mir öfneten. Ich nahm ihn für das, was er war, und wuſte mehr denn zu gut, daß ein Greis ebenſowenig ſeine Gewohnheiten ablege, als der Menſch iemahls ſeine Natur ganz able-

gen wird. Ihr Vater war unter den Waffen Jüngling, Mann und Greis geworden. Und, wenn er nicht im Kriege ſein konnte: ſo war er auf der Jagd; denn welch Vergnügen harmonirt mehr mit der Lebens- und Denkart des Soldaten, als dis? So abgehärtet gegen alle fremde Leiden, er mochte ſie ſehen an Thieren oder an Menſchen, lagen ihm freilich Ungeſelligkeit, Ungerechtigkeit und Unbarmherzigkeit weit näher, als ſie ſonſt dem menſchlichen Herzen ſind. Ach! ein wichtiger Wink für die Groſſen dieſer Erde, auf die Kultivirung des Soldatenſtandes einen feierlichern Blick zu heften! Ich ſchätze jeden Stand; und je unentbehrlicher, es ſei nun auf immer, oder auch nur zur Zeit noch, ein Stand iſt: deſto höher ſchätze ich ihn. Wo kann ein ehrenvollerer Beruf ſein, als der, das Vaterland und ſeine Mitbürger zu vertheidigen und zu ſchützen? Ich habe auch ſelbſt Gelegenheit gehabt, herrliche Männer unter den Officieren kennen zu lernen; aber nehmen Sie nur die Menge von Landjunkern, welche, von Jugendauf zum Militär beſtimmt, ohne empfangene wahre Erziehung Jahrausjahrein unter die Armeen gehen. Tapfere Krieger, die von der Pike auf dienen, den Dienſt verſtehen, und den Tod verachten lernen, mögen ſie wohl werden; aber was für

Gelegen-

Gelegenheiten haben sie, ihr moralisches Gefühl zu stärken, das sie ohnehin schon so schwach mit zu Felde nahmen? — Also, lieber junger Mann, wir machen nun alle, wie wir hier sind, ein- für allemahl es aus, daß des Bösen welches Ihr Vater uns gethan, nie weiter Erwähnung geschehe. Er ist begraben. Das Andenken seiner Beleidigungen sei mit ihm zugleich für uns verscharrt! Lasst uns nun Menschen aus allen Kräften nüzlich werden, und Glückliche um uns her machen; ist doch niemand mehr da, der uns daran behindert!

Auf Florentins edle und erkenntliche Seele machten diese Aeuserungen des Greises alle erwarteten Eindrücke.

Florentin, mit einschmeichelnder Stimme. Da der ehrwürdige Hallo mir mehr zugesteht, als ich gebeten habe: wie sollte ich mich nicht auf das heiligste verpflichtet halten, Ruhe und Seligkeit über seinen Abend verbreiten zu helfen! Nicht blos Unvergeslichkeit Ihrer Grosmuth, hochgeschäzter Greis, soll der Dank sein, welchen ich Ihnen heilige; sondern alle Aufenthalte und Behinderungen, welche mein Vater Ihren menschenfreundlichen Anstalten gemacht hat, sind von nun an aufgehoben und vernichtet. Ich biete von Herzen zu allen nüzlichen Neuerungen die Hand, und das Beispiel

eines ſo erfahrnen Mannes wird die Wirkung auf mich hervorbringen, daß ſein ganzer Plan, in ſo fern er auf mein Guth anwendbar iſt, auch der meinige werde. Die Bauern zu Wallſtädt verdienen noch ſchnellere, reellere Unterſtützung, als die zu Berkewitz; denn ſie haben ſeit langen Jahren unausſprechlichmehr gelitten, als dieſe, und ſind ſchier zu Grunde gegangen. Aber eben darum hoffe ich auch, auf keiner Seite bei ihnen gegen meine neuen Einrichtungen Widerſtand zu finden. Ihr Sohn iſt mein Freund, und vor ihren Augen verbinde ich mich hier mit ihm zu einer immervertraulicherwerdenden Nachbarſchaft. Wir wollen iederzeit alles gemeinſchaftlich überlegen, einander unterſtützen und uns um die Wette bemühen, unter glücklichen und uns ſegnenden Landleuten zu wohnen. Bei meines Vaters ſchreklenvoller Todesſtunde, die ſchon vorüber iſt — bei deines Vaters ſanfterer, qualloſerer Stunde, die noch kommen wird — — Albert, Nachbar, Freund, — und einſt noch mehr, als dis — — —

Hier umarmten ſich die beiden iungen Männer mit Seelendrang lange, und ihre Schweſtern folgten ihrem Beiſpiel.

Hallo. Segne euch Gott, ihr Gutherzigen! Liebet euch ihr immer wie Brüder, und

ihr ewig wie Schweſtern! Ich will nun eilen und alles ins Werk ſetzen; damit ich ganz ſorgenlos meinen Tod erwarten könne.

Darauf fiel noch eine lange Unterredung zwiſchen Hallo und Florentin vor. Der Greis theilte ſeinem jungen Nachbar ſeinen ganzen Plan mit; den dieſer durchgehends vortreflich fand. Florentin nahm ihn auf der Stelle zum Muſter für ſich an, und eilte auf ſein Guth zurück, um die Geſinnungen ſeiner Bauern zu erforſchen. Dieſe Leute waren durch ihr langes Elend ſo nidergeſchlagen worden, daß ſie gegen keine ſeiner Veranſtaltungen, ſie möchten auch von einer Art geweſen ſein, von welcher ſie wollten, etwas einzuwenden gehabt haben würden. Seine Liebe zu ihnen war ihnen aus den vielen Unterſtützungen, welche er ihnen bei Lebzeiten ſeines Vaters unter der Hand geleiſtet hatte, ſattſam bekannt; und froh über des alten Wüterichts Tod und über die Hofnung beſſerer Zeiten reichten ſie alle ihrem neuen Herrn mit der feierlichſten, freiwilligſten Zuſage die Hände, daß ſie ihm in allem folgen und ihm mit ihren Kindern und Kindeskindern ewig danken wollten.

Vater Hallo, der noch ſelbigen Tages die Nachricht von dieſer ſo gut ausgefallenen Unterredung Florentins mit ſeinen Bauern empfing,

zu Eleonoren. Wenn etwas ſein ſoll: ſo muß ſich alles dazu fügen. Mutter, wir werden noch mehr angenehme Nachrichten von Wallſtädt hören, als dieſe.

Ueber Albertinens Wangen verbreitete ſich bei dieſen Worten ihres Vaters ein höheres Roth.

Hallo. Meine Tochter, warum wirſt du ſo roth?

Albertine gerieth in Verlegenheit, und die Antwort, welche ſie gab, beſtand darin, daß ſie — noch röther ward.

Vater Hallo lächelte, und flüſterte Eleonoren ins Ohr: Liebe, wir fangen in unſern Kindern noch einmahl zu leben an, und werden in ihnen die ganze Rolle noch einmahl ſpielen, die wir einſt geſpielt haben. — Eleonore lachte zum erſtenmahle wieder.

Hallo rief an einem der nächſten ſanften Morgen ſeinen Sohn zu ſeiner Begleitung mit den Worten auf:

Komm nun, auf daß ich den Platz zum Tempel beſtimme; damit der Bau ſogleich anheben könne. Es ſei dis das erſte von allem, was ich berichtige.

Vor allen Dingen ſollte ein ſolcher Platz gegen die Mitte des neuen Dorfs gelegen ſein; und der Alten und Schwachen wegen ſollte er auch nicht zu hoch gewählt werden. Mit dieſen beiden Bedingungsideen wanderte der Greis aus, und mas mit ſeinen Augen unaufhörlich die Ebene, auf der ſich das neue Dorf ausbreiten ſollte, und die ſich an der Seite wegziehenden Berge. Ungefähr gegen die Mitte des Feldes fand er eine Anhöhe, welche mehr nur Hügel, als Berg, war, und unter allen den ſanfteſten Abhang hatte.

Hallo. Hier ſei es, wo ſich die Nachkommen im zehnten Gliede noch verſammlen, den Weltſchöpfer gemeinſchaftlich anzubeten!

Er ſchritte nun den Platz zur Kirche ab, bezeichnete ihn in der Runde mit groſſen Steinen, die Albert herbeiwälzte, und knieete in der Mitte nider.

„Unſichtbarer und doch Allgegenwärtiger! Mein und aller Menſchen Gott! ich baue dir hier einen Tempel, und weihe dieſe Stäte in voraus dazu durch mein ſchwaches Gebet ein. Zwar haſt du dir ſelbſt ſchon einen Tempel gebauet, der alle dieſe Fluren und die ganze Natur umſchlieſſt; und es bedürfte keines andern, wenn Herzensgüte, die durch den Anblick deiner Schöpfungen geſtiftet wird, ſchon der

Ton wäre, auf dem alle menſchliche Seelen ſtänden. Allenthalben können wir an dich denken, und dich preiſen; und wo ein Menſch deine Wohlthaten erkennt, dankbar genieſſt, andere damit wieder ſegnet, und dir in Ausübung des Guten nachahmt: da iſt mehr, als Altar. Aber die mehreſten bedürfen noch gewiſſer Oerter und Zeiten, in und an welchen ſie an dich erinnert und zu deinem Preiſe und zu deiner Nachahmung ermuntert werden müſſen. Auch iſt es ſchön, wenn ganze Gemeinen ſich ausdrücklich zum Gebet vor dir und zu deinem Lobe verſammlen; und ſo bedürfen ſie dazu einer beſtimmten Stäte. Segne den Bau dieſes Hauſes, welches zu dieſer Abſicht hier errichtet werden ſoll, und las diejenigen, welche aus- und eingehen werden, ſich hier iederzeit in Ausübung ihrer Pflichten ſtärken. Frömmer im Tempel geworden, las ſie ihre heiligen Entſchlieſſungen alsdenn in ihren Häuſern und auf ihren Feldern, im geſelſchaftlichen Leben und in der Einſamkeit, an ihren Freudentagen und an ihren Sterbetagen in die redlichſte Erfüllung bringen. Richter und Erbarmer! für mich ſchlieſſeſt du bald alle deine Tempel, auch den groſſen Tempel der Natur, in welchem ich itzt knie. Segne mein Vaterland und die Bewohner dieſer Gründe; und ſei in meinem

Grabe, das vielleicht früher fertig sein wird, als diese Kirche, so gnädig bei meinen Gebeinen, wie du mit denen, die dich hier anbeten, iederzeit sein wirst. Das erste Gebet ist nun hier verrichtet; ach Gott, las ieden, der hinfort hier beten wird, so im Vertrauen auf dich und so voll freudigem Muths aufstehen, wie ich von dieser Stäte mich erhebe!„

Unten, wo der Abhang des Hügels sich in die Ebene verlohr, wählte Hallo zur Rechten und Linken die Plätze zu den künftigen Wohnungen des Predigers und des Schulmeisters. Diese beiden Gebäude nebst der Kirche waren diejenigen, zu deren Erbauung sogleich Anstalt gemacht ward. Fürst Gustaf hielt sein Versprechen, und übergab den Bau der letztern seiner Kammer, die ihn nach dem Risse, den der Greis einschicken würde, auf das förderſamste betreiben muste.

Darauf lies Hallo die Feldmesser aus der Residenz kommen, und trug ihnen zuförderst auf, die Aecker eines ieden Bauern, so wie sie sie ietzt besassen, auszumessen. Bei Angabe derselben sollten allemahl der Eigenthümer, der Schulze, und Niklas, der das ganze Feld mit allen seinen Abtheilungen, wie das A b c, auswendig wuste, zugegen sein; damit die strengſte Richtigkeit dabei Statt fände. Wenn dis ge-

ſchehen, ſollten ſogleich die Ländereien eines ieden Bauern, wie ſie da vorgefunden worden, auf die beſtimmte Weiſe taxirt werden. Sodenn ſollte die Hälfte von Hallo's Aeckern dazu geſchlagen und das Ganze in ſo viel neue Theile getheilt werden, als Bauern im Dorfe wären. Die Feldmeſſer ſollten ieden dieſer Theile reguliren und ſorgfältig bezeichnen; damit nach geſchehener Verlooſung ieder Bauer ſein ganzes Feld ſogleich überſehen und die Grenzen deſſelben umzäunen und verhegen könnte, wie er wollte. Und, wenn dis alles geſchehen, ſollten die Plätze zu den neuen Wohnungen abgeſteckt werden.

Vater Hallo ſah aber bald ein, daß er vor Ende dieſes Jahres kaum mit allen ſeinen neuen Einrichtungen zu Stande kommen würde. Die Feldmeſſer betrieben zwar ihre Geſchäfte ohne Aufenthalt, und er hofte, bald im Stande zu ſein, das Ganze überſehen zu können; allein die Erndte muſte erſt vollbracht ſein, ehe die neue Vertheilung der Aecker vor ſich gehen konnte, und die Eichen, welche die Schwellen und Säulen zu den neuen Wohnungen der Bauern liefern ſollten, grünten eben ſchon. Er beſtimmte einen Tag nach vollbrachter Erndte dazu, daß iedem Bauer ſein künftiges neues Eigenthum angewieſen würde, und beſchlos, es

koſte auch, was es wolle, noch vor Winter die neuen Gebäude aufführen zu laſſen, damit ſie gleich mit künftigem Frühjahre von den Bauern bezogen werden könnten. Zu dieſem Ende traf er einen Ackord mit einem benachbarten Holzhändler, ihm alles dazu erforderliche Bauholz auf dem Fluſſe zuzuführen, und an verſchiedenen Orten auszuladen, damit es den Sommer über von den Zimmerleuten zubereitet und mit Eintritt des Herbſts ſogleich auf die Bauſtellen gefahren und gerichtet werden könnte. Er überlies ihm dafür einen gewiſſen Theil ſeiner überflüſſigen Waldungen, welche er fällen und nutzen können ſollte, wie es ihm gefiele. — Und ſo machte ſich Vater Hallo nach dieſen vorgekehrten Anſtalten zu ſeinem Abgange auf den Berg geſchickt.

Vorher ſchon genos er noch das Vergnügen, zu ſehen, daß die Bauern einige Zufriedenheit mehr mit ſeinem ganzen Plan bezeigten, und daß verſchiedene Theile deſſelben bereits von ihnen unter Alberts Direktion bewirkt wurden. Da alle Koppelweide ſofort aufgehoben war: ſo ſahen dieſe vom Vorurtheil fürs Alte ehemals gefeſſelte Leute ein, daß ſie manches ſchöne Stück Landes nun mit voller Freiheit, und weit beſſer, benutzen konnten, als ſonſt. Der Lohn, welcher ihrem Fleiſſe winkte, er-

munterte ſie, einige derſelben zu Kohlgärten zu machen, andere mit Futterkräutern zu beſäen, und noch andere mit allerlei ergiebigen Gemüſen zu beſtellen. Bei der Fruchtbarkeit des Bodens, welche daſelbſt anzutreffen war, wuchs alles herrlich und ſchön auf. Kein fremder Hirte ſtörte ſie mehr in ihren Anlagen, und das Gewild machte ihnen allenthalben Platz. Jeder Bauer ſchos. Viele trafen, und erlegten. Alle verſcheuchten ſie wenigſtens. So gingen ſie ſtolz an Sonntagen in ihren neuen Gärten umher, und fühlten ſich als die Herren über die Thiere im Walde und über die Vögel unter dem Himmel. Auf ihren Wieſen ſah man ſie mit Ebenmachung neuer und uralter Maulwurfshügel, mit Ausharkung des Unraths und mit Wiederherſtellung verfallener Graben beſchäftigt: und alle verſprachen ſie ſich eine Heuernote, wie ſie ſie noch nie gehabt hätten. Die Stallfütterung war der einzige Punkt, wider den ſie noch unaufhörlich brummten. Hallo lies ihnen vorſtellen, daß aller Anfang ſchwer ſei, und daß der gröſte Theil der Schwierigkeiten, welche ſie dabei fänden, von der Ungewohnheit der Sache und von ihrer Abneigung gegen dieſelbe herrühre, und tröſtete ſie dadurch, daß er bekannt machen lies, daß Albert iedem von ihnen, dem es vor der

Hand an hinlänglichem Futter gebräche, und der dis erweisen könnte, die nöthigen Vorschüsse an selbigem thun solle. Dis that auch auf die misvergnügtesten Gemüther die erwünschteste Wirkung. Sie fügten sich immer mehr und mehr an das neue Sistem, und schienen über jeden Beweis, welchen ihnen Albert von seiner Liebe zu ihnen gab, noch weit froher zu sein, als über all das Gute zusammen, das ihnen sein Vater schon erwiesen hatte. Hallo freute sich über das Zutrauen, welches Albert täglich mehr bei ihnen fand. „Es hält, sprach er, mich nun weiter nichts davon ab, daß ich mich in meine Bergeinsamkeit begebe. Albert und die Zeit werden das übrige thun. Morgen, Kinder, verlasse ich euch.„

Der Hingang des Greises in seine Einsamkeit war ohne alles Geräusch, und von der grossen Welt unbemerkt; aber die Natur schien alle ihre Feierlichkeiten zu vereinbaren, um ihn im Schosse derselben auf das anmuthigste und genugthuendste zu bewillkommen. Es war der sanfteste, reizendste Tag, den das Jahr bisher gegeben hatte, an welchem Vater Hallo Berkewitz verlies. Eleonore begleitete ihn zwar;

aber unter der Bedingung, daß sie noch eine Zeitlang alle Nachmittage bei ihren Kindern zubringen dürfte; um besonders Albertinen noch mit allen ihren wirthschaftlichen Kenntnissen zur Hand zu gehen. Hallo unterhielt sich vor seiner Abreise noch einige Stunden mit Albert auf das ernsthafteste und trennte sich hernach unter dieser Anrede von seinen Kindern:

„Ich gehe nun hin, meine letzten Stunden der Erinnerung meines vergangenen Lebens und dem Empfange meines Todes mit allem dem Ernst zu widmen, der einem Greise, wie ich bin, gebührt. Gott und die Ewigkeit sollen mich beschäftigen. Gebet, gutes Gewissen, Eleonore und ihr sollen mein Trost sein. Ich trenne mich nicht ganz von euch; aber ich werde nur selten zu euch kommen; besuchet ihr mich desto fleissiger. Liebet euch, wenn ich nicht bei euch bin, wie ihr euch immer vor meinen Augen geliebt habet. Meine ietzige erste Entfernung von euch, da ihr mich noch sprechen könnet, wenn ihr wollet, sei euch eine Vorbereitung auf die folgende nahbevorstehende, da ich ganz von euch sein werde, und ihr mich nicht mehr werdet sprechen können. Nur eine Bitte noch an euch. Thut, wie ihr wollet. Wirthschaftet zusammen, so lange ihr wollet. Aber es ahndet mir, daß eine noch sanftere

Liebe, als die ist, welche euch iezt vereinigt, euch bald trennen möchte. Ich habe nichts dagegen; ich will mich vielmehr freuen, wenn ich noch bei meinem Leben von zwei Menschenpaaren Vater genannt werde. Ihr heurathet; nicht ich. Wählet euch mit voller Freiheit die Frau und den Mann, mit welchen ihr Lebenslang verbunden sein wollet. Nur nehmet bei eurem Wählen die Klugheit und die Tugend zu Führerinnen. Ihr wählet nicht einen Freund, sondern einen Gatten. Setzet euch so, daß euch eure Wahl nie gereue. Mein Jawort habt ihr, sobald euer Herz euch das Seinige gibt. Albert behält auf diesen Fall das Guth, und Albertine das Recht auf die Hälfte des Werths desselben. Vielleicht aber, daß ihr dieser Art von Ausgleichung nicht bedürfet. Gott mache euch recht glücklich.„

Hallo's Kinder sanken mit frommer kindlicher Zärtlichkeit an ihn hin, und umschlossen ihn lange von beiden Seiten mit ihren Armen. Der Greis empfand in diesen Augenblicken den Segen seiner ihnen gegebenen edlen Bildung in überschwenglicher Masse, und es war ihm, als ständen sie so bei seinem Sterbebette schon, und erleichterten ihm seine letzten Kämpfe. Einstimmig versicherten sie ihn, daß sie in der wichtigsten Angelegenheit ihres Lebens, wenn dieselbe

noch bei ſeinem Leben einträte, nichts ohne ſeine väterliche Einwilligung und Rathgebung thun würden. Sie begleiteten ihn ſo lange, bis er ſie zurückwies; worauf ſie ſtill ſtanden, und ihren beiden alten Eltern liebreich nachſahen, welche iezt Arm in Arm nach dem Berge zu wanderten. Die Scene war rührend. Die beiden Eltern ſchlichen, wie nach dem Grabe hin. Doch ſchlichen ſie mit iener Heiterkeit, mit der nur der fromme ſtille Weiſe ſeinem Grabe entgegen geht. Nah am Dorfe verweilten ihre Kinder mit immer auf ſie gerichtetem Blick, und ſchienen darum ſtill zu ſtehen, damit, wenn ſie und ihre Eltern zugleich ihren Weg fortſetzten, man nicht doppelweit ſo ſchnell von einander käme. Als ſie die Alten aus dem Geſichte verlohren hatten, umarmten ſie ſich geſchwiſterlich.

Albertine, im Zurückgehen zu Albert. Gott hat uns vortrefliche Eltern gegeben. Las uns die Freude ihres Alters bleiben und der Troſt ihres Todes werden!

Hallo zu Eleonoren, als ſie nahe am Berge waren. Welch einen himmliſchen Abend hat nun die Erde für uns! Gott gibt uns alles, was unſer Herz wünſcht. Möchte er meinen letzten Wunſch erhören, und dich meine Augen zudrücken laſſen! Wir haben ein langes Leben

mit einander geführt, und ich kann dir ewig nicht genung für dein an allen meinen Schicksalen theilnehmendes Herz, und für deine Treue danken. Hier auf diesem Berg will ich nun leben und sterben. Lebe du hier mit mir, und stirb hier nach mir. Gehe ab und zu; — dis will ich dir gern gönnen; aber sei immer, wenn du bei mir bist, recht frohen Muths, und gedenke nie eines Leidens wieder, das wir zusammen ausgestanden haben. Alle Sorgen und Grillen lassen wir hier unten am Fusse des Bergs. Zufriedenheit steige mit uns hinan, und droben wollen wir Vorschmack von der Ruhe der Seligen geniessen, die schon aus dieser Welt gegangen sind.

Im schönsten Wachsthum standen hier alle Pflanzen und Gewächse; in schönster Pracht alle Bäume und Lauben. Tausende von singenden Vögeln empfingen die Alten, und Nachtigallen in Menge schmetterten hoch unter selbigen hervor. Nach mannigfaltigen Ausruhungen kamen die Wandrer auf den Gipfel des Bergs.

Eleonore nahm ihren ersten Weg in das herrliche Sommerhaus. Hallo ging unter die bezaubernde Laube. Gerührter, innigstdurchdrungener war er in seinem ganzen Leben nicht gewesen, als in diesen Augenblicken.

Hallo, vor ſich ſelbſt. Nun wohl mir! Und geſegnet du mir, fruchtbarer, überall belaubter und bekränzter Berg; du Wohnſitz aller Freuden der Natur und des empfindenden Menſchen! Nimm mich abgelebten Greis zu guter Letzt noch auf, und gewähre mir, wenn Gott mich ruft, eine Stätte des Schlummers und der Ruhe. Vorher labe mich noch durch die reinen Lüfte, die man hier oben athmet, durch den Duft deiner Blumen und Blüthen rundumher, durch die Schatten deiner Lauben und durch die ſeligen Ausſichten in mein Vaterland ringsum. Hier ſtecke ich mein Ziel hin; hier ſei es, wo Himmel und Erde für mich vergehen! zu ſchwach zu weitern Wirken will ich hier nachdenken über das, was ich gethan habe; und auſſer Stande, mein Vaterland auf irgend eine Art weiter zu ſegnen, will ich die letzten Segnungen, welche noch in meiner Macht ſind, die Segen des Gebets, über ſelbiges ausſchütten. O welche Geiſtesruhe hier für mich! Welche verjüngte Lebenskraft, welche Empfindung der reineſten Seligkeit dringt hier durch alle meine Adern und Nerven!

Der Greis ſetzte ſich in der Laube, und weidete ſich an den Hinblicken nach Guſtafs Reſidenz und nach den umherliegenden lächelnden Gefilden. Freudenthränen ſchlichen über ſeine Wan-

Wangen herab. Mächtige Gefühle ergriffen ihn. Er beſchlos, hier an iedem Morgen ſein Gebet zu thun, und dieſe Laube zu ſeinem Lieblingsſitz und zu ſeinem Tempel zugleich zu machen. Er kniete ſogleich an dieſem erſten Morgen nach Guſtafs Schloſſe hin und betete:

„Allerhöchſter Vater! Gott — mein Alles! [illegible] erweiſeſt mir unausſprechliche Gnade. Ich bin der glücklichſten Greiſe Einer. Nach einem überlangen Tage, an welchem du mir ſo viel Gelegenheit, Gutes zu thun, gewährteſt, und mich in Verrichtung meines Berufs ſo mächtig ſtärkteſt, verleiheſt du mir einen ſo ſanften, entzückenden Abend. Ruhe von innen und von auſſen ſegnet mich. In vollem Anblick deiner Werke, unter den von allen Seiten allmählig auf mich zuſtrömenden Gefühlen deiner Schöpferliebe verliebe ich nun den letzten Ueberreſt meiner Tage. Ach! Gott! du kenneſt die Stunde, in der mein Geiſt zu dir zurückkehren wird. Ich fürchte ſie nicht, ſondern erwarte ſie getroſt mit iedem Morgen. Las mich in ſeligſter Bereitſchaft auf ſie erfunden werden, und gib, daß ich ſie noch mit Gedanken an dich empfangen möge. Dich preiſend, zu dir betend, möchte ich gern verſcheiden. Las es lange nach meinem Tode noch wohlgehen meinem guten Fürſten, und krön

ihn mit Weisheit und Muth. Stelle jederzeit Rechtschaffene um ihn her, die ihm zur Menschlichkeit und zur Milde reizen, und ihn in Ausübung grosser und schöner Thaten unterstützen. Beglücke mein Vaterland und meine Mitbürger. Segne ihre Erndten und ihre Gewerbe. Las sie Lebensgenüsse schöpfen, sich immer mehr aufnehmen, dich und ihren Fürsten lieben; und ein langer, ungestörter Friede sichre ihnen und ihren Kindern Leben, Freiheit, Guth und Blut; auf daß Zufriedenheit in diesem Lande noch wohne, wenn meine Gebeine längst in Staub verwandelt sind!„

Eleonore konnte sich an der schönen innern Einrichtung des Hauses nicht satt sehen, und fand, je öfter sie durch die Zimmer ging, immer mehr Gegenstände ihrer Bewunderung. Vater Hallo ward weniger durch die schönen Meublen daselbst gereizt, als sie, und hielt sich mehr an die alle Kunst übertreffende Natur in diesen Gegenden. Er überlies ihr ganz die Einrichtung seiner kleinen Oekonomie allhier, und theilte seine Zeit auf die simpelste Weise ein. Wenn die Witterung nur einigermassen leidlich war: so brachte er in dem herrlichen Sommerhause nur seine Nächte hin, und verlebte die übrigen Stunden ganz im Freien. Mit Sonnenaufgang verlies er sein Lager, und denn

war ſein erſter Gang unter die höchſte Laube, wo er ſein Morgengebet als Chriſt und Patriot mit hoher Andacht verrichtete. Alsdenn luſtwandelte er kreuz und queer um den Berg herum, unterhielt ſich mit dem Gärtner, gab neue Anlagen oder Verbeſſerungen an, und beſchäftigte ſich oft ſelbſt mit Ausführung derſelben. Unter der Laube ſpeiſete er, und zwar nur einmahl des Tags, ohne alle Verſchwendung. Unter der Laube hielt er kleine Ruhe des Nachmittags. Unter der Laube las er. Auſſer ſeinen eigenen Büchern, die er auf den Berg nachkommen lies, fand er hier auch eine kleine auserleſene Bibliothek ſeines Vorweſers, und verſchafte ſich auch als Greis noch durch die Schriften der Weiſen und der Menſchenfreunde viel Unterhaltung für Geiſt und Herz. Seine letzten Betrachtungen an jedem Abend waren über Grab und Ewigkeit, und der Gedanke war ihm, ſo oft er alsdenn die Laube verlies, ſehr gegenwärtig, daß er ſie vielleicht als Leiche zum erſtenmahle wieder beſuchen würde. Eleonore muſte ihm, wenn ſie bei ihren Kindern geweſen war, von ſelbigen erzählen, und die Freude über ihre jedesmahligen Nachrichten bereitete ihm die erquickendſten Nächte.

So verſtrichen hier dem wohlthätiggewesenen Weisen die sanftesten und genusvollesten unter allen Frühlingstagen, welche er ie gelebt, unter Selbstgenungsamkeit und Seelenruhe, und das allgemeine Leben, welches sich iezt rund um ihn her durch die ganze Natur ergos, drang auch in ihn ein, und schien ihn noch auf eine Zeitlang vor der Wiederholung iener Zufälle zu sichern, welche ihn vom Hofe entfernt hatten, und denen er nun schon zweimahl ausgesezt gewesen war. Zuweilen fühlte er einige Schwäche seines Geistes; und, wenn er denn seine Gedanken nicht gehörig ordnen konnte, oder wenn ihn sein Gedächtnis verlies; so sprach er wohl lächelnd zu Eleonoren: Sieh einmahl, wie die Natur schon wieder dafür Sorge trägt, daß ich meines nahen Weggangs aus dieser Welt nicht uneingedenk werden solle!

Fürst Gustaf hatte seit einiger Zeit fleissig den Tubus in Händen gehabt, und damit nach dem Berge hingeschaut, ob er seines alten Dieners noch nicht ansichtig werden könnte; weil er geglaubt, daß selbiger nun nach allen weggeräumten Hindernissen nicht säumen werde, sich in die Arme einer einsamen Ruhe zu begeben

Endlich erblickte er ihn an einem Morgen unter der romantiſchen Laube in der andächtigen Lage eines Betenden. Sein ganzes Herz bewegte ſich dabei, und er zweifelte nicht daran, daß aus Hallo's Seele auch ein Gebet für ihn emporſteige.

Der Morgen war bezaubernd, und hatte Seligkeiten für Beter und für Erhörte, für Jünglinge und für Greiſe, für Fürſten und für ihre Unterthanen. Hallo machte eine Tour um den Berg, und kehrte unter die Laube zurück. Ein ſanfter Duft ſtieg aus den Feldern auf, und trübte ietzt die Ausſicht nach der Reſidenz hin, bis ihn die brennenden Sonnenſtrahlen allmählich verzehrten. Der Greis ſah ein Paar Reuter geſprengt kommen, und erkannte den Erſten bald. Kein anderer, als Guſtaf, der edle Fürſt, war es. Hallo ging ihm entgegen. Der Fürſt lief den Berg herauf, umarmte ihn freudig, und ging mit ihm in die Laube.

Fürſt Guſtaf. Vater Hallo, ich entdeckte dich heute hier zum erſtenmahle mit vieler Empfindung. Du beteteſt, wenn ich nicht irre; und gewis ſchloſſeſt du mich in dein frommes Gebet mit ein. Ich konnte meiner Begierde nicht widerſtehen, dir noch an dieſem Morgen den erſten Beſuch zu machen. Gott gebe dir

viel Heil in dieſer deiner Einſamkeit, und friſte dein Leben noch zum Segen meines Landes und zur Belohnung deiner Tugend. Ich habe über Mannigfaltiges mit dir zu reden. Du wareſt immer ein Biedermann, und ſchmeicheltеſt nicht. So wirſt du nun, da du mit der Welt in gar keinen Verbindungen mehr ſtehſt, noch weniger dich ſcheuen, einem Fürſten die Wahrheit zu ſagen, und ihn, wenn er irren ſollte, zurück zuführen. Ich bin gar nicht Fürſt, wenn ich hier mit dir rede; ein Mann bin ich alsdenn iederzeit, der belehrt ſein will, und deshalb zu ſeinem edelmüthigſten Freunde kommt, den er unter allen Menſchen hat. Um uns iſt der allgegenwärtige Gott, der von dir und mir Rechenſchaft fordern wird. Rede über alles, wie du es gegen ihn verantworten kannſt.

Dieſe Anrede war ganz ſo, wie ſie der Greis wünſchte. Die empfindlichſte Seite ſeines Herzens ward durch ſelbige ſtark berührt. Er antwortete mit der Würde eines Rechtſchaffenen, und mit dem Ausdruck des Greiſes, der ſchon in iener Welt hinüber ſchreitet. Guſtafs ganzes Zutrauen gegen ihn ward rege.

Fürſt Guſtaf. Ich habe iezt den abſcheulichen Vorfall, daß in meinen Gefängniſſen ein Vatermörder und ein Straſſenräuber ſitzen. Es iſt auswärts über ſie Urtheil geſprochen wor-

den, und man hat ſie, wie du leicht denken kannſt, zum ſchrecklichſten Tode verdammt. Meine Räthe ſind derſelbigen Meinung, einen ausgenommen, welcher anrathet, daß ich die Todesſtrafe in ewiges Gefängnis verwandeln ſolle. Ich bin unruhig, wenn ich ſie leben laſſe, und bin unruhig, wenn ich ſie tödte. In jenem Falle fürchte ich Blutſchulden auf mein Land zu laden; und in dieſem kann ich nicht umhin, zu denken, daß das Blut dieſer Verbrecher, das vergoſſen werden ſoll, doch immer noch Menſchenblut ſei. — Gib mir guten Rath!

Hallo ward hier auf einen Punkt geleitet, über den er auf der einen Seite gleich fertig zu ſein pflegte, über den er aber auf der andern mit einen Fürſten nie genung reden zu können glaubte.

Hallo, unter Anſtrengung aller ſeiner Geiſteskräfte. Guter Fürſt, laſſen Sie nicht tödten! Meinen Grund wider die Hinrichtung der Verbrecher kennen Sie, und ich habe darüber oft ausführlich mit Ihnen geſprochen. Von allen den Entzwecken, welche durch ſelbige eigentlich erreicht werden ſollen, iſt es nicht einmahl wahrſcheinlich, daß ein einziger durch ſie wirklich erreicht werde. — Die Thaten ſind ſchrecklich, welche dieſe beiden Uebelthä-

ter verübt haben: aber ſagen Sie mir, wer ſind dieſe Unmenſchen?

Der Fürſt. Es ſind ein Paar Kerle von niedriger Herkunft aus dem Lande — — hier bekam Hallo's Seele den letzten Stos, ſich ganz auszuſchütten. — — „Da ſehen Sie es. Ich dachte. Dieſe beiden Verbrecher würden vielleicht das nie gethan haben, was ſie nun wirklich verübten, wenn ſie von Jugendauf mehr menſchliche Erziehung genoſſen hätten. Billigkeit, Gerechtigkeit, Sanftmuth, Eltern- und Menſchenliebe ſind in ihnen nicht gehörig entwickelt worden. Der eine von ihnen hört nun wohl iezt erſt im Gefängniſſe zum erſtenmahle von Heiligkeit und Unverletzlichkeit des Eigenthumsrechts ſprechen. Der andere lernt nun wohl iezt erſt, daß man ſeinen Zorn mäſſigen müſſe, und empfängt iezt erſt den erſten Unterricht über das vierte Geboth. — Wie? wenn iener nun ſpricht, wenn mir von Kindheit an die Ruchloſigkeit des Diebſtahls ſo wäre vorgeſtellt worden, als iezt, da ich ihn im ſtrafbarſten Grade begangen habe: ſo würde ich nie meine Hand nach fremden Guth ausgeſtreckt, nie von kleinen Raüben zu gröſſern fortgeſchritten, nie endlich gar Straſſenräuber geworden ſein. Wie? wenn dieſer nun ſagte, warum habt ihr mich früh in meinem Buſen

die Gefühle der Menſchlichkeit geweckt und geſtärkt — warum habt ihr meinen Zorn ſo unbändig werden laſſen — warum lerne ich nun erſt, wie viel mir mein Vater geweſen und was ich ihm ſchuldig ſei, da ich ihn ſchon umgebracht habe? — „

„Beſter Fürſt! alle meine Glieder beben, und ich geſtehe es Ihnen frei, daß ich nicht weiß, wie beiden genungthuend darauf geantwortet werden möge. Man wird vieleicht wähnen, daß es nicht nöthig ſei, ſich auf dieſe Antwort gegen ſie einzulaſſen. Man wird ſie ihrer Thaten überweiſen, und die Strafe, welche im Geſetz darauf ſtehet, ihnen eröfnen. Man wird ihnen einen Prediger geben, der ſie nun erſt das Geſetz kennen lehre, und alsdenn getroſt zum Rade ſchleppen; aber vom Schafott aus werden ſie gen Himmel ſchreien, ſich unglückliche nennen, und dabei beharren, daß ihnen zu viel geſchehe, daß ſie aus Mangel empfangener menſchlicher Erziehung leiden, und daß ſie die Opfer ſind, welche der Unaufmerkſamkeit des Staats auf die Hunderttauſende ſeiner Bürger, die in nidrigen Ständen leben, gebracht werden. Es iſt doch nach aller Moral einmahl ausgemacht, daß der Grad unſerer Verſchuldungen nach dem Grade unſerer Erkenntniſſe von Recht und Un-

recht beſtimmt werde. Selbſt die Gottheit richtet uns aus dieſem einzigwahren Geſichtspunkt. „

„So ſoll demnach kein guter Fürſt ſich für berechtigt halten, einen ſeiner Unterthanen, der Verbrecher wird, zu tödten, bis er gegen ſich ſelbſt erweiſen kann, daß der Staat wirklich ſolche Anſtalten getroffen habe, daß dieſer Menſch zu den gehörigen Erkenntniſſen, die ihn von ſeinem Verbrechen zurückhalten ſollten, habe gelangen können. „

„Aber hier, hier liegen die Gebrechen der Länder und Staaten verborgen, welche der Menſchenfreund mit Wehmuth aufdecken muß. Edler Fürſt! es iſt wahrlich nicht genung, den Straſſenräuber und den Vatermörder jämmerlich hinzurichten, und ihn wegzuwerfen. Erlauben Sie mir, daß ich ſage, daß man ſolchergeſtalt die Sache von hinten anfange. Man vorn muß ſie anarfangen, und dafür geſorgt werden, daß es dem Straſſenräuber und dem Vatermörder moraliſchſchwer werde, das eine oder das andere iemahls zu werden. Menſchliche Gefühle müſſen von Jugendauf in ihnen erregt werden; dieſe ſind die ſicherſten Schutzwehren gegen Raub und Mord. Galgen und Rad ſind es wahrlich nicht. Man

hat ja man doch wohl lange genug gehenkt und gerädert, und ſiehet, daß man immer noch zu henken und zu rädern habe. So ſollte man denn doch endlich einſehen, daß man auf dem falſchen Wege ſei, und einen andern verſuchen. Der Menſchheit wäre man die, von allen Seiten betrachtet, ſchuldig. Aber dieſer andere, ſichere, treffende Weg iſt der, daß — für edle Volkserziehung geſorgt werde.„

„Ueber dieſen Punkt iſt — ich rede als ein Greis, der bald vor dem Weltrichter erſcheinen muß — noch blutwenig, ja im Grunde nichts, geleiſtet. An allen unſern verbeſſerten und neuen Erziehungsanſtalten nimmt zur Zeit nur noch der kleinſte Theil der Nation Antheil. Der gröſte Haufe lebt noch immer in ſeiner Dumnheit und Wildheit fort, und erweckt durch ſein Elend das Erbarmen des Mannes von Gefühl.„

„Fürſt und Vater! wer ſoll dieſen Tauſenden auf dieſer Seite zu Hülfe kommen? Wer kann es? die Fürſten, die Könige, die Groſſen der Welt allein vermögen es nur. Ihnen allein gab Gott die Kraft dazu, und — ach! daß es ihnen allerwärts dreuſt unter die Augen geſagt würde! — ſie müſſen es thun. Sie ſind ja die Väter ihrer groſſen Volksfamilien. Einem Vater liegt es ob, für die Erziehung,

das heiſt auch, für die Aufklärung und Beſſerung, ſeiner Kinder zu ſorgen. Kann ein Vater jemahls über die Sünden ſeines Kindes ruhig werden, oder kann er ſich, ohne zu beben, gar zur Beſtrafung deſſelben aufmachen, wenn ihm ſein Herz ſagt, daß das Kind aus vernachläſſigter Erziehung ſündigte? — Aber warum bleibt dieſer wichtigſte Punkt der Volkserziehung noch immer ſo unberichtigt? Kennen die Fürſten etwa das Elend nicht, welches auf dieſer Seite noch ſo jämmerlich ihre Staaten drückt? Hält ſie das Geräuſch, in welchem ſie leben, der Genuß immerwährendabwechſelnder Freuden, und das Gedränge ihrer übrigen Geſchäfte davon ab, es gehörig zu beherzigen? Oder ſind die Plusmacher, welche ſie umgeben, daran Schuld, daß ſie den Aufwand ſcheuen, der, demſelben abzuhelfen, allerdings erfodert würde? — „

„Ach! Fürſt! Sie ſind ſo ein menſchlichdenkender Fürſt — hören Sie heute meine Bitte, wie aus meinem Grabe, und erbarmen Sie ſich über die niedrigern Stände Ihres Volks, die die mehreſten, und bei weitem die zahlreichſten ſind. Durch den Straſſenräuber und durch den Vatermörder, die in ihren Gefängniſſen gefeſſelt liegen, ſchreien dieſe Tauſende und Abertauſende um beſſere Volkserziehungsanſtalten im Lande.

Erheitern Sie ſich die Stunden, in welchen Sie über die Erfüllung Ihrer Beſtimmung nachdenken, und helfen Sie dem Elende des Verſtandes und des Herzens ab, unter welchem der gröſte Theil der Nation noch ſeufzt. Sie haben ſo unausſprechlich viel ſchon an dieſem Lande gethan; erzeigen Sie ihm die höchſte Wohlthat noch, und betreiben Sie die Aufklärung und Moralität ihrer Unterthanen. Geſunder Menſchenverſtand und gute Geſinnungen machen glücklichere Leute noch, als Aecker, Wieſen, Heerden, Reichthum, Handel und Verkehr.„

„Es iſt wahr, daß die beſſere Volkserziehung anfangs keine Kammerrevenüe-ſein kann; vielmehr erfordert ſie den Aufwand groſſer Summen. Aber mus der Gedanke — ich habe nun kluge und tugendhafte Unterthanen — einem edeldenkenden Fürſten nicht mehr werth ſein, als eine Million vermehrter jährlicher Einkünfte? Haben Tugend, Groſsmuth und Menſchenliebe keinen andern Lohn, als Silber und Gold? Oder iſt die Tugend der Fürſten etwa nur von der Art, daſs ſie allemahl mit baarem Gelde bezahlt werden mus? Iſt nicht ieder Bürger zu Aufopferungen für das gemeine Beſte verpflichtet? Sind die Fürſten allein hiervon ausgenommen?

Beſteht ihr Vorzug vor den Unterthanen darinn, daß ſie, die ſie kraftvoller ſind, weniger als dieſe, oder mehr für den Staat aufwenden müſſen? — Und was ſage ich? Nach einer Reihe von Jahren wird dieſe Aufklärung und Veredlung des Volks ſelbſt für die Kammern der Fürſten die anſehnlichſte Revenüe werden müſſen. Man muß ſie unter die Projekte zählen, welche die Koſten, die ſie anfangs verurſachen, erſt mit der Zeit erſetzen, die ſie aber hernach, und je länger ihre Ausführung fortgeſetzt und vervollkommet wird, um ſo viel reichlicher und zuverläſſiger wiedererſtatten. Kein Kapital mögen Fürſten ſicherer anlegen, als dasjenige, welches ſie auf die Ausbildung und Vermenſchlichung ihres Volks verwenden. Von keinem Kapital mögen ſie überſchwenglichere Zinſen ziehen, als von dieſem.„

„Wenn die Unterthanen dumm, abergläubiſch, aus Aberglauben träge und ohne Vaterlandsliebe ſind: wer verliehrt dabei mehr, als die Fürſten? Finden dieſe nicht alsdenn bei ihren wohlgemeinteſten Anſtalten auf allen Seiten Widerſtand, und bei Ausführung ihrer gemeinnützigſten Entwürfe Unbehülflichkeit? Sind ſie nicht täglich in der unangenehmen Lage, daß ſie Machtſprüche thun müſſen, und mag es ihnen gelingen, dadurch in dem Herzen ihres

Volks iemahls mehr, als knechtiſche Furcht, für ſich hervorzubringen? Wenn die Unterthanen Betrüger ſind: wen können ſie überall mehr betrügen, als den Fürſten? Wenn ſie Taugenichtſe, Müſſiggänger, Verſchwender ſind: was bleiben ſie eher ſchuldig, als die öffentlichen Abgaben? Wenn ſie ſich durch Wolluſt und Zügelloſigkeit entnerven: wie ohnmächtig iſt alsdenn der Fürſt an ihrer Spitze! — Jeder Raub, jeder Todtſchlag, den ſie begehen, koſtet, wenn er geſtraft werden ſoll, den Fürſten allemahl das Meiſte.„

„Nein, guter Fürſt, jetzt können Sie mit gutem Gewiſſen noch keinen Verbrecher tödten laſſen. Ihre Unterthanen ſind noch gröſtentheils in dem Falle, daß ſie, wenn ſie ſündigen, nicht wiſſen, was ſie thun. Und für Leute dieſer Art, wenn ſie auch die ſchrecklichſte Uebelthat begingen, betete ſelbſt der Stifter des Chriſtenthums um Vergebung zu ſeinem Vater. Treffen Sie erſt die Anſtalten, daß auch Ihr geringſter Unterthan zur Vernunft und Tugend erzogen werden könne; und alsdann — alsdenn erſt laſſen ſie henken und rädern. Aber glauben Sie mir, alsdenn werden Sie auch nur äuſerſtſelten in die traurige Nothwendigkeit ſich verſetzt ſehen, dis thun laſſen zu müſſen.„

„O und Fürſt und Vater, wie viel haben Sie denn gewonnen! Mag man doch einem Regenten keinen herrlichern Segenswunſch thun, als den — nie wieder ein Todesurtheil gegen einen ſeiner Unterthanen unterſchreiben zu dürfen! — Mit innigſter Freude, mit einer Wonneempfindung, der auf Erden nichts gleicht, werden Sie die neue, beſſere Generation aufwachſen ſehen. Der Vater eines weiſen und frommen Volks werden Sie ſein, und nach Jahrhunderten wird man Ihrer noch mit dem über alles ſchön- und ſanftklingenden Lobe gedenken: er war unter unſern Fürſten DER, der uns zu Menſchen machte!„

Fürſt Guſtaf hatte dem Alten mit bewegten Herzen zugehört, und am Ende, ohne ſich deſſen bewuſt zu ſein, ſich um ihn her geneigt, und beide Hände deſſelben vertraulich in die ſeinigen gelegt.

Guſtaf. Ja, Vater Hallo, ich will es thun, ich will es wahrlich thun; es koſte auch, was es wolle. Den beiden Verbrechern ſei das Leben geſchenkt! Ich fühle, daß ich noch nicht alles gethan habe, was ein Fürſt thun mus, ehe er einen Unterthan zum Galgen oder Rade führen laſſen kann. Die Fürſehung hat auch das ausgeübte Böſe dieſer beiden Unmenſchen dadurch zum Wohl der menſch-

lichen

lichen Gesellschaft umgeschaffen, daß es nun der stärkste Reitz für mich wird, für die Aufklärung und Veredlung meines Volks zu sorgen. Aber gib nur Rath, lieber Greis, wie ich dieses Geschäft nun auch bewirke.

Hallo. Vor allen Dingen, bester Fürst, kehren Sie die Schulen um. — Das Landvolk macht den gröste. Theil der Nationen auch, und gerade dis empfängt den armseligsten Unterricht in der Jugend. Was können Sie von Schulmeistern erwarten, die sich blos zu Professionisten gebildet haben, und die hernach, wenn sie den Dienst erlangen, von der Fortsetzung ihres Handwerks grösstentheils leben müssen? Diese Leute haben selbst keine gesunden Begriffe; geschweige, daß sie die Kunst verstünden, das, was sie ja noch wissen, Kindern mitzutheilen. Sie lassen aus den gewöhnlichen Lesebüchern die Kinder unverständliche Formeln herleiern, und auswendig lernen, erklären nichts, machen nichts anwendbar aufs Leben und eindringend. So bleibt der Bauerjunge dumm, roh, und ohne alles moralische Gefühl, und pflügt, wenn die Schuljahre über sind, all die auswendig- und ohne Sinn erlernten Formeln bald wieder mit unter. Setzen Sie überall neue und bessere Schullehrer auf dem Lande. Die Subiekten dazu sind da-

ich habe zu dieſem Ende das Schulmeiſterſemi-narium in den letzten Jahren in Ihrer Reſi-denz errichtet. Aber freilich müſſen die Leute von ihrem Dienſt leben können; und zwar leben ohne die Barmherzigkeit der Bauern.

Guſtaf, hitzig den Greis unterbrechend. Woher der Fond dazu? Denk doch einmahl an, was für ein Fond dazu erfordert werden würde!

Vater Hallo lächelnd. Mein Fürſt hat mir volle Freiheit zu reden gegeben — —

Guſtaf. Warum hältſt du inne? Ja, rede, rede alles, wie es dir ums Herz iſt.

Hallo machte darauf zuförderſt einen Ueber-ſchlag der Summen, welche zu Salarirung der Schulmeiſter im ganzen Lande erfordert werden dürften. Sie waren allerdings an-ſehnlich, und der Fürſt hub die Hände empor, als er ſie vernahm. Darauf machte er einen Ueberſchlag derjenigen Summen, welche jähr-lich ſo viel unnütze und vornehme Müſſiggän-ger am Hofe und in den übrigen Städten des Landes zögen, die alle den Nahmen Diener führten, und auch nicht den geringſten wahren Dienſt dem Vaterlande leiſteten; und rechnete aus, daß, wenn der Fürſt den fünfjährigen Gehalt aller dieſer Hummeln im Staate näh-me, ein hinreichender Fond für alle Landſchul-meiſter auf immer und ewig da ſein würde. —

Fürſt Guſtaf horchte auf. — Hallo drang noch tiefer in die Einrichtung ſeines vaterländiſchen Hofes, in den Aufwand und in die Feten deſſelben ein, und zeigte ſeinem Fürſten noch verſchiedene andere Quellen, aus denen man zur Beförderung einer der gemeinnützigſten Anſtalten ſchöpfen könne, und ſchlos mit den Worten:

„Die Verbeſſerung des Schulweſens im Lande, als der Grund aller edlern Volksausbildung iſt ſchlechterdings die wichtigſte Angelegenheit für die Fürſten. Ihr müſſen die übrigen nachſtehen; und ich begehre nicht zu leugnen, daß, um ſie einzurichten und im Gange zu erhalten, freilich auf mancher Seite Einſchränkungen gemacht werden müſſen, aus denen die Summen dazu herbeizuſchaffen ſind. Aber iſt es dem Fürſten nur insgeſammt erſt wahrer Ernſt um die Sache: ſo wird keiner von ihnen zu arm ſein, um ſie durchzuſetzen. Dem Patrioten mus es leicht fallen, in iedem Lande nach einer flüchtigen Reviſion der Einnahmen und des Aufwandes der Fürſten die Stellen auf das pünktlichſte zu bezeichnen, auf welchen die Quellen zur Beſtreitung der Koſten, die ſie erfordert, nicht erſt eraraben werden dürfen, ſondern bereits reichlich flieſſen, und

nur einer edelmüthigen Hand bedürfen, welche die Ausflüsse derselben anders leitet.„

„Hier, würde ein solcher Patriot sagen, stellet die Tonnen Goldes kostenden und doch entbehrlichen Baue wenigstens so lange ein, bis der Anbau des gesunden Menschenverstandes und der Liebe zur Tugend, der allen andern Bauen vorgehet, unter der ganzen Nation vollbracht ist. — Dort lasset die ungewissen Projekte fahren, welche die Kammer des Regenten plündern und die Kassen ihrer Urheber nur bereichern, und führet an deren Statt das erste grosse Projekt für die Länder, das Projekt der Volksbildung aus, welches den gewissesten, unaussprechlichsten Nutzen verspricht. — Hier versetzet die Tausende von heiligen Müssiggängern wieder in die Welt: so habt ihr an ihren weitläuftigen Wohnungen bereits fertige Schulgebäude und an ihren Reichthümern mehr als hinreichende Gehalte für die Lehrer in selbigen. — Dort stellet die Feuerwerke und Illuminationen ein, und kläret mit den Summen, welche sie oft an einem einzigen Abend kosten, die Menschheit im Lande auf Jahrhunderte auf. — — Hier entlasset die Maitressen — da die verstümmelten Schreier — da die Bullenbeisser und Doggen — da DJE...„

„Doch ich breche ab, beſter Fürſt, und wiederhole meinen Lieblingsgedanken, daß kein Land in der Welt ſei, in welchem nicht durch edle Einſchränkung allerlei unnöthiger und unnützer Aufwände Fonds genung zu der herrlichſten Einrichtung des Schulweſens in ſelbigem gefunden werden könnte; ohne daß den Fürſten über die dazu erforderlichen Summen bange werden dürfte. — Traurige Beruhigung für den Fürſten, daß kein Unterthan über dergleichen Aufwände laut zu ſprechen wage. Im Herzen weiſen Tauſende auf ſie hin und fordern ihn auf, ſie väterlicher anzuwenden ....„

Guſtaf ſchwieg eine Zeitlang. Seufzend hub er endlich an: Ach! daß die Fürſten alle es doch vertragen könnten, wenn ein Patriot mit ihnen in ſolchem Ton ſpricht! — Wer ſollte den Mann nicht lieben, der uns dazu behülflich wird, daß wir unſere Beſtimmung mehr erfüllen? — Wer ſollte es nicht fühlen, daß die Nation zu ihren Fürſten zu ſagen berechtigt iſt — thue Rechnung von deinem Haushalten? Iſt ſie es nicht, die ihm alles gibt, was er hat? Mus ihm nicht ſelbſt daran gelegen ſein, daß ſie ſich überzeuge, daß er die edelſte Anwendung davon mache?

Hallo. Ich entſchuldige die Fürſten. Jeder ſtimmt von Kindheit auf gegen ſie den Ton

der Schmeichelei an. Und, wenn ſo manches Gute, das ſie ſtiften könnten, nicht von ihnen geſtiftet wird: ſo liegt die Schuld davon gröſtentheils nicht an ihnen, ſondern an denen, welche ſie zunächſt umgeben.

Der Fürſt ſchwieg abermahls, und noch länger.

Plötzlich ſtand er mit der Mine des ernſthafteſten Nachdenkens und der feſteſten Entſchloſſenheit auf, und umarmte den Hallo.

„Morgen wollen wir mehr über die Sache reden; — du ſollſt Wunderdinge hören.„

Hallo hatte am folgenden Morgen kaum ſein Gebet unter der Laube verrichtet, als Fürſt Guſtaf ſchon wieder an ſeiner Seite ſas. Die Ausſicht in die umherliegenden Gefilde war heute die helleſte, und die Nachtigallen ſchmetterten in ganzen Chören um die Laube her. Guſtafs Seele, die an ſich heute heiterer geſtimmt war, als geſtern, gerieth hierüber in Entzükkung. Er brachte zuförderſt der ſchönen Natur ein Opfer der ſanfteſten Empfindungen.

„Vater Hallo! ich habe tief in die Nacht hinein mit dem Wilhelmi geſeſſen und gearbeitet, und es iſt alles richtig. Ich konnte nicht

cher ruhen, bis das Geſchäft der Veredlung meines Volks in Gang gebracht war. Der Fond zu der neuen Schuleinrichtung im ganzen Lande iſt reichlich da. Mein Herz hat mich aber bei Herbeiſchaffung deſſelben einige Abänderungen deiner Vorſchläge treffen laſſen. Statt meinen Müſſiggängern am Hofe, wie du ſie nannteſt, Alles zu nehmen, habe ich ihnen nur die Hälfte genommen. Ich habe ſie doch nun einmahl; — aber ich werde mich ſchön hüten, ihre Stellen, wenn ſie vakant werden, wieder zu beſetzen. Sie mögen das Uebrige bis an ihren Tod genieſſen. Um aber die nöthige Summe herbeizuſchaffen, habe ich lieber eine Reiſe aufgegeben, die ich vorhatte, und die immer dreiſſigtauſend Thaler gekoſtet haben könnte, und habe mein Jägerkorps heute in aller Frühe abgedankt. Die Leute bekommen noch einen Jahresgehalt gegen Abend ausgezahlt; und ſo mögen ſie ſich engagiren, wo ſie wollen. Wozu bedarf ich ihrer? Ob da ein Paar hundert grüne Männer mit goldenen Achſelbändern täglich auf dem Schloßplatze aufziehen, und, wenn ich ausfahre, nebenher reuten, oder nicht. In kurzem ſollen alle alte Schulmeiſter auf dem Lande entlaſſen und die neuen angeſtellt werden. Dieſe ſollen ihren Gehalt blos aus meiner Kammer ziehen; und

damit iene, unter denen schon viel Greise sind, nicht über Gewaltthätigkeit schreien können: so mögen sie auf ihren Dörfern wohnen bleiben, und bis an ihren Tod das fortgenieſſen, was sie seither von den Gemeinen empfangen haben. So, wie sie sterben, hört es auf; und so haben weder sie, noch die Bauern, sich zu beſchweren. — Las dich nun gegen mich darüber aus, was ich zu Erreichung meiner guten Absicht noch weiter zu thun habe.„

Hallo empfahl seinem Fürsten zuförderſt noch die beſten Lehrbücher seiner Zeit, welche in den Landschulen zum Grunde des Unterrichts zu legen wären. Er machte es den Predigern zu einem Hauptgeschäfte ihres Amts, über die Schulen ihres Orts beſſere Aufſicht zu halten, als seither, fand eine beſondere Schulviſitationskommiſſion, welche oft durchs ganze Land auf und nider reiſete, für nöthig, und beſtand darauf, daß die Bauern ſchlechterdings durchs ganze Jahr ihre Kinder zur Schule ſchickten, und ſie keineswegs mehr, es ſei unter einem Vorwande, unter welchem es wolle, Quartale lang derſelben entziehen dürften. Darauf fuhr er über den groſſen Gegenſtand der Volksveredlung alſo fort:

„Mit der Reform der Landschulen verbinden Sie die Verbeſſerung des Schulweſens in

den Städten. Auch da iſt für die Bildung des gröſſeſten Theils der Nation noch zu wenig geſorgt. Schulen genung; — aber keine für den eigentlichen Bürger. Latein kann derſelbe an zehen Orten gelehrt bekommen; aber bidern deutſchen Sinn und Muth nirgends. Polemik kann er allenthalben lernen; aber nicht Religion. Verachtung der guten Werke allenthalben; aber nicht Liebe und Kraft zu Erfüllung ſeiner künftigen Pflichten. Von den Geheimniſſen der Religion wird ihm viel erzählt; aber auf die Wunder in der Natur wird er nicht aufmerkſam gemacht. Den Engel lernt er beſſer kennen, als den Menſchen. Fleis in ſeinen künftigen Berufsgeſchäften, Treue in ſeinen künftigen Verbindungen, Redlichkeit und Gottergebenheit in ſeinen künftigen Leiden, Verwahrung ſeiner Tugend, Unſchuld, Geſundheit und Glückſeligkeit ſind Kapitel, deren Erlernung man auf Gerathewohl ihm ſelbſt überläſſet. — So, wie die Schulen ietzt in der Reſidenz beſchaffen ſind, hat es kein anderes Anſehen, als wenn die Vorfaren das ganze Volk in ſelbiger zu einem Gelehrtenſtaat hätten bilden wollen. Für die Söhne der Vornehmen und Reichen, die ſtudiren wollen, wäre es an einer Schule daſelbſt genung. Verwandeln Sie, beſter Fürſt, die übrigen in recht

eigentliche Schulen für den Bürger, in welchen derſelbe wahre Religion, Gefühl für die Tugend, die allgemeine und fürs Leben brauchbare Logik, und Kenntniſſe, die in ſeine künftige Beſtimmungen einſchlagen, erlangt. Setzen Sie die Lehrer ſo, daß ſie ein hinlängliches Auskommen haben, unentgeldlich und mit Luſt unterrichten; damit nicht die elendeſten, ſondern die beſten Köpfe ſich aufgemuntert fühlen, ſich mit Bildung der Jugend zu beſchäftigen. Sie haben allerlei Inſtitute in der Reſidenz, die ein ſchönes Einkommen haben und ſchlechten Nutzen abwerfen; gottſelige Vermächtniſſe und Spenden von verſchiedener Art, die lange genung nach dem Willen ihrer andächtelnden Legatoren und Stifter, ohne weſentliches Gutes zu ſtiften, ausgetheilt worden ſind. Laſſen ſie iene aufhören; werfen Sie dieſe zuſammen, und veredeln Sie dadurch den Bürger der Nachwelt in allen Ständen.„

Fürſt Guſtaf, der dem Greiſe die Hand reicht. Weiſe und gut iſt all dein Rath! Schütte dich weiter gegen mich aus.

Hallo. Aus den Schulen laſſen Sie uns in die Tempel gehen! Dieſe ſind für die Erwachſenen das, was iene für die Jugend ſind. Sie ſind nun einmahl der einzige Ort, an welchem das Volk, wenn ſeine Schuljahre vor-

über ſind, über Tugend und Religion, über Menſchen und Gott weitern Unterricht erhält. Die Geiſtlichkeit ihres Landes — ach! Fürſt! — welch einer männlichen Reform bedarf auch ſie!„ — —

„Dieſer Stand könnte allerdings einer der gemeinnützigſten, und nur dieſerhalb auch einer der ehrwürdigſten im Staate ſein. Es iſt in Ihren Händen, ihn wieder zu ſeiner eigentlichen Nutzbarkeit und Würde zu erheben. Sollten Sie eine Muſterung unter den ſämtlichen Predigern Ihres Landes anſtellen: ſo würden Sie meinen Ausdruck nicht zu hart finden, wenn ich behaupte, daß dieſer Stand, der zur Verbeſſerung der übrigen das meiſte beitragen ſoll, gerade ſelbſt einer weſentlichen Verbeſſerung aufs höchſte bedürfe. Mein Urtheil trift nicht alle, aber doch die mehreſten Glieder deſſelben. Ich kenne unter Ihren Geiſtlichen wakkere Männer; allein kaum einen gegen drei, die bei weitem das nicht ſind, was ſie ſein ſollten. Sie ſollten nur einmahl die Predigten, welche an einem Sontage durchs ganze Land gehalten werden, flüchtig beleſen können; ſo würden Sie über den dürren, unfruchtbaren Vortrag der liebenswürdigſten, beſſerndſten und tröſtendſten Religion, über das kraftloſe Gewäſche und über den heiligen Un-

ſinn erſtaunen, die von vielen Ihrer Kanzeln ertönen.„

„Hier polemiſirt ein Prediger vor ſeinen Bauern, als wenn die ganze Gemeine aus Arianern, Pelagianern und Socinianern zuſammengeſetzt wäre, und die Leute ſehen ſich dabei um, als wenn ſie ſich einander fragen wollten, wen von ihnen das angehe.„

„Dort handelt ein anderer ein ſpekulatifes Dogma verbotenus ab, wie es in ſeinem Siſtem ſteht; alſo, daß die Zuhörer ſammt und ſonders dabei einſchlafen.„

„Da tändelt ein anderer immer und ewig mit Blut, Wunden, Nägelmahlen und Seitenhöle, bringt immer auf den Glauben, ſagt den Leuten nicht, was darunter zu verſtehen ſei, und läſſet die eigentliche Kraft des Todes Jeſu, die Herzen der Menſchen zu beſſern, verlohren geben.„

„Noch ein anderer bringt jeden kleinen Vorfall ſeines Dorfs auf die Kanzel, erbittert die Gemüther, verliehrt das Vertrauen bei ſeiner Gemeine dadurch, und macht ſich zum Pophans im Dorfe.„

„Noch ein anderer tritt ohne alle Vorbereitung auf, erzählt Hiſtörchen, redet, was ihm in den Mund kommt, unbekümmert darüber, ob es Sinn oder Unſinn ſei, ſäget, wie

der Holzhakker, ſeine Predigt ab, läſſet, wenn die Stunde um iſt, den Knippel herabfallen, und ſchreit Amen dazu.„

Ich übertreibe warlich die Sache nicht. Ich habe Gelegenheit genung gehabt, die Geiſtlichen Ihres Landes kennen zu lernen. Mein Herz blutet mir, ſo oft es Sonntag wird, und ich vieler derſelben gedenke. Die wahre Lage der Sache iſt dieſe. Sobald dieſe Leute ins Amt kommen, hören ſie auf, zu ſtudiren. Sie leſen nicht weiter; ſie denken nicht weiter. Vor der Pfarrthüre ſtand das letzte Ziel ihrer Wünſche aufgeſteckt. Nun haben ſie es erreicht. Warum ſollen ſie ſich weiter bemühen? Die Pfarre iſt ihnen auf Lebenszeit gewis! wenn ſie nur nicht grobe Verbrechen begehen. So betreiben ſie ihr Amt maſchinenmäſſig, und pflegen ihren Bauch; oder machen es wie die Schulmeiſter, die mehr mit ihren Profeſſionen, als mit der Schule, ſich beſchäftigen, und beſchäftigen ſich mehr mit ihren Aeckern und Viehheerden, als mit ihren Gemeinen. Den Zehend einzuſammlen, Tauf- Trau- und Leichengebühren einzukaſſiren, darauf verſtehen ſie ſich meiſterlich. Iſt aber die Rede vom Unterricht der Erſtlinge am Altar, von Haltung der Katechiſationen in den Kirchen, von Aufſicht und Wachſamkeit über die Mora-

lität ihrer Gemeinen, von Nutzen ſtiften in Familien, und von zweckmäſſigen Unterhaltungen mit den Kranken: ſo verfahren ſie nach ihrem ewigen Schlendrian, und leiſten im Grunde — nichts. Sie ſolten lehren, erbauen, beſſern und ſeligmachen durch Wort und That; wie es aber mit den Beiſpielen der Bruderliebe, der Mäſſigkeit, der Genügſamkeit, der ehelichen Verträglichkeit, der klugen Haushaltung, und der edlen Kinderzucht ſtehe, welche ſie der Welt und ihren Bauern geben, will ich nicht einmahl in Erwähnung bringen.„

„Beſter Fürſt, ich will ihnen meine Gedanken mittheilen, wie der geiſtliche Stand wieder zu einem der brauchbarſten Stände Ihres Staats gemacht werden könne.„

Guſtaf. O ſag an, Vater, ſag an! Ich geſtehe dir, du haſt mir abſcheuliche Entdekkungen gemacht.

Hallo. Vor allen Dingen laſſen ſie es nicht mehr zu, daß ieder Schuſter und Schneider ſeinen Sohn, ſo bald er unſerm Herrgotte ein Gelübde darüber gethan, oder es ihm ſonſt einfällt, dieſem Stande widmen dürfe. Die Hälfte Ihrer ietzigen Geiſtlichen ſind Handwerksſöhne. — Ich ſchätze iedem, auch den nidrigſten Stand, nach ſeinem Werthe. Ich glaube, daß zuweilen gute Geiſtliche aus dem

niedrigſten Ständen ſich bilden können. Allein die Erfahrung zeugt, daß die mehreſten Geiſtlichen, welche von zu geringer Abkunft ſind, ſo lange ſie leben, die Merkmahle derſelben an ſich tragen. Selten lernen ſie etwas rechts; denn, wenn zum Geiſtlichen weiter nichts erfordert würde, als — eine Predigt im gewöhnlichen Ton zu halten: ſo bedürfte es warlich keines Univerſitätgehens für ſie. Sie empfangen von Kindheit an nicht die gehörige Kultur. Es fehlt ihnen an Mitteln, ihre Studien ordentlich zu betreiben. Und die groben Sitten, in denen ſie erzogen werden, hangen ihnen auf immer an. Muſtern Sie nur einmahl Ihre Geiſtlichen. Ohne darüber erſt Kundſchaft einzuziehen, werden Sie die Schuſter- und Schneiderſöhne gröſtentheils leicht herausfinden. Nur dem Handwerkerſohne, der wahres Talent dazu zeigt, werde es fernerhin erlaubt, in dieſen Stand zu treten! „

„Ordnen Sie hernach bei Aufnahme der Kandidaten und bei ihrer Zulaſſung zu geiſtlichen Aemtern ein zweckmäſſigeres Examen an. So, wie es ietzt gehalten zu werden pflegt, möchte es lieber ganz unterbleiben, und hilft zu gar nichts. Ich habe mich nicht gern in die geiſtlichen Angelegenheiten miſchen mögen, ſo lange ich im Dienſt war; denn ich ſteckte als

Knabe einsmahls meine Hand in ein Weſpennest, und habe mich hernach als Mann wohl gehütet, dergleichen wieder zu thun. Aber ich habe, ſo lange ich denken kann, nicht gehört, daß ein junger Theologe von Ihrem Konſiſtorium abgewieſen worden wäre. Ich bin bei vielen ſogenannten Examen zugegen geweſen und habe mich im Stillen über die ganze Procedur dabei geärgert. Alle Kandidaten kamen durch; und, wenn ſie auch das ganze Examen hindurch wie die Säulen geſtanden und kein Wort geantwortet hatten. Im Examen ſelbſt war blutwenig geſunder Menſchenverſtand. Wenn die Kandidaten nur das Siſtem fein inne hatten, die Dikta probantia aus dem Grundtext auswendig herſagen konnten, nur gerade ſo definirten und diſtinguirten, wie es in dem Leib- Mund- und Magenkompendium des Herrn Examinanten gedruckt ſtand: ſo bekamen ſie eine Cenſur nach Herzensluſt, und ſo, wie hernach die Reihe an ſie kam, oder ſie durch Einheurathung in die Familien der Herrn Epheren ſich ein neues theologiſches Verdienſt mehr erwarben, eine Pfarre. — Sie wiſſen das nicht ſo, lieber Fürſt; denn Fürſten erfahren nicht alles. Aber ſo iſts. „

Fürſt Guſtaf ſtand hier mit Ungeſtüm auf, ſetzte ſich nieder und rief dazwiſchen: das

nächſte

nächste Examen soll in meiner Gegenwart gehalten werden. Gewis, gewis, Vater Hallo. Die Sache wird mir zu wichtig.

Hallo. Das Examen hebe sich an über Leben und Wandel der Kandidaten. Diese seither so vernachlässigte, übersehene Seite, ist eine der wichtigsten des Predigers. Ein exemplarischer Geistlicher stiftet mehr Gutes durch seine öffentlichen Handlungen, als durch seine Predigten. Und ein lasterhaft- oder auch nur leichtsinniglebender reisset alles das wieder nieder, was er ia durch seine Predigten gebauet hat. Die Predigten gehen oft zu dem einen Ohre nur herein, um zu dem andern wieder hinaus zu gehen; aber das Andenken guter Handlungen erhält sich in ihren Folgen; und wenn ein Prediger das selbst thut, was er andere lehrt: o Gott, wie dringen alsdenn seine Predigten durch Mark und Bein!

„Lassen Sie denn die Kandidaten examinirt werden nicht über Sistem und Kompendium, sondern über Religion, wie sie Jesus Christus gelehrt hat. Wenn unser Heiland bei so einen Kandidatenexamen, wie es noch immer gehalten wird, zugegen wäre, und die theologischen oder vielmehr scholastischen Subtilitäten, Spitzbärtigkeiten und Wortklaubereien mit anhörte, die da hauptsächlich in

Frage kommen: würde er nicht dazwiſchen rufen: habt ihr nicht gehört, daß mein Joch ſanft und meine Laſt leicht ſei? Schier möchte ich glauben, daß er es im Konſiſtorium ſo machen würde, wie er es dort einmahl im Tempel gemacht hat, und auch ſo eine Austreibung hatten. „

„Laſſen Sie die Kandidaten darüber examiniren, ob ſie die Gabe haben, dieſe ſanfte, leichte Religion des Chriſtenthums auch faslich, deutlich, eindringend und belebend vorzutragen. Laſſen Sie ſie darüber examiniren, ob ſie die deutſche Sprache in ihrer Gewalt haben. In dieſer ſollen ſie ihren Unterricht, ihre Ermahnungen, ihren Troſt ertheilen, und zu dem Volke reden. So kommt viel darauf an, daß ſie die richtigſten Ausdrükke treffen, auf die ſtarken noch ſtärkere folgen laſſen, gleichbedeutende mit einander abwechſeln laſſen, und überall die Würde der Sachen und doch der Faſſungskraft des Volks zugleich gemäs ſprechen können. Beſonders werde dis von dem Prediger in den Städten gefordert. Das Wort Gottes wirkt von der Kanzel nicht unmittelbar, ſondern durch den, der es vorträgt. Eine und dieſelbe Ermahnung, ein und derſelbe Troſt deſſelben macht auf die Herzen der Zuhörer die

ſchwächſten oder die ſtärkſten Eindrükke, läſſet ſie kalt und todt, oder belebt und erwärmt ſie, je nachdem der Mann ſpricht, aus deſſen Munde ſie ertönen. Die beſten Sachen verliehren, wenn ſie in einem elenden, ſchleppenden, magern oder gar pöbelhaften Stil vorgetragen werden. Durch Worte müſſen nun einmahl die Begriffe mitgetheilt werden. Es iſt unanſtändig, wenn man von den Kanzeln bald nichts als Bombaſt, bald die ärgſten Sprachſchnitzer hört, welche das Ohr jedes Anfängers in der Grammatik beleidigen. Leute von wahrem Geſchmack werden dadurch aus den Tempeln geſcheucht, und die Religion verliehrt ihre Liebenswürdigkeit durch die Unbekanntſchaft ihrer Lehrer mit ihrer eigenen Mutterſprache. Deſſen ungeachtet iſt dis ein Umſtand, der bei der Tentation der Kandidaten noch gar nicht einmahl in Frage kommt. Wenn ſie im Examen nur lateiniſch reden können: ſo ſind ſie herrliche Leute. Sonderbar! als wenn ſie Prediger in Latium werden ſollten! Ich habe wohl eher gehört, daß ein Kandidat einen derben Verweis darüber bekam, wenn er im Examen an ut und quod nicht gehörig den Koniunktiv abtrug; wenn er aber nach der Zeit im Amte einen Bericht ans Konſiſtorium erſtattete, in welchem mich und mir zehenmal am unrechten

Orte ſtand: ſo geſchah weiter nichts, als daß allenfalls darüber gelacht ward. „

„Laſſen Sie ferner die Kandidaten darüber examiniren, ob ſie Menſchen- und Weltkenntnis, Herzenskunde und Duldſamkeit beſitzen. Laſſen Sie die Hauptprobe ihrer Amtsfähigkeit darinn beſtehen, daß ſie erſt einen Verführten retten, einen Zweifler beruhigen, einen Feind verſöhnen, einen Hartherzigen erweichen, einen Unglücklichen in die Arme derer führen, die ihm Beiſtand leiſten können, und einer Waiſe wieder Vater oder Mutter verſchaffen. Wer dis kann: dem werde die erſte vakante Pfarre zu Theile. „

„Befehlen Sie alsdenn Ihrer geſammten Geiſtlichkeit, daß ſie ſich aller Religionsſtreitigkeiten von den Kanzeln enthalten, und Gott ſchlechterdings als den Vater aller Menſchen, und alle Menſchen ohne Unterſchied als Brüder unter einander vorſtellen. Gebieten Sie, daß nur praktiſches Chriſtenthum, lebendige Moral gepredigt werde, und daß jede Glaubenslehre, die vorgetragen wird, immer von der Seite vorgeſtellt werde, auf welcher ſie Einflüſſe auf die Glückſeligkeit der Menſchen hat. Machen Sie es ihren Geiſtlichen zur Pflicht, ſich mehr um ihre Gemeinen zu bekümmern, als blos Sonntags auf den Kanzeln,

fleiſſiger zu katechiſiren, und öfter in den Schulen zu ſein. „

„Sorgen Sie für das Auskommen eines Jeden von ihnen. Einige haben offenbar zuviel, und andere zu wenig. Setzen Sie mit der Zeit einen ieden ſo, daß ihn nach keiner Verſetzung verlange. Es iſt von allen Seiten betrachtet beſſer, wenn ein Prediger bei der ihm anvertrauten Gemeine lange bleibt. Das Zutrauen derſelben zu ihm, ſeine Nutze. ſtiftung in ihr, wächſt erſt mit den Jahren. Die Gemeinen, deren Prediger ſchlechtes Einkommen haben, ſind in einer traurigen Lage. Ihre Prediger ſind wie Miethlinge bei den Heerden, die ſie ungern und nur aus Noth weiden, und immer auf beſſeres Brodt warten. „

„Laſſen Sie Ihr Konſiſtorium auf Leben und Wandel Ihrer Geiſtlichen ein wachſameres Auge haben, als bisher. Kein Trunkenbold, kein Wollüſtling, kein Roskämmer, kein vorſetzlicher Schuldner werde mehr unter ſelbigen geduldet. Jeder Klage, in welche ein Prediger mit ſeiner Gemeine gerathen will, werde vorgebeugt, und ieder Zänkerei der Geiſtlichen ſelbſt untereinander ſtehe die ſtrengſte Ahndung bevor. — Und ach! beſſer Fürſt! geben Sie dem ganzen äuſerlichen Gottesdienſte in Ihren Landen eine beſſere Geſtalt! „

Guſtaf. Sag nur an, welche?

Hallo. Zuförderſt vermindern Sie die Menge des äuſerlichen Gottesdienſtes. Es iſt an den Sonn- und hohen Feſttagen genung. Was zu häufig iſt, verliehrt in allen Stücken ſeinen Werth. In der Woche gehört der Bürger an ſein Gewerbe, der Handwerker auf ſeine Werkſtätte, der Kaufmann in ſeinen Laden, der Bauer auf ſeinen Acker. Die Betſtunden haben ihren Urſprung aus Zeiten gewiſſer allgemeiner Landesnoth. Mit den Urſachen müſſen die Wirkungen aufhören. Und, wenn Sie denn einmahl in ähnlichen allgemeinen Drangſalen wieder Betſtunden verordnen: ſo werden ſelbige auch mit Eifer wieder beſucht werden. Eben ſo halten Sie es mit den Bustagen. Dieſe müſſen nicht mehr Jahraus Jahrein an denſelbigen Tagen gefeiert werden; auch müſſen ſie nicht halbe und ganze Jahre ſchon vorher im Kalender ſtehen. Vergehet ein Jahr ohne groſs Unglück im Lande: ſo geſchieht der Religion dadurch nicht Abbruch, ſondern wahre Beförderung, wenn es auch ganz und gar ohne Bustag vergeht. Ereignet ſich aber eine groſſe Noth, oder tritt wichtige Beſorgniſs derſelben ein: ſo befehlen Sie alsdenn ſchnell, während daſs die Gemüther noch in Bewegung ſind, einen Bustag durchs ganze Land; ſo wird es

die herrlichſten Wirkungen hervorbringen. Wie itzt die Einrichtung iſt, wird alles nur maſchinenmäſſig betrieben, und es iſt keine Andacht und kein Eifer dabei. „ —

„Sodenn befehlen Sie, daß Ihren Unterthanen ein vernunftvolleres, chriſtlicheres und wahrhaftig erbauliches Geſangbuch in die Hände gegeben werde. Der gemeine Mann ſchöpft den gröſten Theil ſeiner Religion aus ſeinem Geſangbuche. Er denkt, glaubt und ſpricht über dieſelbe, wie im Geſangbuche geſchrieben ſteht. Darum mus daſſelbe mit dem Schulunterricht und mit den Predigten zugleich eine beſſere Geſtalt gewinnen. In dem gegenwärtigen ſtehen weit über tauſend Lieder. Wenn ich aber höchſtens funfzig davon ausnehme: ſo ſind die übrigen nicht werth, daß ſie geſungen werden. Unter ganzen Rubriken ſteht oft nicht ein einziges Lied, das ein aufgeklärter Chriſt, ohne ſich darüber zu ärgern, mitſingen kann. Die unverſtändlichſte Siſtemſprache, der platte Ausdruck des vorigen Halbjahrhunderts, Tavtologien bis zum Ekel, und Schmolkiſche Tändeleien mit Neumeiſteriſcher Intoleranz verwebt, herrſchen durch und durch in ſelbigem. Der wahre kindliche Geiſt des Chriſtenthums athmet nicht darinn, und vergebens ſucht man in ihm Geſänge über einzelne

Pflichten. Fürſt und Herr, man mus eben ſo wenig ungerecht gegen die Vorwelt, als undankbar gegen die Wohlthätigkeit ſeines eigenen Zeitalters ſein. Vor funfzig Jahren waren die alten Lieder gut genung; denn — man hatte ſie nicht beſſer. Aus dieſem Geſichtspunkt betrachte ich den Sammler unſres gegenwärtigen Geſangbuchs, und laſſe ihm Gerechtigkeit widerfahren. Aber es iſt ein Vorzug unſerer Zeiten, daß wir nun beſſere Lieder haben. So iſt es Undank gegen die Fürſehung, wenn ſie das Volk nicht ſingen ſoll. Wozu ein ſo dickes Geſangbuch? Das Gute mus man nicht gleich tauſendfältig verlangen. Es bedarf nicht halb ſo vieler Lieder; und das Geſangbuch iſt immer noch ſtark genung, und läuft für den gemeinen Mann nicht ſo ins Geld. Hören Sie die Sprache derer nicht, welche die Einführung eines neuen Geſangbuchs als eine beſchwerende Auflage auf die Unterthanen betrachten. Kein Geld kann der Unterthan beſſer anlegen; in keine einträglichere Ausgabe kann man ihn verſetzen, als — wenn er für wenig Groſchen geſundere Vernunft, beſſere Erbauung und Troſtgründe und wahrere Religion kaufen mag. Die Einführung des neuen Geſangbuchs begleiten Sie mit einem landesherrlichen Machtſpruch; denn ſie pflegt

Widerſtand zu finden. Sie findet ihn aber mehr bei den unnachdenkenden, unaufgeklärten und intoleranten Geiſtlichen, als beim Volk. Jene ſind es, die das Volk aufhetzen; ſo, wie ſie die ärgſten Verbreiter alles Aberglaubens noch ſind. Darum bedrohen Sie jeden Geiſtlichen, der ſichs einfallen läſſet, wider das neue Geſangbuch zu ſein, mit der Kaſſation, und vollſtrecken Sie ſie an ihm auf der Stelle, wenn er darauf betreten wird. Mit dem beſſern Geſangbuche geben Sie Ihren Unterthanen auch beſſere Gebet- Andacht- und Erbauungsbücher in die Hände. Sie ſind wirklich da; aber ſie müſſen verbreitet werden. Das Volk kennt ſie nicht; man mus ſie ihm nennen und es ſie ſchätzen lehren. Den Predigern liegt dieſe Pflicht ob. Schreiben Sie ſelbigen die beſſern vor, und verbieten Sie den fernern Verkauf der übrigen in Ihren Landen. „

„Schaffen Sie die gewöhnlichen Kirchengebete ab, und laſſen Sie an deren Statt die Prediger kurz und allgemeinverſtändlich aus dem Herzen beten; damit das Volk beſſer Acht darauf habe, mitbete, und ſich an dieſe Art des Betens, die die ſeligſte iſt, mehr gewöhne. Der Prediger mus ſich dabei iederzeit nach Zeit und Umſtänden richten; auch mus es ihm verſtattet ſein, zuweilen, wenn ſeine Predigt ſchon

lang genung gewesen ist, oder Gebets genung schon in sich enthalten hat, ohne besonderes Nachgebet seine Kanzel zu verlassen. Ein Lied vor, und eins nach der Predigt sind genung. Kirchenmusik, wo sie nicht recht gut und anpassend eingerichtet werden kann, unterbleibe lieber. Die vielen Ablesungen und Abkündigungen nach den Predigten, unter welchen viele offenbar ganz unschicklich für die Kanzel sind, vernichten die Eindrücke wieder, welche die beste Predigt gemacht hat; dahingegen, wenn an die Predigt sogleich ein recht schickliches Lied sich anschließt, dieselben aufs herrlichste unterhalten werden. Die Abkündigungen können ja eben so gut an jedem Sonntage an die Kirchthüre geschlagen werden, wo sie die Aus- und Eingehenden, denen darum zu thun ist, sie zu wissen, lesen mögen. Die Gemeine verliehrt durch diese Abänderung warlich an ihrem Gottesdienste nichts; denn die gewöhnlichen Formeln, in welchen dergleichen Vorlesungen geschehen, sind äuserst schaal; wohin ich besonders die Abkündigung der Kollekten rechne, da man es noch immer zum wichtigsten Motif für die Barmherzigkeit der Leute macht, daß Gott ihren Beitrag mit vielen Segen ersetzen werde, oder auf deutsch, daß sie mit einem Groschen, den sie ins Becken legen, einen

Thaler bey Gott zu lukriren ſuchen ſollen. „

„Auch die geſammten ſogenannten Miniſterialhandlungen, beſter Fürſt, verdienen, daß Sie ihnen eine würdigere Auſſenſeite geben. Sie könnten alle für das Volk vom ſchönſten Nutzen ſein; nur müſſen ſie zweckmäſſiger eingerichtet werden. Alle die Formulare bei Taufe, Trauung, Kommunion und Vorbereitung zu ſelbiger, und ſo weiter, ſind nichts werth, wie ſie itzt ſind. Die ganze Kirchenagende mus umgeſchmolzen werden. Eine kurze Einleitung, aus dem Weſen und Zweck der Taufe geſchöpft, und ein kraftvolles, gedrängtes Gebet für den Täufling ſind zur Taufhandlung genung, und es bedarf dabei weder der falſchangeführten Schriftſtellen, die gar den Sinn nicht haben, den man ihnen ſonſt gab, noch des Bildes der Arche des Noah, noch der Austreibung des Teufels. Den Vater lieber zum Taufſtein gerufen, und ihm da die Erziehung ſeines getauften Kindes recht empfohlen — das, das iſt die wahre Teufelaustreibung. Bei Trauungen mus den Brautleuten nicht, wie ſeither eine Schamröthe abgenöthigt, oder Angſt und Furcht ihrer Zukünfte wegen eingejagt werden; ſondern man mus ihnen die Erfüllung ihrer gegenſeitigen Pflichten, fortdau-

ernde tugendhafte und keuſche Liebe, eheliche Verträglichkeit, Arbeitſamkeit, gute Haushaltung und edle Kinderzucht empfehlen, und ihnen alsdenn Muth machen, daß ſie manches Hauskreuz ſolchergeſtalt weniger tragen, und das Unglück, welches ſie trift, durch häusliche Zufriedenheit und Familienfreuden ſich verſüſſen werden. Den Einſegnungen der Katechumenen muß mehr Würde und Feierlichkeit gegeben werden. Der Tag, an welchem dieſelbe geſchieht, muß den Rang eines der höchſten Feſte erhalten, und die ganze Gemeine muß dabei zugegen ſein. Zur Vorbereitung der Kommunikanten muß gar kein Formular vorgeſchrieben werden. Der Prediger ſelbſt muß eine kurze, lehrreiche, auf die jedesmahligen Kommunikanten ſich paſſende Anrede halten. — So, beſter Fürſt, wird der öffentliche Gottesdienſt weſentlichen Nutzen ſtiften, und es wird auch keine Klage mehr darüber Statt finden, daß die Tempel leer ſind. „

„Machen Sie den Predigern den zweckmäſſigern Unterricht ihrer Katechumenen beſonders zu einer der erſten Pflichten ihres Amts. Seither beſtand derſelbe gröſtentheils darinn, daß man ihnen das Syſtem beibrachte, und ſie mit den Streitigkeiten der verſchiedenen Kirchen unter einander bekannt machte. Wozu dis?

Offenbar zu nichts weiter, als die Intoleranz nur zu unterhalten! Thätiger Glaube, Moral fürs wirkliche Leben mache den Unterricht aus. Der Prediger bilde die Erstlinge zur Tugend, zum Vertrauen auf Gott bei derselben, und zur Nützlichkeit für die Gesellschaft, in die sie nun förmlicher eintreten sollen. Zehen Stunden widme er bei seinem Unterricht der sogenannten Dogmatik; und hundert den Anweisungen zur künftigen redlichen Erfüllung der Pflichten der Katechumenen in allen Lagen ihres Lebens. — — O Fürst und Vater, welche Umschaffung Ihrer Unterthanen werden Sie durch dis alles bewirken! „ —

„Und ist es möglich: so setzen Sie Ihre Prediger so, daß sie gar kein Accidenz von ihren Gemeinen nehmen dürfen. Religion sollte der Unterthan unentgeldlich erhalten können; und die Prediger würden weit unabhängiger auf allen Seiten handeln, weit mehr Segen stiften, wenn sie von dem Vorwurf befreiet würden, daß ihnen iede Amtshandlung bezahlt werden müsse. — Selbst den Zehend der Landgeistlichen könnten Sie füglicher von ihrer Kammer einheben und dafür den Predigern etwas gewisses auszahlen lassen. Es lässet sich das alles warlich ins Werk setzen, wenn die Fürsten nur wollen, und wakkere Leute um

ſich haben, die ſich an kein Pfaffengeſchrei und Pöbelgebell kehren. „

Guſtaf. Sammle, lieber Greis, was du ſonſt noch zur Veredlung meines Volks vorzuſchlagen weiſeſt. Nächſtens unterhalten wir uns noch einmahl über dieſe Materie.

Nach einigen Tagen ſuchte Fürſt Guſtaf ſeinen alten Rathgeber abermahls auf. Er näherte ſich eben der Laube, als ſelbiger ſein Morgengebet verrichtete. Den Greis nicht darinn zu ſtören, trat er, unbemerkt von ihm, zurück, und wartete, bis dieſer ſich von der Erde erheben würde. Voll Ehrerbietung gegen den abgelebten Frommen, ſchauete er mit unverwandten Blicken nach ihm, und gerieth mehr denn einmahl auf den Gedanken, neben ihm niederzuknien; denn Fürſt Guſtaf war nicht minder Verehrer der wahren Uebungen der Religion, als er Feind der Andächtelei war. Er fühlte ſeine Abhängigkeit von Gott, wie ſein Unterthan, und vergaß, ſo bald er betete, daß er Fürſt war. Doch hielt ihn die hohe Andacht des Greiſes ab, denſelben auf irgend eine Art in den Ausgieſſungen ſeines Herzens zu unterbrechen. Hallo ſtreckte während ſeines

Gebets oft beide Hände gen Himmel, und neigte ſich zuweilen bis in den Staub. Zuletzt betete er laut. Guſtaf hörte ſeinen Nahmen von ihm genannt werden; und ſein Innerſtes ward dadurch bewegt. Hallo richtete ſich auf, und hatte die Mine der Heiterkeit, mit welcher der Redliche von einer Unterredung mit ſeinem vertrauteſten Freunde zurückzukommen pflegt. Der Fürſt ſank an ſeine Bruſt.

„Du haſt mich unausſprechlich gerührt. Gott! wie viel vermag ein Menſch auf den andern! Und daß mein Bild dir immer ſo gegenwärtig iſt, und du meiner immer ſo gedenkſt — — — o Hallo, Hallo, könnteſt du noch einmahl zurückkehren in dis eitle Leben, und noch einmahl werden Mann von dreiſſig, oder auch nur von vierzig, und ſo fortleben für dein Vaterland bis in das Alter, welches du iezt erreicht haſt! „

Hallo. Guter Fürſt, Ihrentwegen noch einmahl zu leben, würde mir die ſüſſeſte Wonne ſein. Aber ich mus der Natur mein Opfer bringen, deren eisgrauer Schuldner ich bin. Ich denke mit Ruhe an mein Ende. Doch, fahren Sie fort, Ihre Unterthanen zu beglücken; ſo wird Gott es Ihnen nie an Männern fehlen laſſen, welche meinen Platz an Ihrer Seite ausfüllen.

Guſtaf gerieth in ſtille Wehmuth, ſchwieg lange, und blickte dabei ſeitwärts zur Erde.

„Nun — ſo vollende deine Unterredung mit mir über die Veredlung meines Volks.“

Hallo. Geben Sie den Vergnügungen des gröſſern Haufens einen edlern Ton. — Es wäre wider die Menſchlichkeit, den Handwerker, welcher den gröſten Theil ſeines Lebens auf ſeine Werkſtätte zubringt, den Bauer, welcher ſich auf ſeinen Aeckern und auf ſeinem Hofe täglich müde arbeitet, den Taglöhner, der ſich vom Morgen bis zum Abend Jahrausjahrein für ein geringes Lohn zu Tode quält, von Genüſſen der Freude abzudrängen, und ihm keine Beluſtigung zu verſtatten. Es iſt auch gewis, daß ſeine Vergnügungen immer um einige Grade gröber bleiben werden, als die, welche die hohern Stände der Geſellſchaft genieſſen, und daß der Ausdruck ſeiner Freude im Genus derſelben iederzeit ſeiner rauhern Lebensart angemeſſen ſein wird. Allein, beſter Fürſt, dem Volke, es ſei in den Städten, oder auf dem Lande, zu verſtatten, daß ſie ganze Wochen hindurch ihre Gelage, Schwärmereien und Saufereien halten, heiſt nichts anders, als ihnen Gelegenheit geben, immer mehr und mehr zu verwildern. Noch iſt es ſo in dieſem Lande. Zu verſchiedenen mahlen im Jahre,

ſchwärmt

ſchwärmt und tobt das Volk acht und mehr Tage hinter einander. Die Leute werden dadurch wüſte, kommen zu keinem vernünftigen Gedanken, werden ausgelaſſen, wiſſen ſich, wenn ſie nun ſo ganz in ihrem Taumel ſind, nicht mehr zu mäſſigen, und bringen ſich um Geſundheit und Ehrbarkeit. Es iſt, als wären alsdenn alle Geſetze der Tugend und der guten Sitten ſuſpendirt. Der Geſchmack am wilden Leben wird dadurch befördert, und der gemeine Mann gegen alle reinern und ſtillern Freudengenüſſe unempfindlich erhalten. Nehmen Sie Ihren Unterthanen ihre Vergnügungen nicht; aber nehmen Sie Ihnen die Freiheit, durch ſelbige ſich zu verſündigen, und aufzuhören, Menſchen zu ſein. Statt, daß ſie ganze Wochen hinter einander ſchwärmen, theilen Sie dieſe Wochen ein aufs ganze Jahr. Laſſen Sie ihnen die Zahl ihrer Freudentage; aber erlauben Sie ihnen nie mehr, als höchſtens zween hinter einander zu begehen. So bleiben ſie bei Vernunft, begehen keine thieriſche Ausſchweifungen, und werden zu Abwartung ihrer Berufsgeſchäfte nicht ungeſchickt. — Stellen Sie alles das Unſinnige und äuſerſt immoraliſche ab, welches den ſogenannten Volksluſtbarkeiten anhangt. Verbieten Sie alle öffentliche Umherzüge mit Lerm und Getobe, und

noch mehr alle offenbare Gaukeleien, welcher sich Christen schämen sollen, und die nur dazu beitragen, den gemeinen Mann abergläubisch, kindisch und unbekümmert um alle Ausbildung seiner Seelenkräfte zu erhalten. Stellen Sie hauptsächlich solche Volksschwärmereien ab, welche das Herkommen sogar in Verbindung mit gewissen Begebenheiten der Religion und mit den dem Andenken derselben geweiheten Tagen zu bringen gewust hat, gänzlich ab. Es ist nichts unschicklicher, als wenn die Andacht im Tempel sogleich in die zügelloseste Lustigkeit in den Bierschenken und auf den Tanzböden übergeht, oder wenn man sich durch diese gar zu jener vorbereitet. Jene üppige Fastnachtsfrier, die unanständigste und widerspruchvollste Ergötzlichkeit, welche je ausgedacht werden konnte; denn, was kann rasender sein, als, sich zum Andenken der jammervollesten und wohlthätigsten Leiden eines um das menschliche Geschlecht so verdienten Mannes durch Ausschreifung aller möglichen Lustbarkeiten vorzubereiten? — Setzen Sie dem Volke, welches sich in seiner Freude so wenig zu mässigen weis, diejenigen Schranken beim Genusse derselben, die ihm die Religion und die Ehrbarkeit vorschreiben; und im geringsten Dorfe müsse Jemand sein, der ausdrücklich darüber wache,

daß ſelbige nicht überſchritten werden. Wo Prediger ſind: da können dieſe dabei ab- und zugehen, und durch ihre Gegenwart der Ausgelaſſenheit ihrer Gemeinen ſteuern. Es iſt dis gar nicht wider die Würde ihres Standes; ſondern ſie erfüllen dadurch in der That eine wichtige Pflicht deſſelben, wenn ſie machen, daß ihre Pfarrkinder auch bei ihrem Vergnügen Menſchen bleiben. Jedes Volksvergnügen, wobei ein Prediger nicht mit guten Gewiſſen und mit Anſtand gegenwärtig ſein kann, muß aus dieſer Urſache ſchon gänzlich abgeſchafft werden; denn es iſt widerſprechend, wenn man auf der einen Seite dem Volke in der Woche eine Luſtbarkeit verſtattet, und auf der andern es dem Prediger gleichſam ſtillſchweigend zur Pflicht macht, Sonntags drauf dagegen zu eifern. „

„Steuern Sie beſonders, ſo viel als Ihnen möglich iſt, dem abſcheulichen Laſter der Völlerei unter Ihren Unterthanen. Dieſes iſt die Mutter von tauſend andren, die die Menſchheit noch immer ſo tief unter ihre urſprüngliche Würde herabſetzen. Das Volk iſt in dieſem Lande noch gar ſehr zu ſelbigem geneigt. Geben Sie die nachdrücklichſten Geſetze dagegen, und laſſen Sie Ihre Prediger jährlich zu ver-

ſchledenen malen die Schändlichkeit und die traurigen Folgen deſſelben ihren Gemeinen lebhaft ſchildern. Schaffen Sie die öffentlichen Faſttage ab, durch welche der groſſe Hauſe ſich gemeiniglich für berechtigt hält, an den folgenden Tagen das nachzuholen, was er an ſelbigen verſäumt hat, und machen Sie den Glauben zum allgemeinen Volksglauben, daß das eigentlichchriſtliche Faſten in einem immerwährendmäſſigen Genuſſe der Gaben Gottes beſtehe. Fordern Sie von allen Ihren Dienern, daß ſie vom erſten an bis zum letzten dem gemeinen Manne mit Beiſpielen der Mäſſigkeit vorgehen. Trunkenheit ſei hinfort das Laſter, welches ieden derſelben zur Kaſſation verdamme, und den, welcher noch in Ihre Dienſte zu treten verlangt, dazu untüchtig mache. Trunkenheit ſei das Laſter, welches Sie mit allen Arten von öffentlicher Schande belegen, und von aller Theilnehmung an Vorrechten, Belohnungen und Gnadenbezeigungen ausſchlieſſen. Schlagen Sie dem Säufer ſein Anſuchen ab. Setzen Sie ihm, wenn er nicht aufhört, es zu ſein, einen Verwalter ſeines Vermögens, der ihm die Hände bindet; damit er nicht über lang oder kurz, wenn er ſein Eigenthum verſchwelgt hat, um ſeine Schwelgerei fortführen zu können, ein Betrüger ſeiner mäſſigen Mit-

bürger werde. Laſſen Sie ihn, wenn er unverbeſſerlich iſt, zum Lande hinausjagen. „

„Verſtatten Sie keinem Poſſenſpieler, keinem Müſſiggänger, der ſich davon nähret, daß er ſeine unnützen Künſte für Geld ſehen laſſe, den Eingang in Ihr Land. Jeder, der darauf betroffen wird, daß er, es ſei, womit es wolle, das Volk bethöre, oder mit der Leichtgläubigkeit deſſelben Gewerbe treibe, müſſe auf Ihren Bauhöfen den Karren ziehen. Verbannen Sie von den Schaubühnen die Narrheit und die Immoralität. Errichten Sie dergleichen für das Volk, und laſſen Sie ſolches auf ſelbigen mit den wichtigſten Begebenheiten aus der Geſchichte des Vaterlandes, mit den Karakteren der beſten Menſchen, die in dieſem Lande gelebt haben, und mit allen Arten bürgerlicher und häuslicher Tugend unterhalten werden. Setzen Sie Belohnungen auf iede nützliche Erfindung, und auf auſſerordentlichen Fleis in allen Handthierungen und Gewerben. Zeichnen Sie den Mann aus, und wenn er auch nur ein Taglöhner wäre, welcher eine That wahrer Menſchenliebe und Grosmuth verrichtet. Laſſen Sie diejenigen, welche vor andern das Zeugniß eines ehrbaren Lebenswandels, einer guten Hauswirthſchaft, einer edlen Kinderzucht, und einer treuen Erfüllung ih-

ren Pflichten haben, zuweilen an Ihren Hof kommen, und muntern Sie ſie durch Bezeugung Ihres Wohlgefallens an ihnen zu fernerer Rechtſchaffenheit auf. Durchreiſen Sie von Zeit zu Zeit ihr Land. Beſuchen Sie den Künſtler auf ſeiner Werkſtäte, den Bürger bei ſeinen Freudenmahlen, den Bauer bei ſeinen Gelagen. Sehen Sie in Hütten ein, wo die wahre Tugend in beſcheidener Verborgenheit lebt. Fürſten können belohnen, ermuntern, ohne, daß es für allemahl Geld koſtet. Ihr Beifall, ihr huldreicher Blick, ihre bloſſe Gegenwart ſind für Tauſende ſchon Lohns genung. Der Bürger, welcher einmahl an den Hof gerufen und öffentlich gelobt wird, erzählt dis ſeinen Kindeskindern noch; und der Bauer, welcher einmahl mit ſeinem Fürſten ſprach, feiert den Tag, an welchem ihm dieſe Ehre wiederfuhr, jährlich Lebenslang. »

»Laſſen Sie den Unterthan nicht ungeſtört und unaufgehalten von Verbrechen zu Verbrechen fortſchreiten. Kein Menſch wird mit einem mahle ein Böſewicht; und ehe er Raub und Mord begehen kann, mus er ſchon oft vorher Betrug und Tükke ausgeübt haben. Aber hier iſt eben noch eine der gröſſeſten Lükken in den Anſtalten der Staaten. Man ergreift den Irrenden nicht, und führt ihn wieder auf

den rechten Weg; ſondern man läſſet ihn ſo lange forttaumeln, bis er unrettbar verlohren iſt. Man ſiehet ſeinen geringen Vergehungen gleichgültig zu, überläſſet ihn ſich ſelbſt, macht ihn dadurch ſicher und kühn genung, immer gröſſere Laſter auszuüben, läſſet ihn zum Galgen und Rade reif werden, und glaubt alsdenn alle Pflichten für das Wohl ſeiner Seele erfüllt zu haben, wenn man ihm einen Geiſtlichen ins Gefängnis ſendet, der ihm eine ſcheinbare Buſſe abzwingt, welche mehr eine Folge der Furcht vor dem nahen gewaltſamen Tode, als der Ueberzeugungen von ſeinem begangenen Unrecht iſt, die die Religion in ihm bewirkt haben ſoll. Warlich, frommer Fürſt, Sie können ſich Segen noch für iene Welt von dieſen Unglücklichen erwerben, wenn Sie ſie noch ergreifen laſſen, ehe ſie den Rand ienerAbgründe betreten, zu welchen ihr Weg ſie über lang oder kurz leiten muß. Die Richter, die Unterobrigkeiten, die Prediger, die Amtleute, die Herrſchaften, die Aelteſten in den Gemeinen ſind die Perſonen, durch welche Sie dabei handeln müſſen. Durch emſigere Betreibung der Ausſöhnungen unter Feinden kann mancher gewaltthätigen Rache vorgebeugt werden, welche ſie ſonſt an einander nehmen. Der, welcher einer lüderlichen Lebensart ſich ergiebt, kann im-

mer noch von den äuſerſten Ausſchweifungen in ſelbiger, die ihn zuletzt wohl Freiheit und Leben koſten, zurückgezogen werden. Und wenn der Müſſiggänger, der nichts in Vermögen hat, und doch ein Freund des Wohllebens iſt, ſchlechterdings zur Arbeit angehalten wird: ſo wird er dadurch vor Diebſtahl geſichert, den er ſonſt gewis begehen wird. Sobald iemand auf geringen Verbrechen ertappt wird, iſt es Zeit, ihm ernſtliche Vorſtellungen zu thun. Noch iſt ſeine Leidenſchaft nicht unbändigſtark; noch hört er. Wird er dadurch gebeſſert: wie wird er in der Folge ſeinem Retter dafür danken! Fährt er fort, Böſewicht zu ſein: ſo werde er als ein Unſinniger behandelt, dem man die Freiheit nimmt, damit er nicht heilloſen Unfug anrichte, und gebe ihm ſelbige nicht eher wieder, bis er Zeugniſſe eines gebeſſerten Herzens gibt. Ich kenne deren einige noch in der Reſidenz, welche verſchiedener kleiner Diebereien überführt wurden. Man begnügte ſich damit, ſie auf einige Tage gefänglich einzuziehen. Und andere, die oft Schlägereien wegen vor Gericht kamen, wurden um Geld geſtraft. Ich glaube, daß man es gern geſehen hätte, wenn ſie ſich täglich geſchlagen. Ich mag es nicht erleben; aber mir iſts ſchon ſo, als ſähe ich iene zum Galgen, und dieſe zum Schafot geführt werden. »

„Stellen Sie alles öffentliche Betteln im ganzen Lande ab. Dis ist diejenige Lebensart, welche alle Gefühle von Zucht und Ehrbarkeit erstickt. Der wahre Arme, der nicht mehr arbeiten kann, ist ein Gegenstand des Mitleidens des Statts, und dieser mus für ihn sorgen. Die faulen Bettler, deren bei weitem die gröſseste Menge sind, müssen, wenn sie in ihren eigenen Wohnungen nicht arbeiten wollen, in öffentlichen Arbeitshäusern dazu gezwungen werden. Kaum wird man den Anfang hierzu gemacht haben; so wird sich die Anzahl derselben sichtbarlich vermindern. Sie versuchten es nur, ob es nicht süsser sei, auf Kosten der Gutwilligkeit seiner Mitbürger, als von seinem eigenen Fleisse, zu leben. Es gelang ihnen. Das Beispiel des einen Hunderts reizte wieder die Nachfolge eines andern; und so ist kein Zweifel, daß es endlich an Taglöhnern, an Garn- und Wollespinnern und an allen dergleichen Leuten fehlen werde, welche den Handwerkern vorarbeiten müssen. Wenn sie aber sehen werden, daß ihr Müssiggang sie nicht mehr nähre, und daß man sie mit Gewalt thätig machen wolle: so werden sie, um wenigstens ihre Freiheit zu retten, lieber in ihren eigenen Hütten wieder zu arbeiten beginnen. Dadurch werden sie von ihrem unstäten Leben

wieder zur Ordnung zurückgebracht werden; ſie werden die Pflichten des Bürgers wieder erfüllen und durch wieder in ihnen geweckte Schamgefühl des Unterrichts über Tugend, Religion und gute Sitten wieder empfänglich ſein. Fürſt und Vater! es gibt keine ruchloſere Unterthanen und Menſchenart, als diejenige iſt, welche von öffentlichen Bettlern gezeugt, und von Kindesgebeinen an von Bettelbrod genährt und zur Bettelei erzogen wird. Sie iſt es, die der Geſellſchaft die unwiſſendſten, untauglichſten und lüderlichſten Mitglieder liefert; ſie iſt es, aus der der gröſte Theil der Hurer und Ehebrecher, der Betrüger, der Meineidigen und der Straſſenräuber und der ſchändlichſte Abſchaum des menſchlichen Geſchlechts erwächſt. Aus dieſem einzigen Geſichtspunkt die Sache auch nur betrachtet, müſſen die Fürſten es ſchon für äuſerſtwichtig halten, keine öffentliche Bettelei in Ihren Landen zu dulden. „

„Nehmen Sie ſich der Waiſen, und ſolcher Kinder an, die, wie in die Welt nur hingeworfen, in der Irre umherlaufen, oder unter der Anführung der lüderlichſten Eltern zu Taugenichtſen und Böſewichtern aufwachſen. Dieſe Elenden haben das Unglück nicht verſchuldet, unter dem ſie ſeufzen. Sie ſind der Unterſtüt-

zungen des Menſchenfreundes aufs höchſte würdig. Es liegt dem Staate ob, ſich ihrer zu erbarmen. Und, wenn das Mitleiden ihn nicht dazu beſtimmen könnte, ſich derſelben anzunehmen: ſo müſte iedoch ſein eigenes Intereſſe ihn dazu auffordern. Nur denn, wenn er ſie zu nützlichen Bürgern bildet, werden ſie einſt die Hände für ihn regen; nur denn, wenn er ſie gewöhnt, von eigenem Erwerb zu leben, wird er Habe und Guth ſeiner beſſern Glieder in Sicherheit ſetzen. Ach! beſter Fürſt! betrachten Sie ſich mit Recht als den Vater dieſer Waiſen und Verlaſſenen. Was das Schickſal gegen ſelbige verſchuldet hat, können Sie erſetzen. Welche Wonne für Sie, wenn einſt ganze Hunderte und Tauſende Ihnen ihre Tugend, Religion, Nützlichkeit und Menſchheit verdanken, die ſonſt Thiere mit Menſchengeſicht geworden wären, und den iammervollen Weg zum Zuchthauſe, zu unterirrdiſchen Gefängniſſen, zu Galgen und Rad gewandelt haben würden! Für den Privatmann iſt es ſchon eine der tröſtendſten Vorſtellungen, auch nur die Erziehung und Ausbildung eines einzigen ſolcher unglücklichen Geſchöpfe glücklich veranſtaltet zu haben. Welche Seligkeit können ſich Fürſten bereiten, wenn ſie dis an ganzen Schaaren derſelben bewirken! O wie übertrifft dieſe

alle iene übrigen glänzenden Vorzüge, mit welchen sie die Fürsehung auf der Höhe, auf der sie stehen, gesegnet hat! »

„Fahren Sie endlich fort, edler Fürst, selbst Beispiele aller Arten von Tugend Ihren Unterthanen zu geben. Geben Sie selbigen mit eigener Beobachtung derienigen Gesetze vor, welche Sie ihnen geben. Dis, dis gibt den Gesetzen des Landes den höchsten Nachdruck, wenn — der Fürst selbst sie hält. Es ist unaussprechlich, wie viel das Beispiel eines Vaters auf seine Kinder wirkt; aber es ist noch weit unaussprechlicher, wie viel der Regent durch selbiges auf seine Unterthanen wirkt. Nach ihm bildet sich der ganze Hof; der nun einmahl noch nichts mehr strebt, als ihm zu gefallen. Der Hof gibt den Ton in der Residenz an. Nach der Residenz richten sich die übrigen Städte. Die Städte verbreiten ihren Einflus aufs Land. Und so ists am Ende oft nur ein einziger Mensch, der Millionen zu Gläubigen oder zu Religionsspöttern, zu Rechtschaffenen, oder zu Leichtsinnigen und Zügellosen bildet. Und wer ist dieser einzige Mann? Der Fürst des Landes ists! — »

„O guter, frommer Fürst, sie erlaubten einem Greise, über einen der wichtigsten Gegenstände frei heraus zu reden. Er hats ge-

than; gleichüberzeugt davon, daß er bei weitem nicht Alles darüber gesagt, was gesagt werden kann, als davon, daß alsdenn, wenn das, was er darüber gesagt, ins Werk gesetzt worden, ein herrlicher Grund zur Volksveredlung gelegt sein werde, auf dem hernach das Gebäude selbst mit vieler Bequemlichkeit fortgebauet werden kann. Lieben Sie mich nun nicht weniger, als zuvor! »

Der Fürst, indem er an Hallo hinsinkt. O du würdiger Greis; du wahrer Freund deines Fürsten und deines Vaterlandes; wie hangt meine Seele mit iedem Tage noch inniger an dir! — Nur ein Wunsch noch, der für mich mir übrig ist — nehmlich der, daß Gott dir deinen Abend noch verlängern wolle; damit du nichts von allem dem unausgeschüttet in dein Grab mitnehmest, was du deinem Fürsten noch zu sagen hast.

Hallo. Ich segne diese Laube, daß sie einen Herrn beschattet, der nicht blos Fürst, sondern Fürst, und Mensch, und Weiser zugleich ist. Hallo soll auch durch seinen Tod nicht aus ihr vertrieben werden. Hier, hier, Fürst, wo Sie ietzt stehen, wird er schlummern und ausruhen von allen Leiden dieser Welt. Sie sprechen hier auf seinem Grabe mit ihm.

Guſtaf. O Vater Hallo, du heiligſt
Laube täglich durch dein Gebet zum Te
Auch für mich iſt ſie dis. Die Weisheit
die Tugend, Gott redet hier durch dich zu
Auch von deinem Fürſten ſoll ſie nie verlo
ſein. Wenn du längſt in ihr ruheſt und
beſt, wird ſie der Ort noch ſein, wo er
Stundenlang verweilet, deine Gebeine ſeg
ſich in Ausübung aller ſeiner Pflichten ſtä
und das oberſte Weſen, vor welchem auch
Könige nur Staub ſind, um ſeine Gnade
ſich und ſein Land anflehet.

Gerührter, innigſtdurchdrungener h
ſich Fürſt Guſtaf noch nie aus Hallo's Ar
gewunden, als heute.

Ende des erſten Theils.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Hallo's glücklicher Abend.

Zweiter Theil.

Leipzig, 1783.
Bey Siegfried Lebrecht Crusius.

Hallo's glücklicher Abend.

Zweiter Theil.

Zweiter Theil.

Es verstrich eine geraume Zeit, ohne daß der Greis seinen erhabnen Gast wieder in die Laube zu führen das Glück hatte. Der Fürst kam unterdessen weder zu ihm, noch zur Welt. Eine tiefe Stille herrschte in der Residenz, und die Klügern und Umsichsehenden fingen an zu vermuthen, daß wohl ein erschütternder Sturm auf dieselbe folgen könnte. Indessen wuste niemand, von welcher Seite her derselbe sich erheben dürfte. Alles, was man mit Gewisheit sagen konnte, war dis, daß der Fürst mit dem Wilhelmi im Kabinet bei verschlossenen Thüren fast Tag und Nacht unaufhörlich arbeite, und daß irgend ein grosser Plan unter dem Entwurf sein müsse. Hallo erklärte sich diese Entfernung seines Fürsten von ihm auf das richtigste, und erfuhr unterdessen durch Eleonoren die angenehmsten Nachrichten von Berkewitz.

Die Freundschaft der beiden jungen Männer, welche jetzt im Besitz zweier der wichtigsten Rittergüter im Lande waren, ward mit jedem Tage enger und ausschliessender; und ihre

Schweſtern folgten ihrem Beiſpiele. Albert hatte nur einen Freund — Albertine nur eine Freundin. Keiner von allen that beinahe etwas ohne den andern. So, wie ſie zuſammenkamen, unterhielten ſich die jungen Männer über die neuen Anſtalten, welche ſie auszuführen hatten, und die Frauenzimmer über ihre Haushaltungen. Glaubten ſie denn zu jedem Theil ſich über ihre Materien erſchöpft zu haben: ſo ward ihr Geſpräch allgemein, und ſtille Freude und ländliche Zufriedenheit breiteten ſich über die ganze kleine Geſellſchaft aus. Jeder ſchien den andern noch immer tiefer ergründen zu wollen; und, je mehr ſie in einander eindrangen: deſto höher ſtieg ihre gegenſeitige Hochachtung für einander. War denn Eleonore dabei gegenwärtig: ſo ſas ſie unter ihnen gleichſam wie eine Mutter von vier Kindern, und genos von allen gleiche Werthſchätzung. War ſie nicht zugegen: ſo pflegte das allgemeine Geſpräch bald wieder aufzuhören, und Florenz hatte es mit Albertinen, und Albert mit Florentinen, zu ſchaffen. Oft brach die Nacht darüber ein; und wenn man alsdenn aus einander reiſete, hatten die jungen Männer ihren Scherz deshalb unter ſich über einander.

Florentin hatte Albertinen von dem erſten Tage an geſchätzt, an welchem er ſie kennen ge-

lernt, und Vater Hallo war ihm dadurch noch ehrwürdiger geworden, daß er eine so schöne Tochter hatte. Als er hernach freier und öfter Zutritt zum Greise erhielt, und Gelegenheit hatte, in das Innere seines gesammten Hauswesens einzudringen, ward er immer mehr und mehr für sie eingenommen. Ihre sanfte Munterkeit, ihr geräuschloses Thätigsein, ihre holde Theilnehmung, ihre zärtliche Ehrerbietung für ihre alten Eltern erhoben sie in seinen Augen über tausendmahltausend Personen ihres Geschlechts. Sie schien ihm ganz dazu gemacht, die würdigste Gattin eines Guthsbesitzers dereinst zu sein, welche, in dem kleinen Zirkel ihres Hauses und ihrer Freunde nach der grossen Welt sich nicht sehnend, ihre Wirthschaft auf das vollkommenste verstehen und die unterhaltendste Gesellschafterin ihres Mannes sein würde. Glückselig von allen Seiten pries er den Sterblichen, welcher sie einst besitzen würde; und, als sein Vater nicht mehr war, dachte er mit allem Ernst darauf, dieser Glückliche zu werden. Die heitere und unzurückhaltende Albertine liess ihn über den Ausgang seines Wunsches nicht lange in Zweifel. Noch hatte sie nie empfunden, was Liebe sei; Florentin, der herrliche junge Nachbar, lehrte sie dieselbe. Sie empfing iede Aeuserung

ſeiner Neigung zu ihr mit jener ſanften und erwiedernden Gefälligkeit, welche die Grenzlinien zwiſchen affektirter Sprödigkeit und buhleriſcher Leidenſchaft zieht, und die der reinen und unaffektirten Tugend allein eigen iſt. Nie dachte ſie darauf, das, was ſie bey ſeinen Zärtlichkeitsausdrükken für ſelbige empfand, denen, welche Zeugen davon waren, zu verbergen. Das, was in ihrer Seele vorging, war mehr Geheimnis für ſie ſelbſt, als für ihren Bruder und für ihre Mutter. Florentins Freundin glaubte ſie zu ſein — Florentins Vertraute glaubte ſie zu werden. — Und ſo ward ſie, ohne den Gang ihres eigenen Herzens weiter zu beobachten oder zu unterſuchen, die Liebende, die Unzertrennliche von ihm. War er abweſend: ſo wünſchte ſie, daß er kommen möchte. Erwartete ſie ihn: ſo wich ſie nicht vom Fenſter. Kam er: ſo eilte ſie mit offenen Armen ihm entgegen. War er da: ſo hatte ſie auf Jahre lang mit ihm zu reden. Reiſete er wieder ab: ſo wünſchte ſie, daß er ewig bei ihr bleiben möchte. Sie lies ſich beobachten und beobachtete nichts von dem, was etwa weiter um ſie her ſich entſpinne.

Florentin war ein beſſerer Beobachter alles deſſen, was um ihn her vorging, als ſie. Er überzeugte ſich feſt davon, daß Halle's treu

liche Tochter ihn liebe, und daß ihre Verwandte daran ihr Wohlgefallen hätten. Ihr Bruder ward oft von seinen Blicken belauscht, festgehalten, und durchspähet; und er entdeckte in selbigem den stillen und bis zur Furchtsamkeit bescheidenen Verehrer seiner Schwester. Die Gesinnungen der letztern hierüber offenbarten sich ihm leicht, und er sah einer nähern Vereinigung seiner und der Halloschen Familie von beiden Seiten entgegen.

So hielten sich die Sachen auf beiden Theilen eine Zeitlang hin. Alle Punkte schienen schon berichtigt, über alles schien schon eine stille Uebereinkunft getroffen zu sein; und es fehlte nur an einem Manne, der von der Rede, von welcher alle Herzen voll waren, den ersten lauten Ton angäbe, und dadurch die gemeinschaftlichen Familienangelegenheiten auf ihren Endpunkt heftete, an dem sie lange genung geschwebt hatten.

Florentin glaubte endlich, daß er Alberts Blödigkeit wegen dieser Mann seyn müsse. Er nahm ihn an einem sanften und Liebebegeisternden Abend auf die Seite.

„Mein bester und vertrautester Freund, warum wollen wir länger an uns halten? Alle unsere Herzen sind längst voll von dem gewesen, was ich ietzt ausschütten will; es hat nur

daran gefehlt, daß einer von uns den Anfang machte, das ſeinige zu ergieſſen. Sieh, wir lieben uns, wie ſich Brüder nur lieben mögen. Unſere Schweſtern folgen unſerm Beiſpiele, und ſind ſo innig, wie durch die Natur, ſchon unter ſich verbunden. Ich habe den Liebhaber der Deinigen und den Beobachter beider zugleich ſeither geſpielt. Deine und meine Wünſche werden gewis erfüllt werden, und es iſt uns gewis nichts weiter übrig, als daß dein ehrwürdiger Vater ſie ſegne. Las uns unter unſern ſeitherigen Geſellſchafterinnen den Tauſch treffen, nach welchem ihre und unſere Seelen ſich ſehnen. Albertine lebe mit mir, und Florentine mit dir. Eine edel, rein und wohlwollend, wie die andere, werden ſie unſere Tage beglücken, und uns in ihren keuſchen Umarmungen des Himmels Vorſchmack finden laſſen. Grenzen wir doch ſo dicht an einander; können wir doch täglich beiſammen ſein; mithin entführen wir einer dem andern die Schweſter nicht. Unſere Ehen bedürfen keine weitläuftigen Mitgiftbedingungen, Auseinanderſetzungen und Ausgaben. Wir tauſchen die Schweſtern; ſo wird die Deinige Beſitzerin meines Guths, und die Meinige des Deinigen; mithin hebt ſich alles gegen einander, wenn du willſt, und keiner von uns beiden berechnet ſich

mit dem andern, keiner gibt an den andern etwas heraus. Alles, was wir zu verabreden haben, iſt dis, daß wir mit vereinigten Kräften daran arbeiten, unſere Güther zu verbeſſern, und die auf ihnen wohnenden Menſchen zu den Glückſeligſten in dieſen Gegenden zu machen. Antworte mir nun, Beſter! — doch ich leſe die Antwort ſchon in deinen Augen. Komm, und laß uns unſern Schweſtern den Antrag thun, den ſie uns den Herkommen nach nicht thun können, und alsdenn deinen Vater bitten, daß er uns alle als ſeine Kinder umarme! „

Albert, der das Geſchäfte, zuerſt zu reden, und den Ton anzugeben, iederzeit ſo gern andern zu überlaſſen pflegte, fühlte ſich durch den Vorgeiſt ſeines Freundes im Antrag dermaſſen erleichtert, daß ſich nun die Worte ihm im Munde zu drängen begonnen, um ſeine ganze Seele gleichfalls gegen Florentin auszuſchütten.

„Ja, mein Freund und mein Bruder, laß uns eilends gehen zu unſern Schweſtern; — ſie ſitzen dort auf der Raſenbank, und halten einander die Hände, und ſchwatzen ſo vertraut, und ſehen ſich einander dazu ſo feſt ins Geſicht; — und denn zu meinem Vater! der Greis wird uns in Liebe empfangen und mit ſeinen Segnungen dem Himmel zuvor zu kom-

men ſuchen, der ſich ſchon öffnet, die ſeinigen über uns auszuſchütten. Ach! wie haſt du ſo freundſchaftlich meiner Verlegenheit ein Ende gemacht! Wie klopfte mein Herz deiner herrlichen Schweſter ſo ſtark entgegen, und wagte es nicht, ſich ihr zu entdecken! — — Sieh, ſie bemerken uns ſchon. Die holde Umarmung, in welcher wir fortwandeln und uns ihnen nähern, läſſet ſie vielleicht etwas errathen. Sie brechen ihr Geſpräch ab. Haben ſie wohl mit uns über einerlei Gegenſtand unter ſich geredet? Wie ſie ſo hold uns entgegenlächeln! — — Florentin, Florentin, wir ſind verrathen — durch uns ſelbſt verrathen. — — Aber — ich bitte dich — mache du den Antrag. »

Florentin antwortete Alberten durch einen ſanften Händruck an ſich, ſetzte ſich neben Albertinen, und leate ihre Hand in die ſeinige. Albert folgte ſeinem Beiſpiele, nahm den Platz neben Florentinen ein, und umfaßte ſie ſchüchtern. Florentin blickte ihn ſchalkhaftlächelnd an. Albert war weg und ohne Sprache.

Florentin zu den Schweſtern. Was Ihre Herzen ſchon wiſſen und gutheiſſen, meine Theuren, das laſſen Sie mich unter dieſer ſchattenden Buche Ihnen laut ſagen! Mögen auch Brüder ſich herzlicher lieben, als wir, und Schweſtern ſich zärtlicher, als Sie? Ein

Geist himmlischer Zuneigung und Eintracht wird von allen Seiten über uns ausgegossen. O lassen Sie uns auch dem sanftesten seiner Züge folgen, und hier Paar um Paar die Verbindung festknüpfen, welche unser allerseitiges Glück vollende! Albertine — Tugendhafte, Reine, Heitere, Erste die ich liebte, werden Sie nun die Gesellschafterin meines Lebens! — Und du, Schwester, las dem Redlichen deine Hand, welcher sie iezt so bescheiden und so warm umschließt. Der Allmächtige sei hier Zeuge unserer Zusagen und segne uns!

Albertine gab dem jungen Wellmuth den ersten Kus. „Es sei — mein edler Freund — ich bin die Ihrige.“

Albert umarmte Florentinen unter wenig Worten, die Edelmuth seiner Seele ausdrückten, und empfing von ihr die holdesten Versicherungen einer ewigen Gegenliebe.

Lange schwiegen die Liebenden nun, und schmolzen in Zärtlichkeit an einander hin.

Florentin. Schön ist dieser Abend durch die Natur; noch dreimahl schöner macht ihn die Liebe für uns. Erfüllt sind unserer Wünsche höchste und unsträflichste. Vier Seelen, die ganz an einander schweben und hangen — o wie mögen sie sich die ganze Welt sein! Die Brüder haben die Schwestern getauscht; die

Schweſtern die Brüder. Ewige Eintracht wohne unter uns, und Wohlthätigkeit gegen alle Menſchen um uns her verbinde uns täglich mehr und mehr. Laſſt uns die ſtillen, reinen Freuden des häuslichen Lebens; der Freundſchaft und der Liebe, und der ländlichen Ruhe ununterbrochen genieſſen, die das Schickſal uns darreicht! Morgen noch ſegne uns Vater Hallo in ſeiner Laube; und dann wollen wir uns ohne allen Verzug und Aufwand am Altare den Segen des Himmels erflehen.

Ein langer Spaziergang unter eine Kaſtanienallee erwachte die Liebenden noch. Sie wandelten Arm in Arm, und blickten in die Fernen ihres Lebens mit eben der Heiterkeit hin, mit welcher ſie in dem perſpektiviſchen Schattengang hinſahen. Am Ende deſſelben ging der Vollmond auf, und warf ſeinen Silberglanz auf ſie. Florentin übernachtete mit ſeiner Schweſter zu Perlewitz. Man beſchloß, unter derſelben Laube, unter welcher die Liebe den erſten Kuß geweiht hatte, den ſchönen Morgen zu genieſſen.

Mit Sonnenaufgang nahm der geheiligte Baum die Liebenden wieder in ſeine Schatten.

ein. Sie faſſen in zärtlicher Umarmung, und unter voller Ergieſſung der Herzen an einander; als Eleonore, die ſich wider ihre Gewohnheit dismahl früh auf den Weg gemacht hatte, in einiger Entfernung, ihre Kinder ſuchend, ſich ſehen lies. Florentin ward zuerſt ihrer gewahr und ſprang auf.

„Da iſt unſere Mutter, laſſt uns ihr entgegen gehen, und ihr eine der ſeligſten Stunden ihres Lebens bereiten! „

Eleonore näherte ſich ihnen mit einer Mine der ſanfteſten Ahndungen. Alle vier drängten ſie ſich an ſie hin. Jeder wollte der Erſte ſein, welcher ſie umfaſſte. Die heitere Mutter ſah ſich mit einem mahle von allen feſtgehalten, und gab ihnen einen Blick, der ſprach: ich weis ſchon, was ihr mir ſagen wollet .. Florentin verſtand ihn.

„Würdige Frau, wir waren eben im Begrif, uns auf den Weg zu Ihnen nach dem Berge zu machen. Ein Vertrag, den wir geſtern Abends unter iener Buche aufgerichtet haben, machte es uns zur Pflicht, Sie aufzuſuchen. Sie kommen uns entgegen — welche glückliche Vorbedeutung für uns!

Eleonore. O das iſt ſchön, wenn ich Ihnen einen Weg erſpare. Es war mir auch wirklich ſo zu Muthe; darum machte ich mich

auch heute früher, als gewöhnlich, zu meinen Kindern auf.

Florentin ſtotternd. Nicht erſpart, liebe Mutter. Wir machen ihn doch; und zwar mit Ihnen. Sie ſehen hier nichts, als Kinder. Albert und ich wollen tauſchen. Er überläſſet mir ſeine Schweſter, und ich ihm die meinige. Liebe waltet, lebt und webt in uns allen. Wir bitten Sie hier unter freiem Himmel um Ihre Zuſtimmung.

In dieſem Augenblick war alles in voller Umarmung.

Ehrenore, im Taumel mütterlicher Freude, wuſte nichts hervorzubringen, als: „Ach! Freude über Freude! das hat mich geahndet. Gott will es ſo. Wohl uns! das mus mein Mann gleich erfahren. "

Florentin. Ja, er ſoll es: und wir flehen ihn alle zugleich um ſeinen Segen unter der Laube an. Dank Ihnen, beſte Mutter, für Ihre Einwilligung in unſer Glück!

Sogleich wandelte die ganze Geſelſchaft dem Berge zu. Die Liebenden hatten ſich im Arm, und die Mutter in ihrer Mitte. Vater Halle ſas unter der Laube; und wartete, ob Guſtaf nicht käme. Sein Herz verſchlos noch viel in ſich, das es gegen ſeinen Fürſten auszuſchütten hatte.

Eleonore, die zuerſt an ihn hingeht. Du bekommſt einen Morgenbeſuch, der dir lieb ſein wird. Horch auf, lieber Vater, und freue dich. Lauter Kinder — wie du ſie hier ſiehſt.

Hallo. O willkommen in meiner Einſiedelei, ihr Lieben; ſetzet euch her zu mir!

Nur Eleonore ſetzte ſich. Die Liebenden blieben Paarweiſe vor ihm ſtehen.

Albert. Beſter Vater — ich liebe Florentins Schweſter.

Florentin. Und ich Alberts Schweſter.

Wir ſind einig über alles — fuhren die beiden jungen Männer fort.

Hallo, aus vollem Herzen. Und ich — ich ſegne eure Liebe.

Die Schweſtern drängten ſich an den Vater hin. Die Brüder an die Mutter.

Lange ſchwebten ſie alle Hals an Hals.

Florentin. Ehrwürdiger Greis, iſt es Ihr Wille, daß wir vollziehen, was wir geſtern unter uns verabredet haben? — Ich laſſe Florentinen zu Berkewitz, und nehme Albertinen nach Wallſtädt mit.

Hallo. Setzet euch erſt in den Kreis um mich her.

Albert ergrif Florentinen; Florenz Albertinen. Sie ſetzten ſich ſo, daß Hallo ſeine bei-

den neuen Kinder zunächſt um ſich hatte. Er reichte ihnen ſeine Hände.

„Meine herzlichgeliebten Kinder: was ihr jetzt mir ſaget, das habe ich mir ſelbſt ſchon geſagt. Ich glaubte, daß Alles ſo kommen würde, und freuete mich längſt im Geiſte darauf. Ihr könnet euch verſichern, daß einem Alten, wie ich bin, nicht am Grabe nichts Seligers widerfahren möge, als ſeine Kinder ſich auf eine anſtändige Weiſe verheurathen zu ſehen. Da blickt er denn in ferne Zukünfte hin, die er nicht mehr erlebt, und preiſet Gott für die Glückſeligkeit, welche ſeine Familie lange nach ſeinem Tode noch genieſſen wird. Wie kann er anders, als Freudenthränen in den Schos ſeiner Kinder dabei weinen? Ich ſehe von nun an meinen Sohn an der Seite eines Frauenzimmers, welches ganz ſo iſt, wie ich wünſchte, daß ihr geſammtes Geſchlecht ſein möchte; und meine Tochter in den Armen eines Mannes, den ich von dem erſten Augenblick an, in welchem ich ihn kennen lernte, vor Tauſenden ſeines Standes und Alters geſchätzt habe.

Ein bidermänniſcher Händedruck zu beiden Seiten begleitete dieſe Urtheile des Greiſes.

„So ſei denn dieſer Tag einer der heiligſten und freheſten meines Lebens; und mein Schöpfer werde aus ganzer Seele für ihn von mir geprieſen!

sen! Ach! daß ich ihn erlebt habe, dafür will ich diesem noch sterbend danken. Und ihr — alle meine Kinder — o mit Vaterwonne nenn ich euch so — seid beglückt, seid gesegnet von Gott lange — lange noch, wenn ich in dieser Laube schon verwesete Asche bin! — Doch höret euren Vater — euer Rathgeber, euer Freund ist er. — Um froh zu leben, bleibt weise und gut. Es sind warlich nicht Rittergüter, die das Glück des Lebens ausmachen. Ein kleiner Meierhof, auf dem Eintracht und Liebe wohnen, schliesst für seine Besitzer oft mehr und reinere Freudengenüsse in sich, als iene. Der Ort, wo wir leben, trägt zwar hie und da zu unserer Gemächlichkeit bei; aber glücklich muß uns unser eigenes Herz machen; und verlohren sind alle Reize, die iener für uns hat, wenn unsere Seelen nicht durch Zufriedenheit zu einem heitern Genusse derselben gestimmt werden. Ihr habt mit voller Freiheit eure Wahlen getroffen, und das Schicksal selbst, das unsere Familien so unverhofft zusammenführte, arbeitet an der Ruhe unsers Lebens. O arbeitet iederzeit mit ihm zugleich daran, dieselbe ewigdauerhaft zu machen! Lebet in Eintracht und im Frieden. Dringt immer tiefer in einander ein, und errichtet im-

mer vollkommener unter euch iene Simpathie, die die Grundfeste unzerstörbarer Freundschaft ist. Wenn der erste schwärmerische Zeitpunkt vorüber ist, in welchem die Liebe hohe Flamme zu schlagen pflegt: so gehe sie in eine stille Glut über, welche die Tugend unterhalte, und die Sanftmuth unauslöschlich mache. Werdet der ländlichen Einfalt und Geräuschlosigkeit nie überdrüssig, und seid euch in euren beiden Familien die ganze Welt. Zeichnet eure Tage auf allen Seiten mit Ausübungen der Menschlichkeit gegen die Einsassen eurer Dörfer, und gebet eurem Leben dadurch diejenige Beschäftigung und Abwechselung, über deren Mangel die Leute, welche für die sanfteren Freuden keinen Sinn haben, auf dem Lande so oft Beschwerde führen. Flösset euren Kindern, wenn Gott eure Ehen mit solchen segnet, von Jugendauf die zärtlichste Freundschaft gegen einander ein, und machet, daß sie selbige wieder auf eure Enkel fortpflanzen; damit lange, immerwährende Verbindung unter den euch nachfolgenden Besitzern dieser Güther sei. Ach! heiter und selig ist nun mein Abend; und mit dem sanftesten Frieden, mit welchem ie ein Vater seinem Grabe entgegensah, blicke ich nach dem meinigen hin, da Gott mir meinen letzten Wunsch gewähret hat. Versüsset mir meine

letzten Stunden durch die angenehmſten Nachrichten von eurer häuslichen Zufriedenheit, und bauet eine zahlreiche Nachkommenſchaft. Mein letztes Gebet ſoll noch für eure Glückſeligkeit geſchehen; und, wenn ich denn in dieſer Laube ſchlummere, in der ich euch heute ſegne: ſo kommet zuweilen umarmt und umſchlungen hieher, und gedenket des Alten in feierlicher Liebe, und ſtärket euch auf ſeinem Grabe in Redlichkeit und Treue gegen einander. Wir leben und lieben für mehr, denn eine Welt. Gott laſſe uns des heutigen Tags in unſern ſpäteſten menſchlichen Zukünften uns noch getröſten!

Die Liebenden reichten alle ihrem gemeinſchaftlichen Vater unter den kindlichſten Bezeigungen ihrer Ergebenheit an ihn die Hand, und legten in ſeinen Schos den frommen Wunſch nieder, daß er noch eine Zeitlang Zeuge ihrer mit iedem Tage nun noch zunehmenden Glückſeligkeit ſein möchte. Vater Hallo gedachte ihrer nothwendigen Auseinanderſetzung auf beiden Theilen, und bot dazu ſeine Vermittelung an. Die iungen Männer fielen ihm aber in die Rede, und benachrichtigten ihn von der ganz einfachen und natürlichen Uebereinkunft, welche ſie deshalb bereits getroffen hätten; und der Greis bezeigte ſeine vollkommenſte Zufriedenheit

darüber. Nicht weniger freuete er ſich über den kluzen Entſchluß ſeiner Kinder, das Feſt ihrer Liebe ohne allen nuzloſen Aufwand zu feiern.

Halle. Dieſe Laube war ſchon längſt Tempel und Altar. Auf eures Vaters künftigen Grabe ſoll eure Verbindung vollzogen werden. Die erforderlichen Diſpenſationen dazu will ich bei Fürſt Guſtafen ſelbſt auswirken. — — Da kommt er, wenn ich nicht irre, durch die Allee geſprengt ....

Der Fürſt war es in der That, und bei ſeiner Ankunft brach die kleine Geſellſchaft aus der Laube auf, um während ſeiner Unterredung mit dem Greiſe die Annehmlichkeiten des Bergs zu genieſſen.

Guſtaf, nach zärtlicher Umarmung. Wer waren die, welche eben von dir gingen?

Halle. Meine Frau, und meine vier Kinder.

Guſtaf. — Und deine vier Kinder? hum! du hatteſt ja deren immer nur zwei ...

Bei dieſen Worten lächelte der Fürſt.

Halle ergrif ſogleich dieſe Gelegenheit, ihm die neueſten Begebenheiten ſeiner Familie bekannt

ſo machen, und ihn um landesherrliche Erlaubnis ſowohl zu den Ehen ſelbſt als zu der auſſergewöhnlichen Art ihrer Vollziehung zu erſuchen.

Guſtaf, geſchwind. O mit wahrem Vergnügen gewähre ich dich deiner Bitte in ihrem ganzen Umfang. Unſtrkitig müſſen dieſe Familienereigniſſe für dich die ſüſſeſte Freude bereiten, deren du am Abend deines Lebens noch empfänglich biſt. Wie ſollte ich nicht alles dazu beitragen, dir ihren Genus zu erleichtern? Vor Abend ſollſt du noch ſchriftliche Diſpenſation erhalten. Und da du ein Greis biſt: ſo thuſt du wohl daran, daß du nicht ſäumeſt, dieſe Freude ſo bald als möglich zu genieſſen. Eile, und lebe in deinen Kindern noch einmahl wieder auf.

In der Reſidenz war ſeit einigen Tagen alles in Bewegung. Fürſt Guſtaf, nachdem er den ganzen Plan zur Veredlung ſeines Volks nach den weiſen Rathgebungen Hallo's mit dem Wilhelmi entworfen hatte, ſäumte nicht, ihn ins Werk zu ſetzen. Wilhelmi hatte mit Erlaubnis ſeines Herrn einige der einſichtsvolleſten und patriotiſchgeſinnteſten unter ſeinen Kollegen erwählt, mit welchen er gemeinſchaftlich die Ausführung des groſſen Entwurfs betrieb. Sie ſtatteten dem Fürſten an iedem Abend von

den Fortschritten, welche sie darinn gethan, Bericht ab, und Gustaf hatte die Freude, zu sehen, daß durch ihre Klugheit manche Hindernisse, die er für unüberwindlich gehalten, glücklich aus dem Wege geräumt wurden.

Gustaf. Du hast mich lange nicht gesehen, Vater Halle. Ich habe indessen wacker gearbeitet, und kann dir die angenehme Nachricht mittheilen, daß schon alles im vollen Gange ist. Ich dachte, daß ein Fürst, wenn er einmahl einen weisen und wohlthätigen Plan entworfen hat, keine Zeit versäumen müsse, ihn auszuführen. Es ist ihm auch wohl zu gönnen, daß er die Früchte seiner Arbeiten bald genieſſe. Aber solltest du wohl glauben, wer unter allen, die bei der ganzen so segensvollen Veränderung und Umschaffung meines Volks mitwirken sollten, mir die gröſſesten Hindernisse in den Weg zu legen gesucht hat — — rathe einmal!

Halle, der sich nicht lange besann. Vermuthlich — die Geistlichkeit. — —

Gustaf. Getroffen! getroffen! — Du gabst mir gleich anfangs einen Wink darüber; allein ich beherzigte ihn nicht genung. Bei allem meinem Zutrauen zu dir schien es mir immer doch, als wärest du in deinen Urtheilen über diesen Stand zu strenge; nun bin ich bei-

per Meinung. Wenn ich auf dieſe Menſchen gehört hätte: ſo wäre aus meiner ganzen Volksreformation nichts geworden. Bei der geringſten Abänderung im äuſerlichen Gottesdienſt machten ſie ein Geſicht, als wenn die ganze Religion zu Grunde gehen ſollte. Sie haben wenigſtens zehen ſchriftliche Vorſtellungen an mich gelangen laſſen, mit deren gründlicher und zur Ruhe verweiſender Beantwortung Wilhelmi ſich auf meinen Befehl alle Mühe geben müſſen. Sogar haben ſie in Korpore meine Perſon ſelbſt angetreten, und ich habe ihnen aus Nachgebung eine zwei Stunden lange Audienz zugeſtanden. Intoleranz, blinde Anhänglichkeit am Siſtem und am kirchlichen Schlendrian, Stolz und Habſucht und wahre Unwiſſenheit über ihre eigentliche Beſtimmung im Staat blickten auf allen Seiten an den Mehreſten von ihnen hervor. Meine letzte deciſive Antwort, welche ich ihnen gegeben, war dieſe, daß ich alle ihre vorgebrachten und geprüften Einwendungen nicht für hinreichend hielte, mich zur Abänderung meines einmahl gemachten Plans bewegen zu laſſen; daß ich vielmehr alles das, was ich mit meinen Miniſtern lange überlegt und für gut befunden, ins Werk zu ſetzen, feſt entſchloſſen wäre; und daß ſie ſich durch ruhiges Nachdenken über die

Gemeinnützigkeit und Nothwendigkeit meiner Volksreform dahin vermögen lassen möchten, bei derselben nicht mir entgegen, sondern vielmehr ihrer Schuldigkeit und ihrem Gewissen gemäs beförderlich zu sein. Bei dieser Antwort haben sie sich nicht beruhigt; sondern einige von ihnen haben die Raserei begangen, öffentlich wider mich zu predigen, und bei Gelegenheit eines einzuführenden bessern Gesangbuchs sogar das Volk gegen mich aufzuwiegeln. Als ich vollkommen davon überzeugt ward, daß alle Bewegungen unter meinen Bürgern und Bauern nur durch sie entstünden: so muste ich entweder meinen Plan aufgeben, oder meiner Gelindigkeit gegen diese Leute, welche das Ansehen der Religion misbrauchten, Grenzen setzen. Das letzte that ich. Zehen derselben habe ich auf der Stelle ihres Amts entsezt; noch einmahl so viel habe ich suspendirt. Ich habe sie überzeugt, das sie, die von mir eben so, wie alle übrige Diener im Staat ihren Ruf empfangen, auch eben so, wie diese, Gehorsam mir schuldig sind. Ein Gedanke, der ihnen so parador vorkam, daß sie ihn erst gar nicht fassen konnten. Nun fangen sie an, ihn zu begreifen; und ich habe das Vergnügen gehabt, zu sehen, das einige von ihnen, die herrliche Köpfe sind, aber aus Furcht vor den

übrigen ſich erſt nicht unterſtünden, mit der Sprache ihres Herzens hervorzutreten, meinen Miniſtern nun bei Einrichtung der ganzen Reform mit vollem Eifer die Hände bieten. Die Vernünftigdenkenden unter meinen Unterthanen verdanken mir meine Anſtalten für ſie ſchon laut, und der Pöbel hört auf, dagegen zu murren, ſeitdem ihn ſeine Prieſter nicht mehr aufhetzen. Freilich bedarf es einiger Jahre, bis ſich das Volk erſt an die Neuerungen gewöhne; allein alsdenn hoffe ich auch die ſeligſten Wirkungen davon zu ſehen. Genung, ich gebe meinen Unterthanen durch groſſen Aufwand für ſie Thatbeweiſe, daß es mir nur darum zu thun ſei, ſie mehr zu Menſchen zu machen. — Mein Eifer darinn ſoll nie erkalten; und ſo wird es mir endlich gelingen, allgemeinen Dank dafür von ihnen einzuerndten.

Hallo. Zuverläſſig werden Sie dieſen empfangen, grosmüthiger Fürſt; und reichen Ihnen ſelbigen die Väter nicht: ſo werden die Kinder doch ihnen ihn widmen. Gott verleihe Ihnen Standhaftigkeit, und ſegne ſie dabei! O Heil meinem Vaterlande nach zwanzig Jahren! Heil mir, der ich dieſe glückſeligern Zukünfte jetzt ſchon von ferne zu ſehen von Gott noch gewürdigt werde!

Guſtaf. Aber las dir einen ſchmerzhaften Vorfall klagen, den ich geſtern wieder gehabt habe. Einer meiner Kaſſenbedienten hat mich beſtohlen. Geſtern hat Wilhelmi ihn darauf ertappt, und ſein Raub ſoll ſich auf zwei tauſend Thaler erſtrecken. Er iſt arretirt, aber nicht im Stande, ſeinen Diebſtahl zu erſetzen; und, wenn alles, was er hat, verkauft wird: ſo möchte nicht ſo viel herauskommen, daß ſeine Frau und Kinder auf ein Jahr davon leben können.

Hallo zuckte die Achſeln, fragte nach dem Namen des Treuloſen, und als er dieſen gehört, ergrief er innigſt bewegt die Hand ſeines Fürſten.

„Menſchlicher Fürſt! nicht Rechtfertigung der unedlen That dieſes Mannes, ſondern nur Leitung für Sie auf einige zur Sache gehörige Ideen, welche Sie aus ſich ſelbſt nicht ſchöpfen können, ſoll es ſein, was ich verſuche; und denn bei dieſer Gelegenheit ein Wort von Wichtigkeit über alle dergleichen Ereigniſſe.

„Ich kenne dieſen Mann. — Er iſt wenigſtens fünf und zwanzig Jahre lang ſchon am Dienſt. So viel ich weis, war er weder Trinker, noch Spieler, noch ſonſt Verſchwender. Auch erinnere ich mich keiner Beſchwerde, welche über ſeine Amtsführung eingelaufen

wäre. — Aber — erwägen Sie — Vater von zehen oder eilf Kindern iſt er, und hat dabei einen Gehalt von hundert und funfzig Thalern. Als lediger Menſch hat er hiervon leben können; auch wohl zur Noth noch in den erſten Jahren ſeines Eheſtandes. Iſt es aber möglich, daß er nach der Zeit eine ſo zahlreiche Familie mit ſo dürftigen Einkünften ernähren mögen? Er wird unterdeſſen nicht ermangelt haben, um Verbeſſerung oder Zulage anzuhalten; denn — es iſt unnatürlich, daß ein Menſch eher auf den Gedanken zu ſtehlen, als zu bitten, kommen ſollte; auf jenen kommt er alsdenn erſt, wenn dieſer ohne Wirkung für ihn bleibt; allein ſeine Vorgeſetzten werden vermuthlich ihm entgegen geweſen ſein, oder haben wenigſtens nicht für ihn geredet. „

„Nun nehmen Sie an, Fürſt und Vater, daß dieſem armen Manne in den letzten zwanzig Jahren anfangs Jahrausjahrein funfzig, hernach hundert, endlich hundert und funfzig Thaler ſchlechterdings gefehlt haben, um mit allen den Seinigen leben zu können, — und dis iſt in der Stadt warlich nur mäſſig gerechnet — ſo haben Sie die Summe von zweitauſend Thalern, welche er bei Durchſicht ſeiner Rechnungen im Rückſtande iſt. Woher hat er dieſe nach und nach nehmen ſollen? Eine Kaſſe hat

er unter Händen. Verbungern konnte und wollte er die Seinigen nicht laſſen. Natürlicher Weiſe griff er nach ihr. Und da er nun einmahl zur Untreue gezwungen ward: ſo iſt es immer noch zu bewundern, daß er nicht mehr entwendete, als er ausdrücklich zum Unterhalt der Seinigen brauchte; denn, daß er dis nicht gethan, beweiſet die Armuth, in welcher, wie Sie ſelbſt ſagen, ſeine Familie ſich nun befindet. »

„Und denn, beſter Fürſt, warum lies man dieſen Unglücklichen vielleicht an zwanzig Jahre hingehen, ohne ihm ſeine Rechnungen abzunehmen! In kurzer Zeit kann er ſo eine Summe nicht entwendet haben; ich kenne die Einkommen ſeiner Kaſſe. Er mus es auf die Art gethan haben, wie ich Ihnen vorhin beſchrieb. Hätte man früher an die Abnahme ſeiner Rechnungen gedacht: ſo müſte man ihn ſchon vor Jahren auf dem Betruge ertappt haben. Hat er nicht dadurch, daß man ihm keine Rechnungen abgefordert, ſich gleichſam für angewieſen erkennen müſſen, ſich ferner dergleichen eigenmächtige Zulagen anzumaſſen? Ich kenne den Mann, welcher ſie ihm jährlich hätte abnehmen ſollen. Er genist einen ſtarken Gehalt dafür, und hat alſo nichts dafür gethan; denn, wie es mit dieſem Kaſſenbedienten ſtehet, wird

es wohl mit mehrern ſtehen. Sollte da Erſatz für das Fehlende in den Rechnungen geleiſtet werden müſſen: ſo würde dieſer nachläſſige Kommiſſarius der erſte Mann ſeyn, an den man ſich deshalb zu halten hätte. Länger, als einige Jahre, konnte jener Treuloſer ſeine Untreue nicht ſpielen, wenn dieſer ein pflichtmäſſigdenkender Diener war. Einen Betrug von einigen Hunderten konnte jener alsdenn nur machen; aber nicht einen Betrug von Tauſenden.

„Ich heute an Ihrer Stelle, edeldenkender Herr, würde die zweitauſend Thaler, welche der Unglückliche nach und nach im Reſt geblieben iſt, als Zulage betrachten, die ich ihm von Zeit zu Zeit bei einem ſo elenden Einkommen und bei der ſo groſſen Vermehrung ſeiner Familie ſchuldig geweſen wäre; ich würde ihm dieſe alſo als bezahlt in Rechnung paſſiren laſſen, ihn in ſein Amt wieder einſetzen, und ihm ſo viel jährliche Zulage von nun an freiwillig auswerfen, als er ſeinem eigenen Geſtändnis nach in dem letzten Jahre aus der Kaſſe genommen. Wenn er denn wieder Untreue beginge: ſo würde ich ihn erſt für ſtrafbar erkennen. Aber ich bin feſt überzeugt, daß ich alsdenn auf immer den ehrlichſten Mann an ihm haben würde; denn da man ihm nachrech-

men kann, daß er nie mehr genommen, als er gebraucht hat: ſo iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß er alsdenn gar nichts mehr nehmen werde, wenn er nichts mehr brauchen wird, oder mit andern Worten, wenn er ſo geſetzt ſein wird, daß er mit ſeiner Familie leben könne.“

Fürſt Guſtaf ſchien durch dieſe Vorſtellungen erweicht. Vater Hallo fuhr fort:

„Ueberhaupt, beſter Fürſt, iſt es einer der erſten Grundſätze, nach welchen ein Regent, der Treue und Arbeitseifer von ſeinen Dienern fordert, handeln mus, daß er ſie ſo ſetze, daß ſie leben können. Wenn dis nicht geſchieht: ſo mus natürlicher Weiſe daraus folgen, daß ſie entweder ihn ſelbſt, oder ihre Mitbürger, beſtehlen. Die, welche öffentliche Kaſſen unter Händen haben, greifen alsdenn in dieſe; und da geſtehe ich frei, daß mir nichts widerſpruchvoller in den Anſtalten eines Staats ſei, als — auf der einen Seite einem Manne nicht ſo viel Gehalt zu geben, daß er leben könne, und auf der andern ihm die Einhebung und Verwaltung fremder Gelder anzuvertrauen. Iſt es nicht, als wenn man ihm dadurch ſtillſchweigends die Conceſſion ertheilte, ſich an dieſen zu vergreifen? Warlich, wenn irgend Diener gehörig geſetzt werden müſſen: ſo ſind es dieſe, welche öffentliche Gelder unter

ſich haben! Noth und Gelegenheit ſind ſchon jede allein im Stande Leute zu Dieben zu machen. Was müſſen ſie nicht bewirken, wenn ſie gar beide beiſammen ſind? — Die, welchen Sporteln zugeſtanden ſind, rechnen, wenn ihre Gehalte zu elend ſind, entweder alles zu den Sporteln, oder ſie überſetzen ſie, und werden privilegirte Blutausſauger der Bürger und Bauern, der Wittwen und Waiſen. — Und die, welche weder Kaſſen, noch Sporteln, haben, machen im Fall, daß ſie von ihren Gehalten nicht leben können, Schulden, die ſie in Ewigkeit nicht wieder zu bezahlen vermögen. „

„Dis iſt die wahre Lage der Sache, Fürſt und Vater; und ſie verdient Ihre höchſte Beherzigung. — Nur alsdenn können ſie von Ihren Dienern fordern, daß ſie alle ihre Kräfte ihren Aemtern widmen, und dabei rechtſchaffene und ehrliche Leute bleiben, wenn Sie ſie ſo ſetzen, daß ſie ſich und ihre Familien ernähren mögen. Ich habe oft meine Gedanken darüber gehabt, daß in dieſem Lande die höhern und die niedern Diener des Staats nicht verhältnismäſſige Einnahmen haben. Der gröſte Theil der letztern ſteht ſich offenbar zu ſchlecht. Wenn dieſe Leute ihre Dienſte bekommen: ſo denken ſie wunder was ſie erhalten. Sie ſind

mehrentheils alsdenn noch ledig; und so gehts noch hin. Nun heurathen sie und zeugen Kinder; und so hebt das Elend für sie an. Eine Zeitlang dulden sie es; hernach werden sie träge, verdroſſen, lüderlich, treulos. Es ist warlich nicht genung, zu sagen, daß ieder in seine Lage sich fügen müſſe, und daß derjenige nicht heurathen solle, wer keine Kinder ernähren könne. Der Staat muß in die Ehen seiner Bürger nicht erschweren, sondern erleichtern. Sollen denn unter seinen Einwohnern seine Diener die einzigen sein, welchen die Freuden der Liebe und des häuslichen Lebens, die die Natur doch für alle ihre Kinder schuf, versagt sind? Soll dis für den Mann, der dem Vaterlande unmittelbar dient, der Lohn sein, daß er auf das schönste Glück des Lebens, welches der Bauer und der Taglöhner sogar vor seinen Augen genieſſen, unnatürliche Verzicht thun müſſe? „

„O Fürſt, Gott überſtröme Sie in diesen Augenblicken mit den sanftesten Gefühlen der Menschlichkeit! — Unter Ihren höhern Dienern sind viele, welche den Eheſtand fliehen. Frühe Wollust, die sie entnervt hat, machen sie scheu, einer Tochter des Vaterlandes den Arm zu bieten. Oder sie sind nicht tugendhaft genung, nur ein Mädgen zu lieben, und befinden

finden ſich beſſer dabei, im Lande umher zu zahlen. Unter Ihrer niedrigern Dienerſchaft aber ſind viele, welche ſogar der Brodtmangel drückt. Sollte nicht die erſte, natürlichſte Proportion bei Vertheilung der Gehalte an die Diener dieſe ſein, in wie fern ieder von ihnen viel oder wenig Menſchen zu ernähren habe? — Wozu empfangen iene eheloſe, unfruchtbare Höflinge ſo übermäſſigviel, während, daß Väter von zehn und zwölf Kindern auf niedrigen Stellen darben? Als für iene ein ſo groſſer Gehalt ausgeworfen ward, nahm man doch wohl auf den Aufwand mit Rückſicht, welchen ſie in der Reſidenz auf eine ſtandesmäſſige Unterhaltung ihrer Familien machen müſten? Sind und bleiben ſie nun ohne dieſe: wie können ſie verlangen, daß der Staat ihnen die Pflegekoſten für Menſchen bezahlen ſolle, die ſie nicht in ihren Häuſern aufzuweiſen haben?

Fürſt, es iſt in Ihren Händen, auch auf dieſer Seite eine für das Vaterland höchſtſegenvolle Reform zu ſtiften. Revidiren Sie die Gehaltliſten aller Ihrer Diener, und ſtellen Sie das natürliche Gleichgewicht unter den Einkünften Ihrer höhern und niedern Arbeiter wieder her. Setzen Sie ſie alle ſo, daß ſie le-

ben können; damit sie gern und ganz arbeiten. Ihre Kammer wird dadurch ganz und gar keine neuen Ausgaben erhalten, sondern die alten werden nur richtiger vertheilt und angewendet werden. Es ist ia gar nicht nöthig, daß die Salarien Ihrer Diener immer dieselben bleiben. Wie kann ein junger, angehender Nachfolger in einem Amte über Unbilligkeit, die ihm widerfahre, klagen, wenn er Anfangs nur halb so viel Besold empfängt, als sein Vorfar bei einer sehr zahlreichen Familie zuletzt hatte? Nur alsdenn kann er erst diese Klage erheben, wenn ihm mit der Zeit bei ähnlichstarker Familie ein ähnlichstarkes Einkommen versagt werden sollte. Lassen Sie die Besoldungen in der Masse steigen und fallen, in welcher diejenigen, die sie ziehen, mehr oder weniger Menschen zu ernähren haben. Glauben Sie, lieber Fürst, daß dies zugleich eins der sichersten Mittel sei, dem einreissenden Coelibat unter Ihren Dienern Einhalt zu thun. Wenn diese sehen werden, daß sie nicht mehr Besoldungen empfangen, um Reitpferde oder Wagen und Pferde, Lakeien und Kammerdiener, ungeheuren Kleideraufwand und — — zu unterhalten, sondern Frau und Kinder zu ernähren: so werden sie in das Gleis der Natur zurückkehren, aus welchem sie der Luxus unsers Zeital-

ters zum Schaden und Weh des Vaterlandes und der guten Sitten herausgeführt hat.

Es kann hiermit doch die Proportion beſtehen, welche auf der andern Seite in Anſehung der Höhe und Tiefe der verſchiedenen Stände, der mehr oder minder wichtigen Geſchäfte in ſelbigen, und des mit ihnen verbundenen Aufwands zu treffen iſt. Aber dis kann und darf freilich nicht damit beſtehen, daß ein einzelner Mann, der, ſo wie er da iſt, ſchon überflüßig für den Staat iſt, mehr empfange, als zehen andere, die dem Fürſten und dem Vaterlande wahren Nutzen ſtiften, und — dabei Väter zahlreicher Familien ſind. Von jener Art ſind gar oft diejenigen, mit denen es ſich, wenn man ſie bei ihrem Karakter nennt, hinterher marſchallt und lumkert. — Vergeben Sie mir dieſen Ausdruck, Landesvater! — Ein Greis ſpricht, wie es ihm ums Herz iſt. Die Glückſeligkeit der Völker wird nicht eher zu Stande kommen, bis die Fürſten all die vornehmen Müſſiggänger und Unnützen, welche ſonſt die Glorie ihrer Höfe waren, ablohnen, und dagegen ihre für das Beſte des Vaterlandes wahrhaftig arbeitenden Diener ſo ſetzen, daß ſie ein menſchliches Auskommen haben, und den Segen ihrer Arbeiten mit dem Vaterlande zugleich genieſſen. Ein weiſer

und guter Fürſt mus den Glanz ſeines Hofs in der Glückſeligkeit ſeiner Bürger und Bauern finden. Wer Fürſt iſt, und nicht ſo denken kann, den bedaure ich; — er iſt ein unglücklicher Fürſt; aber noch tauſendmalmehr bedaure ich ſeine Unterthanen darüber, daß er ihr Fürſt ward. Erwecken Sie den Patriotiſmus in den Seelen Ihrer begüterten Diener, daß ſie, die von ihrem Vermögen reichlich leben können, nicht denen gleich beſoldet zu werden verlangen, denen das Schickſal ſogleich bei ihrer Geburt kein ſo glückliches Loos anwies. Jene müſſen anfangen zu denken, daß das Vaterland ſie für ihre Dienſte durch ihre eigene Revenüen ſchon beſolde; denn ihre Güter und Schätze ſind im Schoſſe deſſelben von ihren Vorfahren durch des Vaterlands Freigebigkeit und Dankbarkeit einſt für ſie geſammlet worden. Sie ſelbſt müſſen nun erſt etwas dafür thun, und die Grille — die albernſte unter allen Grillen — mus weg, daß ein Menſch ſchon belohnt werden könne, ehe er etwas verdient hat, oder mit andern Worten, daß ihm durch ſeine bloſſe Geburt ſchon ein entſcheidender Vorzug in der menſchlichen Geſellſchaft zuerkannt werde. Kein Vorurtheil hat mehr Schaden auf dem Erdboden angerichtet, als dis.

Setzen Sie endlich dem übermäſſigen Luxus Schranken, welcher ſich ſeit dreiſſig Jahren durch alle Stände verbreitet hat. Es iſt gewis, daß darum, weil die Preiſe aller Waaren, die Befriedigungen unſerer Bedürfniſſe ſind, geſtiegen ſind, kein Diener mehr von der Beſoldung leben könne, von welcher ſeine Vorfahren, im vorigen Halbjahrhundert lebten; aber es iſt auch nicht weniger ausgemacht, daß dieſer Teufel, ich meine den unbändigen Luxus, die gröſſeſte unter allen Verwüſtungen des Wohlſtandes in den Familien bewirke. Er ſchaft in der menſchlichen Geſellſchaft jenen unüberſehbaren Haufen von Betrügern und Bettlern. Was ſagt man damit, wenn man ihn dadurch rechtfertigen will, daß er viele Zünfte von Profeſſioniſten und Künſtlern ernähre? Dieſer, welche nur durch ihn erſt leben ſollen, können wir füglich entbehren. Das Opfer, welches zu ihrer Erhaltung gebracht wird, überſteigt ihren Werth bis ins Unendliche; und es iſt ihnen ja freigelaſſen, andere Stände und Handthierungen des Lebens zu ergreifen, in welchen ſie dem Staate für einen wohlfeilern Preis weſentlichen Nutzen ſtiften mögen.

Ach! hub Fürſt Guſtaf an, ich fühle die Wahrheit alles deſſen, was du ſagſt, Vater Hallo! Du haſt in wenig auf einander gedräng-

ten Sätzen ein herrliches Staatsſiſtem für die Fürſten entworfen, welches wohl verdiente, von einem Patrioten einmahl recht ausführlich uns vorgelegt zu werden. Glaube mir, aus einem ſolchen Ton ſpricht man mit uns Fürſten gar nicht. Die, welche uns umgeben, finden denn wohl ihren Nutzen dabei, alles lieber ſo im Gange zu laſſen, wie es iſt, und uns feſtglaubend zu machen, daß die Sachen gerade ſo einen herrlichen Gang haben. Und — was darüber öffentlich geſagt oder geſchrieben wird, das leſen — nur unſere Unterthanen. — Vor der Hand verſpreche ich dir, die Gehalte aller meiner Diener auf einen richtigen Fus zu ſetzen. Der Ungetreue, welcher geſtern arretirt ward, ſoll dir ſeine Freiheit zu danken haben. Ich will ihn wieder auf ſeinen Poſten gehen laſſen, und ihn der Nothwendigkeit überheben, mich weiter zu beſtehlen. Ich will ihm geben, was er braucht. Man ſoll alsdenn ein wachſames Auge auf ihm haben. Möchte ich deine übrigen Vorſchläge eben ſo ſchnell ausführen können! Doch ich will den Anfang machen, und an meinem ganzen Hofe den Ton einer edlen Simplicität einführen.

Hallo mit Enthuſiasmus. Das iſt der rechte Weg. O wie wahrhaftig groß iſt die Seele eines Fürſten, die ihn ſo aus ſich ſelbſt

ſündet! Betreten Sie denſelben! Beharren Sie auf ihm! Ein Fürſt iſt der einzige Menſch noch, der — Wunder thun kann; nehmlich — durch ſein Beiſpiel .....

Der Fürſt. Da kommen deine Kinder wieder. — Lebe du heute für ſie, und wünſche Ihnen in meinem Nahmen recht viel Glück.

Hallo neigte ſich mit geſtärkter Ehrfurcht und Liebe an ſeinen Fürſten hin, und ſah ihm ſo lange nach, als er konnte.

Das iſt ein herrlicher Menſch — ſprach der Greis, als ſeine Kinder an ihn herkamen, und er eben ſeine Blicke von der Reſidenz zurückwendete — werth, Herr über Millionen zu ſein, und ſeinen Willen zum Geſetz für ſie zu machen; denn — er hat ein Herz, das Millionen glücklich zu machen wünſcht, und — einen Kopf, der ſeinem Herzen dabei die zweckmäſſigſte Richtung gibt. Er lebt mehr für andere, als er ſie für ſich leben läſſet, und fühlt ganz die Gröſſe ſeines Berufs. Unter ſeinem Regiment wird dis Land noch zu einen der glückſeligſten des Erdbodens werden. Ach! betet für ihn, daß ſein Leben länger werde, als das Leben dreier ſeiner Vorfahren! —

Möchten, ach! möchten die Fürsten alle so sein, wie Er! So wäre die Welt glücklich!

Hallo ertheilte seinen Kindern alsbald die fröhliche Nachricht, daß ihren Verbindungen weiter kein Hinderniß im Wege sei, und trug ihnen an, gleich Tags drauf dieselben zu vollziehen. „Ich bin längst zum Tode reif, sprach er; ein Greis, wenn er noch irgendwobei Zeuge sein will, muß eilen, es zu sein. Und ihr gönnet mir doch wohl die Freude, das Fest eurer Liebe noch mit euch zu feiern?

Die Liebenden waren von ganzem Herzen seiner Meinung. Mutter Eleonore aber hatte viel dagegen einzuwenden. Eine Braut, meinte sie, müsse doch wohl in einem neuen Kleide getrauet werden. Die Torten müßten auch bestellt werden; die Puter wären noch nicht fett; Trauringe wären auch nicht fertig; Gäste müßten doch auch gebeten werden.

Der Greis lachte recht herzhaft, und nahm sie bei der Hand. „Mutter, sagte er, las Torten Torten sein. Ringe haben wir ja wohl noch von allen Zeiten her; ob die Rahmen darauf anzutreffen, oder nicht. Die Puter lasset euch wohl schmecken, wenn sie fett sind. Die Kleider, welche wir jetzt anhaben, sind gut für uns alle. Und — Gäste — sind wir genung unsern Kindern. Es bleibt dabei, morgen ist

Hochzeit. Und zwar hier unter der Laube. Noch singen die Vögel; und so haben wir — Tafelmusik. — Kinder, kommt morgen um diese Zeit alle wieder hieher; einen Pfarrer sollt ihr finden.

Eleonore muste nun wohl nachgeben. Doch beharrete sie dabei, daß es ihr im ganzen Lande verdacht werden würde, daß sie ihren Kindern eine so armselige Hochzeit ausrichte: Hallo, liebreich. Mutter, andere Leute haben uns keine Vorschriften zu machen. Ich die Mode kehre ich mich nicht, wie du weisst: Viel Eltern thäten klüger, wenn sie das Geld, welches sie auf Ausrichtung grosser Hochzeiten verschwenden, ihren Kindern am Hochzeittage lieber baar auszahlten, um davon einen guten Anfang zu Einrichtung ihrer Werthschaften zu machen. Es ist nichts alberner, als bei solchen Gelegenheiten grosse Summen unnützer Weise verkleiden und verschmausen. Ich will es euch nicht wehren, daß ihr nach der Hochzeit so oft zusammen tanzet, und euch lustig machet, wie ihr wollet; aber für mich ist dis keine Sache mehr. Ob wir es jetzt dazu haben, oder nicht, ist die Frage nicht; genug — ich bin nahe am Grabe — wer mich zur Hochzeit haben will, mus bald Hochzeit machen; — — Doch las uns von diesen unbedeuten-

den Kleinigkeiten abbrechen! Wir haben von wichtigern Dingen zu reden. Herzensmutter! welche Gnade erweiſet uns Gott noch in unſerm Alter, daß unſere beiden einzigen Kinder, welche auf der Welt unſer höchſtes Guth ſind, ſich vor unſern Augen nach unſern Wünſchen verheurathen! Sieh, nun haben wir alles von ihm erhalten. Las uns alle die Wege, welche uns ſeine Fürſehung geführt hat, in tiefſter Anbetung verehren! Wir werden nun bald die Stelle räumen, welche wir hienieden eingenommen haben. Aber welche Wonne für uns, daß nun unſere Kinder auf ſie würdig und glücklich hintreten, und alle die Seligkeiten als Rechtſchaffene genieſſen, welche wir genoſſen haben! Las uns recht inbrünſtig für ſie beten! — ſieh, dis iſt das, welches ſich an ihrem Hochzeittage für uns ſchickt. Las es uns noch ſterbend für ſie thun! Wenn denn unſere Stunde kommen wird: ſo nähern ſie ſich Paar und Paar unſerm Sterbebette, und erquicken uns durch ihren ſegnenden Anblick. Vielleicht gewährt uns — oder wenigſtens dir doch — Gott noch eine Zeitlang das höchſte irrdiſche Glück, Zeuge ihrer täglich mehr zunehmenden Wohlfart zu ſein. Vielleicht erblickſt du noch Enkel; o und denn werden noch nie empfundene Freuden durch deine Bruſt ſtrömen, und du

wirſt, wenn du ſie auf deinen Arm nimmſt, an dein Herz drückſt, und ſie in deinem Schoſſe zu ſanftem Schlummer einwiegſt, der ganzen Welt vergeſſen. Gott! ich blicke jetzt ſchon in ſolche Zukünfte hin. Mein Leben dünkt mich weit länger, als es wirklich währen wird; und ich habe noch nie frohere und religiöſere Augenblicke gehabt, als die gegenwärtigen. Sprich du noch recht viel als Mutter mit Albertinen; ich will es als Vater auch mit Albert thun.

Hallo erſuchte einen benachbarten Prediger, der ein ſehr helldenkender Kopf war, des folgenden Tags zu Mittage bei ihm zu ſpeiſen und dabei in ſeinem ganzen Ornat zu erſcheinen. In feierlichſter Andacht verrichtete er am Hochzeitmorgen ſein Gebet unter der Laube, und erflehete ſeiner Familie die Segnungen des Vaters der Menſchen. Aus dem Umgang mit Gott ward er in die Umarmungen ſeiner Kinder verſetzt, welche ſchon über den Berg her ihm entgegen kamen. Keuſche, tugendhafte Liebe lächelte aus ihren Blicken, und reine, himmliſche Fröhlichkeit lies ſie ihre Schritte verdoppeln. Simpel geputzt, in weiſſen Kleidern mit Roſeauband, die Haare in natürlichen Locken um die Schultern ſchwebend, und einen Blumenkranz um den Huth, gingen die edlen

Bräute einher, und wurden von ihren Liebhabern geführt. Vater Hallo nahm die beiden jungen Männer mit sich in die Laube; während, daß Eleonore mit ihren Töchtern sich unter ein nahes Berceau begab. Das Gespräch, zu welchem der Greis Abends vorher die Materialien gesammlet, und seiner Gattin mitgetheilt hatte, dauerte auf beiden Seiten einige Stunden lang. Als es vollendet war, stellte sich der eingeladene Priester ein. Hallo ersuchte ihn, die beiden Brautpaare, so wie er sie hier sähe, ohne weitere Formalitäten sogleich unter der Laube zu kopuliren. Der Theolog hielt den ganzen Antrag für Scherz. Als der Greis aber in vollem Ernst auf seiner Bitte beharrete, machte er die Einwendungen dagegen, welche jeder Mann in seiner Lage machen muste. Hallo zog die Dispensation des Fürsten hervor, und überlies sie ihm auf jeden Fall zu seinem Gebrauch. Der Prediger las, und sprach: „wenn mein Fürst es bewilligt, wie sollte ich mich nicht freuen, eine so schöne Amtsverrichtung zu vollbringen! Gott mache Ihnen allen diesen Tag zu einem der schönsten Ihres Lebens! "

Der Greis ging voran in die Laube, und die übrigen folgten ihm. Er kniete nieder, und Eleonore that, wie er, auf der andern Seite. In dieser andächtigen Lage blieb er die ganze

Trauhandlung über, und Freudenthränen ſchlichen häufig von ſeinen Wangen herab! Der Prediger that ein Gebet voll Kraft und Salbung, hielt eine gedrängte, männliche Ermahnung an die Liebenden, gab ſie zuſammen und ſegnete ſie ein. Chöre von Nachtigallen ſchmetterten dazu. Jeder drängte ſich nach vollbrachter Handlung an den Alten hin, der noch immer auf ſeinen Knieen lag und ſeine Hände gen Himmel faltete. Von allen Seiten ward er umarmt. Er breitete ſeine Arme weit auseinander, und rief aus: „Von Himmel Segen über euch, meine Kinder — ach! meine vier lieben Kinder! Gott ſtärke euch in Erfüllung eurer Pflichten gegen einander, und vereinige eure Herzen immer mehr und mehr! Auf meinem Grabe habt ihr euch verbunden; wie könntet ihr je aufhören, euch zu lieben? Bleibet rechtſchaffen und vertrauet auf Gott; ſo wird Ruhe und Heil das Loos eurer Tage ſein!„

Der Alte ward von ſeinen Kindern in die Höhe gehoben, und lange feſt umſchloſſen. Der Prediger konnte ſich bei dieſem Anblick der Thränen nicht enthalten. O könnte ich, ſprach er, bei allen meinen Amtsverrichtungen Menſchen finden, die ihnen mit ſo viel Würde und Empfindung beiwohnten: ſo wäre ich als Prediger der glücklichſte Mann! — Nach einer

Promenade um den ſchattigten Theil des Bergs ſetzte ſich die ganze kleine Geſellſchaft zu Tiſche. Eine frugale Mahlzeit, von Eleonoren beſorgt, ſättigte ſie, und heitere Geſpräche erſetzten den unnützen Ueberfluß der Tafeln der Reichen. Ein Bedienter von der fürſtlichen Kellerei trat herein, und überlieferte an Vater Hallo im Nahmen Guſtafs einen Flaſchenkorb voll der ſchönſten Weine. Man trank, und — blieb bei Verſtande. Gegen Abend erfolgte die Trennung. Eine feierliche, das Seeleninnerſte bewegende Stunde für den Greis! Er wand ſich aus den Armen ſeiner Kinder, fiel wieder in ſie zurück, und wand ſich wieder aus ſelbigen. Er blieb an Eleonorens Hand noch lange nachher ſtehen, und ſchauete ſeinen Kindern nach, von denen das eine Paar nach Berkewitz, das andere nach Wallſtädt, fuhr.

Gleich des folgenden Tags hatte er wieder Beſuch von ihnen, und ergötzte ſich an den unaufhörlichen Umarmungen, in welchen ſie untereinander ſchwebten. Er ſank an Eleonorens Bruſt, und ſprach lächelnd: „Mutter! ſieh unſer Bild vor langen Jahren! wie ſegnet uns Gott, daß er uns in unſern Kindern noch einmahl anſchauen läſſet! Träume dich zurück mit mir in jene Zeiten. Wie dürftig waren wir da, und wie zufrieden und glücklich doch

dabei! Wäre es uns da glaublich gewesen, daß wir nach einer so langen Zeit auf einem eigenen Guthe einen so himmlischen Abend unsers Lebens haben sollten? Ach! lasse doch Gott unsere Kinder ihr heutiges Bild auch nach Jahren in unsern Enkeln wieder sehen! „Die Herzlichkeit, mit welcher der Greis diese Worte sprach, und seine Geisesheiterkeit dabei waren unaussprechlich.

Florentine schlug vor, daß sie als neuangekommene Frau auf dem Guthe den sämtlichen Einwohnern zu Berkewitz ein ländliches Fest ausrichten wolle; damit diese Leute, an die das Vergnügen so selten genung komme, nicht ganz leer bei der Heurath ihres Herrn ausgingen, und gleich anfangs eine gute Meinung von ihr fassen lernten, in der sie sie in der Folge ihres Lebens zu bestärken trachten würde. Hallo, erwiederte ihr, daß sie ihm mit ihrem Vorschlag nur um einige Augenblicke zuvorkomme, und daß er, so wenig er den unnützen Aufwand in der Kleidung und auf den Tafeln bei Hochzeiten leiden könne, doch von ganzem Herzen dafür sei, daß man lieber seine Gutthätigkeit auf solche Art bei dergleichen Gelegenheiten beweise, und Leuten, die in beständigen mühseligen Arbeiten lebten, auch einmahl einen freien und fröhlichen Tag mache. Albertine versprach,

in der Woche darauf dem Beispiele ihrer Schwägerin zu Wallstädt zu folgen.

An dem Freudentage zu Berkewitz versammelten sich die Bauern jung und alt unter einer hohen Linde, die mitten im Dorfe stand, und unter welcher ihnen Florentine ein reichliches Mahl und einen grossen Tanzplatz hatte zubereiten lassen. Nahe dabei war ein Zelt aufgeschlagen, welches Eleonoren und alle ihre Kinder, als Zeugen von der Lustbarkeit dieser so herzlichfrohen Landleute beherbergte. Die Gäste liessen es sich tapfer schmecken, und tranken unter lautem Freudengeschrei auf das Wohlsein ihrer — besonders heute — so gnädigen Herrschaft. Florentine machte selbst die Wirthin, und trug von jedem Artickel reichlich aufs neue auf, sobald derselbe hier oder da ausging. Die Bauern, und besonders die Weiber, liessen sie, so oft sie an sie kam, nicht aus den Augen, und recensirten sie nach ihrer Art. Florentine hörte mannigfaltige überaus naive Urtheile über sich, und freuete sich nicht wenig als sie von der ältesten Bäurin die Worte vernahm: „io, sie sollt doch wol recht gut mit uns mönen; sie sihd io so ut.“ Nach geendigter Mahlzeit sah sie sich von allen ihren Gästen umringt, gedrängt, befasst, behändedrückt. Vermöge ihrer natürlichen Gutherzigkeit

gkeit feſſelte ſie bald alle ihre Sinnen an ſich; und die jungen Bauerkerle fiengen für Freuden ſchon an zu tanzen, ehe noch einmahl die Muſik erklang.

Die Geigen wurden geſtrichen. Die Nahmen der Tänzer zogen ſich. — Vater Hallo erſchien unerwartet. —

Die Geigen verſtummten. Die Tänzer liefen einander los, und zogen ehrerbietig ihre Hüthe ab. — Jetzt erblickten den Greis erſt ſeine Kinder.

Von ihren Armen umſchloſſen, und auf das ſichtbarſte durch ſie überzeugt, daß er ihnen durch ſeine unerwartete Dazukunft die höchſte Freude dieſes Tags gewähre, ſprach er: „Mein Herz zog mich zu euch her. Ich konnte mir es vorſtellen, daß ihr heute ein recht menſchliches Vergnügen genöſſet, und wollte Zeuge davon ſein. Wenn ich jetzt ſehe, wie euch dieſe frohen Landleute ihre Dankbarkeit für die kleine Freude bezeugen, welche ihr ihnen heute machet: ſo will ich mich in jene Zeiten hindenken, in welchen ſie euch ihre ganze Glückſeligkeit verdanken werden, und ich ſchon lange nicht mehr bin. Für einen abgelebten Greis, der ſein ganzes Leben hindurch unter Städtern und Hofleuten nichts, als affektirte Fröhlichkeit geſehen hat, iſt der Anblick der natürlichen

Aeuſerungen einer recht herzlichen Heiterkeit, den Bauern ihm reichen, wahrhaftig erquickend.

Darauf wendete er ſich folgendermaſſen an die ganze verſammlete Gemeine: „Lieben Leute, fürchtet ihr nicht, daß ich in eurem Vergnügen euch zu ſtören gekommen bin. Ich bin gekommen, zu ſehen und zu hören, wie ihr recht munter tanzet, und recht aus dem Herzen dazu ſinget. Machet euch luſtig und ſeid guten Muths. Euer Leben iſt arbeitvoll und mühſelig genung, und ihr habt dieſen Tag in den vergangenen Wochen dreimahl verdient. Nur bleibt Menſchen bei eurem Vergnügen, und ſchändet euch nicht durch Völlerei und Toben. Niklas und der Schulze werden ſchon Acht darauf haben, daß alles fein ordentlich zugehe, und die Alten werden den Jungen mit gutem Beiſpiel vorgehen.„

Niklas gab ſich bei dieſen Worten ein Anſehen, als wenn er Inſpektor über die ganze Gemeine würde; und doch ſah man es ihm an ſeinen wider die Natur glühenden runzlichten Backen an, daß er bei Tiſche es mit der Geſundheit ſeiner gnädigen Herrſchaft ſehr brav gemeint habe.

Muſik, Tanz und Geſang huben nun in voller Maſſe an. Vater Hasko führte Eleonoren in den Reihen, und wackelte greiſenmäſſig

einige Minuten mit ihr herum. Darauf machte er mit einem roſenfarbigen Bauermädgen, die jetzt Braut war, einen kleinen Tanz, führte ſie ihrem Geliebten zu, und ſetzte ſich unter das Volk. Die Bauern wurden von Herzen luſtig, blieben aber doch dabei in den Schranken der Ehrbarkeit; und, wenn ja irgend einer von ihnen einen kleinen Seitenſprung aus ſelbigen machte: ſo ſchlug Niklas mit beiden Fäuſten auf den Tiſch; welches das abgeredete Signal war, daß jeder ſich ordentlich verhalten ſoll.

Der Greis konnte ſich an den Ausdrücken der Fröhlichkeit des rüſtigen Landvolks, welche lauter Natur waren, nicht ſatt ſehen. Er ſprach zu ſeinen Kindern: „Sehet, den Vorzug haben die Leute in den niedrigen Ständen des Lebens vor uns, daß ſie das Vergnügen ſo recht ganz und über und über genieſſen. Dis macht, daß ſie ſo ſelten daran kommen. Wir genieſſen zu viel. Wo wahrer Geſchmack am Eſſen ſtatt finden ſoll, da mus ſchlechterdings Hunger erſt vorhergehen. Wir verſtehen uns gar nicht recht auf unſer Glück; ſonſt müſten wir die erſte Regel für unſere Lebensgenüſſe darinn feſtſetzen, daß wir öfter recht hungrig würden. Alsdenn ſchmeckt man erſt mit wahrer Wolluſt; und dis iſt mir immer der in die Augen fallendſte Beweis davon ge-

weſen, daß in allen unſern unangenehmen Empfindungen die wahre Quelle unſerer angenehmſten entſpringe. So oft es uns, unſerer gewöhnlichen Art zu reden nach, in der Welt übel geht, ſollte dis allemahl unſer erſter Gedanke und Troſt darüber ſein, daß das Schickſal ſich iezt damit befaſſe; uns hungrig werden zu laſſen: damit wir hernach das Leben und ſeine Freuden recht ſchmecken ſollen. Laſſt uns der Fürſehung dis ablernen, und zuweilen, wenn auch Genüſſe in Menge für uns da ſind, uns derſelben weiſe enthalten; ſo werden wir im erſten, den wir hernach wieder ſchöpfen, daſſelbe Vergnügen empfinden, welches der Mann empfindet, der von Schmerz zur Freude Uebergang hält. Wir haben alsdenn ſein Vergnügen, ohne es ſo durch Leiden erſt erkaufen zu müſſen, wie er. Wenn man ſo, als ſeltener Genieſſer, denn einmahl die Freude ganz von Herzen ſchmeckt: ſo erreichen unſere Genusausdrücke auch denienigen Grad von Natürlichkeit, welchen ihr an dieſen tanzenden Landleuten iezt ſehet. Sagt, kann der prunkvollſte Ball an den Höfen ſo viel und ſo ſanften Reiz für den Zuſchauer haben, als dieſe ungekünſtelten Tänze wahrhaftigfroher Bauern? Geht der Geiſt der Freude, der hier nicht blos herrſchen ſoll, ſondern in der That und

nicht allgewaltig herrſcht, nicht unaufhaltſam auch in uns über? Ergreift er uns nicht mit voller Kraft? Dort ſieht man den Höflingen den Zwang recht an, den ſie ſich thun, um fröhlich ſein zu wollen, und fröhlich zu ſcheinen. Hier ſind es die Leute, ohne darauf zu ſtudiren, wie ſie es ausdrücken wollen. Seht nur einmahl jene luſtigen Sprünge, jenes unaffektirte biedermänniſche Ausbreiten der Arme gegen einander, jenen herrlichen Takt der Natur, der ſich an die Geigen nicht kehrt. O Kinder, Kinder, macht euch jährlich einmahl dieſen trefflichen Anblick, und feiert ſo das Feſt eurer Liebe, wenn Hallo nicht mehr Theil daran nehmen kann. Für dieſes Vergnügen, welches ihr mir heute gewährt habt, danke ich euch herzlich.„

Der Greis harrete noch einige Stunden, und ward noch immer aufgeräumter. Beim Weggehen gab er jedem von dem anweſenden Landvolk bis auf das kleinſte Kind, einen Laubthaler und ſprach dazu: „„Den nehmet, und legt ihn Familienweiſe zuſammen, und kaufet euch dafür ein gut Hausgeräth; und das hebet auf zum Andenken meiner Kinder.„ Vater Hallo verbat alle Begleitung; und, als er eine Strecke fortgegangen war, hörte man ihn in der Ferne ein fröhliches Lied anſtimmen.

Kam es dir nicht zuweilen auch so vor, fragte Albertine ihren Bruder, als wenn die Hände unsers Vaters sehr zitterten? — „Allerdings, antwortete Albert; aber nur anfangs. Als er hernach so vergnügt ward, habe ich nichts weiter an ihm bemerkt.“ — Die Freude stärkte ihn — versetzte Florenz.

Das frohe Landvolk schwärmte bis um Mitternacht unter der Linde. Als sie den Tanzplatz verliessen, umringten sie Florentinen, und küssten ihr von allen Seiten her den Rock.

Die Edle sprach: „ich freue mich, daß es euch hier so wohlgefallen hat. Dis kleine Vergnügen, das ich euch heute machte, diene euch zum Pfande darüber, daß ich mit meinem Manne in Zukunft zu eurer wahren Glückseligkeit alles beitragen werde. Schlafet nun recht herzlich, und arbeitet morgen alle wieder wacker!“

Niklas rief aus: Wer nun morgen nicht recht fleissig sein wollte: das wäre ein Schurke!

Gustaf fuhr fort, an heitern Sommermorgen seinen alten Diener unter der Laube zu besuchen, und bediente sich bei seinem Eintritt zu ihm oft der Worte: „Vergib mir, daß ich

ſchon wieder deine Ruhe unterbrechе. Ich mus dich nutzen, weil ich dich noch habe. „Ein hohes Gefühl ſeines Werths pflegte alsdenn den Greis zu durchdringen, und er erwiederte darauf mehrentheils: das iſt die Thätigkeit, welche den Alten noch obliegt, daß ſie, wenn ſie nichts mehr ins Werk ſetzen können, doch gern noch guten Rath geben ſollen.

Eines Tags erzählte der Fürſt gleich bei ſeiner Ankunft dem Greiſe, unter Aeuſerungen eines hohen Grads von Unwillen über eins ſeiner Landeskollegien, daß ihm ein alter Bauer mitten in den Weg, den er geritten, getreten ſei und beide Arme weit auseinander geſtreckt habe, um ihn deſto gewiſſer aufzufangen und anreden zu können. Weit entfernt, daß er ſich hiedurch hätte für beleidigt halten ſollen, konnte er vielmehr nicht Worte genug finden, die Treuherzigkeit dieſes Alten und den ganz eigenen natürlichen Stil, in welchem ihm ſelbiger ſeine Ehrfurcht und Bitte zugleich zu erkennen gegeben, zu beſchreiben.

Hallo ward hier unvermuthet zu einem ſeiner Lieblingskapitel geleitet, und unterbrach in vollem Affekt ſeinen Fürſten: „O glückſelig das Land, wo ieder Unterthan ſeinen Fürſten finden kann, und es ungeſtraft wagen darf, ihn auf freiem Felde anzutreten! Gut und gros

iſt der Fürſt, der ſo ganz, wie er ſoll und muß, den Vater macht, und ſeinen Kindern freien Zutritt zu ſeiner Perſon verſtattet! Es iſt unnatürlich, wenn es dem Unterthan zum Verbrechen gemacht werden ſoll, mit ſeinen Regenten ſelbſt reden zu wollen. Iſt denn ſein Gebet zu Gott ein Verbrechen? Wie kann er dadurch ſündigen, wenn er ſeine Bitte in den Schos ſeines Fürſten ausſchüttet? Iſt dieſer nicht dazu da, daß er ihn anhöre? Braucht es hierzu mehr Beweis, als den einzigen Gedanken, daß er Fürſt iſt? Iſt ein Fürſt mehr, als Gott — der alle Menſchen vor ſich kommen läſſet? Iſt des Fürſten gröſte Ehre nicht, Gotte nachahmen? — Und geſetzt, der Unterthan bittet ſo, daß ihm nicht gewillfahret werden kann; ſo wird ihm keine abſchlägliche Antwort mehr beruhigend ſein, als die, welche er aus dem Munde ſeines Herrn ſelbſt empfängt. Das höchſte Vertrauen machte ihn ſtark, denſelben anzureden; ſo wird ihn eben daſſelbe auch überzeugen, daß ſein Fürſt ihm gern gewillfahret hätte, wenn es möglich oder ſchicklich geweſen wäre. Es iſt unausſprechlich, beſter Fürſt, was für Vortheile daraus erwachſen, wenn jeder Unterthan vor ſeinen Regenten kommen kann. Die innigſte

Liebe des Volks wird dem Fürſten dadurch zu Theile. Der Unterthan ſchätzt das Glück, mit ſeinem Herrn reden zu dürfen, höher, als die Gewährung ſeiner Bitte ſelbſt, wenn ihm dieſe widerfährt. Er redet Jahre lang von der leutſeligen Aufnahme, die er bei demſelben gefunden, und von der gütigen Herablaſſung des Regenten gegen ihn. Er merkt Tag und Stunde davon in dem Geſchichtbuche ſeiner Familie an, und feiert ſie nach vielen Jahren mit ſeinen Kindern noch. Und — die allgemeine Gerechtigkeitspflege iſt dem Volke in keinem Lande ſicherer, als da, wo es unmittelbar den Herrn antreten darf. Kein Beamter, kein Vorgeſetzter, kein Richter, kein Rath in den Kollegien, kein Miniſter wird es wagen, Gewaltthätigkeit auszuüben, partheiiſch zu ſententiiren, falſche Berichte zu machen, oder gar Suppliken unterzuſchlagen; wenn er weis, daß der Unterdrückte von ihm an den Fürſten ſelbſt gehen, ſein Geſuch bei ihm ſelbſt anbringen und ihm ſelbſt über die eigentliche Lage ſeiner Angelegenheiten informiren kann. Freier Zutritt des Unterthanen zu ſeinem Landesherrn iſt die ſicherſte Schutzwehre für jenen wider die raubbegierigen Diener des Staats, welche noch ſo oft die Geier ſind, die an den

Thronen und Fürstenstühlen umherfliegen. Der Unterthan wird dadurch mehr, und der Fürst auch. Aber es ist dis freilich nicht nach dem allgemeinen Geschmack der Höflinge und der Staatsbedienten. Diesen ist oft daran gelegen, den Fürsten zu spielen. Ihre Kabalsucht, ihr Stolz, ihre Rache, ihre Küchen, Keller, Heuböden, Waizenschikasten und Beutel verlieren dabei. Ihnen ist es eben recht, wenn der Fürst gemächlich ist, und nicht mit eigenen Augen sieht, und nicht mit eigenen Ohren hört. Alsdenn erfährt er durch sie nur, was er erfahren soll, und es ist ihnen leicht, auch das, was er ia noch erfährt, sogleich von derjenigen Seite ihm vorzustellen, von der sie wollen, daß er es nur betrachten möge. Wer ihnen am besten spendirt, empfängt alsdenn Recht; und wer unter den Supplikanten mit ihnen verwandt ist, oder noch verwandt werden will, erhält die vakante Stelle. Ich habe Gelegenheit gehabt, mich einsmahls, wie Sie wissen, auf einige Zeit in einem fernen Lande aufzuhalten, wo es so herging. Aber die Haut schauderte mir in selbigem, und ich habe die Stunde, in der ich es verlies, wie meine Geburtsstunde gesegnet, und auf seinen Grenzen den Staub abgeschüttelt. Jeder Tag

ward in selbigem vor meinen Augen mit niedriger und gewaltsamen Handlungen bezeichnet, die die Diener gegen sich selbst unter einander und gegen das Volk ausübten. Und, was das traurigste dabei war, — der Herr glaubte, daß seine Landesangelegenheiten sich alle auf dem besten Fus befänden, und daß kein Volk in der Welt glüklicher lebe, und mit seinem Regenten zufriedener sei, als das seinige. Seine Minister, die gleichsam die Scheidewand zwischen ihm und seinen Unterthanen ausmachten, und durch die er nur sah, hörte, sprach und wirkte, wiegten ihn immer fester in diesen süssen Träumen ein, und überredeten ihn, daß er der Gegenstand der Anbetung der ganzen Nation sei. Diese thaten, was sie wollten, liessen dem Herrn den Titel, und theilten sich in seine Gewalt. Anfangs hatten es einige Unterdrückte gewagt, ihre Klagen an den Landesherrn, am ersten besten Orte, wo sie ihn fanden, selbst auszuschütten; aber die Lust, diesen nachzuahmen, war den übrigen bald vergangen; denn, ehe sie sich an den Pranger stellen oder an die Karre ketten liessen, ertrugen sie lieber alle das Elend, unter welchem sie seufzten. — — — O Fürst und Vater, Gott, der uns Menschen, als Herr aller Herrn, den Zutritt zu seinem

Throne nicht verſchlos, erhalte Sie, ſo lange Sie regieren, bei dieſer Nachahmung ſeiner, daß Ihre Unterthanen ſich auch Ihnen nahen dürfen. Es ſei dis die gröſſeſte unter allen Strafen, welche Sie ausüben, wenn Sie einem derſelben den Zutritt zu Ihnen verſagen; und dieſe Strafe treffe nur den unzubeſſernden Böſewicht. Das müßte ein recht edles und herrliches Volk ſein, welches durchaus dieſe Beſtimmungen annähme, daß kein gröſſerer Schimpf, keine ſchwerere Strafe irgend einen aus ſeinen Mitteln treffen könne, als die, wenn öffentlich kund gemacht würde, daß ſelbiger von nun an für unwürdig erklärt werde, ſeinem Fürſten ſich nahen und ihn anreden zu dürfen. Glauben Sie, beſter Fürſt, daß Sie ſelbſt hierdurch, daß Ihre Unterthanen freien Zutritt zu Ihnen haben, zu ihrer Verbeſſerung und Veredlung beytragen! denn, wenn es wahr iſt, daß das Gebet zu Gott das Herz des Menſchen edler macht: ſo muß auch verhältnismäſſig der Unterthan durch Unterredung mit ſeinem Fürſten edler werden! beſonders, da er dabei den Fürſten ſieht. Und welche wahre Fürſtenwonne für Sie, wenn Sie die Ueberzeugung genieſſen, daß Ihr Volk nicht unter Mißbräuchen ſeufzte, die Ihre Diener von der

Gewalt, welche Sie ihren Händen anvertrauet haben, machen! O bleiben Sie immer der selbstsehende und selbsthörende Fürst, der Sie sind! — sein Sie immer wachsam, und auf niemanden wachsamer als auf — Ihre Räthe. Umsonst sind alle Bemühungen des besten Hausvaters, sein Hauswesen in guter Ordnung zu erhalten, wenn seine Verwalter und Bediente, denen er die einzelen Theile desselben übergeben hat, schlechtdenkende Menschen sind!

Nach einigen sanften Händedrücken erzählte hierauf der Fürst dem Hallo den Inhalt des Gespräches, welches der alte Landmann mit ihm geführt. Selbiger bestand darinn, daß der Sohn dieses Alten dreimahl bei dem Konsistorium in der Residenz vergeblich um die Erlaubnis angesucht habe, seiner verstorbenen Frauen Schwester heurathen zu dürfen, und daß man endlich, als er das vierte Memorial überbrachte, ihm die Heurath verstatten wollen, wenn er eine Summe Geldes erlegen würde, von welcher der Vater gesagt, daß sie die ganze Familie nicht aufzubringen vermöchte. Gustav hatte den Bauer gefragt, warum sein Sohn gerade auf dis Mädchen bestehe, da es Tausend andere gebe, und selbiger doch einmahl

gehört, daß dergleichen Heurath im Lande nicht verſtattet werde. Der Alte hatte geantwortet: „Weiber genung ſollte mein Sohn ja wohl finden können; aber ſo ein Weib, wie dieſe, findet er unter allen nicht weiter für ſich. Sie iſt lange in meinem Hauſe geweſen, hat wacker mitgearbeitet, ſich immer gut aufgeführt und ſich wohl mit uns vertragen. Geld bringt ſie ihm gar nicht zu; aber ſie liebet ſeine Kinder, als wenn ſie ihre leibliche Mutter wäre. Und das iſt ja wohl die Hauptſache, auf die er bei der zweiten Heurath ſehen mus; denn der Mann kriegt ja leicht wieder eine Frau, aber — die Kinder — die Kinder, krein di ok wol ene Modder wedder: Un — gnädiger Herre — kurt un gut, wat denn vor Geld recht is, ſolde dok wol ok one Geld kine Sünde ſin . . . .“ Der Fürſt war durch dieſe naiſe Antwort des Bauern in Verlegenheit geſetzt worden, und hatte ihm ſchriftlichen Beſcheid verſprochen. „Was meinſt du hierzu? ſprach er zum Hallo. Es war mir doch äuſſerſt unangenehm, aus dem Munde eines Unterthanen hören zu müſſen, daß Geld dasjenige ſei, welches in meinem Lande alles erlaubt mache. Wenn das Konſiſtorium es einmahl abgeſchlagen hatte, weil es glaubte, daß es ſolches ab-

ſchlagen müſſen: ſo wollte ich lieber, daß man es dabei hätte bewenden laſſen, ohne zuletzt die Diſpenſation für Geld noch anzubieten. Ich bin recht verdrüslich über dieſen Vorgang, und . . . .

Hallo ergrif den Augenblick, in welchem er ſeinen Fürſten ſo geſtimmt ſah, wie er ihn geſtimmt zu ſehen wünſchte, und fiel ihm ein: Dieſer alte Landmann hat gar vernünftig geredet. — Die verbothene Ehe, welche hier in Frage kommt, ſollte gerade eine von denen ſein, über die man die wenigſten Schwierigkeiten machte; denn, auſſerdem, daß ſelbſt die Theologen nicht einmahl darüber einig ſind, ob ſie Moſes verboten habe, oder nicht, ſo tritt dabei der wichtige Umſtand ein, daß der Grund, aus welchem der iſraelitiſche Geſetzgeber gewiſſe andere Ehen unterſagt, auf ſie gar nicht, anwendbar iſt. Es wäre eine Beleidigung der geſunden Vernunft, wenn man überhaupt den Satz annehmen wollte, daß Menſchen bei Verbothen, die ihnen im Nahmen Gottes gegeben werden, nicht nach den Gründen derſelben fragen oder forſchen dürften. Jedes Geſetz, es befehle oder unterſage uns etwas, wird uns alsdenn erſt wahrhaftig ehrwürdig, wenn wir die Urſachen erfahren, de-

rentwegen es uns geſtellt ward. Und Gott will ſchlechterdings nicht als Tirann angeſehen ſein, der nur blinden Gehorſam verlangt. Sonſt wären bei ſo vielen Gebothen, die in ſeinem Nahmen gegeben wurden, nicht die Gründe derſelben unmittelbar hinzugefügt worden. Alſo dürfen wir auch fragen, warum Moſes verſchidene Ehen verbothen habe. „Da iſt mir denn unter allem, was Theologen und Philoſophen darüber geſagt haben, dis immer das wahrſcheinlichſte geweſen, daß nahe Ehen darum von Moſes verbothen worden, weil — ſie in der Bildung ſowohl, als in den Geiſtesgaben und Geſinnungen unter dem menſchlichen Geſchlecht die Mannigfaltigkeit, die doch durch alle Schöpfungen Gottes herrſchen ſoll, offenbar hindern würden. Familien, welche, wie man ſagt, ſich ſehr in einander heurathen, ſind noch auf den heutigen Tag leicht kenntbar. Eine gewiſſe Einförmigkeit, welche ſich bis auf die Geſichter in ſelbigen erſtreckt, unterſcheidet ſie von allen übrigen. Es entſtehen ſolchergeſtalt eben ſo Familienzüge und Familienkaraktere, wie es Nationalzüge und Nationalkaraktere gibt. Solche Einförmigkeiten ſind wider den Plan Gottes; ſie ſind auch wider das Wohl der menſch-

menſchlichen Geſellſchaft. Wenn nicht Vermiſchungen unter den Familien geſchehen: ſo iſts, als wenn Geiſt und Kraft ſich in ihnen allmählich verzehrten; dahingegen ein einzelner hinzukommender ſtarker Fremdling oft einer langekränkelnden Familie wieder geſunden Schwung und eine dauerhafte Nachkommenſchaft verſchaft, und ein einziges ſanftes Gemüth durch ſeine Hinzukunft den barſchen Sinn und Ton einer ganzen Race wieder zur Menſchlichkeit zurückſtimmt, und ein einziger wohlausſehender und proportionirtgewachſener Mann aus einem ganzen Hauſe die Kalmuckenphiſiognomien und Krüppelfiguren, welche ſich auf Kinder und Kindeskinder ſchon fortgepflanzt hatten, durch ſeinen Eintritt in daſſelbe vertilgt. Gute Hauswirthe handeln nach dieſem Grundſatz ſogar bei ihrer Viehzucht, und die Natur geht warlich allenthalben nach einerlei Geſetzen zu Werke. Vorausgeſetzt nun, daß Moſes beim Verboth naher Ehen die Sache aus dieſem Geſichtspunkt betrachtet hat, — als welches noch immer die vernünftigſte Erklärung iſt — ſo würde die Ehe mit der Frauen Schweſter nicht zu wehren ſein, weil dieſe kein natürliches Glied derjenigen Familie iſt, in welche ſie eintritt, ſondern eben ſo, wie ihre verſtorbene Schweſter, an deren Stelle ſie nun kommt,

die Mannigfaltigkeit in derselben befördern hilft. — — Und, über dis alles, bester Fürst, ist der Beweis noch lange nicht bis zur Ueberzeugung geführt worden, daß die mosaischen Gesetze auch die Christen verbinden. Moses hatte doch wohl bei allen seinen Gesetzen sein Volk vor Augen. Volk, Jahrhundert, Land und Klima bestimmten ihn dabei. Wir sind so weit gekommen, daß wir viele seiner Vorschriften darum nicht mehr befolgen, weil wir sie für Vorschriften für Juden, Morgenländer und Menschen vor Christi Geburt erklären. Es ist sonderbar genung, daß wir von drei mosaischen Gesetzen behaupten, daß sie uns nichts mehr angehen, und das vierte noch befolgen, welches uns vielleicht weniger angeht, als iene. Der Hauptsatz, nach welchem wir handeln sollten, müsse von Rechtswegen dieser sein: Was die Natur, unser Jahrhundert, unsere Weltgegend, unser Klima und unsere gesellschaftliche Verfassung uns zum Gesetz machen: das ist Gesetz für uns; es mag es Moses, oder Mahomed, oder Solon, oder noch Niemand in Form eines Gesetzes bekannt gemacht haben; was aber nicht von der Art ist, kann auch uns nicht verbinden und wenn zehen Gesetzgeber der Menschheit es zu ihrer Zeit, in ihrer Nation und unter

ihrem Himmelsſtrich zum Geſetz gemacht hätten. — Was wir von Moſis Geſetzen beibehalten ſollen, hat uns Jeſus wiederholt. Nun finden wir aber bei ihm nicht das geringſte von Wiederholung der Ehegeſetze des Moſes; ſo, wie wir auch nichts von weiterm Unterſchiede der Speiſen und Tage bei ihm antreffen. Vielmehr ſind die letzteren Unterſchiede von den Apoſteln feierlich aufgehoben worden. Ueberhaupt weis ich nicht, was wir mit dem Moſes zu ſchaffen haben. Er war ein guter Mann zu ſeiner Zeit; aber Jeſus iſt nun ein beſſerer. Es kommt im Ernſt ſo heraus, als wenn wir noch immer halbe Juden ſein wollten. Und das iſt doch ganz wider die Ehre des Chriſtenthums. — Und geſetzt, guter Fürſt, daß die moſaiſchen Ehegeſetze noch die Chriſten verbänden; ſo tritt doch nun in chriſtlichen Staaten der Regent in den Beſitz derſelben Gerechtſame ein, welche Moſes zu den Zeiten der Theokratie Gotte über dieſe Geſetze vorbehielt und im Nahmen Gottes ausübte; denn — der Fürſt iſt ietzt der Repräſentant Gottes. Nun iſt das Levirat ein offenbarer Beweis, daß im Nahmen Gottes in beſondern Fällen von allgemeinen Ehegeſetzen diſpenſirt worden iſt. Sobald alſo für den Regenten eben ſo wichtige Gründe eintreten, als dieſe waren, welche, un-

geachtet des Geſetzes, daß niemand ſeines Bruders Frau heurathen ſollte, das Levirat verſtatteten: ſo mus er auch Recht haben zu diſpenſiren, wie dis Moſes in Namen Gottes, ausübte. Dis iſt eine Gerechtſame, welche ſich Fürſten, alles Gegengeſchreis ungeachtet nicht nehmen laſſen ſollten, und die ihre eigentliche Würde in einem recht glänzenden Lichte zeigt. — — — Fürſt und Vater! wenn denn aber nun diſpenſirt wird: ſo bekommt die Sache dadurch einen recht gehäſſigen Anſtrich, daß man — für Geld diſpenſirt. Was ſoll der Unterthan denken, wenn er ſieht, daß man Geſetze des Landes, die ihn heilig ſein ſollen, gleichſam übertreten dürfe, ſobald man die Uebertretung nur bezahlt? Mus er nicht glauben, daß die Geſetze nur dazu da ſind, um mit ihnen Wucher zu treiben, und daß nicht die Natur der Sache, ſondern Geld es ſei, wodurch etwas recht oder unrecht wird? Und, wenn vollends die Diſpenſationsgebühren in den Händen der Kollegien des Landes bleiben: was für verderbliche Einflüſſe mus dis auf die Denkungs- und Handlungsart derjenigen haben, welche in ſelbigen ſitzen? Sie diſpenſiren den Reichen, und werden dafür von ihm bezahlt. Sollte dis nicht die Grundlage davon ſein, wenn ſie ſichs überall angewöh-

nen, dem Reichen nur Recht zu ſprechen? Schaffen Sie, beſter Herr, alle Diſpenſationsgebühren ab. Laſſen Sie von nun an nicht mehr für Geld, ſondern für Gründe diſpenſiren. Dieſe kann der Arme ſo gut haben, wie der Reiche; jenes aber nicht. Und ſo wird der Fall nicht mehr eintreten, daß man einem Reichen Diſpenſationen ertheilt, die ihm ſchlechterdings verſagt werden müſten, und einem Armen eine Diſpenſation vorenthält, die ihm vor allen andern zu Theile werden ſollte. O wie wird Sie Ihr Volk dafür ſegnen, wenn es ſieht, deß nicht mehr Gewinnſucht die Geſetze des Landes handhabe und deute, ſondern daß geſunde Vernunft, Billigkeit und Menſchenliebe der Geiſt und die Ausleger derſelben ſind! Dieſer arme Landman, welcher im Felde Sie antrat, wird der Erſte ſein, der mit ſeinem ganzen Hauſe Ihnen ſeinen redlichen Segen dafür bringt.

Fürſt Guſtaf im Weggehen. Lange — lange habe ich das alles ſchon gefühlt; aber es fehlt uns Fürſten gemeiniglich nur an einem Biedermanne, der uns den Ton angibt. Von nun an wird über Alles in meinem Lande nicht für Geld, ſondern für Umſtände und Gründe diſpenſirt. Meine Räthe werden die Achſeln zucken; aber — las ſie ſie zucken!

An einem andern treflichen Morgen fing der Fürſt ſeine Unterredung mit dem Greiſe alſo an: Lieber Vater Hallo, nach einigen Tagen wird mein Geburtstag wieder ſein. Da habe ich denn zweierlei vor. Erſtlich will ich eine beträchtliche Summe Geldes an ſelbigem unter die Leute bringen. Meine Vorfahren haben es alle ſo gehalten. Sie gaben prächtige Dine's, Soupe's, Bälle, Illuminationen, Feuerwerke und was dem anhängig; und ſo wurden ſie von ihren Höflingen lobgeprieſen und vom Volke angeſtaunt. Ich will einmahl eben ſo groſſen Aufwand machen, wie ſie; nur will ich ihn anders anwenden. Ich habe mir zu dem Ende die Verzeichniſſe aller derer, welche Schuldenwegen in meinen Gerichten an- und ausgeklagt worden ſind, einliefern laſſen, und will für diejenigen von ihnen, welche auſſer Stande, zu bezahlen, ſind, und die erweislich machen können, daß ſie dis nicht als Verſchwender, ſondern durch Unglücksfälle und ohne ihre Schuld ſind, Zahlung leiſten. Es wird dabei freilich weder geſchmauſet, noch getanzt; allein ſtatt des unnützen Geſchmauſes bewirke ich gewis dadurch, daß manche rechtſchaffene Familie, der es ſeither am Brodte gebrach, ſich wieder ſatt eſſen könne; und, wenn ich auch nur zehen, die iezt im Arreſt

ſitzen, auf freien Fus ſtelle: ſo iſt denn dis doch wohl ein ſchönerer Anblick für einen Fürſten, als wenn er hundert und zehn in ſeinem Saale Thene und Chaſſé tanzen ſieht. Mit iedem einzelnen Manne, für den ich bezahle, beruhige ich zwei Menſchen. Ihn, den Schuldner, und ſeinen Gläubiger; oder wenn dieſe letztern mehr ſind, als einer, wohl fünf oder ſechs. Ich denke, daß du dis mein Vorhaben billigen ſolleſt.

Eine ähnliche Seelenfreude, als Hallo zu empfinden pflegte, wenn er ſich mit Anblicken und Betrachtungen der Güte Gottes beſchäftigte, durchdrang den Alten bei dieſer herrlichen Aeuſerung Guſtafs, und drückte ſich lebhaft in ſeinem ganzen Weſen aus. „O Sie grosmüthiger Vater Ihrer unglücklichen Kinder — wie haben Sie einen Greis erquickt, der ſich unter der Laſt ſeiner Jahre mit iedem Tage tiefer zu beugen anfängt, und der im Wohlthun und Segnen den höchſten Beruf der Fürſten erkennt! Herrlich iſt Ihr Entſchlus; und eine ſchönere Feier ſeines Geburtstages mag kaum ein Fürſt erdenken. Wie werden dieſe Unglückliche, denen Sie die Ruhe, und zum Theil auch Ehre und Freiheit, ia wohl Weib und Kinder wiedergeben, Sie dafür ſegnen! Wie werden ſie, ſo oft der heilige, ihnen

ſo zwiefachdenkwürdige Tag zurückkommt, ihre Segnungen erneuern! Ich denke ſie mir ſchon, wie ſie, ſo lange ſie leben, die Morgenröthe deſſelben kaum erwarten können, um Familienweiſe vor dem unendlichreichen Geber aller Gaben in den Staub zu ſinken, und ihrem huldreichſten Landesvater, der ſie einſt ſo hoch begnadigte, vermehrten Antheil an allen den Seligkeiten zu erflehen, welche die Erde für ihre Groſſen hat. Mit ihnen zugleich ſtammelt Hallo alsdenn auch in aller der Andacht ſein Gebet, deren ein Greis, wie er, noch fähig iſt. O Fürſt und Vater, möchte Ihr Beiſpiel auf Ihresgleichen wirken! Möchten Sie ſelbige für die eigentlichfürſtlichen Freuden empfindlicher machen, die all das Geräuſch der Höfe an ihren Feſten ſo weit hinter ſich zurücklaſſen! Gott! wie können Regenten doch die Gegenſtände der Anbetung ihres Volks werden! Wie können ſie machen, daß für Millionen kein Tag im ganzen Jahre ehrwürdiger, feſtlicher und willkommener werde, als der Tag ihrer Geburt! Wie iſt es möglich, daß ſie ihre wahren Vorzüge noch ſo oft verkennen, und ihre ſchönſte, beneidenswertheſte Glückſeligkeit noch oft ſo ungenoſſen laſſen!

Guſtaf: Lieber Greis, man erzieht uns noch gröſtentheils eben ſo wenig zweckmäſſig,

als man andere Menſchen erzieht. Von Kindesgebeinen an wird uns wohl vorgeſchwatzt, daß wir unendlichmehr ſind, als die übrigen Leute. Wenn wir noch nicht das geringſte nennenswerthe Gute verrichtet haben, beugt und ſchmiegt ſich ſchon Alles ſo vor uns, als wenn wir bereits unausſprechliche Verdienſte geſammlet hätten. Wird uns der verabſcheuungswürdige und unnatürliche Grundſatz, daß Millionen für einen Einzigen nur da wären, auch nicht wörtlich gelehrt: ſo wird er uns doch durch die ganze Bildung, welche man uns gewöhnlich gibt, beigebracht. Wir müſſen auf ihn kommen, und blicken dabei bald auf uns, und ſehen in unſerer Perſon dieſen Einzigen. Mitten im Geräuſch werden wir auferzogen, und lernen nur gar zu früh alle Arten von Eitelkeit lieben. Für die ſtillern und reinern Freuden der Natur läſſet man uns unempfindlich, und denkt nicht darauf, die ſanftern Gefühle der Menſchlichkeit in uns zu wecken, und zu ſtärken, welche doch in keinem menſchlichen Buſen reißbarer und überwallender ſein ſollten, als in dem Buſen der Fürſten. —

Hallo breitete bei dieſen Worten beide Arme nach ſeinem Fürſten aus.

Guſtaf fuhr fort: Mein Karl, der einſt aus meinen Händen das Regiment empfangen

wird, erhält eine edlere Bildung. Oft spreche ich zu ihm: „Bilde dir nicht ein, daß andere Menschen nur aus Erde, du aber aus Aether geformt seist. Du hast nur das Glück, wozu du in der Welt Gottes nicht das geringste beigetragen hast, daß du — der Sohn eines Fürsten geworden bist. Wäre bei deiner Geburt ein Tausch vorgegangen, und hätte man an deiner Stelle ein Hirtenkind in die Wiege gelegt, und dich ins Hirtenhaus gebracht: so weidetest du einst die Heerde, welche jenes weiden wird, und jenes weidete das Volk, das du nun einst weiden wirst. Auf Vorrechte der Geburt darf ein Mensch eben so wenig stolz sein, als es die Nachtigall sein darf, daß sie kein Sperling ward. Die Fürsten haben ihre Gewalt aus den Händen der Völker empfangen; nicht aus der Hand der Natur, wie sie der Vater empfängt. Anfangs wählte man zu Fürsten die Verdienstvollesten, die Weisesten, Tapfersten und Besten aus Zwanzigtausenden, aus Hunderttausenden, und aus Millionen. Hernach — merke es wohl, Karl — — waren die Völker so gutdenkend gegen ihre gute Regenten, daß sie sie noch über ihr Leben zu belohnen suchten, und ihre Thronen und Stühle auf ihre Kinder erblich machten. Wärest du auch gleich mein Sohn,

aber mein Sohn unter einem Himmelsſtrich, wo dis nicht Sitte iſt, ſo hülfe dir doch deine Geburt nichts. Drücke dis tief in deine Seele ein, und nimm gleichgültig ſolche Geſinnungen an, daß es mein Volk deinetwegen nie gereue, daß ſeine Vorfahren den unſrigen dieſen Lohn gereicht haben. Du wirſt einmahl Fürſt; — verſteh dieſen Ausdruck recht — das heiſt — du ſollſt einmahl unter allen, die in dieſem Lande leben, der Weiſeſte und Beſte ſein. Mache dich ehrwürdig; mache dich beliebt; verdiene es — Fürſt zu werden; damit das Volk einſt unter ſich ſpreche: wenn er noch nicht Fürſt wäre: ſo müſten wir ihn nun dazu machen. Wohlthun zeichne alle deine Handlungen — ſanftmüthiger Ton alle deine Reden — Liebe alle deine Gebehrden! „ — So rede ich nicht nur zu Karln; ſondern in der ganzen Art, wie ich ihn behandle, herrſcht auch dieſelbe Sprache. Ich führe ihn mit in die Geſellſchaft der Würdigſten meines Volks, und gewöhne ihn dazu, Leute von wahrem Verdienſt zu ehren, und wenn ſie auch aus niedrigen Ständen ſind. Er geht mit jungen Leuten aus guten Häuſern um, und dieſe ſind dazu inſtruirt, daß ſie nicht thun dürfen, als wenn er der Sohn ihres Fürſten wäre, ſondern, daß ſie ihn zurecht-

weiſen, wenn er falſch urtheilt und handelt; damit er frühzeitig Widerſpruch ertragen lerne, Vielſamkeit erhalte, und den Glauben einſauge, daß auch Fürſten fehlen können. Niemand darf ihm ſchmeicheln; und wer ihm ein Lob ertheilt, das er nicht verdient: der hat meine Ungnade — — ſieh Vater Hallo in dieſem Augenblick ein Beiſpiel davon, was eine falſche Sprache thue, an die man von Jugend auf gewohnt wird — meinen Unwillen, wollte ich ſagen, auf der Stelle zu erwarten. Müſſig darf er ſo wenig gehen, als die Söhne meiner Unterthanen, denn er ſoll einmahl Arbeitliebend und Arbeitgewohnt ſein, wie ſie, und ſoll nicht denken, daß der ganze Umfang ſeines Berufs nur im Unterſchreiben ſeines Nahmens beſtehe. Nie verſtattete ich ihm, daß er ſinnliche Vergnügungen zu überhäuft und zu anhaltend genöſſe; damit der Hang zu ſelbigen nicht der herrſchende in ihm würde. Von der Arbeit gehet er zur Freude über; von der Freude kehrt er zur Arbeit wieder zurück. Selbſt ſeine Vergnügungen ſind gröſtentheils mit nützlicher Beſchäftigung verbunden. Er hat einen Garten, in welchem er oft mit ſeinen Gärtner um die Wette ſäet und pflanzt. Auch habe ich ihm in der Nähe ein Guth überlaſſen, auf dem er bauen und Anlagen machen

kann, wie er will. Dadurch habe ich oft Gelegenheit, über die interessantesten Gegenstände mich mit ihm zu unterhalten. Auf dem Guthe sind einige Bauern und Häusler, deren Glückseligkeitsbesorgung ich ihm vorzüglich empfohlen habe. Mit Freuden höre ich, wie er oft in ihren Hütten ist, ihnen Gutes thut, und wie die Leute an ihm hangen. O wenn er einst die Liebe seines ganzen Volks so haben wird, wie er jetzt die Liebe dieser Wenigen genist: was für ein glücklicher Fürst wird er sein! Ich suche ihm die Erlangung derselben zu erleichtern. Oft lasse ich Wohlthaten, welche ich austheilen will, durch seine Hände gehen; und, wenn ich ein Ansuchen, das an mich geschehen ist, gewähre: so ist er oft derjenige, welcher dem Bittenden die Nachricht eröfnet. Der Gedanke, welcher mich immer hierbei leitet, ist der, daß es mir darum zu thun sein müsse, daß ich das Glück meines Volks, das ich theils bewirkt zu haben, theils noch zu bewirken glaube, auch sichern möge; denn, sollte es mit meinem Leben ein Ende haben, o wie wenig hätte ich alsdenn geleistet! Karl soll da fortfahren, wo ich aufhören muß. Ich will nicht dadurch bei meinem Volke im Andenken bleiben, daß dieses von ihm gezwungen werde, zu seufzen: O daß sein Vater noch lebte! — sondern

dadurch, daß er selbigem einst täglich das Bekenntnis abnothige: er übertrift den Vater noch; aber, daß er dis thut, haben er und wir dem Vater zu verdanken. Das ist edler Fürstenstolz, nach dem Tode noch fortregieren, und im Nachfolger noch Gutes thun und noch Glückliche machen!

O Fürst — rief Hallo im Enthusiasmus aus — bei meines Hauptes Silberhaar — bei diesen zitternden Händen — Sie sind warlich Gottes Bild. Welche glückselige Zeiten — welche lange Reihen derselben stehen diesem Lande bevor! Gustaf selbst wird noch viele Jahre haben; — Karl wird sein, wie Er; — und Karls Sohn einst wieder, wie sein Vater: denn Karl wird die Bildung, welche er selbst empfing, ewig segnen, und um so vielmehr sie auch seinen Prinzen reichen.

Gustaf. Und nun höre auch das Andere, was ich an meinem Geburtstage thun will. Ich will ein starkes Avancement unter meinen Dienern vornehmen. Ich habe lange keine Räthe und Hofräthe gemacht. Vielleicht stärke ich sie in ihrem Diensteifer.

Hallo's Seele bekam bei diesen Worten eine plötzliche Umstimmung. Er lies den Fürsten das ganze grosse Avencementsverzeichnis, ohne ihn darinn zu unterbrechen, hersagen, und

zählte aufmerksam die Räthe und Hofräthe, welche iezt ihre Existenz erhalten sollten. Darauf sprach er: Mein edelmüthiger Fürst, ich verkenne die vortrefliche Absicht Ihres Vorhabens nicht; ich zweifle aber, daß Sie sie erreichen möchten. Unter denienigen, welche Sie nannten, sind viele, die die Titel nicht verdienen, die sie erhalten sollen. Diese werden nur stolz durch sie gemacht werden. Sie werden sich einbilden, mehr zu sein, als sie sind, und in Zukunft ihr einziges Verdienst im Titel suchen. Andere, die Verdienste haben, werden keine Ehre darinn finden können, wenn sie Titel erhalten, die ienen ohne Unterschied auch zu Theile werden. Ueberhaupt benimmt die Menge den Titeln den Werth, welchen sie ia noch haben. Wenn Fürsten wollen, daß sie als eine Art der Belohnungen vom Range betrachtet werden sollen: so müssen sie sparsam in Austheilung derselben sein. Sie müssen nie irgend einen Titel einem Manne geben, der das nicht schon wahrhaftig ist, wofür er nun durch selbigen öffentlich bekannt gemacht werden soll. Wenn ieder Schreiber Rath wird: so heißt Rath im kurzen nicht mehr, als was sonst Schreiber hies. Es sind nur andere Buchstaben, welche das Volk hört. Bald gewöhnt es sich an sie, und verbindet mit den Buchstaben

K — a — t — h eben den Begrif, den es ſonſt mit dem Worte Schreiber verband. Und, wenn denn die Leute Titel bekommen: ſo iſt die natürliche Folge davon, daß ſie nun auch einen ihren Titeln gemäſſen Aufwand machen wollen. Ihr Tiſch, ihre Kleidung, ihre Meublen, ihre Bedienung, ihre Kindererziehung, ihr Umgang — alles ſoll nun zu dem neuen Karakter paſſen. Haben ſie eignes Vermögen: ſo iſt dis freilich das Erſte, wornach ſie die verſchwenderiſchen Hände ausſtrecken werden. Da ſeufzen denn die Kinder nach Jahren einmahl noch über die Freigebigkeit des Fürſten in Titeln gegen ihre Väter. Oder ſind ſie unbemittelte Leute: ſo machen ſie Schulden; und ſo müſſen ihre arbeitſamen, unſchuldigen Mitbürger, Kaufleute und Handwerker ihre Titel gleichſam erſt noch auslöſen, und die Ehre mit theuren Preiſen bezahlen, für Leute von Karakter Waarenlieferungen gehabt zu haben. Glauben Sie, beſter Fürſt, eine der vornehmſten Quellen der Armuth der Familien von ſogenanntem mittlern Stande iſt die zu reichliche Austheilung der Titel in einem Staate. Wollten Sie dieſem Uebel zuvorkommen, und doch zugleich Ihren Plan befolgen: ſo müſten Sie auch in der Maſſe die Beſoldungen Ihrer Diener erhöhen, in welcher Sie die Titel derſelben

erhöhen. Und ich bin feſt überzeugt, daß der Staat, welcher ſeine Diener in einen höhern Stand hinſtellt, auch verpflichtet ſei, dafür zu ſorgen, daß ſie ſofort ſtandesmäſſig leben können. Er verleitet ſie ſonſt zum Betrug gegen ihn ſelbſt und gegen ihre Mitbürger, und macht ſie gerade dadurch unglücklich, und ſtraft ſie dadurch, wodurch er ſie belohnen und beglükken wollte. Die Grosmuth eines Fürſten, wie Sie ſind, läſſet mich nun zwar nicht zweifflen, daß dieſe Vorſtellung ihn dahin bewegen würde, die Beſoldungen ſeiner Diener ebenſo zu vermehren, wie er den Glanz ihrer Titel vermehrt; aber, beſter Fürſt, erwägen Sie einmahl, welch eine Summe alsdenn Ihr Vorhaben, ein ſo ſtarkes Avancement geſchehen zu laſſen, erfordern dürfte; und — was noch mehr iſt, wie Sie Tauſend andere Zwecke, als der iſt, Leute in den Stand zu ſetzen, daß ſie unnöthigen Aufwand machen können, vor ſich finden werden, zu deren Erreichung Sie dieſe Summe auf weit edlere Weiſe verwenden mögen! Auch iſt es zwar an ſich gut, wenn die Diener im Staat von dem unterſten an die Hofnung haben, mit der Zeit zu rücken; aber für die mehreſten derſelben mus es doch eine gewiſſe Stelle geben, bis zu welcher ſie nur rücken können. Der Vergleich mit dem Militair, wo

der Soldat von der Muskete an zum General aufdienen kann, paßt hier in der That nicht. In den Civildiensten des Staats ist weit mehr Mannigfaltigkeit, und iede Art derselben erfordert fast eine besondere Vorbereitung einer ganzen Jugend zu sich. Da, wo diese wichtige Reflexion aus den Augen gesetzt wird, pflegt sich das ungeheure Unglück für den Staat zu ereignen, daß die Leute auf Plätze hingestellt werden, die sie schlechterdings nicht ausfüllen können; dahingegen, wenn man sie auf ihren vorigen gelassen hätte, sie denselben genung gethan haben würden. Oder sollen es bloße Titel sein, welche die Diener erhalten: so ist dis nicht nur ein sehr leerer Lohn für sie; sondern die Verwirrung, welche daraus entsteht, ist auch keine der geringern. Die Subordination leidet dabei, und die pflichtmäßige Betreibung der Geschäfte auch. Die Leute fangen alle an, nach höhern Dingen zu trachten und sich in sie einzumischen, und ihre seitherigen Verrichtungen werden ihnen zu klein. Der Schreiber, welcher Rath wird, fühlt sich wohl, wenn ihm nun von einem im Kollegium diktirt wird, auch als Herr Rath, und spricht, statt blos zu schreiben, mit. Ich rathe Ihnen aus diesen Gründen das gresse Avancement ab, mein gütiger Fürst, welches sie beschlossen haben. Je

weniger der Titel in einem Lande, ie richtiger die Austheilung derſelben: deſto mehr in Ehren werden ſie gehalten. Sind aber die Titel erſt verächtlich: ſollte am Ende nicht der ſelbſt auch dabei verliehren, welcher ſie austheilt?

Ich gebe meinen Vorſatz auf, antwortete Fürſt Guſtaf im guthmüthigſten Tone. Ein aufwallender Trieb des Wohlwollens hat verurſacht, daß ich die Sache nur einſeitig betrachtet habe. Du haſt mir auch die übrigen Seiten derſelben, und zwar die unweit wichtigern, geöfnet, und ſie ſollen nun nie wieder von mir aus den Augen gelaſſen werden. Lebe wohl, biedermänniſcher Greis, und feiere den Morgen am Tage meiner Geburt mit Seelenruhe unter dieſer Laube! —

Und mit dem herzlichſten Gebet für Sie — rief Hallo ſeinem Fürſten nach.

Der Seele des Greiſes ſtand ein harter Kampf bevor. — —

Eines Abends, als er, ehe Eleonore, die ſich zuweilen bis gegen die Nacht in Berkewitz aufzuhalten pflegte, von ihren Kindern zurückgekommen war, ſchon im Bette lag, und eben einſchlummerte, ward er durch ein ſtarkes Ge-

räuſch in der Nebenſtube geweckt. Er richtete ſich auf, und ſah Alberten, der leiſe an ſein Bette hereilte. Der ganze Anblick verkündigte ihm vorgefallenes Unglück. „Was bringſt du ſo ſpät noch? fragte er halb im Taumel; und wo haſt du die Mutter? „

Albert hatte ſich vorbereiten wollen, ſeinem Vater die traurige Nachricht, welche er ihm zu bringen hatte, auf eine weniger erſchütternde Weiſe zu eröfnen; aber die Frage des letztern war zu beſtimmt, als daß er der Vorbereitung nicht vergeſſen ſollte. Er wollte anfangen zu reden, und ward von häufigen Thränen unterbrochen. Der Greis entſetzte ſich; doch war er noch Mann genung, um aufzuſtehen.

„Was iſts? — ſag nur, was iſts?

Albert ſtotternd. Die liebe Mutter iſt uns plötzlich ſehr krank geworden. In der Nebenſtube liegt ſie auf dem Sofa. Wir baten ſie, daß ſie bei uns übernachten möchte; aber ſie beſtand darauf, daß wir ſie zu Ihnen bringen ſollten.

Hallo unter den wehmutsvollſten Blicken gen Himmel. Ach Gott! Gott! —

Darauf ſchlich der Greis wankend zur Nebenſtube fort, und die Füſſe ſchienen ihm mit iedem Augenblick entſinken zu wollen. Florentin kam ihm, als er dis ſah, entgegen, und

führte ihn. Eleonore lag in den Armen ihrer beiden Töchter, und versuchte vergeblich, ihre Hände nach ihm auszustrecken. Sie war schon Ringerin mit den Aengsten des Todes.

Hallo umfaste sie mit männlicher Zärtlichkeit. Man hörte ihn tief schluchzen. „Meine Einzige — meine Liebste — du treue, ewigtreue Mutter, was ist dir? „ —

Eleonore seufzte aus der Fülle ihrer Seelen. Ihre Gesichtszüge waren verzerrt — ihr Mund zog sich hin und her — ihre linke Hand war unbeweglich. Mit der Rechten gab sie ihm den letzten Druck, und stammlete schwach: „Vater — ich sterbe. Aber in — deinen Ar — men habe ich — sterben — wollen. Gott hat — mir — diese — Gnade gethan. So leb — nun — wohl — und — komm — bald — nach. „

Der Greis weinte bitterlich. „Ach! dein Geist säume nur noch einige Augenblicke! — o meine treue Gattin, meine liebe Begleiterin durch langes Leben — so wills denn Gott, daß du mir voran gehest! Nimm Dank, Dank wie im Himmel noch, für alle deine Liebe gegen mich aus meinem beklommenen Herzen an! Der Schöpfer sei mit dir, und lohne dich nach überstandenem Kampf mit Freuden jener Welt! Ich — folge bald — und bin wieder mit dir

— und wir warten denn beide auf ſeine Gnade.

Eleonore ſah noch einmahl ihn, und denn alle ihre Kinder liebreich an. Alle umfaſten ſie ſie, und unter ihren Küſſen gab ſie den Geiſt auf.

Sie iſt dahin — ſie iſt von mir — rief der Alte jammernd aus. Gott! wie ſchlägſt du mich am Grabe noch ſo hart! — —

Darauf ſas er lange noch unbeweglich neben ſeiner lieben Todten, hatte die Hände im tiefen Schmerz gefaltet, ſah zur Erden vor ſich nider, und ſchien nicht auf das Wehklagen ſeiner Kinder zu hören. Endlich rief er aus: „Nein, er ſchlägt mich nicht. Ich habe mich übereilt; — er verzeihe mir in Gnaden! Was mir geſchehen iſt, iſt natürlich. Wir haben ja lange genug mit einander gelebt; länger, als Tauſend andere. Ich, oder ſie, muſte den Anfang zur Scheidung machen. Sie hat ihn machen müſſen; denn wir haben zuſammen viel Drangſale erlitten, und ſie war empfindlicher dabei, als ich. Von nun an ſoll mir keine Thräne weiter entweichen. Mein Andenken an ſie ſoll ein ununterbrochenes, aber freudiges Andenken ſein. Denn ich folge ihr ja bald nach. Liebe Kinder, ermannet euch und ſtimmet in mein Gebet ein! „

Der Greis senkte sich zur Erden. Seine Kinder nach ihm.

„Du Erbarmer aller Leidenden hast dich auch ihrer erbarmt, und ihre Quaalen abgekürzt. Nicht Monathe lang — nur Stunden lang dauerte ihre Todesnoth. Wir beugen uns in stiller Demuth unter deinen Willen und beten dich zufrieden an. Dich preise unsere ganze Familie lange für das unzählbare Gute, welches du dieser unserer lieben Verschiedenen erwiesen hast! Alle eilen wir der Ewigkeit zu. Sie hat den Lauf zuerst vollbracht. Las uns sie segnen! Stille unsere Wehmuth und stärke uns täglich mehr im Glauben an dich. Führe uns denn ihr nach, und bringe uns wieder zu ihr, und mache uns selig, wie sie. „

Aufgeheiterter schien des Greises Antlitz nach vollbrachtem Gebet. Seine Kinder hoben ihn auf, und Albertine troknete ihm die letzten Thränen ab, welche noch in den tiefen Furchen seiner Wangen schliefen.

Hallo. Lieben Kinder, ihr hattet eine ordentliche Mutter an ihr, und ich eine Gattin, die der Trost meines Lebens war. Sehnsucht sprach aus ihren Blicken, wenn der Mittag kam, und sie konnte die Stunde immer kaum erwarten, in der sie gewöhnlich den Weg zu euch antrat. Gestärkt und recht Freude-

geſättigt kehrte ſie denn von euch iederzeit zu mir zurück, und würde bis nach Mitternacht mir von euch zu erzählen gewuſt haben, wenn den Vater nicht nach erquickendem Schlummer verlangt hätte. Ich kann nicht ſagen, daß ſie unter euch vieren einen Unterſchied gemacht hätte. Sie acchtete Florentins und ſeiner Schweſter mit eben der Zärtlichkeit, mit welcher ſie von Albert und Albertinen zu reden pflegte. Ich habe eine der längſten Reiſen auf Erden mit ihr gefahren; aber es iſt mir, als hätte ich ſie ſeit kurzem erſt geheurathet. Unausſprechlichen Antheil hat ſie an allem, was mir widerfuhr, genommen. Wenn ich, von Arbeit müde und entkräftet, mich in ihre Arme warf, und den Abend unter häuslichen und vertraulichen Geſprächen mit ihr hinbrachte — Gott! wie geſtärkt, belohnt und erheitert fühlte ich mich da! Und, wenn ihr meine zwei leibliche Kinder denn um uns her waret, uns umhüpftet und umſpieltet, und von uns verlanget, daß wir ieder einen von euch auf unſern Schos nähmen, und wir mit dem einen Arm euch und mit dem andern uns umſchlangen — o wie viel tauſend Freudenthränen haben wir da geweint! Durch die Seele gings mir, wenn ſie denn dann alles, als unſere Umſtände noch ſchlecht waren, wohl zu mir ſprach: Lie-

ber, wir haben zwar wenig Umgang und sind arm; aber wir sind einander doch eine ganze Welt, und unsere Kinder sind mehr, als Millionen für uns. — Ihr Besorgtsein für mich, wenn ich in gefährlichen Lagen zu sein schien, ging über alles, was ich euch davon sagen mag, und ich bin gewis, daß sie die Unruhen, welche sie meinetwegen litten, einen Theil ihres Lebens gekostet haben. Sie war mir ganz das, was das Weib dem Manne sein soll. Keine Stunde von allen, die ich noch lebe, soll vergehen, ohne daß ich ihrer gedenke. Ich bin nun ganz einsam hier, und will es auch hier sein bis an meinen Tod; aber, da ich nun nicht mehr mit ihr reden kann: so soll meine schönste Unterhaltung diese sein, daß ich mich in die verschiedenen Zeitpunkte unseres zusammengeführten Lebens, in welchen sie mir die ausserordentlichsten Beweise ihrer Liebe gab, zurückversetze, und es, so weit es die sterbende Fantasie eines Greises vermag, dadurch dahin bringe, daß mir so sei, als wäre sie noch um mich, als sähe ich sie, und als schlösse ich sie in meine Arme. Glaubet mir — die ersten Jahre der Liebe sind sanft und süs; aber nichts sind sie gegen den stillen seligen Abend rechtschaffener Gatten. Wenn ein Paar Seelen durch ein so langes Beisammensein ganz in ein-

ander eingeſchauet, ſich ganz aneinander gewohnt haben, und ſo unauflöslich verbunden ſind — denn, denn genieſſet man die Seligkeiten der Liebe, der Treue und der Tugend erſt recht. Aber denn wird auch der Augenblick der Trennung recht ſchwer — recht ſchwer. —

Der Greis unterbrach ſich hier ſelbſt — ſchluchzte — drückte ſeinen Kindern die Hände — blickte ſeufzend gen Himmel — fuhr fort: doch, wie freudig umarmt ein Greis unter ſolchen Umſtänden die Hofnung eines künftigen Lebens! — O Eleonore, Eleonore, du meine treue Gefährtin, nicht auf ewig verlohren biſt du für mich! In ſeligern Gefilden geſelle ich mich wieder zu dir; und denn fürchten wir die Trennung nicht wieder. Gewis finden wir uns wieder; denn unſere Geſinnungen waren dieſelbigen. Die Welt, deren Bürgerin du ſein wirſt, muß auch meine Welt werden. Das ſei nun hinfort meine ſüſſeſte Vorſtellung! Und ſo lange ſie von Gott noch nicht realiſirt wird, will ich mich daran begnügen, ihren Vorgenuß aus eurem Anblick, liebe Kinder, zu ſchöpfen. Doch, ſie wird bald kommen — ja, ſie wird bald kommen, die Stunde, in der mein Geiſt dem ihrigen folgt. Harren, Hallo! Harren bis ans Ende iſt die letzte Tugend des Greiſes. — Liebet, Kinder, eure

Mutter im Tode noch, und laſſet ihr Bild im Segen unter euch bleiben! Ich werde euch beobachten über dieſen Punkt, und von den Geſinnungen, welche ihr gegen eure todte Mutter äuſert, auf diejenigen ſchlieſſen, welche ihr einſt für euren todten Vater hegen werdet. Ahmet euren Eltern in Tugend und Sanftmuth gegen einander nach; auf daß ihr, wenn euch dereinſt die Gottheit trennet, eben ſo mit Seelenruhe, ohne Vorwurf und mit inbrünſtiger Freude auf eure Wiedervereinigung in jener Welt auseinander gehen möget, wie Eleonore von mir ging. Sie ſoll begraben werden in der Laube; und zwar ſo, daß mein Grab neben dem ihrigen Platz finde. Ich fühle mich ſchwach, und überlaſſe es euch, die Anſtalten dazu zu treffen.

Hallo gab Eleonoren den letzten Kus, und legte ſich äuſerſt entkräftet zu Bette. Von jedem Paare ſeiner Kinder waren immer einer bis zum Tage der Beerdigung Eleonorens auf dem Berg. Albert und Florentin beſorgten das Grab; ihre Frauen die Leiche. Den Greis hielt ſeine Schwachheit auf einige Tage im Bette. Er verſuchte es, ſie durch Muth zu bekämpfen; aber er that der Natur vergeblich Widerſtand. Am Tage der Beerdigung war er am allerſchwächſten. Seine Kinder flehe-

ten ihn; das traurige Begräbnisgeschäft ihnen allein zu überlassen. Ihre Bitte jammerte ihn; doch muste er sie erfüllen. „So gehet denn, sprach er, und senket sie mit Gebet und Segen ein. Ich will mich unterdessen auf meinem Lager vor Gott demüthigen. Stehe ich wieder auf — denn, dem mein erster Gang zu ihr!“

Niemand folgte der Leiche Eleonorens, als ihre vier Kinder. Dennoch gehört ihr Grab zu denjenigen, in welche die häufigsten Thränen des aufrichtigsten Schmerzens und der innigsten Dankbarkeit gefallen sind. Florentin und seine Schwester dachten schwermüthig an ihre Eltern bei selbigem zurück, und fühlten tief, wie weit schöner dieses Grab, als das Grab des alten Jakobs, sei. Die beiden jungen Männer halfen wacker den Hügel machen, und ihre Gattinnen schütteten grosse Körbe voll Blumen über ihn aus. Als Träger und Gräber wen waren, verweilten die edelmüthigen Kinder noch eine Zeitlang am Grabe, ohne zu sprechen. Sie standen tief in Gedanken, und dachten alle einerlei. Nach wechselseitigen Umarmungen verliessen sie es, und kehrten unter heiligem Schweigen zu ihrem Vater zurück. Der Vollmond warf ein blasses Licht durch die

Wolken, und eine feierliche Stille herrſchte auf dem ganzen Berg.

Habt ihr ſie begraben? — fragte der ſtandhafte Greis.

Seine Kinder ſchwiegen, und wendeten ſich von ihm, um ihn ihre Thränen nicht ſehen zu laſſen.

O gönnet ihr die Ruhe! —

Eine himmliſche Heiterkeit ergos ſich bei dieſen Worten über ſein ganzes Antlitz. Man ſuchte ihn zu bereden, daß er wieder nach Berkewitz zurückziehen möchte.

Hallo. Ich bleibe bei eure Mutter.

Albertine und ihre Schwägerin erboten ſich, eine Woche um die andere bei ihm auf dem Berge zuzubringen.

„Bleibet ihr bei euren Männern, und in euren Wirthſchaften, erwiederte er, denn dahin gehören die Weiber. Könnet ihr mich und eure Mutter doch ſo oft beſuchen, wie ihr wollet. Die geringe Bedienung, welcher ich bedarf, leiſten mir der Gärtner und ſeine Leute. Brauche ich ſonſt etwas, ſo ſoll es euch durch ſie abgefordert werden. „

Er erholte ſich darauf wieder von ſeiner Schwachheit; und der Abſchied, welchen ſeine Kinder zum erſtenmahle nach Eleonorens Tode von ihm nahmen, war einer der rührendſten,

und ſchien die Stelle des Allerletzten vertreten zu ſollen, wenn ſie dieſen etwa einmahl nicht von ihm nehmen könnten.

Der Greis erfüllte ſein Verſprechen. Sein erſter Gang nach ſeiner Geneſung war zu Eleonoren. Mit ſo hoher Andacht, mit ſo überwältigendem Gefühl war er noch nie in die Laube eingetreten, als jetzt. Noch lagen die Blumen, welche die edlen Töchter ausgeſchüttet hatten, auf dem Hügel, und welkten. Er nahm einige Roſen davon, und ſteckte ſie an ſeinen Buſen. Der Strom der Empfindung riß ihn fort. Er ſprach laut: „Nun ſanfter Friede Gottes über dir, du treues Weib! Eingegangen, eingegangen biſt du in der Erde, unſerer Mutter, Schoß, und dein Freund, dein Vertrauter, dein unzertrennlicher Gefährte im Leben und im Tode wartet der Stunde, in welcher ſie ſich auch ihm öffnen wird. Ach! wie herzlich haſt du mich geliebt! Welch eine Leere hat nun die Welt für mich, da du nicht mehr biſt! Liebe Selige, ich bin dir viel ſchuldig. Ich fühlte deinen Werth im Leben, und drängte mich auch im Tode noch an deine Seite Nimm aus Gottes Händen nun den ſchönſten Lohn

eines frommen Weibes und einer redlichen Mutter. Warte auf mich in jener Welt; — — ich komme bald. Schon sinken meine Kniee hier auf meine künftige Gruft, und im kurzen wird diese Stäte alle meine Gebeine decken. Denn ruhe und raste ich neben dir, und unser Staub vereinigt sich, wie unsere Seelen immer vereinigt waren. Ach! welche Wonnen über uns, wenn Gottes gröster Tag kommen wird, und wir ihm wieder gemeinschaftlich — nicht mehr im Staube — das erste Lobgebet anstimmen werden! Welche Wonnen — wenn wir uns in reinester Liebe üben, und uns und unsere Kinder in vollendeter Tugend erblicken werden! denn ewig wohl mir, daß du meine Gattin wardst! „

Der Greis befand sich schon, ohne dessen bewust zu sein, in der völligen Stellung eines glühenden Beters, und fuhr ununterbrochen fort:

„Gott! zum erstenmahle bete ich hier zu dir an meiner Gattin Grabe. Du wareſt ihr gnädig — ach! sei es auch mir! Ich bin nun ganz einsam; aber du bist mein Beistand. Nichts, nichts habe ich eisgrauer Alter weiter mehr zu thun, als des Augenblicks zu harren, in welchem du auch mich dahin führen wirst, wo meine Liebe nun schon ist. Gewähre ihn

mir nach deiner Weisheit in einer recht seligen Stunde, und löse mich alsdenn sanft auf; damit mein Tod einst einem Mittagsschlummer gleiche, in den der Arbeiter unter der überhandnehmenden Sonnenhitze fällt. Ach, wäre es möglich, daß ich so einmahl hier, so in dieser Stellung, und so nach vollbrachtem Morgengebet geradehin auf mein Grab sänke, und mein Geist unter inbrünstigen Gedanken an dich aus Welt in Welt übginge — o Gott! wie überschwenglich begnadigtest du deinen Greis, der dich allenthalben sucht und allenthalben findet, und aus der Hofnung höherer Offenbarungen deiner Liebe, welcher du ihn bald würdigen wirst, seine letzte höchste Freude schöpft! Schöpfer — Vater — Gott und Herr! segne mich mit Kraft und Muth! Erheitere meinen Geist, und gib ihm Augenblicke, in welchen er im Anblick deiner grossen Werke auf Erden schon in iene Welt hinübergerückt zu sein glaubt. Sieh, wie diese Hände, welche sich vor dir falten, schon zittern, dieses Haupt, das sich zu dir erhebt, schon wankt; aber du — du bist meine Stärke!"

Da kam Fürst Gustaf.

Er fand den Greis knieend — knieend an einem Hügel, der die Gestalt eines Grabhügels hatte. Sein erster Gedanke war, daß Hallo,

um

um das Andenken ſeines Todes recht lebhaft zu erhalten, denſelben als Bild ſeines eigenen Grabes habe aufwerfen laſſen.

„Was iſt dis? — Wozu dieſer Hügel?„

Hallo, ſich aufrichtend. Er deckt Eleonorens, meiner vollendeten Gattin, Gebeine.

Fürſt Guſtaf, ſich entſetzend. Wie? iſt ſie todt?

Hallo. Ja, beſter Fürſt; ſie iſt dahin, und ruhet hier ſchon ſeit einigen Tagen, und ich war eben heute erſt ſtark genung, zum erſtenmahle an ihrer Gruft zu beten.

Der Fürſt. O du bejammernswürdiger wackerer Greis, was für ein hartes Geſchick hat dich noch treffen müſſen! wie blutet für dich mein Herz!

Hallo. Nicht ſo, lieber Herr und Vater. Wenn ein Paar Menſchen ſo lange zuſammen gelebt haben, wie Eleonore und ich, was iſt natürlicher, als ihre Trennung denn? Thäte der Hinterbleibende nicht groſſes Unrecht gegen Gott, wenn er über den frühen Abſchied des andern murren wollte? Es iſt mir nun lieb, daß ſie vorangegangen iſt. So hat ſie ein Leiden weniger empfunden; das Leiden, welches ihr unter allen das bitterſte geweſen ſein würde — das Leiden, mich ſterben zu ſehen.

Ich liebte ſie; darum gönne ich ihr die frühere Vollendung.

Der Fürſt. O du geſetzter Greis, was biſt du für ein ſeelengroſſer Mann! Untröſtlich dich zu finden würde ich geglaubt haben, wenn ich vom Tode deiner Gattin gehört hätte; und ſiehe, du biſt ſchon völlig beruhigt. Mein ganzes Erſtaunen erregſt du.

Hallo. So zu denken, iſt ja die einzige Klugheit, welche der Menſch ausüben kann, und Pflicht für mich. Auch ward es mir nicht ſchwer. Einige Minuten lang währete zwar der Sturm, den ich auszuſtehen hatte; aber ich ſtillete ihn bald. Das iſt der Lohn der Rechtſchaffenheit, daß für uns keine Lage des Lebens ſich ereignen könne, in der es uns bei ihr an Troſt gebrechen ſollte.

Der Fürſt ſchwieg mit feſt auf den Greis gerichteten Blicken, und man las die immer höher ſteigende Ehrfurcht gegen denſelben in ſeinen Augen.

Hallo. Wir haben in keuſcheſter Liebe und in herzlichſter Vertraulichkeit eine lange Reihe von Jahren verlebt. Unausſprechlichviel hätte ich an den Genüſſen des Lebens verlohren, wenn ſie nie meine Frau geworden wäre. Süſſer, ſeliger, — bei allen Leiden, die uns troffen haben, muß nie eine Ehe unter dem Himm

gewesen sein, als die unsrige. Mit Entzücken denke ich an den Tag unserer Verbindung, und mit Ruhe an den Tag unserer Trennung zurück. Beide sind nun vorüber. Aber einer ist mir gleichheilig, wie der andere. Auch der Tod kann mich nicht ganz von ihr trennen. Ich bin hier doch bei ihr, und werde täglich bei ihr sein, und werde die meisten Stunden, die ich noch lebe, hier verleben, und werde bald ganz wieder bei ihr sein. Es ist wahr, es bleibt immer ein Schmerz, seinen Vertrautesten verlohren zu haben; aber es ist ein sanfter Schmerz; denn er wird auf der Stelle durch das Bewusstsein gemildert, daß man des Todten werth gewesen sei, daß er sich davon überzeugt gehabt, daß er erkannt und geschätzt worden, und daß er im Augenblick des Scheidens sich auf den Augenblick des Wiedervereinigtwerdens mit uns innigst gefreuet habe. Nur wahre Liebe, die wir gegen die Unsrigen hegen, beruhiget uns am Ende über ihren Tod.

Der Fürst, der sich seufzend an Hallo's Seite setzte. Darinn sind wir Fürsten, wir Grosse, übel dran, daß uns von dieser Glückseligkeit, welche der Mensch im Schosse seiner Familie geniest, gewöhnlicher Weise nur ein

kleiner Theil angewieſen ward. Ich weis nicht, es iſt bei uns meiſtentheils zwiſchen Gatten und Gatten, zwiſchen Eltern und Kindern, zwiſchen Geſchwiſtern und Verwandten gar das Vertrauliche und Herzliche nicht, welches man unter dieſen Verhältniſſen in andern Ständen antrift. Wir leben gröſtentheils in einer Art von Entfernung unter einander, kommen uns nie nahe genung, bleiben gleichgültig und kalt gegen einander; und wahre, ſanfte Liebe iſt ein Trieb, den wir ſelten recht kennen lernen. Das macht, daß wir von Kindesgebeinen an nur für das Geräuſch empfindlich gemacht werden, und von nichts, als von groſſer Welt und von hohem Tone reden hören. Für Ceremonie können wir gar nicht zur Vertraulichkeit gegen einander kommen; und, wenn wir einmahl nahe daran ſind: ſo verdirbt ein Courtag, an dem wir hundert Leute und mehr in einem Saale beiſammen, und äuſerſt verbindlich gegen einander ſehen, ob wir gleich wiſſen, daß keiner von ihnen dem andern über den Weg traue, alles wieder. Ueberhaupt werden uns oft die Bande der Natur und der Liebe von Jugend auf nicht von einer ſo heiligen und ehrwürdigen Seite vorgeſtellt, von welcher andere Menſchen ſie betrachten lernen. Es iſt faſt, als wenn man damit ſagen wollte, daß das,

was man eigentlich Haus nennet, zu klein für uns sei, und daß wir nicht für das Haus, sondern für die Welt bestimmt wären. Nur Schade, daß die Welt uns das nicht ersetzen mag, was wir im Hause haben könnten und verliehren müssen. Warlich guter Greis, wenn dis und andres mehr die übrigen Menschen bedächten: so sollten sie endlich einmahl anfangen, uns unseres hohen Standes wegen nicht mehr zu beneiden. Die sanftesten Freuden gehen für viele von uns verlohren. Von der Natur auf allen Seiten wie abgedrängt und ausgeschlossen, müssen sie sich an die Kunst halten, die in allen ihren noch so hochgerühmten Produkten mit ihrer glänzenden Flitterei die simple und sättigende Würde iener nie erreichen mag. Zwanzig, dreissig Menschen stehen zum Exempel um sie her, und lauern auf ihren Wink, iede Art von Bedienung zu leisten; und unter ihnen allen ist kein Freund, kein Bruder für sie. Ueber die meschante Ceremonie, Etikette, und wie das Zeug alle heist, kommen sie um die sanftesten und liebenswürdigsten Gefühle der Menschheit. Es ist fürwahr für ihre Unterthanen nicht gut, wenn die Sachen mit ihnen auf solchem Fusse stehen. Nur gar zu leicht tragen Menschen, deren eigenes Gefühl für die Bande der Natur und der Liebe nicht stark ge-

nug iſt, auch kein Bedenken, ſie unter andern aufzuheben. Alle die Familientrennungen, welche die Fürſten ſo oft vornehmen, wenn ſie in ihren Dienſten den Gatten von der Gattin entfernen, den Kindern den Vater oft in denjenigen Jahren entziehen, in welchen ſie ſeiner Zucht am meiſten bedürfen, und von den Eltern die Söhne, und von der Braut den Bräutigam weg ins Schlachtfeld führen, und bei den Thränen derſelben ungerührt bleiben, würden von ihnen nicht vorgenommen werden, wenn — ihnen ihre eigene Familie mehr wäre.

Dem Greiſe hatte gleich bei den erſten Worten des Fürſten das Herz geklopft. Guſtaf aber ſprach ihm zu offenherzig und zu ſchön, als daß er ihn unterbrechen ſollte. Ganz Liebe und Hochachtung für einen ſo edeldenkenden Herrn hub er, als derſelbe ſchwieg, an: Ja, beſter Fürſt, zu wünſchen wäre es, daß die Fürſten durchgängig von Jugend auf empfänglicher für die Freuden und Seligkeiten gebildet würden, welche ſie, wie alle andere Menſchen, aus dem Schoſſe ihrer Familien ſchöpfen könnten. Oft würde dieſer einzige Umſtand dazu dienen, daß die verheerendſten Kriege, welche mehr denn eine Nation auf halbe Jahrhunderte unglücklich machen, nicht geführet würden. Auch

würde die Geſchichte nicht mit ſchwarzen Familienhandlungen, an Höfen begangen, bezeichnet ſein. Man würde nicht leſen, wie da ein Bruder den andern aus dem Wege geräumt, und der Sohn ſeinen leiblichen Vater langſam hinrichten laſſen. Doch, um ſo viel reizender iſt es, wenn man einen Fürſten erblickt, der Mann für ſeine groſſe und kleine Welt zugleich iſt, und in deſſen Augen ein Tag, den er ganz als Gatte, Bruder, Verwandter und Vater verlebt, einen höhern Werth hat, als die Galatage eines ganzen Jahrs. So einem Fürſten dienen — unter ſo einem Fürſten leben — o Gott, wie ſchön iſt das!

Bei dieſen Worten umfaſte der Greis den herrlichen Guſtaf, und blickte ihm lächelnd in die Augen, als wenn er ſagen wollte: trefflicher Menſch, ſo ein Fürſt biſt du!

Indeſſen, fuhr er fort, will ich nicht in Abrede ſein, daß äuſerſtſchwer wegzuräumende Hinderniſſe allerdings da ſind, welche der ſanftern Familiendenkart an vielen Höfen im Wege liegen. Vieleicht dürfte es auch nicht an Leuten fehlen, die zur Rechtfertigung der Sache ſagten, daß Fürſten oft genöthigt wären, die ſüſſeſten Familienverhältniſſe dem ins Gröſſere gehenden Wohl ihres Volks aufzuopfern. Wahr nun, oder nicht wahr, daß Fürſten von dieſer

Seite nicht so viel haben, als ihre geringsten Unterthanen; ia zugegeben sogar, daß ihr Beruf es ihnen unmöglich mache, die Familienfreuden so ganz und so ununterbrochen, wie andere Menschen zu genieſſen; so mus man auf der andern Seite doch auch das wieder in Anschlag bringen, was sie vor allen andern Menschen voraus haben. Sie können Tausende glücklich machen; während daß wir übrige nur an dem Wohl einiger Wenigen, welche dicht um uns her leben, arbeiten. Ein ganzes Volk stellt ihre Familie vor. Unser Zirkel, in dem wir thätig sind, ist eng und klein; der ihrige zieht sich von einer Grenze ihres Landes bis zur andern, und umfaſt nicht selten noch die nachbarlichen Fluren. O Fürst und Herr, welch ein Gedanke — von Tausenden Vater gerufen zu werden! Warlich, im Genusse desselben befindet sich ein Mensch in der höchsten Nähe an Gott. Nicht die bloſſe Macht, welche in den Händen der Groſſen ist, stellt sie vor unsern Augen zu Bildern der Gottheit auf; sondern die zum Wohlthun, zu allgemeinen Segnungen angewendete Macht ist es, welche dis thut. Wenn ein Fürst seine Wittwen im Lande versorgt, seine Waisen im Lande erzieht, seine Unterdrückten schützt, seine Armen nährt, dem Fleisse Arbeit verschaft,

Ordnung, Ruhe und Sicherheit allenthalben aufrecht erhält, und allen ſeinen Unterthanen mit edlem Beiſpiel, wie der Vater ſeinen Kindern, vorgeht: o ſo erreicht er eine ſo überſchwengliche Höhe eines Hausvaters, daß wir übrigen alle nur wie im Staube unter ihm kriechen. Wenn er denn ſein Land durchreiſet, wie der Vater ſein Haus durchwandert, allenthalben nachſieht, woran es ſeinen Kindern gebreche, die Arbeiten unterſucht, welche ſeine Diener geleiſtet haben, iede Lücke, die er noch vorfindet, ausfüllt, und ſo alle ſeine Fusſtapfen mit Segen zeichnet: welche Gefühle von wahrhaftiggöttlicher Seligkeit müſſen ſein ganzes Herz durchſtrömen! Allenthalben ſtehen ſeine Unterthanen zu Hunderten und zu Tauſenden, und empfangen ihn mit offenen Armen, wie die Kinder den Vater, wenn ſie ihn eine Zeitlang nicht geſehen haben. Vertrauensvoll nahen ſie ſich ihm mit ihren Bitten; und, wenn er ihnen ſelbige gewähren kann, wie mus er die Macht ſchön finden, welche er in Händen hat! Reiſet er ihren Tempeln vorüber: ſo ſagt ihm ſein Herz, daß ſie daſelbſt für ihn beten; und geht er in ihre Hütten ein: ſo kan er zu ſich ſelbſt ſprechen: auch hier gedenken ſie meiner in vereinigter Andacht vor Gott. — Mildeſter Fürſt, verſtatten Sie

einem Greiſe, daß er Sie ſegnen dürfe, ohne den Schein der Unbeſcheidenheit zu empfangen. Was mein Herz ſeit Jahren im Stillen dachte — was ich Tauſenden ſchon ſagte, wenn Sie nicht gegenwärtig waren: das ſage ich dicht am Grabe Ihnen ſelbſt noch ins Geſicht. Sie ſind ſo ein Fürſt, der — Hausvater ſeinem Volke iſt. Die Macht, welche Sie haben, theilen tauſend Groſſe mit Ihnen; der äuſerliche Glanz, welcher Sie umſtrahlt, umſtrahlt auch dieſe; aber — das menſchliche Herz, welches in Ihrem Buſen ſchlägt, erhebt Sie über Viele Ihresgleichen. Der Patriot darf Ihnen dafür die Liebe Ihres Volks nicht erſt anwünſchen; Sie ſind ſchon der höchſte Gegenſtand derſelben. Er darf Ihnen die Segen des Himmels nicht erſt erflehen; ſchon ſchüttet ſelbige die Gottheit reichlich auf Sie herab. O bleiben Sie Ihren Grundſätzen treu, und laſſen Sie ſich bis ans Ende Ihrer Tage von Befolgung derſelben durch die Schmeichler, durch die menſchenfeindlichen Plusmacher und durch die unpatriotiſchen Projektirer nicht abwendig machen. Wenn dieſe Stimme, welche ietzt zu Ihnen ſpricht, längſt verſtummt iſt — wenn dieſe Glieder, welche die letzten Regungen noch an Ihrer Seite empfangen, längſt aufgelöſet und zerſtäubt ſind — — denn, denn, edler

Fürſt, hören Sie ſich noch von allen Seiten her Wohlthäter, Retter und Vater gerufen werden! Behaupten Sie ſich in der Würde, der Repräſentant des höchſten Weſens für eine ganze Nation zu ſein, und machen Sie, daß für Ihre Unterthanen einſt die Nachricht von Ihrem Tode unter allen Nachrichten die ſchrecklichſte ſei. Gott! was mus iene Welt für Wonnen noch für Fürſten haben! Wird es dem Vater eine Seligkeit ſein, der keine anders gleicht, wenn er ſich einſt von ſeinen guterzogenen Kindern wieder umgeben ſieht, die ihm ihr geſammtes Heil verdanken: wer mag die Reize ſchildern, die der Himmel für einen Fürſten haben wird, den ein ganzes Volk, das aus vielen tauſend Familien beſteht, dort noch umringt, ſegnet, liebt und Vater ruft! Ach, menſchlicher Fürſt, dieſe Seligkeit iſt Ihre! Gott — Ihr Herz — Ihre Tugend — Ihre Weisheit — Ihre Menſchenliebe bereiten Sie Ihnen ....

Guſtafs Augen waren voll Thränen, als der Greis ſo zu reden aufhörte. „So lange ich lebe, erwiederte er, ſoll glücklich machen meine gröſte Wolluſt ſein. Täglich will ich noch beſſer zu werden ſuchen. Und, wenn du, grauer Biedermann, lange nicht mehr zu mir ſprichſt: ſo will ich zu deinem Grabe noch hie-

her kommen, und deine Stimme hören, und allewege so handeln und denken, daß du mir einst das Zeugnis, welches du mir heute gibst, in iener Welt noch gern ertheilen mögest.

Hallo sah seinem Fürsten nach, so weit er konnte, und pries Gott für die Eindrücke, welche er heute auf die Seele desselben gemacht zu haben glaubte.

Der Greis vor sich selbst. Heil dem Volke, welches Er regiert! Von Jahr zu Jahre wird der Wohlstand desselben höher steigen, und Enkel und Urenkel werden in dem Nahmen Gusta etwas göttliches finden, und ieden ihrer guten Fürsten so nennen, wenn er auch nicht so getauft worden wäre. Heil Dir selbst, Du schöner, Gotteähnlicher Mensch — Gustaf — Deiner Unterthanen Vater, und der Fürsten Zierde! Gott sei mit dir auf allen deinen Wegen, und schütze dich, und verleihe dir das längste Leben, das ie ein Prinz verlebte! Er gebe dir mein Alter, und als Greise dereinst meine Munterkeit und Seelenruhe; und lasse deinen Sohn die Thränen trocknen, welche das Volk über deinen Tod weinen wird! Ich danke dir, daß du mich höreste, und durch mich in Guten gestärkt wirst, und werde iene Welt mir alsdenn erst recht schön für mich finden, wenn ich auch in ihr an deiner Seite sein kann. Ja

drängen will ich mich auch denn noch an dich, und dich an alle die Reden erinnern, welche wir unter einer Laube auf Erden mit einander führten. Unter einer Laube, die du mir ſchenkteſt, und die ich ganz für dich und für mich zu benutzen ſuchte; — für dich, zu Erhöhung deiner Freuden; — und für mich — — zum Grabe ...

Hallo ſtand einige Augenblicke in einer Art von Entzückung, und blickte bald nach Guſtafs Reſidenz, bald nach Eleonorens Gruft. Drauf grif er nach einem Spaden, und fing neben dem Grabhügel ſeiner Gattin noch einen aufzuwerfen an, der ihm denienigen recht ſinnlich abbilden ſollte, unter welchem er bald an ihrer Seite ſchlummern würde. Der Gärtner half ihm hernach dabei, und er befeſtigte auf iedem Hügel einen Pfahl mit einer Tafel. Auf der einen las man die Worte: Eleonore, die Treue, ging voran; — und auf der andern: Und Hallo, ihr dankbarer Mann, folgte ihr bald und gern. Einen ganzen Morgen brachte er mit Bluhmenbepflanzung und Bluhmenbeſtreuung der beiden Hügel zu, führte am Mittag ſeine Kinder unter die Laube, bewirthete ſie daſelbſt mit den Früchten, die der Berg ſchon hatte, und ſprach zu ihnen: „Sanft und heiter iſt dem Rechtſchaffenen ſein Gang

zum Grabe; erquickend für ihn die Ruhe in ſelbigem! Bald werdet ihr hier ſitzen, meine Kinder, und ſprechen: da liegt unſere Mutter — und hier unſer Vater. Mir iſts, als hörte ich dis ſchon; aber mein Geiſt leidet dabei weder Angſt noch Furcht. Eleonorens und mein Grab ſind mit Bluhmen beſtreuet und bepflanzt, wie ihr ſehet. Aber dieſe Bluhmen ſind die geringern nur; denn — ſie verwelken und verblühen. Wir fingen früher an, unſere Gräber mit Bluhmen zu beſtreuen und zu bepflanzen, die von höherer Schönheit ſind, die die herrlichſten Früchte für uns tragen, und ewig uns erfreuen werden. Setzet die kleine verwelkliche Bluhmenanlage, welche ich hier gemacht, nach meinem Tode fort, und bindet euch, ſo oft ihr alsdenn hieher kommet, Sträuſſe davon, und ſtecket ſie an euren Buſen. Ihr waret auch Bluhmen, von unſern Händen gezogen, und euer Anblick labte euren grauen Vater noch über alle Anblicke der Natur. Bleibet gute Menſchen; — ſo wird auch der Tod keine Schrecken für euch haben, und ihr werdet in ſeinen einbrechenden Dämmerungen ſo ſeelenruhig, wie in den niederfallenden Kühlungen einer Sommernacht, ſitzen. „

Die Erndte nahete nun herbei. Hallo's Kirche, deren Bau der Fürſt mit möglichſter Eil betreiben lies, ragte ſchon hoch hervor, und die beiden geiſtlichen Wohnungen zu ihren Seiten konnten nach einigen Monathen bezogen werden. Wilhelmi ſendete auf Hallo's Anſuchen aus dem Seminarium der Reſidenz einen tüchtigen iungen Menſchen in die Schule nach Berkewitz, der alle [illegible]ung von ſich gab, unter der fernern Anlei[illegible]g eines heldenkenden und unverdroſſenen Predigers die ländliche Jugend auf das beſte zu bilden. Hallo lies ihn zu ſich auf den Berg kommen, und examinirte ihn ſelbſt. Er fand an ihm einen offenen Kopf, einen Kinderfreund, und einen iungen Mann, der ſich das Talent erworben hatte, Begriffe zu entwickeln, ſich faslich zu machen und herabzulaſſen. Er lies ihn in ſeiner Gegenwart ſich mit einigen Bauerjungen über einige Grundſätze des Lebens, die ieder Menſch wiſſen mus, unterhalten, bezeigte Zufriedenheit mit ſeiner Methode im Unterricht und beſchenkte ihn.

Schwerer aber ward es dem Greiſe, einen Prediger zu bekommen, der ſo ein Mann wäre, wie er ihn verlangte. Es fehlte zwar nicht an Subiekten, welche ſich dazu meldet[illegible] allein ſie reichten alle nicht an das Ideal eine[illegible] Paſtors zu Berkewitz, welches Vater Hallo entworfen

hatte. Endlich langte an einem Morgen, da der Greis eben unter der Laube sas, ein Mann zwischen dreissig und vierzig Jahren, der schon eine geraume Zeit in einem benachbarten Fürstenthum Prediger gewesen war, mit Empfehlungsschreiben von Wilhelmi an.

„Herr Buchholz — schrieb der Minister — ist ein gescheuter, offener, edeldenkender Geistlicher, und hat nichts [illegible] sich, als den Ruf der Heterodoxie; und ich zweifle nicht, daß er ein Mann nach Ihrem Herzen sein werde. Der Fürst hat ihm auf meine Fürsprache eine Versorgung in seinem Lande versprochen; aber eben fiel mir ein, daß Sie noch keinen Prediger hätten.“

Buchholz händigte dem Greise, als dieser das Empfehlungsschreiben gelesen, ein Testimonium ein, welches er sich vom Konsistorium seines Landes vor seiner Abreise aus selbigem hatte geben lassen. Dieses enthielt ein ganz ungekünsteltes Lob seines Karakters, seines iederzeit unanstössiggeführten Lebenswandels und seines im Amte bewiesenen Fleisses, und man sah es den so gar einfachgewählten Ausdrücken desselben an, daß man es ihm gern vorenthalten haben würde, wenn man gekonnt hätte. Der Schlus davon war: „weshalb um so „mehr zu bedauern steht, daß ein sonst so

„wür-

»würdiger Mann sich durch den Schwindelgeist, »der gegenwärtig über die Kirche blasen thut, »zu Meinungen hinreissen lassen; die den heili»gen symbolischen Büchern entgegen sein thun, »und daß ihn sein Stolz verleitet hat, der »Obrigkeit den schuldigen Gehorsam zu versa»gen, welche ihm das öffentliche Bekenntnis »seiner Irthümer und den Wiederruf derselben »zur Ehre Gottes auferlegte. Gott verleihe »ihm seine Gnade zu seiner Besserung, und »führe ihn bald zur reinen Lehre zurück, damit »er selig werde; denn draussen sind die »Hunde. «

Die Mine des guten Bewustseins, die Treuherzigkeit und Furchtlosigkeit, mit welcher Buchholz dis Testimonium überreichte, stellte in den Augen des durchschauenden Greises noch ein Zeugnis für ihn aus.

Hallo, unter heftigem Kopfschütteln. O der elenden Lage, in der die Religion da noch ist, wo solche Schöpse an ihrer Spitze stehen! Herr Prediger, dis Attestat macht Ihnen Ehre. Ich bedaure ieden ehrlichen Mann unter Ihren Umständen, der weiter sieht, und thun soll, als wenn er nichts sähe. Gottlob, hier zu Lande mildert sich die Luft merklich.

Buchholz war ein Mann, der sich durch sein äuserliches schon überaus empfohl. Die

Natur hatte ihn gut gebildet, und sein edler Anstand, verbunden mit einem männlichheitern Wesen, nahmen jeden, der ihn sah, bald für ihn ein. Er sprach mit bescheidener Freimüthigkeit, und man hörte es ihm in den ersten Augenblicken an, daß er viel gedacht habe. Er hatte den Menschen tief studirt, sich zu deutlichen Begriffen erhoben, und seine Religion nicht aus Systemen und Kompendien geschöpft. Gegen Untreue und Menschenhas konnte er äuserst aufgebracht werden; aber gegen nichts war er duldsamer, als gegen Verschiedenheit in Religionsmeinungen. Er drang allenthalben auf gute Handlungen, und bewies die Schönheit des Christenthums nicht aus Wundern und Weissagungen, sondern aus den Einflüssen, welche dasselbe auf Tugend und Ruhe des Menschen hat. Seine Talente hatten ihm im Vaterlande eine frühe Versorgung verschafft, und die Gemeine, an der er stand, hatte ihn werthgeschätzt. Wie es aber überall Menschen gibt, welche dabei zu verliehren glauben, wenn es zu hell um sie her wird: so fehlte es auch da nicht an Leuten, denen er durch Verbreitung seiner bessern Einsichten im Wege war. Inzwischen wuste er sich so zu setzen, daß man nichts gegen ihn aufzubringen vermochte, als daß er auf der Kanzel nicht in der eingeführten

Theologenſprache rede. Er ſprach z. E. von Vater, Sohn und Geiſt, ohne von Dreieinigkeit oder gar Dreifaltigkeit zu reden, ſprach von Erlöſung der Menſchen durch Jeſum, ohne dabei immer von Blut und Wunden zu reden, ſagte, wenn er hätte Satan und Teufel ſagen ſollen, Verführer, Verleumder oder Verfolger, nannte Buſſe Beſſerung, gute Werke ſchöne chriſtliche Handlungen, Strafgerichte, Unglück der Theile zur Erhaltung des Ganzen, Erbſünde natürliche Unvollkommenheit, u. ſ. f. Immer hatte er ſich, wenn ihm darüber Vorwürfe gemacht worden waren, dadurch zu verantworten geſucht, daß er erklärt, daß es bei der Religion nicht auf Worte und Töne, ſondern auf Sinn und Sachen ankomme, und daß ieder ſich über ſie derjenigen Sprache zu bedienen berechtigt ſei, in welcher er am gewiſſeſten verſtanden zu werden glaube. Verſchiedene ſeiner Amtsbrüder hatten es ſich zwar einfallen laſſen, wider ihn zu predigen; aber er hatte nie darauf geantwortet. Ohne eine Meinung, welche er für falſch hielt, zu beſtreiten, lehrte er diejenige, welche ſeiner Ueberzeugung nach beſſer war, lies ſeine Zuhörer die Vorzüge der letztern ſelbſt finden und fühlen, und verdrängte das Vorurtheil ohne alles Geräuſch blos durch den heiteren unverkennbaren Glanz

der himmliſchen Wahrheit. Dabei war er ein wackerer, auf allen Seiten zum Wohl ſeiner Mitbürger thätiger Mann. Wer eine gute Sache, und keinen Fürſprecher, hatte, ging zu Buchholz, und ging nicht vergeblich. Wer Accidenzien an ihn zu zahlen hatte, und nicht reich war, brauchte nie etwas an ihn zu zahlen. In Familien, zu denen er Zutritt hatte, dauerten Streitigkeiten ſelten über vier und zwanzig Stunden. Für arme Waiſen ging und lief er ſo lange, bis er ihnen wieder einen Vater verſchaft hatte. Einen Schwermüthigen, der ſich erſäufen wollen, hatte er ſelbſt aus dem Waſſer gerettet; und ſeines Nachbars Kinder hatte er auf ſeinen eigenen Armen bei einer ſchrecklichen Feuersbrunſt mitten aus den Flammen getragen.

Eben dieſe Feuersbrunſt war es geweſen, welche ihn nachher in die unangenehmſten Lagen gebracht. Andere Prediger ſeines Orts traten Sonntags nach derſelben auf, erklärten das vorgefallene Unglück für längſtverdiente Rache, welche Gott an der ſündigen Stadt ausgeübt, prophezeieten noch ſchrecklichere Gerichte, und eiferten heftig. Buchholz beſtieg auch ſeine Kanzel, und that in aller Unſchuld gerade das Gegentheil. Er ſagte, daß das Unglück nicht entſtanden ſein würde, wenn man mit einem ſo

fürchtbaren Element, als das Feuer sei, daß jede Sünde der Vernachläſſigung, welche man wider selbiges begehe, ſchrecklich zu rächen pflege, ſorgfältiger umgegangen wäre, und daß es am allerwenigſten ſo weit um ſich gegriffen haben würde, wenn man daſigen Orts beſſere Feueranſtalten hätte. Er läuterte beiläufig die Begriffe von Zorn, Strafgericht und Rache Gottes, und bat beſonders ſeine Gemeine, gegenwärtigen Vorfall nicht darunter zu rechnen; denn — ſagte er, Gott hätte ein Wunder thun müſſen, wenn der Stall, in welchem das Feuer auskam, und der durch die Unvorſichtigkeit eines Knechts einmahl angeſteckt war, nicht hätte fortbrennen ſollen: Gott hätte ein Wunder thun müſſen, wenn die Flamme ſich nachher nicht dahin gewendet hätte, wohin zur ſelbigen Zeit der Wind ging; und da auf dieſer Seite dichtnebenan gerade eine Reihe Scheuern ſtand, die mit Stroh angefüllt waren: ſo hätte Gott ein Wunder thun müſſen, wenn das Feuer dieſe Scheuern nicht ergreifen ſollte; und da unſere Spritzen in ſo ſchlechten Umſtänden waren, daß ſie keine Dienſte thun konnten: ſo hätte Gott ein Wunder thun müſſen, wenn das Feuer nicht ſo lange fortgebrannt hätte, bis es an jenen leeren Platz kam, wo es weiter keine brennbare Ma-

terie antraf. Uebrigens warnte er vor aller Lieblosigkeit im Urtheilen; inmassen unter den abgebrannten Familien viele der allerrechtschaffensten und arbeitsamsten in der ganzen Stadt sich befänden.

Buchholz hatte solchergestalt wider seine Amtsbrüder und wider die Policey zugleich gesündigt. Er ward angeklagt, und — liess zu seiner Rechtfertigung die gehaltene Predigt drucken; in der man auswärtig durchgängig viel gesunden Menschenverstand und Wahrheit fand. Nur im Vaterlande traf man in ihr falsche Auslegungen der Lehre von der Fürsehung und Verleugnung der Gerechtigkeit Gottes an. Buchholz ward dazu kondemnirt, auf der Kanzel öffentlichen Wiederruf seiner unrichtigen Meinungen zu thun; widrigenfalls weiter gegen ihn geschehen würde, was Rechtens sei. Jedermann drängte sich zum Tempel, um zu hören, wie er sich aus der Sache ziehen würde. Ein grosser Theil des geistlichen Ministeriums war nicht weniger dabei gegenwärtig, um einem so glänzenden Siege des Glaubens über die Spötter beizuwohnen. Buchholz handelte dasselbe Thema noch einmahl, und zwar noch weit gründlicher und ausführlicher ab, beharrete bei seiner Meinung, und bewies die Bestandigkeit und Vernunftmässigkeit der-

ſelben, legte ſeine Vokation freiwillig auf die Kanzel, ermahnte ſeine Amtsbrüder, mehr, als ſeither geſchehen, über die Religion nachzudenken und auf ihre Predigten zu ſtudiren, und freuete ſich am Schluſſe darüber, daß er wenigſtens dis Gute für ſeine Mitbürger geſtiftet habe, daß man nun die Sprizen repariren laſſen.

Vater Hallo lies ſich dis alles gar ausführlich von ihm erzählen, und lächelte zuweilen dabei. „Wenn nun, ſprach er, einmahl wieder Feuer in iener Stadt ausbricht, und durch Hülfe der Spritzen zu rechter Zeit gelöſcht wird: ſo werden ſich alle Ihre geweſenen Mitbürger Ihrer im Segen noch erinnern.“ Er unterhielt ſich darauf mit dem Prediger, weitläuftig über die Störrigkeit der Theologen, offenbare Unrichtigkeiten und Gottunanſtändigkeiten in ihrem Siſtem nicht abändern zu wollen. „Ich kenne, ſagte er unter andern, den groſſen Haufen dieſer Herren ſehr gut. Da haben Sie's getroffen, wenn Sie ihnen Nachdenken und Studiren empfohlen haben. Wiſſen Sie denn nicht, daß dis lauter mühſame Sachen ſind? Es iſt ia weit bequemer, wenn man ſo hübſch Alles beim Alten läſſet, getroſt nachſchwatzt, was immer geſchwatzt worden iſt, und darauf gute Mittagsruhe hält. Dabei

bleibt man ohne Kopfſchmerzen, wird dick und fett, alt und grau, und hat weiter keine Noth in der Welt, als die, welche etwa die böſegeſinnten Kirchkinder machen, die die Accidenzien nicht gehörig entrichten. «

Von der Kirche kam Hallo in ſeiner Unterredung mit Buchholz auf den Staat, von den Prieſtern auf die Fürſten und Könige, von den Bürgern auf die Bauern; und ſeine Freude war unausſprechlich, einen Mann gefunden zu haben, der ſo über alles mit ihm ſympathiſirte. Er karakteriſirte ihm den edlen Fürſt Guſtaf, und erzählte ihm die glücklichen Veränderungen, welche er mit dem ganzen Zuſtande ſeiner Bauern zu Berkewitz vorgenommen. Prediger Buchholz ſah hier alles das realiſirt, was er längſt zum Beſten des niedrigſten Standes der Menſchheit gedacht und gewünſcht hatte. Er that iezt einige herrliche Aeuſerungen, welche den Greis ganz in ſein menſchenfreundliches Herz einſchauen lieſſen.

Hallo. Haben Sie Familie?

Buchholz. Ja, Frau und ſechs Kinder.

Hallo. Ich halte es für ſehr nöthig, daß ein Geiſtlicher Familie habe. Es iſt doch einmahl gewis, daß das, was wir über das menſchliche Leben denken, alsdenn am richtigſten von uns gedacht werde, wenn wir es aus

eigenen Erfahrungen abſtrahiren. Wie kann ein Prediger zu ſeiner Gemeine über die Pflichten im Hausſtande, über Verträglichkeit der Ehegatten, über gute Kinderzucht und weiſe Oekonomie auf eine treffende Weiſe reden, wenn er ſelbſt ohne Hausweſen, ohne Weib und Kind iſt? Und doch ſind dis gerade diejenigen Gegenſtände, über welche der gemeine Mann noch am meiſten Belehrung nöthig hat. Der Zuhörer blickt auch, wenn ihm Pflichten vorgetragen werden, immer auf den vortragenden Prediger zurück, um zu ſehen, wie dieſer ſie ſelbſt ausübe. Lebt der Prediger nun ſelbſt in einer friedlichen Ehe; erzieht er ſelbſt Kinder gut und edel; hat er ſelbſt ein wohleingerichtetes Hausweſen: o wie muß alles, was er hierüber ſpricht, bis in das Innerſte der ihm zuhörenden Seelen dringen! Er ſpricht ſolchergeſtalt doppelt, — durch Wort und That. Dieſe Art zu lehren iſt die kräftigſte, und es iſt unmöglich, daß ſie nicht den herrlichſten Segen ſtiften ſollte. Niemahls muß der Zuhörer bei irgend einer Pflicht, die der Prediger vorträgt, denken können: er will nur, daß wir ſie ausüben ſollen. Immer muß jener denken können: mein Prediger übet ſie ſelbſt ſchon aus.

Buchholz glaubte ſich ſelbſt ſprechen zu hören; ſo ganz harmoniſch dachte der Greis mit

ihm. „Das iſt, hub er an, von jeher mein erſter Grundſatz geweſen, nach dem ich in meinem Amte gehandelt habe, daß ich meine Zuhörer nichts glauben machen wollte, als was ich ſelbſt glaubte, und daß ich nichts von ihnen als Pflicht forderte, als was ich ſelbſt that.“

Halle. Ich vocire Sie hiermit zum Prediger in Berkewitz.

Buchholz. Gott ſegne mich in meinem neuen Amte!

Halle. Bleiben Sie heute bei mir. Morgen will ich Sie ſelbſt bei der Gemeine introduciren.

Mit Sonnenaufgang weckte Halle ſeinen Gaſt, und lud ihn zum Morgengebete auf Eleonorens Grabe ein.

Halle. Einen Prieſter Gottes zum Zeugen ſeiner Andacht machen, iſt ja wohl recht ſchicklich, und befördert die Erhebung des Herzens.

Dis war ganz in Buchholzens Geſchmack. Ein Gebet in der heiligen Frühe des jungen Tags, mitten in der freien Natur, auf dem Gipfel eines Bergs, hatte hohe Reize für ihn.

Buchholz: als ihm der Greis ein Zeichen gab, daß seine Seele ihre Ergiessungen an Gott vollendet habe. Das ist so recht Nachahmung des Besten der Menschen. Ein Gebet in den ersten Augenblicken des Wiedererwachtseins ist gleichsam ein Gebet beim Eintritt ins neue Leben, ist Bild unseres ersten Gebets am künftigen Morgen unserer Auferstehung. — Herrlich betet man in der Einsamkeit; und keine Einsamkeit ist dazu schöner, als die im Schosse der Natur. Der Beter auf einem Berge fühlt durch die Höhe, in welcher er sich dem Wesen aller Wesen heiligt, seine Fantasie erregt. Seine Absicht ist, sich zum Schöpfer zu erheben, und er dünkt sich durch seinen erhabenen Stand in der Schöpfung schon näher an ihm.

Buchholz simpathisirte mit dem Greise nicht nur als Geistlicher, sondern auch als Mensch schon, über den Werth des Gebets. Es war die erste wichtige Handlung, welche er an iedem Tage verrichtete. Er konnte sehr dagegen eifern, daß man ein so angemessenes Stärkungsmittel für den Geist des Menschen noch nicht durchgängig gehörig benutze. „Warum beten die Mehresten? sprach er zu Hallo. Nur erhört wollen sie seyn. Gegeben soll ihnen nur immer darauf werden, und zwar gerade das, was sie haben wollen. Warlich

gerade die unbedeutendste Seite, von der man diese ehrwürdige Religionshandlung betrachtet! Der Mensch soll ja nicht beten Gottes wegen, sondern seinetwegen. Wenn ich eine gute Handlung thun will: denn bete ich, um mich recht dazu in volle Thätigkeit zu versetzen. Wenn ich mich in Gefahr sehe, daß meine Tugend wanken könne: denn bete ich: um sie aufrecht zu erhalten. Wenn Unglück mir obschwebt: denn bete ich, um bei Geistesgegenwart, bei Glauben und Muth zu bleiben. Diese Wirkungen erfolgen auch allemahl gewis; denn das Gebet erregt meine Fantasie, und diese wieder alle meine Kräfte. »

Man wandelte nun über den Berg nach Berkewitz hin.

Buchholz. Gott! wie schön ist hier die Natur ringsum! Reizender, als so, fand ich sie in meinem Leben nicht. O würdiger Greis, welch einen herrlichen Aufenthalt gab Ihnen Fürst Gustaf in Ihren letzten Tagen! Wie mögen Sie hier unter dem sanftesten Bewustsein, der Welt so viel geleistet zu haben, von allen Ihren Arbeiten ruhn! Wie mögen Sie aus diesem Paradise der Erde sich auf das lebhafteste in die Gefilde der Seligen hindenken, in welche Ihr Schöpfer sie bald überleiten wird!

Hallo. Sie haben meinen Lieblingsgedanken getroffen. Ich lebe hier recht als Greis, der die Erde schon wie unter seinen Füssen siehet, und iede Stunde, welche kommt, für die hält, in der er sich aufschwingen wird. Meine Freude auf diese ist unaussprechlich gros. Schön sind diese Aussichten umher, und sie laben mich abgelebten Alten recht. Aber wenn ich sie so mit meinen Blicken überstrichen habe, gleitet mein Auge unvermerkt von ihnen ab, und heftet sich unten am Himmel, wo sie sich zwar zu schliessen scheinen, aber für mich sich erst recht anmuthsvoll öfnen. Ich habe viel verlohren, daß mein Beruf, den ich in der Welt hatte, mich so lange, ach! so gar lange von den Genüssen der schönen Natur abschlos. Aber nun schöpfe ich sie auch recht unersättlich aus ihrer reinesten Quelle.

Buchholz. Die Natur würde Ihnen nun nicht so reizend sein, Greis, hätten Sie der Welt nicht so wacker gedient. Es reue Sie Ihrer vergangenen langen Entfernung von ihr nicht! Aber traurig genung ist es, daß die, welchen ihre Lebensart doch keinesweges den Zutritt zu ihr verschliest, sich immer noch selbst so sehr von ihr entfernen, ihre Freuden ungenossen lassen, und nach andern haschen, die doch, von allen Seiten betrachtet, so tief un-

ter ienen ſind. Ein weſentlicher Fehler unſerer Zeitgenoſſen, daß es ihnen noch ſo ſehr an Geſchmack und Empfindung für die Natur gebricht! Die verdammte Verwöhnung von Jugendauf an Geräuſch, Mode, Eitelkeit und Tand! Sie macht unſer Geſchlecht ärmer, kränker, verzagter, unmoraliſcher, als es ſonſt ſein würde. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, mit Leuten von Stande über die Vergnügungen der Natur zu reden, und ſie ihnen zu empfehlen; aber ich weis nicht, wie es war. Ich ſprach doch deutſch; allein genung, ſie thaten, als verſtänden ſie mich nicht. Des Morgens ſind ſie noch in ihren Betten, wenn Freude und Seligkeit ſchon lange für ſie bereitet ſind. Die ſchönſten Stunden in der Natur ſind für ſie verlohren; und ich wette drauf, daß viele von ihnen, die nach jedem Schattenſpiel an der Wand laufen, das erhabenſte Schauſpiel — den Aufgang der Sonne — nie geſehen haben. Denn kochſiren ſie ſich, zögern an der Toilette und am Schreibtiſch, gehen um Mittag an die Luft, klagen über die Schwüle derſelben, ſperren ſich wieder in ihre Zimmer ein, ſetzen ſich an den Spieltiſch, u. ſ. w. O herrliche Natur, wie undankbar handeln deine Kinder gegen dich! Du haſt Freuden nicht nur für einige, ſondern für alle. Du rührſt die feinſten Sai-

ten unſers Herzens. Dein Genuß iſt ſo rein, ſo ſchuldlos, wie die tugendhafte Liebe. In dir ward noch kein Böſewicht gebildet. Jeden, der in deinen Schos kam, und nur Sinn für dich mitbrachte, gabſt du als einen beſſern Mann an die Welt zurück. — —

Vater Hallo drückte den Prediger an ſein Herz, nannte ihn Freund und Bruder, ſegnete die Stunde, in der er ihn kennen gelernt, und bat auf die Zukunft um ſeinen öftern Umgang.

Als ſie nach Berkewitz kamen, ward Buchholz von dem Greiſe mit den Worten zu ſeinem Sohne geführt: hier bringe ich dir den Mann, der mit dir gemeinſchaftlich an dem Glück unſerer Bauern arbeiten ſoll. Liebe und ehre ihn. Er iſt es werth.

Darauf ward die ganze Gemeine zuſammengefordert, und Hallo hielt folgende Anrede an ſie. Ich habe den Mann gefunden, den ich euch verſprach. Lernet ihn hier kennen. Ich bringe ihn ſelbſt zu euch; damit ihr ſehet, wie hoch ich ihn ſchätze. Er hat mehr gelernt, als er hier zu wiſſen nöthig hätte. Er wird euch herrlichen Unterricht über alle eure Pflichten und Troſt für Leben und Tod reichen. Er iſt ein Menſchenfreund und wird väterlich für eure Wohlfarth ſorgen. Nichts ſollet ihr ihm dafür geben, als — euer Herz. Höret ihn,

wenn er euch ermahnet, und gewähret ihm den ſüſſeſten Lohn für alle ſeine Arbeiten, daß er unter euch Nutzen ſtifte. Schenket ihm euer Vertrauen; ihr werdet erfahren, daß er es verdiene. In allen wichtigen Vorfällen eures Lebens, in denen ihr euch ſelbſt nicht helfen könnet, ſei er der Mann, an den ihr euch zuerſt wendet, und den ihr um Rath fraget. Fallen Streitigkeiten unter euch vor: ſo bittet ihn, daß er ſie ſchlichte. Folget ihm und liebet ihn. Er iſt der, der euch den Weg zu ewiger Glückſeligkeit zeigt. Vergeltet es ihm, und traget auch zu ſeiner Ruhe und Zufriedenheit auf Erden bei, ſo viel ihr könnet. — — Herr Prediger, ich übergebe Ihnen dieſe Gemeine. Werden Sie von nun an Lehrer, Freund und Vater derſelben! Alsdenn Ruhe über Ihren und über meinen Tod, und Freude für Sie und für mich in jener Welt!

Buchholz ſtand mit ſichtbaren Zeichen der innigſten Rührung da, während daß Hallo ſo redete. Er neigte ſich ehrfurchtvoll gegen ſelbigen, und ſprach langſam und männlichſanft: Frommer Greis — — ich lebe jetzt meine heiligſten Augenblicke. Mein dankbares Herz betet für Sie Mit Freuden übernehme ich aus Ihren Händen die Aufſicht über dieſe Gemeine, und gelobe Ihnen die unverbrüchlichſte Treue in

meinem

meinem Amte. Möchte Gott mich recht viel Segen in selbigem stiften lassen! Möchten sie noch lange Jahre Zeuge davon sein! — — Ihr aber, gute Bewohner dieses Dorfs, nehmet mich gern zu eurem Prediger auf, und bauet vorläufig, da ihr mich noch nicht weiter kennet, auf die Wahl dieses einsichtvollen Greises, der euer gröster Wohlthäter ist. Ich denke euch bald davon zu überzeugen, daß er auch dismahl nicht falsch gewählt habe. Es war von jeher mein seligstes Geschäft, meine Nebenmenschen zur Erkentnis Gottes, der Welt und ihrer Pflichten zu führen, und mit redlichem Eifer will ich dis nun auch unter euch zu betreiben suchen. Ich will so zu euch reden, daß ihr mich alle verstehet. Ich will mich bemühen, euch insgesammt nach euren äuserlichen Umständen, Verbindungen und Gemüthsbeschaffenheiten kennen zu lernen; damit ich iedem von euch das sagen könne, was ihm zu wissen besonders nöthig ist. Mein Vortrag auf der Kanzel soll nicht der einzige Unterricht sein, den ich euch über die Pflichten des Christen, des Landmannes und des Hausvaters ertheile; durch mein Beispiel will ich euch selbige noch vollkommener lehren. Ehe ich etwas von euch fordere, daß ihr es thun sollet, will ich es von mir fordern. Ich will es vor euren Au-

gen ausüben; damit ihr nicht nur wiſſet, warum ihr dis oder jenes thun ſollet, ſondern auch, wie ihr es am glücklichſten ins Werk ſetzet. Haltet mich bei meinem Wort, und machet mir ins Geſicht darüber Vorwürfe, wenn ich euch iemals eine böſe Handlung ſehen laſſe. Eure Kinder ſollen mir lieb und werth ſein. Ich will oft in der Schule bei ihnen ſein und durch meine Gegenwart ſie aufmerkſam und fleiſſig machen, und ihren Lehrer unterſtützen. Ich will ſie in der Kirche vornehmen, und hernach, wenn ſie zum Abendmahle des Herrn mit euch gehen ſollen, alles anwenden, daß ſie mit guten Kenntniſſen und Geſinnungen ieder in ſeinen Stand eintreten, euer Beiſtand in der Wirthſchaft und eure Freude im Alter werden. Seid gottesfürchtig, tugendhaft, arbeitſam und mäſſig vor ihren Augen, damit ſie es auch werden, und ihr es ſeid, die den erſten Samen des Guten in ihre Herzen ſtreuen. Haltet ſie nie von den Schulſtunden unter irgend einem Vorwande ab. Euer lieber alter Herr meint es ſo gut mit euch, daß ſie unentgeldlich, wie ihr, unterrichtet werden ſollen. So ſeid von Herzen auch dankbar gegen ihn, und nehmet die Wohlthat an, welche er euch reichen will. Iſt es nicht beſſer für euch, wenn ihr kluge, geſittete und fromme Kinder habet, als wenn

ſie abergläubiſch, grob und lüderlich würden? Seid ihr nicht diejenigen unter allen Menſchen, die ihren Unarten zuerſt ausgeſetzt ſein, und denen ihre Ausſchweifungen das gröſte Herzeleid machen würden? Wie ſie in der Jugend gebildet werden: ſo bleiben ſie. Gönnet ihnen, da ſie es haben können, das Glück, noch beſſere Einſichten ietzt ſchon zu erlangen, als ihr in ihren Jahren hattet, und ſehet nicht ſcheel darüber, wenn ſie auch noch beſſere Menſchen werden können, als ihr ietzt ſeid. O wie ſchön iſt es, wenn ein Menſch, der guten Unterricht empfangen hat, hernach im ganzen Leben ſich ſelbſt tröſten kann! Wie ſchön iſt es, wenn man über Alles, was um uns her geſchieht, vernünftiger denkt! Wie ſchön, wenn man mit unverdorbenem Herzen in ſeinen Stand und Beruf eintritt, demſelben wohl vorſteht, ein unbeflecktes Gewiſſen mit in ſein Alter nimmt, und ſo bis ans Ende den Segen Gottes und ſeines ganzen Dorfs genieſt! All eure Häuſer, Aecker und Wieſen, die ihr euren Kindern hinterlaſſet, ſind nichts gegen dieſe Mitgabe, wenn ihr ſie ihnen reichet. Habet Gott vor Augen, und betrachtet eure Kinder als des Himmels ſchönſte Gabe, die ihr auf das heiligſte verwahren, und von der ihr einſt die ſtrengſte Rechenſchaft ablegen müſſet. Meine Kinder ſind mein Reich-

thum, meine Ehre, meine Freude und mein Troſt; und ich hoffe zu Gott, daß ſie im Himmel einſt noch meine ſchönſte Seligkeit ſein ſollen. — Lebet verträglich unter einander als Bewohner eines Dorfs. Beleidiget einander nicht vorſätzlich durch Uebervortheilung, Falſchheit, Verleumdung, Unbehülflichkeit und Bitterkeit. Und fehlet ihr einer gegen den andern: ſo vergebet euch, und denket, daß morgen vielleicht der Vergeber in dem Falle ſein könne, daß er wieder Vergebung bedürfe. Ihr ſeid zwar nur Landleute; aber ihr könnet ſo glücklich ſein, wie die Leute da in der Reſidenz, deren Thürme ihr täglich ſehet. Arbeitet fleiſſig in euren Häuſern und auf euren Ländereien; eure Lebensart gibt die beſte Geſundheit, das längſte Leben und das heiterſte Alter. Haltet alles wohl zu Rathe; ſeid gute Wirthe, und ſtehet euren Güthern wohl vor. Euer lieber alter Herr hat mehr an euch gethan, als ie ein Edelmann oder Guthsbeſitzer in dieſem Lande an ſeinen Bauern that. Er hat euren Zuſtand von allen Seiten erleichtert und verbeſſert; und es liegt nun blos an euch die Schuld, wenn ihr nicht die glücklichſten Landleute werdet, welche es unter dieſem Himmelsſtrich nur geben kann. Liebet euch ſelbſt und Ihn. Werdet da Fleis, Wirthſchaftlichkeit, Ordnung, Red-

lichkeit und Gebet wahrhaftig auch ſo glücklich, und verſüſſet durch den Anblick eurer Wohlfart, die Werk ſeiner Hände iſt, ihm die herbe Todesſtunde. Ich will euch dienen mit allem was ich bin und habe und vermag. Wir wollen nicht in Entfernung von einander leben; wir wollen uns öfter ſehen, als im Tempel. Ich maſſe mir von nun an den freien Zutritt in eure Häuſer und Familien zu. Wäre mir dieſer nicht verſtattet: ſo würde ich kaum den zehnten Theil des Guten unter euch ſtiften können; welches ich doch gern ſtiften möchte. Nur durch Umgang wird das Vertrauen unter uns bewirkt werden können, welches die Quelle aller Ergieſſungen der Seelen gegen einander iſt, und das den Prediger erſt recht zu einem nützlichen Manne für ſeine Gemeine macht. Da, — nicht, wenn ich auf der Kanzel ſtehe, — könnet ihr Fragen an mich thun, mitſprechen, mich um meine Meinung bitten, eure Familienumſtände und das Innere eurer Häuſer mir entdecken, und auſſer Sorgen ſein, daß irgend Jemand etwas davon höre, als ich. Ich bekomme daſelbſt auch Gelegenheit euch manches beiläufig zu ſagen, was ſich auf der Kanzel nicht ſagen läſſet. Ich kann euch auſſer meinen Religionskenntniſſen auch meine übrigen Kenntniſſe, die euch nützlich werden mögen,

mittheilen. Ich kann, wenn ich Miſtverſtändniſſe unter euch bemerke, dem Ausbruche derſelben vielleicht zuvorkommen, euch Schimpf und Schande, Aerger und Unkoſten erſparen, und auch Klagen hören, die mancher Alter, der nicht mehr fort kann, ſonſt nicht mehr an mich zu bringen im Stande iſt. Komm' ich manchem von euch nicht ſchnell genung in ſein Haus: ſo komm' er in das Meinige. Meine Thüre ſtehe euch allen eben ſo gut offen, als ich verlange, daß mir die eurige ſtehen ſolle. Ich will mich allemahl freuen, ſo oft Jemand von euch, der traurig zu mir kam, beruhigt und vergnügt wieder von mir gehet. Nehmet alles ſo in Liebe von mir an, als ich es euch in Liebe ſagen werde. Wenn ich zu euch ſpreche: ſo ſpricht nicht ein Mann zu euch, der auf eure Hände ſiehet, ob ſie mit Geſchenken angefüllt ſind; ſondern ein uneigennütziger Freund, der durch euer Zutrauen zu ihm ſchon bezahlt iſt, und der, wenn er euch gedient hat, durch die Freude darüber mehr Sold und Lohn empfängt, als euer ganzes Dorf und die ganze Welt ihm geben kann. Ich verlange nichts von euch, als das Zeugnis, daß ich es von Herzen gut mit euch meine; und am wenigſten ſollet ihr mir im Beichtſtuhl etwas anderes reichen, als dis. Wenn ich euch irgend worü-

der zurechtweiſen müſte: ſo höret mich und folget mir. Machet mich zu eurem Schiedsrichter, zu eurem Sachwalter, zu eurem Fürbitter, und mein Herz zu einer Niederlage, wo alle eure Geheimniſſe ruhen, die eurem eigenen Herzen zu ſchwer ſind, als daß es ſie allein aufbewahren könnte. Unterſtützet mich, wenn ich Widerſpenſtige unter euch finde, und helfet mein Anſehen gegen ſie behaupten. So will ich mit Freuden unter euch leben und ſterben, und will für euch beten, ſo lange ich beten kann. Ach! betet auch für mich! Betet für euch — für euren Wohlthäter Hallo — und für Fürſt Guſtaf. Ich, wie ihr, bin nun ein Unterthan eines der herrlichſten, menſchlichſten Fürſten. O lieben Leute, wohl uns! „

Die Bauern würden vielleicht jeden Prediger, den ihnen Hallo zugeführt hätte, willig aufgenommen haben; weil ſie hörten, daß ſie weder Beichtgeld, noch Trau- noch Leichengebühren, an ihn entrichten ſollten. Die Aufnahme aber, welche Buchholz bei ihnen erhielt, war die herzlichſte. Sie waren Menſchen, und hatten natürliches Gefühl für Wahrheit und Herzensgüte ſo gut, und vielleicht noch durchgängig unverdorbener, als die Leute in der Stadt. Er hatte tief aus der Seele zu ihnen geſprochen, und ſo hatte er damit ihr Innerſtes bewegt. Noch nie hatten

ſie einen Prediger ſo plan und faslich, ſo ſanft und vertraulich reden gehört. Sein vortrefliches Aeuſerliches war ihm noch überdis bei dieſer Art von Leuten, welche darauf zu halten pflegen, zu Statten gekommen; und die Biedermänniſche Mine und der hausväterliche Ton, unter welchen er ſprach, hatten ſie ganz an ihn gefeſſelt. Zufridenheit- und beifallächelnd ſtanden ſie da, und breiteten alle ihre Arme nach ihm aus, und hätten ihm gern noch eine Stunde zugehört, und vermochten für Freuden nicht, ihm etwas zu erwiedern. Endlich ſetzte ſich Niklas, der überall gern den Sprecher machte, in Bewegung, und hub an: „Wir ſind zwar nur einfältige Bauersleute, aber doch ſind wir ehrliche Leute. Wir können nicht viel ſchwatzen, aber wir meinen es doch gut. Das ganze Dorf, Herr Paſtor, ſpräche gern, wie Sie wohl ſehen; aber keiner weis, wie er ſeine Worte recht anbringen ſoll. Ich bitte um Erlaub, im Nahmen aller reden zu dürfen. Alles, was Sie da ſagten, iſt uns durch die Seele gegangen, und wir wollen von Herzen gern zu Ihnen in die Kirche kommen. Wir wollen Sie als unſern Seelſorger lieben und ehren, und Ihnen iederzeit folgen. Von uns ſoll Ihnen keiner Aerger oder Verdrus machen; und, daß keiner ſich Ihnen widerſetze,

wenn Sie uns einen guten Rath geben — dafür ist der Schulze und Niklas. „

Bei den letzten Worten schlug sich Niklas vor die Brust, und nahm ein recht obrigkeitliches Ansehen an. Er ging aus freien Stücken an Herrn Buchholz hin, und gab ihm seine Rechte. Seinem Beispiele folgte das ganze Dorf, und Buchholz fühlte es hernach eine Zeitlang an seiner Hand, daß ihm seine neue Gemeine von Herzen zugethan sei. Er wohnte so lange, bis er sein Haus beziehen konnte, bei Albert, lies alsdenn seine Familie nachkommen, und hielt, bis die Kirche fertig war, in einem grossen Saale seine Gottesverehrungen. Freudenvoll eilten die Bauern, wenn der Sonntag kam, in seine Predigt, und er stiftete reichlich Segen von allen Seiten.

Der Greis hatte den würdigen Prediger oft halbe Tage um sich und unterhielt sich mit ihm über die wichtigsten Gegenstände des Menschen. Besonders unterredete er sich oft mit ihm über die eigentliche Würde des Christenthums, über die ursprüngliche Einfalt desselben, und über die wahren Gesichtspunkte, aus welchen sein herrlicher Stifter habe beurtheilt und angesehen

ſein wollen. Hallo hatte mit den gewöhnlichen Religionsideen nie viel zu ſchaffen gehabt; indeſſen hatte freilich ein Mann, wie Buchholz, der ſein ganzes Leben den Unterſuchungen über das Chriſtenthum gewidmet, über den Zweck und über die Beweiſe deſſelben vollkommenere Kenntniſſe eingeſammlet. Lehrbegierig, wie der gutmüthige Jüngling, ſas Hallo daher neben ihm, gab ihm den Faden des Geſprächs in die Hand, lies ihn ſelbigen ſo weit fortziehen, als er wollte, und fand die Erklärungen, Beſtimmungen und Auseinanderſetzungen deſſelben ſeines herzlichſten Beifalls werth. Nichts hätte ihm ſeiner Meinung nach glücklicheres und erwünſchteres in den ſpäteſten Stunden ſeines Lebens wiederfahren können, als die Herkunft eines ſolchen Geiſtlichen zu ihm, der ſo tief in das Weſen des Chriſtenthums eingedrungen war, und die himmliſche Wahrheit von allen den Schleiern, welche ihr Aberglaube, Vorurtheil, Grübelei, Scholaſtik und Jahrtauſende umgeworfen, ſeiner Seele enthüllet hatte. Mehr denn einmahl ſprach er deshalb, wenn ihm Buchholz neue und Herzerhebende Ausſichten öfnete, welche er zwar ſchon lange geahndet und gewünſcht, aber mit Ueberzeugung noch nicht erblickt hatte: Sie hat Gott zu mir geführt!

Die Beſuche des Fürſten erhielt Hallo in den Morgenſtunden. Die Beſuche des Predigers um Mittag. An ſeinem Tiſche war allemahl ein Kouvert für den letztern; ſelbiger mochte kommen, oder nicht. Als er daher eines Tags eben im Begrif war, unter der Laube zu ſpeiſen, und einen ſchnellherankommenden hörte, rief er, ohne ſich umzuwenden: Noch iſt es Zeit, Herr Prediger. Kommen Sie — kommen Sie! —

Wider alle ſeine Erwartung ſtand ietzt der Fürſt neben ihm. Sein Erſtaunen darüber ward doppeltgros; denn noch nie hatte er ihn mit ſo zorniger Mine geſehen, als ietzt.

„Vater Hallo, ich komme dir zur Unzeit; aber las dich nicht ſtören. Ich wollte nur Luft bei dir ſchöpfen. Moritz, der ältere, der Hofrath, hat mir einen Streich geſpielt, dergleichen mir noch keiner geſpielt hat. Aber — er wird dafür an mich denken. Mein Rohr, wovon du hier noch die Ueberreſte ſiehſt, habe ich auf ſeinem Rücken zerſchlagen. Es wird dich wundern, wenn ich dir den ganzen Vorgang erzähle, daß ich die Kanaille nicht auf der Stelle ermordet habe. Ha — Ha — es ſchnürt mir den Hals ganz zu . . . »

Eine ſchreckliche Erklärung für Hallo; um ſo viel ſchrecklicher, als er dergleichen von dem

ſanftmüthigen Guſtaf nicht gewohnt war. Auf ſeinem Geſicht ſchwebte in dieſen Augenblicken ſeine ganze Seele; und wäre der Fürſt jetzt im Zuſtande der Aufmerkſamkeit und Beobachtung geweſen: ſo würde er das Gutachten des Greiſes über ſeine Handlung von Wort zu Wort auf der Stelle geleſen haben. Aber er hatte eher keine Ruhe des Geiſtes, bis er den ganzen Vorgang ausführlich erzählt hatte.

Hallo vergas Eſſen und Trinken, gab dem Fürſten zweckmäſſige Anſchläge, wie die Folgen der Verrätherei, welche ſein Diener gegen ihn ausgeübt haben ſollte, zu redreſſiren wären, ergrif ihn darauf traurig bei der Hand, und ſprach:

„Mein geliebter Fürſt! ſo ſehr ich die Handlung dieſes Menſchen verabſcheue: ſo wollte ich doch viel darum geben, wenn ich in dem Augenblick hätte um Sie ſein können, als Sie Ihren Arm gegen ihn aufhuben. Ich weis gewis, Sie hätten ihn wieder ſinken laſſen, ohne ſo zu thun, wie Sie gethan haben. Fürſten müſſen nicht ſchlagen. Dieſe Handlung iſt zu tief unter ihrer Würde, und macht auf die Herzen ihrer Unterthanen die widrigſten Eindrücke. So unverletzlich auch ihre Gerechtſame ſind: ſo bebet doch das ganze Volk zurück, wenn es ſie ſelbſt Rache für empfangene

Beleidigungen nehmen ſtehet. Die Geſetze müſſen richten und ſtrafen. Alsdenn gibt es gewiſſe dazu beſtimmte Perſonen, welche die Strafen vollziehen. Aber dieſe Leute, ſo nothwendig ſie auch im Staate ſein mögen, werden nie ein Gegenſtand der Liebe ihrer Mitbürger werden können. Fürſten werfen ſich weg, wenn ſie mit dem oberſten Anſehen, welches ihnen gebührt, die Ausübung der unterſten Handlungen verbinden. — Das Volk erblickt in ihnen alsdenn auch nicht mehr den ſanftmüthigen Vater, der langſam ſtraft. Die Rache iſt zu ſchnell, welche ſie ſo ſelbſt nehmen. Wie leicht iſt es möglich, daß es ihnen auch einmahl nur ſo ſcheinen kann, als wären ſie beleidigt. Wie? wenn ſie alsdenn eben ſo zu Werke gehen? So iſt der rechtſchaffenſte Diener nicht mehr vor dem Arm ſeines Fürſten ſicher, und kann für eine Handlung Schläge bekommen, für die er wohl Lob und Lohn verdient hätte. Ein Fürſt mus ſeinen Unterthanen zeigen, daß er nicht gern ſtraft. Wäre Züchtigen und Strafen ſeine Freude: wer ſollte das Volk nicht beweinen, an deſſen Spitze das Schickſal ihn ſtellte? Indem er aber ſelbſt ſchlägt, kann er dem Verdacht nicht ausweichen, daß er Wohlgefallen an Beſtrafung habe. Herrlich iſt das Beiſpiel der Groſſen für die Tauſende, deren

Augen immer auf ſie gerichtet ſind, wenn ſie ſich enthalten, Richter in ihrer eigenen Sache zu ſein, und dadurch zu erkennen geben, daß ſie nichts für die allgemeine Ruhe und Sicherheit gefährlicher halten, als dis. Der Richter mus ein kaltblütiger, bei der Sache unintereſſirter und das Recht beider Theile mit gleicher Genauigkeit beſorgender Mann ſein. Wie kann ein Beleidigter ſelbſt die Rolle deſſelben ſpielen? Er entſcheidet für ſein Ich; und iſt er denn ſtark genung dazu, ſeinen Urtheilsſpruch zu vollziehen: wer verbürgt irgend einem ſeiner Mitbürger weiter Habe, Freiheit und Leben? Den Fürſten müſſen dieſe Sätze von auſſerordentlicher Wichtigkeit ſein; denn ihr Beruf iſt es, für allgemeine Sicherheit zu wachen. Ihre Geſetze verliehren das richtende Anſehen, wenn ſie in eigener Perſon die Selbſtrache unter ihrem Volke einführen. Und überhaupt, gnädigſter Fürſt, iſt der Anblick eines Schlagenden ſchon zu ſinnlichhäslich. Die mörderiſche Poſitur, in welcher ſich der Mann befindet, der den Stock im Zorn aufhebet, und die iammervollen Krümmungen des andern, der die Schläge empfängt, nehmen ieden, der davon Zeuge wird, wider den erſten ein, und bewegen zum Mitleid für den letztern. Kommt der Gedanke vollends hinzu, daß ſich dieſer nicht wehren

könne oder dürfe: — o Fürst und Vater! Ihr eigenes so sanftmüthiges Herz setze Ihnen selbst das übrige hinzu, was ich nun weiter darüber zu verschweigen mich bescheide. Ihr Arm ist von Gott zum Segnen so stark gemacht. Nicht schlagen sollen Sie mit selbigem, sondern — in Schutz nehmen. Sie haben einen Ihrer Räthe geschlagen; einen Mann, für dessen Karakter, den er doch von Ihnen selbst hat, wenn er auch noch so schwere Bestrafung verdient hatte, sich doch Stockschläge nicht schicken, und am wenigsten Stockschläge von der Hand, die ihm vorher das Hofrathspatent unterschrieb. Warlich, alle Ihre übrigen Räthe haben hierdurch in den Augen Ihres Volks verlohren. Diese sind diejenigen, welche Ihr Ansehen aufrecht erhalten sollen; wie können sie dis, wenn Sie selbst das ihrige so öffentlich und so tief fallen lassen? Wie mus durch diesen Vorgang der Muth derselben in Betreibung ihrer Amtsgeschäfte niedergeschlagen worden sein, wenn sie einen ihresgleichen so behandelt werden gesehen haben, wie der Musketier behandelt wird. Und nun können Sie, Ihrer eigenen Ehre wegen keine weitere Untersuchung über den Moritz anstellen lassen. Er ist schon bestraft. Was für eine klägliche Gestalt würde sein Prozes gewinnen,

wenn die förmliche Inquiſition erſt nach geſchehener Beſtrafung ihren Anfang nehmen ſollte! Auch dürfen Sie nun nicht weiter daran denken, ihn ſtrafen zu laſſen; denn zweimahl ſollen auch Fürſten nicht ſtrafen. Und nun erwägen Sie endlich, was für niederträchtige Diener dis zuwege bringen müſte, wenn Sie ſolch ein Verfahren öfter ausübten! Sobald man wiſſen würde, daß die Sache mit einer Tracht Schläge abgethan ſei: ſo würde ſich ieder die ärgſten Betrügereien, Schelmereien und Verräthereien erlauben, der nur weggeworfen genung dächte, um ſeinen Rücken einmahl Ihrem Rohre hinzuhalten, und ſich aus drei oder fünf Mandeln Prügel nichts machte .....

Guſtafs edle Seele durchdrangen Scham und Reue. Er biß die Lippen zuſammen, ſah vor ſich hin, machte eine Zeitlang mit dem zerſplitterten Rohre Triangel und Quadrate in den Sand, ſtand plötzlich auf, gab dem Greiſe das Rohr und ſprach: Da haſt du es, redlicher Alter, und hebe es zum Andenken davon auf, daß auch Fürſten fehlen. Ich habe unter meiner Würde gehandelt. Ich war in Hitze. Ich fühle es nun, daß ich mich entehrt habe. Ich wollte viel tauſend Thaler darum geben, wenn ich die Stunde zurück hätte. Moritz ſoll aus dem Lande, damit ich ihn nu

nich

nicht wieder ſehe. Aber da haſt du meine Hand darauf — nie ſoll ſie ſich wieder gegen einen meiner Diener, und gegen irgend einen Menſchen auf ſolche Weiſe heben. Vergib du mir! Ich bin ſonſt nicht ſo — das weiſt du. Aber las mich dich umarmen für deine Redlichkeit. Ach! könnte ich mirs von Gott erflehen, daß dein Geiſt einſt, wenn du ſtirbſt, in einen meiner Räthe überginge, und noch einmahl auf ihm ruhete!

Lange hing der Fürſt in Hallo's Armen. Hallo war wie zerknirſcht und zerſchlagen. Er konnte nichts, als die Worte, lallen: Thun Sie ia nie wieder ſo, liebſter Fürſt!

So wahr ich lebe, nicht! — erwiederte Guſtaf, und ris ſich von ihm los.

Guſtaf ritte Schritt für Schritt nach der Reſidenz zurück. Der Reutknecht muſte erſt in weiter Entfernung ihm folgen. Daraus ſchloß der Greis, daß ſein Fürſt unmuthsvoll nun über den ganzen Vorgang erſt recht nachdenke.

Buchholz kam.

Hallo's Mine war ſonſt die heiterſte, wenn der Prediger in die Laube zu ihm trat. Jetzt war ſie finſter und traurig.

Buchholz. Was iſt Ihnen widerfahren, ehrwürdiger Greis?

Halle. Ach! Sie werden es doch hören. Mein Herz möchte mir bluten. — Guſtaf, der milde, menſchliche Guſtaf hat in der Hitze einen ſeiner Räthe geſchlagen. — Nun iſts ihm leid. Die Reue über ſeine Handlung macht ihm Ehre; die Handlung ſelbſt aber Schande. Ich wollte, daß ich es nicht mehr erlebt hätte.

Hier ſchwieg der Greis, und ging in der Laube auf und nider.

Buchholz gerieth über dieſe Erzählung des Greiſes in keine geringe Verlegenheit. Theils kontraſtirte ſie zu ſehr mit dem Gemählde, welches ihm derſelbe von Guſtafs Grosmuth und Milde oft vorgezeichnet hatte, theils ward dadurch in ihm das Andenken an gewiſſe ehemahlige Vorgänge in ſeinem Vaterlande, die wider alle Menſchlichkeit geweſen waren, und die er ſo gern zu vergeſſen trachtete, wiederum rege. Er zuckte die Achſeln und verſetzte: Mir ſchaudert die Haut allemahl, ſo oft ich höre, daß ein groſſer Herr ſchlägt. Sein Karakter bekommt dadurch keinen vortheilhaften Anſtrich. Das geringſte, was ich dabei denke, iſt dis, daß ich in ihm Anlagen zum Jachzorn erblicke; und dieſe können mich nirgends mehr in Schrekken ſetzen, als an einem Fürſten; denn ie ſtärker und mächtiger der iachzornige Mann iſt; deſto mehr hat die Geſelſchaft von ihm zu fürch-

ten. Alles will ich lieber an einem Fürſten gewahr werden, als — Jachzorn; denn das Leben vieler Tauſende ſteht in ſeiner Gewalt, und um daſſelbe wird mir ſofort bange. Wenn derienige, welcher für Ordnung und Gerechtigkeit unter einem ganzen Volke ſorgen ſoll, in ſeinen eigenen Angelegenheiten bei der Exekution anfängt: ſo iſts eben ſo, als hübe er feierlich alle Geſetze auf. Einer der Grafen meines Vaterlandes, der Vorgänger des gegenwärtigen, war von dieſer Art. Alles, was vorfiel, machte er mit dem Stocke ab. Entweder die Sache war alsdenn völlig beigelegt, wenn er die Schläge ausgetheilt hatte, und er bezahlte ſie denn wohl gar, und machte den Rath, den er heute blau geprügelt hatte, morgen zum Hofrath; oder er ſchlug die Leute erſt krumm und lahm, und lies alsdenn die Unterſuchung über ihre Schuld und Unſchuld anheben. Er ſchlug den Bauer, wenn ihm ſelbiger zur ungelegenen Stunde ein Memorial überreichte; — den Bürger, wenn dieſer in ſeiner Hausthüre eben ſtand und ſtehen blieb, indem er vorüberging; — den Kammerdiener, wenn ſolcher ihn misverſtanden hatte, und nochmahls zu fragen wagte; — den Amtsrath, wenn ihm ſelbiger eine Gegenvorſtellung aus den Landesgeſetzen that. Von allen denen,

welche ſeit zehen Jahren nahe um ihn hatten ſein müſſen, konnten ſich nur Wenige rühmen, daß ſie, ohne die Gnade zu haben, den Nachdruck ſeines mächtigen Arms zu empfinden, von ihm weggekommen wären. Im ganzen Lande bebte man vor ihm, und die Leute, welche er zu ſich rufen lies, wären oft lieber in den Tod gegangen, als zu ihm. Aber er ſelbſt hatte den gröſſeſten Schaden davon. Ich glaube, daß kein groſſer Herr mehr beſtohlen und hintergangen worden ſei, als er. Seine rechtſchaffenern Diener entfernten ſich alle nach und nach mit guter Manier von ihm, und er war zuletzt faſt von lauter Schurken und Schelmen umgeben, die einen Buckel voll Prügel nicht achteten, wenn ſie eine Summe Geldes unterſchlagen oder ſonſt einen Bubenſtreich zu ihrem Vortheil ausführen konnten. Von ſeinem erſten Kammerdiener an bis auf den Stubenheizer hatte alles einen wohlausgeſtopften Rücken. Merkte er dis: ſo warf er ſie zu Boden und trat ſie mit Füſſen. Seine Geſchichte iſt voll der grauſenvolleſten Unmenſchlichkeiten, und wäre werth, daß ſie der Welt mitgetheilt würde; damit auch Regenten ſähen, daß ſie — nicht ungeſtraft ſündigen können. Wo irgend eine Familie von ihm Penſion erhielt: da konnte man auch mit Gewisheit vorausſetzen, daß

der Vater derſelben unter ſeinen Händen ſich verblutet hatte, oder von ihm zu Schanden geſchlagen worden war. Kurz vor ſeinem Tode hörte der Graf plötzlich auf, zu ſchlagen, und man murmelte im Lande folgende Erläuterung davon. Einer ſeiner Kammerdiener, ein baumſtarker Kerl, ſoll ſich einsmahls, als er ihn jämmerlich gemishandelt, in gröſter Wuth ihm zur Gegenwehr geſtellt, ihm in die Gurgel gegriffen und dazu gefragt haben, ob er nun mit Schlagen aufhören wolle; widrigenfalls er ihn auf der Stelle erwürgen würde; da ſoll er es verſchworen haben, ſich wieder an einem Menſchen zu vergreifen, und man glaubt nicht ohne Grund, daß die heftigſte Alteration, welche er davon gehabt, die Urſache ſeines bald darauf erfolgten Todes geweſen ſei.

Hallo. Was nun einmahl geſchehen iſt, das iſt geſchehen. Aber ich bin feſt überzeugt, daß dieſer Fehler, der Einzige in ſeiner Art, den mein guter Fürſt begangen hat, auf ſeinen Karakter nicht nur keine nachtheiligen, ſondern vielmehr die vortheilhafteſten Einflüſſe haben werde. Ich kenne ihn von allen Seiten. Er wird nun an Sanftmuth, Milde und Güte fernerhin ſich ſelbſt zu übertreffen ſuchen; damit ſein Volk ſeines Fehlers vergeſſe, und ihn noch mehr liebe, als zuvor.

Darüber kamen der Greis und der Prediger in ein langes Gespräch über das wichtige Kapitel von Fürsten, und schütteten so viel edle Wünsche einer in des andern Schos aus, daß die Welt, Erde, der seligsten eine sein würde, wenn es dem Himmel iemahls gefallen sollte, auch nur den zehnten Theil davon in Erfüllung zu bringen.

Gegen Abend kam Albert von Berkewitz, und erzählte, daß vor einer Stunde ein Viktualienhändler aus der Residenz bei ihm gewesen, der ihm die Nachricht mitgetheilt, daß der Hofrath Moritz um ein Uhr sich erschossen habe. Der Mann, setzte er hinzu, habe zu sagen gewust, daß der Fürst ihn mit eigener Hand gewaltig geschlagen, und daß dieser vermuthlich der Untersuchung zu entgehen gesucht, welche noch über ihn habe angestellt werden sollen.

Vater Hallo lies seine Hände herabsinken und zitterte am ganzen Leibe.

Albert erzählte noch von einem Billet, das der Hofrath Moritz kurz vorher, ehe er sich erschossen, an den Fürsten geschickt haben solle, welches dieser aber, weil er damahls gerade einen Spatzierritt zu einer sonst ungewöhnliche

Zeit gemacht, nach einigen Stunden erſt erbrochen haben könne.

Hallo. Es ſiehet ihm ähnlich, daß er ſich ſelbſt entleibet habe. Ich habe ihn gekannt. Er hatte einen erſtaunenden Ehrgeiz; der ihn auch gewis, wie ich glaube, zu der Verrätherei bewogen hat, durch welche er ſich vermuthlich an dem dabei implicirten auswärtigen Hofe hochemporſchwingen wollen. Ich konnte ihn nie leiden. Er hatte ſo etwas widriges im Geſicht, wie ich an wenig Menſchen angetroffen habe; und ſo, wie man ihm in die Augen ſah, krochen die Aepfel derſelben zu Winkel. Aber ach! — was wird Guſtafs Seele bei dieſem abſcheulichen Vorgange empfunden haben! — Wäre er doch ſchon nach der Zeit wieder bei mir geweſen! Wäre doch meine erſte Unterredung mit ihm ſchon wieder vorüber — Wie viel mehr wird er nun ſich ſelbſt noch über ſeine Handlung haben ſagen müſſen, als ich ihm über ſie geſagt habe!

Buchholz. Iſt er der Mann, wie Sie, ehrwürdiger Greis, ihn mir geſchildert haben: ſo wird er Lebenslang ſeinen eigenen Arm nie wieder über einen ſeiner Diener aufheben.

Hallo. Ich weis nicht, — mich ahndet mehr Unglück.

Der Greis ſas hierauf, wie tiefſinnig, und ſprach nichts mehr. Albert bat den Prediger, daß er bei ſeinem Vater heute übernachten möchte.

Tages drauf war der Fürſt mit der Sonne zugleich auf dem Berge. Hallo hatte eine ſchlafloſe Nacht gehabt, und aus Greiſesmattigkeit den Morgen verſchlummert. Der Gärtner kam und meldete, daß der Fürſt in der Nähe der Laube wanke. Hallo hatte ihn in der Nacht, ſo oft er nur eingenickt war, ſchon unter derſelben geſprochen. Ganz zerſtreut, und aus körperlicher Erſchöpfung düſter, ſchlich er ietzt an Eleonorens Grab.

Fürſt Guſtaf, der ihm auf den Fus in die Laube folgt, mit geſenkten Armen und mit ſtarrem Blick. Vater Hallo! ach Vater Hallo!

Hallo, der ihm um den Hals fällt. Ach! ich weis ſchon, was geſchehen iſt, mein Fürſt! ich weis es ſchon.

Guſtaf. Wie? weiſt du es ſchon? — weiſt du auch alles? — da lis einmahl. (gibt ihm Moritzens Billet)

Moritz hatte den Fürſten geſchrieben: „Ich habe Unrecht gethan, und bin ſtrafbar. Das bekenn' ich. Aber Fürſt, hätten Sie auch dem Strafbaren Gerechtigkeit, wie Sie doch ſollten, widerfahren und eine kaltblütige Unterſu-

chung über ſeine Sache anſtellen laſſen: ſo würden Sie gefunden haben, daß er Verzeihung verdiene. Nun iſts zu ſpät. Ich kann meine Schande nicht länger überleben. Sie bringen mich zum Selbſtmord. Wenn Sie dieſe Zeilen geleſen haben, hat ein wohlthätiges Piſtol meiner Schmach ſchon ein Ende gemacht. Es wird ſeine Dienſte thun — gewis wird es ſie thun — denn ich werde es zwiſchen die Zähne klemmen. „

Hallo hatte geleſen und verſtummte.

Guſtaf, in äuſerſter Unruhe. Was ſagſt du dazu, Vater?

Hallo. Was kann ich dazu ſagen? — Nichts!

Der Fürſt warf den Huth von ſich, riß ſich die Kleider auf, wiſchte ſich den Schweis von der Stirn, ging ſchnell in der Laube hin und her, ſprach endlich: Wie ich von dir zurückkam, und vom Pferde ſtieg, hörte ichs ſchon, daß er ſich erſchoſſen habe. Drauf ward mir das Billet gegeben. Es war, als hörte ich den Schus, da ichs las, und als ſähe ich ihn ſtürzen. Tauſend Menſchen haben vor ſeiner Thüre geſtanden, und es hat eine Wache hingeſtellt werden müſſen, um das Eindringen zu verwehren. Gott! Gott! hätte ich den geſtrigen Tag zurück! — — Aber

willſt du denn gar nicht reden heute, lieber Vater, gar nicht?

Hallo. Hat er nicht Familie hinterlaſſen? — ich glaube.

Guſtaf, ſtammlend. Eine Frau nicht; aber — fünf Kinder.

Hallo. O daß ſich Gott im Himmel erbarme!

Guſtaf. Dieſerwegen ſei ruhig, Hallo. Ich will ſie erziehen laſſen, und ganz Vaters Stelle an ihnen vertreten. Das habe ich mir auf der Stelle zur Pflicht gemacht.

Hallo. Das müſſen Sie auch, mein Fürſt. Aber hören Sie nur einmahl den Alten, der Ihnen nichts mehr verſchweigen darf. — Die Affaire des Moritz — des Unglücklichen — nun nenn' ich ihn ſo; er hat das höchſte Opfer für ſein Verbrechen gebracht — wird mir dunkel und geheimnisvoll. Es kann ſein, daß er die verdiente Verzeihung nach gehörige Unterſuchung der Sache nur ſo hingeſchrieben. Iſt ſein Herz ſehr böſe geweſen: ſo hat dis etwa der letzte empfindlichſte Streich ſein ſollen, den er Ihnen verſetzte. Aber es wäre doch möglich, daß er zu ſeiner Vertheidigung dis oder jenes hätte ſagen können, das ſeine Schuld wenigſtens den Graden nach geringer machte. Vielleicht iſt er nur das Werkzeug geweſen und

hat ſich durch andere bethören laſſen. Vielleicht iſt er gar wider ſeinen Willen dazu gemisbraucht worden. Es kann ia doch ſein — und erwägen Sie nur den Gedanken in einem ſolchen Falle, daß es ſein könne . . . Es kann alſo ſein, daß ein anderer ſtrafbarer war, als er. Es kann ſein, daß er nicht verdiente, geſchlagen zu werden. Es kann ſein, daß ſein Selbſtmord nicht aus Verzweiflung über ſeine Sache, ſondern aus einem unzuüberwältigenden Ehrgefühl herrührte. Es kann ſein, daß ſeine fünf Kinder Waiſen eines nur unglücklichen Vaters ſind. Wie entſetzlich mus Ihnen dieſes bloſſe ſeinkönnen ſein, ſo lange nicht das Gegentheil davon erwieſen iſt!

Guſtaf, ganz auſſer ſich. Aber um Gottes willen, lieber, beſter Greis, wie komme ich dahinter?

Hallo. O Fürſt, nun iſt es zu ſpät. Der Mann iſt todt, der es Ihnen ſagen konnte. Nun bitte ich Sie, laſſen Sie die Sache lieber ſich berafen, als daß Sie ſie aufrühren.

Guſtaf, in Affekt. Hallo — bei meiner Würde! ich ſchwöre es dir, daß ich, wenn er unſchuldig befunden würde, es vor der ganzen Welt bekennen wollte, daß ich ihm unrecht gethan . . .

Halle. Dadurch bekäme er ſein Leben und ſeine Ehre nicht wieder; auch erhielten die Kinder dadurch ihren Vater nicht wieder. — Hören hätten Sie ihn ſollen; ſeine Sache gehörig unterſuchen laſſen hätten Sie ſollen. Alsdenn hätte er mögen ſchuldig oder unſchuldig befunden werden: ſo hätte er Ihnen doch den Vorwurf nicht machen können, daß ihm nicht Gerechtigkeit widerfahren ſei, die auch dem höchſten Verbrecher gebührt. Und wenn er der ſchuldigſte Böſewicht geweſen iſt: ſo hat er nun doch dieſen Vorwurf Ihnen mit Recht gemacht.

Guſtaf. Aber ich habe ihn ia im Verbrechen ertappt; ich habe ihn ia deſſelben auf der Stelle überwieſen.

Halle. Geliebteſter Fürſt, es konnte Ihnen ia aber auch wohl nur erwieſenes Verbrechen, von ihm begangen, ſein. War es denn dadurch ſchon ihm erwieſenes? Umſtände machen ia die Sache. Wenn Sie nun die Hälfte dieſer Umſtände, oder auch nur einen einzigen, auf den viel ankam, überſehen hätten? Sehen Sie, von dieſer Beſorgnis wären Sie nun frei, hätten Sie ſeine Sache durch eine gewöhnliche Kommiſſion unterſuchen laſſen. Ein Beleidigter in ſeiner eigenen Sache iſt nimmermehr der gehörige Unterſucher derſelben;

und am allerwenigſten ein beleidigter Fürſt. Der Gedanke — ich bin beleidigt — beſonders, wenn ihn ein Fürſt denkt, verſtattet keiner Unterſuchungsidee den Eingang. Sagen Sie mir doch, verantwortete er ſich denn gar nicht, als Sie ihn ſchlugen?

Guſtaf. I freilich redete er allerlei, und würde noch mehr geredet haben, wenn ich ihn hätte zu Worten kommen laſſen.

Hallo. Was ſprach er denn?

Guſtaf. Ja, da fragſt du mich zu viel. Ich weis nicht, was er geſprochen. Ich war viel zu aufgebracht gegen ihn, als daß ich darauf hätte hören ſollen. Und ie mehr er ſich verantworten wollte: deſto aufgebrachter ward ich. Ich weis es gar nicht, wie es zuging; ich bin in meinem Leben ſo nicht in Rage geſetzt worden. Ich verlohr zuletzt beinahe mein Bewuſtſein, und kann mich in dieſem Augenblick nicht darauf beſinnen, wie er aus meinen Händen gekommen. So viel weis ich noch — der weiſſe Schaum ſtand ihm auf den Lippen.

Hallo. Ach! Fürſt und Vater! So hat er wohl zu ſeiner Entſchuldigung mancherlei ſagen wollen und können . . .

Guſtaf. Aber es war ia noch Zeit genung dazu. Das konnte er ia immer noch thun. Soviel konnte er ia wohl denken, daß die Sache

damit noch nicht abgethan ſei. Und, wenn ich ihm keine Kommiſſion ſetzte: ſo konnte er ja eine verlangen.

Hallo. Noch nicht abgethan? Und Sie hatten ihn doch ſchon beſtraft? — Und nun denken Sie ſich einen Mann, der ſo viel Ehrgeiz hat, als er, ob bei ſelbigem nicht der Gedanke, daß er vor der ganzen Welt beſchimpft worden, ſo beſchimpft worden, wie noch kein anderer, alle übrige Gedanken überwältigen und verdrängen müſſe. Er hatte zu wählen zwiſchen Leben voll Schande und Tod, und griff nach dem letztern.

Guſtaf. Ach, Hallo, du ſchlägſt deinen Fürſten zu Boden. Suche ihn lieber aufzurichten; er ſagt ſich nun ſelbſt tauſendmahl mehr über den Vorgang, als du ihm ſagen magſt. Ich kann dir den Preis nicht hoch genung anſetzen, für den ich den geſtrigen Tag aus der Geſchichte meines Lebens möchte weggeſtrichen ſehen. Doch er bleibe darinn! Er mache mir Vorwürfe, ſo lange ich lebe; damit ich ihn unaufhörlich zu vergüten ſuche. Mein Herz war nie dem Zorne und der Rache offen; aber ſich, von nun an will ich es noch ſorgfältiger zur höchſten Sanftmuth ſtimmen.

Hallo. Mein geliebteſter Fürſt — hören und laſſen Sie hören von nun an jeden Be

ſchuldigten, ehe er verdammt oder geſtraft wird. Es koſtet ſein Glück, ſeine Ehre, ſeine Freiheit, ſein Leben; er mus zur Rettung derſelben alles ſagen können und dürfen, was er zu ſagen hat. Nur alsdenn erſt iſt die Gerechtigkeit vollkommen am Verbrecher ausgeübt, wenn er ſie ſelbſt als ſolche fühlt und wenn er ſelbſt das Urtheil beſtätigen mus, das ihm geſprochen wird. Alle Bürger im Staate lernen denn erſt die Tugend und Rechtſchaffenheit recht ſchätzen, wenn ſie ſolchergeſtalt, im geringſten Grade auch nur ausgeübt, dem Verbrecher noch zu ſtatten kommt. Niemand bebet alsdenn heuchleriſch und ſklaviſch vor der höchſten Gewalt; ſondern ieder verehrt ſie als ſeine Schützerin und Retterin. Der Unterthan ſoll ia nicht durch ſie an den Rechten der Menſchheit leiden, ſondern er ſoll ihr vielmehr den ſicherſten Beſitz und Genus derſelben zu danken haben. Sie iſt dazu da, daß es unmöglich werden ſolle, daß ein Menſch ungehört verdammt werde; nicht aber dazu, daß dis leichter gemacht werde. Sprechen Sie ſelbſt nicht Urtheil; noch weniger vollziehen Sie es ſelbſt. Laſſen Sie ſprechen, und unterſuchen alsdenn den Urtheilsſpruch. Es iſt den Fürſten mehr Ehre, ein hartes Urtheil zu mildern, als ſelbſt ein ſolches zu fällen.

Guſtaf. Halle — Halle — lebe nur noch — du ſollſt ſehen, mich ganz wieder liebend ſollſt du ſehen, was dieſer Vorfall für Eindrücke auf mich gemacht habe.

Halle. O Fürſt und Herr, ich kenne Ihr Herz, und meine ganze Seele liebt Sie. Ich will auch nicht behaupten, daß Meritz nur ein aufdringender Verbrecher geweſen ſei; aber die Sache bleibt doch nun dunkel, zweideutig und unentſchieden. Er hat ſich mit dem lauten Vorwurf gegen Sie erſchoſſen: Fürſt, du haſt mich geſtraft, ohne mich gehört zu haben; der bitterſte Vorwurf für Fürſten!

Guſtaf. Ja, bei Gott! der bitterſte — aber auch der erſte und letzte von dieſer Art! —

Halle. Wer ſorgt denn für ſein Begräbnis? — ich frage nicht ohne Urſache.

Guſtaf. Ach, es iſt wahr — da kam eben Wilhelmi, als ich fortreuten wollte, und ſagte, daß ſchlechterdings keiner von ſeinen Verwandten die Beerdigung beſorgen wolle; und die Kinder ſind noch klein. Ja, er ſetzte hinzu, daß viele der Meinung wären, daß er kein ehrliches Begräbnis verdiene, und daß ihn niemand werde hinaustragen wollen.

Halle. Das dacht' ich. Es iſt doch ſonderbar, daß man einen Menſchen, der ſich erſchießt, nicht eben ſo ehrlich begraben will, als

einen

einem andern, der ſich durch Unmäſſigkeit tödtet. Man begräbt ja nicht den Menſchen, ſondern nur ſeinen Körper. Dieſer hat ja nicht geſündigt; wie kann man denn Strafe am unſchuldigen Theil ausüben. Er hat vielmehr jämmerlich gelitten durch den Selbſtmord. Er hat nicht geſündigt, ſondern es iſt gegen ihn geſündigt worden. Ueberhaupt gehören Grauſamkeiten, die ein Menſch gegen ſich ſelbſt begeht, nicht unter die Gerichtsbarkeit der Geſellſchaft. Die Geſellſchaft hat nur das Recht, dem, der ſie verletzt, auf ähnliche Art wieder zu verletzen; wer ſich aber ſelbſt verletzt, beſtraft ſich ſchon ſelbſt. Wer ſtraft auch wohl einen Menſchen, wenn er ſich eine Hand abhiebe? Einen Selbſtmörder, der ſich aus der Geſellſchaft der Lebendigen reiſſt, auch aus der Geſellſchaft der Todten werfen zu wollen, iſt eben ſo unvereint, als einem Menſchen, der ſich die eine Hand abhauet, zur Strafe die andere auch abhauen zu wollen. Auch wird durch das unehrliche Begräbnis des Selbſtmörders die Liebloſigkeit im Urtheilen über ihn geradezu gereizt. Man ſpricht ihm nun eben ſo die Seligkeit ab, wie man ihm das ehrliche Grab abſpricht. Da man mit ihm nicht einmahl auf einem Kirchhofe todt ſein ſoll: ſo wird man noch weniger in einer und derſelben Welt wieder

mit ihm leben wollen. Und die Seligkeit dürfen wir doch keinem absprechen; — auch dem Selbstmörder nicht. Gott allein kennet seine ganze Handlung; wir sehen nur die Aussenseite davon. Er kann auch vorher viel Gutes gethan haben, und seine letzte schlechte Handlung kann ihn nicht um den Segen seiner vorherigen rechtschaffenen bringen. Noch kommt dazu, daß durch unehrliches Begräbnis nicht der Selbstmörder, sondern seine armen Hinterlassenen leiden. Diesen soll man aber vielmehr aufhelfen. Und ist nicht ein Theil des Erdbodens so ehrlich, als der andere? Nicht der Ort, wo wir liegen, macht uns ehrlich oder unehrlich; ich wollte lieber sagen, daß der Fall gerade umgekehrt sei. Mancher Erzbetrüger kauft sich ein Gewölbe am Altare; aber ich mag nicht sagen, was von der Stunde an, in welcher er da begraben wird, die geheiligte Stätte werde. Sie helfen Aberglauben und Vorurtheile auch hierdurch ausrotten, bester Fürst, wenn Sie das lieblose Herkommen in Behandlung der Selbstmörder abschaffen. Ergreifen Sie diese äusserst auffallende Gelegenheit, und geben Sie durch Mertens ehrliche Beerdigung das erste Beispiel von der Art.

Guiaf. Du hast Recht. Er soll vollkommen seinem Stande gemäs begraben werden.

Hallo. Wenn dis ſo viel heiſſt, als mit der Pracht und mit dem Geräuſche, welche in der Reſidenz noch bei ſolchen Leichen üblich ſind: ſo widerrathe ich es Ihnen, beſter Fürſt. Dis wäre meiner Meinung nach von einem Extrem aufs andere übergeſprungen. Da ſeine Verwandten nichts damit zu ſchaffen haben wollen: ſo laſſen Sie ſelbſt durch einen Ihrer Hofverwalter die Beerdigung beſorgen. Dieſer Umſtand wird bei dem groſſen Haufen den Abgang des gewöhnlichen Pomps erſetzen. Ganz ſimpel angezogen, laſſen Sie ihn morgen in aller Frühe auf dem gewöhnlichen Platze durch ein Kommando Dragoner zur Erde beſtatten; damit aller Auflauf des Volks vermieden, und die Neugierde, wo und wie er werde begraben werden, durch die Nachricht, daß er ſchon begraben ſei, betäubt werde.

Guſtaf. So ſchnell wirds nicht ſein können, lieber Greis; erſt müſſen wir ia einen Sarg haben.

Hallo. Dazu kann ich Ihnen bald behülflich ſein. Moritz war nicht völlig ſo groß, als ich. Als ich Eleonoren, meine theure Gattin, begraben lies, habe ich auch mir den Sarg bereiten laſſen. Er ſteht zu Ihrer Diſpoſition, um die Sache zu beſchleunigen; und es liegt nichts daran, daß es iedermann wiſſe, daß

ich den Sarg dazu hergegeben habe. Vielleicht trägt auch dis zur Ausrottung des liebloſen Vorurtheils bei.

Guſtaf. Hallo! in deinem Sarge ſollte Moritz liegen?

Hallo. O gütiger Fürſt, Holz iſt Holz. Der Sarg weis weder, für wen er gemacht ward, noch wen er umſchlieſſt. — Hallo läſſt ſich einen andern machen; weiter hat es nichts auf ſich.

Guſtaf. So ſeis!

In dem Augenblick ſtieg ſtarker Rauch über der Reſidenz auf. Es ſchien in der Gegend des Schloſſes zu ſein. Hallo ſah es zuerſt, und als er hinwies, rief der Fürſt ſchon — ach, da iſt Feuer! In gröſter Eil ritte Guſtaf fort. Mit gefalteten Händen ſtand Hallo und ſah unaufhörlich nach dem Feuer hin. Buchholz ſtand ihm mit Thränen in den Augen. Der Rauch ward ſtärker und deutete eine gewaltige Flamme an. Von allen Seiten geriethen die umliegenden Dörfſchaften in Bewegung. Karavanen von hunderten liefen nah und fern durch die Felder, um ihrem Fürſten den thätigſten Beiſtand zu leiſten. Einige Stunden lang dauerte Hallo's Angſt; worauf ein Läufer aus der Reſidenz kam und ihm die Nachricht vom Fürſten brachte, daß er ruhig ſein möchte, und

daß das Feuer nicht in der Stadt, ſondern im nächſten Dorfe ſei, welches gerade hinter dem Schloſſe lag, und das ein allgemeiner Aſchenhaufe ward.

Hallo, gemäſſigter. Auch dies iſt Unglück; doch ſind ſeine Grenzen enger, und Guſtaf kann es wieder vergeſſen machen.

Der Fürſt war am folgenden Tage bei guter Zeit wieder unter Hallo's Laube, und hatte viel Heiterkeit in ſeiner Mine.

Guſtaf. Das war ein heftiges Schrecken, welches wir geſtern hatten. Gott Lob! es iſt kein Menſch dabei umgekommen.

Hallo. Dafür ſei dem Schöpfer Preis! — Sind viel Häuſer abgebrannt?

Guſtaf. Das ganze Dorf. Da war kein Retten. Der Wind ward zu ſtark. Wenn hier gelöſcht ward, brannte es dort ſchon wieder. Ich glaube, daß an dreiſſigtauſend Menſchen da waren; aber ſie waren alle vergeblich da. Ich kann dir nicht ſagen, wie ich meine Bauern bei dieſer traurigen Gelegenheit noch mehr lieb gewonnen habe. Alle die Dorfſchaften, welche von dieſer Seite zu Hülfe kamen, ſind durch die Stadt gezogen, und haben ihren

Weg gerade nach meinem Schloſſe genommen, weil es ſo gelaſſen, als wenn dis im Feuer ſtände. Ich fand, als ich zurückkam, noch verſchiedene derſelben auf dem Schlosplaze, welche ſich in der Abſicht daſelbſt gelagert hätten, um mir ihre Freude darüber zu bezeugen, daß ich nicht abgebrannt wäre.

Hallo. Ach ja — guter Fürſt; Ihr Volk liebet Sie unausſprechlich. Es iſt eine dankbare Nation. Wenn Fürſten nur wollen: ſo können ſie die Gefühle der Menſchlichkeit auch in ihren Bauern wecken. — — Aber die Armen; die abgebrannt ſind — — o mein wohlthätigſter Fürſt — —

Guſtaf. Still! Vater Hallo. Ich weis, was du thun willſt. Aber dismahl bin ich dir doch zuvorgekommen. Ich habe ſchon beſchloſſen, wozu du mich erſt bewegen willſt. Ich war der beſte Helfer auf den Brandſtäten. Wie gar keine Rettung möglich war, lies ich die Unglüklichen zuſammenkommen, und ſagte ihnen, daß ich das ganze Dorf, wie es geſtanden, unentgeldlich wiederherſtellen wollte. Da ſahen ſie ruhiger ihr Eigenthum einem Raub der Flammen werden. Da hätteſt du ein Zeuge von den milden Ausdrücken menſchlicher Erkenntlichkeit an Bauern werden ſollen. Es iſt unmöglich, daß ich dir ſagen könne, was ich dabei empfunden.

Hallo, wie in Entzückung. O Fürſt — ſegne Sie Gott! ſegne Sie Gott!

Guſtaf. Das hat er heute ſchon gethan, wenn ich es ſo nennen ſoll. Bei Tagesanbruch iſt der alte Baron von Breitkopf geſtorben, und ſein ſchönſtes Gut Wilmern, das die ſtärkſten Holzungen im Lande hat, iſt mir dadurch zugefallen. Sieh, da iſt ja nun Holz genug zu dem neuen Dorfe, und für ſo eine Acquiſition, als ich durch das ſchöne Guth gemacht, kann ich ia nun wohl iene armen Bauern ſo ſetzen, daß ſie auch nicht einen Dreier durch den Brand eingebüſſt haben ſollen.

Hallo. Gott! wie ſonderbar verketten ſich die Begebenheiten im menſchlichen Leben! — — Bei Gelegenheit dieſes neuen Unglücks im Lande, das durch Feuer angerichtet worden iſt, wiederhole ich, beſter Fürſt, den Antrag, welchen ich ſchon vor Jahren zu Errichtung einer Feuerkaſſe im ganzen Lande gethan habe. Der Plan dazu iſt verſiegelt in Wilhelmi's Händen. Jetzt kann er ausgeführt werden. Damahls waren verſchiedene von den Vaſallen dagegen, welche nun alle todt ſind. Ich empfehle Ihnen dieſe Angelegenheit als eine der wichtigſten für das ganze Land, welche Sie während Ihrer Regierung zu Stande bringen und durch die Sie den Segen der ſpäteſten Nachkommenſchaft

in noch höherer Maſſe verdienen können. Alle Ihre Unterthanen ſind Mitbürger unter einander. Es iſt billig, daß Einwohner eines Landes ſich unterſtützen. Und ſie thun es auch ſo, wenn die Abgebrannten hernach umhergehen und Allmoſen einſammlen. Aber die reichen Geizhälſe ſchlupfen dabey durch; auch iſt keine rechte Aufſicht dabei, wie die Unglücklichen die erhaltenen Beiſteuern anwenden. Sie können alle Ihre Unterthanen nicht feſter an einander feſſeln, als wenn ſie ſolchergeſtalt alle einer des andern Unglück zum Theil für ſein eigenes anſehen müſſen. Die Furcht vor dem Unglück wird dadurch in den Seelen derer, die es leiden müſſen, geringer; die Thätigkeit aber, Beiſtand zu leiſten, an denen, die Zeugen davon ſind, oder es doch werden können, vermehrt. Gottes weiſe Regierung ſelbſt wird dadurch vor den ſchrecklichſten Vorwürfen geſichert, welche ihr die Unglücklichen, wenn ſie es ganz ohne ihre Schuld ſind, nur gar zu bald machen. Und dies, mein edler Fürſt, iſt in meinen Augen immer ein wichtiger Theil des Berufs der Groſſen dieſer Erde geweſen, wenn Unglück entſteht, Gott dabei nicht ſinken zu laſſen. Niemand kann dis ſo vollkommen thun, als ſie. Wir übrige Menſchen können nur darüber raiſonniren, daß Gott auch im Unglück die Liebe ſei;

Fürſten aber können es recht handgreiflich machen, wenn ſie ihren Ueberflus von Kräften und ihre oberſte Gewalt dazu anwenden, das geſchehene Unglück wieder gut zu machen. Wenn dieſer Geſichtspunkt derjenige erſt werden wird, in welchen die Fürſten iedes Unglück, das ſich in ihrem Lande zuträgt, hinſtellen: ſo können ſie es dahin bringen, daß wenig Elend übrig bleibt, welches von ihren Unterthanen wirklich empfunden wird. Unverſchuldetes Elend, das einen Theil triſt, gleich taxiren, und zum Erſatz deſſelben die übrige Theile, welche es eben ſo treffen konnte, und die es heute oder morgen noch treffen kann, beitragen zu laſſen —— dieſe Maxime iſt in die Siſteme der Staaten noch nicht tief genung eingewebt, und doch iſt ſie ſo ſonnenklar richtig. Geſtern iſt z. E. jenes Dorf abgebrannt. Die Bewohner deſſelben haben alles verlohren, und würden nun ohne Ihren Beiſtand das geſchehene Unglück unausſprechlich empfinden. Wie viel Dörfer, wie viel Städte haben Sie in Ihrem Lande! Wenn dieſe insgeſammt den geſtifteten Schaden unter ſich theilen: ſo beträgt es auf iede Familie nur eine Kleinigkeit, die iede gern dazu beitragen wird, weil ſie in ähnlichem Falle auf ähnliche Unterſtützung hoffen darf; und ſo theilt ſich die Empfindung des geſchehenen Un-

glücks in so viel Theile, daß sie keinem von allen schmerzhaft wird.

Gustaf. Wilhelmi soll mir deinen Plan nochmahls vorlegen, und verlas dich drauf, daß ich ihn ins Werk setzen werde. Ich will den Grundsatz, auf den du mich eben geleitet hast, in Zukunft auf mehrere Fälle anzuwenden suchen. — Moritz ist heute nach deinem Vorschlag begraben worden. Kannst du glauben, daß sich sogar die Dragoner anfangs gesperret haben, ihn zu tragen? —

Halle. O das glaub ich gern. Aber nun lassen Sie den ersten von Ihren armen Hofbedienten, der stirbt, eben so durch Dragoner hinaustragen; so verliert sich auch die Auffallende bei Moritzens Beerdigung in den Augen des verurtheilvollen Haufens.

Gustaf. Ich glaube, daß die meisten in der Stadt noch nicht einmahl wissen, daß er begraben ist. Es war sehr früh, und die Leute schliefen heute alle länger, weil sie des Feuers wegen bis in die Nacht auf den Beinen gewesen waren. — Aber nun las dir sagen, warum meine Mine heute eigentlich so heiter ist. Ich las Moritzens Billet gestern Abends nochmals, und konnte nicht ruhen, bis ich mit Gewisheit wusste, ob er als Schurke gestorben sei, oder

nicht. Wilhelmi iſt bis nach Mitternacht bei mir geweſen, und nun ſich hier — —

Der Fürſt zog hierauf allerlei Papiere aus der Taſche, durch welche Hallo ſo feſt, wie er, davon überzeugt ward, daß Moritz wirklich der Verbrecher geweſen, für den ihn Guſtaf ohne gewöhnliche Unterſuchungskommiſſion erklärt hatte.

Guſtaf. Ich kann dir nicht ſagen, Circis, um wie viel beruhigter ich nun über Moritzens Selbſtmord bin. Er hat das Billet alſo nur geſchrieben, um mich über ſeinen Tod recht verlegen zu machen. In ſeinem Kamin hat man einen Haufen friſcher Aſche gefunden, daß es wahrſcheinlich wird, daß er alle ihre verdächtigmachende Papiere, die noch in ſeinen Händen waren, vorher erſt zu verbrennen geſucht hatte; aber dieſe hat er in der Tollheit überſehen.

Hallo. Allerdings können Sie nun ruhiger ſein. Aber den Vorwurf — daß Sie ihn vor gehörigunterſuchter Sache geſtraft — hat er Ihnen denn doch mit Recht gemacht. Sehen Sie, wie ſchön wäre es nun, wenn er Ihnen auch dieſen nicht hätte machen können!

Guſtaf. Das fühle ich ſelbſt; aber es ſoll mir ihn Niemand wieder machen. Und ſeiner Kinder Vater will ich doch ſein, wenn ſie nun gleich Kinder eines überwieſenen Verbrechers

ſind. Und ich will nicht einmahl, daß ſein Verbrechen öffentlich bekannt werde. Er mag ruhen. — —

Halle. O mein edelmüthiger Fürſt . . . Ich zweifle nun nicht, daß Moritz, auch ungeſchlagen von Ihnen, ſobald er ſich entdeckt glaubte, um der Unterſuchung zu entgehen, aus Ehrgeiz ſich ſelbſt entleibet haben würde; aber deſſen ungeachtet, lieber frommer Regent, ſei Ihre Hand doch in Zukunft nur zum Segnen gemacht!

Der Fürſt umarmte mit Inbrunſt den Greis.

Halle. Da wir itzt eben auf das Kapitel von Beerdigungen gekommen ſind, Fürſt und Vater, ſo kann ich nicht umhin, Ihnen einen Gedanken mitzutheilen, der ſchon oft in mir rege geweſen iſt. Es iſt in Ihrem Lande noch Mode, daß die Begräbniſſe einen übertriebnen Aufwand verurſachen. Einige ſuchen eine Ehre darinn, durch prächtige Beerdigung ihrer Todten den übrigen zuvorzukommen; andere halten ſichs für eine Schande, wenn ſie ſie ſchlechter begraben. Ich habe darüber mit verſchiedenen ſonſt klugen Leuten in der Reſidenz beſonders geſprochen; ſie waren mit mir einer Meinung, wünſchten aber nur, daß es möchte verboten werden. Da muß erſtlich ein koſtbarer Sarg

angeſchaffet werden; hernach wird der Todte prächtig gekleidet und zur Schau ausgeſtellt; weiter wird denn gezecht im Leichenhauſe bei der Beerdigung; hernach wird eine Menge unnützen Lichts verbrennt, oder gar mit Fackeln geſpielt; es wird eine Menge Kutſchen bezahlt, die der Leiche folgen; die Träger müſſen unmäſſig bezahlt werden; und am Ende wirft ſich die ganze Familie in eine Trauer, die oft die letzten Thaler noch wegnimmt, die ihr vom verſtorbenen Vater hinterlaſſen wurden.

Guſtaf. Du haſt warlich recht, Hallo. So iſts. Aber der Fürſt bezahlt es nicht — wird man ſagen.

Hallo. Hören Sie mich nur noch weiter über die Sache an. Dis lehrt doch die geſunde Vernunft, daß kein Aufwand alberner ſei, als der, welcher auf Pracht angelegt wird, die, wenn ſie höchſtens drei Tage angeſehn worden iſt, in die Erde geſenkt wird, um daſelſt zu verſtocken und zu verfaulen. Hieher gehört alſo der koſtbare Sarg, und der oft noch koſtbarere Anzug des in ihm liegenden Todten. Offenbar ſinnloſem Aufwande iſt ein Fürſt befugt, unter ſeinen Unterthanen zu ſteuern. Seine Leiche tragen zu laſſen, von wem er will, mus iedem erlaubt ſein; eben ſo, wie es iedem erlaubt iſt, wenn er ausfahren will, ſich fah-

ren zu laſſen, von wem er will. Das Gezeche bei den Leichenbegängniſſen iſt das unſchicklichſte von der Welt. Die Trauerverſammlung ſoll aus theilnehmenden Freunden beſtehen. Dis iſt wenigſtens ihr natürlicher Urſprung. Aber ſo, wie dieſe Verſammlungen itzt ſind, beſtehen ſie gröſtentheils aus Leuten, die nur an den Torten und Weinen Theil nehmen, welche im Trauerhauſe vorgeſetzt werden. Ich bin bei dergleichen geweſen. Man dachte des Todten nicht; man war luſtig und guter Dinge, wie bei einer Hochzeit; man ward wohl Genieſſer bis zur Unmäſſigkeit! Das Licht iſt bei einer Leiche nicht mehr nöthig, als daß man ſehen könne; und Leute, die ihre eigene Füſſe nicht mehr ſo weit tragen können, daß ſie mit zum Thore hinausgehen, ſchicken ſich gar nicht mehr zu Leichenbegleitern, wohl aber ſelbſt bald zu Leichen. Beſter Fürſt, dis iſt alles ſo vernünftig gedacht, daß es iedem einleuchten mus. Und glauben ſie, alle Kluge werden ſehr damit zufrieden ſein, wenn es nur erſt Mode iſt, von dieſen Albernheiten abzulaſſen. Aber ſo will ſich niemand dem Gerede ausſetzen, und den Anfang machen. Sie allein können durch ein nachdrückliches Verboth alles unnützen Aufwandes bei Leichenbeſtattungen dieſe edle Mode einführen. Man wird Ihnen bald Dank da-

für wiſſen, wenn ſie nur erſt eingeführt iſt. Erwägen Sie nur, für wie wenig Familien ein ſolcher Aufwand eine Kleinigkeit ſei. Iſt es nicht thöricht, wenn in Familien, wo Vater oder Mutter ſtirbt, und die Kinder ſo ſchon genug verliehren, dieſe noch einen Theil ihres Erbes, deſſen ſie doch zu ihrer Erhaltung nun ſo ſehr benöthigt ſind, hinter die Eltern drein werfen müſſen? Müſſen dieſe nicht vielmehr nun alles zu Rathe zu halten ſuchen, da ohnehin ihre Ernährer dahin ſind? Warlich! es iſt recht widerſinnig, mit einem Todten, der nun von aller Eitelkeit getrennet iſt, erſt noch zu guter letzt rechte Eitelkeit treiben zu wollen.

Guſtaf. Morgen will ich die Sache mit Wilhelmi ins Reine bringen. Verlas dich darauf.

Hallo. Und denn noch das ſogenante Betrauren des Todten — —

Guſtaf. Nun, lieber Greis, das betrift, denn doch das Andenken an den Todten. Das iſt denn doch eine gute Empfindung; und darinn mus man die Leute nicht ſtören.

Hallo. Beſter Fürſt — ſollen denn die Kleider an den Todten denken?

Guſtaf. Ei, du verſtehſt mich doch wohl Der Traurende denkt an ihn.

Halle. Fürwahr, der kann auch im bunten Rock an ihn denken.

Guſtaf. Aber durch die ſchwarzen Kleider denkt er öfter an ihn . . .

Halle. Das mus entweder ein ſchlechter Menſch ſein, der ſich durch die Kleider erſt an ſeinen Todten erinnern läſſet; und wenn er dis iſt: ſo wird die Erinnerungskraft, welche in der ſchwarzen Farbe liegen ſoll, auch nicht von langer Dauer für ihn ſein. Die erſten vierzehn Tage wird ſie ihre Wirkungen auf ihn äuſern, und hernach wird er die Trauerkleider, ohne an etwas weiters dabei zu denken, als daß er ſich anziehe, anlegen. Oder er hat an dem Todten nicht viel verlohren; und denn iſts ihm doch auch kaum zuzumuthen, daß er ihn betrauren ſolle. Beſter Fürſt, das beſte Mittel, den Todten lange im Andenken bei ſeinen Hinterlaſſenen zu erhalten, iſt dis, daß er zu ſeinen Ehren lange von ihnen vermiſſt werde. Menſchen müſſen ſo für einander leben, daß, wenn einer von ihnen vorangegangen iſt, der hinterbleibende allenthalben denke und ſehnſuchtvoll fühle, daß jener fehle. Bei jedem glücklichen Ereignis mus dieſer ſein erſter Gedanke ſein: ach wäre mein Todter noch da, und genoſſe es mit! bei jedem Misgeſchick — ach, wäre er noch da, und rathete mir!

Guſtaf.

Guſtaf. Das iſt allerdings richtig, lieber Greis; aber es iſt doch wohl anſtändig für Hinterlaſſene, daß ſie es auch öffentlich der Welt zu erkennen geben, daß ſie noch im Segen und mit Zärtlichkeit an ihre Todten denken.

Hallo. Daraus würde folgen, daß ſie, ſo lange ſie lebten, ſchwarze Kleider tragen müßten! denn ſie ſollen ihre Todten ja nie vergeſſen. Und, beſter Fürſt, hier ſind wir eben auf den erſten Punkt gekommen. Kann die Welt durch die ſchwarze Kleidung der Hinterlaſſenen auch wohl wirklich von dem Andenken derſelben an ihre Todten überzeugt werden? Schwarze Kleider kann ieder anlegen; auch der, dem kein Gedanke an ſeinen Todten mehr in Sinn kommt. Nein, iene Stille der Seelen, die dem Traurenden aus den Augen blickt — iene Achtung, die er für ihn forthegt — ienes eben ſo fromme Leben, als wenn der Todte noch um ihn wäre — iene Fortſetzung des vom Todten geſtifteten Guten — iene treue Befolgung ſeiner letzten noch mündlich gegebenen Anredungen und Rathſchläge — iene Gleichgültigkeit gegen die ſonſtgenoſſenen Freuden nun ohne ihn — — dis, dis ſind die Beweiſe, durch welche die Welt von dem fortdaurenden Angedenken an ihn überzeugt wird. Durch die ſchwarzen Kleider wird ſie nur allzuoft getäuſcht,

Sie ſind eine wahrhaftige Maske, welche viele Hinterlaſſne nur anlegen. Denken Sie ſich nur ein Paar Ehegatten, die in beſtändiger Uneinigkeit und Unzufriedenheit mit einander gelebt haben. Endlich ſtirbt der eine von ihnen, und der andere legt ſchwarze Kleider an, und die ganze Welt, die ihn ſo ſchwarz gekleidet ſieht, weis, daß die Scheidung, welche zwiſchen beiden der Tod getroffen hat, ihm äuſerſt willkommen geweſen ſei. Denken Sie ſich einen jungen Menſchen, der einen reichen Geizhals, welcher im Leben nichts hergab, beerbt. Er trauert, und die ganze Welt weis, daß er recht auf den Tod deſſelben gehoft habe. Warum ſoll es Menſchen verſtattet ſein, ia warum ſoll es ihnen ſo gar Pflicht ſein, einen falſchen Schein anzunehmen, und öffentlich und ungeſcheut alle ihre Mitbürger zu betrügen? Und dis iſt der eigentliche Urſprung des ſogenannten Trauerns. Heuchler brachten es auf. Menſchen, denen ihr Herz ſagte, daß ſie ihren Todten gern verlohren hätten, die da fürchteten, daß alle andere ihnen die Zufriedenheit darüber eben ſo deutlich anſehen würden, als ſie ſie ſelbſt empfänden, muſten darauf bedacht ſein, ſich eine trauernde Auſſenſeite zu geben. Weil ihr Herz nicht trauerte, ſollen ihre Kleider trauren. Offenbar verräth der Menſch ſich ſelbſt

dadurch, wenn er zu viel Aengſtlichkeit in Ueberzeugung andrer beweiſet, daß das, wovon ſie glauben ſollen, daß es ſein Sinn ſei, ſein Sinn wirklich ſei. Wo man zu ſehr das Aeuſerliche hervorſucht und treibt: da ſtehts ums Innere ſchlecht. Wer wahrhaftig von einer Leidenſchaft beherrſcht wird, denkt nicht einmahl darauf, andere davon zu überzeugen, daß ſie ihn beherrſche. Er handelt ihr gemäs, und ſo überzeugt er dieſe, ohne es zu wiſſen. Dis iſt ſo wahr und ſo richtig, und wird auch auf das gewöhnliche Trauern ſchon ſo angewendet, daß kein Menſch mehr aus den Trauerkleidern auf die wirkliche Traurigkeit deſſen, der ſie trägt, oder gar aus der Tiefe des Trauerns auf die Tiefe des Schmerzens ſchließt. Es iſt Mode — das iſt nun noch alles, was dabei gedacht wird. Wenn ſie nun ſprechen, es ſoll nicht mehr Mode ſein, ſo iſts in wenig Jahren eben das. Wollen Sie dis durch kein ausdrückliches Geſetz ſagen: ſo laſſen Sie durch ihren Hofſtaat die Mode nur aufgeben. Dem Beiſpiele deſſelben werden bald mehrere folgen, und ſo wird der allmächtige Gedanke — es iſt nicht mehr Mode — die übrigen Trauerkleider über die Seite ſchaffen. Seelentrauer iſt die einzige, welche unſern Todten zur Ehre gereicht. Dieſe trage ieder Rechtſchaffene,

und, wer ſie nicht tragen kann, dem ſei es nicht mehr verſtattet, die Welt zu täuſchen. Warlich, die Fürſten müſſen es ſich zu einem heiligen Geſetz für die Wohlfart der Geſellſchaften, deren Häupter ſie ſind, machen, dem ſo gemeingallgemeinen Hange unter ihren Unterthanen, durch Aeuſerlichkeiten zu betrügen, und anders zu ſcheinen, als man iſt, bei jeder Gelegenheit Widerſtand zu thun. Und wozu ſoll auch dieſer unnütze Aufwand? In groſſen Familien iſt er ia in der That keine geringe Ausgabe. Man redet allenthalben gegen den übertriebenen Luxus in der Kleidung. Fürſt und Herr, der Trauerluxus iſt unter allen der unzuentſchuldigendſte und zweckloſeſte. Stellen Sie ſich einmahl eine Familie vor, deren Vater ſtirbt. Frau und Kinder empfinden ſeinen Tod als den ſchmerzlichſten Verluſt. Sie ſind Unglückliche vom erſten Range. Die untröſtbare Wittwe iammert; die armen Waiſen iammern der Mutter nach. Auf ihre Beruhigung ſollte ieder bedacht ſein. Nun kleidet die Mutter ſich und ihre Kinder mit der niederſchlagendſten Farbe. Alles um ſie her iſt ſchwarz, dunkel und traurig. Wenn ſie ia einmahl einige Augenblicke ſich ihre Schmerzen aus dem Sinn ſchlagen könnte: ſo treten die ſchwarz gekleideten Kinder herein, und erneuern denſelben

Iſt es nicht wider alle Vernunft und Religion, daß Traurige ſich recht vorſetzlich noch traurigeer machen, und ihren Schmerzen muthwillig Nahrung, ſolche Nahrung geben, die ihn ſchlechterdings vermehren mus? Sollten wahrhaftigtraurige nicht vielmehr eine aufmunternde Farbe zu ihren Kleidern wählen? Wenn nun vollends die Zimmer ſchwarz ausgeſchlagen werden: ſo heißt dis im Ernſt nichts anders, als ich will mir mein Unglück ſelbſt recht unerträglich machen. Jeder Menſch mus ia durch ſein eignes Gefühl davon überzeugt werden, daß ſeine Seele mit der Farbe ſimpathiſire, und daß dieſe ihn aufheitere und niderſchlage.

Guſtaf. Ich danke dir. Du haſt mich auf ganz neue Gedanken gebracht. Meine Diener ſollen die erſten ſein, welche keine Trauerkleider mehr anlegen.

Die Erndte zu Berkewitz war vollbracht. Hallo hatte mit ſeinem Sohne die Eingaben der Feldmeſſer von den Ländereien der Bauern überſchlagen, die Taxen der Oekonomen damit verglichen, die Hälfte des Guthsackers dazu geſchlagen, zwo Hufen davon für Prediger und Schulmeiſter abgerechnet, und das übrige in

ſo viel gleiche Theile getheilt, als Bauerfamilien im Dorfe waren. Albert lies nun die Feldmeſſer aus der Reſidenz abermahl kommen, um ieden dieſer Theile nun beſonders zu regulieren. Darauf erfolgte eine zwote Taxe der Aecker, wie ſie von nun an zu jedem Bauerguthe gehören ſollten. Albert legte ſie ſeinem Vater vor. Aus derſelben ergab ſich, daß die Verſchiedenheit ſämtlicher neurepartierten Güther nicht gar groß war; und wie viel iedes derſelben hinfort an Abgaben an die Halloſche Familie zu entrichten hatte. Albert muſte die Güther numeriren, und ſie ſolchergeſtalt mit allem Zubehör in ſeines Vaters Schreibtafel eintragen; damit am Tage der Verloſung iedem Bauer, ſobald er eine Numer gegriffen, geſagt werden könnte, was er habe, und was er nach gebe.

Hallo. Es iſt nun weiter kein Hindernis, das wir auch den letzten und wichtigſten Schritt unſerer Reform vollenden. Die Felder ſind leer — die Hölzer ſind bearbeitet und bis zum Errichten fertig; ich brenne für Begierde, das neue Dorf in ienen Gründen empor ſteigen zu ſehen.

Darauf ſetzte Hallo einen Tag feſt, an welchem die ganze Gemeine auf ihren Aeckern ſich verſamlen, und ihn der neuen Aekkervertheilung und Häuſerplätze wegen erwarten ſollte. Buch-

holz hielt Sonntags vorher unaufgefordert eine Vorbereitungspredigt dazu, und bewies den Bauern, was für Vortheile ſie davon haben würden, wenn ſie in Zukunft mitten auf ihren Aeckern wohnten, all ihr Habe und Guth rings um ſich her hätten, ieder das Seinige umzäunte und benuzte, wie er wollte, und ſie durch den Zuſchus von herrſchaftlichen Ländereien in den Stand geſetzt würden, aus Halbſpännern zu Vollſpännern oder aus Kothſaſſen zu Bauern zu avanciren. Er ſagte ihnen, daß ſie nimmermehr all das Gute, welches der alte Herr Hallo ihnen thue, ihm verdanken könnten; daß ihre Kinder den Werth deſſelben erſt recht zu ſchätzen wiſſen würden; und bat ſie dem Greiſe am Tage der Vollendung ſeiner Wohlthaten gegen ſie dadurch, daß ſie ihm ihre Zufriedenheit mit allen ſeinen Anſtalten bezeigten, einen Beweis davon zu geben, daß ihr neuer Prediger ſeither nicht ohne Seegen bei ihnen gearbeitet habe. Dieſe Rede machte die erwünſchten Eindrücke.

Hallo begab ſich am beſtimmten Tage unter Buchholzens Begleitung in die Gemeinde, und fand daſelbſt ſeine Kinder und das ganze Dorf ſchon verſammlet. Er lies die Bauern in einen Kreis treten, gab ein Zeichen, ſtill und aufmerkſam zu ſein, und redete ſie alſo an:

„Ich grüſſe euch insgeſamt freundlich, unſere liebe Landleute. Eleonoren, meine Gattin, habe ich begraben; und mich möget ihr nun immer hin auch begraben, wenn ich das Letzte für euch gethan habe, welches ich ſo gern noch ſelbſt thun wollte. Ich danke meinem Schöpfer, daß er mich dieſen Tag erleben laſſen. Dieſen Tag, den ich dazu beſtimmt habe, mit der Hälfte meiner Aecker die eurigen zu vermehren, euch mit neuen Häuſern zu beſchenken und euch ſo wohnen zu machen, daß ihr, wenn ihr vor ſelbigen ſtehet, euer ganzes Eigenthum bei einander ſehen möget. Jeder von euch hat in Zukunft mehr Aecker, als er ſeither gehabt hat. Die, welche ſonſt mehr, als die andern hatten, dürfen alſo nicht neidiſch darüber ſein, daß ihre ärmern Nachbarn nun ſo reich ſind, wie ſie; denn ſie ſelbſt werden ja reicher, als ſonſt, und in der Maſſe, in welcher ihre ſonſt ärmern Nachbarn reicher werden, als vormahls, ſteigen auch die jährlichen Abgaben derſelben. Dieſe Abgaben ſind billig; denn meine Familie begibt ſich gutwillig der Hälfte ihrer Aecker, und muß dafür einigen Erſatz bekommen. Da ſie aber Gelegenheit genung hatte, neue Ländereien von gutem Boden, die jetzt mit überflüſſigen Holzungen bewachſen ſind, urbar zu machen, ſo iſt ſie mit einem ſehr mäſſigen Er-

ſatz dafür auch zufrieden. Drei Jahre lang ſollt ihr ganz frei von Abgaben auch von den Aeckern ſein, welche ihr von nun an mehr beſitzet, als ſonſt. Hernach ſollet ihr jährlich nur drei Thaler fürs Hundert zahlen. Es iſt alles aufgeſchrieben, was ieder von euch ſonſt gehabt hat, und wie viel es werth geweſen iſt. Nun ſind die Theile gleich. Und ſo wie erſt ieder von euch ſeine Numer gezogen hat, wird man ihm auch ſagen können, wie viel er nun mehr habe, als ſonſt, und wie hoch ſich in Zukunft ſeine jährlichen Abgaben belaufen. Ihr ſollet loſen; und wenn die Loſung vorüber iſt, wird euch Albert alles vorleſen. Das Holz zu den neuen Häuſern iſt euch geſchenkt. Wenn wir hernach die Plätze abgezeichnet haben, kömet ihr jeder das ſeinige, wie es ihm angewieſen wird, herbeifahren; damit die Häuſer noch vor Winter alle gerichtet, gedeckt, verkleibet werden und austrocknen. Eben ſo ſchenke ich auch die Ziegelſteine und übrigen Materialien dazu. Alsdenn ziehet im Frühiahre mit Lobgeſängen in ſie ein. Lebe ich noch: ſo will ich in eure Geſänge einſtimmen. Das Arbeitslohn, welches ſeither dazu von mir vorgeſtreckt worden, und noch vorgeſtreckt werden wird, möget ihr, wenn erſt alles fertig iſt, und ihr euch eingerichtet und erholt habt, in Terminen, die

ihr euch ſelbſt ſetzen könnet, an meinen Sohn zurückbezahlen; und falls ihr Tag und Stunde dabei nicht zu halten vermöchtet, ſoll er euch nicht drücken. Vielleicht könnet ihr eure itzigen Wohnungen in Zukunft an Arbeiter und Handwerker, die ſich hier niederzulaſſen geſonnen ſind, um einen guten Preis verkaufen; da ihr denn das Arbeitslohn, welches die neuen koſten, nicht einmahl fühlen werdet. Ihr ſelbſt könntet auch manche Arbeit theils ſelbſt, theils durch eure Knechte beim Bau verrichten, die der Bürger in der Stadt, wenn er bauet, mit baarem Gelde bezahlen mus. Erkennt nur, daß wir es gut mit euch meinen, und beweiſet dieſe Erkenntnis durch freudige Annahme und redlichen Gebrauch unſerer Wohlthaten. Und nun — looſet! der Schulze allein bekommet auſſer dem Looſe das mittelſte Guth, welches da mit einer hohen Fichte bezeichnet iſt. Die übrigen ziehen auf gut Glück; und Niklas zieht zuerſt.“

Hallo vermuthete noch immer einigen Widerſtand von Seiten der Bauern; iedoch ohne ſolches ſich merken zu laſſen. Allein die Zeit, welche dieſe Leute gehabt hatten, Frühiahr und Sommer hindurch von der Güte aller der neuen Anſtalten, die ſchon eingerichtet waren, wirkliche und unabzuleugnende Erfahrung zu machen, und Buchholzens gehaltene Predigt an

letzten Sonntage, hatten ſie ganz zur Vernunft und zum Gefühl zurückgebracht. Albert hielt ſeinen Huth mit den Loosen hin, und der Greis hatte die angenehme Genugthuung, zu ſehen, daß, als Niklas gegriffen und ſeine Numer laut abgerufen hatte; die beiden berüchtigten Grosmäuler, welche anfangs hartnäckig darauf beſtanden, daß alles bim ollen bleiben ſolle, ſich zuerſt an den Huth drängten und ihre Numern zogen. Alle die übrigen folgten dem Beiſpiele derſelben; und als darauf ein lautes Gelächter in der ganzen Gemeine entſtand, und Hallo fragte, über wem daſſelbe eigentlich ergehe, wies Niklas mit ſeinem Krickſtock auf die beiden Grosmäuler, welche nun ziemlich beſchämt da ſtanden.

Hallo gab ein Zeichen, daß das Gelächter aufhören ſollte, und ſchüttelte unwillig darüber ſein graues Haupt. Von dem Schulzen an, der Numer 1 war, bis auf den letzten Bauer, muſte nun ieder ſeine Numer herſagen, und ſo wurden ſie eingeſchrieben. Albert las iedem vor, wie viel er ſonſt Acker gehabt, und wie hoch derſelbe taxirt worden, wie viel nun ein ieder beſitze, wie viel er mehr habe, als ſonſt, wie hoch das Plus in Taxe ſei, und was für Abgaben ein ieder jährlich zu entrichten habe. Alles ward gehörig niedergeſchrieben und von

allen Theilen unterſchrieben. Die Feldmeſſer waren eben mit Abziehung der Stäten für die neuen Häuſer fertig. Jeder Bauer ging auf die ſeinige, ſetzte einen hohen Pfahl, ſchnitt ſeine Nummer ein, und merkte ſich ſeine Nachbarn zur Rechten und Linken. Niklas war gerade der Nachbar des Schulzen zur rechten Hand geworden; worauf ſich dieſer launigte Alte nicht wenig zu gute that, und ſich den Ehrennahmen — des Schultzens rechte Hand — gab.

Hallo, nachdem er die Bauern nochmals einen Kreis ſchlieſſen laſſen. Nun Gott Lob, daß wir ſo weit ſind! Heute danke ich euch für eure Willfährigkeit, mit der ihr in allen Stükken mir gefolgt habt. Aber nach langen Jahren werden eure Kinder und Kindeskinder mir noch dafür danken, daß ich euch in dieſe beſſere Lage verſetzte. Seid nun fleißig in Herbeiſchaffung des Holzes und der übrigen bereitliegenden Baumaterialien. An Arbeitsleuten auſſer euch ſelbſt noch ſoll es euch nicht fehlen. Freudenvoll will ich täglich vom Berge auf euch herabblicken, wie weit ihr ſeid, und eure neuen Wohnungen allgemach heraufſteigen ſehen. Wetteifert alsdenn in Umzäunung eurer Aecker. Albert wird euch lehren, allerlei lebendige Hekken ziehen. So werden dieſe Gründe vielen neben einander liegenden Gärten gleichen, und

kein Fremder wird durch sie reisen, ohne die glücklichen Bewohner derselben zu beneiden. Unschuld und Ruhe — Fleis und Ueberflus wohne alsdenn in ihnen, und lasse euch des Lebens Werth mehr empfinden, als ihn Millionen Menschen eures Standes noch schmecken! Die Wiesen mag Albert eben so unter euch vertheilen; und denn helfet ihm bei Wiederherstellung des grossen Teichs. Dis wird euer eigner Vortheil sein; denn ihr habt rechtmässigen Antheil an der Hälfte desselben, die als Wiese liegen bleiben soll, und werdet eure Felder vor Ueberschwemmungen sichern; und — haltet Jahr aus Jahr ein die Feldgraben wohl im Stande, aus welchen der Teich das Wasser von eueren Aeckern ziehen mus. Ihr sprechet mich heute wahrscheinlich zum letzten mahle. Ich gehe nun von euch, und komme wohl nicht wieder zu euch. Vergesset des abgelebten Alten nicht, der für euch, wie für seine Kinder, gesorgt hat. Ich weis, daß ich weiter nichts gethan habe, als was alle Gutsbesitzer thun sollten; aber Trost, wahrer menschlicher Trost, ist es mir nun, dis gethan zu haben. Liebet mich nun, meine Kinder. Dort oben sterb ich — dort oben werd ich begraben. Aber der Gang zu meinen Grabhügel soll euch nie verwehrt werden. Führt eure Enkel einst noch an selbigen hin, und sagt

ihnen, daß der Mann da ruhe, der das neue Dorf anlegte. Ihr aber, wie ihr hier ſtehet, wenn ihr von meinem Tode höret: ſo fallet nieder, und danket unſerm Vater im Himmel für die Erlöſung von allen Leiden dieſer Welt, welcher er nun euren Freund gewürdigt hat. Eine beſſere Welt winkt mir ſchon. Ich warte und harre, wenn mein Schöpfer ſie mir öfnen wird. Heil mir — heil euch in unſern Todesſtunden!

Männliche Thränen benetzten die Wangen des Greiſes. Doch blickte hohe Himmelsfreude durch die Thränen hindurch. Die ganze Gemeine blieb unbeweglich im Kreiſe ſtehen, und ſchluchzte laut. Niklas wollte Hallo's Hand küſſen.

Hallo, indem er die Hand zurückzieht. Nicht ſo — Alter! So ein Mann wie du, verdient es ſchon, daß ich ihn umarme. Du haſt mir bei meinen neuen Einrichtungen viel Dienſte geleiſtet.

Niklas hielt treuherzig ſtill, und fühlte die Gröſſe des Lohns, den für ihn Hallo's Umarmung hatte, ſo ganz. Eine edle Röthe breitete ſich hernach über ſeine runzlichten Wangen aus und verjüngte ihn. Als er von derſelben ſich erholt, gab er ſich vor der ganzen Gemeine kein geringes Anſehen.

»So ſage ick denn in Nahmen aller, hub er unter einem tiefen Bückling an, dat wir Ihre Exkelens oder ihre Gnaden — unſer eener wees ſich nicht recht auszudrucken — für alle Ihre Liebe und Wohlthat gar ſchöne und unterthänik danken.«

Die ganze Gemeine verſuchte einen eben ſo tiefen Bückling zu machen, wie Niklas; worüber denn verſchiedne auf die Naſe fielen; und die beiden Grosmäuler ſetzten beſonders hinzu: un det mönen wi ekspres ok ſo. — —

Hallo empfohl ſeinem Sohne nochmahls die ſchleunigſte Betreibung des Aufbaues der neuen Häuſer, und ihm und dem Prediger Buchholz die genaueſte Aufmerkſamkeit über die Sitten und Haushaltungen der Bauern.

»Wenn Ihr beide zuſammenhaltet: ſo könnet ihr viel thun, und es mus nach einigen Jahren keinen ſchlechten Wirth mehr im Dorfe geben. Suchet einer des andern Anſehen aufrecht zu erhalten, und ruhet nicht eher, bis Trägheit, Laſter und Elend mit ihrer ganzen Wurzel aus dieſer kleinen menſchlichen Geſellſchaft ausgerottet ſind.«

Darauf ſprach er auf der Rükkehr zu Buchholzen, den er mit ſich auf den Berg nahm: »Nun dächte ich, hätten wir uns wohl überzeugt, daß der Bauer auch Menſch iſt, es

kommt wahrlich nur alles darauf an, wie man ihn behandelt. Meine Geſchichte, die ich mit dieſen Leuten gehabt, verdiente, daß die Welt ſie erfähre: damit manche hochweiſe Herren in den hochfürſtlichen und hochköniglichen Gerichten, Kammern, Konſiſtorien, Amtsſtuben, und wie ſie weiter heiſſen, und beſonders die unbarmherzigen Ausſauger unter den Guthsbeſitzern, die zur Schande unſers Jahrhunderts bei weitem noch den gröſſern Theil ausmachen, endlich auch einmal aufhörten, eine Dorfgemeine wie ein Spann Zugochſen zu betrachten. Ich fand hier eben den Widerſtand bei meinen wohlüberlegten Neuerungen, über den man allenthalben klagt. Aber haben ſie die beiden groſſen Gänſe wohl bemerkt, über die ein allgemeines Gelächter aufgeſchlagen ward? Ich kann Ihnen nicht ſagen, welche Sauſalven es für mich war, als ſie zuerſt ſich an den Hut drängten, und ihre Looſe zogen. Sie waren die beiden Widerſpenſtigſten anfangs, und hatten das gröſte Maul im Dorfe. Es iſt allerdings wahr, was man ſagt, daß der Bauer an nichts ſchwerer, als an Neuerungen gehe. Aber erſtlich: geht man denn nicht überall ſchwer an ſelbige? Sieht es in den Kammern, in den Regierungen, in den Kanzleien, in den Policeigerichten anders damit aus? —.

Buch-

Buchholz, lächelnd. Unſere Theologen machen es wahrlich um kein Haar beſſer, als die Bauern zu Berkewitz.

Hallo. Nun, welche Unbilligkeit, von dem Bauer, ich ſage noch einmahl, von dem Bauer zu verlangen, daß er ſich von dieſer Seite anders zeigen ſolle? Lebe nicht gerade der Bauer noch in der gröſſeſten Dumheit und Blindheit? — Weis er etwas mehr, als was er von ſeinen Eltern und Groseltern geſehen und gehört hat? Hat er nicht von dieſen ſich oft erzählen laſſen müſſen, daß alles ſo, wie es iſt, ſeit undenklichen Jahren geweſen ſei? Kann er ſich auch wohl den geringſten Begrif davon machen, daß es anders, und doch beſſer, werden könne? Und denn — ich verdenke es keinem Bauer, wenn er ſich anfangs ieder Neuerung mit Ungeſtüm widerſetzt. Was hat er denn für Erfahrungen von den Neuerungen gemacht, die man allenfals ſeither bei ihnen einführte? Er hat geſehen und gefühlt, daß man nur darauf ausgehe, ihm immer ſchwerere Laſten aufzulegen, ihn immer tiefer in den Zuſtand ſeiner Laſtthiere herabzudrücken, und ihm immer unbarmherziger das Blut auszuſaugen. Iſt es Wunder, daß ſein ganzes Herz ſich empört, wenn er nun abermahls von Neuerungen höret? O man habe nur erſt ein menſch-

liches Gefühl; man entwöhne ſich nur erſt von der teufliſchen Denkart, daß Gott den Bauer zum Eſel erſchaffen habe, oder daß er nur dazu da ſei, das Mittelglied in der Kette der Weſen zwiſchen Menſch und Thier abzugeben; man wünſche auch ihm, wie ſich, ſo weit es ſein Stand zuläſſet, glücklich zu ſehen; man nehme ihm den gegründeten Verdacht, in dem er ſeine Obern noch hat, und überzeuge ihn davon, daß man im Ernſt darnach ſtrebe, ihm Gutes zu thun — ſo läſſet er ſich leiten, wie jeder andere Menſch. Er fühlt wahrlich, wie wir, den Trieb nach Wohlſtand und Freude; aber ſein Herz iſt einmahl voll Argwohn gegen die Fürſten, und noch mehr gegen ihre Räthe; ſein Geiſt iſt nicht aufgeklärt genung, ſogleich in die Güte ihrer beſten Anſtalten einzuſchauen. Man gehe allmählich mit ihm zu Werke; man führe ihn Schritt für Schritt, und laſſe ihm Zeit, über die zurückgelegten Schritte nachzudenken; ſo thut er die übrigen willig und aus eigenem Antrieb. O Freund Buchholz, wüſten unſere Fürſten, wie mühſelig die Tauſende ihrer Landleute ihr Leben zubringen, wie ſie nach den ſchwerſten Arbeiten ihres Tags ſich am Abend an der elendeſten Koſt begnügen laſſen; — wahrlich, das Herz müſte ihnen bluten, ſo oft ſie ſie dahergekrochen

kommen ſehen, um ihre oft über die Maaße erhöheten Abgaben zu entrichten; ia mit Ruthen müſten ſie den Projektmacher peitſchen laſſen, der einen neuen Titel erſönne, unter welchem dem Bauer eine neue Laſt noch aufzulegen ſei. Ach! die Menſchheit ſeufzt noch in ſo vielen Staaten beinahe untröſtlich unter dem Joche, welches ihr eine falſche Politik auflegt. Ihre Seufzer ſteigen bis an die Thronen der Groſſen, von welchen weggeſcheucht ſie Himmelan ſich erheben und vor dem Throne des Weltrichters niederfallen. Beſonders wird der erſte, wichtigſte, zahlreichſte Stand der Menſchen, der Bauerſtand, noch wider alles wahre Intereſſe der Staaten belaſtet und niedergedrückt. Er, die Quelle aller unſerer Reichthümer, lebt gerade in der gröſſeſten Armuth, hat am Ende wenig mehr, als das Brod, welches er gewinnet, und arbeitet nicht ſowohl für Frau und Kinder, als für die Amtleute und für ihre Vögte. Ein Glück für uns, daß dieſer Stand im recht eigentlichen Sinn von Kindheit an mit Wenigem zufrieden ſein lernt; ſonſt müſten unſere Pflüge längſt auf unſern Aeckern müſſig ſtehen und allgemeiner Getraidemangel die Völker drücken. Wahrlich, eines Standes, der allen übrigen das erſte unentbehrlichſte Produkt des Erdbodens in die Hände liefert,

der die wahre Stärke der Länder ausmacht, und in Zeiten der Noth ſeine rüſtigſten Söhne fürs Vaterland ſtellt, ſollte man mehr ſchonen; man ſollte ihn nicht niederdrücken, ſondern emporheben, und ihm, wie den Taglöhnern, wenigſtens den Troſt gewähren, daß ſein Schweis für ſeine Familie vergoſſen werde, und daß nicht in der Maſſe, in welcher ſein Fleis zunimmt, auch ſeine Abgaben zunehmen.

Buchholz ward noch wärmer als der Greis. Er deklamirte an der Stelle deſſelben über dieſen Artikel lange fort, und pries das kleine Berkewitz ſelig. Er hatte es beſonders mit den Beſitzern der Rittergüther zu ſchaffen, und ſagte, daß es dieſen am wenigſten zu verzeihen ſei, daß ſie, da ſie doch ihre kleinere Sache leichter überſehen könnten, nicht mehr darauf bedacht wären, ſie auf einen beſſern Fuß zu bringen, und die Handvoll Familien, welche auf ihren Dörfern lebten, zu ihrem eigenen Vortheil glücklicher zu machen.

Verwundern Sie ſich nicht darüber, fiel ihm der Greis ein, daß dieſe Herren nicht hierauf bedacht ſind. Sie leben mehrentheils von ihren Gütern entfernt an den Höfen und in den Städten. Sie wiſſen das Glück nicht zu ſchätzen, welches ihnen das Schickſal gewährt hat. Das Landleben iſt ihnen zu geräuſchlos und zu öde.

Statt unabhängig leben zu können, machen ſie ſich ſelbſt zu Sklaven der Groſſen, vertauſchen die Freiheit gegen ein Ordensband oder gegen einen Titel, und verſchwenden in den Dienſten derſelben ihr Vermögen durch eine unnütze Pracht, welcher ſie auf dem Lande entbehren könnten. Unterdeſſen ſind ihre Güther verpachtet. Der Pächter hat in ſeinem Kontrakte von A bis Z alle Abgaben, Frohndienſte und Plackereien, die die Bauern zu leiſten gehalten ſind. Wenn er ſeine Pacht bei Heller und Pfenning geben mus: ſo wird er auch dem Bauer in keinem Artikel, den er von dieſem zu fodern hat, Nachlas geben. So wenig, als ihm geſtundet wird, wird er dem Bauer ſtunden. Dieſe Leute werden ſich warlich nicht darum bekümmern, dem Bauer aufzuhelfen. Wenn ihre Pachtjahre um ſind, ziehen ſie ab. Mehrentheils iſt zwiſchen ihnen und den Bauern die ärgſte Feindſchaft, und dieſe betrachten ſie als eine Geiſſel für ſich. Und da man noch obendrein darauf bedacht ſein mus, die Pachtungen, ſo viel als möglich, zu ſteigern, um den immer höher ſteigenden Luxus zu beſtreiten: ſo hat der Bauer nicht zu gewarten, daß man aus Liebe für ihn, ſich des geringſten Vortheils begeben ſollte, der bei der Verpachtung mit in Anſchlag gebracht werden kann. Oft leben die

Beſitzer der Rittergüther in Kriegesdienſten. Sind ſie denn krumm und lahm geſchoſſen, oder quittiren ſie den Militärdienſt, und begeben ſich auf ihre Güther: ſo ſitzt ihnen der Soldatengeiſt wohl lebenslang im Kopfe, und die Bauern haben ſich wenig Huld von ihnen zu verſprechen. Ich hatte hier ſonſt ſo [redacted] alten Nachbar von der Art, und ſein ganzes Dorf wird noch Kindeskindern davon ein Liedgen zu ſingen wiſſen. Unter denen, welche ihre Güther ſelbſt benutzen, ſind viele, die die elendeſte Erziehung genoſſen haben, und einige Viehmärkte abgerechnet, die ſie in der Nähe umher beſuchen, ſelten weiter, als hinter ihre Zäune gekommen ſind. Dieſe ſind die ſtolzeſten, unbehaglichſten, rüdeſten Menſchen. Ihre Bauern ſind in ihren Augen Hunde, und ſie nehmen ſich mehr gegen ſie heraus, als Fürſten und Könige gegen ihre Unterthanen. Sind ſie ja noch von mäſſigem Kaliber: ſo ergeben ſie ſich der Jagd, oder rufen Geſellſchaften aus den Städten herbei, ſich die Langeweile des Landes zu vertreiben. Leute von Geſchmack ſcheinen ſich auf ihren Güthern ganz zur Laſt zu ſein. Wenn die Jagd geſchloſſen, der Acker beſtellt iſt: ſo leſen ſie Romanen, oder ſpielen ſelbſt dergleichen, dreſſiren beiläufig einen Hund, gucken gähnend dem Pfau in den Schweif, oder

laſſen einen Bär tanzen, der glücklicher Weiſe durch das Dorf geleitet wird. Die Armen! daß ſie ſich doch nicht zu beſchäftigen wiſſen! Ich glaube, daß kein glücklichers Loos auf Erden ſei, als der Beſitzer eines einträglichen ſchuldenfreien Ritterguths zu ſein. Es iſt doch ein wahres Vergnügen, in iener menſchlichen Independenz zu leben, welche unter allen unſern Vorzügen ſo hoch obenan ſteht, und ſich ganz auſſer der Gewalt des ſo unbeſtändigen Glücks zu erblicken. Nur Kopf und Herz dazu her; ſo rundet ſich ein Zirkel von Thätigkeit um den Guthsbeſitzer, in dem er nie läſtige Muſſe findet, und den er nach Gefallen täglich noch mehr erweitern kann. Er kann noch immer neue Anlagen machen, auf Anbau neuer Produkte ſinnen, und dadurch den Ertrag ſeines Guths von Jahr zu Jahr erhöhen. Welche Freude für ihn, wenn er ſolchergeſtalt einen Theil ſeiner jährlichen Revenüen aus dem Guthe wieder zur Verbeſſerung deſſelben anwendet, und den Segen an die Quelle zurückgibt, aus welcher er ihm zufloß, und ſie dadurch noch ſtärker flieſſend macht! Iſt er Liebhaber der Natur: ſo kann er ſie nicht etwa blos auf Spatziergängen genieſſen; ſondern er hat die ſchönſte Gelegenheit und Muſſe dazu, ſie auf allen Seiten ihrer Oekonomie zu ſtudiren, und es fehlt ihm

nicht an Vermögen, den dazu erforderlichen Aufwand zu beſtreiten. Das Thierreich, das Pflanzenreich, das Steinreich werden ſich ihm öffnen, und ihm die Seltenheiten ſeines Vaterlandes anbieten. Er wird dieſe zweimahl beſitzen können; in ſeinen Büchern, und in der Natur. Aus dieſer wird er jene berichtigen und bereichern. Er wird allerlei ergötzende Verſuche anſtellen, und ſolchergeſtalt für ſeinen denkenden Geiſt allenthalben die ſättigendſte Unterhaltung finden. Iſt er Menſchenfreund: ſo hat er zwar kein Reich, ſondern nur ein Dorf; aber er kann mehr thun, als die Könige. Er kann machen, daß kein einziger Unglücklicher um ihn her übrig bleibe. O Freund Buchholz, mitten unter zwanzig, oder wären es auch nur zehen, Familien zu leben, die uns alle freudig und dankbar Vater nennen, am Morgen an Gott und uns zugleich zuförderſt, und am Abend an Gott und uns zugleich zuletzt denken, und uns ſterbend noch ſegnen — — welche Daſeins- und Seligkeitsgenüſſe verſchaft dis uns! Warum berauben ſich derſelben noch die mehreſten unſerer Ritter und Guthsbeſitzer? dis iſts, daß ſie von Jugend auf keinen Sinn für die Freuden und Glückſeligkeiten des Wohlthuns und der Menſchlichkeit empfangen! der Bauer ward ihnen nie anders, als ein Menſch vorgeſtellt,

den Gott für seinen Erb- und Gerichtsherrn erschaffen, der keine Nachsicht, keines Erbarmens bedürfe, der, wenn er bei der schwereſten Arbeit das elendeſte Leben führen muß, es einmahl nicht beſſer wiſſe und nicht viel freie Luft, die abgerechnet, welche ihm in Hofedienſt unter die Naſe gehet, ſchöpfen dürfe, damit er nicht übermüthig werde.

Buchholz war der Meinung, daß, wenn die Guthsbeſitzer erſt anderes Sinnes würden, dis obendrein noch den Nutzen ſtiften könte, daß die Fürſten durchgängiger auf den Einfall kämen, ihnen nichts nachgeben, ſondern eben ſo wohlhabende und glückliche Unterthanen haben zu wollen, als ſie.

O, erwiederte Hallo freudig, ich denke, daß in dieſem Lande der umgekehrte Fall bald ſein wird. Guſtaf wird es nicht ſeinen Vaſallen erſt ablernen, ſeine Landleute und Unterthanen zu ſegnen, ſondern ſeine Vaſallen werden es von Ihm lernen. Die herrlichſten menſchenfreundlichſten Proiekte trägt er mit ſich umher, und die Tage ſind nahe, in welchen er ſie insgeſammt ausführen wird. Sie werden es erleben, daß dieſes ganze Land im geſegneteſten Flore ſich befinden wird. Denken Sie an meine Weiſſagungen, wenn ich lange nicht mehr bin!

Unter dieſen Worten traten ſie in die Laube ein, und Vater Hallo fügte iezt hinzu: Nun ſitze ich noch zufriedener hier, als ie.

Der neue Bau in den Gründen ward mit möglichſtem Eifer betrieben, und die Häuſer ragten hie und da ſchon hoch empor. Der Greis brachte iezt manche Stunde, die er ſonſt in der Laube verlebt hatte, auf den Altan ſeines Sommerhauſes zu. Von da herunter hatte er die gerade Ausſicht in das neue Dorf, und ſeine ganze Seele gerieth in die freudenvolleſte Bewegung, ſo oft er da ſtand, und ſich als den Schöpfer deſſelben betrachtete. Florentin, der dieſelben Einrichtungen auf ſeinem Guthe traf, hatte einen Strich Waldungen nieder gehauen, welcher zwiſchen Terkewitz und Wallſtädt lag, und die beiden neuen Dörfer erhielten in der Folge das Anſehen, als wenn ſie nur eins ausmachten. Bei Albert meldeten ſich von Zeit zu Zeit Koloniſten, welche auch Bewohner der Gründe zu werden wünſchten. Nach ſeines Vaters Rathe wies er keinen derſelben, welcher ein gutes Zeugnis von der Obrigkeit, unter der er ſeither geſtanden, aufzuweiſen hatte, ab. Er hatte noch fruchtbare

Aecker genuma, die iezt Wald waren, und urbar gemacht werden konnten. Ihre Verlaſſung gegen einen mäſſigen Erbzins an neue Anbauer ward für ſein Guth eine neue wichtige Intrade. Zwiſchen ihm und Florentin herrſchte die zärtlichſte Freundſchaft fort. Sie zogen einander zu Rathe, unterſtützten einander und wandelten täglich Arm in Arm auf den Höhen und in den Gründen. Dem Greiſe waren alle dieſe Nachrichten ſo ein ſtärkendes Labſal, daß er ſchier ſeines Alters vergeſſen haben würde, wenn ihm ſeine iezt mehr, als iemahls, überhandnehmende Schwächlichkeit nicht daran erinnert hätte. Hatte er ſonſt nur einen Schritt täglich ſeinem Grabe näher gethan: ſo that er iezt deren täglich drei. Er durfte nun ſeinen Stab nicht mehr aus den Händen legen; ſo ſchwindelhaft war er. Mehr, denn einmahl hatte ihn ſein Zufall im Morgengebet ergriffen; und, wenn er wieder zu ſich gekommen war, hatte er ſich wohl an ſeinem künftigen Grabe in der völligen Lage eines Todten erblickt. Lächelnd hatte er ſich alsdenn aufgerichtet und zu ſich ſelbſt geſagt: „Noch ſoll die Erde deine Gebeine nicht in ſich zurück nehmen. Noch iſt des Lebens Quelle in dir nicht verſiegt. Ihre Ströme brauſen zwar nicht mehr. Schon ſtockt ſie gar. Aber in einzelnen Tropfen rinnt ſie wie-

ter und Gott läſſet ſie dich rein ausſchöpfen bis auf den letzten. «

Das Bild des Greiſes erregte jetzt die höchſte Ehrfurcht und das höchſte Mitleiden zugleich. Es hatte keineswegs jenes zurückſchreckende, Ekelerweckende an ſich, welches ſonſt mit dem höchſten menſchlichen Lebensalter verbunden zu ſein pflegt. Mit dem ſilberfarbigten Haar, welches in langen natürlichen Locken herabhieng, bedeckt, neigte ſich ſein zitterndes Haupt der Erde zu, und ſchien bei jedem Aufblick zum Himmel einiger Anſtrengung zu bedürfen. Alle Knochen im Geſicht ragten hoch hervor, und auf ſeinen tiefeingefallenen Wangen mahlte ſich ſchon die Bläſſe des Todes aus. Ganz ſimpel und leicht gekleidet, ſchwebte er nur noch langſam daher, als überlegte er jeden ſeiner letzten Schritte, die er that. Die Hand, welche die Krücke nicht trug, hing lang ausgeſtreckt herab. Die Füſſe beugten ſich bei jeder Bewegung, und der ganze Körper trug ſich ſchon vorwärts ſinkend. Die Bebungen ſeiner Stimme waren langgedehnt. Die Flamme im Auge war erloſchen, aber ſtille ſelige Seelenruhe lag in ſeinen Blicken, und ungezwungne Andacht, wie die Andacht eines von Gott erhörten Beters, drückte ſich in allen ſeinen Mienen aus. — Wer ihn ſah, ſtand ſtill und ſtaunte das Bild

der Hinfälligkeit der menſchlichen Natur an; aber niemand ſah ihn auch, ohne die ſtille Gröſſe noch mehr anzuſtaunen, welche die Tugend über die menſchliche Natur mitten im Hinſinken noch ausbreitet. Man überzeugte ſich bei ſeinem Anblick, daß nichts im Stande ſei, der allhinreiſſenden Gewalt des Todes auszuweichen; man überzeugte ſich aber auch dabei, daß Mäſſigkeit in der Jugend und Arbeitſamkeit im männlichen Alter dem Körper eine Kraft gebe, mit der er dem Tode langen und unausſprechlichen Widerſtand thun könne.

Fürſt Guſtaf ſetzte ſeine Beſuche bei ihm fort; aber er fand ihn nun nicht mehr jederzeit in der Verfaſſung, daß er ſich lange mit ihm über wichtige Gegenſtände unterhalten konnte. Oft ſtand der Greis mitten im Geſpräch mit ihm auf, pflückte Blumen, band einen Strauß davon, ſteckte ihn an den Buſen des Fürſten, beputzte ſich überall mit Blumen, beſtreute Eleonorens Grab mit Blumen, und redete von nichts, als von Blumen. Für die Freuden der Natur blieb ſein Herz am offenſten, und es war, als öfnete es ſich denſelbigen täglich mehr. Nur, wenn er einen langen erquickenden Schlaf genoſſen hatte, war er aufgelegt, auf intereſſante Materien ſich einzulaſſen. An einem ſolchen Morgen, der auf eine der ſchlafvolleſten,

ſtärkendſten Mächte für ihn folgte, fand ihn der Fürſt äuſſerſtheiter, bewunderte ihn und ſprach: Gott! was für ein ſeliger Greis biſt du doch! Warum gibt es deinesgleichen ſo wenig? warum ſterben die mehreſten im mittlern Lebensalter; oder, wenn ſie ja deine Jahre erreichen, warum ſind ſie ſo jammervoll, betrübnißerregende Alte?

Hallo umfaßte ſeine Kricke mit beiden Händen, blickte dazu dem Fürſten recht ins Geſicht, und antwortete: „Sterben müſſen wir alle. Zum Tode ſchuf uns die Natur; das iſt gewis. Es iſt wider alle Kenntnis unſeres Baues, und iſt nur leidiger menſchlicher Stolz, zu glauben, daß unſer Körper unter allen thieriſchen Körpern allein iemahls einer Unſterblichkeit fähig geweſen ſei. Aber, daß ſo viele früh ſterben, unter den ſchmerzenvolleſten Krankheiten ſterben, oder, wenn ſie ja Greiſe werden, ſo ein Bild des Ekels und des Entſetzens reichen, iſt nicht die Schuld der Natur. Nach ihrem Willen ſoll der Tod nichts anders, als letzte Wohlthat und Liebe ſein, welche ſie uns erzeigt. Wenn wir von geſunden Eltern geboren ſind: ſo haben wir Anſprüche auf ein hohes Alter, ſollen lange leben, wenig Krankheit dulden, dem Grabe uns allmählich nähern, und zuletzt ohne großen Kampf

in daſſelbe eingehen. In dieſer Lage befindet ſich gewis von Natur der gröſte Theil der Menſchen. Ihres Daſeyns könnten ſie ſich freuen, lange freuen, und zuletzt ſo ſanft vergehen, wie die Flamme, wenn ihre Nahrung aufhört, erliſcht. Aber die üble Anwendung der Jünglingsiahre iſt es, welche den gröſten Theil des menſchlichen Geſchlechts um langes Leben, heiteres Alter und Leichtigkeit des Todes bringt. Die meiſten Menſchen erſchöpfen ſich ſelbſt zu früh, und Unmäſſigkeit iſt es, die jenes Heer von peinvollen, furchtbaren Krankheiten über ſie daher führt. Jeder hat doch nur ein gewiſſes Maas von Kräften, welche, wohl eingetheilt, auf das ganze Leben hinaus reichen ſollen. So oft ein Jüngling ausſchweift, ſo oft ſollte er denken, daß er dadurch einen Theil iener Kräfte in voraus weggegriffen habe, die eigentlich für ſein höheres Alter beſtimmt waren. Iſt es doch allenthalben ſo mit uns! Wenn wir anfangs mit irgend einem Vorrathe nicht ökonomiſch genug umgehen: ſo mus die natürliche Folge davon dieſe ſein, daß es uns zuletzt gebreche. In der Jugend, in der Jugend mus der Grund zu einem beſchwerdeloſen, glüklichen Alter gelegt werden. Iſt man denn ein mäſſiger Jüngling geweſen: ſo mus man ein thätiger, arbeitſamer, unverdroſſener Mann

werden. Die wohlaufgeſparten Kräfte erhalten alsdenn durch die Uebung, in welche ſie verſetzt werden, jenen Grad von Stärke, der den Schwachheiten und Leiden des Alters Trotz bietet. Auch iſt es die edle Verwendung der Mannesjahre, welche den letzten Jahren des Lebens jene Seelenruhe verſchaft, ohne die der Greis der Unglücklichſten einer iſt. Am Ziele auf ein öbes Feld, das man durchſtrichen hat, am Grabe auf ein Leben zurückſehen, das von guten Thaten leer bleibt, oder mit Frevel gar angefüllt ward, — Gott, welche Schmach und Qual! da ſegne ich mir den Jüngling, der in aller Frühe dahinſank. Aber einen langen Weg zurückgelegt haben, und am Ende an den Blumen, welche in Menge blühen, an den gepflanzten Bäumen, deren Früchte ſchon reifen, und an der geſammten Fruchtbarkeit des Gefildes, welche unſer Fleis ſchuf, die ganze Bahn recht genau unterſcheiden können, welche wir nahmen, — das iſt die Seligkeit, welche unter allen irdiſchen die letzte, und mit dem Himmel, an den ſie ſchon grenzt, auch die verwandteſte iſt. Fürſt und Vater, ich weis zwar nicht, wie es zugeht, aber es verhält ſich doch wirklich ſo: es iſt, als wenn das Bewuſtſein, oder vielmehr das Allgefühl einer durchs ganze Leben behaupteten Rechtſchaffenheit

nicht

nicht nur das Gemüth des Greiſes, der es genießt, unausſprechlich erheiterte, ſondern auch ſogar ſeine zitternden Hände noch ſtärkte und ſeine wankenden Knie noch feſtigte.„

Hallo's Antlitz glänzte bei den letzten Worten, als würde es von der Morgenſonne beſtrahlt. Guſtaf ſeufzte: Fürſten werden ſelten ſehr alt.

Der Greis verſetzte: Ein Fürſt, gegen ſeine Unterthanen gerechnet, verhält ſich allerdings wie Einer gegen Tauſende. Nun lehrt die Erfahrung, daß unter uns übrigen Menſchen kaum Einer gegen hundert gerechnet ein ſehr hohes Alter erreiche. Folglich müſte ein Wunder geſchehen, wenn die Fürſten allen.ahl Greiſe werden ſollten. Ferner, ſuchte man noch, wie ehemals, die Tapferſten und Stärkſten aus ganzen Nationen zu Fürſten aus: ſo könnte allerdings der Fall anders ſein. Aber — o Wahrheitliebender Herr — wie manchmal erſchöpfen unſere Prinze ſich ſchon durch frühe Wollüſte, oder zerſtören ihre Geſundheit durch ſtarke Getränke, ehe ſie noch ihre Thronen und Stühle beſteigen! Wenn nun dies geſchieht: ſo ſind die Kinder, welche ſie hernach erzeugen, Nachkommen ſchon entnervter Väter, und tragen die Spuren der Schwächlichkeit derſelben allenthalben an ſich. Wie ſoll es dieſen nun gelingen

können, Greiſe zu werden? Erwägen Sie alsdenn noch die äuſerſtweichliche Erziehung, welche noch ſo oft die Kinder der Groſſen empfangen. Das iſt wahrlich nicht Vorbereitung zu einem langen Leben, und noch weit weniger zu einem glücklichen Alter. Dis alles haben die Fürſten für ſich, wenn die Rede davon iſt, daß ſie oft ſo früh ſterben. Auch können ſie deren immer noch einige aus ihren Mitteln zu allen Zeiten aufſtellen, welche ein hohes Alter erreicht haben. Aber ſie würden, im Ganzen genommen, freilich länger leben, wenn ſie ſich in ihren Lebensgenüſſen durchgängig mehr der Natur näherten. Je ſimpler wir leben: deſto ſicherere Bürgſchaft ſtellen wir uns ſelbſt für ein hohes und heiteres Alter. Schon in den Städten gibt es ſelbſt unter dem Volke nicht ſo viel und ſo rüſtige Greiſe als auf dem Lande; und die Urſache davon liegt in der einfachern Lebensart, welche man hier führt. Wie weit ſchwerer mus es alſo nicht ſein, an den Höfen alt zu werden! Ich übergehe die wirklichen Ausſchweifungen mancher Groſſen. Ach, möchten dieſe, weil ihr Beiſpiel mehr Kraft auf ihr Volk hat, als die Geſetze, glauben, daß ſie nach eben den Grundſätzen der Moralität zu handeln verbunden ſind, nach welchen ſie wollen, daß ihre Unterthanen handeln ſollen! Möchten dieſe den-

ten, daß das Laſter, vom Fürſten ausgeübt, ſich eben ſo ſelbſt ſtraft, als das Laſter, vom Bürger und Bauer vollbracht! Möchten dieſe, die niemand zur Verantwortung ziehen darf, als Gott, eben darum, weil niemand von ihnen Rechenſchaft über die Beherrſchung ihrer Leidenſchaften fordert, ſelbige deſto öfter von ſich ſelbſt fordern! Mögten die Höfe allzumahl erſt die Schulen der Weisheit und Tugend, der Mäſſigkeit und Keuſchheit für die Nationen werden, deren Augen auf ſie gerichtet ſind! — das Unglück, welches für die Völker aus dem kurzen Leben ihrer Groſſen entſpringt, iſt beträchtlich. Die verſchidene Denkart vieler in kurzer Zeit auf einander folgenden Fürſten läſſet den Karakter des Volks zu keiner Feſtigkeit kommen. Die Mannigfaltigkeit in den Grundſätzen, nach welchen ſie regiren, läſſet die Wohlfart des Landes ſchweben, bald ſinken, bald ſteigen. Angefangene gute Anſtalten werden oft durch ihren Tod unterbrochen, und die gemeinnützigſten Entwürfe bleiben, ſo bald ſie nicht mehr ſind, mehrentheils unausgeführt. Das Heil einer ganzen Nation iſt nicht ſogleich in einigen Jahren vollendet und feſtgegründet. Nur der Fürſt, welcher eine Reihe von Jahren hindurch regiert, kann etwas vollkommenes in ſeiner Art leiſten, und das lange Leben eines guten Regenten ſte-

het unter den Wohlthaten, welche die Fürſehung den Völkern ertheilt, ganz obenan. Indeſſen, hat freilich iede Regel ihre Ausnahme; und ſo kann auch das kurze Leben eines Fürſten oft wahrer Segen für ſein Land werden. Wenn ein unedeldenkender, grauſamer Herr, ein Volk beherrſcht: ſo mag daſſelbe den Tag ſeines Todes in der vaterländiſchen Geſchichte als einen Tag des Heils einſchreiben und mit goldenen Buchſtaben bezeichnen. Wohl dieſem Lande! Ein guter Fürſt ſitzt iezt am Ruder deſſelben, und Gott verheiſſt ihm noch viel Jahre. O edelſter Vater ſo vieler Tauſende — die Natur hat Ihnen Stärke und Dauerhaftigkeit verliehen. Sie können einer der älteſten Greiſe, und unter allen Greiſen im Lande der glücklichſte, werden; denn, wer kann ſo viel Gutes thun, als ein Fürſt? Wer kann am Abend des Lebens auf ſo viel gethanes Gutes zurückblicken, als er? bewahren Sie Ihre Geſundheit! Ihr Volk flehet Sie darum; denn Sie haben noch ſo viel groſſe und wohlthätige Entwürfe im Buſen. Es iſt demſelben äuſerſt daran gelegen, daß Sie dieſe ausführen. Ihr Prinz, geſund, wie ſein Vater, genieſſe einen noch langen Unterricht von Ihnen in der göttlichſten aller Wiſſenſchaften, ganze Nationen zu beglücken, und gehe alsdenn die glorreiche,

menſchenfreundliche Bahn fort, auf die ihn Guſtaf leitet. Wenn denn dieſes Land ſchon zwei auf einander folgende Regenten zählen kann, die gleichgut denken und beide Greiſe werden: ſo iſt die Glückſeligkeit deſſelben wenigſtens auf ein halbes Jahrhundert geſichert. Lieber, frommer Fürſt, — Hallo ſinkt, Hallo iſt in kurzem nicht mehr, wie Sie ſehen; aber — dieſe ſeine Bitte an Sie daure fort, daure fort — —

O Bidermann, antwortete Guſtaf und lag an des Greiſes Bruſt, bei deines Hauptes Silberhaar — bei meines Todes Stunde — bei des Vaterlands Heile und bei Gott, der Fürſten Richter — ich will meine Tage nicht verkürzen. Gott mache ieden derſelben, auch den letzten, zum Segen für mein Volk! — —

Hallo lächelte, und fing wider an, Bluhmen zu pflücken.

Um dieſe Zeit geſchahen verſchidene Kindermorde im Lande. Hallo war derienige geweſen, welcher das Schickſal unglücklicher Mütter, die die grauſame Denkart des Jahrhunderts gegen ihresgleichen, und die Furcht, von ihren Familien und von einer ganzen Welt eines einzigen Fehltrittswegen verſtoſſen zu wer-

den, Mörderinnen ihrer eigenen Kinder zu werden nöthigte, in so fern erleichtert hatte, daß man sie nicht mehr zur Lebensstrafe zog. Jetzt, da einige dergleichen Morde hinter einander geschahen, fing man an zu glauben, daß die gemilderten Gesetze daran Schuld sein könnten. Fürst Gustaf hatte dazu zwar kein Ohr; allein er fand es für nöthig, auf zweckmäßige Mittel zu sinnen, welche dieser Art von Unmenschlichkeit Einhalt thäten. Hallo sollte am Grabe noch darüber sein Gutachten erstatten. An verschiedenen Morgen kam der Fürst deshalb vergeblich zu ihm. Endlich traf er ihn bei Geisteskraft, und der gesetzte Alte ließ sich über diesen für alle Staaten so interessanten Gegenstand folgendermaßen aus:

„Schande und Elend, welche solche unglückliche Mütter vermöge der Denkart unseres Zeitalters noch mit Recht fürchten, sind durchgängig die Ursachen, welche sie zum Kindermorde verleiten. Diese müssen weggeräumt werden; so wird man von solchem Laster nicht mehr hören. — Unmöglich kann es ein Verbrechen sein, Mutter zu werden. Und doch ists gerade dieser Umstand, welcher bei Personen dieser Art das Wesen der Entehrung ausmachen soll. Man hört oft von dem liederlichsten Leben eines Frauenzimmers, und begeg-

net demſelben doch mit äuſerlicher Achtung. Etwa darum, weil es die noch weit gottloſere Kunſt verſteht, die Entſtehung der Kinder zu verhindern, oder ſie als Embrionen über die Seite zu ſchaffen? Solte man dieſe nicht eines vieleicht zehnfachen Kindermordes wegen zur Verantwortung ziehen? Auf der andern Seite hört man von der Niederkunft eines Mädgens, über das man nie etwas Arges zu denken Urſache hatte, und verſagt ihr auf der Stelle die Ehrerbietung für ihre übrigen guten Eigenſchaften, ia wohl gar das Mitleiden, welches doch ieder Leidende verdient. Welche unmenſchliche, ſinnloſe Denkart! Iſt darum ein Frauenzimmer laſterhaft, weil es Mutter wird? Verdammt ein einziger Fehltritt, wenn es ia Fehltritt ſein ſoll? kann der menſchlichſte unter allen Fehltritten verdammen? O Fürſt und Herr, wenn die Niederkunft eines Mädgens ia ein Beweis dafür iſt, das ſelbiges gefehlt habe: ſo iſt ſie auch der ſicherſte Beweis dafür, daß es noch keine wahre Laſterhafte ſei. Dieſe pflegen nicht niederzukommen. Raſerei wäre es, zu ſagen, daß nur die Ehe, Mutter zu werden berechtige. Nein, die Liebe berechtigt dazu. Welch Mädgen gab ſich einem Jüngling Preis, ohne von ihm heilige Zuſagen der Ehe erhalten zu haben? Iſt ſie darum Sündern'

weil der Jüngling sie hernach täuscht und die Zusage leugnet? Wie viel gute weibliche Seelen opfern sich so bei Redlichkeit des Herzens und bei unbefleckter Tugend dem schmeichelhaften, ungetreuen Verführer auf! Wie viele werden darum unglücklich, weil man in ihrem Lande die Heurathen so erschwert! Wie viele leiden durch Unbesonnenheit ihrer Eltern, die in ihre Verbindungen mit dem Jünglinge nicht willigen wollen, den sie doch, wie ihre Seele, lieben! Jedes Weib leidet jämmerlich, so oft es Mutter wird; aber nichts sind diese Leiden, gegen die Leiden eines Mädgens in solchem Falle. Wenn das Weib Mutter wird: so vergisset es bald der ausgestandenen Schmerzen, und erquickt sich nun am holden Anblick seines neugebohrnen Kindes. Das unglückliche Mädgen hingegen fängt alsdenn erst recht an zu leiden, wenn die Schmerzen der Natur für selbiges aufhören, das, was iene tröstet und zufrieden stellt; ist es, welches diese auf das unnatürlichste in Verzweiflung stürzt; — das arme, in ihrem Schosse jammernde Geschöpf, welches von nun an die Ursache sein wird, daß sie eine ganze Welt verachtet, und das ihr das Herz zerreissen wird, so oft einst von seinen Lippen der Mutternahme für sie ertönt. O des schrecklichen Zustandes! die Mutter versucht, es

zu lieben. Sie will es an ihre Bruſt legen; aber — es iſt der Zeuge ihres Fehltritts, — eines Fehltritts, für den ſie noch keine Verzeihung hoffen darf, als bei Gott; — ſie wirft es von ſich. Sollten dieſe Leiden, welche ſie ausſteht, nicht iede Seele auf der Stelle mit ihr ausſöhnen, welche noch hart und unbarmherzig gegen Unglückliche dieſer Art denken kann? Iſt es nicht wider die Menſchlichkeit, Perſonen noch mit beſondern willkührlichen Strafen belegen zu wollen, die ſchon durch ſich ſelbſt geſtraft genung ſind, und ſchon empfindlichere Leiden erduldet haben, als man ihnen auflegen kann? O die Religion ſei es, welche ihnen die erſte Vergebung ertheile! die Kirche gehe der Welt mit Beiſpielen der Menſchlichkeit vor! Schaffen Sie, huldreicher Fürſt, von nun an alle die Arten von Kirchenbuſſe ab, welchen unglückliche Mädgen ſeither in Ihrem Lande unterworfen waren. Die Beſchimpfung vor einer ganzen Gemeine iſt warlich nicht der Weg, auf dem man die Beſſerung eines Menſchen erreicht. Man ertödtet durch ſelbige in der Seele eines Fehlenden vielmehr noch die übriggebliebenen Empfindungen der Scham, und beſtärkt iedes harte Gemüth dadurch in dem Wahne, daß ſeine Härte gegen ienen recht und löblich und Gotte angenehm ſei. Heben Sie alle die Geld-

und Gefängnisſtrafen auf, in die bisher noch unglückliche Mädchen verfielen. Es iſt ein unzurechtfertigender Einfall überhaupt, ein Laſter mit Gelde zu ſtrafen. Offenbar wird dadurch der Werth der Tugend und Ehrbarkeit zu ſehr herabgeſetzt, und den Reichen ſteht es ſolchergeſtalt frei, iedes Laſter zu begehen, ſobald ſie es bezahlen dürfen. Kommen vollends die Geldſtrafen in die Kaſſe des Fürſten: ſo empfängt die Sache einen noch häslichern Anſtrich. Es iſt als bereicherte ſich der Regente durch die Sünden ſeines Volks, und man kann alsdenn den verdammlichen Satz behaupten, daß derienige Fürſt das gröſſeſte Einkommen habe, der die laſterhafteſten Unterthanen hat. Dieſe ſetzen ihn durch ihre Ruchloſigkeiten gleichſam in Nahrung. Die Gefängnisſtrafen ſind mehrentheils für die Armen, welche iene Geldſtrafen nicht erlegen können. Wenn nun eine unglückliche Weibsperſon, deren Niederkunft herannahet, oder bereits geſchehen iſt, Monathe lang eingeſperrt wird und für andere arbeiten muß, wovon ſoll ſie hernach ſich und ihr Kind ernähren? Iſt es nicht, als wenn man ſolchergeſtalt den Kindermord vorſetzlich befördern wollte? Machen Sie ein Geſetz, daß niemand eine ſolche unglückliche Perſon mehr mit dem Hurennahmen belegen dürfe. Eine Hure iſt

nur diejenige, welche mit mehrern Mannsperſonen einen fortgeſetzten unzüchtigen Umgang pflegt. Nimmermehr kann ein Mädgen dieſen Nahmen verdienen, welches durch redliche Liebe zu einem einzigen Jüngling, der es täuſchte, unglücklich ward. Alle öffentlichen Vorwürfe müſſen aufhören; und, wer dergleichen macht, den laſſen Sie um Geld ſtrafen, und dis Geld falle der Perſon zu, welche durch ſelbige geſchmähet ward. Dis wird den ſicherſten Einhalt allen den ungerechten Schmähungen thun, mit welchen man die ſinkende Tugend eines Mädgens noch tiefer niederdrückt; denn, wenn Worte Geld koſten, läſſet man ſie gern ungeſprochen; und wenn die Schmäher ſehen, daß dis Geld an die Geſchmäheten falle, und daß ſie dieſen ſolchergeſtalt, ſtatt ihnen zu ſchaden, vielmehr nützen: ſo begeben ſie ſich aus Verdruß über ihre mislingende Abſicht ihrer Ungerechtigkeit ſelbſt. Keiner Familie, und wenn ſie auch vom höchſten Range wäre, ſei es mehr erlaubt, eine ſolche Unglückliche aus ihrer Mitte zu ſtoſſen, oder ihr auch nur verächtlich zu begegnen. Sie finde Gehör, wenn ſie darüber bei den Richtern klagt, und die ſchleunigſte Hülfe. Die Obrigkeit iedes Orts gebe ſich in ſolchem Falle alle erſinnliche Mühe, ihre Eltern und Verwandte zu den Gefühlen der Menſch-

lichkeit zurückzubringen; und, wenn dieſes nicht Platz greifen will: ſo ſeien die Eltern gehalten, ihre unglückliche Tochter nach Beſchaffenheit ihrer Vermogen-umſtände auf der Stelle auszuſteuern; damit ſie, wenn ſie die Gattin ihres Verführers nicht werden kann, in ein anderes Land ſich begeben möge, wo man ihren Fehltritt nicht weis, und wo ſie durch äuſerliche Achtung, die ſie von Fremden empfänat, in der Tugend wieder geſtärkt werde. Die geringſte grauſame Behandlung, welche ſo eine Mitleidenswürdige von ihren Verwandten erhält, mache dieſe ſtrafföllig. Nirgend ſei einer ſolchen Perſon der Zutritt zu Geſellſchaften und die Theilnehmung an unſchuldigen Vergnügungen verwehrt. Ihr Kind werde auf allen Seiten den übrigen Kindern im Staate gleichgeachtet. Alles harte, menſchenfeindliche, welches noch in den Geſetzen und Volkseinrichtungen gegen ſolche Kinder Statt findet, werde von nun an ausgeſtrichen und abgeſchaft. Es iſt die höchſte Barbarei, wenn ſo ein unſchuldiges Geſchöpf ſeines unglücklichen Schickſals wegen irgend eine Mishandlung leiden ſoll. Der Staat nehme ſich dieſer Kinder an, wenn ſich niemand ihrer annimmt. Er betrachte ſie als Menſchen, die im höchſten Affekt der Liebe erzeugt wurden, die die erſte Kraft ihrer Eltern

waren, und die daher, wenn ſie eine edle Bildung erhalten, Leute von Kopf und wahrem Talent werden, und dadurch die Unkoſten reichlich erſetzen werden, welche man auf ihre Erziehung verwendete. Nicht dieſe Kinder, dieſe armen unſchuldigen Geſchöpfe — nicht ihre unglücklichen Mütter, denen die Natur und das Herkommen ſchon Leiden genug aufgelegt hat — die frechen, treuloſen Schänder der letztern ſind ſtrafbar. Dieſe, welche zum ſtärkern, rüſtigern Geſchlechte gehören, das dem ſchwächern nicht Elend und Verderben, ſondern Beiſtand und Rettung zu leiſten beſtimmt iſt, werden von nun an der Gegenſtand der Geſetze. Gutmachen ſollen ſie wieder das geſtiftete Böſe. Und wie können ſie dis anders, als durch Vollziehung der Ehe mit der unglücklich gemachten Perſon? Und wäre Ihr erſter Miniſter der Schänder, und ſeine Geſchändete eine Magd: ſo ſei er verpflichtet, dieſelbe zu heurathen. Die Unglückliche werde Frau genannt, und trage den Nahmen ihres Verführers. Er ſelbſt hat ihr die Rechte dazu abgetreten; nur ſie kann auf dieſelben Verzicht thun. Ja geſetzt, daß die übelſten Folgen von einer ſolchen Ehe zu befürchten wären: ſo laſſen Sie heute dieſelbe vollziehen, und ſcheiden ſie morgen wieder. Der Schänder ſei in dieſem Fall verpflichtet,

die Hälfte ſeines Vermögens der Unglücklichgemachten zu reichen. Sie führe ſeinen Nahmen und Karakter deſſen ungeachtet fort, und habe die Freiheit, anderweits ſich zu verheurathen. Glauben Sie, beſter Fürſt, das dis den ſicherſten Einhalt jenen Verführungen thun werde, welche ſich unſer Geſchlecht gegen das andere erlaubt. Die Geſetze hatten den unrichtigern Geſichtspunkt bei der Sache gefaßt. Sie ſind offenbar zu ſtrenge gegen das ſchwächere Geſchlecht, und zu mild gegen das ſtärkere. Mir ſchaudert die Haut, wenn ich an unſere Einrichtungen dieſerhalb denke. Der Verführer, der der eigentliche Urheber der unerlaubten That iſt, vollbringt ſie, ohne an den Folgen derſelben weiter Theil zu nehmen. Die arme Verführte empfindet dieſe allein, und ſoll noch obendrein dafür willkührliche Büſſungen dulden. Setzen Sie ferner eine Prämie darauf, wer ein ſchwangeres Mädgen zum Geſtändnis ihrer Schwangerſchaft bringen kann; errichten Sie Kinderhäuſer, und ſetzen Sie vereidete Weiber an, die ohne Geräuſch herbeigerufen werden können, ſolche unglückliche Perſonen zu entbinden, und die Kinder derſelben, falls ſie ſolcher entledigt ſein wollen, mit Beobachtung eines ewigen Stillſchweigens über den Vorgang in dieſe Häuſer bringen. Verleihen Sie Töchtern,

deren Eltern aus Eigenſinn, Habſucht oder Stolz in ihre Heurathen nicht willigen wollen, öffentlichen Schutz gegen ſelbige, und erleichtern Sie auf alle mögliche Weiſe frühe Heuraten in Ihrem Lande. Ach Fürſt und Vater, dis letztere iſt, glaub' ich, der Hauptpunkt bei der ganzen Sache. Nur die Groſſen der Erde ſind im Stande, ihn zu berichtigen; aber Sie können es auch in der That. Ich habe oft für unglückliche Mädgen zu Ihnen, und nicht ohne Wirkung, gefleht. Der Argwohn und die Bosheit wiſſen ſolche Fürbitten oft zu verdrehen; aber kommen ſie aus dem Munde eines Greiſes: ſo finden dergleichen Verdrehungen nicht mehr Statt. Hören Sie noch meine letzte Fürbitte, und nehmen Sie ſolche unglückliche Mädgen auf allen Seiten in Schutz. Sie ſind unglücklich geworden durch den ſanfteſten und menſchlichſten unter allen Trieben. In einer günſtigern Lage, in der ſie früh genung am Altare die Hand eines Jünglings in die ihrige legen konnten, hätten ſie nie ausgeſchweift, und wären vieleicht die beſten Mütter geworden. Wer hinderte ſie hieran? Eltern — Armuth — Mangel an Nahrung und Erwerb, der unſere iungen Männer abhält, Familien zu bauen — und Schickſal. Sollen denn iene arme Geſchöpfe, die die Natur wohlbe-

dächtig empfindungsvoller ſchuf, dieſe Urſachen auf ſich nehmen, und für ſie büſſen? Warlich, es iſt ia die beſchwerlichſte Beſtimmung, Mutter zu werden. Es iſt die ſegensvolleſte für den Staat zugleich. Wir müſſen die Mütter höher ſchätzen; ſo werden ſie auch ihre ſeligen Pflichten mit wahrer Rechtſchaffenheit erfüllen. . .

Guſtaf war bei der langen Vorſtellung des Greiſes ſehr ernſthaft geweſen. Als derſelbe ſchlos, fing er an zu lächeln. „Du ſprichſt für die Mädgen ſo warm und ſo herzlich, wie nur ein zwanzigjähriger Jüngling für ſie reden konnte.“

Halle. Für die Menſchheit ſprach ich, und zwar für ihren ſchwächern Theil. So ein Gegenſtand macht den eiskalteſten Alten warm. Ich gehe mit der Klage ins Grab, daß unſere Geſetze allenthalben noch das wahre Beſte der Menſchheit überſehen. Der Geiſt des Chriſtenthums waltet noch nicht genug in ihnen, der die Sünder ſelig — das heiſt — beſſer machen ſoll. Henken, köpfen, rädern, verbrennen, Landbeſchadigen, Landesverweiſen, Kirchenbuſſe auflegen — — damit ſind wir bald bei der Hand — — aber beſſern, beſſern, B E S S E R N den Fehlenden — daran denken wir wenig. Das macht, dis iſt mühſamer.

Der

Der Kopf liegt freilich ſchneller vor den Füſſen, als das Herz deſſen, dem der Kopf zugehört, umgebildet wird. Aber dis bewirken, heiſt Gottähnlich handeln; nicht jenes . . .

Fürſt Guſtaf fuhr zuſammen. „Werde nicht hitzig, Vater Hallo. Mich kennſt du. Dein Rath in einer ſo wichtigen Sache iſt mir heilig. Sei verſichert, daß ich ihn befolge.“

„Dafür ſegne Sie noch jedes unglückliche Mädgen nach Jahrhunderten — rief Hallo ſeinem Fürſten nach.

Der Fürſt überzeugte den Greis bald davon, daß er über den ſtrengen Ton deſſelben bei der letzten Unterredung nicht empfindlich geweſen ſei. Morgens darauf war er ſchon wieder bei ihm unter der Laube und umarmte ihn auf das zärtlichſte. Eigentlich brachte ihm Unglück, welches ſich in der Nachbarſchaft ereignet hatte, diſmal hieher. Nach einem der ſchwüleſten Tage waren ſchwere Gewitter aufgezogen, und hatten auf einem Dorfe hinter Berkewitz einige Bauerhäuſer in Aſchenhaufen verwandelt. Guſtaf, der in der Nacht aus ſeinem Fenſter das aufgehende Feuer wahrgenommen, war einer der erſten geweſen, welcher

aus der Reſidenz nach ſelbigem hingeeilt. Er war die ganze Nacht über beim Brande geblieben, hatte ſelbſt Veranſtaltungen treffen helfen, und wollte nun, da er am Morgen, als alles gelöſcht war, ſich zurück verfügte, ſeinem alten Freunde nicht vorüber reuten, ohne ihn zu beſuchen. Er fürchtete, daß das nächtliche Schrecken auf die Geſundheit deſſelben üble Einflüſſe gehabt haben könnte.

„Ich bedaure dich, Vater Hallo; du haſt in der vergangenen Nacht eine heftige Altercation gehabt.“

Halle. Gar keine. Ich habe geſchlafen. Der Gärtner hat die ganze Nacht über an meinem Bette geſeſſen; und da er geſehen, daß ich ſo erquickend geruhet, hat er mich nicht ſtören wollen. Weil es ohne Schaden für mich abgegangen, ſo iſts auch eben ſo gut, daß er mich ſchlafen laſſen. Den armen Leuten, welche dort abgebrannt ſind, hätte ich alter ſtumpfer Mann doch nicht hülfreiche Hand leiſten können. Ich will ihnen eine weſentlichere Unterſtützung lieber leiſten, als die, ſie aus meinem Fenſter blos abbrennen geſehen zu haben. Das bin ich ſchuldig zu thun; ſie haben für mich und die Meinigen gelitten. Kam die Reihe nicht an ſie: ſo kam ſie wohl an uns. Tauſenden iſt dieſe Nacht nützlich geweſen; denn

wir hatten weit und breit in dieſer Gegend lange auf einen durchdringenden Regen gehofft. Jenen allein hat ſie geſchadet. Dieſer Gedanke müſte ia wohl das härteſte Herz erweichen. Albert iſt beim Feuer geweſen mit allen ſeinen Leuten, und von Berkewitz habe ich eben erſt die umſtändliche Nachricht davon erhalten.

Der Fürſt freute ſich, daß Hallo das Wetter verſchlafen, und konnte ihm die Fürchterlichkeit deſſelben nicht genung beſchreiben. „Es war, ſprach er, als wenn Himmel und Erde untergehen ſollten. Die Wolken ſchienen auf den Büſchen zu hangen, und das Feuer fiel nicht in einzelnen Blitzen herab, ſondern ganze Ströme deſſelben goſſen ſich, wie unaufhörlich herunter. Ich war der ganzen Gegend umher wegen in Sorgen. In dem alten Eichenwalde dort habe ich es wenigſtens zehnmahl einſchlagen ſehen, und auf der Grenze hat es an verſchiedenen Orten gebrannt. Da habe ich denn, als ich zurückgeritten, einen guten Gedanken gefaßt, der, wie ich hoffe, deinen Beifall finden wird. Es ſoll ein beſonders Gebet verfertigt werden, welches iährlich die gewöhnliche Gewitterzeit hindurch von den Kanzeln abgeleſen und worinnen der Höchſte angerufen werde, daß er ſchwere und gefährliche Donnerwetter von meinem Lande in Gnaden abwenden wolle. „

Hallo ſchüttelte dreimal ſein graues Haupt. „Zuförderſt eine Frage, mein Fürſt. Wie ſteht es um die Feuerkaſſe, welche Sie errichten laſſen wollten? „

Guſtaf. Sie iſt im Werke. Es finden ſich nur noch immer einige Ortſchaften, welche ſich davon ausſchlieſſen wollen.

Hallo. Nun, ſo wird dieſes Unglück vielleicht dazu dienen, daß ſie hinzutreten. — Edler Fürſt, ich verkenne Ihr gutes Herz bei dem Vorhaben nicht, welches Sie mir eben eröfneten; aber die Wendung die es dabei nimmt..... Vergeben Sie mir; ich hoffe, daß Sie, wenn Sie meine Gedanken gehört haben, anderer Meinung werden werden. Es iſt unmöglich, daß nach einer ſo drückenden Schwüle, welche wir zuweilen zur Sommerszeit, und auch wohl ſpäter, wie in dieſen Tagen, haben, nicht ſehr ſchwere Gewitter aufziehen ſollten. Und wir wären ja alle Kinder des Todes, wenn dis in der Natur nicht ſo geordnet wäre, und die Luft ſich nicht durch allgewaltige Feuerauslehrungen abkühlte. So, wie ſie geſtern war, konnte ſie für uns nicht mehr achtundvierzig Stunden das Element ſein, in dem wir beſtehen ſollten. Gibt uns denn aber die Religion auch wohl den geringſten Wink dazu, daß wir glauben ſollen, daß unſer Ge-

bet vermögend sei, einem daherziehenden Gewitter eine andere Direktion zu geben? Dürfen wir auch wohl Wunder von Gott erbitten? — Und nun betrachten Sie die Sache von Seiten der Menschenliebe. Wenn es nun einmal unmöglich ist, daß nicht schwere Gewitter zu Zeiten sich zusammenziehen sollten, und wir beten, daß Gott sie darum von uns abwenden wolle, weil wir befürchten, daß sie in unserm Lande Schaden thun möchten: beten wir wohl damit nun etwas anders, als daß sie Gott zu unsern Nachbaren führen und daselbst Schaden thun lassen wolle? Irgendwohin müssen sie doch ziehen. Ist das aber auch wohl ein christliches Gebet? So konnte nur der Jude in Palästina beten, der vom Gewitter falsche Begriffe hatte, sich Würgeengel und hauende Schwerdter dabei dachte, rings um sich her heidnische Völker sahe und sich berechtigt hielt, diesen alles mögliche Unglück zu gönnen. Gesetzt aber, daß Gott — ich fühle aufsteigende Röthe bei diesen Worten — gesetzt, daß Gott unser Gebet erhörte, und das aufziehende Wetter von uns abwendete: so nehmen Sie doch nun den Fall an, daß unsere Nachbaren, und dieser ihre Nachbaren eben so eifrig, wie wir um Abwendung des Gewitters beten; wohin soll es denn nun ziehen? Wo soll es bleiben?

Ah beſter Fürſt, nehmen Sie doch dis alles in Erwägung. Mein ganzes Herz ſchlägt für die Religion; aber eben darum bin ich ſo ſehr gegen iede unrichtige Anwendung derſelben, und möchte am wenigſten Zeuge davon ſein, daß dergleichen unter ihrer Regierung förmlich eingeführt würde. Offenbar gehet dadurch das wahre Beruhigende und Aufklärende, welches ſie eigentlich ſtiften ſollte verlohren. So ein einziges Kirchengebet wider Donnerwolken verwirrte noch vollends alle Begriffe des gemeinen Mannes von Gott, von ſeiner Gerechtigkeit und von alltäglichen Naturbegebenheiten. Der Theil der Nation, welcher durchſiehet, empört ſich dagegen, und ſaugt Ekel gegen den geſammten Gottesdienſt ein. Ich bin ein Greis, und will den letzten Tropfen meines Lebens warlich nicht in Leichtſinn tauchen; aber ich geſtehe es frei, daß ich nicht mehr weis, was ich glauben ſoll, wenn Gott des Kirchengebets wegen auch nur eine einzige Wolke anders ziehen läſſet, als — ſie der Wind treibt. Das Volk klebt ohnehin noch an übertriebenen und unrichtigen Erklärungen der Strafen und Gerichte Gottes, und macht alles dazu, was auch eine noch ſo natürliche Bewandnis hat. Man muß es lieber davon zurückbringen, als darinnen ſtärken. Was ſoll es vom Gewitter

denken, wenn es zum Wegbeten deſſelben aufgefordert wird? Es fährt ſo ſchon dabei zuſammen, erblaßt, ſchreit und ſingt, wenn es den erſten nahen Donner hört, und macht ſolche Grimaſſen, daß man nicht glauben ſollte, daß es Chriſten wären. Ein Kirchengebet um Abwendung der Gewitter würde ſelbige geradezu für Strafen Gottes erklären. Und das ſind ſie doch nicht. Vielmehr gehören ſie zu den wohlthätigſten Einrichtungen der Natur, und Gott ſegnet uns vieleicht nirgends reichlicher, als im ſchütterndſten Donner. Dis iſt die Seite der Sache, welche man dem Volke öfnen mus. Das ſchrecklichſte Gewitter ſtiftet allemal tauſendmaltauſendmal mehr Nutzen, als es Schaden anrichtet. Dieſen ſtiftet es nur zufällig; ienen aber zu ſchaffen iſt ſeine natürliche Beſtimmung. Neues Leben, neue Kraft bringt von Stundan wieder in die ganze Pflanzen- und Thierwelt ein, wenn es die Luft reinigt und erfriſcht. Die aufs tiefſte erſchlafften Saiten der ganzen Natur, erhalten nun wieder Spannung. Gott iſt wahrer Schöpfer aufs neue durch Gewitter. Sie können gewis glauben, beſter Fürſt, daß das furchtbare Wetter in vergangener Nacht das Leben, oder wenigſtens die Geſundheit eines groſſen Theils Ihres Volks gerettet habe. Und der äuſerſt frucht-

bare Regen, welcher dabei fiel, hat Ihr Land wenigſtens auf zwanzig, dreiſſig Meilen im Umfange erquikt. Wie lechzten unſere Felder! wie welkten unſere Wieſen! Kein Pflug hätte in die Erde gekommt; wäre er nicht gefallen. Das Vieh hätte in unſern Ställen ſchon Heu freſſen müſſen ohne ihn. Und wir ſollten um Abwendung der Gewitter beten? Wie bekämen wir denn in den heiſſen Tagen des Jahres Regen ohne ſie? — daß ſie hier und da auch Schaden thun, iſt das Wunder? Wo iſt denn eine Wohlthat Gottes, die nicht einzelne Verluſte mit ſich führte? Wenn wird ie dem Ganzen geholfen, ohne daß Theile dabei leiden? Warum ſoll die Natur gerade beim Gewitter einzig und allein wider dieſe ihre Regel handeln? Da ſind nun in der Nacht einige Häuſer abgebrannt. Ich will ſie hoch rechnen: zweitauſend Thaler mag der Schade, der dadurch geſchehen iſt, ausmachen. Wie hoch, Fürſt und Herr, ſchlagen Sie die wiederhergeſtellte Fruchtbarkeit der Felder von zwanzig, dreiſſig Meilen an? Wie hoch die Geſundheit, das Leben vieler Tauſende, die nun wieder ſicher vor Flekfieber und Peſt ſind? Und der Strahl, welcher iene Häuſer anzündete, fiel ia nicht darum hinein, daß er einige Bauerfamilien unglücklich machen ſollte, ſondern weil er gerade dahin geleitet

ward. Dieſe Leitung geſchah nach den Geſetzen der Natur. War in dem Hauſe, wohin er fiel, nichts, das ihn anzog: ſo nahm er die Richtung nicht; und ſtand ſtatt des Hauſes eine alte Eiche da, welche homogene Materie in ſich hatte: ſo fuhr er in die Eiche ein. Nein, edler Fürſt, laſſen Sie nicht in ihrem Lande wider Gewitter beten. Ihr Volk betete ſonſt wider ſeinen eignen Nutzen. Die Gewitterreichſten Jahre ſind die fruchtbarſten. Vermehren Sie nicht die Furcht des gemeinen Mannes vor Gewittern, ſondern benehmen Sie ihm dieſelbe lieber ganz. Und dis iſt in ihrer Macht. Fürſten können es dahin bringen, daß ihre Völker eine der gröſſeſten Wohlthaten Gottes nicht mehr ſchaudernd in Empfang nehmen. Fürſten können Gottes Güte bei ſolchen Ereigniſſen völlig rechtfertigen, und auch machen, daß auch ſogar die einzelnen Theile, welche bei allgemeinen Segnungen leiden, nicht mehr leiden. Welch herrliches Geſchäft für ſie! Ich ſegne im Ganzen, ruft der Schöpfer bei iedem Gewitter ihnen gleichſam zu; euch liegt es ob, die dabei leidenden Theile zu entſchädigen. — Nun iſt es Zeit, nun ſind noch alle Herzen warm, daß die Feuerkaſſe aufgerichtet werde. Laſſen Sie das Gebet wider die Gewitter fahren, und laſſen Sie

an deſſen Statt über dieſen Vorfall am nächſten Sonntage eine Predigt durchs ganze Land, ſo weit es geſchehen kann, halten. Der Inhalt derſelben ſei etwa folgender.

„Alle Angſt der Menſchen bei aufziehenden Gewittern entſteht daher, daß ſie um ihr Leben, oder um ihr Vermögen dadurch zu kommen fürchten. Wer ums Leben dabei kommt, braucht kein Vermögen mehr: er weis nicht, wie ihm geſchieht, und ſtirbt den ſanfteſten Tod. Und ſterben mus am Ende ieder. Der Tod kann uns in ieder Stunde auf mancherlei Weiſe treffen, und die Todesart durch Gewitter iſt die ſeltenſte. Aber nicht erſchlagen werden, und doch um Habe und Gut kommen, und binnen wenig Augenblicken aus dem beſten Wohlſtande in die äuſerſte Armuth ſich verſetzt ſehen — die iſts, was ieden treffen kann, was äuſerſtbitter iſt und wofür ieder bei nahen Gewittern zittert. Hier mus der Fürſt des Landes zutreten. Er mus die Häuſer und das Eigenthum der Abgebrannten als die Ableiter betrachten, welche den zündenden Wetterſtrahl von ſeinen Schlöſſern, Landhäuſern und Vorwerken, und von dem geſammten Eigenthum der Einwohner ſeines Landes abhielten. Er muß ſie für die unſchuldigen Opfer anſehen, mit welchen die Wohlfart vieler

Tauſende erkauft worden iſt. Als das verheerende Gewitter mit allen ſeinen drohenden Schrecken daherzog, ſtand ein groſſer Theil des Landes in Gefahr. Kein Pallaſt, keine Hütte war vor Verderben ſicher. Je reicher iemand war: deſto mehr konnte er verliehren. Noch wuſte niemand, wen das Unglück treffen werde. Jeder aber fürchtete es. Wenn iemand zu derſelben Zeit umhergegangen wäre, welcher für eine geringe Summe das Eigenthum der Bürger und Bauern in dieſer Gegend hätte ſichern wollen: würde nicht ieder derſelben mit dem bereitwilligſten Herzen ſeinen Beitrag dazu geleiſtet haben? Wenn in denſelbigen Augenblicken die nun Abgebrannten gekommen wären, und zur Rettung aller ihrer Mitbewohner dieſer Gegend ihre Wohnungen und ihr Vermögen Preis gegeben hätten: würde man ihnen den Werth deſſelben nicht ſogleich gern baar bezahlt haben? Würde nicht ieder äuſerſt zufrieden damit geweſen ſein, daß er mit ſo einer kleinen Summe, als ſein Beitrag dazu ausgemacht, ſich aus der Gefahr, alles zu verliehren, hätte ziehen können? Wohlan, ſo ſind dieſe arme Abgebrannte auch nun als diejenigen anzuſehen, welche die Bewohner ihrer Gegend weit und breit umher gerettet haben. Was iſt billiger, als daß wir uns in dem Schaden, welchen ſie

gelitten haben, theilen, und ihnen denſelben erſetzen? Die Angſt und das Schrecken, welches ſie dabei ausgeſtanden haben, ſind wir nicht im Stande ihnen zu erſetzen. Wer von uns würde für die kleine Summe, welche er nun zu ihrer Schadloshaltung beizutragen hat, wohl je ſolche Angſt ausſtehen wollen, als ſie ausgeſtanden haben?

So beſter Fürſt, wird die Gewitterfurcht am gewiſſeſten weggetilgt werden. So wird es endlich zur Ehre der Vernunft und des Chriſtenthums dahin kommen, daß man eine der gröſten Wohlthaten Gottes nicht mehr für Strafgericht anſehe. Gelaſſen wird ieder die Gewitter daherziehen ſehen. Der Abbrennende wird ruhig aus ſeinem Hauſe wandern, und Muth genung haben, zur Löſchung der Flammen ſelbſt Hand mit anzulegen. Seine Mitbürger werden im Feuer wacker arbeiten; denn ie weniger abbrennt: deſto weniger haben ſie zu erſetzen. — Nun noch einmal, beſter Fürſt, iſt es nöthig, iſt es rathſam, zu öffentlichen Kirchengebeten wider die Gewitter unſere Zuflucht zu nehmen? — Warlich dis ſind nicht die rechten Ableiter, welche wir anlegen ſollen. Es gibt natürlichere, auf die man ſich in unſern Tagen verſteht. Sorgen Sie für geſchickte Männer, welche dergleichen um einen wohlfeilen

Preis verfertigen; ſo werden ſie die Gewitter noch unſchädlicher und Ihren Nahmen bei der ganzen Nation unſterblich machen.

Fürſt Guſtaf beſann ſich. Der Geiſt hatte ſo fühlbar wahr und deutlich geſprochen, daß er den Eindrücken davon mit ſeinem gefaßten Vorſatze weichen mußte. Es war nun von keiner Verfertigung eines Gewittergebets die Rede mehr.

Guſtaf. Unter den beiden Einfällen, ein Gebet wider die Gewitter zu verordnen, und bei dir auf meiner Rückkehr anzuſprechen, war der letzte der beſte. Es iſt mir ſehr lieb, daß ich ihn eher ausgeführt als jenen. Ich hatte die Sache nicht ſo von allen Seiten betrachtet. Die Predigt aber ſoll gehalten werden. Die Feuerkaſſe ſoll nun ſchlechterdings in Ordnung, und ich will meinen Unterthanen nochmals mit meinem Beiſpiele vorgehen und den Schaden der vergangenen Nacht allein tragen. Wie müſte ich thun, wenn der zündende Strahl auf eins meiner Vorwerker gefallen, oder wenn einige Eichen in den Wäldern, die jetzt noch gut Bauholz für die Nidergebrannten haben, zerſplittert worden wären.

Hallo. Aber laſſen Sie mich darunter nicht leiden. Erlauben Sie mir, daß ich den armen Leuten wenigſtens ihr verbranntes Vieh erſetzen dürfe.

Der Fürſt. Weil du es biſt: ſo mag es ſein. Sonſt ſoll ſchlechterdings dismal niemand einigen Beitrag dazu leiſten: Auch ſollen die Abgebrannten nicht umhergehen und für ſich kolligiren dürfen.

Hallo. Wo dis geſchehen darf: da iſt überhaupt das Policeiweſen noch in einer traurigen Verfaſſung. —

Die Obſternde geſchah jetzt auf dem Berge, und die Weinleſe ſtand bevor. Dieſe Tage hatten viel Angenehmes und Feierliches für den Greis. Er glaubte nicht nur, nie wieder der Einſammlung dieſer Schätze, mit welchen die Natur dieſe Höhen bereicherte, beizuwohnen, und nie wieder eine reifende Frucht zu brechen; ſondern die Handlung ſelbſt, womit ſich jetzt der Gärtner und ſeine Leute beſchäftigten, und an der auch er täglich Theil nahm, war ihm zugleich ein Bild ſeines gegenwärtigen Zuſtandes, in welchem er die eingernbteten Früchte eines tugendhaft- und weiſegeführten Lebens und ſeiner ein halbes Jahrhundert hindurch bewieſenen Amtstreue genos. Oft ſtand er bei einem Baume, unter welchem die geſchüttelten Früchte Handhoch lagen, und der ſchen einen

Theil ſeiner Blätter fallen lies, ſtill und tief gerührt, und ſprach zu ſich ſelbſt; das biſt du — Hallo! Je tiefer man in den Herbſt kam: deſto mehr Aehnlichkeit fand er allenthalben in der Natur mit ſich. Der Blumen wurden täglich weniger, alles falbete ſich um ihn her und welkte; iede Kraft im Pflanzenreiche erſtarb. Im allgemeinen Tode der Natur glaubte er nun um ſo zuverſichtlicher auch den ſeinigen zu finden. Unter Tauſendmahltauſend Gräbern wankte er umher und blickte unaufhörlich über ſie hinweg nach demienigen hin, welches ihn decken ſollte. Seine Kinder machten in Anſehung des herannahenden Winters allerlei Entwürfe für ihn; aber er pflegte ihnen wohl lächelnd darauf zu antworten: „Was ſorget ihr doch meinetwegen auf den Winter? Seid unbekümmert; ich werde ihn hier recht ruhig und ſanft hinbringen.“ Gewiſſer als ie, erwartete er nun mit iedem Tage ſein Ende. Man kann nicht ſagen, daß er Ueberdrus des Lebens äußerte. Noch immer hielt er ſich an die Natur, und fiel irgend ein rauher Herbſttag ein; ſo ſorgten ſeine Kinder dafür, daß ſie ihm durch ihren Umgang die Freuden erſetzten, welche ihm die Natur an ſelbigen verſagte. Doch ſprach er einſt zum Gärtner: „Das, was wir Menſchen am ſpäteſten ſchätzen lernen, iſt —

der Tod. Sollte sichs der Jüngling wohl träumen lassen, daß auch dieser Wohlthat für ihn werden werde? Und warlich, Freund, glaube mir, er ists. O welch eine gütige Einrichtung der Natur ist es, daß sich die Lust zu leben in eben der Masse beim Greise verliehrt, in welcher sich die Kraft zu leben in ihm verliehrt. So wird ihm die letzte Tugend, welche er ausüben soll, die Tugend, willig und gern zu scheiden, durch die Natur selbst leicht gemacht. Meine irrdische Hütte wankt auf allen Seiten. Ich wünsche schon, daß sie noch vor Winter einfiele. Jedoch, wie der Ewige will! Unstreitig wirst du mich einmal, ehe du es vermuthest, irgendwo todt finden. Macht alsdenn kein gros Geräusch, sondern leget mich still auf die Rasebank unter der Laube, und meldets hernach meinen Kindern. „

Ein Sonntag — der seligsten einer, welche er je gehabt, trat für den Greis ein. Albert und Florentin kamen mit der heitersten Miene zu ihm in die Laube, und meldeten ihm, daß sie Väter werden würden. Hallo vergaß aller Schwachheiten seines hohen Alters, ward munter an Geist, wie der Jüngling, lies seine Töchter kommen und richtete ihnen ein kleines Verlobfest aus. Es war einer der mildesten Spättage des Herbsts. Man speisete auf dem

Altan

Aten und ergötzte ſich am Anblick des neuen Dorfs, deſſen Ziegeldächer ſchon hervorragten. Hallo legte die Hände der edlen Weiber, welche Vorgenüſſe der künftigen Mutterfreuden ſchon in ihren Augen zeigten, in die ſeinigen, und hub an: „Eleonore iſt nicht mehr, und euer Vater gedenkt nun auch mit jeder Stunde ihr nach die Reiſe in das Land der Todten anzutreten. Hätte ſie dieſen Tag erblickt! Was für eine unausſprechliche Glückſeligkeit würde er ihr gewährt haben! Ach! wie preiſe ich den Vater der Menſchen dafür, daß er mich die frohe Nachricht noch hören laſſen, welche mir heute eure Männer in die Laube brachten! Den Tod in allen Adern und Nerven ſchon fühlend, flammt ein Greis, wie das ſterbende Licht, noch einmal empor, wenn ein Enkel auch nur von ferne erblickt. Zwar werde ich, ihr Lieben, den Tag eurer Niederkunft nicht erleben; aber ich ſah ihn doch noch im Geiſte ſchon und ward dadurch zu meinem Tode recht kräftig geſtärkt. Gott wird ihn euch erleichtern; hoffet auf ihn; ich bete für euch. Mit allen meinen Seonungen überſchütte ich die holden Kinder ſchon, welche ihr noch unter euren Herzen traget. Die Natur gewähre ihnen die menſchliche Vollkommenheit und erfreue euch durch ihren erſten Anblik mit Freuden des Himmels! Wenn die Lei-

den vorüber ſind, durch die ihr euch zur mütterlichen Herrlichkeit erheben müſſet; wenn ihr ihrer darüber, daß der Menſch zur Welt gebohren iſt, froh vergeſſet; wenn ihr eure Kinder euren Männern reichet, und aus ihren Augen Freudenthränen flieſſen, und von ihren Lippen Dank für die Seligkeit ſtammlet, welche ihr ihnen bereitet habt: ſo ſei es, als ſtände ich hinter ihnen und legte die Neugebohrnen aus ihren Armen in die meinigen, und drückte ſie an meine Bruſt. Und wenn ihr nach Jahren beiſammen ſeid, und die ſtillen Wonnen des häuslichen Lebens unter euch theilet: ſo denket, als wäre ich mitten unter euch, und hätte an jeder Seite eins eurer Kinder, und erwiederte ihnen die ſanften Liebkoſungen, welche ich von ihnen empfinge. Denket euch da das freudige Lächeln des Greiſes, welches mit dem Lächeln der Kinder ſo viel Aehnlichkeit hat, und alle die Ausdrücke des innigſten Seelenfriedens, den ich durch euch genöſſe. Leitet am Gängelbande ſchon oft die Kleinen zu meinem und zu Eleonorens Grabe. Laſſet ſie, wenn ſie, wie edle Pflanzen, unter euren Händen erwachſen, ihren Lieblingsſpielplatz daſelbſt haben, und ſorget dafür, daß ſie in jeder Jahreszeit, die Blumen giebt, auch Blumen daſelbſt finden, von denen ihr ihnen ſagen ſollet, daß ihre Gros-

eltern ſie ihnen ſchenken. — Neue Freuden nun für euch, ihr Lieben; aber auch neue Pflichten. Ach, welch ein heiliger Beruf, den ihr nun erhaltet, — der Beruf der Mütter! Gott würdigt euch ſeiner; ſo erfüllet ihn auch treu und ganz. Tauſend Gefahren iſt der Menſch ſchon ausgeſetzt, ſo lange er noch im Verborgenen bereitet wird. Vermehret dieſe Gefahren der Natur wenigſtens denen nicht, die ihr ans Licht bringen ſollet. Seid vorſichtig in allen euren Handlungen, ſo lange ſie noch unter eurem Herzen liegen, und denket immer, daß iezt ein doppeltes Leben, eine doppelte Geſundheit bei ieder derſelben gewonnen und verlohren werden könne. Ueberlaſſet euch iezt weniger, als ie, irgend einer aufbrauſenden Leidenſchaft, und übet itzt die verſchönernden Tugenden eures Geſchlechts, Sanftmuth, Güte und Milde gegen alle Menſchen vorzüglich aus. Stille Ruhe, ſelige Zufriedenheit, himmliſche Heiterkeit begleiten euch itzt, und geben ſchon frühzeitig den Ton an, welcher einſt in den Seelen eurer Kinder der herrſchende ſei. Ihr werdet immer die ſtärkſten Einflüſſe auf ſie behaupten; aber nie ſo unausſprechlichſtarke, als ſo lange ihr noch die ganze kleine Welt ausmachet, in der ſie leben. Nie, nie könnet ihr wieder ſo viel an ihnen thun, als in dieſer kur-

zen Zeit. Hat euch denn Gott begnadigt; liegt winselnd das kleine Geschöpf — euer Ich zum zweitenmahle — in eurem Schosse: so sättiget es an euerm eigenen Busen, und gewähret ihm und euch das Glück, seine erste Ernährerin im Lichte der Welt zu sein. Die Natur, welche nichts vergeblich thut, gab euch dazu die ausbildende Muttermilch. Wie solltet ihr, die ihr ihr so getreu seid, dieser ihrer Anstalt entgegenhandeln? Euch verführe nicht das Beispiel der grossen Welt zur unnatürlichsten Untreue gegen eure Kinder, wo die Mütter aus Mode, Eitelkeit und Bequemlichkeit ihre Neugebohrnen an gemiethete Weiberbrüste werfen, aus welchen ihnen oft Milch der Wollust und des Todes, und iederzeit fremde Milch eingeflösset wird. Schauet auf die Landleute, unter denen ihr lebet. Unter ihnen ist die Natur auch auf dieser Seite noch unverdorben, daß keine Frau, die Mutter wird, sich schämt, fernerhin ganz Mutter ihres Kindes zu sein. Wenn die Mutter ihr eignes Kind säugt: so vertritt von beiden einer gegen den andern die Stelle des vollkommensten Arztes. Nur in ausserordentlichen Fällen, wenn das Leben der Mütter durch eigene Säugung in Gefahr gerathen würde, oder die Natur sie untüchtig dazu machte, darf ein Weib ihres Kindes so weis

vergeſſen, daß ſie ihm ihre Bruſt entzieht. Ihr ſeid ein Paar geſunde Mütter; ſo werdet der Natur für dieſe Wolthat, welche nicht allen zu Theile wird, durch redliche Anwendung derſelben dankbar. Laſſet es ſein, daß dieſe eigene Ernährung eurer Kinder mit mancherlei Unbequemlichkeiten, Beſchwerden und Nachtwachen verbunden ſei; tauſendfältig erſetzte euch ſelbige die Natur durch die reineſten menſchlichen Wollüſte, welche ſie zum Ueberflus noch, damit es Müttern beinahe unmöglich werden ſollte, treulos gegen ihre Kinder zu werden, in ſie gemiſcht hat. Wenn ihr anfangs auch nur ihr klägliches Winſeln an euren Brüſten ſtillet; wenn ihr weiter keinen Lohn dafür habet, als den, daß ſie auf eurem Schoſſe in lenen ſanften Schlummer ſinken, deſſen ſie ſo ſehr bedürfen: iſt dis nicht ſchon Segen für eure Treue, ſobald ihr wahres Muttergefühl heget? Und wenn denn nach einiger Zeit die erſte Menſchheit ſich in ihnen ſchwach entwickelt, und ſie euch für iede empfangene Sättigung hold anlächeln, bald ſich heben, als wollten ſie euch küſſen, bald ſich ſpielend vor euch an euch ſelbſt verbergen und überall euch Beweiſe von der höchſtmöglichſten Behaglichkeit ihres Zuſtandes geben: o wie würdet ihr alsdenn die Amme beneiden, welcher ihr dieſe Wonnen abgetreten hättet! Müt-

ter, die ihre Kinder von fremden Weibern säugen lassen, verschenken die zärtlichste Liebe, welche ihre Kleinen gegen sie selbst einsaugen sollten, an diese. Warlich, eure Kinder werden euch zuviel Schmerzen kosten, als daß ihr euch des Vorzugs begeben solltet, von ihnen auch aufs höchste geliebt zu werden. Setzet denn noch diese Ruhe hinzu, welche ihr als Mütter nur alsdenn wahrhaftig geniessen könnet, wenn ihr wisset, daß eure unschuldigen Kinder gehörig gestriegt, gewartet und verpflegt werden. In keinem Falle könnet ihr dies Bewußtsein so zuverlässig haben, als wenn ihr sie selbst säuget. Diese Vorstellungen müssen euch bewegen können, die erste mütterliche Pflicht an ihnen redlich zu erfüllen. — Sorget hernach, wenn ihr sie entwöhnt habt, auch ferner für ihre Erziehung. Den Müttern liegt die erste Erziehung der Kinder ob. Die nächsten im Zirkel derselben müssen die Mütter sein; und diese können im Tempel Gotte nicht mehr gefallen, als unter ihren Kindern, wenn sie ganz als Mutter unter ihnen sind. So viel, als möglich, habet sie immer vor euren Augen. Wählet vernünftige gesetzte und rechtschaffene Wärterinnen, Trägerinnen und Leiterinnen für sie. Trauet diesen aber nie zu, daß sie das Mutterherz für sie haben werden,

welches nur in euch für ſie ſchlägt. Die Natur macht weit weniger unglückliche Kinder, als die Nachläſſigkeit derer, welche ſie warten ſollen. Verzärtelt eure Kinder nicht; ihr ſchadet ihnen ſonſt durch übelangewendetes Gutmeinen. Verhärtet ſie aber auch nicht durch übertriebene Strenge. Erziehet ſie ganz nach der Natur, und weiſe Liebe leite euch dabei. Ahmet, ſo viel die Jahrszeit zuläſſet, Gotte nach, der die Erſten unſerer Gattung in einem Garten zu erziehen für gut befand. Verſetzet ſie unter Bluhmen und Bäume, und laſſet ſie daſelbſt Liebe für die ganze Schöpfung einſaugen. Ihr Körper empfange im Freien Stärke und Dauerhaftigkeit; ihr Blut den geſundeſten Umlauf; ihr Geiſt unzerſtörbare Anlagen zur Heiterkeit in allen Lagen des Lebens; und ihr Herz natürliche Güte. Ihr werdet ihnen den Widerwillen gegen Geräuſch und Eitelkeit alsdenn nicht erſt beibringen dürfen. An Einfalt und Stille gewöhnt, welche ſie durchgehends im Schoſſe der Natur antreffen, werden ſie nur an dieſen Geſchmack finden, und hierinnen die ſtärkſte Stütze für ihre Tugend antreffen. Nie werden ſie das ſelige Landleben mit dem Leben der Städter vertauſchen; nie auf den Einfal kommen, die Freiheit und Unabhängigkeit auf ihren Güthern der Sklaverei an den Höfen aufzuopfern. Ihre

Eltern lieben ſich. Das ſehen ſie. So werden ſie dadurch unwiſſend ſchon lernen, ſich gleichfalls zu lieben. Stärket ſie in dieſer Liebe gegen einander, und lehret ſie, ſich als Geſchwiſter zu betrachten; damit die Glückſeligkeit eurer Familien und der Flor eurer Güther dadurch auf lange Zeiten geſichert werde. Sorgfältig verwahret ſie vor allen Vorurtheilen, deren erſte Mittheilerinnen und Fortpflanzerinnen gemeiniglich die Mütter ſind. Bei Güthe des Herzens lehret ſie allewege auf den Vater der Menſchen hoffen, und an ſeine Fürſehung glauben, damit Furcht eine Leidenſchaft bleibe, die nie in ihrem Herzen Wurzel ſchlage. Gewöhnet ſie zu einem geſchäftigen Leben; damit ſie ſich durch den Beſitz einträglicher Güther nie zum Müſſiggange berechtigt glauben, oder die Leere, welche ſie ſonſt, wenn ſie erwachſen ſind, im Landleben finden möchten, durch Thorheiten ausfüllen. Ihr habet gute häusliche und wirtſchaftliche Kenntniſſe; eure Männer beſitzen auch andere nützliche und edle Wiſſenſchaften. Arbeitet ihr mit dieſen gemeinſchaftlich an der Erziehung eurer Kinder; ſo werdet ihr ſie zu herrlichen Menſchen bilden können. Ach! wartet und pfleget dieſe ſchönſten Pflanzen eurer Gärten! Werdet belohnet dafür durch die reizenden Anblicke ihres Wachsthums und ihres Vollkom-

gemordens, und genieſſet im Alter, wenn ihr ſie Früchte tragen ſehet, die ſtärkende Zufriedenheit mit euch ſelbſt deshalb, wie ſie der baldſterbende Hallo noch heute genieſſet! „

Die beiden treflichen iungen Weiber ſchmolzen in die zärtlichſten Gefühle bei dieſen ſo herzlich gutgemeinten und tief aus dem menſchlichen Leben geſchöpften Ermahnungen ihres Vaters hin. Sie drückten ihm die Hände, benetzten ſie mit ihren Thränen, verſprachen ſeiner Lehren nie zu vergeſſen, und wolten die Hofnung in ihm rege machen, daß er wohl ſelbſt noch Zeuge davon werden könnte, wie ſie dieſelben treulich ausübten. „Nein, nein, erwiederte der Greis mit ſtillem Ernſt, das werde ich nicht. Ich habe noch einen Schritt zum Grabe, und wer weis, ob ich ihn nicht morgen thue. Ich ſage euch, daß ich in der ſeligſten Bereitſchaft dazu ſtehe. Ich werde eure Kinder nicht ſehen. Für mich iſt es ſchon mehr, als ich fordern konnte, daß ich noch von ihrer Erſcheinung hörte. Ihr aber werdet eure Enkel ſehen können; denn ihr ſehet Kinder früher als ich ſie ſah. Laßt uns nun von andern Dingen ſprechen, und ſeid nicht beklommenen Herzens, wenn ihr von meinem Tode höret. Ich bin alt genung geworden. Es wäre unbillig, wenn ich nun nicht gern ab-

ginge, und ihr klagen wolltet, daß ich noch nicht hätte abgehen sollen."

Der Greiß selbst reichte nun allerlei Materien zu den heitersten Gesprächen dar, und unter selbigen ward der ganze Ueberrest des Tages auf das angenehmste hingebracht. Abends wand er sich so heiter aus den Armen seiner Kinder, als wenn er noch so viele Jahre mit ihnen zu verleben hätte.

Fürst Gustaf sah, wie nahe der Tag bevorstehe, an welchem ihm sein alter Freund entrissen werden würde, und unterlies nicht, jeden noch übrigen Morgen desselben zu benutzen, der für die Natur und für Hallo's Geist Heiterkeit hatte. Er überreichte dem Greise einen Plan, den ein gewisser Rath über Handel und Verkehr im Lande entworfen, und der mancherlei Sperrungen desselben und erhöhete Auflagen auf die Einfuhr verschiedner ausländischer Produkte enthielt. Hallo sollte sein Gutachten darüber ertheilen. Er las, und sprach:

„Wenn ich ein Fürst wäre: so würde der Lohn, welchen ich jedem solcher Plan- und Plusmacher reichte, meine Ungnade sein. Ich würde nicht einmal die einzelnen Theile seines

Entwurfs unterſuchen; ſondern, ſobald ich ſähe, daß der Inhalt deſſelben Sperrung und Druck meiner Unterthanen ſei, wäre ſolcher durch ſich ſelbſt verworfen. Handel und Verkehr, Fürſt und Herr, müſſen frei ſein. Geſperrter Handel iſt förmlicher Widerſpruch. Fürſten müſſen den Unterthanen die Nahrung nicht erſchweren, ſondern erleichtern. Uebermäßige Auflagen reizen nur den Geiſt der Liſt und des Betrugs im Volke. In derſelben Maſſe, in welcher die Strenge der Aufſicht darüber zunimmt, ſinnt der Unterthan auch mehr auf Mittel, dieſelbe zu hintergehen. Und wenn er dadurch Unrecht thut: ſo hat er für ſich, daß ſein Fürſt durch die übermäßige Erhöhung der Auflagen das erſte Unrecht gethan habe. Wenn der Unterthan das ausländiſche Produkt eben ſo gut und ſo wohlfeil im Lande haben könnte: ſo würde er kein Thor ſein, es Fremden abzukaufen. Verlangt man aber gar von ihm, daß er von nun an daſſelbe ganz entbehren können und ohne ſelbiges Leben lernen ſolle: ſo weis ich wenigſtens nicht, wo die Quelle der Gerechtigkeit und Billigkeit dieſer Forderung liegen ſolle. Was kann in aller Welt einen Fürſten berechtigen, zum Unterthan zu ſprechen: du ſollſt fernerhin dis oder jenes nicht mehr eſſen, trinken, tragen; ge-

nieſſen? Seine Uebergewalt etwa? trauriges Recht, Recht wider die Menſchlichkeit, das ihm dieſe gibt! Schändet ihn dis Recht nicht: ſo kann er dem Unterthan noch zehntauſend Genüſſe mehr verbieten, ihm am Ende wenig mehr Freiheit, als die — zu ſterben, übrig laſſen, ohne auch dadurch geſchändet zu werden. Wehe dem Lande, wo der Regent ſeine Gerechtſame aus dieſer trüben Quelle ſchöpft! Iſt der Unterthan vollends bei dieſem oder jenem Lebensgenus erzogen und alt geworden, und ſoll er nun anfangen, demſelben zu entſagen: welch eine Zumuthung für ihn! Iſt er es nicht, der ihn ſich erwerben, erkaufen mus? Verſagt ihm ſelbigen nun die Natur nicht; ſetzt ihn ſein Fleis in den Stand, ſich ihn ferner zu verſchaffen: wie kann ſein Fürſt ihm ſolches wehren? Sollte dieſer in dem Augenblick, wenn er es thun will, nicht ſich ſelbſt zurufen: Du haſt ſo viel tauſendmahltauſend Lebensgenüſſe mehr, als dein armer Unterthan; — verſage, verwehre, verbittere ihm auch den Geringſten der Wenigen nicht, die er ſo ſchon nur hat? — Und wenn ein Fürſt durch groſſe Erhöhung der Auflagen auf auswärtige Produkte es wirklich dahin bringt, daß den Fremden die Luſt vergeht, dergleichen fernerhin einzuführen: wo laſſen wir denn unſere eigenen Produkte, welche

dieſe ſonſt von uns wieder mit zurücknahmen? Sie nahmen ſie, um nicht leer wieder zurück zu fahren. Sie werden aber warlich nicht leer zu uns kommen, und ſich nur mit unſern Produkten belaſten. So werden ſich unſere eigene Waaren im Lande aufhäufen, und es wird den Arbeitern an Märkten fehlen, wo ſie ſie abſetzen. Wollen ſie dieſe Märkte ſelbſt in benachbarten Provinzen ſuchen: ſo werden dieſe ihnen den Abſatz eben ſo erſchweren, wie wir ihnen den Abſatz ihrer Waaren in unſerm Lande. Am Ende leidet alſo der arbeitſamſte Theil der Nation am meiſten dabei. Er mus auswandern, oder im Vaterlande verhungern. Daß doch unſere Fürſten einmahl ſich davon überzeugen laſſen wollten, daß nichts mehr dem Flore ihrer Staaten und dem Reichthum ihrer Kammern ſchade, als Sperrungen im Handel und Gewerbe! Da, wo ieder handeln kann, womit er will, wieder hin und her handeln kann, wie er will, gehet einerlei Geld im kurzen durch tauſend Hände, läſſet aus ieder Hand, durch die es geht, etwas von ſeinem innern Gehalt an den Fürſten abfallen, vermehrt ſich deſſen ungeachtet zuſehends, und wirft um ſo mehr an den Fürſten von ſich ab, ie mehr es ſich vermehrt. Es iſt eine ganz falſche Kameraliſtik, ſich durch einige Procente mehr, die man auf

der Stelle zuweilen hebt, blenden zu laſſen, und dagegen ganze groſſe Summen, die durch freien Handel nach und nach einkommen, würden aus den Händen zu werfen. Es kommt mir gerade ſo vor, als wenn man die Pachtungen der Domainen dermaſſen überſteigert, daß niemand mehr dabei aushalten kann. Man läſſet den rechtſchaffenen Pächter, der ſeit langen Jahren ſeine Pächte richtig abtrug, fahren, und nimmt einen andern auf, der weit mehr verſpricht. Im erſten und zweiten Jahre trägt er ab; im dritten Jahre bleibt er die ganze Pacht ſchuldig. Um einige Hunderte auf der Stelle zu gewinnen, verlohr man Tauſende nach und nach. Die Domaine iſt in Verfall gerathen, und man mus ſie nun lange um einen noch geringern Preis verpachten, als ehemals. Sie legen z. E. gnädigſter Herr, einen ſtarken Impoſt auf dis oder jenes ausländiſche Produkt. Wenn die Fremden nun deſſen ungeachtet daſſelbe ferner ſo reichlich zuführten und die Einwohner es ferner ſo begierig kauften: ſo gewönne Ihre Acciſe allerdings ſehr dabei. Aber der Kauf deſſelben nimmt ab, und mit ihm die Zufuhr. Mit der Zufuhr des fremden Produkts der Abſatz irgend eines innländiſchen. Mit dem Abſatz des letzten auch die Verarbeitung deſſelben. Statt, das ſonſt Tauſende damit beſchäftigt

waren, die einander in die Hand arbeiteten, das dafür einkommende Geld unter sich cirkuliren ließen und ieder davon für seine Konsumtion an die Accise zahlte, beschäftigen sich alsdenn nur Hunderte damit. Hunderte bezahlen für Konsumtion desselben nur an die Accise. Fürsten werden ia nicht dadurch reich, daß in ihrem Lande viel Geld blos da ist, sondern dadurch, das es cirkulirt. Nehmen Sie an, daß zehen Ihrer Unterthanen zusammen in einer Woche hunderttausend Thaler verdienen, und nehmen Sie an, daß hunderttausend derselben ieder wöchentlich einen Thaler verdienen. Bei welchem Falle gewinnet Ihre Kammer und ihre Accise mehr? Im letztern bekommen Sie durch die Konsumtion von iedem Thaler Ihren Theil; im ersten vom hundertsten vielleicht nicht. — Wenn vollends Fürsten, die Nachbarn sind, sich mit Sperrung des Handels befassen, so ist der Ruin ihrer Unterthanen, und mit selbigen ihr eigner, um so viel schneller bewirkt. Benachbarte Völker können einander schlechterdings nicht entbehren; denn die Natur weis von dem Worte Vaterland nichts, und hat auch die Grenzen der Fürstenthümer und der Königreiche nicht gezogen. Sie weis nur von einem Vaterlande; und dis ist der ganze Erdboden, auf welchem alle Menschen unter sich

Mitbürger ſind. Sie hat alſo ihre Gaben, Segnungen und Produkte nicht nach einem ſo genauen und pünktlichen Masſtabe ausgetheilt, daß jedes Fürſtenthum gerade das hat, was es braucht, und noch weniger, daß es von ſelbigem nicht mehr und nicht weniger hat, als es braucht. Vielmehr hat ſie weislich es ſo veranſtaltet, daß ein Land an dem einen Produkte Ueberflus und am andern Mangel hat. So ſollen die Länder gegen einander tauſchen, und ſo ſoll nicht nur unter den ſämtlichen Familien eines Landes, ſondern unter allen Ländern des Erdbodens Verbindung ſein. Dis iſt die Seite, von welcher man vorzüglich die Sache vorſtellen ſollte, wenn von Sperrungen die Rede iſt; und ich habe mich oft darüber gewundert, daß unſere Moraliſten und Philoſophen ſelbige Fürſten nicht eindringender zu öffnen pflegen. Es iſt nur eine Familie, nur eine Haushaltung auf dem Erdboden. Alle Menſchen ſind Verwandte, Verbundene, Brüder durch die Natur. Gott hat den Reichthum ſeiner irrdiſchen Gaben unter ſie alle ausgetheilt, und ſie ſollen durch gemeinſchaftliches Zureichen derſelben durch Geben und Nehmen einander glücklich machen. Kein Volk ſoll ſich von andern trennen. Die möglichſte Verbindung ſoll unter ihnen herrſchen, und den groſſen

Zweck

Zweck des Schöpfers allgemeine Glückſeligkeit auf dem Erdboden, befördern helfen. Sobald Fürſten, Könige und Obrigkeiten entſtanden, muſten ſich dieſe auch als diejenigen betrachten, denen es beſonders Pflicht iſt, dieſe Einrichtung der Natur aufrecht zu erhalten, dieſen groſſen Entzweck des Schöpfers erreichen zu helfen. Kann ein Fürſt es mit ſeiner Beſtimmung, mit ſeinem Beruf wohl vereinigen, Anſtalten der Natur zu zerſtören, Entzwecke Gottes, die die weiſeſten und wohlthätigſten ſind, zu vereiteln? Ich ſage es noch einmal, es iſt nur ein Ganzes; die Natur weis von keinem beſondern Ganzen im Ganzen; ſie weis nur von Theilen, und dieſe ſollen Ein Ganzes ausmachen. Was thun nun aber Fürſten, wenn ſie Handel und Gewerbe unter den Völkern ſperren? Sie trennen Glied des Körpers vom Gliede, trennen Theil des Ganzen vom Theile. Sie heben die Bande der Natur, welche Gott geknüpft hat, auf, machen Brüder gegen einander fremd, und flöſſen den Nationen Has, Eiferſucht, Unbehülflichkeit und Grauſamkeit gegeh einander ein. Aber ich beklage ſie; ſie ſind es nicht ſelbſt, die auf ſo unnatürliche Grundſätze gerathen; die, welche ſie umgeben, flöſſen Ihnen ſelbige ein. Die Plusmacher, die Projektierer, die Ungeheure,

welche ſich ſo gern mit dem Blute ihrer Mitbürger mäſten, und unter dem Scheine des Gewinnes für die Groſſen, denen ſie ihre Plane überreichen, ihren eignen nur ſuchen, — dieſe ſind die Peſt der Länder. Mit Ruthen gepeitſcht, gebrandmarkt, verwieſen nicht aus einzeln Provinzen, ſondern aus ganzen Welttheilen ſollten ſie werden. Fürſt und Vater, Sie denken zu edel. Gönnen Sie Ihren armen Unterthanen Brod und Freude. Gott ſetzte Sie an die Spitze derſelben, um Sie zu ſegnen und zu beglücken. Sie repräſentiren ihn; repräſentiren Sie ihn ganz. Es iſt ein trauriges Loos, Regent eines Volks zu ſein, das ſich auf allen Seiten gedrängt, eingeſperrt, vom Gewerbe abgeſchloſſen, und als einen Haufen von Sklaven erblickt. Selig aber iſt der Fürſt, in deſſen Lande freier Handel Leben und Jubel unter alle ſeine Unterthanen bringt; wo ſich alles regt und beſtrebt, alles arbeitet und ringt, und im Schweiſſe ſeines Angeſichts, der ihm reichliches Brod bringt, für den Einzigen betet, auf deſſen Herzensgüte dieſer ſein ſo glücklicher Zuſtand erbauet ward!

Fürſt Guſtaf zerriß das Papier ſammt dem Plane, und fügte edelmüthig hinzu: der erſte . . ., welcher die Achtung für mich ſo weit wieder aus den Augen ſetzt, und mich

ſo tief wieder ſchänden will, das ich mich durch Druck und Preſſung meines Volks bereichern möge kommt nach — — auf — — in — — an — —

Zu den wohlthätigen Veranſtaltungen; welche Albert und Florentin noch zu Hallo's Lebzeiten auf ſein Anrathen für ihre Dörfer trafen, gehörte noch, daß ſie für die Niederlaſſung eines geſchickten Arztes und einer vernünftigen Wehmutter in ſelbigen Sorge trugen. Jener wohnte zu Berkewitz und dieſe zu Walſtät. Beiden ward ein gutes Salar ausgeſetzt, wozu die edelmüthigen Guthsbeſitzer aus ihren eignen Mitteln die eine Hälfte, und die Bauern die andere, beitrugen. Der Beitrag der leztern fand beiweitem nicht die Schwierigkeiten, welche man erwartet hatte. Das Anſehen, worinnen Albert und Florentin bei ihren Bauern ſtanden, und das Präiuditz der Wohlthätigkeit aller ihrer Anſtalten, welches ſie nun einmahl für ſich hatten, bahnte der Ausführung dieſes trefflichen Projekts den Weg; und ihre Prediger, die ſowohl öffentlich zu verſchiedenen mahlen zu ihren Gemeinen über den Werth der Geſundheit und über die Vermehrung derſelben redeten, als auch den Zutritt zu allen

Familien ihrer Pfarrkinder weiſe zu dieſem Behuf zu benutzen wuſten, halfen es ins Werk ſetzen. Den Hausvater koſtete nun der Beſuch des Arztes auſſer dem, was er ihm iährlich an Früchten, die er ſelbſt gewann, reichte, nichts weiter, als daß er ihm die Arzneimittel um einen mäſſigen Preis bezahlte; und, wenn iener zuſammenrechnete, was er ſonſt den Quackſalbern, Marktſchreiern, Scharfrichtern und ſogenannten weiſen Frauen iahrausiahrein zugewendet hatte: ſo kam er iezt noch wohlfeiler weg, als ſonſt. Der Wehmutter ward für ihre Bemühungen weiter keine beſondere Zahlung von ihm geleiſtet, ſondern die Pathen des Kindes beſchenkten ſelbige, ſtatt daß es ſonſt Sitte geweſen, das Kind zu beſchenken, nach Willkühr. In den Augen der Bauern war nun das Leben und die Geſundheit, welche ihren Kindern durch dieſe Anſtalten mehr geſichert waren, von höherm Werthe, als das ſo genannte Patengeld. Ein Beweis, daß man aus dem Bauer alles machen kann, wenn er nur einen gutthätigen Herrn und einen vernünftigen Prediger hat. Dem Arzte ſowohl als der Wehmutter war übrigens freigelaſſen, noch benachbarten Leidenden, zu denen ſie gerufen wurden, ohne Hintenanſetzung der Leidenden ihrer Dörfer nüzlich zu werden.

Das Schickſal wollte, das beide Gemeinen den Nutzen dieſer neuen Einrichtungen ſchnell erfahren ſollten. In der Mitte des Herbſtes graſſirten in der daſigen Gegend die bösartigſten Fieber, welche auf dem Lande groſſe Verwüſtungen anrichteten, und hie und da den dritten Theil der Einwohner eines Dorfs darniederriſſen. Fliegenartig fielen die Menſchen hin, und mehrentheils war die Möglichkeit ihrer Geneſung auf einen einzigen Tag eingeſchränkt, auf den, wenn die Hülfe an ihm verſäumt ward, der Tod unausbleiblich zu erfolgen pflegte. Viele ſtarben dahin, ehe ihre Familien noch einen Arzt herbeigerufen hatten. Bei noch mehrern kamen die Aerzte zu ſpät. Zu Wallſtät und Berkewitz aber ſtarben nur wenige. Die Bauern daſelſt, da ſie wuſten, daß ihr Arzt ihnen Beiſtand ohne weitere Koſten leiſten müſſe, eilten zu rechter Zeit zu ihm, und ihre Kranke wurden durch ſehr einfache Mittel glücklich gerettet. Der Vorfall machte kein geringes Aufſehen. Dem edlen Fürſten Guſtaf wurden die Todtenliſten von drei Tagen aus ſeinem ganzen Lande eingereicht. Auch das kleinſte Dorf hatte in ſelbigem ſeine Leichen gehabt. Nur Berkewitz und Wallſtädt nicht. Man erklärte ihm dis nur höchſtens für etwas ſonderbares; ohne ihm die eigentliche Urſache davon anzu-

geben. Guſtaf kam zum Hallo. Hallo entdeckte ihm das ſehr natürliche dieſer Sonderbarkeit und ſetzte hinzu.

„Der arme Landmann iſt auch auf dieſer Seite ſeiner Lage noch ſehr übel dran. Es iſt ein Glück, daß ihn ſeine Mäßigkeit und Arbeitſamkeit vor jenem Heere von Krankheiten ſichern, von denen man in den Städten höret; ſonſt läge vielleicht der gröſte Theil unſerer Aecker ſchon wüſte. Aber wenn denn Seuchen dieſer Art, wie die gegenwärtige iſt, allgemein wüten: ſo ſieht er ſich, die Unterſtützungen ausgenommen, welche ihm die Natur noch reicht, faſt ganz verlaſſen. Wer den Bauer kennet, der wird wiſſen, wie viel dazu gehöre, ehe er ſich einige Meilen weit auf den Weg macht, um mit einem Arzte über den Zuſtand eines kranken Hausgenoſſen zu reden. Es kommen hierzu vielerlei mitwirkende Urſachen zuſammen. Der Bauer wird hart, achtet auch kleine körperliche Leiden nicht, und ſucht nicht eher Erleichterung derſelben, bis ſie ihm unerträglich werden. In dieſem Falle nimmt er denn ſeine Zuflucht zu Hausmitteln, welche er ohne alle Wahl, ſo wie ſie ihm von ſeinesgleichen angerathen werden, anwendet und verſchluckt. Mehrentheils ſind dieſe von einer ſolchen Beſchaffenheit, daß ſie ihm weder ſha-

den noch nutzen. Zuweilen helfen ſie ihm; denn bei Leuten, welche von Jugendauf ſelten oder gar nicht Arzneien nahmen, thun oft geringe Mittel eine auſſerordentliche Wirkung. Oefter ſchaden ſie ihm, weil er das Maas nicht trift, in dem er ſie nehmen ſollte, oder weil ihm ſolche angerathen werden, die gerade wider ſeinen Zuſtand ſind. Wider Aerzte und Wundärzte wird ihm von Kindheit an eine heftige Abneigung beigebracht. Unter ihren Händen ſich befinden, iſt bei ihnen eine ſprüchwörtliche Redensart, wenn ſie den Zuſtand eines Menſchen beſchreiben wollen, den ſie für verlohren geben. Einen Prediger rufen laſſen, und einen Arzt holen, ſind in ihren Augen Vorzeichen des Todes. Auch hören ſie wohl von andern, wie theuer die Hülfe der Aerzte ſei, und werden dadurch noch mehr in ihrer Abneigung geſtärkt. Bei den mehreſten unter ihnen, ja durchgängig unter dem Landvolke iſt auch noch der tolle Wahn, daß der Gebrauch der Arzeneimittel dem Kranken unnütz ſei. Sie pflegen dis mit den Worten auszudrükken: was ſterben ſoll, ſtirbt doch, und was leben ſoll, kommt nicht um. Entſchlieſſen ſie ſich ja dazu, Hülfe bei andern zu ſuchen: ſo ſuchen ſie ſie lieber bei Leuten, welche ihnen viel vorgaukeln, oder die ſich die Mine geben, als kurirten ſie durch übernatür-

liche Mittel. Der Bauer, der überall mit dem Anbau des geſunden Menſchenverſtandes zurück iſt, will auch lieber durch halbe Wunder kurirt ſein. Verſchreibungen der Krankheit, ſimpathetiſche Kuren ſtehen bei ihm in groſſem Werthe. Er ſteht beim Marktdoktor in halber Entzükkung, kauft aus Liebe zum Harlekin, welcher hinter ſelbigem ſteht, ein Packet Pulver oder eine Schachtel Pillen, und braucht dieſe hernach, es ſteiſſe ihm zu, was da wolle, damit er ſeine Paar Groſchen nicht umſonſt ausgegeben habe. Zum Scharfrichter geht er lieber, als zum Arzt. Und geht er endlich ja zu dieſem: ſo liefert er, weil er den Patienten nicht mit zur Stadt bringen kann, die unverſtändlichſte, unvollkommenſte Relation von den Umſtänden deſſelben. Der Arzt, welcher den Kranken nicht ſieht, und die einzelnen Buchſtaben aus dem verworrenen Alphabet des Referenten mit Mühe ſo zuſammenſetzt, daß am Ende ein Wort daraus werde, gibt ihm einige Arzneimittel, nach deren Gebrauch derſelbe wiederkommen und neuen Bericht davon abſtatten ſoll. Die Medikamente thun die verlangte Wirkung nicht; denn der Bauer will mit einem mahle wieder geſund ſein. Der Referent bleibt aus Verdruß auſſen; der Kranke ſtirbt aus Mangel menſchlicher Hülfe. — So, beſter Fürſt, ſier-

ben besonders zu Zeiten ansteckender Krankheiten eine groſse Menge Menſchen auf dem Lande hin, denen wenigſtens zur Hälfte hätte geholfen werden können, wenn ein kluger Arzt zu rechter Zeit herbeigerufen worden wäre. Es iſt unbeſchreiblich, wie viele aus den niedrigern Ständen blos aus Vernachläſſigung früher ihr Grab finden, und der Staat hat keine ärgere Todtſchläger, als — die Pfuſcher in der Heilkunde. Ein Unglücklicher, der im Augenblick des Zorns, den er bei beſänftigtem Muthe hernach tauſendmal verflucht, mordet, wird wohl geköpft und gerädert; aber auf öffentlicher Gaſſe gehen frank und frei dieſe privilegirten Würger einher, und man ſieht ihren oftwiederholten Mördereien gelaſſen zu, und krümmt ihnen kein Haar. Kaufleute, die ausgehandelt haben, Pächter, die von den Güthern gejagt ſind, Köche, die nicht mehr kochen können, Schuſter, bei denen niemand mehr arbeiten läſſet, alte Weiber, die nicht mehr ſpinnen wollen, ernähren ſich damit, daß ſie entweder Schule halten oder den Doktor ſpielen. — Fürſt und Vater, das Leben Ihrer Kinder ſei Ihnen heilig! Es iſt in den Händen der Fürſten, auch von dieſer Seite die wahren Väter ihres Volks zu ſein. Verſtatten Sie von nun an den herumreiſenden Marktſchreiern nicht mehr, daß ſie die

Märkte in den Städten besuchen und die Grenzen Ihres Landes betreten dürfen. Befehlen Sie bei ewiger Gefängnisstrafe, daß sich Niemand, er sei, wer er wolle, mehr mit Kuren der Menschen beschäftigen dürfe, welcher nicht ausdrücklich die Erlaubniß von Ihnen dazu erhalten hat. Karrenstrafe stehe darauf, wenn sich jemand unterfängt, auch unentgeldlich simpathetische und andere abergläubische Kuren in Ihrem Lande auszuüben! Weisen Sie jeden in sein Fach zurück, und verstatten Sie nicht, daß sich jemand mit etwas befasse, das er nicht versteht. Jeden fremden Scharfrichter, jedes fremde alte Weib, die sich unterstehen, auf Verlangen über die Grenze zu kommen, und im Lande zu kuriren, lassen sie, wenn sie darauf ergriffen werden, mit Ruthen peitschen und durch den Büttel zum Lande wieder hinaus treiben; und den, welcher sie gerufen hat, ziehen Sie zu willkührlicher Strafe. Lassen Sie die jungen Aerzte, welche sich in Ihren Staaten niederlassen wollen, auf das schärfste prüfen. Weisen Sie sie auf die Universitäten zurück, wenn sie nicht gehörig bestehen, und verstatten Sie ihnen, wenn sie zehenmahl wiederkommen und nicht mehr gelernt haben, die Praxis nicht. Jeder Arzt, der gewissenlos handelt, der den Kranken seinem Eigensinne aufopfert, der überwichst

wird, daß er aus Gewinnſucht die Krankheit verlängert, und der an einem Armen eine verzweifelte Probe macht, werde zu ſtrenger Rechenſchaft gefordert, und nach Befinden durch Unterſagung weiterer Praxis beſtraft. Laſſen Sie öftere und unvermuthete Reviſion aller Apotheken Ihres Landes anſtellen, und ſetzen Sie dem übertriebenen Wucher und der Verfälſchung mancher Apotheker Schranken. Sorgen Sie in jeder Stadt für eine hinlängliche Anzahl geſchickter Aerzte nach Proportion der Einwohner, und erzeigen Sie Ihren Bauern auch die groſſe Wohlthat, daß Sie beſondere Landärzte anſetzen. Je, nachdem die Dörfer nahe bei einander oder zerſtreut liegen, können ſechs bis zehen Dörfer einen Arzt haben, der in den mittelſten derſelben beſtändig wohnet. Es werde ihnen etwas gewiſſes ausgeſetzt, wozu Sie ein Drittheil, die Landedelleute eins, und die Bauern eins ſteuern. Wo es an Landedelleuten fehlt, da können die Kirchen zuſchieſſen; denn ich finde darinnen keinen Widerſpruch, daß die Gemeinen aus ſelbigen ihren Leibſorger ebenſo, als ihren Seelſorger ſollen bezahlen können. Kein Bauer ſei verbunden, auſſer ſeinem jährlichen Kontingent an den Arzt, demſelben für bei ihm verrichtete Kuren etwas zu zahlen. Alles, was er überdis zu thun ſchuldig iſt, beſtehe darinn,

daß er ihn, falls derselbe nicht in seinem Dorfe wohnt, holen lasse und ihm die Arzenei vergüte. Der Bauer wird sich dergestalt sein Geld jährlich nicht umsonst zahlen wollen, und sich daran gewöhnen, in wichtigen Gesundheitsvorfällen seiner Familie sich der Hülfe zu bedienen. Jeder Prediger müsse, sobald er zu einem Kranken gerufen wird, es zu seiner ersten Frage machen, ob auch der Arzt schon gerufen sei. Er ist dies um so mehr zu thun schuldig, weil das Landvolk noch den abergläubischen Misbrauch vom Nothmahle macht, daß es statt einer Panacee gegen alle Krankheiten sich selbiges reichen lässet. Hatte man nun aber, als den Arzt, gerufen: so soll er darauf bestehen, daß dieser sogleich herbeigeholt werde. Tags darauf soll er den Kranken wieder besuchen, abermahls nach dem Arzte fragen, und wenn dieser noch nicht gerufen worden, oder noch nicht da gewesen, es sogleich der Obrigkeit anzeigen; denn der Kranke kann nicht aus dem Bette steigen und den Arzt selbst holen. Er leidet oftmals unter der Hartherzigkeit und Unbehülflichkeit seiner Hausgenossen, oder wohl gar unter ihrem Verlangen nach seinem Tode. Der Prediger und der Schulmeister müssen dabei mitwirken. Beide müssen den Kindern sowohl, als den Erwachsenen, die heilige Pflicht oft einschärfen und erklären,

welche ieder Menſch auf ſich hat, in Krankheiten für ſeine eigene Geneſung und für die Geneſung der Seinigen zu ſorgen. Sie müſſen ihnen das mörderiſche Vorurtheil benehmen, daß, was leben ſoll, leben bleibe, und was ſterben ſoll, ſterbe, und ihnen ſagen, daß Gott herrliche, heilende und ſtärkende Kräfte in die Natur gelegt, daß wider iedes Uebel auch Mittel da ſind, und daß man alsdenn nur ruhig ſterben und ruhig begraben könne, wenn man dieſe gehörig angewendet habe. Sie müſſen ſie bei ieder Gelegenheit von dem Aberglauben an Wunderkuren und übernatürliche Heilarten abziehen, und ihnen die Reinlichkeit, die Lüftung ihrer Wohnungen, welche auf dem Lande ſo ſehr vernachläſſigt wird, und die groſſe Pflicht der Krankenpflege empfehlen. Ja, dem Kranken, der den Arzt nicht brauchen will, mus der Prediger befugt ſein, die öffentliche Fürbitte für ihn von der Kanzel zu verſagen. — So an Hülfeſuchen in Krankheiten immer mehr ſich gewöhnend, und dabei an den rechten Mann ſich wendend, wird auch der Landmann die Wohlthaten, welche Gott und die Natur der Menſchheit ohne Unterſchied in ihren körperlichen Leiden verliehen haben, genieſſen, und die weiſe und menſchenfreundliche Fürſorge ſeines Fürſten ſegnen, der ihm zu ſelbiger behülflich

ward. Sein Leben wird wieder mehr Werth bekommen, als das Leben eines Thiers, welches man, weil es sich lahm und kraftlos acarbeitet, aus Unbarmherzigkeit umkommen lässet. Er wird nicht nur vor Ermordungen auf der Landstrasse, und vor gewaltthätigen Einbrüchen in sein Haus sicher sein; sondern er wird auch den weit heftigern Todtschlägen im Verborgenen, und den Betrügereien und Geldschneidereien entgehen, welche jetzt noch die Unwissenheit, Gewinnsucht und Bosheit der Afterärzte und Quacksalber an ihm ausüben. Guter Vater, Ihre Kinder auf dem Lande sind die zahlreichsten und auch die arbeitsamsten. So müssen solche von Ihnen nicht mehr verlassen sein! Auch sei ihr Leben nicht mehr in den Händen der Pfuscher, welche damit schalten mögen, wie sie wollen! Ich liebe in diesem Augenblick nichts für einzelne Menschen, sondern für viele Tausende . . .

Ich eile, versetzte der Fürst, sogleich nach Hause, um meine Leibärzte und alle Aerzte in der Residenz zusammen kommen zu lassen, und mit ihnen über die zweckmässigsten Mittel zu deliberiren, durch welche ich deine herrlichen und menschenfreundlichen Vorschläge ins Werk setzen möge. Meine armen Unterthanen auf dem Lande, meine fleissigsten und genügsamsten Un-

der ſollen nicht mehr ohne Hülfe ſein. Ihr Leben und ihre Geſundheit ſollen nicht mehr iedem Pfuſcher Preis gegeben werden, der nur Dummdreiſtigkeit genung hat, ſich die Mine des wiſſenſchaftlichen Mannes zu geben.

„Noch wenig Worte, rief Hallo dem eilfertigen Fürſten nach, und hielt ihn ehrerbietig damit zurück. Und geſchickte Wehmütter auf dem Lande hin und her ! ! ! — Warlich, ich kenne wenig nützlichere Perſonen für den Staat, als dieſe. So oft ich eine Wehmutter erblicke, welche eine lange Reihe von Jahren hindurch ihr Amt mit Geſchicklichkeit und Gewiſſenhaftigkeit verwaltet hat: ſo betrachte ich ſie als einen Menſchen, dem wenigſtens funfzig andere ihr Leben zu danken haben, die ohne ihn nur würden gebohren worden ſein, um begraben zu werden. Es iſt ſchier unter der Menſchheit, wie wenig bis itzt auf dieſer Seite für das arme Landvolk geſorgt worden iſt. Erwägen Sie einmahl, beſter Fürſt, daß noch mehrentheils das Leben aller Mütter und Kinder eines und mehrerer Dörfer in den Händen eines alten unwiſſenden und unerfahrnen Weibes iſt, das ſich in ſchweren Geburtsfällen weder zu rathen noch zu helfen weis. Blutet Ihnen das Herz nicht? Fürwahr, käme den gebährenden Bäurinnen nicht oft noch die Stärke ihrer Leibes-

konſtitutionen zuſtatten: ſo würden die unſeligen Folgen der noch immer auf dieſer Seite ſo ſehr vernachläſſigten Fürſorge für ſie unüberſehbar ſein. Manche rechtſchaffene Mutter ſtirbt deſſen ungeachtet dennoch in Kindesnöthen, blos darum, weil ſie nicht Hülfe haben kann. Viel neugebohrne Kinder werden für todtgebohren erklärt, weil niemand zugegen iſt, der ſich auf Leben und Tod verſteht. Erbarmen Sie ſich Ihrer armen Unterthanen, die noch gebohren werden ſollen. Sein Sie wohlthätig für Ihren Unterthan, als Embrio ſchon. Verſüſſen Sie den ſeufzenden Müttern das Andenken an die herannahende Stunde ihrer Niederkunft dadurch, daß ſie wiſſen, daß ſie in ſelbiger nicht ohne Beiſtand ſind.“

Fürſt Guſtaf ſchlug ſich vor die Bruſt. Bei Gott! die Sache ſoll anders werden. Vater Hallo, du ſollſts hören, du ſollſts ſehen. — — Doch noch eins. Beſinne dich doch darauf, wie ich es anfange, daß ich auch mein Militär mehr kultivire. Noch ſind die Tage mild, daß ich dich unter dieſer Laube antreffe. Morgen will ich bei guter Zeit wieder hier an deiner Seite ſitzen, und deinen Rath darüber hören.

Der folgende Morgen war der herrlichste im ganzen Herbst, und zugleich der Beschluß der Schönheiten des Jahres. Vater Hallo hatte die Nacht unruhig hingebracht, und war, um sich zu erquicken, früher, als sonst noch, in den offenen Schoos der Natur herabgeschlichen. Der Gärtner sah ihn im Freien der aufgehenden Sonne entgegenbeten; auch bemerkte selbiger, daß der Greis öfter, als gewöhnlich, aus der Laube heraustrete; woraus er den Schluß machte, daß sich Hallo nach dem Fürsten umsahe.

Fürst Gustaf kam um eine Stunde später, als gestern. Eine heilige Stille herrschte um die Laube her. Gustaf erblickte den Greis schon von ferne, wie er, vorwärts gesenkt, mit gefalteten Händen an seinem Grabe lag. Er schlich hinter einen Baum, um ihn in seinem Gebete nicht zu stören. Hallo blieb unverrückt in seiner Lage. Den Fürsten ward enger ums Herz. Er trat hervor, und machte einiges Geräusch. Hallo regte sich nicht. Der Fürst rief erst leise, denn laut, denn noch lauter: Vater Hallo! Vater Hallo! der Greis hörte nicht. Nun sprang der Fürst herzu und versuchte ihn aufzurichten. Hallo war todt. Vermuthlich hatte er in der Nacht schon zu verschiedenen mahlen mit dem Tode gekämpft, und

war wohlbedächtig so früh in die Laube herabgeschlichen, und hatte, als er den letzten herannahenden Kampf gespürt, sich in die Lage an seinem Grabe geworfen, in welcher man ihn jetzt erblickte. Fürst Gustaf, als er ihn im Aufheben schon steif und kalt fühlte, lies ihn erschrocken wieder niederfallen und sank betäubt zugleich neben ihm hin. Der Gärtner war eben mit seinen Leuten auf der andern Seite des Bergs mit Baumversetzen beschäftigt. Lange lag der dankbare Fürst mit auf die Leiche seines treuen Dieners gesenktem Haupte. Ein Strom von Thränen drang endlich aus seinen Augen hervor, und machte der im Innersten seines Herzens verschlossenen Wehmuth luft. Er richtete sich auf, blieb kniend, und faltete seine Hände bald gen Himmel, bald umschlang er mit selbigen den verblichenen Greis.

„O du mein treuster Diener und mein bester Freund — mein Rathgeber und mein Lehrer — bist du nun dahin? Muste doch dieser Sommer der letzte sein, wie du immer sprachst? Wollte es der Fürsehung nicht gefallen, dir wenigstens noch einen zu schenken?"

„Ach! du würdest ihn gehabt haben, und vielleicht noch mehrere; aber du hast im Dienste des Vaterlandes zu viel Kräfte aufgeopfert. Für mich und mein Volk hast du viel schlaflose

Nächte gehabt, und hast durch zu starke Anspringungen deines Geistes gelitten!»

»Zu spät — ja Hallo — zu spät habe ich dich belohnt. Zehen Jahre eher; so hättest du doch einen Theil deines Lebens genossen.»

»Doch, du Edler wolltest nicht frühe belohnt sein.»

»Aber ich hätte dir den Lohn aufdringen sollen.»

»Nun denn, verzeih, verzeih mir! zu schwach war ich so, dir eine Vergeltung zu reichen, welche deinen Verdiensten völlig genung gethan hätte. In höhern Welten wird die Gottheit deine seltene Tugend mit Seligkeiten krönen, welche dir Gnüge leisten.»

»Unersetzlich viel hab ich durch dich verlohren.»

»Unaussprechlich viel hab ich dir zu danken. Wie? hätte ich noch mehr von dir haben wollen?»

»Wärest du es nicht, der mich die Weisheit, mein Volk zu regiren, lehrte? Wärest du es nicht, der mein Herz zu Empfindungen der Menschlichkeit stimmte? Wärest du es nicht, der mich in die Herzen aller meiner Diener schauen lies? der die Wahrheit mir iederzeit mit bescheidenen Ernst vorhielt? der mein iugendliches Feuer mäßigte, und mich vor manchem Fehltritt sicherte?»

„Durch dich, ja durch dich bin ich der Vater meines Volks geworden. Alle die Liebe und Achtung, welche ich von so vielen Tausenden geniesse, gebührte dir, nicht mir.“

„O so werde dir denn auch von mir die Ruhe gegönnet, welche dir dein Schöpfer gönnt! Schlafe, modere, staube im Frieden Gottes hier an Eleonorens Seite, du redlicher Gatte und Vater, du treuer, unermüdeter Diener meines Hauses, du Menschenfreund, Weiser und Patriot! —“

„Nur aus meinen Augen wirst du entrückt. Auf meinen Lippen soll immerfort dein Nahme, und in meiner Seele dein Bild schweben.“

„Ich will dabei sein, wenn du begraben wirst. Dein Fürst soll der Nächste hinter deinem Sarge sein. Seine Thränen sollen die ersten sein, welche in deine Gruft fliessen. Ich will dafür sorgen, daß dich niemand hier störe; daß deinen Grabeshügel weder Mensch noch Thier umstürze. Ich will meinen Sohn hieher führen, und ihm diese Laube ehrwürdig machen. Hier an deiner Ruheſtäte will ich ihn die Grundsätze beibringen, die du mich gelehrt hast. Jahrhunderte hindurch soll dieser Ort unter dem Nahmen — Hallo's Laube und Grab — bekannt sein.“

„Du haſt der Welt aufs neue gezeigt, daß es treue Diener gebe. Ich will ihr aufs neue zeigen, daß es auch dankbare Fürſten gebe.“

O Hallo, Hallo, jemehr es dieſer gibt, deſtoweniger wird es an jenen fehlen. Aber man läſſet Menſchen ſich wohl zu Tode arbeiten, und vergiſſet ihrer, ſo bald ſie begraben ſind.“

„Nein, ſo bin ich nicht. Bei Gott! ich bin nicht ſo.“

„Wäre ich doch nur eine Stunde früher heute hieher gekommen!“

„Doch, ich hätte wohl nur die Ruhe deines Todes geſtört? Gott hat ihn dir gewis recht ſanft und leicht gemacht. Dein Wille iſt erfüllt worden: du biſt auf deinem Grabe geſtorben.“

„Ich war der Erſte, der dich todt umarmte. Ich will es auch ſein, der dich zuerſt als Auferſtandener dereinſt wieder an ſeinen Buſen drückt.“

„Hallo, Hallo, du haſt nicht deinesgleichen! Wie du da liegſt! wie ſo ausgeſtreckt — wie ſo wartend, auf eingeſcharrt zu werden!“

„Du mein Geliebter — mein Vertrauter! Ich ſoll dich ſehen, wie du mit Erde beworfen wirſt? — Ich?“

„Ja, ich will es. Ich will die erste Hand Erde auf dich werfen. Ruhe! Ruhe! dein und mein Gott mit dir!“

Der Fürst war bei diesen immer unterbrochenen Ausrufungen in vollen Affect gerathen. Er lief nun bald in der Laube hin und her, bald fiel er wieder auf die Leiche hin. Er schrie zuletzt so laut, daß man ihn weit hören konnte. Der Gärtner eilte mit seinen Leuten herbei. Sie standen eine Weile vor der Laube, ohne daß er sie erblickte, und unterstand sich nicht näher zu kommen. „Euer Herr ist todt, rief der Fürst endlich, als er sie erblickte. Hier ist er gestorben. Da liegt er. Hier hab ich ihn gefunden, wie er da liegt. Euer Herr — mein Freund und mein Lieber. Schicket schnell nach Berkewitz und lasset seine Kinder kommen.“

Der Gärtner war ein stiller, ernsthafter Mann. Er blickte starr auf die Leiche hin und verwischte seine Thränen. „Ja, ja, sprach er, das hat er wohl gewußt. Er hat mir oft gesagt, daß wir ihn einmahl todt finden würden. Ein recht lieber, frommer Mann war er. Ich habe ihn oft beten gehört. Der Schluß seines Gebets war allemahl für seinen Fürsten.“

Gustaf wollte seine zunehmende Wehmuth verbergen, und konnte nicht. Er ergrif den

Gärtner bei der Hand und sprach: Nicht wahr, wir haben ihn beide geliebt?

Der Gärtner machte Anstalt, den Leichnam mit seinen Leuten auf die Rasenbank zu legen.

Gustaf. Was wollet ihr thun?

Der Gärtner. Das hat er mir so bestellt. Und, wenn dis geschehen, soll ich seine Kinder rufen. Ach, er mus seinen Tod gefühlt haben; denn es war keine Ruhe heute bei ihm, und er ging wohl zehenmahl hin, zu sehen, ob Sie noch nicht kämen.

Der Fürst wendete sich um, und blickte kämpfend gen Himmel. Er konnte von dem Todten noch nicht weichen, und empfing eben Zeit, seinen stillen Schmerz noch in voller Masse nachzuhangen. Der Gärtner eilte nach Berkewitz, und seine Leute entfernten sich ehrerbietig. Fürst Gustaf setzte sich auf die Rasenbank neben dem Leichnam.

Wie? so hast du dich in deinen letzten Augenblicken noch mit mir beschäftigt? So hast du dich sterbend noch nach mir gesehnt? O du getreuer bis in den Tod! Du Ausbund aller Freunde und aller Menschen! Und ich kam nicht? Ich lies die Sonne erst aufgehen, und eilte nicht schon in der Morgenröthe? So hätte ich deine Wünsche erfüllt, und du hättest mich noch ein-

mahl gesprochen, und hättest dein Herz gegen mich ergossen. Wer weis, was du mir alles noch zu sagen hattest, und was du so gern mir noch sagen wolltest? Und das ist nun verlohren für mich, und du nimmst es mit ins Grab...“

In diesem Augenblick erblickte der Fürst einen zusammengerollten Bogen Papier, welchen der Greis in seinen Busen gesteckt hatte. Das Herz schlug ihm. Er zog ihn hervor, und fand ihn beinahe ganz beschrieben. Halb mit Dinte, halb mit Bleistift. Das Erstere hatte der Greis vermuthlich in der Nacht aufgesetzt, und es betraf die Materie, über die der Fürst mit ihm zu sprechen verabredet hatte. Das letztere mochte er kurz vor seinem Tode in der Laube noch geschrieben haben, als er immer ab- und zugegangen war, um zu sehen, ob sein Fürst noch nicht komme. Man sah es der Hand an, daß sie immer schwächer geworden war; die letzten Zeilen hatte er nur noch gekritzelt, und die Buchstaben waren in selbiger alle noch einmahl so gros.

Mit Dinte war folgendes geschrieben: den Soldatenstand noch mehr zu kultiviren müste man, im Fall das es daran noch fehlte, bei den Chefs und Offizieren anfangen. Keiner von diesen Herren müste weiter seine Ehre darinnen suchen, daß er bei ieder Gelegenheit him-

melschocktausendsapperment schrier. Keiner von ihnen müste ferner im übermäßigen Trinken und Spielen allen seinen Unteroffizieren und Gemeinen mit seinem Beispiele vorgehen, auch nicht die Fourier- und Feldwebelweiber jemahls ungestraft zur Untreue verleiten dürfen. Der Officier müste kein blosser Dorfjunker sein, der in der Welt Gottes nichts gelernt hat, und nur aus Noth gezwungen, weil er seines Vaters Gut nicht erben kann, sintemahl er nicht sein ältester Sohn ist, sich beim Militär engagirt. Er müste durchgängig Grundsätze von Recht und Billigkeit, von Ehrbarkeit und Tugend, von Menschen- und Vaterlandsliebe mit zum Regiment bringen, nützliche Kenntnisse besitzen, und nicht unrühmliche Tollkühnheit, sondern männlichen und kaltblütigen Muth bezeigen. Kadettenakademien sind das sicherste Mittel, dergleichen Officiere zu erhalten. — Wenn wir mit den Officieren überall so weit sind, wird es leicht sein, die Gemeinen zu bessern. Kein Deserteur von andern Mächten mus aufgenommen werden. Wenn er hernach aufs neue ein Schurke wird: so hat er dis für sich, das man, als man ihn aufnahm, gewust hatte, daß er bereits ein Schurke sei. Warum nahm man einen Schurken auf? Wie konnte man auf den Einfall kommen, zu

glauben, daß er den zweiten Eid halten werde, da er den ersten gebrochen? Billigte man nicht durch seine Aufnahme seine begangene Desertion? Gab man ihm nicht dadurch zu erkennen, daß den Soldaten die Untreue nicht schände? Welche Tugend kann auch in aller Welt von einem Meineidigen erwartet werden? — Man muß dem gemeinen Manne das Heurathen erlauben und erleichtern. Durch eine eigne Frau wird er vom herumschweifenden, wilden und unzüchtigen Leben abgewöhnt. Er ist mehr zu Hause, und enthält sich des Schwelgens und Spielens. Er wird Vater, und der Anblick seiner Kinder regt und stärkt wieder seine menschlichen Empfindungen. Der Geist der Arbeitsamkeit wird in ihm dadurch mehr angefacht. Er wird besserer Wirth, und lernt sein Vaterland mehr lieben, weil er, wenn er es einst vertheidigen soll, Weib und Kinder mitvertheidigt. — Ferner muß man dem Soldaten die Grille benehmen, daß er mehr als Bürger und Bauer sei. Er muß keinen beleidigen dürfen. Wenn von Recht und Gerechtigkeit die Rede ist, muß ihm darum kein Vorzug zu Theile werden, weil er eine Muskete trägt. Bürger und Bauern ernähren ihn. Er muß sie wertschäzen lernen. Sie sind nicht seinetwegen, sondern er ist ihrentwegen da. — So viel

als möglich; müſſen keine Fremde ins Vaterländiſche Militär aufgenommen werden. Es iſt nicht wahr, daß dieſe, wenn es einmahls zu Felde geht, das Vaterland vertheidigen. Sie haben keine Liebe zum Lande, von dem ſie nichts, als den gegenwärtigen Sold, ziehen. — Der Soldatenſtand muß nicht mehr derjenige ſein, zu welchem jeder ſchlechte Kerl, jeder Betrüger, jeder Taugenichts, jeder Verbrecher, um der Strafe zu entgehen, ſeine Zuflucht nehmen kann. Welcher Schandthaten, Grauſamkeiten und Unmenſchlichkeiten müſſen hernach, wenn es einmahl in Feindes Land geht, Leute ſolcher Art nicht fähig ſein! Wie müſſen ſie, wenn lange genung ſchon an der Kultur ihrer Kameraden gearbeitet iſt, als der Sauerteig zu betrachten ſein, der das ganze Bataillon wieder verſäuert! — Keinem Soldaten muß es erlaubt ſein, irgend ein Landesgeſetz kecker zu übertreten, als der übrige Unterthan. Er muß keine Freiheiten haben, die der Bürger und der Bauer nicht hat. — Die beſten Prediger müſſen die Militärprediger ſein. Sie müſſen zum Soldaten immer als zum Soldaen reden, und ihm auch die Pflichten des Bürgers im Staate einſchärfen. — Für die Soldatenkinder muß ein guter Unterricht geſchaft werden; damit ſie nicht wild aufwachſen und der Auswurf der Nation werden.

Hier hatte der Greis abgebrochen und dann wieder fortgefahren:

Im mittlern Afrika soll der Soldatenstand, so wie er noch ist, eines der gröſſesten Hindernisse der Volksveredlung sein. Man glaubt daselbst einmahl, daß ihm mehr erlaubt sein müsse, als den übrigen Ständen, weil diese nur mit ihrem Leben, jener aber mit seinem Tode dem Vaterlande dienen muß; und, weil er dis weis: so nimmt er sich noch mehr heraus. Es ist ein Unglück für die Menschheit, welches unaussprechlich ist, daß in benahntem Lande allenthalben fast zahllose stehende Armeen gehalten werden. Der Geist der Wildheit, welcher die Quelle aller Laster ist, muß sich unter selbigen, weil sie dasigen Landes ein wahrer Zusammenfluß von allen möglichen Menschen sind, und weil die Leute mehrentheils noch roh und ungebildet unter sie gebracht werden, unausrottbar erhalten. Selbst ihre Bestimmung, welche keine andere daselbst noch ist, als einst auf Befehl Gewaltthätigkeiten auszuüben, trägt hierzu offenbar bei. Und da in Friedenszeiten die Armeen im Lande überall vertheilt sind: so muß dieser Geist die ganze Nation anstecken. Jedes ungerathene Kind, wenn es allen Bitten und Ermanungen seiner Eltern Trotz geboten hat, weis, wohin es am Ende seine Zuflucht

uehmen kann. Der Müſſiggänger, der Schwelger werden in ihrer Trägheit und Lüderlichkeit geſtärkt, weil ſie wiſſen, daß ſie zulezt noch Soldaten werden können, welche der arbeitſamere Theil der Nation füttern muß, und darum es, ſobald ſie die Uniform angezogen haben, nicht vorgeworfen werden darf, daß ſie ſchlecht gewirtſchaftet haben. Jungen, welche Handwerker lernen, und ihren Meiſtern nicht gut thun wollen, nehmen den Bogen in die Hand, ſchnallen den Dolch um, verlernen unter den Waffen vollends wieder ihre Profeſſion, und müſſen hernach, wenn ſie einmahl wieder abgedankt werden, ſich aufs Stehlen und Straßenrauben legen. Bauernſöhne, die eine Zeitlang mitgelaufen ſind, werden des ſtillen häuslichen Lebens und der Arbeitſamkeit ungewohnt, bringen das wilde, brauſende Weſen hernach mit zu Hauſe, und werden die lüderlichſten Wirthe. Die Gefühle von Zucht, Ehrbarkeit und Scham gehen in ihnen oft ganz verlohren, weil man dort einmahl dieſem Stande mehr nachſieht, und die Ausſchweifungen eines Menſchen in ſelbigem durch den Gedanken bemäntelt — er iſt ein Soldat. Wie iſt es möglich, daß man unter dieſen Umſtänden in erwähntem Lande groſſe Fortſchritte in der Verfeinerung der Menſchheit im Ganzen erwarten

könne? Kommt es daſelbſt gar zum Kriege: ſo wird das Militär recht ausdrücklich dazu aufgefordert, alle Empfindungen der Menſchlichkeit auszuziehen. Man härtet es gegen fremdes Elend ab, macht es mitleidlos, unbarmherzig, grauſam. Es wird kommandirt zur Ungerechtigkeit, zum Raube und zur höchſten Unmenſchlichkeit. Kann etwas ſchaudervolleres gedacht werden, als daß ein Menſch den andern, ohne die geringſte Beleidigung von ihm empfangen zu haben, anfallen, mörderiſch behandeln, krumm und lahm ſchlagen und in Stücke zerlegen muß? Und doch iſt dis der Fall in ieder Schlacht, in iedem Scharmützel im mittlern Afrika. Tauſende gegen Tauſende, die einander wohl nie geſehen haben, werden da hingeſtellt, daß ſie ſich niedermetzeln, zerkrüppeln müſſen. Zu Hauſe wird wohl iede Ohrfeige beſtraft, ieder Mörder als Abſchaum der Menſchlichkeit betrachtet und ausgeworfen; zu Hauſe ſetzt man Prämien darauf, Ertrunkene zu retten; und im Felde kommandirt man zum Todtſchlag, zum Stürzen in Feuer und Waſſer, zur Mordbrennerei und zur Plünderung. Der afrikaniſche Soldat hat im Felde Mangel an Lebensmitteln; ſo fouragirt er, betrachtet iedes fremde Eigenthum, das er findet, als das ſeinige, treibt die Heerden unſchuldiger Men-

ſchen weg, nimmt mit Gewalt, was ihm nicht gutwillig zugeworfen wird, und windet dem Vater das letzte Brod aus der Hand, welches derſelbe eben unter ſeine Kinder vertheilen wollte. Wie ſoll der afrikaniſche Krieger, wenn nun wieder Friede wird, plötzlich dieſes Syſtem von Ungerechtigkeit, Raub und Grauſamkeit, an das er ſich einmahl gewöhnt hat, fahren laſſen? Warlich, jeder Krieg ſetzt in jener Weltgegend die Menſchheit in ihrer Kultur wieder um ein halbes Jahrhundert zurück! Einer ihrer Weiſen ſoll einſtmahls ausgerufen haben: „Bedarf „auch die Vertheidigung des Vaterlandes ſo „zahlloſer ſtehender Armeen? Unſere Vorel„tern vertheidigten es auch, und vertheidigten „es recht wacker. Jeder rüſtige Mann griff „alsdenn zu Bogen und Pfeil, wand ſich aus „den Armen ſeiner Familie, ging aus ſeinem „Hauſe und Hofe, überlies den Akkerbau und „die Wirthſchaft ſeinem Weibe, und ſtritt eben „darum ſo tapfer, weil er für ſein Eigenthum „mitſtritt. Starb er im Felde: ſo ſtarb er „für ſein Haus und Hof, für ſein Weib und „Kind. Kam er mit Wunden zurück: ſo be„trachtete ſeine Familie dieſelben als die Zeichen „der Freiheit, welche er erfochten, als die Be„weiſe der Liebe, welche er für ſie gegeben; und „nun war er wieder unter ihnen, und bauete

»wieder ſein Feld, und arbeitete für die Seini-
»gen wieder nach, wie vor. Da deſertirte
»auch kein Soldat; denn, wenn er ſeinen Feld-
»herrn verlies: ſo verlies er zugleich ſein Haus,
»ſeinen Acker, ſein Weib und Kind. Die Treue
»gegen ſeine Familie und gegen ſein Eigenthum
»machte ihn treu gegen das Vaterland. Aber,
»o ihr Afrikaner, wie iſt iezt die Sache beſchaf-
»fen? Der Soldat hat eſt nichts, als wie
»er ſteht und geht. Er hat im Vaterlande nichts
»zu verliehren, und ſoll doch für daſſelbe ſtrei-
»ten! Allenthalben, wohin er kommt, iſt er
»zu Hauſe, und hat nirgends mehr, als ſei-
»nen Sold. So lauft er von einer Armee zur
»andern; und, wenn er zur zehnten kommt:
»ſo heiſts doch wieder, daß er fürs Vaterland
»ſtreite. Für Freiheit, Haus und Hof, für
»Weib und Kind ſich zu wehren — dazu iſt
»ieder Mann noch immer von Natur bereit; aber
»für bloſſen Sold ſich todtſchlagen zu laſſen,
»und um für ſonſt nichts weiter — — ſagt
»doch, wollet ihr denn nimmermehr den Men-
»ſchen kennen lernen?«

Wieder abgebrochen.

Eben dieſer Weiſe ſprach zur andern Zeit:
»O ihr Erhabenen von Afrika, welch Unglück
»ſtiften eure Kriege! Unterhieltet ihr — ihr
»wenigen, von denen Leben und Tod ganzer

Natio-

»Nationen abhangt, friedfertige Gesinnungen »gegen einander: so dürftet ihr euch nicht in so »schreckliche Bereitschaft gegen einander setzen, »und Hunderttausende stets unter den Waffen »halten. So entzöget ihr nicht dem Vaterlande so unzählige Hände, welche alle zum »Segen desselben beitragen und arbeiten könnten; da sie jetzt müssig sind, und man wünschen mus, daß sie ewig müssig blieben; denn, »wenn sie anfangen, zu arbeiten: so arbeiten »sie nur auf Verderben und Tod. Eure Schöden halten die Kultur der Menschheit unter »unserm Himmelsstriche auf. Und doch ist »euer höchster Beruf, den euch das Wesen der »Wesen gab, dieselbe zu befördern. Euren Händen vertraueten die Völker ihre Glückseligkeit »an. Ach . . . »

Hier ging das Geschriebene mit Bleistift an.

Hallo hat die ganze Nacht gekämpft, und wird bald wieder kämpfen. Vielleicht ists das letzte, was er zu leiden hat. — Höre, Vater Gustaf, höre den Sterbenden noch. Liebe dein Volk, wie deine Kinder. Höre ihre Klagen. Las ihnen Recht wiederfahren und belaste sie nie. Ahme der Gottheit nach, und sei mild, wohlthätig, erbarmend, wie sie.

Abgebrochen.

Sei nicht nur der Mächtigſte in deinem Lande; ſei auch der Beſte darinn! Dis iſt Fürſtenehre, nicht jenes. Jenes ward dir angebohren; dis erwarbſt du dir ſelbſt. Dein Volk iſt ein gutmüthiges Volk. Nie wird es aufſätzig gegen dich werden können. Aber laß dich nicht blos gefürchtet werden; werde ewig geliebt von ſelbigem, wie ietzt. Du biſt ein Fürſt; aber es gehet dir doch wie allen Menſchen. Wenn du todt biſt, fürchtet dich niemand mehr; aber lieben — lieben wird dich Vater, Sohn und Enkel noch, wenn du es verdient haſt. Den guten Fürſten ſegnet der Nachkomme noch, dem Böſen flucht er. Dein Grab ſei ein Altar, vor dem nichts, als Segen, niderfalle!

Wieder abgebrochen.

Du kommſt nicht? — Ich mus dahin, und ſehe dich nicht wieder. So nimm dieſes Papier! Wenn du es nicht ſelbſt findeſt, wird Albrecht es dir reichen. Ich befehle es ihm. Fürſt — ich bin nun bald ganz frei, los und ledig von der Erde — ich darf dir nichts verhelen. Ich gehe vor den Weltrichter. Du biſt zuweilen hitzig — mäſſige dich. Ich weis, nach einigen Stunden iſt dir leid, was du in der Hitze thateſt. Denke immer — Fürſten fehlen auch; aber eben darum, weil ihre

Fehler von gröſſern Folgen ſind, müſſen ſie langſamer fehlen. Vollziehe kein Urtheil, keinen wichtigen Vorſatz an demſelben Tage, an welchem du ſie faſſeſt! Was hilft dir alle ſpäte Reue, wenn du hernach nicht mehr vergüten kannſt? Halte dir es nicht für Schande, wenn du einmahl gefehlt haſt, durch deine abgeänderten Handlungen und durch Gegenanſtalten deinem Volke zu ſagen — ich habe gefehlt. Dieſe Eigenſchaft, wenn ſie ein Fürſt hat, iſt ſeinem Volke allein ſchon Bürge für Wohlfahrt und Ruhe. Traue keinem, der dir ſchmeichelt. Mache es denen, die um dich ſind, zur Pflicht, dir die beſcheidene Wahrheit zu ſagen. Wilhelmi iſt Biedermann und Weiſer. Las ihn das ganz dir ſein, was ich dir war. Einen recht helldenkenden und ehrlichen Mann mus ieder Fürſt zur Seite haben, der ihm alles ſagen darf.

Nochmals abgebrochen.

Ja, ja, es iſt der letzte Kampf. Der Tod iſt da; ich will ihn umarmen. Lebe wohl, mein Fürſt! Sterbend ſchlägt mein Herz noch für dich. Gott ſegne dich! Gott ſegne dich!.. Ach, du haſt lange noch nicht genung gethan. Thue, wirke noch immer mehr! Fürſten — — — — — — — — — — viel thun — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —
— — — — — — mehr thun — —
— — — — — — Rechenſchaft vor
Gott — — — — — — — — —
Ach! Guſtaf, mache dir die deinige leicht ...
Sieh, dort oben wartet auf gute Fürſten noch
der Seligkeiten Schönſte!“

Schon die vorigen Zeilen waren nicht mehr ganz zu leſen geweſen. Doch glaubte Fürſt Guſtaf ihren Sinn zu treffen. Aber nun folgten noch einige, aus denen er kein Wort mehr zuſammenſetzen konnte. Er rollte den Bogen wieder zuſammen, und ſteckte ihn an ſeine Bruſt. „An deinem Buſen hat er gelegen; nun ſoll er an dem meinigen liegen. Er iſt dein Vermächtnis für mich. Sorge nichts, Verklärter, ſorge nichts! Ich will alles erfüllen, und nur für mein Volk leben, und ganz der Vater deſſelben ſein; damit ich einſt, wenn wir uns wieder ſehen, dir, ohne zu erröthen, unter Augen treten könne.“

Der Fürſt blieb neben dem Todten ſitzend, bis ſeine Kinder kamen. Der Greis hatte eine recht friedliche, ſelige Mine, und es war, als wäre er lächelnd aus Welt in Welt übergegangen. Guſtaf konnte ſich nicht ſatt an ihm ſehen. Er fand an ihm die Mine des edelſten Bewuſtſeins, der ſtillſten, allgenungthuendſten Zufrie-

benheit mit einem ganzen geführten Leben, und der von Gott belohnten Tugend.

Albert mit seiner Frau waren die Ersten, welche ihren todten Vater umarmten. Stille Wehmuth machte sie stumm.

Gustaf unter Thränen. Ich übergebe Ihnen hier die Leiche Ihres Vaters, meines besten Freundes. Ich fand ihn schon todt, und habe ihn nicht verlassen wollen, bis Sie kämen. Wenn die innigsten Rührungen eines Fürsten über den Tod eines Mannes diesem einigen Werth beilegen können: so sehen Sie mich — mich in aller meiner Zerschlagenheit, und sein Sie stolz darauf, so einen Vater gehabt zu haben.

Albert konnte nichts antworten, als — er liebte Sie.

Florentin und seine Gattin kamen noch, ehe der Fürst wegritt. Albertine fiel über ihren Vater her und erhub ein lautes Geschrei.

Florentin, der ihr in die Arme fällt. Weist du nicht, was er uns befohl, daß wir nicht über seinen Tod klagen sollten? Las uns seinen Willen thun! Gott hat ihn begnadigt. Ihm ist wohl.

Der Fürst schlich im Stillen davon und wischte sich unaufhörlich die Augen. Er sah

die Laube recht bedeutend darauf an, als wenn er ſagen wollte — nun ſpreche ich hier mit Hallo nicht wieder.

Unter Hallo's Kindern herrſchte eine recht ſtille Traurigkeit. Jeder bemühete ſich, das letzte Geboth des Greiſes zu erfüllen und nicht über ſeinen Tod zu klagen; aber iedem ſah man es an, wie viel Kampf ihn die Zurückhaltung ſeiner Klagen koſtete.

Albert. Wir ſahen ſeinen Tod vor Augen. Wir glaubten es, daß es einmahl ſo ſchnell mit ihm kommen würde. Ihn verlangte in der That, zu ſterben. Er wünſchte ſichs ſo zu ſterben. Gott hat auch ſeinen letzten Wunſch erhört. — Wiſſet ihr noch, wie er betend neben unſerer verblichenen Mutter unter uns auf ſeinen Knien lag? — Ach, er hat uns dadurch lehren wollen, neben ſeinem Leichnam einſt ebenſo zu thun. Laſſt auch uns ſein Grab mit Gebet einweihen!

Die edlen Kinder knieten vor dem Allmächtigen nieder. Albert betete laut:

„Du haſt ſeiner Seufzer letzten geſtillt, und ihm gethan, wie er von dir flehete, Vater unſers Lebens! Aufgelöſet iſt er nun, und alle

Leiden dieſer Welt haben für ihn Vergang genommen. Du erzeigteſt ihm unausſprechliche Gnade. Sein langes Leben war voll deiner Wohlthaten und Segnungen. Auch ſein Tod hatte deren noch. Sanft iſt er in iene Welt hinübergeſchlichen, und ſein letzter Kampf hat nicht lange gewähret. Wir preiſen dich, daß du uns ſo einen guten Vater gabſt. Lohne ihn, du Belohner der Frömmigkeit und des Glaubens an dich, lohne ihn nun mit ienen Seligkeiten, nach denen ſein Herz ſchon ſchmachtete, und über die er in ſeinen letzten Tagen ſchon die ganze Welt vergas. Las den Geiſt ſeiner Tugend auf uns ſeinen Kindern ruhen, und ſeinem frommen Beiſpiele uns bis ans Ende nachfolgen. Hier bei unſrer Eltern Gräbern ſchwören wir dir ewige Rechtſchaffenheit und ewige Liebe gegen einander. Segne uns dabei, wie du ihn geſegnet haſt. Ergeben an dich wollen wir einſt unſere Laufbahn, wie er die ſeinige, ſchlieſſen, und ihn in iener Welt mit kindlicher Treue wieder umarmen. Da ſei es ihm denn Freude noch, unſer Vater geworden zu ſein!“

Stille, wechſelſeitige Umarmungen krönten dis einmüthige Gebet; als auch der würdige Prediger in die Laube trat, und dem Todten die Hand drückte. Männlich geſetzt über den Anblick, welchen er hier vorfand, wie über

ieden andern natürlichen Vorgang, erzählte er ſeinen jungen Freunden nur die Bemerkungen, welche er in den letzten Tagen über die recht eigentliche Sehnſucht des Greiſes nach ſeinem Ende gemacht, und ſetzte hinzu: „Nach dieſen Wahrnehmungen, und vermöge meiner aufrichtigen Zuneigung zu ihm freue ich mich, daß Gott ſein edles Verlangen geſtillt hat. Wir haben ihn geliebt; er uns. Unſere Wiedervereinigung mit ihm wird einſt auf allen Seiten reine, himmliſche Freude für uns haben. Meine Beſorgnis war immer, daß ſeine Anfälle vom Schlage ihn nicht ſo ſchnell tödten, ſondern ihn vielleicht noch in einen Zuſtand verſetzen könnten, der ihm und uns vielen Jammer gemacht hätte. Aber er mus es beſſer gewuſt haben, als ich. Mir iſt wahrſcheinlich, daß er den Tag ſeines Todes geahndet; denn er bat mich geſtern recht ausdrücklich, daß ich heute ja, und früher, als gewöhnlich, zu ihm kommen möchte. Nun alſo gut denn! Laſſen Sie uns einander ermuntern, und ihm ſein Grab in ſtiller Zufriedenheit beſorgen. Er hat mehr Gnade von Gott genoſſen, als tauſend andere Greiſe.“

Noch kam auch Niklas an ſeiner Kricke dahergeſchlichen, und bezeigte ſein ehrliches Herz gegen den Todten durch die naiveſten Ausdrücke.

„Biſt du mir doch vorangegangen, guter Herr, ſchrie er. Und ich dachte, du ſollteſt mir folgen. Und biſt hier ſo allein geſtorben; — und ſo ruhig. Nun mag auch dein alter Niklas nicht mehr leben, da du todt biſt. Lieber, gnädiger Herregott, komm doch und nimm nun auch mich auf. Es iſt doch gar nichts mehr, wenn man erſt ſo alt iſt. O könnte ich mich doch in ſein Grab mitlegen!“ Dabei faſte der gutherzige Landmann eine Hand Hallo's nach der andern, und drückte ſie an ſein Herz, und ſtrich ihm die Backen, und küſte ihn recht herzlich. „Er hat ſich nicht geſcheuet, mir im Leben manchen Heitz zu geben, ſchluchzte er dazu; ich will mich auch nicht ſcheuen, dir im Tode noch einen zu geben.“ Niklas bat ſichs darauf zum Vorzug vor allen andern Bauern aus, daß es ihm erlaubt ſein möchte, von ſeinen lieben ſeligen Herrn nicht eher wieder zu wanken, bis er begraben wäre, und ſeine Leiche zu bewahren.

Man brachte den Todten in ein anderes Zimmer des ſchönen Berghauſes. Von ſeinen Kindern blieb immer einer um den andern bei ihm. Auch wich und wankte Niklas von der Leiche nicht.

Der edle Greis war iederzeit ein Feind alles unnützen Aufwandes, und aller zweckloſen, eitlen Pracht geweſen, und hatte ſeinen Kindern

den gemeſſenſten Befehl darüber ertheilt, auch im Tode mit ihm dergleichen nicht zu machen. Dem Prediger hatte er noch ganz zuletzt darüber den Auftrag gegeben, dafür zu ſorgen, daß er auf die ſimpelſte Weiſe, ohne alles Geräuſch und ohne alle andere Begleitung, als die ſeiner Kinder, begraben würde. Sogar die gewöhnliche Trauer hatte er ſeinen Kindern unterſagt. Dieſe nannte er noch in den letzten Tagen eine Erfindung der Heuchelei, und ſagte, daß nur ſolche Menſchen ſie anlegen müſten, die im Verdacht wären, daß ſie den Verſtorbenen nicht wahrhaftig geliebt, und daher die Welt zu täuſchen ſuchen müſten, als ginge ihnen ſein Tod doch recht herzlich nahe.

Am vierten Tage nach ſeinem Tode verſammleten ſich ſeine Kinder in ihren gewöhnlichen Kleidungen auf dem Berge, und der Prediger geſellte ſich zu ihnen. Albertine und Florentine ſammleten den Reſt von allen Blumen des Jahres, und beſtreuten und bekränzten mit ſelbigen die heilige Laube. Eben, da mit der Leiche aufgebrochen werden ſollte, kam ganz unerwartet Guſtaf, der dankbare Fürſt. „Vergönnen Sie mir, redete er Hallo's Kinder an, daß ich hinter dem Sarge Ihres Vaters mitgehe und mich in Ihren Reihen miſche. Ich nannte ihn aus der Fülle meines Herzens im Leben

Vater; es ist dis also Pflicht für mich, wie für Sie.“ Albert, sehr gerührt von dem Edelmuthe seines Fürsten, und von der unvergänglichen Achtung desselben gegen seinen Vater, empfing diesen Beweis davon mit der pflichtmässigsten Ehrerbietung.

Niklas stand in demüthiger Entfernung, und fiel durch die wehmüthigen Gebehrden, welche er machte, dem Fürsten ins Auge.

Gustaf. Was ist euch, Vater? Wir müssen ihn ja doch nun fortbringen. Lasst's immer gut sein. Die Reihe kommt auch bald an euch.

Niklas. Ach, in Gottes Nahmen lieber heute, als morgen. Aber ich darf ja dem lieben seligen Herrn nun wohl nicht hinter der Leiche folgen, und wollte es doch so gern thun.

Gustaf. Wie? wer wehrt es euch? Ich doch wohl nicht? Kommt, alter, wackerer Mann; ihr sollet ihm so gut folgen, als ich. Euer ganzer Anblick zeigt mir, daß ihr es verdienet.

Damit nahm ihn der Fürst bei der Hand. Niklas sträubte sich so ehrerbietungsvoll, als wenn er sich zu einer recht eifrigen Gegenwehr gefasst machte. Die beiden Töchter führten den Fürsten hinter dem Sarge her. Ich nehme es an, sagte Gustaf; denn ich bin der erste Leid,

tragende, — ich verlohr am meiſten durch ſeinen Tod. In der Mitte der Söhne ging der Prediaer. Niklas machte wie verſtohlen den Schluß.

Der Fürſt. Wer ſind die Leute da?

Hallo's Kinder hatten einen eben ſo unerwarteten Anblick, als der Fürſt.

Albert, unter inniqſter Rührung. Ach, es ſind die Bauern von Berkewitz.

Dieſe hatten ſich mitten auf dem Wege nach der Laube auf beiden Seiten in Reihen geſtellt, und waaten es nicht, näher zu kommen, da ſie gehört, daß der Fürſt zugegen ſei.

Der Fürſt zu ſeinen Führerinnen. Es iſt doch warlich viel werth, ein Rechtſchaffener und ein Menſchenfreund zu ſein. Im Tode wird man noch dafür geliebt. Dieſe Handlung bringt mir durchs Herz. Aber ich glaube, daß ich den guten Leuten hinderlich geworden ſei: ſie haben unſerm Vater Hallo gewis das Geleite machen wollen. (zu den Bauern) Laßt euch nicht ſtören, ihr gutmeinende Leute, und ſchlieſſt mitan. Wir gehen einen Weg, der Herzöge und Bauern gleich macht.

Die Bauern neigten ſich dankbar und ſchloſſen in ſtiller Ordnung hinter Niklas Paarweiſe und nach ihrem Alter an, als wenn ſie zeigen wollten, wie ſie nach der Ordnung der Natur

immer einer nach dem andern ihrem Wohlthäter folgen würden. Der Abend hatte Mondlicht, war ruhig, aber Herbſtkühl und ſchauerlich. Neben Eleonoren ward der fromme Greis eingeſenkt, und ſein dankbarer Fürſt warf die erſte Erde auf ihn.

Guſtaf zum Prediger. Sie dürfen ihm keine Lobrede halten. Sein Nahme und ſein Leben ſind ihm Lobrede genung.

Buchholz. Und Ihre Gegenwart in dieſen Augenblicken macht vollends alle Lobreden auf ihn überflüſſig.

Ruhe im Frieden nun! Meine Liebe dir und deinen Kindern!

Als Albert ſeinen Dank dem Fürſten bezeigen wollte, war ſelbiger bereits weg.

Die Bauern ſtanden, wie untröſtbare Kinder bei dem Grabe ihres Vaters, und weinten überlaut. Alberts gute Seele gerieth in volle Bewegung. Er faſte im ſtärkſten Affekt die beiden älteſten Greiſe unter ihnen bei den Händen, und ſprach: „Weinet nicht mehr! Wir gehen alle dahin, wo er ſchon iſt. Ich will euch und euren Kindern ſein, was er euch war, ſo lange ich lebe.“ Die herzlichſten Händedrücke wurden ihm dafür von dieſen treuherzigen Landleuten gereicht; und, als ſie ſich entfernt hatten, feierten Hallo's Kinder noch die heilige, an-

dachtvolle Mitternacht bei ihrer Eltern Grabe. Unter Umarmungen der Liebe verlieſſen ſie es und trennten ſich ſtillwehmüthig am Fuſſe des Berges.

Albertine, ſeufzend. Nun wandelt er nicht mehr hier, und kommt uns entgegen, wenn er uns von ferne ſah. Wie ſchaudernd wird mir hier ſein, ſo oft ich den Berg beſteige.

Albert. Nein, Schweſter, das ſoll es uns nicht ſein! Mit ſanfter, melancholiſcher Freude, wollen wir dieſen Berg allemahl beſteigen, und im Andenken an unſere lieben Eltern unſere reineſte Wonne genieſſen. Finden wir ſie doch oben noch, ſo oft wir zur Laube treten! Wenn unſere erſten Schmerzen vorüber ſind, werden wir nirgends lieber ſein, als daſelbſt.

Der Greis hätte nicht länger mehr leben dürfen; ſo würde er ſich auch von ſeiner letzten Freundin, der Natur im freien, haben trennen müſſen. Frühe Fröſte verheerten nun alles Grün der Bäume und der Pflanzen, und auf ſie folgten heftige Stürme und anhaltende Regen, welche die ganze Schöpfung in ein allgemeines Grab zu verwandeln ſchienen. Albertine

und ihre Schwägerin hatten kaum noch Zeit genung, die Gräber ihrer Eltern mit perennirenden Blumen zu bepflanzen. Albert lies nach seines Vaters Willen die Laube zuziehen, so, daß auf beiden Seiten nur schmale Eingänge blieben. Der Gärtner bekam den Auftrag, von nun an Jahrausjahrein für Blumen aller Arten zu sorgen, welche er blühend auf die Gräber verpflanzen könnte. Auch lies Albert in einiger Entfernung von der Laube ein dickes Rund von allerlei Nadelgewächsen, von Pappeln, Birken, Akazien und Lerchenbäumen anlegen, durch welches einst enge, gekrümmte, schattigte Fusssteige zu derselben führen sollten, um diesen Aufenthalt noch voll heiligerer Rege für die Fantasie zu machen. Alle Anlagen auf dem Berge sollten übrigens mit iedem Jahre sich vielmehr ihrer Vollkommenheit nähern, als eingehen.

Hallo's Tod gehörte zu den Begebenheiten der Nation. Vom ersten Minister an bis zum Bauer fand ieder die Nachricht von selbigem überaus wichtig für sich. Der Werth des Todten war entschieden. Freunde und Feinde erkannten durchgängig seine Rechtschaffenheit, Einsichten, Menschen- und Vaterlandsliebe. Man urtheilte überall von seinem Tode dergestalt, daß der wichtigste Mann im Lande gestorben sei. Die Einflüsse, welche selbiger noch

nach niedergelegter Ministerstelle auf den Hof und auf den Staat gehabt, waren bekannt, und keine Zusammenkunft des Fürsten mit ihm unter der Veralaube war der Welt verborgen geblieben. Alle die Veränderungen, Neuerungen und Umschaffungen, welche die Nation und alle Stände derselben seit einem Jahre erhalten, wurden geradeswegs dem Greise zugeschrieben. Jedermann glaubte, daß beiweiten noch nicht alles ausgeführt sei, was Hallo angerathen. In der Masse, in welcher ieder bei dem, was bereits ins Werk gesetzt worden, gewonnen oder verlohren hatte, sprach auch ieder nun liebe- oder hasvoll über ihn. Die Höflinge waren grösstentheils auf ihn erbittert. Sie fanden an ihrem Fürsten gar den Mann nicht mehr, den sie durch fade Schmeicheleien täuschen konnten. Der ganze Ton, welcher seit einiger Zeit am Hofe herrschte, war der Ton des männlichen Ernsts und der soliden Tugend. An unnützen Lustbarkeiten war durchgehends grosser Mangel. Nur das wahre Verdienst konnte sich Hofnung machen, belohnt zu werden. Angebohrne Vorzüge wurden gar nicht mehr geschätzt. Blosses Geld machte verächtlich. Nur gründliche Kentnisse und biderer Sinn bahnte den Weg zu Gustafs Gnade. Viel vornehme Müssiggänger waren angewiesen wor-

werden, von ihrem eigenen Vermögen, und nicht mehr auf Koſten des Staats zu leben. Andere waren auf halbe Beſoldung zurückgeſetzt. Das ganze Siſtem, nach welchem der Fürſt im Kabinet, an der Tafel, und öffentlich handelte, war das Siſtem eines weiſen Hausvaters, der auf unnützen Aufwand nichts verwendet, keine Summe aber für zu gros hält, welche er zum wahren Beſten für ſeine Familie anlegt. In den Kollegien waren die Geſichter auch nicht immer die heiterſten. Der Fürſt hatte ſich über alle vorkommende Sachen in ſelbigen die letzte Stimme vorbehalten, hörte ſelbſt, ſah ſelbſt, und entſchied ſelbſt, wenn die Entſcheidungen ſeiner Räthe gegründeten Widerſpruch fanden. Man kam, wenn er ſich ſelbſt über etwas informiren wollte, mit der Entſchuldigung nicht mehr durch, daß die Akten verlegt wären. Der Fürſt gab allen und ieden Satisfaktion; aber er nahm ſie ſich auch ohne Unterſchied der Perſon. Das übermäſſige Sportuliren war abgeſchaft, und Geſchenke und Gaben machten kein Araument mehr für die Gerechtigkeit der Sachen aus. Mit dem gröſten Theile der Geiſtlichkeit hatte es Halle ganz verderben. Er war Schuld daran, daß das heilige Gewäſche in Verfall gerathen war, und daß ſie nun mehr, als ſonſt, auf ihre Predigten, ſo

wie auf ihre ganze Amtsführung, ſtudiren muſten. Er hatte ihrem Stolze und ihrem Geize, ſo wie ihrer Faulheit, Grenzen geſetzt. Sie durften nicht mehr ungeſtraft blinde Eiferer, heilige Polterer, unduldſame Verketzerer und unverſöhnliche Verfolger unter dem Deckmantel der Religion ſein. So lange er lebte, muſten ſie deshalb an ſich halten; aber kaum war er todt, ſo ſchärften ſie ihre Zungen gegen ihn. Sie erklärten ihn für einen geweſenen Indifferentiſten, Materialiſten, Naturaliſten und Atheiſten, und einer von ihnen gieng ſo weit, daß er, nachdem er ſeinen Tod von der Kanzel unter den Umſtänden, wie ſich derſelbige zugetragen, für ein göttliches Strafgericht erklärt, ihm die Seligkeit abſprach. Aber in den mittlern und untern Ständen der Geſellſchaft herrſchte über Hallo's Tod eine allgemeine Betrübnis. Bürger und Bauern verehrten ihn als den Gründer, Beförderer und Beſchützer ihrer Wohlfahrt. Er hatte ihre Abgaben erleichtert, Handlung, Gewerbe und Ackerbau blühend gemacht, und den wahren Geiſt der Thätigkeit und Zufriedenheit der Nation mitgetheilt. Beſonders erhuben ihn die Landleute mit ihrem Lobe bis zum Himmel, und ihre dankbare Liebe gegen ihn, die bei der Nachricht von ſeinem Tode in Enthuſiasmus für

ihn überging, hätte sie schier der öffentlichen und feierlichen Erkentlichkeit Gustafs zuvorkommen lassen.

Doch Gustaf war ein zu edler Fürst, als daß er sich auf dieser Seite von seinen Unterthanen etwas zuvorthun lassen sollte. Er ließ alle seine Räthe zusammenkommen, und hielt, einen Flor um den linken Arm, folgende Anrede an sie:

„Hallo's Tod, der Tod meines besten Freundes, veranlasset mich, Sie heute ausserordentlich zu versammlen. Ich würde der undankbarsten Fürsten einer sein, wenn ich die Achtung, die ich für diesen Mann gehegt, das ehrwürdige Andenken, in welchem er unaufhörlich bei mir stehen wird, und den innigsten Schmerz den mir sein Hintritt verursacht hat, nicht vor Ihnen und vor der ganzen Welt auf eine recht feierliche Weise an den Tag legen wollte. Ich erkläre den Tod dieses Rechtschaffenen für den gröſten Verlust, welchen ich und mein Land iemahls leiden konnten. In den Diensten meines Hauses Mann und Greis geworden, hat er das ganze Maas seiner Kräfte für die Wohlfahrt dieses Staats ausgeschüttet, und sein ganzes Leben zum besten desselben verlebt. Mit wahren, reellen und gemeinnützigen Kenntnissen ausgerüstet, trat er die Laufbahn seiner Ver-

dienſte unter meinen Vorfahren an, ward lange in einen für ſeine Wirkſamkeit viel zu engen Kreis eingeſchloſſen, zurückgeſetzt, verkannt und unbelohnt gelaſſen. Aber weit entfernt, daß er durch dieſe Mishandlungen ſich hätte verleiten laſſen ſollen, ein anderes Land zu ſuchen, wo ſeinen Talenten mehr Gerechtigkeit wiederführe, — weit entfernt, daß er dadurch hätte unwillig, verdroſſen, träge werden und in Ausbreitung ſeiner Wiſſenſchaften hätte ſtillſtehen ſollen, blieb er dem Vaterland treu, arbeitete in ſeinem nidrigen Poſten unermüdet, ſtudirte fort, und bereitete ſich im Stillen zur würdigſten Bekleidung der höchſten Stelle, auf die ich mich ihn hernach zu erheben für verpflichtet hielt. So lange ich lebe, werde ichs für einer meiner gröſſeſten Glückſeligkeiten, deren mich die Vorſehung gewürdigt hat, halten, daß ich ihn, da er den erſten Zutritt zu mir wagte, nicht verkannte. Ich habe, während daß er mir zur Seite geweſen, den Umfang ſeiner Einſichten oft im Stillen nicht blos bewundert, ſondern wahrhaftig angeſtaunt. Er gelte, ſo lange ſein Nahme genannt wird, für ein Genie der erſten Gröſſe! Welch eine Ehre für die menſchliche Natur, daß er mit den glänzenden Talenten des Geiſtes auch das edelſte Herz verband! Man weis es, wie ſo ſelten ſich

die Rechtschaffenheit und der ehrliche altdeutsche Sinn im Gefolge unserer heutigen Weisen finden lassen; und um so viel liebenswürdiger war er mir. Er hat nie in eine Kabale mit eingestimmt, sondern ist immer seinen geraden Weg vor sich hingegangen, und hat doch Klugheit genung bezeigt, sich durch alle Kabalen, die wider ihn angesponnen wurden, glücklich hindurch zu arbeiten. Vergeblich blöckte ihn die Bosheit an, und vergeblich wies ihm der Neid die Zähne. Er that allenthalben seine Pflicht, und bei diesem Bewustsein hielt er sich vor aller Hinterlist sicher. Mit Abscheu denke ich noch an den letzten Vorgang wider ihn, als er schon in der Ruhe seiner ländlichen Einsamkeit lebte, und mein einziger Trost darüber ist immer der gewesen, das selbiger dazu dienen muste, alle seine Feinde zu schanden zu machen, ihn aber mit Ehr und Ruhm zu krönen. Von seiner Thätigkeit, von seinem unermüdeten Arbeiteifer lässet sich keine Vorstellung darreichen, die sie wirklich darstellte und erschöpfte. Seine Nächte wie seine Tage waren mir und dem Vaterlande gewidmet. Er scheuete keine Schwierigkeiten, keine Gefahren, und war ausharrend bis zur glücklichsten Vollendung iedes angefangenen Geschäfts. Wer mit ihm arbeitete, hatte es gut; er mochte edel oder unedel denken. War das

erſte: ſo hatte er an ihm einen Mann, der ſeinen Strank wacker zog. War das letztere: ſo konnte er ſich darauf verlaſſen, das Halle, ehe etwas nachläſſig betrieben oder verſehen ward, lieber für zwei Mann arbeitete. Und mit dieſem ſeinen Arbeitseifer wetteiferte ſeine Genügſamkeit. Baare, klingende Münze war nicht der Lohn, der ihn reizte. Wenn er nur nützlich werden konnte — dis war es, was ihn in Bewegung ſetzte. Wenn er nur nützlich geworden war — dis war, was ihn belohnte. Ich weis ſelbſt nicht, was ich ihm alles angeboten habe. So viel weis ich, daß ich ihm anboth, was ich ihm geben konnte. Aber er wollte von allem, was ich ihm anboth, nichts annehmen, als was er ſchon hatte — meine Liebe, meine Wertſchätzung und mein Vertrauen. Ich will ihnen nur eine Anekdote darüber mittheilen. Sie betrift nicht das Band mit dem Stern, das ich ihm darreichte. Ich weis ſelbſt nicht, wie ich ſo etwas ſo einem Manne bieten konnte, der durch ſeine Verdienſte um mich ſchon überall beordensbandet und beſternt war. Nein, es betrift etwas, das ſonſt ieder in ſeiner Lage, der Vater iſt, begierig ſucht. Ich wollte daß er ſeinen Sohn ſich zuziehen, und ihn einſt zu ſeinem Nachfolger laſſen ſollte. Aber der Edle hatte

die Offenherzigkeit und die väterliche Verleugnung, gerade heraus zu sagen — mein Sohn schickt sich nicht dazu. Merken Sie sich recht diesen Zug. Er verbreitet ein herrliches Licht auf seinen ganzen Karakter, und ist Ihnen allen sehr zu empfehlen. Ich vergönne es iedem meiner Diener, daß er ieden billigen Lohn bei mir sucht; aber dis ist ihm unverzeihlich, wenn er durch seine Kinder, welche er darum, weil sie seine Kinder sind, allenthalben vorschiebt, das Vaterland täuschen will. Hallo's Sohn ist gar kein Dummkopf; aber sein Vater war gewohnt, von sich selbst sehr viel zu fordern; darum forderte er von seinem Sohne nicht weniger. Aufzwingen muste ich ihm das Guth, das er zuletzt besas. Ach! und wie so kurz hat er es genossen! Ich habe ihm also, aufrichtig zu sagen, wenig mehr als ein Grab geschenkt. Dort unter seiner Laube ruhet er als ein wahrer deutscher Mann. O erbten seine bidere Denkart, seine Wahrheitsliebe alle meine Diener! Ich war noch ein junger Fürst, als er mein nächster Begleiter ward; aber er wählte nicht den gewöhnlichen, den ausgetretenen Weg niedrigkriechender Schmeichler, um sich bei mir festzusetzen. Er sagte mir alles vom Herzen weg, was er über vorkommende Angelegenheiten, über meine Handlungen, An-

ſtalten und Entwürfe dachte. Junge Fürſten begehen leichter Uebereilungen. Ihm habe ichs zu danken, daß ich deren weniger begangen habe, als ich ohne ihn begangen haben würde. Es gehört dis zur geheimen Geſchichte ſeines Lebens. Die Welt weis wenig mehr als nichts davon; denn er ſelbſt vergas es. Ich trete ihm willig den groſſen Theil meines Ruhms ab, den ich im Lande habe. Meine Unterthanen lobten und prieſen mich; — ihn hätten ſie preiſen ſollen. Oft habe ich zu den nüzlichſten Veranſtaltungen, welche er in meinem Nahmen traf, nichts weiter beigetragen, als — daß ich Herzensgüte genung hatte, ſie meinem Volke zu gönnen und zu genehmigen. Seitdem Hallo am Ruder des Staats geſeſſen, hat mein Unterthan nur noch halb ſo viel Abgaben und Druck als ſonſt. Und doch bin ich dadurch kein ärmerer Fürſt geworden, als meine Vorfaren waren. Dieſe hatten Schulden. Ich habe dergleichen nicht, und unter Hallo ſind die ihrigen bezahlt worden. Aber er hat die Müſſiggänger ausgeſezt, die Tagediebe unter meinen Dienern, und hat mir es aus dem Kopfe gebracht, groſſe Summen auf Unterhaltung vieler andern unnüzen Menſchen zum Fenſter hinaus zu werfen. Mein Land wird zuſehends volkreicher, wohlhabender, nahrhafter, glük-

licher, moraliſchbeſſer. Das iſt Hallo, der dis bewirkt hat. Er athmete Patriotismus. Ihm war der Bürger und der Bauer werth. Tauſendmahl pflegte er zu ſagen — das iſt halbe Raſerei, wer einen Fürſten auf Koſten ſeines Volks bereichern will; wer klug iſt und es ehrlich meint, mus, wenn er ſeinen Herrn reich machen will, mit Bereicherung der Unterthanen den Anfang machen. Es iſt wahr, was er ſagte; denn es iſt in dieſem Jahre nicht der hundertſte Theil ſo viel Reſte von Abgaben, die meine Kammer vom Lande zieht, geblieben, als vor zwanzig Jahren. Sollt' ich meines Hallo ie vergeſſen können? Seiner, der mir noch nützlich ward, als er längſt reſignirt hatte? Ich geſtehe es Ihnen, Meſſieurs, iene Laube, in der er nun ſchläft, iſt für mich ein Tempel der Weisheit, der Religion, der Tugend und der Vaterlandsliebe geworden. Er, er war der Lehrer derſelben für mich in ihren heiligen Schatten. Dafür ſchlummere er in ihr recht friedevoll! Dafür werde er noch nach Jahren daſelbſt von ſeinem Fürſten an ſchönen Frühlings- und Sommermorgen beſucht, und dieſer erinnere ſich alsdenn iener unvergeslichen Morgen, an welchen er alld[illegible] an ſeiner Seite ſas, und aus ſeinem Munde Stimmen vom Himmel hörte! Das Leben dieſes Greiſes verdient, daß es

förmlich beſchrieben und der Nachwelt noch hinterlaſſen werde. Ich will Hallo's Biograph werden. Niemand hat ihn näher gekannt, niemand tiefer in all die ſonderbarſten Verwicklungen ſeines Lebens eingeſchaut, niemand iede ſchöne Eigenſchaft ſeines Geiſtes und Herzens öfter zu entdecken Gelegenheit gehabt, als — ich. Es iſt keine Schande für Fürſten, das Leben eines Dieners zu ſchildern, und das Gemählde eines Mannes mit eigener Hand zu entwerfen, auf deſſen perſönlichen Umgang ſie ſtolz ſein konnten. Die Welt ſoll es einmahl wieder ſehen, daß Dankbarkeit nicht blos unter die Tugenden der Diener und des Volks gehöre, ſondern daß auch Fürſten gern ſie ausüben, und daß ſelbigen auch ſie vor allen ſchön ſtehe. Vielleicht, daß nach Jahren ſich alsdenn noch da oder dort ein Edler nach Hallo bildet, und daß ſein Leben noch einmahl gelebt wird, welches tauſendmahl gelebt zu werden verdiente. Dieſen Flor, womit mein Arm umwunden, trage ich zum Zeichen meiner Trauer über ihn. Es iſt die tiefſte, welche von nun an in meinem Lande von Hinterlaſſenen über alle ihre verſtorbene Verwandte ohne Unterſchied ie wieder angelegt werden ſoll. Ich habe den Hallo ſo betrauert; den Hallo, den ich aus vollem Herzen Vater nannte; ſo hoffe ich, dieſer Art

von Trauer feierliche Einweihung und Tiefe genung gegeben zu haben. Sie legen sofort alle diese Trauer über Hallo an, und wir tragen sie insgesamt sechs Wochen. Auf seinem Grabe will ich ihm eine simple Urne setzen lassen, welche ich jährlich an seinem Sterbetage mit Blumenbändern umbinden werde, und mitten auf meinem Schloßplatze soll ihm ein prächtiges Monument gestellt werden, bei dessen Anblick sich täglich meine Räthe im Vorübergehen in seiner Nachfolge stärken mögen. Hallo's Andenken blühe unter unsern spätesten Enkeln noch fort, und lange, lange werde er von diesem Lande als einer seiner ersten Wohlthäter gesegnet! Wetteifern Sie, gute, getreue Räthe, in Nachahmung seiner, und lassen Sie mir die Gerechtigkeit wiederfahren, zu glauben, daß Sie einem Fürsten dienen, der das wahre Verdienst zu schätzen weis. Je mehr Sie sich auf allen Seiten dem Hallo nähern: desto ähnlicher wird meine Werthschätzung und Liebe gegen Sie derjenigen sein, welche ich gegen ihn hegte und ewig hegen werde. „

Der Fürst ging mit Thränen im Auge aus der Versammlung, und sein Prinz überreichte den sämtlichen Räthen die Trauerflöre, welche diese sogleich im Zimmer noch um ihre Arme banden.

Kaum wurden dieſe Veranſtaltungen Guſtafs im Lande bekannt, ſo gerieth der Eifer der Bauern allenthalben für Hallo wieder in die lebhafteſte Rege. Schon bei ſeinen Lebzeiten hatten ſie zu verſchiedenen mahlen ihm bleibende Denkmähler ſtiften wollen; aber ſeine Beſcheidenheit hatte dieſe Aeuſerungen ihrer Erkenntlichkeit iederzeit von ſich abzulehnen gewuſt. Jezt, da ſie aufs neue um Erlaubnis dazu anſuchten, glaubte Guſtaf ihrem lobenswürdigen Vorhaben nicht hinderlich ſein zu müſſen. Ihrem Beiſpiele folgten in den mehreſten groſſen Städten die Bürger und die Kaufleute; und nach Verlauf eines halben Jahres konnte man im ganzen Lande kaum drei Meilen weit reiſen, ohne auf ein Denkmahl Hallo's zu ſtoſſen. Die Urne auf ſeinem Grabe, an deren Fusgeſtell man die Worte las: der Aſche des unvergeslichen Hallo, ward gerade an dem Tage aufgeſezt, an welchem Albert aus Floreminens Händen ſeinen erſten Sohn empfing. Einige Wochen darauf drückte auch Albertine einen Sohn an ihre Bruſt. Daß Vater Hallo nun auf einen Tag nur in dieſe Welt zurückkehren könnte, war ſeiner Kinder Wunſch. Kaum gab der folgende Frühling die erſten milden Tage wieder: ſo waren ſie alle bei ſeinem Grabe, und ſchmückten in der Folge ſeine Enkel mit den

mancherlei Bluhmen, welche ſie daſelbſt fanden. So oft ſie auf dem Berge waren, umſchlangen ſich Albert und Albertine, und feierten das Andenken Hallo's und Eleonorens mit einer mehr ſchmachtenden, als ſchwermütigen Seele, und mit jener ſtillen, ſtummen Freude, mit welcher Kinder auf die Zurückkehr ihrer abweſenden Eltern hoffen.

Die Bauern von Berkewitz bezogen nun ihre neuen Wohnungen; und, als ſie alle mit ihrer geſammten Habe in den Gründen waren, gab ihnen Albert ein ländliches Feſt. Wahre Heiterkeit war der Karakter deſſelben, und tauſendmahl ward an ſelbigem des grosmüthigen Hallo von der ganzen Gemeine dankbar gedacht. Albert ging den Bauern mit Rath und That zur Hand, wie ſie ihre Aecker auf das beſte nutzen könnten, lehrte ſie lebendige Zäune anlegen, und that ihnen Vorſchüſſe, nachdem ſie derſelben benöthigt waren. Ihre Wohnungen mit allen ihren Ländereien um ſich herſtellten ebenſoviel kleine Pachtgüther vor, und die vielen lebendigen Zäune verwandelten den Anblick derſelben in den Anblick ebenſovieler Gärten, deren ieder ſein Landhaus hätte. Noch erkannten die Bauern nicht ganz den groſſen Werth der ihnen durch dieſe neue Einrichtung erwieſenen Wohlthat; aber nachdem ſie einige Jahre ſo ganz als Herren ihres

Eigenthums in den Gründen gewirthschaftet hatten, und sich alle in den gesegnetesten Umständen befanden, brachten sie dem ehrwürdigen Hallo im Herzen wirklich den Dank dafür, von welchem er ihnen zuvorgesagt hatte, daß sie ihm selbigen einst auf seinem Grabe noch bringen würden. Hallo hatte sie aus armseligen Sklaven eines Landedelmanns zu freien und reichen Besitzern ihrer Güther umgeschaffen. Ihr Prediger bildete sie zu Menschen, und ihre Kinder wurden durch einen vernünftigen und edlen Unterricht in der Schule die Freude ihres Lebens und der Trost ihres Alters. Willig und gern trugen sie in der Folge die Steuern von ihren Güthern ab, welche ihnen Hallo so mäßig aufgelegt hatte; nachdem sie in den erstern Jahren Zeit genung gehabt hatten, sich völlig zu erholen, und ihre Güter in den besten Stand zu setzen. Sie hatten die Freiheit, ihre ehemahligen Hütten an ieden, welcher sich dazu finden würde, zu verkaufen, und konnten sich dadurch der Schuld, die sie an Albert für vorgeschossenes Arbeitslohn an ihren neuen Häusern zu zahlen hatten, mit Bequemlichkeit entledigen. Es fehlte ihnen nicht an Käufern dazu. Taglöhner, Handwerker und Leute, die allerlei kleines Gewerbe trieben, fanden sich bald aus den umherliegenden Gegenden in diese Landschaft

ein und nährten ſich von dem Volksreichthume und Wohlſtande der beiden Dörfer Berkewitz und Wallſtädt. Die Waldungen, welche ſonſt dieſe Oerter getrennt hatten, waren gänzlich niedergehauen. Albert ſowohl, als Florentin, machten die Diſtrikte derſelben, welche jedem von ihnen gehörten, urbar, theilten ſie in neue Güther ein, und thaten dieſe auf Erbzins aus. Grosgewachſene Söhne reicher Bauern aus der Nachbarſchaft, die in ihrem Vaterlande vor dem Soldatendienſt nicht ſicher waren, eilten mit ihrem Vermögen herbei, und griffen mit beiden Händen nach Aeckern, welche ſie ſorgenlos beſitzen und bebauen konnten. So ward die Anzahl der Einwohner beider Dörfer mit jedem Jahre gröſſer. Berkewitz und Wallſtädt wurden gleichſam vereinigt, und ſtellten einen einzigen groſſen Flecken vor.

Glücklich und zufrieden lebten Hallo's Hinterlaſſene. Ihre Güther wurden bald die ergiebigſten und ſchönſten im ganzen Lande. Ihre Familien breiteten ſich aus, und Albert ſowohl, als Florentin, wurden Väter vieler Kinder. Sie achteten nicht das Geräuſch der Welt, zogen die Einfalt der Natur und die ſtillen Freuden des häuslichen Lebens allen andern Lebensarten und Unterhaltungen vor, und genoſſen ſo das Leben ganz, und lehrten es auch ebenſo

ihre Nachkommen ganz genieſſen. Ihren Kindern war Hallo's Grab anfangs der liebſte Spielort. Denn ſaſſen die Eltern auf der Raſebank, wo ſonſt Fürſt Guſtaf an der Seite des Greiſes geſeſſen, und ſahen den Knaben und Mädgen zu, wie ſie pflanzten und pflückten, ſich kränzten und einen Reihentanz um den Hügel machten; oder ſie rathſchlagten über häusliche Angelegenheiten, neue Anlagen und Anwendung des morgenden Tags, während daß ihre Kinder ſorgenfrei ihre Tänze und Spiele fortſetzten. Bald ward aber auch dieſen Hallo's Laube mehr, als dis. Sie ward ihnen eine Schule der Sitten, der Tugend, der Weisheit und der Ehrfurcht gegen den Weltſchöpfer. Von gutmüthigen, weichherzigen Eltern gebohren, hatten ſie aus den Händen der Natur ein Herz mit herrlichen Anlagen zur Menſchlichkeit erhalten; ein Herz, das ieder ſanften und frommen Empfindung ſich gern öfnete. Dem Vater und der Mutter im Schoſſe ſitzend, ſogen ſie von ihren Lippen Schönheit des Lebens, Menſchenliebe und Religion. Albert erzählte ihnen unter der Laube oft von ſeinem Vater, wie derſelbe ſo ein redlicher Mann geweſen, anfangs im Staube und in der Armuth gelebt, und ſich hernach durch ſeine Verdienſte zu Ehre und Glück emporgearbeitet habe. Er ſchilderte ih-

mit deſſen unwandelbares Vertrauen auf Gott bei einem unbefleckten Gewiſſen, und die ſeligſte Ruhe ſeines hohen Alters. „Sterbend hat er mir noch aufgetragen, fügte Albert denn wohl hinzu, daß ich euch alles dis ſagen ſollte; damit ihr eben ſo gute und fromme Menſchen werden möchtet, wie er, und damit er euch, weil er hier euch nicht kennen gelernt, in jener Welt um ſo viel freudiger an ſein Herz drücken könnte.“ Der Geiſt der Tugend, welcher dieſe Familie beſeelte, ward hierdurch in den Kindern noch herrſchender. Sie wuchſen zu den beſten Menſchen auf, und lockten ihren Eltern viel Freudenthränen ab. Bei jedem Hinblick in die Zukunft dachte Albert an die Weiſſagungen ſeines Vaters zurück, und zweifelte nicht, daß Gott ihm noch mehr Gnade gewähren und ihn noch das Glück ſeiner Enkel ſehen laſſen werde. War er in arbeitfreien Stunden nicht auf dem Berge: ſo war er mit ſeiner Familie in den Gründen, beſuchte die Bauern, beſah ihre Wirthſchaften, wies ſie zurechte, ſprach ihnen Muth und Troſt ein, und empfing dafür die ungeſchminkteſten Beweiſe ihrer Dankbarkeit. Mehrentheils waren ſeine Kinder alsdenn auf den Armen alter Väter, oder im Schoſſe alter Mütter, die ſie nicht liebgenung haben konnten. Vertauſchten wir, fragte alsdenn Albert ſeine Gattin oft,

auch unſere Glückſeligkeit gegen irgend eine andere noch ſo blendende Lage? — —

Fürſt Guſtaf beſchäftigte ſich damit, alle die herrlichen Entwürfe, welche ihm der Greis zur Beförderung der Wohlfart ſeines Volks gemacht hatte, nach und nach ins Werk zu ſetzen. Aus ſeinen Staaten wurden der Aberglaube, die Prieſtergewalt, die Unmenſchlichkeit der Geſetze, der Rabbuliſtengeiſt der Richter und Advokaten, und die gewaltſamen Einſchränkungen und Unterdrückungen des Volks völlig verbannt. Alles athmete Freiheit, Wohlſtand und Zufriedenheit. Geſchätzt, geliebt, bewundert, angebetet ward er dafür von allen ſeinen Tauſenden, und vergas bis an ſeinen Tod des Hallo nicht. Einſam brachte er manche Morgenſtunde auf dem Grabe deſſelben zu, und ſchämte ſich nicht, durch eine Roſe oder Levkoie, welche er auf ſelbigem gepflückt hatte, und die er hernach den Tag über an ſeinem Buſen trug, ſolches ſeinem ganzen Hofe zu erkennen zu geben. Der Gärtner betheuerte, daß er ihn zuweilen daſelbſt knieend beten ſehe. Auch fand dieſer aufgehende Blumen daſelbſt, welche er weder gepflanzt noch geſäet hatte, und die auch weder Albertine noch Florentine dahin verſetzt hatten. Der Prinz, die Hofnung der Nation, bildete ſich an ſeinen Händen zu ſeinem wür-

digſten Nachfolger aus, und verſprach durch ſein ganzes Weſen, die Thränen zu trocknen, welche ſein Volk einſt über den Tod ſeines Vaters weinen würde. Guſtaf regirte nach Hallo's Tode noch viele Jahre mit Segen und Ruhm, und ſtarb mit dem ſchönſten Troſte eines Fürſten, ſein Land wahrhaftig glücklich gemacht zu haben. — Kurz vor ſeinem Tode hat er noch ein Buch für Fürſten geſchrieben, worinn er ihnen ihre Pflichten vorgehalten, und es ihnen ſehr wichtig gemacht hat, ihre Beſtimmung iederzeit wahrhaftig zu erfüllen, des Bluts ihrer Unterthanen zu ſchonen, den erſten Vater im Lande vorzuſtellen, und auf allen Seiten das ganz zu ſein, was ſie ſein ſollen. Das Manuſkript davon hat er ſeinem Prinzen zum Vermächtnis hinterlaſſen, der es ietzt, wie man ſagt, zur Ehre ſeines Vaters abdrukken läſſet.

Ende des zweiten Theils.

Neue Menschenfreuden.

Vom

Verfasser [illegible] alten.

Leipzig,

bei Gerhard Fleischer, dem Jüngern.

1797.

Neue

Menschenfreuden.

Erster Theil.

Ich ſchrieb vor zwanzig Jahren über die Freuden des Menſchen und hatte dabei keine andere Abſicht, als mich Denen entgegenzuſtellen, welche durch Schriften voll weinerlicher Empfindelei die Fantaſie ihrer Zeitgenoſſen irre führten, deutſchen Frohſinn an ihnen niderſchlugen, Welt und Leben ihnen verleideten und ſie ſo um alle Kraft zum Guten brachten. Voll Enthuſiasmus für die gute Sache unſeres irdiſchen Daſeins und voll iugendlichen Feuers wies ich auf eine Menge von Quellen hin, die auf allen Seiten für uns flöſſen und aus denen wir Glückſeligkeit aller Art ſchöpfen könnten, ſobald wir nur wollten.

Es hat mich nachher nie gereuet, daß ich so that. Ich habe vielfachen warmen Dank dafür erhalten, und noch heute, ich mag das Buch aufschlagen, wo ich will, finde ich bei allen seinen jugendlichen Mängeln, die ich gern eingestehe, doch keine einzige Zeile darin, welche irgend eine menschliche Seele hätte schlecht machen können. —

Vielleicht ist es meinen Freunden, welche gelesen haben, wie ich nahe an dreissig über das menschliche Leben dachte, nicht unangenehm, nun auch zu lesen, wie ich nahe an funfzig darüber denke.

Mein Glaube, daß Glückseligkeit — wenn ich auch manchen kleineren Theil derselben nicht mehr für so gros ansehe, als sonst — hienieden schon die Bestimmung des Menschen sei, steht am Ende meines zweiten Vierteljahrhunderts noch so fest, als er am Ende des ersten stand; und so

bin ich auch noch immer der Meinung zugethan, daß alle die Schriftsteller wenig Dank verdienen, die, und wenn sie noch so schön schreiben, Herabsetzung des Lebens einflössen. Ja, mannigfaltige Erfarungen haben mich seitdem sogar in dieser Meinung noch bestärkt, und ich bin ietzt mehr, als ie, davon überzeugt, daß Bücher, in solchem Geiste geschrieben, mehr Schaden anrichten, als alle Censurkollegien denken. Lektüre dieser Art ist ein Gift, das oft auf der Stelle gleich sich ansäugt und eindringt, das aber blos bald früher, bald später, seine tödtenden Wirkungen zeigt, ie nachdem den, dem es beigebracht wird, früher oder später traurige Schicksale treffen. —

O lasset uns, die wir schreiben, in unsern Tagen es uns zur doppelten Pflicht machen, den sinkenden Muth der Menschheit zu erheben, unsern Zeitgenossen neue Spannkraft zu geben und so ihre wahren

Freunde zu werden! Selbſtmord aber predigen, oder ihn auch nur gefällig hinſtellen, es ſei in Romanen, oder in Briefen, oder in Schauſpielen, iſt — Todſünde gegen unſer Geſchlecht, mit dem es noch gar nicht ſo weit iſt, daß es ſein letztes Heil in der Piſtole ſuchen müſte.

Sintenis.

Freunde des Guten, die ihr mit mir in einem bestimmten Berufe für die Gesellschaft thätig seid, wie sollten wir iemals über Armut an Freuden klagen können? Entspringt nicht eben in treuer und unermüdeter Abwartung unseres Berufs die reichhaltigste Quelle derselben? Vermögen wir nicht diese Quelle durch ieden höheren Grad von Treue und Unverdrossenheit, wie wir wollen, zu stärken? Sind die Freuden, welche uns aus ihr entgegenfliessen, nicht die reinesten, die sanftesten und sättigendsten zugleich? O kommet und lasset uns sie geniessen! Menschen, die den grossen Zweck ihres Daseins verkennen, die, immer unstät und flüchtig, nur nach rauschenden Vergnügungen haschen und die von dem Geiste unseres Zeitalters, einem der leidigsten Geister, dem Spielgeiste, besessen sind,

haben freilich hiefür keinen Sinn; ihr bürgerlicher Beruf ekelt sie an und sie finden in ihm die Quelle aller ihrer Beschwerden und in seiner lebenslänglichen Dauer die unendlichste Beschwerde. Wir aber sind einverstanden über unsere gesellschaftliche Bestimmung und wollen uns an dem Bewußtsein, daß wir sie unabläßig erfüllen, menschlicher ergötzen, als alle die Leute am Faraotische. —

Es kommt hier gar nichts drauf an, daß unser Beruf nicht gleich sei; eben in der Verschidenheit der gesellschaftlichen Berufe liegt der Grund der gesellschaftlichen Wohlfart. Genug, wenn er ein gemeinnützigerer, bürgerlicher Beruf ist; seine Betreibung versetzt uns unter die nützlicheren Menschen. Ja, so dürfen wir uns im Stillen denken; so dürfen wir uns laut und öffentlich nennen. Unser Amt, unser Gewerbe, unsere Handthierung ist der Kreis unserer steten Wirksamkeit, und so haben wir unaufhörlich Gutes aufzuweisen, das wir leisten. Man kann zwar auch Gutes leisten,

ohne in einem bestimmten Berufe zu leben; aber doch so viel nicht. Dis hangt zu sehr von Umständen, Gelegenheiten und Zufällen ab; man hat nicht immer Neigung und noch seltener Kraft genug dazu, und mus sich oft blos an Wünschen begnügen. Zum Beruf aber sind wir einmahl eingerichtet; im Beruf haben wir immer Gelegenheit dazu; der Beruf ist uns durch Uebung leicht geworden und die Beiträge zum Wohle der Gesellschaft durch ihn schlagen uns bei mässiger Vorsicht selten fehl.

Erwäget einmahl, wie viel in der einzigen Vorstellung liege — wir gehören zu den nützlicheren Menschen! Nicht umsonst haben wir nun das hohe Maas von Kräften, genannt Menschenkraft, empfangen; wir wenden es auch an. Wir machen nicht blos einzelne gute Anwendungen davon; unser ganzes Leben ist Anwendung, wackere Anwendung desselben. Nicht umsonst hat die Gesellschaft uns gedient, für uns gearbeitet; wir erwiedern dankbar das em-

pfangene Gute, wir haben unſere Schulden an ſie abgetragen und haben, wenns zur genaueren Berechnung kommt, wohl gar an ihr noch zu fordern. In was für eine ſelige Zufridenheit mit uns ſelbſt wiegen uns dieſe Ueberzeugungen ein! Sagt, wer von uns gäbe ſie wohl hin für die Tonnen und Millionen, welche ſchon neben den Wiegen derer lagen, die hernach in ihrem unverdienten Beſitz ſich berufen glaubten, ohne allen Beruf zu leben? O daß ſie doch nicht wähnen mögen, von unſerem Neide etwas zu fürchten zu haben! Sie ſind ia die Glücklichen nicht, wofür ſie der grobſinnlichere Haufe hält; in ihren eigenen Augen ſind ſie es nicht. Es iſt unmöglich, daß ſie, wenn ſie die edlere Eintheilung und Anwendung unſerer Zeit und den täglichen Nutzen ſehen, welchen wir ſtiften, nicht oft gegen ſich ſelbſt geſtehen ſollten, daß unſer Leben mehr Werth habe, als das ihrige. Und geſetzt, ſie kämen zu dieſem Geſtändnis nicht und verläugneten ihre moraliſche Natur ganz; wie ſtraft ſie die

Langeweile, welche sie so sichtbarlich plagt, dafür, und was ist ihr stetes Sinnen auf immer ganz neue Zerstreuungen, wobei sie oft auf die kleinlichsten Thorheiten fallen, anders, als Einräumung des Satzes, daß sie, die gepriesenen Seligen, weniger glücklich sind, als wir? O lasset ihnen die unwesentlichen Vorzüge, womit sie das Schicksal überhäufte! Den wesentlichsten Vorzug haben wir; denn Einer unserer Tage leistet der Gesellschaft Mehr, als ganze Monde ihres Lebens. Das glückliche Vollenden iedes einzelnen Berufsgeschäfts hat schon menschliche Annehmlichkeit für uns und der erste Blick auf etwas neues Gutes, das abermals fertig durch uns da steht, ist Herzerhebend; aber welche Augenweide gewährt uns vollends die Uebersicht einer ganzen Reihe mit unermüdeter Treue verlebter Berufsjahre! Ach wir, die wir sie haben, bedürfen wir auch wohl weitere Entschädigung für alles Uebrige, was uns das Schicksal etwa fehlen lies?

Nein, nein, ihr Lieben, wir sind die reichsten; denn wir haben Thatenreichthum, der alle übrige Reichthümer der Welt aufwiegt. Mit dem rechtmässigsten Gefühle dieses Reichthums nähern wir uns jedem gesellschaftlichen Vergnügen; mit demselben Gefühle werfen wir uns in die Arme der nächtlichen Ruhe, und geniessen herzlicher und schlafen sanfter, weil wir Vergnügen und Ruhe verdienen.

Die Gesellschaft, in deren Mitte wir unsern Beruf betreiben, sieht unsere immerwährende Thätigkeit im Kreise desselben und geniesst den Erfolg davon. So undankbar ist sie nicht, daß sie den Mann, der das Seinige ganz thut, nicht von dem unterscheiden sollte, der das Seinige nur halb thut, vernachläßigt, oder gar nichts Seiniges aufzuweisen hat. Nein, auch sie rechnet uns zu den nützlicheren Menschen und behandelt uns darnach. Die Zeiten sind vorbei, wo vornehme Geburt und angeerbter Reichthum öffentlichen Werth gaben;

jetzt iſt allgemeine Uebereinkunft darüber getroffen, daß Verdienſte nur zur Ehre der Weg ſind, und Verdienſte kann man in jedem Stande ſammlen. Berechnete man ſonſt den Werth der Individuen nach den Genüſſen, die ſie von der Geſellſchaft ſchöpften: ſo berechnet man ihn nun nach den Beiträgen, die ſie zum Wohle der Geſellſchaft leiſten. Heil uns Berufstreuen, daß wir im Zeitalter der richtigeren Berechnungsart leben! Wir können nun durch Anſtrengung eigener Kräfte für uns erſetzen, was uns die Geburt verſagte, und können uns im männlichen Alter in der That zu der Höhe emporſchwingen, auf welcher unſere Vornehm- und Reichgebornen ſonſt in der Wiege ſchon geweſen zu ſein träumten. Sie ſelbſt, dieſe Günſtlinge des Schickſals, haben auch, im Ganzen genommen, in unſern Tagen den Ton heruntergeſtimmt und erzeigen dem Manne im bürgerlichen Beruf für ſeine Thätigkeit und Nützlichkeit die Achtung, welche

ihm gebührt. Läſſet ſichs ja noch hier und da ein vergoldeter Baron einfallen, ſich viel darauf einzubilden, daß er dis ſei und — weiter nichts: ſo darf er ſichs doch nicht öffentlich merken laſſen, weil ſonſt öffentlicher Spott ſchon auf ihn wartet. Mit Ehrerbietung für das Verdienſt, mit Liebe und mit Dankbarkeit begegnen uns Nützlichen alle kluge und gute Menſchen. Sie laſſen uns Theil nehmen an ihren Freuden, und kommen wir irgendwohin, wo die Freude eigentlich wohnt, ſo iſt daſelbſt immer ein Platz für uns leer. Trift uns gros Misgeſchick, ſo ſind wir weder verlaſſen, noch weniger vergeſſen. Der Trieb zu dienen und zu helfen, der, ſo lange es Menſchen, die in Geſelſchaft leben, gibt, nicht aufhören wird, weil er ein Hauptbeſtandtheil der menſchlichen Natur ſelbſt iſt, nimmt ſeine Richtung am liebſten auf uns, weil doch auch Jeder ſeine Dienſte und Hülfleiſtungen gern auf Gegenſtände verwenden mag, die ihrer am wür-

digſten ſind. Vergeſſen werden wir ſogar auch im Tode nicht. Es iſt kein Städtgen ſo klein, das nicht ſeine braven Gewerbtreiber und Handwerker nach Jahren noch nennt und ihren Nachfolgern zum Muſter aufſtellt. Iſt der Beruf ausgezeichneter, mehr ins Groſſe gehend und von ſichtbarern wohlthätigen Einflüſſen auf die Geſelſchaft: ſo reicht unſer Nahme noch über Jahrhunderte hinaus und die ſpäteſten Nachkommen haben noch dankbare Hochachtung für uns. O ihr Lieben, ihr Lieben, wie ſchön iſts doch, nicht nur unter ſeinen Zeitgenoſſen geehrt und geliebt zu leben, ſondern auch noch aus jener Welt her die Segnungen der Nachwelt im Geiſte zu hören! Das Letztere auch nur jetzt ſchon in voraus denken können — welch ein Lohn für unſere Berufstreue!

Und nun — unſere Aufblicke zu Gott mitten aus unſerer wackern Berufsbetreibung, wie freimüthig, wie beſeligend ſind ſie! Wer mag ſie von ſolcher Art thun, wie

wir? Wir wurden frühzeitig schon von Eltern und Lehrern zu Gottesverehrern gebildet; aber unser Leben mit seinen Schicksalen bildete uns hernach noch weit mehr dazu. Wohl uns nun, daß wir Treue in unserem Berufe ausüben! Wir, wir sind uns des Beifalls jenes obersten thätigsten Geistes, den wir verehren, mit einer Zuverlässigkeit bewust, die keinen Zusatz leidet. Unsere Berufstreue selbst ist die vollkommenste Verehrung Seiner. Wie sollte er unter seinen Verehrern die vollkommeneren nicht vorzüglich lieben? Wir erfüllen ja auch seinen Willen, indem wir in dem Kreise unseres Berufs, den er uns durch Gefühl unserer Kräfte, durch Erziehung, durch äuserliche Lagen, Zeit und Umstände anwies, mit Gewissenhaftigkeit die Beiträge zum Wohle der Gesellschaft, das sein erhabener Endzweck ist, leisten, welche er uns auflegte. Können wir also wohl daran zweifeln, daß Gott selbst uns schätze? Ja, iede glückliche Vollendung eines Berufsgeschäfts stellt uns die untrüg-

untrüglichſte Bürgſchaft ſeines Beifalls immer aufs neue. Nur durch ſeinen Segen gelingt uns die Vollendung, und — was ſagt uns dieſer? Der Thor, wenn ihm ſeine Thorheit gelingt, ſpotte nicht und nenne ihre Vollendung auch göttlichen Segen; noch weniger der Böſewicht, wenn ihm ſeine Bosheit gelingt. Daß Jenem ſein Gaukelſpiel und Dieſem ſein Bubenſtück nicht fehlſchlägt, rührt blos davon her, daß der Allweiſe kein Wunder thut. Wer von erhaltenem göttlichen Segen ſprechen will, der mus etwas Kluges und Gutes verrichtet haben. Wir Vollender unſerer nützlichen Berufsgeſchäfte ſind die Geſegneten des Herrn; iene ſind nur die Unbehinderten vom Herrn. So laſſet uns getroſt allen unſern Schickſalen entgegengehen; ein allmächtiger und allverſtändiger Freund leitet ſie, und wir ſind vorzügliche Gegenſtände ſeiner heiligen Providenz. Laſſet uns mit uneingeſchränkter Zuverſicht in ieder traurigen Lage durch Gebet und

Aufschauen zu Ihm die Kräfte uns verschaffen, deren wir bedürfen. Kein Beter kann erhörlicher beten, als der Berufstreue, und kein menschliches Auge kann sich mehr am Himmel stärken, als ein Auge, das unaufhörlich auf nützliche Geschäfte gerichtet ist.

Wenn wir dann von treuer Abwartung unseres Berufs auch unser gutes Auskommen haben, welch eine Freude für uns, an uns selbst zu sehen, daß Rechtschaffenheit und Gewissenhaftigkeit auch mit äußerlichem Wohlstande segnen! Sie könntens auch so gut haben, wie wir — unsere darbenden Müssiggänger; selig sind wir, daß wir klüger sind, als sie! Sie scheinens ebenso gut zu haben, wie wir — unsere reichen Nichtsthuer; aber wir haben's doch viel besser, als sie. Ein einziges Gericht, womit uns eigener Fleiß bewirthet, ist mehr werth, als sechs Schüsseln, die der Nachlaß der Vorwelt aufträgt, und eine Flasche deutschen Weins, aus der

uns unſere Berufstreue einſchenkt, mehr, als der ganze Weinſchank des Archipelagus, den die Berufstreue des Grosgrosvaters noch bezahlt. Ernähren wir vollends durch unſern Berufsfleis noch mehrere Menſchen, wie noch weit mehr müſſen wir uns ſeiner freuen! Dieſe insgeſammt, und wenn ſie auch unter unſerer Aufſicht ſo gut arbeiten müſſen, wie wir, betrachten uns doch als ihre Verſorger, nehmen ihr Brod gleichſam aus unſern Händen und ſehen uns dafür, wo ſie uns ſehen, mit herzlicher Dankbarkeit an. Haben wir Kinder und ſetzt uns unſere Berufstreue in den Stand, ihnen eine gute Erziehung zu geben, wie fühlen wir uns dann erſt recht als wackere Menſchen! Und haben wir ſie gar ſchon vom Erwerb unſeres Berufs völlig erzogen, ahmen ſie uns in Berufstreue ſchon nach, geht es ihnen dadurch vor unſern Augen wieder ſo wohl, als uns — o ihr, die ihr ſchon bis-dahin kamet, ſchildert an

meiner Statt die Seligkeit, welche nun euer Theil und Loos bis zum Grabe sein wird! Noch kam ich nicht bis zu ihr; ich werde aber bis dahin kommen, wenn der Allvater will, und die bloſſe Vorſtellung davon gewährt mir ietzt ſchon des hinfälligen aber doch lebenswerthen Erdenlebens ſeligſte Minuten.

Freilich iſt unſere Berufstreue auch zuweilen mit mancherlei Bitterkeiten vermiſcht. Die Natur unſeres Berufs ſelbſt, die Menſchen, unter welchen wir leben, der Drang der Dinge, der Wirwar der Umſtände bringen es ſo mit ſich, und unſere Thätigkeit wird alsdann wider alle Erwartung erſchwert, behindert. Alle dieſe Bitterkeiten erhöhen aber meiſtentheils am Ende nur noch die Süſſigkeiten unſeres Berufs. Je ſchwerer uns ein nützliches Geſchäft gemacht ward, deſto ehrenvoller für uns hernach, wenn wir es doch wohl ausrichten. Je mehr Hinderniſſe uns beim Beruf in den Weg gelegt wurden, deſto angenehmer der Rück-

blick, wenn wir ſie alle beſiegten. Je verführeriſcher die Verſuchung war, in die unſere Treue geſetzt ward, deſto mehr Selbſtzufriedenheit, wenn wir unſere Treue in ihr behaupteten. Ja, wenn wir ſogar Schaden von unſerem Eifer hätten, wenn uns unſere Treue Aufopferungen koſtete, deſto gröſſer der Mann, der ſich hieran nicht kehrt und trotz alles erfarnen Undanks und aller erlittenen Verfolgung die Bahn muthig fortwandelt, die ihm ſeine Pflichten zeichneten. Jedes Opfer, das wir gelaſſen und männlich unſerem Berufe bringen, iſt eine unverwelkliche Bluhme zu dem Bürgerkranze mehr, den wir um unſere Schläfe winden.

Darum, ihr wackern Berufsmänner in allen Ständen, wollen wir einander die Hand drauf geben, uns täglich noch mehr in Berufstreue zu ſtärken. Hier, hier entſpringt für uns eine unverſiegende Quelle der menſchlichſten Freuden — eine Quelle,

die noch bis tief in die Ewigkeit fliesst. Denket euch, mit welcher Ehre wir am Abend des Lebens auf die durchlaufene lange Bahn unserer Nützlichkeit zurücksehen werden! Denket euch, mit welchem Vertrauen wir alsdann unsern so rastlos thätiggewesenen Geist an den oversten Geist abgeben werden! Sollte der auch wohl die geringste Furcht vor Vernichtung haben dürfen, der sich hier durch immerwährendes Wirken und Schaffen des Guten das Recht zu ewiger Thätigkeit erwarb? Und wenn dann beide Dasein zusammenhangen, welches wohl sein mus, weil sonst das Erste vergeblich gewesen wäre; wenn also unser gegenwärtiger Beruf, es sei auf welche Art es wolle, unmittelbar oder mittelbar, ia, wärs auch auf die entferntestmittelbare Weise nur, d. h. durch weitgebrachte Kraftübung, durch höchgestärkten Trieb zum Nützlichsein und durch erworbene Festigkeit und Ausdauer in Geschäften, als die Vorbereitung zu unserem künftigen Berufe angesehen werden mus:

o wie werden wir uns dann dort erſt aus ganzer Seelenfülle für unſere hier bewieſene Berufstreue ſegnen! Ja, ia, laſſet uns glauben, daß unſer Beruf das Feld ſei, welches wir nicht nur auf hier für die Geſelſchaft, ſondern auch auf dort für uns ſelbſt beſäen, und daß nach Masgabe unſeres Eifers im Säen nicht nur iezt die Erndte der Geſelſchaft, ſondern auch einſt unſere eigene Erndte ausfallen werde. O — macht uns auf der Unterwelt ſchon iede Bluhme, die wir pflücken, mehr Freude, wenn wir ſie ſelbſt zogen, wie entzückend wird ein höherer Seligkeitsgrad in der Oberwelt für uns ſein, wenn wir ihn durch raſtloſe edle Thätigkeit uns ſelbſt erwarben!

Wer noch in den Jahren lebt, wo man ſich zu ſeinem künftigen Beruf' und Stande erſt geſchickt macht, dem öfnen ſich wenigſtens ſchon Quellen von Vorfreuden des Berufs. Ja, guter Jüngling, wie ſich der Mann um ſo mehr freuet, ie treuer er ſeinen Beruf betreibt, ſo freue du dich auch um ſo mehr, ie vollkommener du dich zu deinem Berufe vorbereiteſt. Schaaren von iungen Wüſtlingen leben um dich her; gewähre dir recht oft die Seligkeit, zu denken, daß du weiſer biſt, als ſie. Gewähre dir recht oft den Hinblick in dein männliches Alter, wo Wohlſtand, Ehre und Segen aller Art ſchon auf dich warten. Beides ſtärkt das iugendliche Herz unausſprechlich in Beharrlichkeit bei Tugend und Lernbegierde.

Betrachte dich vielmals darauf, wie ſeelenvoll noch dein Blick, wie blühend noch deine Geſichtsfarbe, wie vollkommen noch

dein ganzes Aeuſeres iſt. Ebenſo heiter iſt dein Muth, ebenſo durchdringend dein Verſtand, ebenſo ſchnellfaſſend dein Gedächtnis noch. Dis iſts, daß du rein bliebſt vom Affengreuel der Jugend deines Jahrhunderts. Ach du Liebenswürdiger, wie biſt du dir ſelbſt der gröſſeſte Wohlthäter durch deine Tugend! Du biſt noch offen und empfänglich für die feineren Sinnesfreuden; wenn die Mehreſten von deinem Alter ſchon, für ſie abgeſtumpft, wie Schlachtopfer der Thierheit darnider liegen. Du vollendeſt deinen Wuchs und näherſt dich immer mehr dem Ebenmaſſe, womit die Natur ihre Arbeiten für die Schönheit des menſchlichen Körpers beſchlieſſt; ſtatt, daß Jene in ihrem Wachsthum unnatürlich ſtehen bleiben, oder doch die widrigſten Merkmale der Selbſtverbuttung ſchon an ſich tragen. Dir gelingt dein Fleis noch herrlich und du ſchreiteſt in allen deinen Kenntniſſen mit einer Leichtigkeit fort, wofür alle deine Unterrichter dich lieben; während daß Jene, durch einſame Verſchüt-

tung ihrer Lebensgeister dumm und träge, Alles, wozu Anstrengung des Nachdenkens erfordert wird, unbegreiflich finden und Kunst und Wissenschaft verwünschen. Du trittst noch mit Freimüthigkeit iedem wackern Mitbürger unter das Gesicht und blickst ihn gerade und so lange an, als er mit dir spricht; dahingegen Jene scheu vor ihm fliehen, oder, wenn sie stehen müssen, die Augen vor ihm niderschlagen, als sagte ihnen ihr Herz, daß er den Greuel, den sie treiben, darin läse. Du hast von der Religion noch ganz den Segen, welchen ihre Wahrheiten und Uebungen für ein menschliches Herz haben sollen; Jene aber verlangen nicht einmahl mehr nach Gott, weil der Glaube an einen Allgegenwärtigen sie nur quält, und suchen ihr letztes Heil in Ableugnung alles dessen, wobei sich gute Menschen so selig fühlen. Erwäge dis Alles recht, unverdorbener Jüngling, und denke dann dazu, wie deine bewahrte Tugend auch einst die Gesellschaft segnen werde. Diese wird

dich lange haben und lange die Dienſte genieſſen, welche du in deinem Stande ihr leiſteſt. Sie wird dich ganz haben, und dein Beruf ſei, welcher er wolle, du wirſt ihn ganz erfüllen. Du wirſt mit voller Kraft in ſeinem Kreiſe wirken; du wirſt Muth genug beſitzen, vor den Gefaren, die er mit ſich führt, nicht zu fliehen; du wirſt ausdauren können in Erduldung ſeiner Beſchwerden, wenn ſie ſich auch noch ſo ſehr häufen. Sieh nur um dich her, wie es ietzt in allen Ständen mit den Männern ſtehe. Ein Theil von ihnen, wenn er erſt recht anfangen ſoll, zu leben, hört ſchon auf zu leben und tritt in der Mitte vom Schauplatze ab. So bringt er die Geſelſchaft nicht nur bei weitem um den mehreſten Nutzen, den ſie ſich von ihm verſprach, ſondern er beläſtigt ſie auch ſogar, wenn er das Herz noch hatte, zu heirathen, von neuem wieder mit Verſorgung ſeiner Wittwe und ſeiner Waiſen, deren Verſorger er doch eigentlich ſein ſollte. Ein anderer Theil,

wenn er auch nicht unnatürlich früh ſtirbt, vegetirt gleichſam nur für die Geſellſchaft, oder betreibt doch ſeinen Beruf nur kümmerlich. Unaufhörlich unterbrechen ihn darin körperliche Schwächen; ſein zerrüttetes Nervenſyſtem macht ihn unfähig, anhaltend zu arbeiten; er iſt misműthig, verdroſſen zu Berufsgeſchäften, klagt über ſeinen Stand, wünſcht ſich in einen andern und hat nicht die geringſte Kraft, etwas für die gute Sache zu wagen. Das ſind die natürlichen Folgen der jugendlichen Selbſtſchwächung, und du ſiehest ſie jetzt häufig in allen Ständen vom oberſten an bis zum unterſten. Daß du rein von dieſen Greueln bliebſt, dis iſt die erſte ſchöne Vorbereitung zu deinem künftigen Berufe; denn ſelbiger mag ſein, welcher er will, ſo kannſt du einſt nicht Treue in ihm beweiſen, wenn du nicht bei voller Körper- und Geiſteskraft biſt. In jedem Bewuſtſein deiner Unbeflecktheit und Reinigkeit genies alſo jetzt ſchon Vorfreuden des Berufs. Ich bitte dich, genies ſie

täglich und ſtündlich; damit dein Herz fernerhin treu bleibe der Tugend und du glücklich hindurch kommeſt durch den Strudel der Verführung.

Betrachte dich auch oft darauf, edler Jüngling, wie du deine Zeit ſo vernünftig eintheilſt, den gröſſeren Theil derſelben auf Einſammlung nöthiger Kenntniſſe und auf Vorübungen deines Berufs verwendeſt und dich frühzeitig an Ordnung und Stille gewöhneſt. Das gibt Männer; das gibt Meiſter in allen Ständen; und der Gedanke, einſt in ihren Reihen zu treten, begeiſtere dich nicht nur an iedem Morgen zu abermahliger weiſer Verwendung des Tags, ſondern beſeelige dich auch an iedem Abend mit Genüſſen der ſchönſten Berufsvorfreuden. Was iſt der Mann, er lebe hernach in einem Stande, in welchem er wolle, wenn es ihm an den dazu erforderlichen Kenntniſſen fehlt? Soll er ſie ſich etwa alsdann erſt erwerben? Wie? erwerben dann erſt, wenn er ſie ſchon in Anwendung bringen

ſoll? Nein, alsdann hat er keine Zeit mehr, ia, nicht einmahl Luſt mehr dazu. Die Jugend iſt die Schul- und Lernperiode. Iſt dieſe verſtrichen, ſo verlangt die Geſelſchaft mit Recht von uns, daß wir für ſie wirken ſollen. Jeder eilt auch ohnehin alsdann Meiſter zu werden, ſich zu beſetzen, ein Gewerbe anzufangen, Bedienung oder Amt zu erhalten und ſo ſich ſeinen Wirkungskreis zu öfnen. Da ſieht man dann die Ignoranten in den Handwerkern und Künſten blos pfuſchen und von einem Orte zum andern ziehen; man ſieht ſie, wenn ſie Handel und Verkehr treiben, ihr Gewerbe im kurzen wieder aufgeben; und bekleiden ſie vollends ein öffentliches Amt, ſo können ſie ihm nicht gehörig vorſtehen, begehen Fehler über Fehler und täuſchen die Geſelſchaft, welche es ihnen anvertrauete. Ebenſo — was iſt der Mann, er lebe hernach in einem Stande, in welchem er wolle, wenn er ſich nicht als Jüngling ſchon an beſtimmte edle Eintheilung ſeiner Stunden, an Regelmäſ-

ſigkeit und Stätigkeit gewöhnte? Dann verrichtet er auch ſeine Berufsgeſchäfte auf die verwirrteſte Weiſe, kommt mit dem einen zu früh, mit dem andern zu ſpät, hat kein Bleiben und Ausdauren bei denen von ihnen, welche ihn lange und mühſam beſchäftigen, beſchwert ſich unaufhörlich über ſeine vielen Arbeiten und über Mangel an Zerſtreuung, thut Alles, was er thut, mit Unluſt und Verdrus, als wenn ſein Beruf eine Strafe für ihn wäre, und kann nicht genug eilen, um bei den leereſten Vergnügungen nur immer einer der Erſten zu ſein. Die Quelle alles dieſes Männerunweſens entſpringt offenbar in dem wüſten Umherlaufen in der Jugend, welches alle Arbeitskentnis unmöglich macht und noch obendrauf die höchſte Arbeitsunluſt erzeugt. Und doch ſieh einmahl, beſſerer Jüngling, wie Viele deines Alters leben und wie ſie die Jahre hinbringen, welche den Grund zum ganzen übrigen Leben legen. Den richtigen Grundſatz, daß die Jugend nicht wiederkomme, wenden ſie falſch

on, und ſtatt dieſe eben deshalb auf das edelſte zu benutzen, glauben ſie vielmehr ſie auf alle mögliche Weiſe genieſſen zu müſſen. Alles, was nur einigermaſſen den Stempel des Ernſts an der Stirn trägt, es mögen Ideen oder Beſchäftigungen ſein, fliehen ſie und treiben ſich unaufhörlich in ſinnlichen Ergötzungen umher. Der Arbeitstiſch ekelt ſie an, der Studirtiſch desgleichen; am Spieltiſche, am Spieltiſche nur befinden ſie ſich wohl. O der heilloſen Spielſucht, welcher ſich iezt unſere iungen Leute ergeben! Kann man ienen Affengreuel, den ſie treiben, mit der Peſt vergleichen, die im Finſtern ſchleicht; ſo iſt dis die Seuche, die ſie an hellem Mittage verdirbt. Wollen ſie denn etwa einſt Spieler von Profeſſion werden? Dann wäre das Unweſen, das ſie treiben, die zweckmäſſigſte Vorbereitung dazu; für den künftigen Bürger und Geſchäftsmann aber, für den künftigen Philoſophen, Richter, Arzt und Religionslehrer iſt es eine abſcheuliche Vorbereitung. Welch ein Zeitverluſt

verluſt dabei nicht nur; ſondern die Spielſucht macht auch wüſte, und was für ein Kontraſt zwiſchen Spiel und Amts- oder Berufsgeſchäften! O wohl dir, Guter, daß du rein bliebſt auch von dieſer Sucht und Geſchmack an würdigeren Vergnügungen fandſt! Wohl dir, daß du den gröſſeſten Theil der Stunden, welche Andere verſpielen, zu Erwerbung nützlicher Einſichten und zu kleinen Verſuchen, ſie ſchon anzuwenden, benutzteſt! Du wirſt ein Mann von Berufsgeſchicklichkeit und von Berufstreue werden; die Welt wird dich mit Freuden aufnehmen und dich nach Würden ſchätzen; du wirſt die Geſelſchaft ſegnen, und die Geſelſchaft dich.

Betrachte dich oft auch noch darauf, wie du bei allem Gefühl deines Werths beſcheiden biſt, deine Forderungen nicht überſpannſt und als Jüngling ſchon Genügſamkeit und Zufriedenheit mit der mäſſigen Lage deines elterlichen Hauſes ausübſt. Auch dis iſt wackere Vorbereitung zu deinem künftigen Beruf. Nur Wenigen gelingt es, bei

ihrem Eintritte in die Welt gleich Alles für sich bereit zu finden, die Segen ihres Berufs anfangs schon in aller Fülle zu erndten und in ihrem Stande sofort hoch hinauf zu rücken. Meistens mus man klein anfangen, von unten auf arbeiten und dienen und wohl lange mit wenig vorlieb nehmen. Es ist auch gut so, daß man allmählich die Stufen seiner Leiter durchsteige; so steht man hernach auf den oberen mit mehr Gesetztheit und Würde. Die nun nicht so denken, wie du, sondern als Nichtherren noch schon überall den Herrn spielen wollen, treten hernach gleich mit grossen Prätensionen in die bürgerliche Gesellschaft ein und schreiben ihr vor, was sie aus ihnen machen solle und wie sie es in ihr haben wollen. Die Gesellschaft lächelt darüber, daß iunge Männer, die erst für sie zu arbeiten anfangen, wie beiahrte Männer, die schon lange für sie gearbeitet haben, belohnt sein wollen, und weiset sie dahin, wohin sie gehören. Ihren Stolz dadurch gekränkt fühlend, stellen sie

ſich ungeberdig, pochen auf Talente, die ſie nicht haben, und ſuchen nun wahrhaftig-verdienſtvolle Männer und ältere Mitbürger zu verkleinern, die ſie durch ihr bloſſes Erſcheinen auf dem Schauplatze der Welt gleich verdrängen zu können glaubten. Aber auch dis hilft ihnen nichts; man ſpottet der iungen aufgeblaſenen Thoren nur noch mehr und ſtellt es ihnen frei, zu darben, wenn ſie nicht wollen, wie die Geſelſchaft will. An Darben nicht gewöhnt, müſſen ſie ſich endlich unter das gewöhnliche Schickſal der Anfänger ſchmiegen; ſie thun dis aber mit einem Ingrimme, der auf die ganze Betreibung ihres Berufs den ſchädlichſten Einflus hat. Eiferlos, überdrüſſig des Kreiſes ſchon, in den ſie erſt treten, und verächtlich behandeln ſie iedes ihrer Geſchäfte. Statt alſo, wie Andere, ſich allmählich aus der Tiefe emporzuheben, bleiben ſie in der Tiefe liegen. Nun wird ihr Ingrimm gegen die Geſelſchaft Rache gegen ſie. Mit Recht bei ieder Gelegenheit übergangen und zurückge-

ſetzt, ohne alle Ausſicht, den Luxus, an welchen ſie ſich als Jünglinge gewöhnten, fortſetzen zu können, ſchreien ſie im Hintergrunde über Verkanntwerden und Unbelohntbleiben, ſchimpfen auf die Welt, auf die Oberen und auf die bürgerliche Geſelſchaft, fluchen ihrem Schickſale, das es doch gern gut mit ihnen gemeint hätte, wenn ſie nur gewollt, und ſinken in die Abgründe tiefer Verzweiflung. Das Ende, welches ſie in dieſen nehmen, hangt von ihrem Temperamente ab; allemahl aber verwandelt ſich ihre Rache gegen die Welt zuletzt in Rache gegen ſich ſelbſt, und alle drehen ſie ſich dann um die Idee her, daß es nicht der Mühe werth ſei, ein Leben länger zu beſitzen, das keinen Werth habe. So bilden ſich Berufshas und Lebenshas durch thörichten Dünkel der Jünglingsjahre, und daher von den häufigen Selbſtmordsanpreiſungen und Selbſtmordsgeſchichten unſerer Tage immer eine um die andere. O Segen über dich, du beſcheidener, du genügſamer Jüngling! Du wirſt

dich einſt mit derſelben Beſcheidenheit und Genügſamkeit in die bürgerlichz Geſelſchaft einführen und als Anfänger auch mit Anfängerlohn zufrieden ſein. Deine Genügſamkeit wird dich treu in deinem Berufe erhalten und deine Berufstreue wird dich in die Höhe bringen. Dann wirſt du nicht nöthig haben, über den Undank der Welt zu ſeufzen; dann wirſt du, weil Zufriedenheit dein Karakter iſt und weil du höhere Begriffe von Belohntwerden haſt, auch für iede ſolcher guten Thaten, für die dich die Welt nicht baar bezahlt und vielleicht nicht baar bezahlen kann, den Lohn in deinem eigenen Buſen finden. Du wirſt gern leben, gern ſo lange, als möglich, leben; weil ſichs ſchön lebt, wenn man für die Geſelſchaft nützlich lebt.

O noch einmahl — Jüngling, der du dich zu deinem Berufe ſo herrlich vorbereiteſt, ſchöpfe ietzt ſchon aus iedem neuen Bewuſtwerden davon die ſeligſten Vorfreuden des Berufs! Bald feierſt du den Ueber-

gang von dieſen Vorfreuden zu den Freuden des Berufs ſelbſt. Dann wirſt du dich als Mann über deine wohlverlebten Jünglingsjahre erſt ganz freuen; ſo, wie ſich droben über ſein wohlverlebtes Mannesalter erſt ganz freuet der Vollendete.

Daß es Sätze gäbe, auf deren Annahme, wenn ſie auch nicht mathematiſch bewieſen werden können, doch alle dauerhafte Ruhe des Lebens ſich gründet, darüber ward ich ohne alle fremde Anleitung früh mit mir ſelbſt einig, und es that hernach meinem Herzen ſehr wohl, als ich, ie mehr ich meine Lektüre ausbreitete, mich deſto mehr überzeugte, daß auch alle Weiſen, die zugleich Gute waren, mit mir eins darüber wären. Daß ich aber nun an dieſe Sätze ſo innig glaube, wie nur ein Menſch an ſie glauben kann, dis habe ich weder meiner Spekulation, noch irgend einer fremden menſchlichen Belehrung, ſondern blos dem Gange meines Lebens zu danken. Ich ging ihn freilich nicht nur, ſondern ich beobachtete ihn auch; das war aber auch Alles, was ich dabei that, und ſo reichte er mir eine Stärkung meines Glaubens an die erſten Wahrheiten nach der andern. Beim Empfange

ieder derſelben verdoppelte mein Herz ſeine Schläge; ſo will ich fortfaren, meine Schickſale zu beobachten, und will mich, ſo oft mein Glaube an Gott und Ewigkeit dadurch von neuem geſtärkt wird, in einſamen Stunden noch immer ſeliger fühlen.

Ja, das ſind die Sätze, die ich meine — daß Alles, was ich thue, und was mir widerfährt, unter einer höheren Leitung ſtehe, und daß mein gegenwärtiges kurzes Daſein nur die Voranſtalt zu einer weit wichtigeren Zukunft ſei. Hätte man es bei dieſen beiden Sätzen bewenden laſſen und nun blos die natürlichen Folgerungen daraus für den Menſchen abgeleitet: ſo hätte die Religion gewis mehr dankbare Verehrer, Freunde und Gläubige, und wäre der Menſchheit ganz das, was ſie ihr ſein ſoll und ſein könnte. Unter ihren Gläubigen ſelbſt würde nie eine Fehde entſtanden ſein, ſondern ſie würden ſich alle vereinigt haben, durch Tugend und Treue in ihren Pflichten ſowohl dem geglaubten Regirer ihres Lebens

die ſchönſte Verehrung zu leiſten, als auch zur geglaubten Fortdauer im Tode die zweckmäſſigſte Vorkehr zu treffen.

Daß ich durch alle Beobachtungen meines Lebens nicht geſchickter werde, die Frage zu beantworten — wer Gott ſei, an den ich immer herzlicher glauben lerne, irret mich ſo wenig, als daß ich nicht weis, wer ich ſelbſt ſei; und daß ich ebenſo auch nicht fähiger dadurch werde, Auskunft darüber zu geben, wie meine zweite Exiſtenz erfolgen werde, kümmert mich darum nicht, weil mir noch kein Menſch ſagen können, wie meine erſte ſich angeſponnen habe. Genug, ich bin da, und das Gefühl und vernünftige Bewuſtſein hiervon wird durch Unbeantwortlichkeit der Fragen — wer ich ſei, und wie ich ward, nicht widerlegt. So iſt mir's dann auch genug, wenn mich der Gang meines Lebens nur im Glauben an eine höhere Providenz und an Palingeneſie ſtärkt; und dis thut er auf mancherlei Weiſe.

Ich mache z. E. Plane; Plane für mich, für die Meinigen und für Andere. Jeder vernünftige Mensch ist schuldig, dergleichen zu machen; weil er Kräfte hat, für seine eigene und für fremde künftige Wohlfart zu sorgen, und weil bei Anwendung der Kräfte Alles darauf ankommt, daß er auf Person, Ort, Zeit und Umstände gehörig Rücksicht nehme. Ich mache diese Plane unter reiflichster wiederholter Ueberlegung; mein Verstand heißt sie gut; meine Freunde heissen sie gut. Ich fange sie an auszuführen und gehe mit möglichster Vorsicht dabei zu Werke. Ich bin nahe an ihrer Vollendung; ich mache schon Anstalt, auszurufen — Vollbracht! Unvermuthet bekommen sie durch einen Umstand, der wie aus den Wolken herab fällt, eine ganz andere Wendung und indem ich noch einmahl hinsehen will, steht gerade das Entgegengesetzte von dem, was ich bereiten wollte, fertig da. Ich erschrecke; ich revidire nochmals Alles, was ich gethan, und finde keinen Fehler darin. Endlich

entdecke ich den Umstand, der Alles verdarb, bereue meine bewiesene Thätigkeit und weis auf der Stelle mir nichts zum Troste zu sagen, als — es habe nicht sein sollen. Inzwischen ist mir doch das Ereignis zu auffallend; ich laure still auf die Folgezeit. Es vergehen Monate, Jahre; ich werde um nichts klüger. Endlich kommt der Zeitpunkt, wo sichs zeigt, daß es ein wahres Unglück gewesen wäre, wenn der Plan, den ich für mich, oder für Andere anlegte und bis zum letzten Punkt der Ausführung brachte, gelang. Heilige Schauer ergreifen mich. Ha, denk' ich, siehe, das ist Gottes Finger. Ein Weiserer, als du, lies dich wirken und sah gern dich wirken, weil du es gut meintest; am Ende aber wuste er's besser zu machen, wie du. Auf, stärke dich im Glauben an ihn!

Oft sehe ich mich auch in gewisse Lagen und Verbindungen gebracht, ich weis nicht wie. Es war gar mein Plan nicht, in sie einzugehen; ich sträube mich sogar dagegen;

aber ich mus. Ich ſuche mich aus ihnen wieder heraus zu ziehen; aber ich kann nicht, ſondern verwickele mich dadurch nur noch immer tiefer in ſie. Endlich, da ich ſehe, daß Alles nichts hilft, verhalte ich mich leidend. Die Lagen werden mir zur Laſt; die Verbindungen zur Qual. Ich klage es meinen Freunden; ſie haben mich in Verdacht, ich ſei Schuld daran, daß ich darin ſei. Ich ſuche ihnen das Gegentheil darzuthun; ſie glauben mir nicht. Was iſt mir weiter übrig, als im Stillen zu ſeufzen; denn auch das Bedauren derer, die mich lieben, gebricht mir. Dennoch, meiner Unſchuld bewuſt, ſammle ich mich und erwarte den Ausgang. Er kommt nach langer Zeit und belehrt mich und meine Freunde, daß ich des Glücks, deſſen ich durch ihn theilhaftig werde, nie theilhaftig geworden ſein würde, wenn ich nicht in die mir ſo äuſerſt widrigen Lagen und Verbindungen mit Gewalt gezogen ward. Ich ſtaune fromm. Ein Plan iſt hier, nach welchem gearbeitet

ward; das ſehe ich, und doch iſts mein Plan nicht; Vater, es iſt dein Plan — du ſtärkſt mich unausſprechlich im Glauben an dich.

Wer ſieht wirkliches und offenbares Unglück gern kommen? Wer entfliehet ihm nicht, ſobald er kann? Wer kämpft nicht dagegen aus allen Kräften, ſobald er ſtehen mus? Ziehet dem Menſchen ſeine Natur erſt aus, ihr, die ihr das Gegentheil von ihm fordert. Ich bin ein Menſch und mache es, wie ein Menſch. Gros Unglück iſt im Andrange auf mich; ich ſehe mich nach einem Fluchtwinkel um, aber auch nicht Einer iſt mehr offen. Stehen mus ich, ſtehen und kämpfen. Der Kampf wird hart, dauert lange, wird immer härter, ie länger er dauert. Meine Kräfte werden erſchöpft; ich erliege im Kampf. Ich Armer! Wer hilft mir? Der Helfer keiner kommt; die ganze Welt hat weder Ohr, noch Mund, noch Hand, noch Fus für mich. Die Unthätigkeit Aller für mich durchſticht mir das

Herz mit tausend Dolchen; ich fange an, mehr, als iemals, darüber nachzudenken, ob ich an meinem Unglück auch nur auf die entfernteste Weise selbst Schuld sei. Mein Gewissen spricht mich völlig frei und los; so ersetzt mir sein Lossspruch die Hülfe, die mir die Welt versagte, und ich ergebe mich harrend. Urplötzlich verwandelt sich meine Traurigkeit in Freude und in meinem Unglück selbst entspringt eine Quelle von Glückseligkeit, die ienes dreimahl an Belang übertrift. Anbetend stehe ich da und winke Allen, die mich leiden sahen, als wollte ich ihnen sagen — Nun bedarf ich eurer Hülfe nicht; der Unsichtbare hat geholfen; meine Schicksalsverwandlung stärke euch, wie mich, im Glauben an ihn!

Gleichergestalt reicht mir auch der Gang meines Lebens Stärkungen im Glauben an meine Fortdauer ienseits des Grabes. — Unter meine Schicksale mischen sich von Zeit zu Zeit auch solche, derentwegen ich alsdann, wenn sie mich treffen, gar nicht begreifen

kann, wozu sie mich treffen. Gewöhnt aber einmahl an die Ueberzeugung, daß sich nichts umsonst für mich ereigne, pflege ich die Angabe ihrer Absichten von der Zukunft zu erwarten. Bald währets kürzer, bald länger, ehe die Angabe erfolgt; sie erfolgt aber irgend einmahl gewis. Jeder solcher Augenblicke, in welchem ich dann erfare, wozu mir so ein Schicksal, das erst wie ein aus einem fremden Leben abgerissenes und in mein Leben eingeschobenes Stück da stand, begegnet sei, versetzt mich gleichsam aus einer dunkeln Kammer in ein schön erleuchtetes Zimmer und gewährt mir Freuden von ganz besonderer Art; kaum aber sind die ersten Eindrücke vorüber, so ists, als ginge ein Licht nach dem andern wieder aus, und als umgäbe mich bald eine noch dickere Finsternis, wie die vorhergegangene war. So erfährst du, denk' ich, wozu dich einzelne Schicksale trafen; wann erfährst du aber, wozu sie dich alle getroffen? So wird dir ein Theil deines Lebens nach dem

andern erklärt; wer erklärt dir das Ganze? Der Tod kann warlich die Erklärung davon nicht sein. Wie? eine so lange Reihe von Schicksalen, die oft auf das sonderbarste verkettet wurden, hätte dich betroffen, damit Nichtsein den Schluß davon machte? So wäre iedes einzelne derselben zweckvoll gewesen; alle zusammen aber wären zwecklos. Erhebe dich — es hebt eine weit vollkommenere Erleuchtung an, als die war, die vorhin dich umgab. Dir wird, dir muß erklärt werden, wozu dich alle deine Schicksale trafen; wie dir erklärt ward, wozu dich iedes einzelne traf. Ein zweites Leben muß sein, welches als der Zweck deines ersten erscheint; ebenso, wie ietzt ein Theil deines Lebens immer Zweck des andern war. Nichts umsonst — Alles umsonst — Beides zugleich kann nicht sein; ist der erstere Satz erwiesenwahr, so ist der letztere erwiesenfalsch.

Daß die Menschheit nur periodenweise sich ihrem grossen Ziele bald nähere, bald wieder

von

von ihm entferne, und daß ſie, im Ganzen genommen, in einem immerwährenden Zirkel um das Ziel hergeführt werde, ohne es iemals zu erreichen, fangen allmählich an alle Geſchichtsforſcher zu glauben, ſo ſehr ſie dieſer Glaube als Gottes- und Menſchenfreunde auch ſchmerzt. Ich will aufrichtig ſein und geſtehen, daß es mir, als einzelnem Individuum der Menſchheit, im Grunde nicht viel beſſer ergehe. Wenn ich auch Einſichten des Wahren, die ich einmahl deutlich habe, nicht wieder verliehre, ſo ſehe ich doch, daß ich nie fertig werde, an ihrer Berichtigung zu arbeiten. Je mehr Einſichten ich erlange, deſto mehr erblicke ich die mir noch fehlenden, und oft zeigt mir eine einzige neue, die ich erhalte, die Falſchheit zehen alter, für deren Wahrheit ich mit voller Ueberzeugung ſtritte. Ich vertauſche eine Meinung gegen die andere und kehre nach Jahren wohl wieder zu der verlaſſenen zurück. Ein Vorurtheil lege ich ab; das andere nehme ich wieder an. Traurig iſt dis

Bekenntnis; aber es ist Wahrheit. Ebenso, wenn ich auch Grundsätze des Guten, die ich einmahl angenommen habe, nicht wieder aufgebe; so macht doch oft die Furcht, ihnen ungetreu zu werden, daß ich sie falsch anwende, und die Furcht, sie falsch anzuwenden, daß ich ihnen ungetreu werde. So lange meine Lage dieselbe bleibt, gehts gut damit; da weis ich einmahl die Zeit und den Grad der Anwendung meiner Grundsätze. Meine Lage darf aber nur eine andere werden, so geschehen die ersten nächsten Schritte schon halb ausser dem Gleise; wird sie gar die entgegengesetzte, und das etwa urplötzlich, so schreite ich ganz heraus und komme nur durch Selbstüberwindung wieder ins Gleis zurück. Alle ausserordentliche Situationen setzen mich in Gefar, wider meinen Willen gegen meine Maximen zu handeln; sind sie dabei auch noch schnellüberraschend, so handle ich in der That gegen sie, ohne es zu wissen. Gegen die Eindrücke, welche Furcht und Hofnung, Liebe und Has machen,

ist mein Herz auch nicht verschlossen; denn es ist ein menschliches Herz. Gewohnheitsfehler, wenn ich ihnen auch die Herrschaft benommen, melden sich bei übergrossen Reitzungen wenigstens noch immer dafür an, daß sie es einst waren; uns schlafen die Leidenschaften des einen Alters ein, so erwachen die Leidenschaften des andern. Sollts nicht mit dem Individuum Mensch ebenso, wie mit dem Geschlecht Menschheit sein, daß wir — im Grunde immer da wieder sind, wo wir waren? Genug, ich sehe das Ziel meiner Vollkommenheit immer vor mir, bald näher, bald ferner, und erreiche es nie. In mir sind Begriffe von höchster Ausbildung meines Geistes und Herzens, und doch ist mir's unmöglich, sie zu realisiren. Das Gefühl hiervon ist niederschlagend für mich, aber — gerade bei solchen Gelegenheiten, wo es am lebhaftesten ist, geht es auch unmittelbar in ein Vorgefühl meines künftigen zweiten und höheren Daseins über. Wie? ein Ziel der Herrlich-

keit ſollte mir geſteckt ſein blos, damit ich es ſähe, um ſelbiges herumginge und es nie erreichte? Begriffe von vollkommenausgebildeter Menſchheit ſollte ich haben, und ſie ſollten nie an mir verwirklicht werden? O ein Weſen, das die Ehre hat, ſolche Begriffe ſich machen zu können, mus auch die Freude haben, ſie ausgeführt an ſich darzuſtellen. Hier hats ungeachtet aller Anſtrengung nur bei iener Ehre ſein Bewenden; ſo mus ſich eine anderweitige Laufbahn für mich öfnen, auf der mir auch dieſe Freude gewährt wird. Eine Welt mus ich noch erwarten dürfen, deren eigene auf allen Seiten höhere Vollkommenheit auch die meinige begünſtigen wird.

Und — welche unverwerfliche Rathſchläge und Entwürfe für Menſchen- und Geſelſchaftswohl hegt mein Herz! Ich darf ſie wohl nicht einmahl laut ſagen; noch weniger habe ich Kräfte dazu, ſie auszuführen, und mus mir es bei bloſſen frommen Wünſchen für die gute Sache der Menſchheit

gnügen lassen. Wende ich zu Ausführung irgend eines derselben auch die Kräfte an, die ich wirklich habe: wie werde ich von Menschen dabei behindert, bei welchen der Egoismus allen Gemeinsinn erstickt! Glückt mi'rs, trotz aller ihrer Gegenarbeit solchen dennoch auszuführen, wie suchen sie wenigstens die reiche Erndte der guten Folgen davon durch Hagelwetter der Kabale zu zerstören! Doch — nie gehts mir so auf die eine oder die andere Weise, daß ich nicht nach überhingegangenem Zähneknirschen darüber unwillkürlich gen Himmel blickte und dächte — Mit hiernieden kanns nicht für dich abgethan, im Tode kann nicht ewiger Feierabend für dich sein. Es mus eine neue Daseinsperiode anheben, in der du deinem Triebe, Menschenwohl zu vermehren, angemessene Kräfte haben wirst; wo kein Egoist mehr deine brave Thätigkeit behindern kann und wo die goldene Erndte aller Folgen deines gestifteten Guten gedeihen und unverhagelt zur Reife kommen wird.

So ſtärkt mich der Gang meines Lebens immer mehr und mehr im Glauben an die erſten Wahrheiten, an Gott und Ewigkeit, und o wie wohl iſt mir dabei! Mich kümmert nun gar kein Geſpötte der Spötter, kein Zweifeln der Zweifler mehr; ich höre nicht einmahl mehr auf ſie. Mein Leben widerlegt ſie in meinen Augen ein- für allemahl; was ſoll ich auf ihr ewiges ſchon zehentauſendmahl wiederaufgewärmtes Einerlei achten, worüber ſichs, ſo lange die Erde ſteht, wird pro und kontra diſputiren laſſen? Mich ſchlägt nun nichts mehr ſo tief nieder, daß ich mich nicht bald wieder erheben ſollte; mich befremdet nichts Menſchliches mehr in ſo hoher Maſſe, daß ich nicht bald wieder in meiner Sphähre ſein ſollte. Ich arbeite unermüdet links und rechts zu beſonderem und zu allgemeinem Menſchenwohl. Will es Gott, ſo wirds gelingen; wo nicht — ienſeits wirds raſcher gehen. Ich ſehe getroſt ieder Widerwärtigkeit entgegen und warte männ-

lich ab, ob ſie oder ich ſtärker ſein werde. Unterliege ich ihr, ſo will es Gott und — ienſeits wirds beſſer ſein. Ich ſcheide, wenn es ſein muß, heute aus der Meinen Mitte und vergieſſe keine Thräne darüber. Umfloſſen mich dann die Thränen meiner Lieben, ſo ſpräche ich — Weinet nicht; Gott will es ia — ienſeits werden wir uns wiederſehen.

Der Kluge mag nicht einmahl allenthalben über Alles reden und laut seine Meinung sagen; wenn es ihm auch noch so erlaubt wäre, er verbietet sichs selbst. Wozu dem grossen Haufen ieder Unterricht, für den er noch nicht reif ist, zu dem er die vorbereitenden Ideen nicht hat, den er also misversteht und bei erster Gelegenheit auch misbraucht? Auf Mängel vollends die Aufmerksamkeit des Volks erregen, denen zur Zeit noch nicht abgeholfen werden kann, heisst die Sache der Menschheit ins Treibhaus bringen, wo sie unter allen Pflanzen am wenigsten gedeihet; und zur Unzeit den Menschenfreund machen ist oft nicht besser, als die Rolle des wirklichen Menschenfeinds spielen. Aber — im vertrauterem Zirkel der Weisen sich unverholen unterhalten über Alles, was für die Menschheit von Belang ist, — dis ists, was der Edle will. Da verstehen die Sprecher einander;

da iſt von Allem, was ſie verhandeln, keine nachtheilige Folge zu fürchten; da ſchleicht kein Auflaurer umher, der ihnen die Worte verdreht.

Schon die Grenzenloſigkeit des Gebiets ſolcher Unterhaltungen hat eigenthümliche Annehmlichkeit. Es iſt kein Gegenſtand zu denken, er betreffe die Religion, oder die Moral, oder den Staat, an den man ſich nicht wagen dürfte. Alles, worüber geſprochen werden kann und worüber zu ſprechen werth iſt, das wird beſprochen. Warum ſollte irgend Etwas, es ſei, was es wolle, davon ausgenommen ſein? Die Weiſen ſprechen ja darüber nur unter ſich. Da fühlen ſich dann die Theilnehmer im vollen Genuſſe der Freiheit des menſchlichen Geiſtes; denn dieſe beſteht nicht blos darin, daß man nur über Alles denken dürfe. Dis iſt vielmehr nur der letzte Ueberreſt von Freiheit, den auch der ärgſte Tirann, den ie die Erde trug, dem menſchlichen Geiſte laſſen muſte. Wie ſollte es denn angefangen

werden, zu verwehren, daß über Alles gedacht werden dürfe? Wissen wir auch, was ein Anderer denkt, wenn er es uns nicht sagt? Welch eine Zumuthung also, wenn sich der Mensch deshalb glücklich preisen und dafür noch bedanken soll, daß ihm in Gnaden erlaubt sein solle, zu denken, was er will! Wunderlicher Mann, thue doch nicht, als machtest du mir ein Geschenk mit dem, was du mir nicht rauben kannst. Nein, das ist wahre Geistesfreiheit, alles, was man über Alles denkt, auch Andern mittheilen zu können. Ist es offenbar richtig, welcher gute Mensch darf es blos für sich behalten wollen? Scheint es unrichtig, welcher Freund der Wahrheit muß es nicht von Andern geprüft sehen wollen? Daß nicht Alles, was über Alles gedacht wird, Jedem ohne Unterschied mitgetheilt oder gar dem Volke gelehrt werde, dessen bescheidet sich der Weise und unterwirft sich deshalb den bürgerlichen Verordnungen, die er sich selbst geben würde, wenn

ſie noch nicht gegeben wären; aber eben darum eilt er ſo gern in den vertrauderern Zirkel der Männer ſeines Gelichters, wohin die bürgerlichen Verordnungen nicht reichen, um unter ſelbigen ſich über Alles öfnen zu können und die volle Freiheit ſeines Geiſtes, der Geſelſchaft unbeſchadet, zu genieſſen.

Die edelſte aller Simpathieen, welche in dieſem Zirkel herrſcht, macht den Aufenthalt in ihm noch angenehmer. Schön iſts, zu ſimpathiſiren für Natur und Kunſt; ſchöner aber noch, zu ſimpathiſiren für Wahrheit und Menſchenwohl. Dieſes erhabene ſimpathetiſche Gefühl wallt in den Buſen der traut beiſammen ſitzenden Weiſen. Sie ſind alle darüber einig, daß nur Wahrheit beglücke, und zeigen alle gleichen Drang nach richtigen Ideen. Sie brennen alle für Weltbürgerliebe und fühlen alle die Leiden der Menſchheit tief. Welch eine Geſelſchaft für den denkenden Menſchenfreund, wenn er unter ſie tritt! Hier findet er auf der Stelle ſeine Welt, ſchlieſſt ſich an ſie an

und vergiſſt gern der gröſſeren, aus der er kommt. Hier entſchädigt er ſich für die Langeweile, welche er unter den Tauſenden hatte, die ihren Wiſſenstrieb nicht über das, was Brod bringt, und ihr Geſpräch nicht über blos ſinnliche Vergnügungen zu erheben wiſſen. Hier erholt er ſich von den unerträglichen Eindrücken, welche die Indolenz derer, die für die Wahrheit reden ſollen, aber beſtochen ſchweigen, und die geſchützte Frechheit der Schreier, die ſogar iede Unterſuchung alter Meinungen für Sünde erklären, auf ihn machten. Hier ſchöpft er endlich einmahl wieder Luſt nach allen den Seitenſtichen, welche der Anblick tauſendfachen unnöthigen menſchlichen Elends, der inhumanen Gleichgültigkeit dagegen, des herrſchenden Egoiſmus und des ungeachtet aller vom Genius des Zeitalters empfangenen Warnungen fortgeſetzten Deſpotiſmus allerlei groſſer und kleiner Groſſen auf ihn machten. Ah — wie wohl wird ihm! Hier bin ich unter Menſchen, denkt er; Men-

ſchen, ruft er aus, laſſt uns öfter beiſammen ſein!

So oft die Weiſen und Edlen beiſammen ſind, macht Einer den Andern noch weiſer und edler; dis gibt dem Sein unter ihnen einen unausſprechlichen Werth. Jeder hat ſeine neuen und originellen Ideen; ſo entſteht durch gegenſeitige Mittheilung ein ſchätzbarer Vorrath davon, der Allen zugehört. Geben und Nehmen wechſelt hier ab; man gibt, worauf die Andern nicht gekommen wären, und nimmt, was man ohne ſie nie erhalten hätte. Derſelbe Gegenſtand, von dem die Rede wird, hat mehrere Seiten; der Eine betrachtet ihn von der einen, der Andere von einer andern Seite. Dadurch entſteht Berichtigung des Urtheils über ihn, die Einer allein nie geſchaft hätte, weil ſich ſein Gegenſtand ihm nur immer auf einer und derſelben Seite zeigte. Es iſt unmöglich, wenn kluge Leute eine Zeitlang bei einander ſind, daß ſie nicht klüger aus einander gehen ſollten. Mit den Gefühlen

hls, wie mit den Erkentniſſen. An dem einen Herzen wiederklingt dieſe Saite der Humanität ſtärker, an dem andern iene. Wenn nun mehrere Edle beiſammen ſind, ſo erweckt ſie der gehörte wechſelſeitige Wiederklang zum Einſtimmen. Da entſtehen Theilnehmungen an Lagen der Menſchheit, die vorher nicht da waren, und ſolche, die zwar ſchon da waren, aber nur ſchwach, werden geſtärkt. Ebenſo gibt es auch übertriebene Gefühle für die Menſchheit; dieſe werden dadurch, daß andere auch unverkennbargute Menſchen ihren zu hohen Grad aus geltenden Gründen, die ſie angeben, nicht mithalten, gehörig gemäſſigt. Im Ganzen aber wird das menſchliche Gefühl in denen, die als Edle beiſammen ſind, unausbleiblich erhöhet. Einer erwärmt damit den andern, und es gleicht einem Feuer, das auf mehrern Seiten zugleich aufgeht und, ſchnell vereinigt, eine weit ſtärkere Flamme gibt. O ſpottet des Mannes nicht, ihr Spieler und Jauchzer, der euren Geſel-

ſchaften vorübergeht und zum vertrauten Zirkel der Weiſen eilt! Da iſt Klüger- und Beſſerwerden für ihn; dis immer mehr zu werden ſuchen heiſſt, als Menſch ſeine Beſtimmung vor Augen haben und ſeiner Beſtimmung gemäs leben.

Man pflegt zu unterſcheiden zwiſchen der Welt, wie ſie iſt, und zwiſchen der Welt, wie ſie ſein ſollte. Ich bekenne mich ſelbſt zu dieſem Unterſchiede und erkläre ihn für einen der ungeheuerſten, die es geben kann. Man pflegt auch den wohlweiſen Rath zu geben, die Welt zu nehmen, wie ſie iſt, und ſie zu laſſen, wie ſie iſt. Ich habe auf der Stelle dagegen, daß, wenn dieſer Rath auf der einen Seite immer gegeben und auf der andern immer befolgt worden wäre, die Welt iezt von der Art ſein würde, daß wir lieber heute, als morgen, von ihr Abſchied nehmen müſten. Inzwiſchen wenn es dann nun auch iedem Weltbürger, wie es ſcheint, in unſern Tagen zur Pflicht gemacht wird, die Welt zu neh-

men und zu laſſen, wie ſie iſt: ſo müſte es doch Jedem, der mit ihr nicht zufrieden iſt, weil er mit ihr nicht zufrieden ſein kann, erlaubt ſein, ſie ſich ſo zu denken, wie ſie ſein ſollte, und ſich dann, wenn er ſie nach ſeinem beſten Ermeſſen fertig hat, zu ſeiner Erquickung im Geiſte in ſie zu verſetzen. Dadurch geſchieht der Welt gar kein Leid, und dem der es thut, geſchieht wohl. Wenn nun Beides beiſammen beſtehen kann, warum wollte man das Letztere verwehren? Dieſes geſchieht aber nirgends vollkommner, als im vertrautern Zirkel der Weiſen. Jeder von ihnen hat nach Verſchidenheit ſeiner Lagen und ſeines Wirkungskreiſes auch verſchidene Erfarungen gemacht, betrachtet die Welt aus einem beſondern Geſichtspunkte und weis alſo auch beſondere Gebrechen derſelben aufzudecken. Sind ſie nun beiſammen, ſo wird die Welt von allen Seiten betrachtet, und alle ihre Gebrechen werden aufgedeckt. Dieſe ſind aber von doppelter Art; vielen derſelben kann abgeholfen

werden,

werden, vielen nicht. Nur gar zu leicht werden beide verwechſelt, und Wärme für die Menſchheit verurſacht oft, daß auch der beſte Philoſoph den weſentlichen Unterſchied zwiſchen dem Stande der Natur und dem Stande des bürgerlichen Lebens überſiehet und von der Geſelſchaft mancherlei fordert, was ſie nicht leiſten kann. Da hilft dann ein Weiſer dem andern zurechte; und ſo ergibt ſich bald, welche Uebel aus der Natur einer bürgerlichen Einrichtung nothwendig folgen und alſo von ieder, auch von der vollkommenſten, unzertrennlich ſind. Ueber dieſe weiter auch nur im Stillen zu klagen, wird ſofort für Thorheit erklärt, und die Klagen darüber gar unter das Volk zu bringen, für Menſchenfeindſchaft; weil um dergleichen Uebeln abzuhelfen weiter kein Mittel wäre, als alle bürgerliche Geſelſchaft wieder aufzuheben, als wodurch der Menſchheit noch ſchlechter gerathen wäre. Es ergibt ſich aber auch bald, welche geſelſchaftliche Leiden blos zufällig ſind, und welchen wohl

abgeholfen werden könnte, wenn menſchliches Gefühl allwaltend wäre. Nun wird über die Mittel geſprochen, durch welche die Abhelfung zu bewirken. Unter dieſen giebt es wieder ausführbare und zweckmäſſige, wie unzweckmäſſige und unausführbare. Jeder iſt für die ſeinigen voreingenommen; aber auch der beſte Kopf ſieht oft etwas Unthunliches für thunlich und das, was ganz von der Sache abführt, für etwas, das gerade zur Sache hinführt, an. Da kommt dann wieder ein Weiſer dem andern zu Hülfe; und ſo ſtehen bald die wahren und rechten Mittel da, durch welche den abhelflichen Leiden der Geſelſchaft abgeholfen werden würde, ſobald ſie nur wacker angewendet würden. Heiliger Enthuſiasmus für die Sache der Menſchheit ergreift die Weiſen nun; die Fantaſie geſellt ſich dazu und leiſtet ihnen ihre guten Dienſte. Es iſt ihnen, als würden dieſe Mittel alle ſchon gehörig angewendet, und ſo leben ſie im Geiſte in einer bürgerlichen Verfaſſung, die auſſer

ihren nothwendigen Mängeln weiter kein Gebrechen aufzuweisen hat. Da sehen sie dann die Rechte und Pflichten des Menschen im möglichsten Gleichgewichte gegen einander; da erblicken sie die möglichste Proportion zwischen den oberen und niderern Ständen; da weiden sie sich an dem Anblicke eines Volks, das nicht darum der reissenden Thiere wegen zusammengetreten ist, um die Funktion derselben einer Handvoll aus ihrem eigenen Mittel zu übertragen, sondern das unter weisen und gerechten Gesetzen, die dem Ersten, wie dem Letzten unter sich, seine Grenzen unverletzlich bestimmen, in menschlicher Ruhe und Glückseligkeit lebt. O welch eine Unterhaltung für sie! Sei es auch nur ein Traumbild, das sie sehen; wer träumt nicht gern das Gute, das er wachend nicht haben kann? Gehet und gesellet euch zu ihnen, menschenfreundliche Denker, die ihr zur Welt, wie sie ist, oft den Kopf schüttelt, und versetzet euch da zu eurem Trosse wenig-

ſtens auf einzelne Stunden in die Welt, wie ſie ſein ſollte und ſein könnte.

Doch, das iſt noch nicht Alles, warum ſichs im vertrauten Zirkel der Weiſen ſo ſelig lebt. Wenn man es in unſern Tagen zur Pflicht machen will, die Welt zu nehmen und zu laſſen, wie ſie iſt: ſo kann dis doch keinen andern Sinn haben, als, daß Niemand unberufen ſich zum Reformator aufwerfe; daß man nicht unbeſonnene Unternehmungen wage, nicht mit Ungeſtüm und unnützem Geräuſch zu Werke gehe, und nicht die Mine annehme, als wollte man das Oberſte zu unterſt und das Unterſte zu oberſt kehren. Gegen dis alles ſetzt ſich der kluge und gute Bürger, wie ſich nur der Landfiſkal dagegen ſetzen kann. Wenn es aber ſo gemeint ſein ſoll, daß Niemand auch ſogar in ſeinem eigentlichen Wirkungskreiſe und im Stillen dazu beizutragen und mitzuwirken wagen ſolle, daß es hier und da in der Welt beſſer werde: ſo bekennt ſich der Edle durchaus nicht zu dieſer Pflicht. Wie kann

ihm Etwas zur bürgerlichen Pflicht gemacht werden, das wider die allererste seiner bürgerlichen Pflichten streitet? Ist diese nicht, daß er zum Wohle der Gesellschaft beitrage, so viel er kann? Wenn er nun offenbarnützliche Vorschläge weis, soll er sie nicht thun dürfen? Wenn er zu ihrer Ausführung offenbar dienliche Mittel und hinreichende Kräfte besitzt, soll er sie nicht mit Ueberlegung und Bescheidenheit anwenden dürfen? Ihn trift ia der Vorwurf nicht, daß er unberufen dazu sei. Gibt es denn keinen Beruf weiter, als den — durch obrigkeitliche Befehle? Geben den wahren und eigentlichen Beruf zum Machen, daß es besser in der Welt werde, nicht Einsichten, Talente und Kräfte, Lage, Stand und Amt? Und warum soll der denkende Rechtschaffene schlechterdings Alles so lassen, wie es ist? Vermuthlich doch wohl nur zu Gunsten einzelner gewissen Mitglieder der Gesellschaft, die im Besitz und Genus unrechtmässiger Vorzüge, oder auch nur in ihrer Unthätigkeit,

nicht gestört sein wollen? Dis kann ihn aber unmöglich abhalten, in seinem Kreise und zu seinem Theile allmählich und ohne Geräusch iedem wahren Gebrechen der Gesellschaft abzuhelfen, sodiel er vermag, oder es doch weniger fühlbar zu machen. Darum ist er eben so gern im vertrauten Zirkel der Weisen; denn da wird er erst recht geschickt dazu. Bald lernt er daselbst gesellschaftliches Elend kennen, das er noch nicht kannte, oder doch nicht für so gros ansah; bald erfährt er Mittel dagegen, die er lange schon in seinen Händen hatte, ohne sie dafür zu halten. So abstrahirt er aus ieder Unterhaltung mit den Weisen neue Anwendungen seiner Kräfte, neue Regeln für seine Thätigkeit in der ihm vom Schicksal einmahl angewiesenen Lage. Die höhere Wärme für Menschenwohl, in die ihn die Weisen versetzen, kommt dazu und so kehrt er nie aus ihrem Zirkel zur Welt zurück, ohne ein für die Gesellschaft noch nützlicherer Mann geworden zu sein; und dis ists, worauf all sein Dichten und Trachten gerichtet ist. Gewis — hat

die Welt ſchon einzelnen Weiſen, die in ihren Einſamkeiten über ihr Wohl und Weh nachdachten, Viel zu danken, ſo iſt ſie den vereinigten Ueberlegungen mehrerer Weiſen in ihren geheimen Zirkeln noch unendlichweit Mehr ſchuldig. Mit Undank hat ſie dieſe oft zu zerſtören geſucht und zum Scheine des Rechts dazu ſie wider alle beſſere Ueberzeugung mit den Rotten der Böſewichter in gleiche Klaſſe geſtellt, die Komplotte gegen den Staat und die Kirche ſchmieden. Sie ſind und bleiben aber die Wiegen der Wahrheit und des Völkerwohls, und nie wird es den Feinden Beider gelingen, ſie ganz vom Erdboden zu verdrängen. Der Hang der denkenden Menſchenfreunde, ſich traut gegen einander auszuſchütten, iſt zu ſtark, zu unwiderſtehlich; ſie befinden ſich nie wohler, als wenn ſie dis thun können, und — dem Himmel ſei Dank, daß es ſo iſt! Wäre dis nicht, hielte ſie Furcht vor Verfolgung von Zuſammenkünften und Vereinigungen ab: ſo käme die Welt um die ſchönſten Schätze und Segnungen ihres Kopfs

und ihres Herzens. So aber verſammlen ſie ſich mit Inbrunſt und mit Sehnſucht nach einander, wie ihre Vorgänger von ieher ſich verſammleten; und werden ſie in dem einen Winkel verſtört, ſo findet ſich bald wieder ein anderer, in welchem ſie, durch erlittene Verfolgung nur noch mehr an einander gefeſſelt, noch trauter wieder beiſammen ſind. O höret auf, ſie aus Winkel in Winkel zu treiben, du despotiſirender Miniſter und du von dieſem gedungener feiler Prieſter! Euer Thun iſt umſonſt; denn ihr nehmet es mit Gott auf, deſſen Sache Wahrheit und Menſchenwohl ſind. Die ihr verfolget, ſind nur ſeine Werkzeuge, welche er zur Beförderung der guten Sache gebraucht; und gelänge es euch, ſie ſtumpf zu machen, er hat Legionen ſolcher Werkzeuge mehr. Wehe euch, wenn das, wovon ihr wollet, daß ſichs die Weiſen nicht einmahl beſcheiden ins Ohr flüſtern ſollen, zur Strafe für euch hernach auf den Dächern gepredigt würde!

Wenn sich der Rechtschaffene mit seinen Kräften für Wahrheit, Tugend und Menschenwohl aufmacht: so wünscht er auch die guten Wirkungen und Einflüsse davon auf Andere und für Andere zu sehen. Umsonst sich bemühen, wenn dis so viel heisst, daß er selbst nichts davon habe, mag er gern und ist völlig seine Sache; aber ganz umsonst thätig gewesen sein, so, daß auch die Welt nichts davon habe, ist mit Recht eine der traurigsten Vorstellungen für ihn. Da diese nun durch nichts so vollkommen und so schnell aus seiner Seele verscheucht wird, als wenn er guten Erfolg wirklich sieht, so verdenk' es ihm Keiner, wenn er in solchen Augenblicken eine Freudigkeit äusert, wie sie der Egoist nur äusern kann, wenn ihm der grösseste seiner eigennützigen Plane gelingt. Ja, es verdenk's ihm Keiner, wenn er von Stund' an zum Guten noch stärker erscheint und sogar selbst gesteht,

daß er dadurch ſtärker geworden ſei; denn er iſt ſinnlich, wie jeder Andere, und wie mag die Sinnlichkeit edler benutzt werden, als ſo?

Aber — auch ein Wort an euch, das ihr hören wollet, ihr Thätige für Wahrheit und Tugend und Menſchenwohl! Daraus, daß ihr keinen Erfolg eurer edlen Thätigkeit ſehet, folgt ja nicht, daß ſie ganz ohne Erfolg ſei, oder gar bleibe. Wie könnet ihr dis auch nur in einer Welt befürchten, deren vollkommene Einrichtung auf allen Seiten eure Furcht widerlegt? Sehet euch doch nur in der ganzen Natur; wo iſt irgend eine Kraftanwendung, die ohne Erfolg bliebe? Sollten gerade die erhabenſten Kräfte, die Kräfte des menſchlichen Geiſtes und Herzens, die einzigen ſein, welche dis Schickſal träfe? Wie kommet ihr auf dieſen Gedanken? Beſteht er auch wohl ſchon nur mit eurer gewöhnlichen Logik? Und geſetzt, die Logik wäre hier nicht anwendbar und es fände von der allgemeinen Regel der Natur bei den

Menſchenkräften eine Ausnahme Statt, weil ſie keine beſtimmte Richtung haben, ſondern böſe und gut gebraucht werden können; ſo muß doch die Religion bei euch die Stelle der Logik vertreten, und euer Glaube an einen weiſen und guten Regierer der Welt muß es in euren Augen unmöglich machen, daß Anwendungen eurer edelſten Kräfte zum Guten von ihm ohne Erfolg, und zwar ohne guten Erfolg, gelaſſen werden können. Noch Mehr; nehmet die Geſchichte eurer Zeit und aller Zeiten zur Hand. Dieſe wird euch lehren, daß ſogar die Anwendungen der Menſchenkräfte zum verruchteſten Böſen über kurz oder lang die beſten Folgen hatten; und ihr wolltet an gutem Erfolg zweifeln, wenn ihr eure Kräfte recht ausdrücklich zum Guten gebrauchet? Nein, die Sache iſt blos dieſe, daß eure edle Thätigkeit nicht immer gerade den guten Erfolg hat, welchen ihr dabei vor Augen habet. Deſſen müſſet ihr euch beſcheiden; weil eure Kräfte ohne Korreſpondenz fremder Kräfte nicht wirken

können. Findet ihr aber die Korreſpondenz nicht da, wo ihr ſie ſuchtet, ſo fürchtet deshalb nicht, daß ſie ſich nirgends finde, nirgends je finden werde. Jede gute Kraftanwendung iſt eine edle Ausſaat, die gewiß auch edle Früchte bringt. Kennet ihr nicht in der Pflanzenwelt mancherlei Saamen, den die Natur mit Büſcheln, Flügeln und Segeln verſah? Sie fallen, ſobald einiger Wind iſt, nicht dahin, wohin ihr ſie ſtreuet; irgendwohin aber fallen ſie doch. Sie gehen, wenn ſie auf ungegrabenes Land, wo ſie nicht untergeharkt werden, fallen, im erſten Jahre nicht auf; im zweiten, dritten Jahre oft erſt, wenn der Gärtner, ohne zu wiſſen, was er thut, mit ſeinem Spaden ſie begräbt, ſproſſen ſie unerwartet hervor und gedeihen herrlich. Ich bitte euch, ſehet auf dis Beiſpiel bei euren Arbeiten für Wahrheit, Tugend und Menſchenwohl.

Reden, Schreiben, Handeln für dieſe drei heiligen Gegenſtände macht unſere Kraftanwendung für ſie aus; und ſobald

dis öffentlich von uns geſchieht, dürfen wir ganz unbekümmert über die wohlthätigen Wirkungen davon ſein, wenn wir auch gar keine ſähen. Schon der öffentliche Redner ſpreche nur mit Deutlichkeit und Wärme; ſo kann er getroſt auf viel unſichtbares Gutes rechnen, das er ſtiftet. Unter denen, die ihn hören, gibt es immer noch Seelen, die für die Wahrheit empfänglich ſind, und dis ſind oft gerade diejenigen, welche er am wenigſten dafür hält. Bald bringt er ihnen neue Ideen bei und gibt ihnen dadurch Stof zu weiterem Nachdenken; bald heilt er ſie von Irthümern und Vorurtheilen, an welchen ſie blos aus Mangel an beſſerer Belehrung klebten; bald macht er ſie wenigſtens mistrauiſch auf ihre ſeitherigen Meinungen und veranlaſſt ſie zu näheren Unterſuchungen derſelben, an denen es, um ſie aufzugeben, blos noch fehlte. Ebenſo finden ſich unter ſeinen Zuhörern auch immer noch Gemüther, auf die er als Sprecher für die Tugend wirkt. Mit ſeinen Schilderungen der Schönheiten

derſelben iſt er allen Unverdorbenen willkommen und ſtärkt ſie noch mehr in treuer Ergebenheit an ihre Pflichten. Mit ſeinen Ermahnungen holt er hier und da einen blos durch Verführung auf Irrwege gerathenen ein und leitet ſie wieder in die Bahn der Rechtſchaffenheit. Mit ſeinen Warnungen erſchüttert er ſogar manchen wirklichen Böſewicht, daß er wenigſtens Stillſtand im Laſter macht, wodurch er Muſſe zu Betrachtungen über ſich ſelbſt erhält. Und — ſpricht der öffentliche Redner für Menſchenwohl, ſo ſpricht er gewis auch nie ganz vergeblich. Mancher, der ihm zuhört, hatte ſchon einen menſchenfreundlichen Entſchlus gefaſſt und es fehlte ihm blos noch an Muth, ihn auszuführen. Dieſer wird ihm ietzt eingehaucht; ſo geht er auf der Stelle hin und führt den Entſchlus aus. Ein Anderer iſt zwar nicht in der Lage, das Gute leiſten zu können, das der Redner empfiehlt; er hat aber Einflus auf Menſchen, die in dieſer Lage ſind und bewegt ſie dazu; oder er kommt mit der

Zeit ſelbſt in die Lage, erinnert ſich alsdann des Redners wieder, der vieleicht längſt nicht mehr ſpricht, und leiſtet das Gute nach Jahren noch. Wieder ein Anderer läſſet ſich zwar nicht durch ihn überreden, Hand an Beförderung fremder Glückſeligkeit zu legen; er hört aber doch wenigſtens auf, diejenigen daran zu behindern, welche es thun. O redet, ihr Redner für Wahrheit, Tugend und Menſchenwohl, redet fort, wo und wie ihr nur könnet; die Wirkſamkeit eurer Redekraft ſteht unter der Leitung des oberſten Geiſtes, der euch nicht vergeblich als Werkzeuge gebraucht.

Der Schriftſteller hat noch einen weit gröſſeren Wirkungskreis, als der Redner. Er iſt gleichſam ein Redner, der von Ort zu Ort' und aus Land' in Land zieht; ia noch mehr, er iſt ein Redner, der an vielen Orten und in vielen Ländern zugleich ſpricht. Niemand bringt ſeine Gedanken ſo ſchnell und ſo allgemein in Umlauf, wie er. Schreibt er für Wahrheit, Tugend und

Menſchenwohl, ſo fühle er die Heiligkeit ſeines Berufs, erfülle ihn vorſichtig und wacker, und glaube alsdann, daß das Gute, welches er ſtiftet, gar nicht zu berechnen ſei. Tauſende, die in der Nähe und in der Ferne zerſtreut umher leben und deren Nahmen er nicht einmahl kennt, werden als Begierige nach Licht die Aufklärungen mit Freuden annehmen, welche er ihnen darreicht; ſie werden auf ſeinen zur Oeffentlichkeit gebrachten Kenntniſſen fortbauen und das Licht, welches er anzündete, noch heller für die Welt machen. Tauſende, deren Herz für die Tugend ſchlägt, werden ihm beim Leſen im Geiſte die Hand drücken, ſich durch ihn geſtärkt im Guten fühlen und ihm Beharrlichkeit in den ſchwereſten Pflichten verdanken. Sie kennen ihn alle; er kennet ſie nicht. Sie ſchlieſſen einen weiten Kreis um ihn her und warten ſchon auf das nächſte Werk ſeiner Feder; er ſitzt an ſeinem Schreibepulte und ahndet nicht, daß er in ihrer Mitte ſitze. Ihn mus es nicht kümmern,

wenn

wenn er in ſeinem Vaterlande verketzert wird; der Nutzen, den er im Reiche der Wahrheit ſtiftet, die Achtung, welche man deshalb im Auslande ihm widmet, halten ihn ſchadlos dafür. Er mus den Muth nicht ſinken laſſen, wenn es ihm nicht gelingt, durch ſeine Schriften ſeine Mitbürger in Enthuſiasmus für die Tugend zu verſetzen; der Fremden ſind mehr, als der Einheimiſchen, und auch der wackerſte Schriftſteller wirkt in der Ferne allemahl glücklicher, als in der Nähe. Schreibt er für Menſchenwohl, ſo thue er blos Verzicht darauf, den Ort und die Zeit zu beſtimmen, wann und wo ſeine Ideen die herrſchenden werden, ſeine Wünſche in Erfüllung gehen und ſeine Vorſchläge ausgeführt werden ſollen. Er halte aber den Glauben feſt, daß dis alles irgendwo und irgendwann geſchehen werde. Wenn in dem Lande, wo er lebt, volle Indolenz gegen Alles, was er zum Beſten der Menſchheit ſchreibt, herrſcht: ſo werden in einem andern, wo er es nicht vermuthet, ſeine

Schriften beherzigt und benutzt. Es schadet nicht, wenn die, welche dis thun, ihn nicht als ihren Rathgeber nennen, sondern die Mine annehmen, als hätten sie das, was sie aus ihm schöpfen, aus sich selbst geschöpft; genug, daß sie das gemeinnützige Gute, welches sie stiften, nicht gestiftet haben würden, wenn er es nicht in Anrege und in Vorschlag gebracht hätte. Ebenso, wenn sogar sein ganzes Zeitalter mit ihm selbst dahin stürbe und es geschähe nichts von Allem, was er schrieb: so wird das nächste künftige, oder irgend ein künftiges, ihn nicht blos lesen, sondern ihn auch als Lehrer und Führer betrachten, ihm folgen und dankbar bekennen, daß er sein Führer und Lehrer gewesen sei. Wie es Saaten gibt, die den Winter über liegen müssen, ehe sie Früchte tragen, so gibt es auch Saaten, die Jahrhunderte über liegen, ehe ihre Erndte reift. Beispiele davon hat nicht nur die ältere, sondern auch die neuere Geschichte; von der Geschichte der kirchlichen Reformen

im ſechzehnten Sekulum an bis auf die Geſchichte der politiſchen an der Abneige des achtzehnten. Gott, der Menſchenwohl will, bereitet es allmählich zu. Die eine Generation ſäet; die andere ſchneidet. Die Menſchen, deren er ſich zu Säemännern bedient, ſind vorzüglich die Schriftſteller. O ihr Schriftſteller, ihr Schriftſteller, ſo ſäet, als von Gott getriebene, was ihr ſäen könnet, und ſehet euch dabei nach der Erndte nicht um! Sie wird kommen, wird gedeihen, wird reifen, und wenn ihr auch längſt nicht mehr wäret.

Reden und Schreiben für Wahrheit Tugend und Menſchenwohl iſt Viel; aber handeln und thun dafür iſt noch Mehr. Sollt's iemals hierbei wirklich ganz an gutem Erfolg fehlen? Doch, es ſei! Wenn dann nun auch die That als That nichts nützte, ſo ſtände ſie doch als Beiſpiel da, d. h. ſie ermunterte als eine einzige That, die Nichts ſtiftete, zu mehrern ähnlichen Thaten, die unter beſſeren

Umständen Viel stiften können. Hier ist auf den menschlichen Nachahmungstrieb Verlaß zu nehmen, und in guten Seelen ist er auf das Gute gerichtet. O so wirket doch auf das Gute hin, ihr, die ihr für das Gute Eifer und Flamme seid! Es kann euch gar nicht fehlschlagen. Was ihr nicht bewirket, bewirken Andere, die von euch wirken lernten. Von diesen lernen wieder Andere ebenso wirken, und so stiftet ihr durch manche gute That, die euch wohl gar reuete, weil sie nicht den erwarteten Erfolg hatte, noch lange Reihen von guten Thaten, wenn ihr längst nicht mehr seid. Dis ist ein Segen der Rechtschaffenheit, der gewöhnlich ganz übersehen wird, der aber eigentlich bei Wahrhaftigrechtschaffenen obenan stehen sollte.

Daß es wirklich so um den Erfolg unserer Kraftanwendungen zum Guten steht, belehrt uns mit der Zeit unsere eigene Erfahrung. Wo lebt ein Mann, der lange für die Gesellschaft wirksam war, und der nicht zuweilen, ehe er sichs versah, Segen davon

erblickte, an den er nie gedachte! Und solche Augenblicke gehören alsdann allerdings zu den seligsten unseres Lebens. O wie muß sich der Redner freuen, wenn er über kurz oder lang einen Mitbürger gelegentlich näher kennen lernt, der sehr vernünftig über die ersten Gegenstände urtheilt, und wenn dieser ihm unter biderem Händedruck zuerkennen gibt, daß er seine richtigeren Begriffe ihm allein zu verdanken habe! Wie belohnt muß sich der Schriftsteller fühlen, wenn er aus fernen Landen die herzlichsten Briefe für die Stärkungen im Guten erhält, welche er gereicht, oder wenn ein durchreisender edler Fremder ihn für die durch ihn empfangene Aufklärung umarmt, oder wenn er glaubwürdige Nachricht davon bekommt, daß hier oder da, wo man ihn sehr liefet, einer seiner guten Vorschläge für menschliches Wohl wirklich und glücklich ausgeführt worden sei! Und welche Wonne muß es dem Thäter des Guten sein, wenn er nach Jahren Andere die edelsten Handlungen verrichten siehet und diese laut versichern, daß er sie durch sein

ihnen einſt gegebenes und unvergeßliches Beiſpiel dazu gereicht!

O ihr Wirkſamen für Wahrheit, Tugend und Menſchenwohl, von ſolchen einzelnen angenehmen Erfarungen ſchlieſſet auf alle eure übrigen Kraftanwendungen zum Guten. Wüſtet ihr allen den Segen, den ihr ſtiftet, welch ein Himmel würde itzt ſchon in eurem Herzen entſtehen! Doch, dis iſt die Prärogatife ienes oberſten Geiſtes, — beim Ueberblick der ganzen Summe von Wahrheit, von Tugend und von Menſchenwohl, die auf dem Erdboden iſt, zu erkennen und zu wiſſen, wie viel ieder einzelne Weiſe und Gute dazu beigetragen habe. Inzwiſchen wird auch für uns eine Zeit kommen, wo wir eine vollſtändigere Erkentnis von den ſchönen Erfolgen unſerer Wirkſamkeit erlangen werden; und dieſe wird alsdann gewis einen vorzüglichen Theil unſerer Seligkeit ausmachen. Wenn dann ganze Mengen von Menſchen, die in der erſten Welt entfernt an Ort und Zeit von uns lebten, wenn Zeitgenoſſen und Nach-

kommen uns umringen und uns für tauſendfaches ihnen geſtiftetes uns ganz unbekanntes Gutes ſegnen werden, in welche menſchliche Herrlichkeit werden wir uns dadurch verſetzt fühlen! Wie wird der unerwartete Anblick eines ganzen unüberſehbaren Heeres von ſeligen Folgen unſerer Thätigkeit, von welchen wir hier nur einige, oder wohl gar keine ſahen, uns zum Entzücken und mitten im Entzücken zur heiligſten Anbetung der Gottheit führen, die uns die Kraft, ſo thätig zu ſein, verlieh! O denket euch iezt ſchon oft in jenen Zeitpunkt hin, ihr Edlen, und gewähret dadurch eurem Herzen die höchſte aller Stärkungen im Guten. Arbeitet unabläſſig fort für Wahrheit, Tugend und Menſchenwohl; redet, ſchreibet, handelt dafür. Es ſteht nicht bei euch, den Erfolgen davon zu gebieten; aber ſie ſind da, ſie kommen; ſie ſind da und kommen im reichlichſten Maſſe, und — wenn ihr auch keinen einzigen davon ſähet.

Nach langen Anſtrengungen unſerer höheren Kräfte zum Guten geht ſichs nirgends beſſer hin, als — zur Natur; und hat man gar ſein eigenes Winkelchen der Erde, worin man ſo unumſchränkt, wie ein König, herrſcht, dann vollends wohl uns! Drum ſchaffe dir, ſobald du kannſt, einen Garten an, Thätiger mit Kopf und Herz, und wähle ihn, wenn du Städter biſt, nicht hinter deinem Hauſe in den Ringmauern, ſondern vor den Thoren. Da biſt du entfernter vom Geräuſch; da athmeſt du reinere Luft ein; da bringſt du ſogar aus der Erde ſelbſt Mehr hervor.

Glückſelig der, in dem der Sinn für die Natur von Kindheit an ausgebildet ward! Urſprünglich Da iſt dieſer Sinn in jeder menſchlichen Seele; denn jedes geſunde Kind iſt im Freien am liebſten und achtet auch ſogar rauhere Witterung nicht. Nur, daß es ihm, als einem inneren Sinne, wie

jedem unserer äußern Sinne geht, deren keiner ohne frühzeitige und fortgesetzte Uebung zu einiger Vollkommenheit kommen würde. In Millionen menschlicher Seelen bleibt er ohne alle Wartung und Pflege; in vielen wird er sogar erstickt und an seiner Stelle ein Anderer erschaffen, der das ganze Herz verschraubt. Dis ist der Sinn für erkünsteltes Vergnügen, für leeres Geräusch und für thörichten Tand. Es ist ein Unglück, daß sich diese Afterumschaffung noch dazu am öftersten gerade bei solchen Menschen ereignet, von deren höherer Thätigkeit die Welt hernach so viel zu erwarten das Recht hatte. Der Erfolg davon ist zu seiner Zeit dieser, daß dergleichen Verschraubte sich noch immer mehr verschrauben, die Natur und alle Natürlichkeit sogar hassen, nur heftigerschütternden Freuden nachlaufen, der Wollust fröhnen und der Spielsucht sich ergeben; als wobei nicht nur die Gesellschaft unaussprechlich verliehrt, sondern sie auch selbst um allen wahren, philosophischen Genus des

Lebens kommen. Leute dieſer Art beſſern zu wollen iſt ein fruchtloſes Unternehmen; man müſte die urſprüngliche Oefnung ihres Herzens für die Natur wiederherſtellen können, die längſt ſchon viel zu feſt verwachſen iſt. Wer aber von Kindheit an die Freuden der Natur vor allen ſchätzen lernte und weſſen Sinn vollkommen für die Natur ausgebildet ward, der wird ihr hernach auch als Mann nicht ungetreu. Sobald ihm ſeine Geſchäfte Muſſe, ſich zu zerſtreuen, laſſen, ſucht er ſeine alte Freundin wieder auf und kehrt von Zeit zu Zeit noch immer trauter zu ihr zurück; denn durch ieden ihrer Genüſſe wird ſein Hang, ſie zu genieſſen, noch mehr geſtärkt.

Da, da, im Schoſſe der Natur iſt die edelſte Art von Ruhe für den Mann von Kopf und Herz. Er bedarf, wenn er mit ſeinen Geiſteskräften lange genug wirkſam geweſen iſt, ſo gut der Ruhe, wie der Mann, der den Tag über die Säge, oder das Beil, führte. Seine Ruhe aber iſt nicht, daß er ſich hinſtrecke, wie dieſer, ſondern daß er

ſich zerſtreue. Da könnte er ſich nun freilich auch am Spieltiſche, oder im Sauſen und Brauſen, zerſtreuen; aber wie ſollte er als ein denkender Mann Stunden haben wollen, wo er gar nicht dächte, oder doch nur Poſſen und Albernheiten dächte? Nein, denken will er, denken muß er; ſeine Zerſtreuung ſoll alſo nur darin beſtehen, daß er leichter und gefälliger denke. Dieſe findet er warlich nicht am Spieltiſche,; denn das Spiel, wenn es intereſſant wird, wie es doch in unſern Tagen immer ſein ſoll, greift den Kopf ebenſo an, wie eine algebraiſche Aufgabe. Woher ſonſt die Wüſtheit, welche Jeder nach dem Spiele an ſich ſpürt, der auf ſich Acht hat, und auch eingeſteht, ſobald er aufrichtig iſt? Auch iſts eben nicht viel Kluges und Gutes, was am Spieltiſche gedacht wird. Iſt etwa Empfindlichkeit darüber, daß wir durch unſere Schuld verliehren, etwas Kluges? Iſt Schadenfreude darüber, daß ein Anderer verliehrt, etwas Gutes?

Wo findet aber wohl ein sogenanntes interessantes Spiel ohne Beide Statt? Wenn Spielsüchtige zur Vertheidigung ihrer Spielsucht dis von sich behaupten, so lächelt der Vernünftige dazu und reichte ihnen gern am Spieltische den Spiegel, um in selbigem zu sehen, wie ihr eigenes Gesicht sie widerlegt. Der Mann von Kopf und Herz aber will, wenn er auch zuweilen zur Zerstreuung und Ruhe gern leichter und gefälliger denkt, doch klug und gut dabei denken. Darum ist die Ruhe im Schosse der Natur die edelste für ihn. Hier führen ihm die mannigfaltigen Anblicke, welche er hat, die Gedanken selbst zu. Er darf sie nicht erst suchen; auch wird er durch Nichts abgehalten, sich ihnen zu überlassen, und wird ebenso auch durch nichts in ihnen gestört. Die Gedanken selbst sind nicht anstrengend; sie ketten sich gleichsam selbst an einander, und ergötzen ihn, weil sie sich alle von sinnlichen Gegenständen ableiten. Dabei sind sie alle klug und gut und gewähren ihm Nahrung

für ſeinen Kopf und für ſein Herz, und ſo ſammlet er ſich durch Zerſtreuung und iſt fortthätig mitten in der Ruhe.

Kaum iſt er auch eingegangen zur Natur, ſo bemerkt er die Harmonie, welche zwiſchen ihr und ihm Statt findet. Die Natur zeigt ſich ihm in immerwährender Thätigkeit. Oft, wenn ſie zu raſten ſcheint, iſt ſie am geſchäftigſten geweſen; ſie hatte nur erſt mit den Präparatorien im Verborgenen zu viel zu thun, deren Erfolg hernach mit einer Art von Urplötzlichkeit ans Licht kommt. Bei allen ihren Arbeiten iſt Plan und Ordnung, Regelbefolgung und Zweckmäſſigkeit der angewendeten Mittel. Sie arbeitet und wirkt unaufhörlich nur auf Gutes hin; ſcheint dis nicht immer bei ihren nächſten Zwecken ſo, ſo ergibt ſichs doch allemahl bei ihren entfernteren, und trift es nicht immer für einzelne Theile zu, ſo beſtätigt es ſich doch allemahl in Anſehung des Ganzen. Geradeſo machts der Mann von

Kopf und Herz. Sein Leben ist nichts, als Anwendung seiner Kräfte. Wenn die Welt glaubt, er sei ganz müssig, so ist er thätiger, als ie, bereitet zu, beobachtet die tiefste Stille dabei, damit die Welt ihm nicht entgegenarbeite, und überrascht sie bald mit den grössesten Handlungen. Er arbeitet nach wohlüberdachten Entwürfen und mit Festigkeit, geht Schritt für Schritt, wendet die dienlichsten Mittel der Reihe nach, wie sie vermöge der Natur der Sache auf einander folgen, an und nimmt ieden günstigen Umstand, der sich ereignet, in die Ausführung seiner Entwürfe auf. Auf Nichts, als auf wahres Nützliches, ist seine Thätigkeit gerichtet, und es kümmert ihn nicht, wenn ihre ersten Wirkungen das Gegentheil zeigen, oder Individuen dabei leiden; wenn nur am Ende grosses Gutes für die Gesellschaft da steht. Jede Bemerkung nun, die er davon macht, daß die Natur mit ihm harmonire, gewährt ihm das erhabenste und reinste Vergnügen. Wie könnte er einen richti-

geren Weg gehen, als den ſie geht? So genieſſt er als ihr Kind, das treu in ihren Fusſtapfen wandelt, den Beifall ſeines eigenen Herzens nie vollkommener und ungeſtörter, als in ihrem Schoſſe. So ekelt ihn immer mehr vor jedem andern Aufenthalte, der von der Art iſt, daß er, ſobald er nur in ihn eintritt, Alles in Diſharmonie mit ſich findet. Wie ein Paar Freunde, die von gleichen Grundſätzen und ein Herz und eine Seele ſind, ſich an einander halten und am liebſten beiſammen ſind: ſo hält er ſich an die Natur und fühlt ſich nie glücklicher, als bei ihr.

Seine Sache iſt es, noch immer vollkommener zu werden. Bei allem Beifalle, den ihm ſein Herz gibt, fühlt er doch inniger, als gewöhnliche Menſchen, daß er noch nach immer höherer Ausbildung und Thätigkeit ſtreben müſſe. Hierzu findet er in der Natur die ſchönſte Gelegenheit. Dieſe harmonirt nicht nur mit ihm, ſondern iſt auch die weitere beſte Lehrerin für ihn. Er kann

ſie nie beſuchen, ohne aus dem Anblick ihrer Anſtalten neue Weisheit des Lebens für ſich zu abſtrahiren. Er kann keine Viertelſtunde bei ihr zubringen, ohne ſich zu noch unermüdeterer Anwendung ſeiner Kräfte zum Guten aufgefordert zu fühlen. So ſammlet er in ihrem Schoſſe neue Ideen ein, die er hernach auf ſein Studirzimmer zurückbringt und da weiter ausarbeitet, daß ſie zu ganzen Reihen von Betrachtungen anwachſen, auf deren keine er ohnedis gekommen wäre. So faſſt er bei ihr die feurigſten Vorſätze zu edlen Handlungen, mit denen er bald darauf zur Welt zurückkehrt und da in Thaten verwandelt, die die Geſelſchaft ſegnen und deren keine ſie ſonſt von ihm erhalten hätte. Wo iſt ein Denker und ein Thätiger, der nicht als Freund der Natur eine Erfarung um die andere hiervon machte? Die Natur iſt ja die Quelle aller unſerer Ideen; aber ſie iſt auch ebenſo eine unerſchöpfliche Quelle davon. Der menſchliche Verſtand iſt es freilich, der den rohen

Stof

Stof dazu hernach weiter bearbeitet, aber ſie iſt es doch, die ihm den Stof dazu gibt. Wenn nun der Denker gleichſam allen in ſich vorräthigen Stof verbraucht hat, wo findet er anderweitigen ſicherer, als bei ihr? Ja, wenn er ihn bei ihr ſucht, ſo darf er allein nur hoffen, ſolchen zu finden, den noch kein Anderer bearbeitete. Daher dann originelle Werke des menſchlichen Geiſtes, neue Probeſtücke, die zugleich Meiſterſtücke ſind, und Erfindungen aller Art, die Jahrhunderte und Jahrtauſende überleben! Man gehe die Geſchichte derſelben durch; man forſche ihren urſprünglichen Quellen nach, ſo wird man dieſe allerſeits im Schoſſe der Natur antreffen. Mit dem Thätigen iſts ebenſo, wie mit dem Denker. Die allenthalben wohlthätige Natur ergreift ihn mit der Allkraft ihres Beiſpiels; er ſieht ſie, wie ſie ſich durch keinen Undank abhalten läſſet, ihre Beſtimmung überall zu erfüllen und ihre Segnungen nach, wie vor, fortzuſetzen.

So beſtimmt ſich ſein ganzes Wollensvermögen aufs neue zum Nützlichwerden; er vergiſſet der ihm erwieſenen Unerkenntlichkeit der Menſchen, und kaum hat er dis gethan, ſo ſtehen auch ſchon in ſeiner Seele wieder die wohlthätigſten Entwürfe da. Ja, die Natur gibt ihm auch ſogar Kraft, dieſe auszuführen. Der Anblick ihrer Schönheit erfüllt ihn mit Heiterkeit, und wo nur erſt Heiterkeit iſt, da iſt auch bald nicht nur Geneigtheit zum Guten, ſondern auch Vermögen dazu. Die freie, reinere Luft, welche er in ihr einathmet, macht den Umlauf ſeines Bluts leichter und ſchneller; als welches die Grundlage von allem Muthe iſt. Die Sonnenſtrahlen ſtärken ihn; die Blumendüfte erquicken ihn; die Harmonieen der Singevögel bezaubern ihn. Alle ſeine Sinne werden köſtlich und ſanft gereizt, und durch den Sinnenreiz empfängt er eine Spannung zu wackerer Thätigkeit, die nichts ſcheuet und die nicht eher nachläſſet, als bis ſie mit ſeligem Erfolg ſich geäuſert hat. O wo

könnte der Mann von Kopf und Herz, dem es um Wachsthum in Vollkommenheit zu thun iſt, lieber ſein, als in der Natur? Doch wohl da nicht etwa, wo die Wind- und Wetterideen, oder die Ideen von Hunden und Pferden, oder allenfals die Ideen von neuen Hüten und von neuen Saucen die einzigen ſind, womit ſich ganze Haufen unterhalten? Doch wohl da nicht, wo er auch ſogar die Kraft zum Guten, welche er ſchon hat, noch verſpielen ſoll?

Wer nun vollends, wie geſagt, als ein denkender und thätiger Mann ein kleines Eigenthum in der offenen, freien Natur hat: der mag ſich in ihrem Schoſſe noch ſeliger fühlen. Er lege nur ſelbſt mit Hand an die Erde — und werde Gärtner mit. Es gewährt ſchon die angenehmſte Abwechſelung, wenn man ſich an Kopf und Herz müde gearbeitet hat, hinzugehen und zwiſchen ſeinen Zäunen, oder Hecken, oder Wänden ſich landmänniſch zu beſchäftigen. Die dazu gehörigen Kräfte ſind durch die vorherge-

gangenen geiſtigen Arbeiten gar nicht erſchöpft, nicht einmahl angegriffen; ſie ſind alſo noch ganz da, und ſo, wie ſie in Thätigkeit geſetzt werden, erholen ſich die Geiſteskräfte wieder nach den Geſetzen der Elaſticität. So kann man, wenn man ſich nur auf vertheilte Anwendung ſeiner verſchiedenen Kräfte verſteht, ruhen und thätig ſein zugleich; und dis iſt unfehlbar nur menſchliche Ruhe. Fürchteſt du etwa die Beſchwerden der Schaufel, der Harke, oder des Spadens, wie Jener, der ſprach — graben mag ich nicht — Sitzenleben führender Freund? Nun, ſo las graben, las harken, las ſchaufeln; ſäe, pflanze, binde an, warte und pflege du nur, was in deinem Garten wächſet. Traue aber meinen Erfarungen; ich dachte, ſchrieb, wirkte, grub, harkte und ſchaufelte lange. Wenn ich als Wiſſenſchaftlicher müde war, ging ich in meinen Garten und war als Gärtner flink, wie nur ein Gärtner ſein mag; und war ich als Gärtner müde, ſo kehrte

ich zu den Wissenschaften zurück und konnte wieder in ihnen arbeiten, wie in meinem Garten. Unsere Kräfte sind verschidenartig, und während der Anstrengung der einen Art erholt sich immer wieder die andere blos dadurch, daß sie nicht gebraucht wird und ruhet. Was ists denn anders mit dem Schlafe? Der Unterschied ist blos der — im Schlafe ruhen alle unsere Kräfte und stärken sich von neuem durch Ruhe; bei Abwechselung zwischen geistigen und körperlichen Arbeiten ruhet nur die eine Hälfte davon und stärkt sich also auch durch Ruhe.

Ausser dem Vergnügen der Abwechselung, welches schon untermischte landmännische Beschäftigung dem Manne gewährt, der stark mit seinen Geisteskräften arbeitet, macht ihm auch der kleine Despotismus viel Freude, den er in seinem Gehege ausübt. Hier kann er mit der Oberfläche der Erde vornehmen, was er will; er kann Hügel aufwerfen, Hügel abtragen, Teiche anlegen, Teiche zukarren, Grabeland in Wiese, Wiese in Gra-

Beland verwandeln; iede Anlage ſteht ihm frei und die Ordnung überall iſt ganz in ſeiner Gewalt. So gut wirds ihm bei ſeiner gelehrten und menſchenfreundlichen Thätigkeit nicht geboten. Wenn ſeine ſcientifiſchen Meinungen auch noch ſo richtig ſind, deshalb finden ſie doch nicht immer den Eingang, welchen er erwartete, und er kann den Glauben an ſie nicht gebieten. Und wenn er es mit der Welt noch ſo gut vor hat, deswegen kann er ſeine Plane doch nicht immer durchſetzen, ſondern mus es oft mit anſehen, daß Alles bleibe, wie es iſt. Da behagts ihm dann nicht wenig, in ſeinen Garten zu gehen und ſich unumſchränkter zu fühlen. Für den Widerſpruch, welchen ſeine Ideen in der Welt finden, hält er ſich dadurch ſchadlos, daß er dort iede Idee realiſiren kann. Hier, ſpricht er, würde eine Laube gut angebracht ſein, und bald ſteht die Laube da; dort iſt Gegenſchein, da müſſen ſchöne Trauben reifen, und bald ſtehen die Weinſtöcke da. Ebenſo auch,

wenn es ihm mit allen ſeinen Bemühungen fehl ſchlägt, einen ſchlechten Menſchen zu beſſern, geht er hin, pfropft einen wilden Baum um und befridigt dadurch doch einigermaſſen wenigſtens ſeinen Beſſerungstrieb.

Ueber alle Gartenfreuden aber geht ihm die Freude, zu ſehen, wie von Zeit zu Zeit Alles, was er ſäet, pflanzt und anlegt, herrlich und immer herrlicher gedeihet. Die Erde belohnt reichlich menſchlichen Fleis, und ie gröſſer der Fleis, deſto reicher der Lohn. Da blühen dann ſeine Blumen; da ſtauden ſeine Küchengewächſe; da tragen ſeine Bäume und Weinſtöcke; da ſitzt er ſchon im Schatten der Laube, die er ſelbſt anlegte. Hoch ſchlägt ihm das Herz bei dem Gedanken — dis alles iſt meine Schöpfung. Von Freude durchdrungen kehrt er an ſeine höhere Thätigkeit zurück, übt ſie getröſteter aus und denkt — wenn's auch unter Menſchen nicht immer

glückt, ſo glückts doch in der Natur. — O holdes Leben in Gärten, darum liebe dich ieder Mann von Kopf und Herz und bringe, ſo lange es die Jahrszeit verſtattet, iede ſeiner der Ruhe gewidmeten Stunden in deinem Schoſſe zu!

Wahr — ewigwahr! Natur und — Familie, wenn wir Sinn für sie haben, für sie leben und ihnen treu bleiben, gehören zu den Glückseligkeitsquellen, die auch uns treu bleiben und auf deren Unversiegbarkeit wir am untrüglichsten rechnen mögen. Wer aus beiden eifrig schöpft, der wird nie über Armut des Lebens klagen dürfen. Freilich, wenn das höhere Alter kommt, ist uns bei abnehmenden Sinnen die Natur das nicht mehr, was sie uns sonst war; aber ganz hört sie nicht eher auf, uns zu erfreuen, als bis Himmel und Erde für uns vergehen, und, was dem Greise an ihr abgeht, das ersetzt ihm alsdann seine Familie, die er völlig erzogen und glücklich weis. Darum weise und selig der, der auch bei guter Zeit ins häusliche Leben trat, sich an seine Kinder band und aus allen Kräften für ihre wackerste Ausbildung sorgte!

Mann, der du das groſſe Geſchäfte der Erziehung in deinem Hauſe ſchon zum Theile vollendet haſt und an deinen älteren Kindern bereits den erwünſchteſten Erfolg davon ſieheſt, wofür gäbeſt du dis Glück wohl hin? Für die ſtattlichere Bequemlichkeit, für die Ueppigkeit doch wohl nicht, mit welcher dein Nachbar im Corlibate lebt, der, weil ihn ſeine Kinder nichts koſten, allen öffentlichen Vergnügungen beiwohnt, Schmauſe und Gegenſchmauſe feiret, Achtundvierziger und Sirakuſer trinkt, Kutſch' und Pferde ſich hält? O bemitleide den armſeligen Egoiſten; er hat Keinen, der Leben und Glück zugleich ihm dankt. Deren wird er wohl haben, die Leben ihm zu verdanken haben; aber von ihm zu verdanken habenden Glück wiſſen ſie nichts. Wer weis daher, ob ſie ihm auch gar für's Leben danken, daß er es ihnen gab! Und iſt auch hier oder da Jemand, der ihm ſein Glück zu verdanken hat, ſo hat dieſer ihm doch wieder das Leben nicht zu danken. Du, der du

einige deiner Kinder schon völlig erzogst und brav erzogst, du bist der Mann, der schon mehr, als Einen, hat, der ihm Leben und Glück zugleich verdankt. Und — solche Menschen haben, ist das Höchste, wohin es der Mensch bringen kann.

Ja, Nichts geht über den Besitz guterzogener Kinder. Alles, was man sich vorher an Freude von ihnen verspricht, ist nicht die Hälfte von der, die sie uns wahrhaftig hernach reichen; und all das Vergnügen, das sie uns schon, indem wir sie erziehen, machen, ist blosses Vorspiel von dem, das uns ihre vollendete Erziehung gewährt. Vor unsern Augen stehen sie da als völlig ausgewachsene und ebenmässig gewachsene Menschen. Sie blühen und sind lebhaft, haben guten Muth und Frohsinn, schätzen das Leben, nehmen Theil, geben Theil und versprechen volle Thätigkeit, lange Dauer, und eine gleichstarke Nachkommenschaft; — ein wahrhaftig menschlicher Anblick. Dazu ihre Sittsamkeit ohne Steifheit, ihre Natür-

lichkeit ohne Plumpheit, ihre Unverdorbenheit, ihre Wärme für Tugend und Menschenwohl, die sie durch Wort und That bei jeder Gelegenheit äusern. Obenbrauf ihre schönen Kenntnisse, ihr Fleis, noch immer darin zu wachsen, ihre Begierde, sie nun bald anzuwenden und damit zum Besten der Gesellschaft zu wirken. O wie ehrenvoll wird ihr Eintritt in die Welt gleich sein! Wie werden sie, wenn sie erst eine Zeitlang in ihr sind und sich in ihren Kreis hinein gearbeitet haben, Gutes in reichlichster Masse um sich her stiften und Gutes aller Art dafür für sich einerndten! Und — dis Alles — durch uns! O Gedanke aller Gedanken! Wer hier nicht simpathisiren kann, der schlage den ganzen Aufsatz um; die Sache ist zu heilig, als daß sie nicht schon durch bloße Fühllosigkeit für sie entweihet werden sollte. Wessen Herz aber volles Mitgefühl hegt, der denke alle die Seligkeit hinzu, welche menschliche Sprache nicht auszudrükken vermag. — —

Das unendliche Freudengefühl über den Beſitz gut erzogener Kinder beruhet auf einer gewiſſen Reihe von Ideen, deren eine für den Rechtſchaffenen immer herzerhebender iſt, als die andere. „Ich fand alſo, denkt er, als mir die Vorſehung Kinder gab, aus allen meinen Pflichten die Erſte bald heraus und ſah die Wichtigſte auch wirklich für die Wichtigſte an. Wäre dis von mir nicht geſchehen, ſo ginge es mir ietzt, wie es Tauſenden von Eltern geht, und der Schade wäre nun unerſetzlich. Aber mein Herz belehrte mich auf der Stelle, daß eine wackere Erziehung meiner Kinder ſofort mir das heiligſte Geſchäft ſein müſſe. Ich fühlte das Gewicht dieſer Belehrung ſo ſtark, daß ich es nicht für rathſam hielt, mich auf fremde Beiſpiele zu verlaſſen, ſondern ſelbſt über die rechte Erziehungsart nachdachte. Hätte ich dis nicht gethan, ſo wäre auch mein beſter Wille wieder vergeblich geweſen. Ich ſuchte alſo erſt den wahren Zweck aller menſchlichen Erziehung auf und fand ihn darin,

daß man die Kinder zu künftigen gesunden, guten, klugen und nützlichen Weltbürgern ausbilden müsse. Ich suchte alsdann die Mittel auf, durch welche dieser Zweck am untrüglichsten an ihnen erreicht werden möge, und — wie erstaunte ich da, als ich gewahr ward, daß ich fast allenthalben das Gegentheil von dem thun müsse, wie andere Eltern thaten! Ich traucte meinem eigenen Nachdenken nicht; ich wiederholte es und wiederholte es oft; aber die Resultate davon blieben immer dieselben. So sei es, dacht' ich; deine Kinder sind deine Kinder, und du gehst deinen eigenen Weg mit ihnen. Ich thats und ging ihn; nun ist der Weg zu Ende und ich sehe, daß er zum Ziele geführt. Ach wie brav ists doch, über eine Sache von grössester Wichtigkeit recht nachzudenken! Wie schön ists doch, beim Nachdenken den rechten Punkt getroffen zu haben! Ich hatte aber kaum eine Zeitlang das Erziehungsgeschäft nach meiner Art betrieben, als ich einsah, warum

es in andern Häuſern nicht ebenſo betrieben würde. Ich konnte z. E. nicht in allen Geſellſchaften umherlaufen, weil die nöthige Wachſamkeit auf meine Kinder meine Gegenwart bei ihnen forderte und mich an mein Haus feſſelte. Ich konnte nicht alles mitmachen, ſondern muſte mich einſchränken, weil es, ſobald meine Kinder den gehörigen Unterricht und die Ausbildung ihres Geiſtes nicht, wie gewöhnlich, auf Koſten ihres Herzens empfangen ſollten, weit mehr Aufwand für ſie verurſachte. Ha, dacht' ich, dis iſts, warum Andere nicht ſo erziehen, wie Du? Doch, las ſie umher laufen, las ſie alles mitmachen; für alle deine Einſchränkungen und Aufopferungen hält dich der Gedanke ſchadlos, daß du ganz Vater biſt. Dieſem Gedanken blieb ich treu, und ie mehr die Erziehung meiner Kinder fortrückte, deſto ſchadloſer hielt er mich. Ich ſah, wie ſie ſich immer mehr dem groſſen Erziehungszwecke näherten, und meine Freude über ſie wuchs. Nun haben ſie ihn erreicht,

und meine Freude über sie ist vollkommen. Ist es bei jeder Arbeit ein süsser Gedanke, nicht umsonst gearbeitet zu haben, so ist es der süsseste unter allen Gedanken, von der grossen Erziehungsarbeit den erwünschtesten Erfolg zu erblicken."

Dis sind die Ideen, welche den Grund des Freudengefühls über guterzogene Kinder ausmachen; eines Freudegefühls, das der oberste Vater der Menschen für alle Eltern bestimmt hat. Man sage nicht, daß nicht alle Eltern in der Lage wären, ihre Kinder gut zu erziehen; ich erwiedere — so könnten sie sie doch besser erziehen, als sie sie erziehen, und so sollten doch die wenigstens, welche in der Lage sind, sie vorzüglich gut erziehen. Man sage wieder nicht, daß bei vielen Menschen auch die beste Erziehung nichts fruchte; nähere Untersuchung aller der einzelnen Fälle, die man hieher rechnet, würde bald darthun, daß es mit der sogenannten besten Erziehung in der That seine Richtigkeit nicht gehabt habe.

In

In der Regel ſteht der Satz gewis feſt — Wie du deine Kinder erziehſt, ſo werden ſie. Menſchlicher Fleis und menſchliche Unverdroſſenheit werden nie mehr geſegnet und gelohnt, als wenn man ſie an die Erde und — an Kinder anwendet. Hier, hier iſt noch etwas zu leiſten, und am allermeiſten an eigenen Kindern, die wir nicht aus profanen fremden Menſchenhänden ſchon halbverdorben, ſondern aus den heiligen Händen der Natur noch ganz rein und unbefleckt erhalten. Der Elterntrieb, den auch der Wilde fühlt, kommt dazu und ermuntert zur Arbeit an ihnen. Wie iſt es möglich, träge und laß gegen ſie zu ſein! Wie, Freund? Du wendeſt an deinen eigenen Acker mehr, als an Pachtacker, weil du ſagſt, daß deine Kinder noch einſt den Nutzen davon ziehen, und auf den Kopf und auf das Herz deiner Kinder, auf den ſchönſten Theil deiner Aecker, wo Alles herrlich für dich und für ſie gedeihen würde, wollteſt du nicht ſo viel Arbeit,

Sorgfalt, Pflege und Treue verwenden, als möglich? Was für ein übler Wirth wärest du!

Elternneid ist leider eine der gewöhnlichsten Ursachen, warum Kindern die wahre Erziehung, die ihnen doch zu Theile werden könnte, versagt wird. Man setzt zu grossen Werth auf Geld und Gut und glaubt um so mehr für ihr Glück gesorgt zu haben, je mehr dergleichen man im Tode ihnen hinterlasse. Wenn dann nun auch ein reicher Nachlass den Dank der Kinder verdient, so wiegt er doch, und wenn er unermeslich wäre, den Mangel an guter Erziehung für sie ewig nicht auf. Was hilft ihnen das grosse Erbe, das sie, vernachlässigt und verwahrloset an Kopf und Herz, nun nicht einmahl menschlich zu geniessen verstehen? Jeder Andere, der nur gehörig erzogen worden ist und weiter im geringsten nichts von seinen Eltern aufzuweisen hat, als dich, ist glücklicher, wie sie. Alles, was er weiter in der Welt braucht, kann er sich vermöge der erhaltenen guten Erziehung selbst erwerben.

ſo iſts ihm noch lieber, als wenn er es geerbt hätte, und er ſchöpft jeden reinen und wahren Genus davon. Wie viele von Jenen klagen hernach ſelbſt ihre Eltern mitten in dem Ueberfluſſe, welchen ſie ihnen hinterlieſſen, dafür an, daß ſie ihnen das Beſte entzogen! Hier ſpricht Einer — hätten meine Eltern mir lieber nur halb ſo viel hinterlaſſen und mich nicht in die öffentliche Schule ihres Orts geſchickt, wo ich frühzeitig Wolluſtling ward, ſo, daß ich nun ein immerwährender Schwächling und ohne alle Ruhe meines Herzens bin! Dort denkt ein Anderer bei ſich ſelbſt — was hab' ich nun von allem meinem vielen Gelde? Kein kluger und guter Menſch ſchätzt mich. In vernünftigen Geſellſchaften weis ich nicht mitzureden; ich habe nicht einmahl Sinn für ihre Unterhaltungen; ſie haben Langeweile bei mir, und ich Langeweile bei ihnen. In der Einſamkeit bin ich weder für die Natur empfänglich, noch für die höheren Freuden des Herzens; ich habe Langeweile bei mir ſelbſt und muß

mich aus Verzweiflung unter lauter Müssiggängermenschen herumtreiben. Einen Theil meines Vermögens in der Jugend an meinen Verstand gewendet, so wäre ich ein ganz anderer Mann! — — Höret diese Sprache von weitem schon aus dem Munde eurer Kinder, ihr Eltern insgesamt, die ihr, unbekannt mit dem wahren Glück des Menschen, Alles für sie gethan zu haben meinet, wenn ihr sie nur durch emsiges Zusammenscharren zu künftigen grossen Kapitalisten bildet und sie darüber in gröſſester Armut des Geistes und Herzens lasset!

Elternverschwendung stiftet für das Erziehungswesen dasselbe Unheil. Man hangt am Luxus; man will sich auch das Allerentbehrlichste nicht lassen abgehen; man ist lieber in öffentlichen Gesellschaften, als im trauteren Zirkel seines Hauses; man treibt das Spielen wie das erste Berufsgeschäft. Dis alles verursacht übertriebenen Aufwand, und so bleibt bei den Wenigsten so viel übrig,

daß der Aufwand zu einer edleren Erziehung ihrer Kinder zugleich bestritten werden möge. Man hat die Wahl zwischen beiden Aufwänden, die nicht neben einander bestehen können, und — wählt unnatürlich den erstern. So entzieht man den Kindern nicht nur alle Ausbildungsmittel, sondern auch sich selbst. Man entfernt sich täglich von ihnen, lässet sie ohne alle Aufsicht und übergiebt sie ungesitteten Gespielen und noch ungesitteteren Dienstboten. Und gibt es auch Begüterte in der Masse, daß sie des verschwenderischen Aufwands, den sie für sich machen, ungeachtet, den Aufwand für ihre Kinder bestreiten könnten: so bekommt doch letzterer bei Vielen von Ihnen durch den Geist der Verschwendung, der sie einmahl besitzt, wieder eine falsche Richtung. Sie wenden für ihre Kinder auf, ia, aber nicht am rechten Orte und auf die rechte Weise; und so verschwenden sie für sie, wie für sich. Sie glauben, die ganze Erziehung bestehe darin, daß man nur Welt habe; und so führen sie sie gleich

zur Welt, um Welt zu lernen; ſtatt, daß ſie ſie durch gute Kentniſſe erſt für die Welt nützlich und durch edle Grundſätze die Welt für ſie unſchädlich machen ſollten. Sie putzen ihren Körper ſchön aus und laſſen ihren Geiſt nackend und blos. Das unnütze neue Kleid koſte ſo viel, als es wolle, es wird angeſchaft; wenn ein geſchickterer Lehrmeiſter aber für ſeinen vollkommenern Unterricht auch beſſer bezahlt ſein will, ſo rufen ſie lieber den erſten beſten Stümper herein, weil er es wohlfeiler thut. Sie laſſen ihre Kinder an iedem koſtbaren Vergnügen Theil nehmen, geben ihnen Spielgeld und löſen ihnen im Schauſpielhauſe, um frühzeitig verliebt oder verrückt zu werden, die erſten Plätze; wenn ſie aber ein nicht ganz wohlfeiles Buch, oder ein etwas theures Werkzeug für ſie anſchaffen ſollen, ſo erwiedern ſie, daß die Zeiten nicht darnach wären, ſolche groſſe Nebenausgaben machen zu können. — Schamröthe bedecke doch Jeden, der ſo handeln kann,

und kein Redlicher achte ihn, wenn er auch vom erſten Range wäre! — —

Wer in ſeinem Hauſe ſchon die edlere Erziehung zum Theile vollbracht hat und ihren herrlichen Segen ſchon an ſeinen älteren Kindern ſiehet: der bedarf keiner Ermunterung, ſie auch an ſeinen übrigen Kindern fortzuſetzen. Sein eigenes Herz und der Lohn, den es bereits dafür bekam, daß es ein wahres Vaterherz iſt, ſind ihm Aufforderung genug dazu. Er wird alle ſeine Kräfte anſtrengen, denſelben beſeligenden Anblick einſt an ſeinen jüngeren Kindern zu haben, welchen ihm ihre älteren Geſchwiſter ſchon reichen. Er wird mit Wonnegefühlen, dergleichen die Erde weiter nicht für ihn hat, an den Zeitpunkt hinausdenken, wo ihm alle ſeine Kinder auf einmahl dieſen Anblick gewähren werden. Ja, Edler — Gott friſte nur dein Leben! — dir wird, dir mus gelingen, was dein Herz ſo väterlich wünſcht. Als ein belohnter Vater einer zahlreichen Familie wirſt du zum Beiſpiele

der ganzen bürgerlichen Gesellschaft, zu der du gehörest, da stehen und alle deine edel erzogene Menschen um dich her. Du wirst einen von ihnen nach dem andern versorgt werden sehen; du wirst sehen, wie sie Alle der engere Ausschuß der Menschheit schätzt, wie sie Alle Nutzen und Segen um sich her verbreiten, wie sie Alle zureichendes Auskommen dafür haben und dir herzlich danken, daß du den Nachlaß für sie lieber in ihre Ausstattung durch eine wakkere Erziehung verwandeltest. Einige von ihnen werden dir näher, andere entfernter leben; einige werden im Vaterlande bleiben, andere ins Ausland gehen; — das las sein! So erstreckt sich der Segen deiner Erziehung nicht blos auf einen, sondern auf mehrere Winkel der Welt; so hast du in deinem Alter Vaterfreuden aller Art. Du sicheſt Freude, hörest Freude, lieſeſt Freude. Zu dem Einen gehst du, zum Andern reiſeſt du; der Eine geht zu dir, der Andere reiſet zu dir. Es

wird Familientage, wahre Familientage geben, an welchen sie Alle wieder so bei dir sind, wie sie einst bei dir waren, da du sie erzogst. Jeder solcher Tage wird alsdann den Werth eines ganzen Lebens in deinen Augen haben, und deine Greisesheiterkeit an selbigem wird allen deinen Kindern die Wahrheit, die du ihnen immer predigtest, anschaulich machen, daß das von Thoren und Selbstschuldigen so verschriene irdische Dasein für den Rechtschaffenen auf allen seinen Stufen überschwengliche Seligkeit habe. Und ist der letzte deiner Tage kein solcher Familientag; weilt in seinem Mondlichte an deinem Bette nur ein Einziger: so bestelle an ihn als ein Gläubiger das Lebewohl für die übrigen Alle bis auf Wiedersehen, und empfange von ihm im Nahmen Aller den letzten Händedruck bis auf dort. — —

So lohnt Treue allenthalben; so lohnt Elterntreue am höchsten.

Ohne öffentliche Anstalten der Menschenliebe kann keine bürgerliche Gesellschaft bestehen. Wir brauchen, so lange wir diesen Planeten bewohnen, Kirchen und Schulen, Armen- und Waisenhäuser, Hospitäler und Lazarete, u. s. w., und brauchen sie wenigstens nöthiger, als Reutbahnen und Schauspielhäuser, Pulverthürme und Arsenäle. Die Vorwelt hielts mit jenen; wir haltens mit diesen; wobei war wohl mehr Humanität?

Ja, Ehre, dem Ehre gebührt! Unsere Vorfaren haben auf dieser Seite der bürgerlichen Gesellschaft, die man die Seite milder Stiftungen nennt, wacker für uns gesorgt; was wären wir ohne sie? Unter den Schatten ihrer heiligen und menschenfreundlichen Gebäude sitzen wir ebenso, wie im Schatten ihrer Eichen, die sie uns unversehrt hinterliessen, und aus ihren wohlthätigen Fundationen üben wir Wohlthätigkeit aus. Wenn iene von uns aufgeführt,

Univ.-Bibl. München

wenn dieſe iezt fundirt werden ſollten — — hilf Himmel, wie würde es um die Mit- und Nachwelt ſtehen! O Geiſt gottſeliger und barmherziger Geſtifte, wie biſt du von unſerem Zeitalter entflohen! Dich für die Geſelſchaft auch nur hier und da wieder zurückbringen — welche hohe Menſchenfreude! Dich ſelbſt wieder athmen und die Kräfte dazu haben, in dir zu handeln — welche noch höhere!

Man ſage nicht, daß unſere Vorfaren gut bauen gehabt, weil in ihren Zeiten die Materialien ungleich weniger koſteten, als iezt, und auch der Arbeitslohn weit geringer war. Niemand wird deſſen in Abrede ſein; aber — baueten ſie denn blos? Dotirten ſie nicht auch ihre Gebäude reichlich? Und wenn dis auch nicht gleich von den Erbauern ſelbſt und auf einmahl geſchah, geſchah es nicht wenigſtens in derſelben Periode von Andern, die nach und nach zwar, aber doch bald, hinzutraten und menſchenfreundlich, die Ehre der Stiftung mit ihnen

theilten? Allerdings beſtanden dieſe Dotationen oft in liegenden Gründen, die freilich damals auch einen weit niedrigeren Werth hatten; Dank jedoch Ihnen, daß ſie auf dieſen Einfall geriethen! Dadurch ſicherten ſie am gewiſſeſten noch die Dauer ihrer Anſtalten für die Nachwelt, und gerade die alten frommen Inſtitute halten ſich jetzt noch am beſten, deren Fond in Aeckern, Wieſen und Gärten beſteht. Aber ſie haben es auch nicht an baaren Kapitalien fehlen laſſen, welche ſie für die noch ungeborne Menſchheit niederlegten. Dieſe ſind nicht nur an ſich beträchtlich, ſondern werden auch durch den hohen Werth, in welchem damals gemünztes Geld ſtand, noch unweit beträchtlicher. Es iſt doch wohl keine Stadt in Deutſchland von einigem Belange, welche nicht ſogar auch mancherlei ſolcher alten wohlthätigen Stiftungen aufzuweiſen hätte, die mit keinen öffentlichen Gebäuden in Verbindung ſtehen; und viele Oerter zeichnen ſich dadurch ganz beſonders aus. Man kann ſagen, daß die

Alten ihre Fürsorge für die Nachkommen auf Abhelfung aller und ieder Bedürfnisse derselben zu erstrecken sich recht ausdrücklich beſtrebt haben. Besonders gehören hieher die sogenannten Stipendien für iunge Leute, die, ebenso arm an Glücksgütern, als reich an Talenten, sich den Wissenschaften widmen wollen. Man spreche von den Misbräuchen derselben, was man will — diese kommen ia auch nicht auf die Rechnung der Stifter, welche sie vielmehr ausdrücklich verboten, sondern auf die Rechnung ihrer Austheiler, die nicht gewissenhaft dabei zu Werke gehen — aber genug, wären dergleichen Stipendien nicht, so wären gewis in vergangenen und künftigen Jahrhunderten der grösseste Theil unserer besten Köpfe verlohren gegangen; und so war's dann doch wenigstens braver und grosmüthiger gehandelt, wenn ein reicher Alter fünfhundert Thaler der Gelehrtenwelt vermachte, als — wenn ietzt sein reicher Urenkel hundert Luidore auf ein Kar-

tenblat setzt. Wo ist nun aber wohl ein beträchtlicher deutscher Ort, der dergleichen gestiftete Legate für Studirende nicht Mehrere hätte? Möchten die, welche sie zu vergeben haben, nur alle ebenso redlich dabei handlen, als gewis redlich die Absichten ihrer Stifter waren! Unverantwortlich nicht nur, wenn man sie reichen Jünglingen ertheilt, die sich auf der Universität dafür einen eigenen Gaul halten; sondern es ist auch nicht genug, daß der Jüngling, der um sie anhält, blos seine Armut beweise, er müsse auch seine Talente beweisen. Nur der fähige Dürftige gelange zu ihrem Genusse; nur der auf der Akademie fleissige und gesittet lebende fähige Dürftige genieſse sie fort!

Wer mag leugnen, daß die Vorwelt mit ihren Stiftungen und Vermächtnissen auch mitunter auf Kleinigkeiten und auf itzt wenigstens zu nichts mehr nützende Dinge verfiel? Wenn diese Bemerkung aber in unseren Tagen dazu gebraucht wird, den Geist alter Mildheit lächerlich zu machen: so

beweiſet dis doch weiter nichts, als — daß ein Geiſt der Schlechtheit an ſeine Stelle getreten ſei. Im Grunde ſteht doch wohl Jedem frei, ſeine Wohlthätigkeit anzuwenden, wie er will; auch mus man ſich, wenn man iezt z. E. über dieſe und iene Spende urtheilen will, in das Zeitalter der Vorwelt verſetzen. Vor zwei, dreihundert Jahren war ein Semmelſtolle dem Armen ein Leckerbiſſen; ſo war's immer human gedacht, ihn auch dann und wann mit einem Semmelſtollen zu beſchenken. Undank aber bleibt es allemahl, durch Verhöhnung ſolcher kleinlichen Vermächtniſſe ſich verleiten zu laſſen, auch die unſterblichen Denkmähler ächter und ins Groſſe gehender alter Freigebigkeit zu verkennen; beſonders, da es in unſerer Gewalt ſteht, dergleichen iezt nichts mehr nützende Legate unſerem Zeitalter gemäs beſſer anzuwenden. Welcher Vorfar kann uns denn darüber zur Rede ſtellen? Es iſt ia vielmehr vorauszuſetzen, daß er, wenn er iezt lebte, wie wir denken und ſein Legat

für das allgemeine Bedürfnis zweckmäſſiger anlegen würde. Gäbe es aber gar alberne alte Vermächtniſſe, ſo diſpenſirt ſogar die geſunde Vernunft die Nachkommen vom Feſthalten an der Fundation; denn keine Verwelt hat das Recht, ihre Thorheit bis auf die Nachwelt im dritten oder gar im zehenten Gliede gebieteriſch fortzupflanzen.

Ebenſo mag es auch immerhin aus der Geſchichte erwieſen ſein, daß viele von den gottſeligen Stiftungen der Verwelt von ihren Pfaffen erſchlichen worden ſind. Man könnte aber auf der Stelle darauf antworten — wenn wir Nachkommen uns nun bei dieſen Stiftungen wohl befinden, ſo müſſen wir ja froh ſein, daß es ſolche Pfaffen gegeben habe. Inzwiſchen ſind dadurch vielleicht die rechtmäſſigeren Erben verkürzt worden, und die Barmherzigkeit gegen die ſpäteſte Nachwelt war Grauſamkeit gegen die verwandteſten Zeitgenoſſen. . . . So werde auch dis in einzelnen Fällen zugegeben! Folgt aber daraus,

daß

daß dieſe Entſtehungsart die Entſtehungsart des öffentlichgemeinnützigen Nachlaſſes der Vorwelt im Ganzen ſei? Wiſſen wir nicht vielmehr von vielen alten Menſchenfreunden noch ausdrücklich, daß ſie ihre Anſtalten und Schenkungen freiwillig ſtifteten, daß ſie keine Kinder hatten, oder daß dieſe, oder ihre anderweitigen Erben, doch genug erbten? Wenigſtens muß in unſern Tagen kein wackerer Religionslehrer oder ſonſt rechtſchaffener Mann mit jenen Pfaffen in gleiche Klaſſe gebracht werden, der unſere Millionen- oder auch nur Tonnenmänner dringend angeht, ihres Nahmens Gedächtnis zu ſtiften und wenigſtens zur Erhaltung der von der Vorwelt uns übergebenen menſchenfreundlichen Anſtalten für die Nachwelt beizutragen. Vielmehr wird dis allmählich zum wahren Bedürfnis für alle proteſtantiſche Staaten; denn, wenn es ſo fortgeht, wie es jetzt geht, daß wenig oder gar nichts zu dieſem Behuf geſchiehet, ſo geht ein wohlthätiges Inſtitut nach dem andern ein.

Nach einem Jahrhundert dürften nur wenig davon noch existiren, und die Nachkommen werden mit Recht uns der Indolenz gegen sie anklagen, uns, gegen die unsere Vorfaren so gefühlvoll und wohlthätig waren.

Jeder Leser dieses Aufsatzes ziehe sein Lokale zu Rathe; er betrachte, was ehemals an seinem Orte für die Nachwelt geschehen ist, und was ietzt für sie geschieht; er sehe die öffentlichen Gebäude menschenfreundlicher Anstalten an und erwäge, was ihre Reparaturen in unsern Zeiten kosten; er zähle die Kapitalien, welche sie durch alle Stürme der Umstände bis auf heute noch gerettet haben, und überrechne die geringen Zinsen, welche sie ietzt tragen; und — wenn er dann noch guten Trost für die Posteritat hat, so segne er sein Vaterland, das eine Ausnahme von der heutigen Regel macht.

Woher die auffallende Indolenz unseres Zeitalters für die Erhaltung der wohlthätigen alten Anstalten, für neue fromme und

menſchenfreundliche Stiftungen, und überhaupt für die leidende Nachwelt?

Proteſtanten — ſetzet euch einmahl über das Vorurtheil des Anſehens weg und erkennet an einem Manne, dem ihr freilich unausſprechlich viel zu danken habet, auch nun einen Fehler, den er beging. Luther — ſein Nahme ſei heilig — hat durch Herabſetzung der Werke ohne Unterſchied den Grund dazu gelegt. Dis iſt ſo wahr, als die Erde um die Sonne läuft. Er war ein Menſch, und ſo iſt es freilich leicht zu erklären, wie er von dem einen Extrem, worauf die Kirche hielt, von der er ſich trennte, auf das andere verfiel. Gabs denn aber keine Mittelſtraſſe? Muſte er das Kind mit dem Bade wegſchütten? Ich bitte euch — ertraget dieſe Fragen! Es ſind Fragen zu rechter Zeit. Sie flieſſen aus einem Herzen, das bei aller Hochachtung für Luthern doch nur in ſeinem Nahmen für die Nachwelt blutet. Warlich, wenn es keine Mittelſtraſſe zwiſchen beiden Extre-

men gäbe, so wäre das kirchliche Sistem, nach welchem man nur durch Werke selig werden kann, für iede bürgerliche Gesellschaft heilsamer, als das, welches uns lehrt, daß wir durch bloßen Glauben selig werden können. Sollts denn nicht wahr sein, daß man sich durch gute Werke eine Stufe im Himmel bauen könne? Jesus selbst hats ia gesagt. Diese Meinung mus also unter uns Protestanten wieder herbei; oder — es ist um unsere Nachwelt geschehen. Ja, wir müssen mit der Sache ganz ins Reine; wir müssen zum Urchristenthum zurück, welches uns hier zwischen Pabstthum und Protestantismus die rechte Mittelstrasse zeigt. Werke, die zu nichts nützen und frommen, als Cerimonieen, Andächteleien, Fasten, Gelübde, Kasteien, Wallfarten u. d. können uns freilich vor Gott keinen Werth geben; aber gute Werke, wohlthätige Handlungen der Menschenliebe geben ihn uns gewis und geben ihn uns einzig und allein, machen uns einzig

und allein selig und folgen uns in iene Welt nach. Dis ist die ursprüngliche Lehre Jesu und seiner Apostel. Welche unter allen solchen guten Werken sind aber wohl die vom ersten Range? Müssen es nicht diejenigen sein, welche den ausgebreitetesten Nutzen stiften? Und sind dis nicht offenbar öffentliche Anstalten der Menschenliebe? So die Sache wieder hingestellt, wird auch für die Menschheit wieder gesorgt sein, und die guten Werke werden wieder ihre Liebhaber finden; so lange aber nicht, als diese für glänzende Sünden gelten und ihr Thäter, je öffentlicher und feierlicher er sie verrichtet, nur als ein noch desto glänzenderer Sünder da steht.

Zu dieser für die Menschheit so feindseligen Meinung, die nicht anders, als den Geist milder Stiftungen verscheuchen muste, kam späterhin noch der Luxus hinzu, der ihn fast ganz von uns verbannt hat. Man kann sagen, daß er in den zwei ersten Jahr-

hunderten nach der Reformation noch immer seinen Platz zu behaupten suchte; sobald aber dieser herrschend ward, war's um ihn geschehen. Man konnte dabei nicht besser thun, als daß man die Vorfaren beschuldigte, daß sie Luxus in gottseligen Gestiften und Vermächtnissen getrieben; man überlegte aber nicht, daß man sich vielmehr höchlich dafür bei ihnen noch zu bedanken hätte, und daß, wenn einmahl Luxus getrieben wird, die Art von Luxus, welche sie solchergestalt getrieben haben sollten, noch die vernünftigste und edelste gewesen sei. In unsern Tagen nun vollends hat die unnützeste Aufwandssucht aller Art so um sich gegriffen, daß eine wirkliche Ersparungssucht in Betref des Aufwands für öffentliche Anstalten daraus entstanden ist. Egoismus ist der herrschende Geist unseres Zeitalters geworden; es fehlt an Gemeinsinn, und an Sinn für die Posteritat noch mehr. Man höre nur die Klagen hierüber an den mehrsten Orten, welch

mit dem öffentlichen Armenweſen zu thun haben, das doch eine Anſtalt iſt, die der gegenwärtigen Generation ſchon zum Segen gereicht; wie mus es nicht vollends um die Beförderung der Anſtalten für die künftigen ſtehen! „Die Nachkommen mögen auch zuſehen, wie wir, daß ſie fertig werden“ dis iſt der Grundſatz, nach welchem man handelt; aber — iſt er auch wohl human? Wir hatten gut fertig werden. Die Vorfaren hinterlieſſen uns ihre Eichen und ihre Inſtitute; beide gefielen uns wohl. Wenn wir nun iene unmäſſig umhauen, dieſe unthätig eingehen laſſen, wie ſollen denn die Nachkommen fertig werden können, wie wir? In Anſehung der Holzungen haben mehrere Freunde der Nachwelt ſeither ſchon ihre Stimme wacker erhoben; o möchte reden, wer reden kann, auch für die öffentlichen Anſtalten der Wohlthätigkeit!

Aber, — wo reden dafür? — — Ich antworte, zuförderſt bei Fürſten und

Prinzen. Diese genieſſen le am meiſten die Wohlthätigkeit der Vorwelt, welche ſie zu Fürſten und Prinzen erhub. Sollten ſie nicht vorzüglich verpflichtet ſein, die Dankbarkeit dafür durch ihre Wohlthätigkeit gegen die Nachwelt auszudrücken? Auch ſind ſie am erſten im Stande, alte gute Anſtalten weſentlich zu unterſtützen und zu neuen den Grund zu legen. Wer hat es denn im Aeuſerlichen auf Gottes Erde beſſer, als ſie? Darlich, wenn ſie nicht Hand an das Heil der Poſterität legen wollen, wer ſoll es dann thun? Auch wird es ihnen bei den ſpäteſten Urenkeln mehr zur Ehre gereichen, wenn ſie auf ſolche Weiſe ihres Nahmens Gedächtnis ſtiften, als wenn ſie — — — — — — oder als wenn ſie — — — — — —. Es mus aber auch geredet werden bei anſeren Millionenmännern und Tonnenmännern. Die Wenigſten von dieſen ſind es durch eigenen Fleis, oder auch nur durch eigenes Glück geworden; die Mehreſten wurden es durch Fleis und Glück ihrer Vorfaren.

Mus sich ihnen der Gedanke nicht als der allernatürlichste aufdringen, daß sie den grossen Vorfarensegen auf mehr als gewöhnliche Art auch in Segen für die Nachkommen zu verwandeln haben? Selbst die, welche ihren Reichthum erwarben, können doch die ausserordentlichen Begünstigungen des Schicksals dabei nicht ableugnen; und so haben auch sie einen Beruf zu ausserordentlichen Begünstigungen der Gesellschaft, wozu die Fürsorge für die Unversorgten in den folgenden Geschlechtern ausdrücklich gehört. Ihre Kinder und rechtmässigen Erben werden dadurch nicht übervortheilt; sie erhalten doch genug und vielleicht zum Schaden für ihren Kopf und für ihr Herz noch zu viel. Wenn Reiche dis bei ihrer Unbeweglichkeit, gute Anstalten zu beschenken, zur Entschuldigung nehmen: so verwickeln sie sich selbst in einen Widerspruch, der sie in ihrer ganzen moralischen Blösse zeigt. Halten sie sich denn wohl verbunden, von iedem andern unnützen grossen Aufwande, den sie machen, als

Erblaſſer Rede und Antwort zu geben? Warum fühlen ſie dieſe Verbindlichkeit nur, wenn es darauf ankommt, auch nur einen mäßigen Aufwand zum allgemeinen Beſten zu machen? — Beſonders aber muß geredet werden bei ſolchen Reichen, die den Cölibat erwählten, oder doch kinderlos ſterben. Wenn dieſe nichts Gemeinnütziges für die Nachwelt hinterlaſſen, ſo haben ſie gar nichts für ſie gethan. Sie ſcheiden in alsdann einſt von der Erde wie Verwünſchte, die ſobald ſie weg ſind, wie weggetilgt ſind, und deren Nahme auch im geringſten nicht über das Grab hin gedeihen ſollte. Sie alſo, die ſelbſt keine Nachkommen hinterlaſſen, haben die heiligſte Pflicht auf ſich, fremde arme Nachkommen für die übrigen zu betrachten, ſie an Kinder- und Kindeskinder Statt aufzunehmen und ſich dadurch, wenn es ihr freier Wille war, keine Familie zu bauen, für dieſe Verſündigung an der Nachwelt mit der Nachwelt und mit der menſchlichen Natur ſelbſt auszuſöhnen. Und, wenn es,

wie gewöhnlich und leicht zu erklären, der Fall ist, daß solche Menschen im Leben durch keine vernünftige Vorstellung dazu bewegt werden können: so benutzet ihre letzten Stunden, ihr Religionslehrer, ihr Aerzte und ihr Menschenfreunde insgesamt, die ihr an ihre Betten kommet, und nehmet, wenns sein mus, Motive von Hölle und Teufel her, um ihnen noch am Rande des Grabes Gutes abzuzwingen. Wenn für die Posteritat nur gesorgt wird, so gilts vor der Hand gleichviel, ob sie es gern, oder wie auf der Folterbank, thaten; einst werden sie wünschen, es gern gethan zu haben, und werden euch danken, daß ihr sie wenigstens dazu vergewaltiget.

Ists aber schon schön, Andere zu bewegen, Anstalten der Menschenliebe zu befördern — o wie schön mus es sein, selbst ihr Beförderer zu werden! Selig doch Jeder, der in der Lage ist, daß er dis werden kann! Er gewähre doch ia die ihm beschiedene vorzügliche Seligkeit seinem Herzen und säume

damit nicht, ſondern werde bei der groſſen Ungewisheit der Todesſtunde und der Todesart ſchon in geſunden Tagen noch Segenſtifter für die Nachwelt! — O ihr, die ihr als hochbegüterte Sterbliche den ſchönſten aller Triebe unſerer Natur ſo gern folget und ſo gern Gutes thut, hier öfnet ſich euch ein Feld dazu, das an Ausbeute der Saat, die ihr ausſtreuet, alle andern wie im tiefſten Hintergrunde hinter ſich zurückläſſet. Wenn ihr öffentliche gute Anſtalten errichtet, oder auch nur unterſtützet, ſo habet ihr es nicht mit Aprikoſenbäumen zu thun, die ihr pflanzt oder pfleget, und die der erſte ſtrengere Winter wieder vernichtet, ſondern mit Eichen, die mehreren Jahrhunderten Trotz bieten. Gutes, für die Nachwelt geſtiftet, iſt das dauerhafteſte, das weſentlichſte Gute. Wollet ihr nicht auch gern, daß eure Wohlthaten gut angewendet werden? Die vollkommenſte Inſpektion darüber iſt noch immer die obrigkeitliche, oder kann es wenigſtens ſein. So habt ihr Alles ge-

than, wenn ihr Leser eure Gutthätigkeit anvertrauet, und könnt es getrost dem Gange der Dinge überlassen, wie sie damit schalten und walten dürfe. Auch möget ihr gewiß den Dank für eure Wohlthaten nicht gern hören. So seid barmherzig gegen die Nachwelt; wenn sie spricht, höret ihr nicht mehr. Und — welch ein Gedanke, noch zu helfen, wenn man längst unten Hülfsbedürftigen nicht mehr ist! O drücket diesen Gedanken recht an euer Herz und vollführet schon gefaßte edle Entschlüsse, und faßt sie, wenn ihr sie noch nicht gefaßt habt. Das Bewußtsein, in einer verlassenen Welt immer noch Gutes zu stiften, als wenn man noch persönlich in ihr wäre, muß allein schon iede andere Welt, in die man übergingt zum Paradise machen können.

Selbstmord ist iezt unter uns Deutschen weit häufiger, als vor Jahrhunderten. Es giebt daher Aerzte, welche die Sucht darnach schon unter die neueren Krankheiten zählen. Sollten sie Recht haben, so dürfte die Ursache davon, da es auch neue Laster und Thorheiten gibt, nicht weit zu suchen sein.

Der Frage, ob es ein Verdienst sei, einen Selbstmörder zu retten, geht die Frage vorher, ob Selbstmord erlaubt sei.

Die Erlaubnis zu einer Handlung kann nur offenbarerweislichen Gutes geben, das durch sie gestiftet wird. Dieses Gute ist entweder Segen für den Thäter selbst, oder für die Gesellschaft. Nun lassen sich wirklich Fälle denken, in welchen der Gesellschaft durch Selbstmord grosser Nutzen gestiftet werden kann, und zwar solcher, dessen sie ohne ihn schlechterdings verlustig ginge. Wenn nun jeder Mensch der Gesellschaft so viel

Nutzen stiften muß, als er kann; wenn er als Theil für das Ganze leiden und sich erforderlichen Falls für selbiges gar aufopfern können soll: so kann Selbstmord zuweilen sogar Pflicht werden. Doch, in diesem Falle sind ja unsere Selbstmörder nicht; sie entleiben sich nicht für die Gesellschaft, die vielmehr oft grossen Schaden davon hat, sondern ihrer selbst wegen. Es läge ihnen also ob, zu beweisen, daß sie dadurch wirklich Gutes für sich stifteten, und daß dieses Gute, weil sie es durch die unnatürlichste aller Handlungen erringen, von äuserstgrossem Belange sei und auf keine andere Weise von ihnen errungen werden könne. Hier ist nun wieder nur der einzige Fall anzunehmen, daß sie ihre Tugend und Rechtschaffenheit äuserlicher Gewalt wegen nicht anders behaupten könnten, als durch Selbstmord. In diesem Falle müsten sie also sein; und dann müste ihnen freilich die Tugend noch über das Leben gehen. Wo passt aber auch dis wohl auf unsere Selbst-

mörder? Was bleibt ihnen also aufzuzeigen übrig, das sie für sich stiften? Nichts, als daß sie ihrem Leben, dessen sie aus verschiedenen Ursachen überdrüssig sind, ein Ende machen. Ist es möglich, daß sie dis als etwas Gutes betrachten können, das sie für sich stiften? Entweder sie glauben an ein Leben nach dem Tode, oder nicht. Im ersteren Falle müssen sie ia zugestehen, daß sie durch Verkürzung dieses Lebens auch die Zubereitung auf jenes abkürzen. Und wenn ihre Leiden noch so wahr und groß wären, müssen sie nicht einsehen, daß sie sich eben durch Uebung der Geduld und Standhaftigkeit in selbigen vollkommen machen sollen? Welcher unersetzliche Verlust also für sie auf immer, wenn sie sich vor der Zeit in jene Welt hinüber schleudern! Glauben sie aber an kein künftiges Leben: so ist es ein offenbarer Widerspruch, ia, es sind Worte ohne allen Sinn, daß sie durch Zerstörung ihres Daseins Gutes für sich stifteten. Sie machen dadurch zwar

ihren

ihren Leiden ein Ende, aber auch — sich selbst. Nicht nur kein Gutes für sich stiften sie also, sondern auch Böses für die Gesellschaft. Sie entziehen ihr sich und ihre Kräfte und bleiben vorsätzlich ihre Schuldner, da sie ihre Schuld doch wenigstens durch das Beispiel frommer Ergebung in ihr Schicksal hätten abtragen können. Aller Selbstmord also aus Ueberdrus des Lebens, dieser mag nun aus Melancholie, oder aus Verzweiflung, oder aus bloßer Laune, herrühren, ist unerlaubt, und so ist es allerdings ein Verdienst, ihn zu verhindern und unsere Selbstmörder zu retten. Es erwerbe sich doch dieses Verdienst Jeder, wer dazu Gelegenheit hat, und erwerbe es sich so vollkommen, als möglich! Wenn das Bewußtsein vollbrachter Lebensrettung überhaupt schon zu unseren seligsten Besitzungen gehört: von welchem Werthe für unser Herz muß die glücklich von uns vollbrachte Rettung eines Selbstmörders sein! Dort schützen wir einen Andern nur vor dem höchsten Verluste, den er leiden

kann; hier aber auch vor der höchſten Thorheit zugleich, die er durch eigene Wahl des höchſten Verluſts beginge.

Dank ſei es dem Genius unſeres Zeitalters, daß unſere Obrigkeiten das unehrliche Begräbnis der Selbſtmörder abſchaften! Den Körper dafür ſtrafen, daß der, dem er gehörte, ihn entſeelte, war nicht nur noch ungereimter, als das Meſſer, oder den Strick, oder die Piſtole dafür ſtrafen, daß ſich der Selbſtentleibte ihrer zur Ausführung ſeiner unnatürlichen That bediente; ſondern nimmermehr wäre auch ſonſt die Rettung offenbarer Selbſtmörder in Gang gekommen. Es gehört viel Philoſophie dazu, als Menſchenfreund dem Schinder ins Handwerk zu fallen, oder ſich auch nur mit einem Körper zu beſchäftigen, für den der Schinderkarren ſchon in der Aufart iſt. Ja, wenn am Ende die Philoſophie ſich ſogar öffentlichen Beſchimpfungen des Pöbels dafür Preis gegeben ſieht, ſo zieht auch ſie ſich nothgezwungen

zurück. Weg ſind ietzt alle dieſe Beſorgniſſe. Kein Schinder ſchneidet die Unglücklichen mehr vom Strange ab; kein Schinder ſchleift ſie auf ſeinen Anger mehr hin. Die Selbſtmörder ſind für ehrlich erklärt und es gibt ietzt kein ehrlicheres Geſchäft, als ſich mit ihrer Rettung zu befaſſen. So eile zu ihnen herzu, wer kann, und ſuche Jeder der Erſte bei ihnen zu ſein, wer ihnen der Nächſte iſt! Misgelingen die Rettungsverſuche, ſo ſind ſie doch keinesweges ganz vergeblich; ſie bewirken und beſchleunigen künftige andere, unter denen gewis bald hier, bald da, einer gelingen wird. O darum, ihr Prediger, ihr Richter, ihr Miniſter, ihr Prinzen — ihr Alle allzumahl, auf deren Beiſpiel das Volk maulaufſperrend achtet, zeichnet euch bei ſolchen Fällen ganz beſonders durch Thätigkeit aus! Wenn ihr euch bemerklich entfernt, ſo iſts an eurem Orte auf lange wieder um die Unglücklichſten unter allen Menſchen geſchehen; wenn ihr euch aber herzudränget, ſo ſehet im Geiſte ſchon

einen der Nächſtfolgenden wieder gerettet. Und — gelingt die That — ha, welche ſchöpferiſche Freude, den wieder durch uns athmen zu hören, der nicht mehr athmen wollte! Wenn er nicht ein Wahnſinniger iſt, ſo wird die entſetzliche Erſchütterung, welche er durch ſeine That erlitten, den Eindruck auf ihn machen, daß er gern wieder athmet. Er wird dis zu erkennen geben, und der Ausdruk davon wird den unausſprechlich beglücken, der ſein Retter ward. Man laſſe es dann aber auch nicht an der augenblicklichen Rettung bewenden, ſondern thue Alles, was die Umſtände und die erforſchte individuelle Lage des Selbſtmörders mit ſich bringen, um ihn ſo zu ſtimmen, daß er den heilloſen Verſuch nicht wiederhole.

Darum iſts beinahe noch mehr geleiſtet, wenn wir Menſchen, die mit Selbſtmordsgedanken umgehen, von Vollziehung der That abhalten, als wenn wir die von ihnen ſchon vollzogene That wieder vereiteln. Können wir weiter nichts thun, als daß wir

ihnen die That blos phisisch unmöglich machen, so ist es freilich nicht viel; es wird sogar schwer halten, dis auf immer fortzusetzen. Machen wir sie ihnen aber moralisch unmöglich: verwandeln wir das Streben nach ihr in Abscheu vor ihr — — o dann, dann freuet euch, ihr Edlen! Menschenkenntnis mus es sein, die uns hierbei zu Statten komme. Solche Unglückliche sagen uns freilich nicht, was sie zu thun Willens sind; wir müssen es ihnen absehen, abmerken. Sobald wir genauern Umgang mit ihnen haben, kann uns dis kaum fehlschlagen. Familien ist es vollends in den seltensten Fällen unverzeihlich, wenn sich solch Unglück in ihrem Schosse ereignet. Sollte man es an einem Menschen nicht gewahr werden, wenn er sich zur Schwermut neigt? Sollte es keine Zeichen an ihm geben, wenn ihn eine unzubefriedigende Leidenschaft quält? Sollte er die verzweifelteste aller Thaten, ehe er sie verrichtet, nicht schon durch mancherlei verzweifelte Aeuserungen ankündigen? Ist es

da zu verantworten, wenn man ihn ſich ſelbſt überläſſet und ihm durch nichts zu Hülfe kommt? Iſt es recht, ſeinen Trieb nach Einſamkeit zu hegen, auch dann noch zu hegen, wenn er ſchon einſam an Oertern verweilt, wo er gar nichts zu thun oder zu ſuchen hat, und wenn man ihn mit wildem oder doch ſcheuen Blick von da zu den Seinigen gleichſam zurückflüchten ſiehet, als ſuchte er bei ihnen Schutz gegen ſich ſelbſt? Und — iſt es genug für ihn gethan, wenn man ihn blos bedrohet und hart darüber anſehet; oder ſtöſſt man ihn hierdurch nicht vollends zur verhaßenden That noch hin? Und doch, wie iſt dis Alles in Familien noch immer ein ſo gewöhnliches Benehmen gegen dergleichen Unglückliche! O gibts denn im ganzen Hauſe kein einziges menſchenfreundliches Herz mehr? .. Der, in dem dis ſchlägt, trete hinzu, ſuche dem Verdächtigen ſein Vertrauen abzugewinnen, tröſte ihn durch Freundſchaft und Theilnehmung und reiche ihm ſanftmüthig die Ideen dar, welche die

ſchwärzeſte aller Ideen nach und nach aus ſeiner Seele verſcheuchen könnten. Wenn er ihn dann ſiehet, wie er allmählig für die Freude wieder empfänglicher wird, an ſeine Geſchäfte wieder emſiger geht und die zu ihm zurückkehrende Ruhe mit ſeinen Blicken ankündigt: ſo freue er ſich der vollbrachten ſchönen That und rechne dafür auf ewige ihn ſegnende Liebe ſeines Geretteten!

Freilich aber würde es das Höchſte ſein, was man leiſten könnte, wenn man machte, daß Menſchen auch nicht einmahl auf Vorſätze des Selbſtmords geriethen. Ganz und gar den Selbſtmord von der Erde zu verbannen, dürfte unter die unausführbaren Projekte gehören; der Sucht nach ihm aber könnte wohl geſteuret werden. Die Geſchichte unſerer mehreſten heutigen Selbſtmörder ſagt uns nun deutlich genug, wo die Hauptfehler liegen. Sie ſind alle von der Art, daß ihnen hätte abgeholfen werden können, und es mus ihnen für die künftige Generation abgeholfen werden, wenn die

Menſchheit nicht endlich an der Selbſtmordsſucht, wie an einer anſteckenden Krankheit, darniederliegen ſoll: denn warlich es erregt Schaudern und Entſetzen, ſogar Jünglinge aus Ueberdrus des Lebens von eigener Hand fallen zu ſehen; ſie, in denen der Lebenstrieb noch allgewaltig ſein ſollte. Man würde den Nachrichten aus dem Auslande von der Kälte und Entſchloſſenheit, mit der ſie oft dabei zu Werke gehen, als wenn ſie wer weis was für eine Heldenthat verrichteten, nicht trauen, wenn man nicht ähnliche Ereigniſſe um und neben ſich ſähe. Aber das iſts — es fehlt den Herzen iezt an Leidenſchaft und Trotzſinn; dagegen ſind die Köpfe voll von ſchwärmeriſchen, überſpannten und abenteuerlichen Ideen; und ſo qualifizirt ſich dieſe groſſe Angelegenheit der Menſchheit nun zu einem der wichtigſten Gegenſtände für die häusliche Erziehung ſogar. Hier, hier mus der einreiſſenden Selbſtmordsteſtheit entgegengearbeitet werden; hier wird ihr auch am glücklichſten entgegengearbeitet werden, ſobald man nur will.

Man bewahre vor allen Dingen junge Leute vor dem ausmergelnden Laster der Selbstbefleckung! Hier liegt die Hauptquelle der ietzt so häufigen Selbstmorde verborgen, die hernach früher, oder später, erfolgen; und die Geschichte unseres Jahrhunderts zeigt deutlich, daß mit der Ausbreitung dieses Greuels die Ausbreitung des Selbstmordsgreuels gleichen Schritt gehalten habe. Das unnatürliche Laster zerstört nicht nur das Gehirn und legt dadurch den Grund zu künftigen Verrücktheiten aller Art; sondern es spannt auch alle Kräfte des Herzens ab, befleckt das Gewissen mit unauslöschlichen Flecken, benimmt allen Sinn für reinere Freuden des Lebens, macht das Gemüth so trübe, wie den Blick, und erzeugt Mistrauen auf Gott und Menschen. Kommt hernach der entnervte Wollüstling in unangenehme oder auch nur ungewöhnliche Lagen, so weis er sich nicht zu helfen. Sein Verstand ist zu schwach, einen richtigen Ueberblick zu thun; seine Fantasie aber, die er durch

die Jugendgreuel ausbildete, herrscht mit wilder Stärke. So erblickt er Gefaren, wo keine sind, sieht das kleinste Leiden für gros an und hat nicht die geringste Kraft zu dulden. Innere Vorwürfe kommen dazu; die Religion verläßt ihn; er fängt an zu sinken; nichts hält ihn; so stürzt er darnider. Der einzige Rath, der in dieser traurigen Lage der deutschen Menschheit Eltern und Erziehern zu geben ist, ist dieser — Haltet die Kinder von allem Umgange mit andern Kindern ab, von denen ihr nicht zuverlässig wisset, daß sie noch unbefleckt sind; damit sie den Greuel nicht von Gespielen lernen, als welches die allerschädlichste Erlernungsart desselben ist. Redet hernach, wenn der Zeitpunkt kommt, daß die Natur selbst sie dazu verleiten könnte, vorsichtig und bescheiden darüber mit ihnen, betreibet das Gespräch an der Hand der Religion und lasset sie so die erste Bekanntschaft mit diesem Laster gleich auf seiner abscheulichen Seite machen; denn der

Glaube an ewige Unwiſſenheit, als an die feſteſte Stütze der Unſchuld, iſt die zerbrechlichſte unter allen ihren Stützen.

Man gewöhne ferner iunge Leute an die Natur und mache ihnen die Genüſſe derſelben zu ihren Lieblingsgenüſſen! Es iſt tauſendmahl geſagt, daß man bei der Erziehung deshalb gar nichts weiter zu thun habe, als dem eigenen menſchlichen Triebe nach Freiheit und nach Sein im Freien nur freien Lauf zu laſſen. Geſchieht es denn aber? Sperrt man nicht die Kinder im zweiten, dritten Stockwerk, wo es Treppe an Treppe und Fenſter an Fenſter giebt, zu welchen ſie ſich zwanzig, dreiſſig Ellen hoch bis an den Nabel herauslegen, ein, um nicht auf bloſſem Erdboden zu verunglücken? Iſts nicht das Aeuſerſte, was man thut, daß man ſie an Sonntagen, oder allenfals täglich, eine Stunde lang um die Stadt herumführen läſſet? Was entſteht hierdurch? Gefühlloſigkeit für die Natur und Sucht zu Stubenvergnügungen, die für Frohſinn und Unſchuld

mörderisch sind. Man erziehe die Kinder mehr im Freien; man lasse sie Grabstichel und Schaufel wacker handhaben! Dis heilt sogar alte Selbstmordssüchtige; wie vielmehr wird es junge Leute vor Selbstmordssucht sichern! Spielen soll ja die Beschäftigung der Kinder sein; o ihr Eltern, so lasset sie doch spielen im Garten! Schenket ihnen einen eigenen Spaden, eine eigene Harke; sie danken euch mehr dafür, als für den ahornen Zuckerbaum und für den ganzen Stubenheiligenchrist um Weinachten. Dis ist der wahre heilige Christ, den ihr ihnen auf alle Weinachten ihres Lebens beschceren könnet, daß ihr sie mit der Natur vertraut machet. Dadurch empfängt nicht nur ihre Seele eine allgemeine Stimmung zur Heiterkeit, die ihnen hernach in allen Lagen des gesellschaftlichen Lebens treu bleibt; sondern sie haben auch iederzeit an der Natur eine sanfte Trösterin für alle die Leiden ihres Standes und Berufs, die für sie unausweichlich sind. Sie ruhen von

selbigen in ihrem Schosse aus und stärken sich da zur Ertragung künftiger, und wenn bange Erwartungen der Zukunft schon allen ihren Muth darnider schlagen wollen, ist eine einzige wunderschöne Aussicht im Stande, ihn wieder zu erheben; statt, daß Andere, die nur für das Geräusch der Welt erzogen sind, sobald sie die Welt verlässet oder ihre Hofnungen vereitelt, sich gleich so arm an Freude fühlen, daß das Leben gar keinen Werth mehr für sie hat. Die Unglücklichen! Sinn für die Natur würde sie gerettet haben. Wer sich und die Natur noch hat, braucht nicht zu verzweifeln.

Man sorge ferner dafür, daß junge Leute religiös, und zwar aufgeklärtreligiös werden. Gar sehr fehlt es itzt an wahrem und lebendigen Glauben an Gott und Ewigkeit. Nicht erwärmt mit diesen beiden Ideen in der Jugend, lässet man sie hernach linker Hand liegen, kommt zu keiner Ueberzeugung von ihnen, wendet sie nicht an, folgt blind seinen Leidenschaften und ist lebenssatt, wenn

dieſe nicht befriedigt werden können. Wer innig an ein höchſtes Weſen glaubt, das als Daſeinsgeber auch allein über ſein Daſein zu gebieten hat und unter deſſen weiſer und gnädiger Regierung alle ſeine Schickſale zu ſeinem Beſten dienen müſſen — wer wahrhaftig glaubt, daß er im Tode fortdaure und daß jenes Leben nur in der Maſſe für ihn glücklich ausfallen könne, in welcher er ſich in dem gegenwärtigen dazu ausbildet: der wird, ſo lange er bei Vernunft iſt, nicht auf den Gedanken kommen, Selbſtmörder zu werden. Freilich aber müſſen dieſe Religionsideen jungen Leuten richtig gereicht werden; da ſie ſonſt, ſtatt vom Selbſtmorde abzuhalten, gar zu ihm führen können. Wie viel Unglückliche, die ſich in grobe Laſter verwickelt hatten, fielen nicht ſchon von eigener Hand blos durch irrige Begriffe von göttlicher Verſöhnung und daher entſtehende Zweifel an der Gnade Gottes! Wie viele eilten nicht von der Erde weg, weil ſie ihnen von Anfang an als ein Jammerthal verleidet

ward und weil man ihnen wahres Glück nur im Himmel erst versprach, in den man also nicht zeitig genug eingehen möge, und wo ihnen Gott ohne All ihr Verdienst blos aus Gnaden so viel Seligkeit geben könne, als er wolle! Darum, ihr Eltern, schätzet aufgeklärten Religionsunterricht, wenn ihn eure Kinder erhalten können, über Alles hoch und entziehet ihnen selbigen nicht, wenn er auch gegen den, den ihr ehemals empfinget, noch so abstäche!

Man habe endlich auch ein wachsames Auge auf die Lektüre junger Leute! Lesen ist gut für sie; aber Alles ohne Unterschied lesen wird ihnen äuserst gefährlich. Allenthalben haben wir dann doch nun in unsern Tagen Beispiele von jungen Selbstmördern, die dis durch Bücher wurden, und so verdient dieser Theil der Erziehung die allgemeinste Beherzigung. Ein Katalog von verbotenen Büchern ist jetzt in jedem Hause, das wohl regiert werden soll, nothwendiger, als der zu Wien. In diesen gehören ausser

dem ungeheuren Schwalle der Ritter- und Raufsgeschichten vorzüglich alle Schriften, in welchen der Geist der Empfindelei webt, alle Romane, in denen sich die Helden für Liebe todtgrämen oder gar todtschiessen, alle Schauspiele, welche sich mit Selbstmord endigen, alle übertriebene Darstellungen der Unvollkommenheiten der Gesellschaft und des menschlichen Lebens, und alle solche Piecen, in welchen der Selbstmord angepriesen, oder doch vertheidigt, oder auch nur so erzählt wird, daß er für sich einnimmt. Junge Leute, deren Fantasie ohnehin höchstlebhaft ist, bekommen durch dergleichen Lektüre nichts, als überspannte Empfindungen und verschraubte Ideen, saugen daraus Geringschätzung des Lebens ein, stärken sich hernach durch jedes Unglück, das ihnen widerfährt, darin, erinnern sich der Stellen, welche den stärksten Eindruck auf sie machten, bekommen dadurch, wenn sie sich in ähnlichen Lagen glauben, den letzten elektrischen Schlag und ahmen dem schönerzählten

Selbst-

Selbſtmords Beiſpiele nach. Es iſt unbegreiflich, wie der gröſſeſte Theil unſerer Väter und Mütter dis alles nicht einſieht, ſondern die Kinder ſich aus den Leſebibliotheken holen läſſet, was ſie wollen. Alle, die dergleichen halten, geſtehen es geradezu, daß ietzt keine Schriften begieriger geleſen werden, als die von oben erwähnten Arten. Wohinaus das zuletzt? Und noch unbegreiflicher iſts, wie Eltern ſogar ihre Kinder ins Schauſpielhaus führen können, wenn Selbſtmord daſelbſt wirklich vorgeſtellt wird. Da ſitzen dann die neugierigen Kleinen, ſind ganz Auge und Ohr auf den theatraliſchen Helden, zittern und beben, wenn er zum Werke ſchreitet, entſetzen ſich, wenn er zu Boden ſinkt, erholen ſich aber, ſobald ſie hören, daß er ſeine Sache ſehr ſchön gemacht habe, und daß ihm Beifall zugeklatſcht wird, und — klatſchen lachend mit. Verträgt ſich das mit einer vernünftigen und moraliſchen Erziehung? O möchte allenthalben die Polizei ſich erheben und die Aufführung

solcher Stücke ausdrücklich verbieten! Möchte die Censur mit aller ihrer Strenge über Schriften der angeführten Arten wachen, statt daß sie oft zur Ungebühr strenge gegen die unschuldigsten und heilsamsten Untersuchungen der Wahrheit verfährt! Die Nachwelt wird sonst ihren eigenen Augen nicht trauen wollen, wenn sie einst diesen ärgsten aller Widersprüche lieset.

Wer ist ein Rechtschaffener und gesteht nicht, daß er, wenn er heute in diesem oder jenem Falle wieder wäre, in welchem er vor Jahren war, ganz anders handeln würde, wie damals? Unsere Erfarungen vermehren sich; unsere Leidenschaften nehmen ab, und wir lernen von Zeit zu Zeit alle Vorgänge auf der Unterwelt richtiger würdigen. Jeder erinnere sich nur an sein ehemaliges Benehmen bei empfangenen Beleidigungen! Wie manche derselben sah er für weit wichtiger an, als sie ietzt in seinen Augen ist! Der Schaden, den sie ihm stiftete, war gar nicht so gros, als er dachte. So würde er sie nun bei weitem nicht so ahnden, wie damals; er würde vieleicht nicht einmahl Anstalten zur Gegenwehr für sie machen. Ebenso erinnere sich auch Jeder nur an die Stimmung, in welche er einst gerieth, wenn ihm dieser oder iener Plan mislang, diese oder iene Hofnung fehlschlug! Wie er da so

unruhig ward! Was er da für ein Wesen trieb, um alles Widerstandes der Umstände ungeachtet dennoch zu seinem Ziele zu gelangen! Und — wie er ganz verzweifeln wollte, wenn auch dis nichts half! Jetzt ist ihm der misgelungene Plan ein wahres Nebending, die vereitelte Hofnung eine unbedeutende Kleinigkeit; ietzt würden ihn beide gar nicht aus seinem Gleichgewichte bringen und er würde lächelnd seinen Weg fortwandeln.

Angenehm können solche Bemerkungen über uns selbst freilich auf keinen Fall für uns sein; denn sie belehren uns, daß wir — gefehlt haben. Inzwischen ist es schon eine Art von Wiedergutmachung des Fehlers, wenn wir ihn für einen Fehler erkennen und ietzt nicht begehen würden! Auch ist es in unserer Gewalt, unsere jüngeren Freunde, wenn sie ebenso fehlen wollen, durch unser Beispiel davor zu warnen und so unsere uns alten Fehler ganz neuerlich sogar nützlich zu machen. Wer ein guter Mensch ist, gibt sich gern hierzu her und scheuet die ihn selbst

beschämende Erzählung nicht, sobald er Segen dadurch stiften kann.

Welche Freude mus es uns nun aber auf der andern Seite machen, wenn wir an längstüberhingegangene wichtige Lagen unseres Lebens zurückdenken und heute noch in selbigen so handeln würden, wie wir damals gehandelt haben, weil uns Vernunft und Gewissen sagen, daß wir so und nicht anders handeln müsten! Es ist doch gar zu schön, sich das Zeugnis geben zu können, daß man vor Jahren schon richtige Grundsätze hatte und sich von Befolgung derselben durch Nichts abwendig machen lies. Man erscheint dadurch in seinen eigenen Augen nicht erst als Anfänger in Weisheit und Tugend, sondern als ein alter Geübter in Beiden. Man fühlt sich als einen festen Mann, und zwar von guter Art, und so ists, als wenn die ganze Welt um uns her mehr Festigkeit erhielte. Hat man vollends durch seine ehemahlige Handlungsart gemeinnütziges Gutes gestiftet und für seine

Perſon zugleich Schaden davon gehabt, und wäre ietzt wieder im Stande, wenn der Fall wieder einträte, ebenſo zu handeln und den empfindlichen Schaden wieder zu leiden, um nur daſſelbe Gute zu ſtiften: o dann, dann fühlen wir uns hocherhaben über den groſſen Tros, der die Wetterfahne im Wapen führt, den Mantel nach dem Winde kehrt, ins allgemeine Horn bläſet, mit dem Strome ſchwimmt, aus Egoiſmus von nichts weiter, als von Accede, weis u. ſ. w. Hieher achören vorzüglich überſtandener Kampf für die Wahrheit, durchgeſetztes Entgegenſtreben gegen Miniſterdeſpotiſmus, und Rettung der Unſchuld, die ſchon in den Klauen ihrer Würger oder gar zum Juſtizmorde reif war. In allen andern Fällen aber auch, wo es nur unſer eigenes Wohl und Wich betrift, und wenn ſie vor funzig Jahren ſich ereignet hätten, bleibt das Bewuſtſein, den rechten Punkt getroffen zu haben, unausſprechlich ſüs.

Der Körper hilft sich selbst. Dis ist schon der erste Grundsatz aller vernünftigen Aerzte, und seine ganze Heilkunde ist Scharlatanerie, wenn sie da nicht fortgeht, wohin er ihr voran geht. Der Spruch ist aber auch wahr bei allen unerwarteten Zufällen und Gefaren, die ihn von aussenher treffen. Man sehe nur einen Menschen an, der im Begrif zu fallen ist. Ein Arm hilft dem andern, ein Fus dem andern; die Arme helfen den Füssen, die Füsse den Armen. Der Verstand des Fallenden trift diese Anstalten gar nicht; sie geschehen alle ohne ihn und kämen viel zu spät, wenn er sie erst ergrübeln, auswählen und bestimmen sollte. Wir nennen es Balanciren, und ist der Fallende nicht ganz und gar aus dem Gleichgewichte, so stellt sich dieses durch Mitwirken aller seiner Glieder wieder her und — er hält sich. Unsere Reuter machen noch viel merkwürdigere Erfarungen hiervon. Aus den grössesten Gefaren retten sie sich auf eine so geschickte Art, wie sie eine stun-

lenlange Ueberlegung nur anrathen könnte, und gestehen hernach selbst, daß sie nicht wissen, was von ihnen geschehen sei, noch weniger, wie sie darauf gekommen sind, so zu thun. Und wer kennet nicht die Beispiele von gleichgeglückter als verzweifelter Nothwehr bei urplötzlichen An- und Ueberfällen! Menschen, die nachher dergleichen von sich erzählen, erstaunen selbst über sich und können weiter nichts angeben, als daß ein unendliches Kraftgefühl sie durchdrungen, von welchem unterstützt sie die Wunder der Tapferkeit gethan. Kurz, in allen solchen äußerlichen Gefaren, die durchaus zu keinen Ueberlegungen Zeit lassen, ist dafür gesorgt, daß eigenthümliche und zum Theile noch unerklärte Triebe des Körpers uns zu Hülfe kommen. Da wir aber in der That hieran keinen Theil haben, so können wir uns auch die geglücktesten Fälle der Art nicht zum Verdienst anrechnen.

Nur davon haben wir Ehre, wobei, wie dort unser Körper, so hier unser Geist und

Herz, wacker und brav gewirkt habat. Dis thäten wir selbst; davon können wir Rede und Antwort geben. Wir können die von uns für richtig erkannten Grundsätze, welche uns so, und nicht anders, zu handeln bestimmten, anzeigen; und daraus, daß wir hernach wirklich so handelten und so zu handeln fortfuhren, leuchtet deutlich hervor, daß wir ihnen treu blieben. Darum ists so angenehm, heute noch ebenso thun zu wollen, wie man in wichtigen Lagen des Lebens vor vielen Jahren that, wenn man heute wieder in sie versetzt würde. Auf solche Weise hat uns der Körper nicht übertroffen, dessen blos phisische Kräfte schon unter so richtigen Anwendungsgesetzen stehen; sondern wir haben auch unsern höheren und geistischen Kräften eben so richtige Anwendungsgesetze vorgeschrieben und diese ebenfals unverletzlich aufrechterhalten. Es wollte es der weise Einrichter unserer gesamten Natur; wohl uns, daß wir seinen Willen erfüllt! — —

Wollet ihr, jüngere Freunde, einſt dieſe Freuden eurer Zukunft genieſſen, ſo müſſet ihr ſie euch iezt ſchon bereiten. Wer dis thut, der fängt damit an, daß er ſich recht davon überzeugt, daß, wie ſeine wichtigeren Lagen ſelbſt, ſo auch ſein Verhalten darin, ihm unvergeslich bleiben werden. Es iſt warlich damit nicht abgethan, wenn die Lagen vorüber und auch die Folgen unſeres Benehmens in ihnen ſchon verſchwunden ſind; in der Seele bleiben die Ideen davon zurück. Dieſe ſtellen ſich uns nach langer Zeit vermöge der Aſſociation, die wir gar nicht in unſerer Gewalt haben, ſondern die über uns Gewalt ausübt, in voller Klarheit wieder dar; und ie mehr wir an Jahren zunehmen, deſto mehr geſchieht ſolches, weil wir alsdann ruhiger werden und unzerſtreuter leben, und weil wenig neuhinzukommende wichtige Lagen das geregte Andenken an die alten wieder verſcheuchen. Glaube dis ia, junger Mann, der du deine wahre Laufbahn in der Welt

erſt anfängſt und verlas dich aufs Vergeſſenwollen nicht. Je älter du wirſt, deſto mehr wirſt du rekapituliren und revidiren Alles, was du von Wichtigkeit thaſt.

Hiervon überzeugt, mus man alsdann beim Eintritte in jede wichtigere Lage ſich zurufen — „Nun benimm dich ſo in ihr, daß du dich nach vielen Jahren noch ebenſo benehmen wollen würdeſt, wenn du wieder in ſie kämeſt.“ Dieſer Zuruf bewirkt auf der Stelle, daß man nicht raſche Entſchlüſſe faſſe, oder ſie gar raſch ausführe. Und — wenn junge Leute nur hiervon zurückgehalten werden, ſo haben ſie ſchon unausſprechlichviel gewonnen. Sie ſind es, die den erſten Eindrücken, welche Schickſale, Vorgänge und Lebenslagen auf ſie machen, am wenigſten trauen dürfen. Ihnen begegnet noch zu viel Neues und Unerwartetes. So iſts oft nicht die vorgefallene Begebenheit ſelbſt, die ſie ſo heftig in Bewegung ſetzt, ſondern blos das Neue, das Unerwartete derſelben. Haben ſie ſich nur einige

Tage lang erſt an ihren Anblick und an den Gedanken an ſie gewöhnt: ſo fallen ihre Entſchlieſſungen gewis ſchon anders und richtiger aus, als im erſten Augenblick. Auch leben ſie noch im eigentlichen Alter der Leidenſchaften. Dieſe ſind nicht nur immer mit im Spiele, ſondern ſie regiren oft das ganze Spiel. Der iunge Mann denkt, das, was ſich ereignet, greife ihn ſo an; nein, es iſt ſein Affekt, der dadurch gereizt ward. Wenn er nun ſein Benehmen auf der Stelle beſtimmt, ſo benimmt er ſich nicht nach der Wahrheit der Lage, ſondern nach den Eindrücken, die der Affekt auf ihn macht, und mus ſich auf ieden Fall falſch benehmen. Welche Wohlthat für ihn alſo, wenn er auch nur mit ſeinen Anſchlägen und Anſchlagsausführungen nicht hitzig zufährt! Unterdeſſen entdeckt er vieleicht ſelbſt die Vergröſſerungen oder falſchen Vorſtellungen der Dinge, welche ſeine Leidenſchaft erſchuf; oder ein ruhigerer älterer Freund ſtöſſt ihm auf, und zeigt ſie ihm. Auf ieden Fall

erhält er wenigstens Zeit, Ueberlegungen anzustellen.

Diese Zeit wird er dann auch gewis dazu anwenden, wenn er den Gedanken, sich so zu benehmen, daß er sich nach Jahren noch in derselben Lage ebenso benehmen würde, recht deutlich und ernstlich denkt. Durch Handlen aufs Gerathewohl würde er nur selten die rechte Benehmung treffen; durch reifliches Ueberlegen aber wird er es selten verfehlen. Ach jüngere Freunde, jüngere Freunde — feiert in heilige Stunden der Ueberlegung vor Fassung eurer Vorsätze von grossem Belang; sie sind es, die die künftige Ruhe eures Lebens und Herzens am festesten gründen. Wählet dazu erst die Einsamkeit; gehet nüchtern und mässig in sie ein; machets da, wie die braven Alten, die Alles mit Gott anfingen, und heiliget euch durch Gebet. Dis Alles zusammen versetzt die Seele in den Zustand, worin sie deutlicher und richtiger Ideen fähig ist. Alsdann betrachtet das, was euch geschah, ihr möget

es dabei mit Menschen, oder mit Umständen, zu thun haben, von allen Seiten. Es ist nicht das Erste der Art, das unter der Sonne geschieht; es geschah Andern schon oft. So erwäget die wirklichen Folgen, welche es bei ihnen hatte, und bleibet bei diesen nur stehen. Nehmet Rücksicht darauf, daß Zeiten und Dinge sich oft plötzlich ändern, und daß ein einziger schon nicht unwahrscheinlich zu erwartender Umstand eurer ganzen Lage, die euch so sehr bewegt, eine entgegengesetzte Gestalt geben könne. Dann entschliesset euch und entschliesset euch so, wie ihr einsehet, daß es am klügsten für euch sei, und daß es mit ächter Moralität am bravsten bestehe. Habet ihr so das heilige Ueberlegungswerk erst mit euch selbst betrieben, und, wenns die Wichtigkeit der Sache erfordert, wiederholt mit euch selbst betrieben: so betreibet es nun auch mit einem älteren Freunde, der von Seiten seines Kopfs sowohl, als seines Herzens, euer Zutrauen verdient. Vergesset

da nicht dis zu thun; stolze Verlacknehmung blos auf sich selbst, scheue Verschliessung blos in sich selbst haben schon Tausenden von euch alle Ruhe der Zukunft untergraben. Ein älterer Freund ist gleichsam euer zweiter Verstand bei euren Ueberlegungen; er hat mehr Lebenserfarung und Weltkenntnis, als ihr; er liebet euch, ist gern euer verschwiegener Rathgeber und wird euch zu keinem Bösen rathen. Offenbaret euch ihm; offenbaret euch ihm ganz. Entdeckt ihm, was euch begegnet ist; entdecket ihm die Eindrücke, welche es auf euch macht, und euer Vorhaben mit allen Gründen, die euch dazu bestimmen. Er wird ganz Ohr und Herz für euch sein; seid ihr auch Beides für ihn. Billigt er eure Masregeln: so führet sie hernach noch getroster aus; öfnet er euch aber neue Seiten, die ihr übersahet, und ergibt sich daraus offenbar nothwendige Abänderung eures Plans: so folget dem älteren, weiseren und ruhigeren Manne, und wenn es euch noch so viel Ueberwindung

koſtete. Ihr wolltet euch ja gern ſo benehmen, daß ihr euch in derſelben Lage in höhern Jahren noch ebenſo benähmet; er iſt ſchon in dieſen höhern Jahren; ſo thut, als hörtet ihr euch ſelbſt ſchon in ihm ſprechen, wie ihr einſt wirklich ſprechen werdet, und benehmet euch ſo, wie es euch rathet. — —

So muß es angefangen werden, wenn man ſich dieſe Freuden der Zukunft bereiten will, und — ſanftes Heil über Alle, die ſo thun! Dann danken wir in höheren Jahren bald Gott mit gefalteten Händen, bald uns ſelbſt, die eine Hand an den Kopf und die andere aufs Herz dafür gelegt, daß wir ſie Beide gehörig gebrauchten. Und wenn wir alsdann deſſen ungeachtet gewahr werden, daß wir in dieſer oder jener Lage uns doch falſch benommen und gefehlt haben: ſo können wir uns durch den Gedanken beruhigen, daß zur Nichtbegehung des Fehlers Alles von uns geſchehen ſei, was in unſern Kräften ſtand.

Wenn

Wenn grosse öffentliche Vorgänge sich ereignen, die nicht blosses Personen- oder Familienwohl und Weh, sondern Völkerwohl und Weh betreffen, und wenn die Zeitgenossen eben nicht scheinen, die darin enthaltenen Lehren daraus zu abstrahiren: so beschäftigt sich der nach Gemeinnützigkeit Strebende gern damit, dis an ihrer Statt zu thun, sie dazu anzuleiten und die für sich abgezogenen Sätze ihnen deutlich mitzutheilen. Er glaubt nehmlich, daß dergleichen Vorgänge darum geschehen und von höchster Hand zugelassen werden, damit gewisse Begriffe, deren Richtigkeit man der Vernunft und Sittenlehre nicht aufs Wort glauben will, anschaulich als richtig hingestellt werden sollen; und so zweifelt er nicht, durch diese seine Einmischung der Providenz selbst einen Dienst zu thun. Gelingts ihm dann, zu bewirken, daß solche Wahrheiten mehr in Umlauf kommen und hier und da, wie

es Gottes Wille iſt, mit gutem Nutzen angewendet werden: ſo blickt er freudig ſchon nach Jenſeits hin, wo ihn Prophetenlohn dafür erwartet. — —

Wer mag leugnen, daß dieſes Zeitalter der Gährung der höheren und niderern Stände gegen einander, welches von unſeren Weiſen nicht nur geahndet, ſondern auch vorher geſagt ward, in ſeinen fürchterlichen Begebenheiten Lehren für Beide enthalte, die von äuſerſter Wichtigkeit ſind und auf deren reciproke Annahme und Befolgung das künftige Wohl der Staaten beruhen wird?

Den höhern Ständen iſt es nun ſchrecklich verſinnlicht worden, daß ſie ſich ſogar an ihren eigenen Nachkommen verſündigen, wenn ſie die Saiten zu ſtraf ſpannen, alle Achtung und alles Gefühl gegen die untere weit zahlreichere Menſchheit verleugnen und dieſe für die erſte Klaſſe von Laſtthieren anſehen, welche ausdrücklich für ſie geſchaffen ſei; daß Druck und Unterjochung benſo der

Vergänglichkeit unterworfen sind, wie alles Andere, und daß höhere Grade derselben ihre Vergänglichkeit nur noch mehr beschleunigen; daß am Ende auch der grösseste Despotismus nicht Damms genug gegen den durchreissenden Strom des bis zur Verzweiflung gebrachten grossen Haufens sei, und daß dieser, wenn ihm der Durchris einmahl gelungen ist, mit seinen Millionen für die ihm geschehenen unnatürlichsten und Gottverhastesten Einzwängungen die fürchterlichste Rache nehme und — von Gott unbehindert nehmen dürfe.

Den niderеn Ständen aber ist es ebenso schrecklich versinnlicht worden, daß eine völlige Umkehrung der Dinge nicht das Mittel sei, ihnen mehr Glückseligkeit zu verschaffen; daß gewaltsam und urplötzlich betriebene Reformen von unten hinauf nie das Gute leisten, welches durch bescheidene Vorstellung und durch den sich immer mehr ausbreitenden Geist der Humanität bewirkte Reformen von oben herab allmählich leisten;

daß auch die beglückteste Revolution für die Generation sowohl, die sie ins Werk setzte, als für die folgende noch, nichts als Verödung und Zerstörung sei; daß es daher rathsamer sei, zu dulden, was man kann, um dadurch sich und seinen Nachkommen im ersten und wohl gar im zweiten Gliede die Lebensgenüsse wenigstens zu sichern, die man noch hat; daß eine bürgerliche Gesellschaft ohne Unterschied der Stände durchaus nicht bestehen könne, und daß es ebenso der unleidlichste Despotismus von unten herauf sei, den höheren Ständen nicht Mehr zugestehen zu wollen, als es nur unleidlicher Despotismus von oben herab sein kann, den niedern gar nichts zuzugestehen.

Dies sind die Lehren, die in den tragischen Auftritten unseres Zeitalters liegen. Vor Aller Augen, vor den Augen der Grossen sowohl, als vor den Augen der Kleinen, geschehen die Auftritte; o möchten auch Alle, Grosse und Kleine, die Lehren daraus für sich abstrahiren! Wer kann aber ein beobach-

tender Menschenfreund sein, ohne zu bemerken und über die Bemerkung traurig zu werden, daß dis bei weitem nicht in dem Masse geschehe, in welchem es doch bei dem allgemeinen menschlichen Abstraktionsvermögen in so unaussprechlichwichtigen Angelegenheiten zu erwarten war? Vielmehr hat es das Ansehen, als würde dieses sogar häufig ganz falsch angewendet, und als leitete der gröſsere Theil gerade entgegenstehende Lehren und Grundsätze aus den gräulichen Begebenheiten der Zeit ab.

Daß in den nideren Ständen das Gefühl wahrer und drückender Beschwerden und Leiden stärker und lebhafter werden werde, war vorauszusehen. Unstreitig war es auch Gottes Wille, daß dis geschehen sollte; denn eine solche Menschheit kann er bei „Lasset uns Menschen machen“ wohl nicht zum Zweck seiner schaffenden Güte gehabt haben, deren allergröſsester Theil so stumpf wäre und bliebe, daß er sein Elend nicht einmahl fühlen sollte. Es scheint aber dieses

Gefühl ganz auszuarten und eine herrschende Empfindlichkeit für kleinliche und wohl gar eingebildete Uebel, oder doch für solche Uebel, die von jeder bürgerlichen Gesellschaft unzertrennlich sind, zu erzeugen. Welcher vernünftige Mann könnte dis billigen? Und wenn auch das Gefühl richtig ist und sich auf wirklichen Druck und auf grosse Beschwerden, denen abgeholfen werden kann, bezieht: so verbindet sich doch jetzt mehr, als je, der Geist ungestümer Aeusserung damit. Man drohet gleich, sich selbst Recht zu verschaffen; Gewalt brauchen zu wollen, ist einer der ersten Gedanken geworden. Wie stimmt das mit Landfrieden, mit bürgerlicher Ordnung, mit Unterthanenpflicht? Kommt vollends Beides zusammen; richtet sich das Leidensgefühl in den untern Ständen auf einen falschen Gegenstand und bricht es gesetzwidrig und ungestüm aus — o wehe aller Ordnung und Zucht, aller Ruhe und Glückseligkeit in einem solchen Lande! Die unbedeutendste Veranlassung ist alsdann in

Stande, Aufſtand zu veranlaſſen, der gerechteſte richterliche Ausſpruch darüber, ihn zu vermehren; der Brantewein kommt dazu, und eine trunkene Rotte ſchließt ſich an die andere, ohne oft ſelbſt recht zu wiſſen, weshalb ſie ſich anſchlieſſe. Die neueſte Geſchichte vieler deutſchen Länder und Städte liefert hierüber die beſtätigendſten Belege. Auch ſcheint es, als wenn der Neid gegen die Vornehmeren und Reichen in unſern Tagen weit gewöhnlicher wäre, als ſonſt. Dieſer kann aber nichts anderes, als Immoralität aller Art, hervorbringen. Er erzeugt Ungehorſam, Widerſpenſtigkeit, Vereitlung guter Abſichten, Argliſt, Heimtücke, Betrugsſucht, Raubluſt auf der einen Seite, und dafür hernach auf der andern Mistrauen gegen den gemeinen Mann, Verachtung des groſſen Haufens, der ſo nidrig an Geſinnungen, als am Stande, ſei, Unbehülflichkeit gegen den leidenden Nidern und noch härtere Behandlung der Untergebenen aus Rache.

Menſchenfreunde, die ihr bis im wahren Verſtande ſeid und es mit den niederen Ständen aufrichtig gut meinet, bringet ſie von ſolchen Thorheiten, wenn ihr ſie darin begriffen ſehet, zurück; — ihr erwerbet euch dadurch ein unſterbliches Verdienſt um die Menſchheit. Sie werden euch ſelbſt gleich den Gang zeigen, welchen ihr dabei zu nehmen habet; denn das Erſte, was ihr von ihnen hören werdet, wird ſein — **Es wird bei uns auch nicht eher beſſer, als bis wir es machen, wie in Frankreich.** Ihr höret alſo, daß ſie wirklich abſtrahiren; ſo machet es euch zur Pflicht, ſie beim Abſtrahiren zu leiten. Beweiſet ihnen vor allen Dingen, daß es bei uns nicht ſo arg ſei, wie es in Frankreich war, und daß ſie mithin ſchon darum ſich nicht berechtigt fühlen können, es ſo machen zu wollen, wie man es in Frankreich machte. Saget ihnen alsdann, daß es wider den Geiſt des Chriſtenthums ſei, auch bei den gegründeſten und erheblichſten Beſchwerden

Gewalt gegen die Obern auszuüben; daß der Christ, wenn die ihn drückenden Obern wieder ihre Obern haben, nur Schutz bei diesen gegen sie suchen dürfe, und daß er, wenn sie die Obersten im Lande sind, nur durch unabläßig wiederholte Vorstellungen bei ihnen Erleichterung und Verbesserung seiner äuserlichen Lage zu bewirken trachten dürfe. Machet ihnen begreiflich, daß daraus, wenn offenbaren Bedrückungen auf Bitten der Unterthanen nicht gleich abgeholfen wird, nicht immer folge, daß man ihnen abzuhelfen nicht bereit sei; daß das, was Jahrhunderte verdarben, in einem Jahre nicht wieder gut gemacht werden könne; daß alte wesentliche Mängel eben darum, weil sie als solche zu tief in die ganze Verfassung eingewebt und eingewurzelt sind, nur allmählig beseitiget werden können, und daß der Unterthan, wenn er den guten Willen der Obrigkeit dazu sieht, ihr auch Zeit lassen müsse, es auf eine für das Ganze räthliche Art zu bewirken. Oefnet

ihnen die Augen über bloſſe Scheinübel, welche ihnen ihre durch Gleichheitsſchwindel oder wenigſtens durch verkehrte Begriffe von menſchlicher Gleichheit erhitzte Fantaſie als wahre und groſſe Uebel vorſpiegelt. Lehret ſie, aus dankbarer Klugheit über kleine wirkliche Leiden, denen freilich abgeholfen werden könnte, kein Geſchrei zu erheben, ſobald ſie die geſellſchaftliche Einrichtung durch ungleich gröſſere Vortheile dafür ſchadlos hält. Verſtändiget ihnen, daß ſie nicht Unmöglichkeiten begehren, nicht in einem durch Geſetze eingerichteten Staate ſo frei und ungebunden, wie im Stande der Natur, leben wollen und von der bürgerlichen Verfaſſung, in der ſie ſich befinden, nicht Abweſenheit alles Unvollkommenen erwarten müſſen, die in keiner bürgerlichen Verfaſſung, auch in der vollkommenſten nicht, Statt findet. Und — arbeitet an ihren Seelen dem Scheelſehen darüber entgegen, daß Andere in der Geſellſchaft Mehr ſind, als ſie, und es alſo auch äuſſerlich

beſſer haben, als ſie. Belehret ſie über das wahre Glück des Menſchen, und daß dieſes an keinen Stand gebunden ſei, ſondern in jedem Stande beſeſſen und genoſſen werden könne. Ermuntert ſie zur Arbeitſamkeit, zur Genügſamkeit, zum ſtillen Genuſſe der Freuden der Natur und des häuslichen Lebens, zur Treue, zur Subordination, zur Geduld und zum Vertrauen auf Gott, und höret nie auf, bei jeder Gelegenheit im Privatumgange ſowohl, als öffentlich, bis Alles zu thun. Ihr werdet im Segen arbeiten, und ſie ſelbſt, die Leute in den nidern Ständen, wenn ſie eure Lehren befolgen, werden dankbar einſehen, daß ſie doch wenigſtens Mehr dabei haben, als Andere ihrer Art, die den aufwiegelnden Lehren der Dorfadvokaten, Afterphiloſophen und Volksprojektmacher, oder durch die Juſtiz mit Recht geſtrafter Thoren und Schurken, bankerotter Mitbürger und aller ſolcher Taugenichtſe, die in der Geſelſchaft nichts mehr zu verlieren haben und bei dem

allgemeinen Brande nur zu ſtehlen gedenken, und ſonnen Folge leiſteten. — —

Es müſſen aber nicht nur die Kleinen aus den Begebenheiten der Zeit richtig abſtrahiren ſollen, ſondern auch die Groſſen; ja, dieſe müſſen ſogar jenen mit ihrem Beiſpiele darin vorgehen. Auch dis war unſtreitig die Abſicht der Vorſehung dabei; denn, wenn Gott auch will, daß Groſſe und Kleine, Reiche und Arme bei einander wohnen ſollen, ſo will er doch nicht, daß ſie als Tirannen und Sklaven, ſondern als Brüder bei einander wohnen, weil er ſie alle geſchaffen hat. Es war mit Recht zu erwarten, daß die oberen Stände, für die die unteren die ſie drückenden Lasten tragen, vor den Spiegel der Zeit treten, in ſich gehen, immer zu denken anfangen, mit freiwilliger Selbſtverläugnung Opfer der Liebe bringen und im ganzen Ernſt Hand daran legen würden, daß auch die niedrigſten Menſchen ſich mehr als Menſchen und als glücklichere Menſchen

fühlen möchten. Um, ohne die ihnen schuldige Ehrfurcht und Achtung aus den Augen zu setzen, bestimmen zu können, in wie fern diese Erwartung eingetroffen sei, würde ein noch fehlendes Journal, ein Journal des deutschen Nothstandes vor und nach der französischen Revolution, das mit allen hohen und höchsten Freiheiten ans Licht treten dürfte, erfordert. In diesem öffentlichen Blate müste ieder wahre Patriot, ohne Has und Verfolgung, oder gar Gefängnis und Schafot befürchten zu müssen, er möchte Bürger des grössesten deutschen Staats, oder der kleinsten deutschen Reichsstadt sein, die notorischen drückendsten und abhelflichen Orts- und Landesbeschwerden vor einem Jahrzend bekannt machen und zugleich anzeigen können, in wie fern selbigen iezt abgeholfen sei, oder wenigstens abzuhelfen Anstalt gemacht werde; die Beschwerden möchten übrigens auf die Rechnung der Regierungen, oder der Magistrate, oder des Adels und der Rittergutsbesitzer

oder der Pachter und Förſter fallen. Vor Erſcheinung eines ſolchen allgemeinen deutſchen Repertoriums deſſen, was geſchehen ſollte, und deſſen, was geſchehen iſt, läſſet ſich, weil Deutſchland zu ſehr zertheilt iſt, über die Abſtraktionen, welche unſere höheren Stände aus den Begebenheiten der Zeit gemacht haben, weder mit Anſtand, noch mit Gründlichkeit, urtheilen; und man würde ſich wenigſtens ebenſo der Leichtgläubigkeit ſchuldig machen, wenn man den öffentlichen Nachrichten von grosmüthigen Nachlaſſungen, die vielleicht nur auf dem Papier geſchahen, geradezu trauen wollte, als wenn man mündlichen Klagen darüber, daß hier und da die Saiten gar noch ſtraffer geſpannt würden, aufs Wort Glauben beimeſſen könnte. Uebrigens iſt es Wahrheit, wie vom Himmel geſagt, daß da, wo noch ganze oder halbe Leibeigenſchaft, ausmergelnder Frohndienſt, Sperrung des Gewerbes, Monopolien, künſtliche Brodtheurung, Vorzug der Hirſche und Schweine vor den

Bauern, Auflagen, die nur auf gewiſſe Zeit geſchahen und vor dreiſſig, funfzig Jahren ſchon ein Ende haben ſollten, u. ſ. w., u. ſ. w. fortdauren, ohne daß es im geringſten den Anſchein hat, als wenn auch nur an ihre Abſtellung gedacht werde, — die höheren Stände noch nicht gehörig abſtrahiren.

Menſchenfreunde an allen Orten und Enden, die ihr irgend eine Art von Zutritt zu ihnen habet, benutzet dieſen Zutritt für die leidende Menſchheit! Bittet und flehet bei ihren Fürſten für ſie! Schildert ihnen die traurige Lage, in welche dieſe oder iene Beſchwerde, welcher abgeholfen werden kann, ihr arbeitſames und treues Volk verſetzt; oft wiſſen ſie ſie ſo nicht und es fehlt blos an einem Biedermanne, der ſie ihnen entdeckt und bewegliche Vorſtellung darüber macht. Wählet hierzu die glücklichſten Augenblicke und faret fort, ſo zu thun, wenn die erſten Verſuche euch nicht gelingen. In Königs- und Fürſten-Buſen ſchlägt ia auch ein

menſchliches Herz; ſie werden ſich erweichen laſſen und endlich euren Bitten für Andere zu Tauſenden das Gehör geben, wovon ſie wünſchen, daß Gott es dem Gebet dieſer Tauſende für ſie geben möchte. Bemühet euch patriotiſch zu wirken auf ihre Miniſter und Räthe, und auf Alle, die ſie zunächſt umgeben. Unter dieſen ſind Viele, die, wenn nicht aus Hartherzigkeit und Indolenz gegen die niederen Stände, doch aus irrigen Begriffen vom herrſchaftlichen Intereſſe, der Abhelfung von der Vorwelt eingeführter und veralteter Bedrückungen entgegen ſind. Leitet ſie immer auf die richtigere Erklärung vom wahren Fürſtenintereſſe, welches allein in der Glückſeligkeit des Volks beſteht. Setzet ihnen auseinander, wie auch das ſogenannte Fürſtenintereſſe leiden dabei leide, oft ſogar noch gewinne, wo nicht auf der Stelle, doch mit der Zeit, wenn dem Unterthan ſeine Laſten erleichtert werden; und machet ihnen einleuchtend, daß auch Fürſten ſogar Opfer

bringen können müssen, besonders, wenn es solche Arten von Volksleiden betrift, unter welchen der Unterthan iämmerlich seufzt, von denen der Fürst aber geringen, oder doch nur mässigen Vortheil hat. Führet ihnen zu Gemüthe, daß sie eigentlich diejenigen sind, durch welche das Volk an seinen Fürsten kommt; daß sie als Staatsdiener nicht blos für die Sache ihres Herrn, sondern auch für die Sache des Vaterlandes zu reden haben, und daß sie für letztere der Gottheit, oder — wenn sie diese nicht glaubten und ehrten, doch der Menschheit, die sie glauben und am Ende gar fürchten müssen, am verantwortlichsten sind. Wendet euch ferner an unsere Ritter und Gutsbesitzer, die, wenn auch nicht gegen Tausende, doch gegen Hunderte, Barmherzigkeit ausüben können. Lehret sie, die hohen Begünstigungen, welche ihnen vom Schicksale wiederfuren, immer dankbarer zu fühlen und ihr dankbares Gefühl durch Milde gegen ihre Einsassen immer unverkennbarer an den

Tag zu legen. Behauptet frei und öffentlich das Uebergewicht, welches wirkliche Verdienſte über alle angebornen Vorzüge haben. Weiſet die, welche gar nichts weiter, als dieſe, aufweiſen können, auf die Nützlichkeit des ſimplen von ihnen verachteten Bürgers hin, der in der moraliſchen Welt höheren Rang hat, als ſie. Lockt ſie dadurch von ihrer eingebildeten Höhe herab, daß ſie ſich den Leuten tieferunten mehr nähern, den für ſie arbeitenden Handwerker und Taglöhner humaner behandeln und wenigſtens aufhören zu glauben, daß ſie ihre angebornen Prärogatifen in der Geſelſchaft vor der Geburt ſchon verdient hätten. Beſchämet ſie förmlich, wenn dis nichts hilft, und ſaget ihnen die Wahrheit, welche die geſunde Vernunft und die Moral für ſie hat, ins Geſicht; damit wenigſtens der gemeine Mann, den ſie kaum über die Achſel anſehen, es höre und ſich dadurch getröſtet fühle. Dränget euch an unſere Reichen aller Art und

bewegt sie zum Wohlthun. » Stellet ihnen vor, daß sie dem Besitze ihres Reichthums nicht mehr Gewisheit und Sicherheit geben können, als dadurch, wenn sie im öffentlichen Rufe thätiger Menschenliebe stehen; daß der Arme einen solchen Reichen, statt zu bestehlen, vielmehr vor Diebstahl und Raub schützen helfe, und statt ihn zu beneiden, ihm vielmehr Glück wünsche, ihn segne und für ihn bete. Allenthalben und bei ieder Gelegenheit vertheidiget die Rechte der Menschheit; thut dar, daß Jeder, wer Mensch ist, sie für die seinigen erkennen und, wenn sie ihm genommen werden, reklamiren dürfe; weissaget aus analogischen Schlüssen, daß da, wo sie ungescheut für Tausende oder gar für Millionen mit Füssen getreten werden, irgend einmahl ein Zeitpunkt komme, wo sie die Menschheit — unter höllischen Greueln vieleicht — wieder geltend macht. O ihr Bidermänner, ihr Bidermänner, man müste an der Bestimmung unseres Geschlechts zur Glückseligkeit verzweifeln, wenn eure

Reden und Bemühungen vergeblich ſein ſollten. Nein, nein, redet und wirket nur fort, der Geiſt der Humanität ſchwebt ſchon über unſere Verfaſſungen herab; — welche Freude für euch, wenn ihr ihn allwaltender machet!

Schon des öffentlichen Beispiels wegen sind wir verbunden, öffentlich Gutes zu thun. Viel Gutes ist auch von der Art, daß wir es nicht anders, als öffentlich, verrichten können. Ja, zuweilen müssen wir sogar grosses Geräusch dazu machen; weil das Publikum dabei mitangreifen soll und der grösseste Theil der Menschen nicht eher mitangreift, bis seine Sinnlichkeit die dazu für ihn erforderlichen Erschütterungen erhält. — —

Dis alles ist wahr; aber welcher wahrhaftigaute Mensch könnte sich das Vergnügen versagen, abzuwechseln und auch Gutes im Stillen, ganz im Stillen und so im Stillen zu thun, daß kein Mensch, auch der nicht, dem es zu Gute kommt, den Thäter erkenne oder erfare, als Er? Jedes Herz hat ia seine Geheimnisse für sich und hat das Recht, sie zu haben; welche Geheimnisse können heiliger und beſ-

ligender zugleich sein, als diese? O wehe dem Böſewichte, der im Verborgenen Menſchenglück untergräbt, wehe dem Meuchelmörder, wehe dem Begeher ſtummer Sünden an ſich ſelbſt, die Alle ihrem Herzen begangenes Böſes anvertrauen, das kein Menſch weis, als ſie! Heil aber, wie im Himmel ſchon, dem Tugend- und Menſchenfreunde, der Arkane ſeines Edelmuths mit ſich umher trägt! —

Es iſt ja doch ausgemacht, daß der Werth unſerer guten Handlungen ebenſowenig nach dem äuſerlichen Eifer, mit dem wir ſie betreiben, als nach der Gröſſe des Erfolgs, den ſie haben, zu ſchätzen ſei; weil dieſer nicht in unſerer Gewalt iſt, und jener aus ſehr verſchiedenen Gründen herrühren kann. Man theilte ſonſt den Menſchen in Leib und Seele ein; man hätte lieber die Handlungen des Menſchen ſo eintheilen ſollen. Die Handlung ſelbſt, welche in die Augen fällt, iſt nur der Leib der Handlung; das, was uns zu ihr beſtimmt, iſt die Seele

derſelben. Auf das Letztere kommt Alles an. Kein Menſch kann alſo über den wahren Werth fremder Handlungen untrüglich urtheilen, und dieſer Gedanke allein ſchon ſollte unſere freigebigen Lobredner in Schranken halten können. Manche ſchöne That ſteht da, deren Schönheit eine ganze Welt bewundert; es gibt aber einen Einzigen, der ſie für häslich erkennt, und das iſt — ihr Thäter ſelbſt, welcher ſie aus dem gröbeſten Eigennutz verrichtete, der ihm fehlſchlug. Wir ſelbſt nur können den wahren Werth unſerer guten Handlungen ſchätzen, weil wir uns allein der Motifen vollkommen bewuſt ſind, welche uns zu ihr vermochten. Und nur dann erſt, wenn wir überzeugt ſind, daß dieſe ganz rein, ganz von Selbſtſucht und Eigennutz entfernt ſind, können wir auch überzeugt ſein, daß unſere gute Handlung wahrhaftiggut war. Wie ſchwer hält es aber für den eigentlichen Verehrer der Tugend, zu jener Ueberzeugung zu gelangen! Es finde dis leicht, wer will,

ie leichter er es findet, deſto weniger hat er iemals in die Abgründe ſeines eigenen Herzens geblickt. Iſt es denn genug, ſich bewuſt zu ſein, daß man bei ſeiner guten Handlung nicht daran denke, baar dafür bezahlt ſein zu wollen, oder irgend eine Wiedervergeltung zu erwarten? Sind wir nicht etwa auch ſehr reizbar für Lob und Ruhm? Mögen wir nicht etwa gern Dank erhalten? Iſt es uns nicht etwa ſüs, Andere uns auch nur verbindlich gemacht zu haben? Wollten wir nicht etwa längſt von dem geliebt ſein, für den wir die edle That unternahmen? Wer iſt im Stande, ſobald ſich auch nur einer dieſer Erfolge mit ſeiner guten Handlung verbindet, oder doch verbinden könnte, Bürgſchaft gegen ſich ſelbſt darüber zu ſtellen, daß er, als er ſich zu ihr entſchloß, auch nicht einmahl einen Seitenblick darauf geworfen habe? — Der einzige Fall, in welchem all dieſer Verdacht gegen uns ſelbſt wegfällt, iſt der, wenn wir ſo im Stillen Gutes thun, daß kein Menſch davon er-

fährt, als wir selbst. Da findet nicht nur keine Bezahlung, kein Wiedervergelt Statt; da kann uns auch Niemand rühmen, Niemand uns danken; da fühlt sich Keiner uns verbunden; da liebt uns sogar der nicht mehr, als vorher, den wir durch unsere gute That beglücken oder auch nur erfreuen, weil er nicht weis, daß es unsere That sei. Kein Wunder also, daß der ächtgute Mensch so gern im allerhöchsten Stillen Gutes thut. Hier gewährt er sich die möglichstuntrüglichste Ueberzeugung davon, daß er wahrhaftiggut sei, und diese allein macht sein höchstes Glück aus.

Das Gute, was wir öffentlich, oder doch so, daß es hier und da bekannt wird, verrichten, wird uns von der Welt nachgezählt. Wenn es nun schon unangenehm ist, sich berechnen zu lassen, wie viel Kapitalien man besitze und wie hoch sich die Interessen davon belaufen: so ists noch weit unangenehmer, uns die Schätze unseres Herzens nachrechnen zu lassen. Kitzelt sich Harpax im Stillen

darüber, wenn er faſt noch ebenſoviel im Kaſten liegen hat, als er unter Jedermanns Wiſſen gegen gerichtlichen Konſens austhat: wie mus ſich der werkthätige Menſchenfreund freuen, wenn er viel mehr Gutes von ſich weis, als die Welt von ihm weis! Wenn er dann in Geſelſchaften iſt, wo von dieſer oder jener guten Handlung eines Abweſenden mit der gebührenden Achtung geſprochen wird, dergleichen Er that, und wenn hinzugeſetzt wird, daß es an ſolchen Leuten daſigen Orts fehle: ſo verzuckt er keine Mine ſondern ſieht alle nach der Reihe an, als ſpräche er — Schauet nur her; hier iſt ſo Einer. Auch ſchätzen gute Menſchen einander nach den ihnen von einander bekannten Verdienſten. Wenn nun der, der in äuſerſter Stille auch oft ſchön handelt, ſeiner öffentlichen und bekannten ſchönen Handlungen wegen von andern Rechtſchaffenen geehrt und dadurch für gut erklärt wird: ſo denkt er bei ſich ſelbſt — Mir genügt daran; aber ihr würdet

mich noch weit mehr ehren, wenn ihr Alles von mir wüstet, denn ich bin viel besser noch, als ihr denket.

Der Anblick solcher Personen, denen wir nützliche Dienste leisteten, ohne daß sie uns als Urheber davon kennen, macht auch ganz eigene Eindrücke auf uns. Er gehört nicht nur an sich unter die schönsten; weil er das Selbstgefühl wahrer Güte in uns allemahl sinnlich erneuert; sondern es ist auch, sobald wir ihn haben, als böte unser Herz alle seine Kräfte auf, die Freude darüber zu verbergen, die Stille zu behaupten und nicht am Ende noch sein eigener Verräther zu werden. Da geht dann der durch uns Beglückte neben uns vorbei und ahndet nichts; eine sanfte Wärme durchdringt uns. Wir sehens ihm an, daß er den Mann aufsuche, dem er Dank schuldig ist; aber auf uns fält er nicht. Wir merken ihm Unruhe über seine Unwissenheit an; schon möchten wir ihn gern von ihr befreien, aber wir besinnen uns und sprechen in Gedanken zu

ihm — die kleine Leiden kannſt du ſchon für uns tragen. Wir werden gewahr, wie er ſich bald Dieſem, bald Jenem, nähert, den er in Verdacht hat, daß er der Wohlthäter ſein möge, und wie er ſich von ihm wieder zurückzieht, wenn er aus dem Betragen deſſelben ſeinen Irthum einſiehet. Wir ſehen endlich, daß er gleichſam ſeinen Erforſchungsplan aufgebe und mit einer Miene in die Einſamkeit zurückgehe, als wolte er ſagen — wenn dann Menſchen meinen Dank nicht haben wollen, ſo will ich ihn Gott bringen; verſchlieſſen in mir kann ich ihn nicht — wir wünſchen ihm Glück zu dieſem Entſchluſſe und rufen ihm noch im Stillen nach — ſo wollten wir's eben haben.

Wird über lang oder kurz unſer geübtes Gutes zwar bekannt, doch ſo, daß wir nicht als die Stifter davon bekannt werden: ſo iſts eine Luſt, die Welt herumrathen zu hören. Jeder rathet mit; Jeder will den rechten Mann errathen haben; Jeder vertheidigt ſeine Meinung mit Gründen, die

er für triftig hält. Da sind wir dann oft selbst in einer Gesellschaft gegenwärtig, die sich Stundenlang mit Rathen beschäftigt. Die Reihe kommt an uns und wir werden auch zum Rathen aufgefordert. Es entsteht eine angenehme Verlegenheit für uns; aus der wir uns dadurch herauszuziehen suchen, daß wir der Meinung unseres ersten besten Nachbarn beipflichten. Es gibt Menschen, die gern da schneiden, wo sie nicht gesäet haben; wenn sichs nun trift, daß Dieser oder Jener, auf den die Mehrheit der Stimmen fällt, so eine Mine annimt, als wäre er wirklich der Thäter unserer That, so ergreift uns ein inneres Lächeln über ihn. Er sieht so aus, als möchte er die Welt zwar gern bei diesem Glauben lassen; als wagte er es doch aber nicht, wirklichen Dank anzunehmen, weil am Ende noch der wahre Thäter an den Tag kommen könnte. So drehet und wendet er sich und spricht weder Ja, noch Nein. Wir lassen ihm grosmüthig die Freuden des Raubes, welche nicht von

groſſem Belange ſein können, und hoffen, daß dieſe ihn dazu verleiten ſollen, nach den Freuden wirklich erworbenen Eigenthums zu ſtreben und einſt in der That ebenſo brav zu handeln, wie wir.

Gute Beiſpiele wirken; nicht nur Beiſpiele öffentlicher, ſondern auch verborgener Wohlthätigkeit. Oft iſt auch die ſtilleſte edle That von der Beſchaffenheit, daß ſie als hingeſtellte That nicht unerblickt von der Welt bleiben kann; oft vermag ſie auch der Empfänger ſelbſt nicht zu verſchweigen. Das Gefühl des Schönen müſte ganz entwichen ſein, wenn ſie ſofort nicht Beifall fände. Der Nachahmungstrieb regt ſich in guten Gemüthern; Mehrere warten ſchon auf die erſte Gelegenheit, auch ſo thun zu können. Welch eine reitzende Ueberraſchung für den Mann, der im Stillen Gutes ſtiftet, wenn er bald darauf von einer ausgeübten ähnlichen fremden That hört! Wenn du nicht Vorgänger wardſt, ſo ward ein Anderer nicht Nachfolger — dis iſt der Gedanke,

der alsbald mit allen seinen Annehmlichkeiten in ihm aufsteigt. O, wünscht er, wenn es doch durch dich zur Mode würde, Gutes im Verborgenen auszuüben! So würde ein grosser Theil schamhafter Unglücklichen mit zärtlicherer Schonung behandelt; statt, daß ietzt die Welt auf sie, als auf Unterstützte, allenthalben, wo sie sie erblickt — noch obendrein wohl gar ziſchend — mit Fingern hinweiſet.

Und — wer kann Gläubiger an ein zweites Leben sein, ohne sich noch ganz besondere Seligkeit in selbigem davon zu versprechen, wenn er gestiftetes Gutes, wovon er allein sich als Stifter weis, aus dem ersten mit hinüber bringt? Gibt es überhaupt keinen Schatz weiter, den wir von hier dorthin mit nehmen mögen, als ausgeübte edle und menschenfreundliche Handlungen: so sind diejenigen unter ihnen, welche kein Mensch als die unsrigen kennt, die wahren Pretiosen dieses Schatzes. Welch eine Vorstellung, da einst, wo Heuchlern die Maſie abgerissen werden wird und wo Viele, die

hier bewundert wurden, in verächtlicher Gestalt erscheinen werden, öffentlich noch als ein Besserer da zu stehen, als man hier in den Augen seiner Zeitgenossen stand! Können wir auch wohl würdiger in eine Welt eintreten, wo es der erste karakteristische Zug aller ihrer Bewohner sein wird, daß sie das Gute nur thun, weil es gut ist, als wenn wir hienieden uns schon übten, aus diesem allerreinsten Grunde Gutes zu verrichten und genug daran zu haben? Und wenn dann die, die uns hier als ihre Beglücker und Gutthäter nicht erkannten, durch die Freuden der Entdeckung begeistert, uns zueilen und wir sie durch die Entdeckung noch glücklicher sehen werden, als einst durch die Wohlthat selbst: wie Viel wird es uns sein, Menschen durch eine und dieselbe That zweimahl zu segnen — Menschen durch eine in der Sterblichkeit ausgeübte That, deren Segenskraft sich eigentlich mit jener zugleich für sie verlohr, in der Unsterblichkeit von neuem zu segnen!

Darum

Darum wechselt ab, ihr, deren Herz für Dienstfertigkeit, Wolthun und Segenstiften schlägt, und thut Gutes bald öffentlich, bald im Stillen. Seid in Fällen beider Arten gleicheifrig und freuet euch über euren Eifer; freuet euch aber vorzüglich über Eifer in Fällen der letztern Art. Dieser ist unverdächtig, himmelrein und Himmel am meisten bereitend. Vielleicht warten Stunden auf euch, wo ihr im Stillen werdet leiden müssen; da wird euch nichts mehr stärken, als das Bewustsein, Andern im Stillen Leiden abgenommen, oder doch erleichtert zu haben. Und wenn diese dann längst nicht mehr wären und ihr hättet keinen Freund, dem ihr eure Noth auch nur klagen könntet, so klaget sie ihren Schatten; — Balsam wird dadurch auf euer blutendes Herz tröpfeln.

Ist nun das Gute, das wir in äuserster Stille stiften, vollends von der Art, daß es nicht blos Einem, sondern Mehreren, Segen wird, greift es weit um sich, ist es gemeinnützig gar: so steigt auch nach demselben

Verhältnis die Glückseligkeit des Herzens, welches solches vollbringt. Gott, was muß das für ein Gedanke sein, Tausenden zu helfen, ohne daß Einer davon erfährt, daß wir der Helfer waren! Wenigen freilich nur ist dieses goldne Glück beschert, und denen, die es haben könnten, fehlt es oft an Sinn dafür. Wie mancher könnte Tausenden helfen blos durch seine stille Fürsprache zu rechter Zeit! Wirkte sie auch auf der Stelle nicht, so bliebe sie doch wohl als ein Saame, der über lang oder kurz seine Früchte brächte, in dem Herzen dessen, der sie empfinge, zurück. — In dieser Lage seid Ihr, die ihr Lieblinge der Grossen dieser Erde seid. Ihr kennet eure erhabenen Gönner; ihr studiret sie täglich mehr und wisset recht gut die Stunden, in welchen ihr Alles bei ihnen durchsetzen könnet. Wenn ihr diese nur benutzet, um euch furchtbar zu machen, oder euch zu bereichern, oder allenfals denen nur zu helfen, die wieder eure Günstlinge sind: so seid ihr Menschen von jenem Alltagsschlage

eures Standes, über den die Völker, ſo lange ſie Fürſten hatten, Klagen führten. Benutzet ſie für das Heil der Nationen; ſo werden die Nationen Gott anflehen, daß keiner ihrer Fürſten ohne Liebling ſein möge. Leget in ienen geheimen Konferenzen, deren Inhalt kein Unterthan erfährt, allgemeine Drangſale den Herrſchern ans Herz; erweichet ſie zur Abſtellung oder Milderung derſelben; ſchlaget ihnen dazu die tauglichſten Mittel vor und verwandelt ſolchergeſtalt die Gunſt, welche euch allein wiederfährt, in Gunſt, die Allen wiederfährt. Wenn ihr dann ſehet, wie dieſe oder iene gemeinnützige und gemeinſegnende Idee, die ihr ihnen reichtet, von ihnen zur Wirklichkeit gebracht werde, ſo freuet euch in Geheim des ſchönen Antheils, welchen ihr daran habet, und laſſet das Volk bei dem ſie ehrenden Glauben, als wären ſie ganz aus ſich darauf gekommen. Sollt's iemals geſchehen — und wiſſet ihr nicht, wie leicht es geſchehen könne? — daß

die höchste Gnade, in der ihr bei ihnen ste-
het, in ihre höchste Ungnade gegen euch
überginge: so werdet ihr euch nach eurer
Entfernung aus dem Geräusche des Hofs in
der Einsamkeit eures Privatlebens noch an
dem Anblick des unbekanten Guten, das ihr
für viele Tausende stiftetet, erquicken und
mit voller Ueberzeugung das schadloshaltende
Zeugnis euch geben, daß ihr ein besseres
Schicksal verdientet.

Unter die Verdienste unseres Zeitalters gehört unstreitig, daß man sich bemühet hat, die Kentnis der Mittel, verunglückten Scheintodten das Leben zu retten, und der rechten Behandlungsart derselben, welche sonst nur einzelne gewisse Stände besassen, unter alle Stände zu verbreiten. Es sind die deutlichsten und populärsten Schriften dazu erschienen und ihr Kaufpreis ist so nidrig angesetzt worden, als möglich. Gewis ist auch durch sie schon vielfaches menschliches Leben gerettet worden, aber doch bei weitem nicht so viel, als da hätte gerettet werden können. Die Ursachen davon liegen so auf der Oberfläche da, daß man sie auf den ersten Grif gleich findet. Die Lektüre dieser Schriften ist noch nicht allgemein genug, und gerade die Menschenklassen lesen sie am wenigsten, welche die meiste Gelegenheit haben, von ihnen Gebrauch zu machen. Auch mag ein Schriftsteller noch so populär schrei-

ben, ſo wird doch der gröſste Theil des gemeinen Mannes ihn nicht vollkommen verſtehen, wenn er nicht noch ausdrückliche Anleitung dazu erhält. Und — wenn am Ende nicht allenthalben die Landes- und Ortsobrigkeiten dazu treten und Anſtalten treffen, daß Alles, was zu Lebensrettungen gehört, in der Nähe gleich bei einander ſei: ſo hilft nicht nur das bloſſe Wiſſen der Mittel, die man nicht zeitig genug haben kann, nichts, ſondern dieſer ganze Zweig der Humanität wird auch nie zu einer vollkommenen Blüte kommen. Hier ſind alſo noch erhabene Verdienſte einzuſammlen; hier ſind noch ſchöne menſchliche Freuden zu erndten. Warlich, die Erndte iſt gros — nur Schnitter her!

Von Rechtswegen müſte kein Haus ſein, wo nicht eine dieſer Schriften, die den Beifall aller Sachverſtändigen erhielten, anzutreffen wäre. Und wenn die ganze Bibliothek nur aus einer Bibel, einer Poſtille und einem Geſangbuche beſtände, die doch allent-

halben beisammen zu finden sind, so müste sie das vierte Buch sein; das Buch, worin Alt und Jung im ganzen Hause läsen. Alle unsere Bürger und Bauern, die nur noch einigermassen in Umständen sind, vermögen recht gut, sich ein solches Buch anzuschaffen; sie kennen es aber gröstentheils gar nicht. Gelehrte Zeitungen und Journale lesen sie nicht; in den Schänken und auf den Märkten erfaren sie nichts davon; woher sollen sie es also wissen? So thut man schon wirklich etwas Gutes, wenn man sie auch nur mit solchen Schriften bekannt und aufmerksam darauf macht. Dis kann doch in der That ieder in seinem Kreise, und wenn dieser noch so klein wäre, thun; freilich aber können es die Prediger in ihrem nähern Umgange mit vielen Gemeingliedern und — auf der Kanzel vorzüglich. Oeffentliche obrigkeitliche blosse Empfehlungen derselben sogar würden von ausserordentlichem Nutzen sein; denn — Kalender, und wenn sie auch die nöthigsten Auszüge daraus enthal-

ren, können ihre Stelle nicht vertreten, weil Jeder das Schickſal, welches alte Kalender im neuen Jahre gewöhnlich haben, weiß. Bei dem Bauer vermag der Prediger noch Alles; wenn er nur in einigem Anſehen bei ſeiner Gemeine ſteht, ſo kann es ihm kaum fehlſchlagen, daß er ein ſolches Buch nicht bald in iedes Haus brächte. Unſere Bürger ſind ohnehin ietzt leſeſüchtig und kaufen manches unnütze Buch ſogar; ſollten ſie ſich von Leuten, welche ihnen Arbeit zuwenden, nicht bewegen laſſen, lieber eine Komödie weniger zu kaufen und ſich z. B. Beckers Noth- und Hülfsbüchlein anzuſchaffen? Hier käme es doch wohl nur darauf an, daß man ihnen die Sache wichtig und zur Pflicht für ſich ſelbſt, für die Ihrigen und für die leidende Menſchheit machte.

Was die Armen betrift, welche ſich ſo ein Buch nicht anſchaffen können, ſo bietet ſich hier für Wohlhabende in allen Ständen eine ſchöne Gelegenheit dar, ihre Wohlthätigkeit auf eine ſehr brave und gemeinnützige

Weiſe auszuüben. Wie viel ganz überflüſſiger oder doch ſolcher Bücher, die man einmahl lieſet und dann ohne weiteren Gebrauch hinſtellt, werden von ihnen angeſchaft! Wie viel Geld wird von ihnen auf neue Lomber- und Whiſtkarten verwendet! O wie edel handelten ſie, wenn ſie auch nur einen Theil hievon nähmen und damit in einem ſolchen Buche dem kümmerlich ſich nährenden Handwerker, dem Tagelöhner, der es am öfterſten benutzen könnte, wenn er es hätte, und Dürftigen überhaupt Geſchenke machten! Der Vorwand, daß dieſe es wieder verkaufen würden, iſt nicht nur lieblos an ſich, weil dadurch von Menſchen gleich das Aergſte gedacht wird, ſondern er fällt auch in ſich ſelbſt zurück, weil es dem Schenker frei ſteht, ſo oft er will, das geſchenkte Buch ſich wieder zeigen zu laſſen. Ganze wohlthätige Geſelſchaften könnten zuſammentreten, dergleichen allergemeinnützigſte Schriften gleich in beträchtlicher Anzahl in die Hände des unterſten Volks zu bringen. Beſonders

zeichnen sich Obrigkeiten als solche aus, die ihre Bestimmung wahrhaftig fühlen und denen das Wohl der ihnen anvertrauten Menschheit am Herzen liegt, wenn sie Bücher der Art unentgeldlich unter die nidrigsten Volksklassen austheilen. Bekanntlich geschah dis seither in der That von Vielen derselben, und — dafür sei ihnen feierlich Ruhm und Dank gebracht! aber bei weiten ist es doch nicht so häufig, noch weniger so allgemein, geschehen, als es die Menschheit und ihre Schriftsteller mit Recht erwarten konnten. Dennoch bleibt es ewigwahr, daß Lebenrettende Schriften umsonst geschrieben sind, wenn sie nicht gelesen und besonders in den Ständen nicht gelesen werden, die mehrentheils bei Verunglückten die Ersten sind.

Man würde freilich, wenn eingeworfen würde, daß ein grosser Theil unserer gemeinen Leute im eigentlichen Verstande noch nicht lesen könne, weiter nichts thun können, als sich im Nahmen der Volksaufseher die Hand vor die Augen zu halten und

den Rath zu geben, daß ihnen vorgelesen werden müsse; so ungefähr, als wenn geschriebene gerichtliche Citationen an die Bauren kommen, welche nicht schreiben können. Inzwischen dürfte die Bemerkung von noch grösserem Belange sein, daß die mehresten gemeinen Leute, wenn sie auch lesen können, doch die deutlichsten Schriften nicht recht verstehen; wenigstens so nicht, daß man ihnen, wenn sie hernach in vorkommenden Fällen darnach handeln sollen, trauen dürfe. Wenn also erwähnte Bücher wahren Nutzen, und nicht vielmehr gar Schaden stiften sollen, daß z. E. der gemeine Mann die Rettungsmittel zweier verschiedenen Fälle mit einander verwechsele, oder doch die Letzten zuerst gebrauche: so müssen auch Anstalten sein, in welchen selbige noch besonders erklärt werden. Diese brauchen nun gerade keine ganz neuen und eigenen zu sein, sondern sie können sehr füglich mit den öffentlichen Volksunterrichtsanstalten, die schon da sind, verbunden werden. Wie herrlich

wäre es, wenn in ieder Schule, von der erſten Bürgerſchule an, bis zur letzten Dorfſchule, wöchentlich auch nur ein Paar Stunden zu dieſem groſſen menſchenfreundlichen Behufe verwendet würden! So würde wenigſtens bei der kommenden Generation für ihre Verunglückten beſſer geſorgt ſein. Und damit auch die gegenwärtige den ihr fehlenden Unterricht einigermaſſennoch nach bekäme, ſo könnten auch die öffentlichen Katechiſationen der Prediger in den Kirchen abwechſelnd, oder doch zuweilen, hierzu benutzt werden, welchen alsdann die ganze Gemeine beiwohnen müſte. Es iſt ſchon unglaublich, wie viel Vorzüge der Unterricht durch Frage und Antwort vor ieder andern Unterrichtsart, beſonders vor dem Unterrichte durch bloſſes eigenes Leſen, bei dem gemeinen Haufen habe.

Jedoch — auch an dieſer allgemeinen Belehrung über einen der wichtigſten öffentlichen Gegenſtände ſcheint es noch nicht genug zu ſein. An iedem kleinen Orte müſten wenig-

stens ein Paar Personen sein, die auf das vollkommenste über die rechte Behandlungsart jeder Klasse solcher Verunglückten und Scheintodten unterrichtet wären; und je grösser der Ort, desto Mehr solcher Personen müsten daselbst sein. Sollte es zu viel gefordert sein, wenn man verlangte, daß sich Alle, die sich dem Predigerstande widmeten, freiwillig an die Spitze dieser im höchsten Verstande menschenfreundlichen Gesellschaft, die durch alle Städte und Dörfer zerstreut lebte, stellen möchten? Auf dem Lande müssen sie ia so häufig die Stelle der entfernteren Obrigkeit vertreten, und der Würde ihres Amts ginge dadurch gewis mehr zu, als ab. Sollten die Dorfkantoren sich von dieser Seite nicht auch zunächst an ihre Pastoren anschliessen müssen? Und, wenn dis Alles auch nicht wäre, so müste doch wenigstens kein Schulze, Richter oder Schöppe angestellt werden, der nicht vollkommen mit Verunglückten, in der ersten Zeit wenigstens, wo andere Hülfe nicht

gleich da ist, und wo doch so viel, oft Alles, versäumet werden kann, umzugehen wüßte. In den Städten vollends giebt es kleine Aemter und Bedienungen genug, bei welchen es denen, die sie bekleiden wollen, zum ausdrücklichen Erfordernis gemacht werden könnte, daß sie sich völlig hierauf verstehen müßten. Die Sachen sind ia gar so schwer nicht zu begreifen, und so würde, wenn der eine auffer Aerzten und Wundärzten kundige Mann nicht gleich bei der Hand wäre, der andere doch bald zu haben sein.

Wenn nun dis Alles so ist, wie es sein soll, so mus auch die Obrigkeit dafür Sorge tragen, daß ieder Einwohner, der der Erste ist, zu dem man einen Verunglückten bringen kann, ihn in sein Haus als einen Wanderer, der nicht weiter kann, willig aufnehme und sich dadurch nicht entehrt, sondern bechrt fühle. Unstreitig ist dis die schönste Art von Gastfreiheit, welche wir in unsern Zeiten und Gegenden, wo Wirthshäuser allenthalben anzutreffen sind, noch

ausüben können und die uns daran erinnern mag, wie weit unsere uralten Verfaren uns in dieser Tugend voraus waren und wie man uns noch im gasthofslosen Orient darin voraus sei. Sodann aber — denn Haus, wohin der Verunglückte gebracht wird, und Menschen, die als Hülfsverständige um ihn her stehen, sind nicht genug — mus auch der ganze zur Hülfe gehörige Apparat irgendwo beisammen und so geschwind, als möglich, zu haben sein. Wenn in der Stadt die Helfer ihn erst aus zehen Häusern zusammenholen sollen — wenn vom Lande erst deshalb nach der Stadt geritten werden mus — — o wehe, wehe dem Armen, dem das Leben, das ihm die Elemente noch liessen, gerettet werden soll! Er verliehrts nun gewis durch Verspätung menschlicher Hülfe. Wer kennt nicht die herrlichen Anstalten, welche zu diesem Behufe in verschiedenen grossen deutschen Städten getroffen wurden? O möchte ihr Beispiel die Polizeiaufseher in allen übrigen grossen und

kleinen Städten antreiben, daß ſie hingingen und in ihrer Art wenigſtens ein Gleiches thäten! Sporteln gibts freilich davon nicht; oder mus es denn auch allenthalben Sporteln geben? Die armen Dörfer ſind in dieſer Hinſicht, wie in ſo vielen andern, noch am übelſten dran. So höret Ihr wenigſtens, die das Schickſal zu Rittergutsbeſitzern machte, und zeichnet euch auf dieſer Seite noch vor Höheren aus! Ihr könnets am erſten; denn ihr habt nur ein Dorf, oder doch nur einige Dörfer. Haltet den Hülfszubehör für ieden Nothfall — die Nothfälle laſſen ſich ia leicht berechnen — in beſondern Kiſten bei einander; ſchreibet auf die Kiſten, wozu ſie dienen; verwahret ſie in euren Schlöſſern, oder wenn ihr nicht ſelbſt im Dorfe wohnet, beim Prediger, oder beim Schulmeiſter u. ſ. w. Euch wird dafür die Menſchheit als edle Ritter ſegnen; ſtatt, daß ſie denen von eurem Orden, die lieber ihre noch geſunden Untergebenen ſiech placken, Fluch und Verderben wünſcht.

wünſcht... Wenn auf der einen Seite in Erwägung gezogen wird, wie man in unſern Zeiten die Feuerlöſchungsanſtalten zu vervollkommnen geſucht hat, die doch eigentlich nur Habe und Gut retten ſollen: ſo iſts auf der andern unbegreiflich, wie die unmittelbaren Lebensrettungsanſtalten an vielen Orten noch gleichſam erſt in ihrem Entſtehen ſein können. Manches Dorf hat ſogar ſeine Feuerſpritze, aber — keine Kliſtirſpritze. — —

Freilich iſts auch wohl Etwas, wenn in Ländern, wo der Geiſt der Humanität zu hauſen beginnet, dem, der einen Verunglückten rettete, eine Prämie ausgezahlt wird; allein es iſt doch bei weitem noch nicht Genug. Lebenslang müſte ein ſolcher Wackerer bei ieder Gelegenheit öffentlich ausgezeichnet werden, beſonders, wenn er ſogar eigene Lebensgefar dabei nicht geſcheuet hat; denn er hat die höchſte Menſchenthat verrichtet. Und — hier iſts, wo ſich die Bürger an die Obrigkeit anſchlieſſen und da ſorg-

gehen müſſen, wo dieſe anfing. Die Prämie, welche dem Retter ausgezahlt wird, muß in ihren Augen das Signal ſein, ihn beſonders zu ehren und ihm in der Geſellſchaft jeden Vorzug zuzugeſtehen, der in ihrer Gewalt iſt. Noth muß ſo ein Menſch vor allen Dingen ohne ſeine Schuld niemals leiden, und zehen Hände für eine müſſen allemahl bereit ſein, ihn in ſolchen Fällen zu unterſtützen. Ereignet es ſich, daß er frühzeitig ſtirbt und unerzogene Waiſen hinterläſſet: ſo muß für dieſe auf das menſchenfreundlichſte geſorgt werden; damit Jedermann ſehe, daß der Segen der Braveheit ihres Vaters noch auf ihnen ruhe. Miſcht er ſich unter einen Haufen von Bittenden, zu denen er ſchon blos als Mann ſeines Standes ſich rechnen darf, und von welchen nur einer erhört werden kann: ſo muß er Der ſein, der erhört wird. Nähert er ſich einem Freudengenuſſe, ſo muß, und wenn alle Plätze ſchon beſetzt wären, doch noch ein Platz für ihn leer ſein; man muß ihn herzurufen, wenn er ſich

beſcheiden entfernt hält. Wird ein öffentliches Volksfeſt gegeben, ſo mus er der Erſten Einer ſein, die daran Theil nehmen, und man mus ſeine Gegenwart als Etwas betrachten, wodurch das Feſt noch erhöhet wird. Wenn ſo die allgemeine Achtung für die Lebensretter bei jeder Gelegenheit an den Tag gelegt wird: ſo empfängt auch der gemeinſte Mann einen hohen Begrif von ihrer ausgeübten That und beeifert ſich, eine ähnliche That zu verrichten; und wenn dis herrſchender Nationalton wird — dann, dann iſt für Unglückliche in Lebensgefaren aller Art geſorgt.

Möchte dieſes Zeitalter wahrer und praktiſcher Humanität, in allen chriſtlichen Staaten wenigſtens, bald eintreten! In einer Religion, die uns zur Pflicht macht, ſogar das Leben für die Brüder laſſen zu können, und die bald zwei Jahrtauſende ihrer Dauer zählt, hätte es längſt ſchon nicht erſt noch erwartet werden müſſen. Sollten's die Kriege wohl ſein, die

es verzögern? Freilich, wenn der gemeine Mann ſieht, daß Tauſende aufs Schlachtfeld geführt werden: ſo mags ihm wohl ſonderbar vorkommen, daß er den Werth eines einzelnen Menſchenlebens ſo hoch ſchätzen ſoll; und wenn er hört, daß der Feldherr überſchwenglich belohnt worden ſei, der einen nächtlichen Ueberfall ſo geſchickt ausführte, daß ganze wehrloſe Regimenter niedergemetzelt wurden: ſo mag er nicht wiſſen, wie es mit der Prämie gemeint ſei, die er dafür haben ſoll, wenn er auch nur Einen rettet, den Wellen und Dämpfe überſielen. Ja, ja, goldener Friede, nur erſt dann, wenn du als die Grundlage alles Völkerglücks, die nicht erſchüttert werden darf, allgemein anerkannt ſein wirſt und wenn die Vorſteher der Nationen, um dich der Welt zu erhalten, lieber ihr eigenes Privatintereſſe aufopfern werden, nur erſt dann wird auch Sinn für den Werth des geringſten fremden Menſchenlebens herrſchender Volksſinn, und Eifer für die Erhaltung und Rettung deſſel-

ben allgemeiner Eifer werden. Bis dahin, ihr Menſchenfreunde, laſſet uns Jeder zu ſeinem Theile wenigſtens ſo viel beitragen, als wir können, daß Verunglückten Hülfe geſchehe! Laſſet uns ſelbſt in vorkommenden Gelegenheiten Beiſpiele der wackerſten Thätigkeit geben und, je höher wir durch unſern Stand über Andere erhaben ſind, deſto mehr eilen, auch da, wo Leben zu retten iſt, der Erſten Einer zu ſein!

Unſere Weiſen, die gern mehr Licht und Heil um ſich her verbreitet ſehen möchten, laſſen es nicht an Vorſchlägen zu beſſeren Einrichtungen, zu nützlichen Reformen und zu wohlthätigen Neuerungen fehlen. Sobald nun ihren Ideen auſſer der Gemeinnützigkeit auch die Ausführbarkeit nicht abgeſprochen werden kann, ſo iſts doch ein beträchtlicher Verluſt für die Welt, wenn ſie unausgeführt bleiben. Leider iſt dis häufig der Fall, und im Fache der Aufklärung nicht nur, ſondern auch in allen übrigen Hauptfächern der Menſchheit liegen die wackerſten ausgearbeitetſten Vorſchläge theils ganz ungeleſen, theils geleſen zwar, aber doch unbeherzigt, da. Ja, wenn auch die, denen die Ausführung Pflicht iſt, ſich wirklich, ſie auszuführen, aufmachen: ſo ſind es die, zu deren Beſten es doch offenbar geſchieht, zur Annahme der Verbeſſerungen nicht einmahl geneigt, bieten ihnen nicht

die Hand dazu, oder pflegen ſich wohl gar undankbar und blind für ihren eigenen Vortheil zu widerſetzen. Nidergeſchlagen ziehen ſich dann die Ausführer mit den Vorſchlägen der Weiſen zurück und rufen dieſen zu — „Da ſehet ihrs; das Volk will nicht klüger und glücklicher ſein.“ Wem es da glückt, dem Gange der Dinge eine beſſere Wendung zu geben; wer durch ſeinen Hinzutritt Anſtalten zur Ausführung des Guten und durch ſeine Dazwiſchenkunft Annahme des Guten bewirkt: der freue ſich menſchlich darüber! — —

Es iſt bekannt, daß Schriften, die Ideen zu den nützlichſten Verbeſſerungen enthalten, oft gerade von denen nicht geleſen werden, für die ſie doch eigentlich geſchrieben ſind. Zuweilen halten ſie überhaupt nichts von Lektüre, oder können doch vor ſinnlichen Zerſtreuungen und Vergnügungen nicht dazu kommen. Noch öfter leſen ſie zwar; aber gerade Schriften dieſer Art ſinds, die ſie von ihrer Lektüre ausſchlieſſen. Entweder ſie ſind ihnen zu ernſthaft und zu trocken;

oder es iſt ihnen frühzeitig eine Abneigung gegen ſie eingeflöſſt und man hat ſie ihnen, als im Schulmeiſtertone geſchrieben, ein- für allemahl verleidet. Manchmahl — man ſagt, oft — liegt auch denen, welche ſie zunächſt umgeben, daran, daß ſie ſie nicht leſen, und ſo bieten dieſe alle ihre Kräfte auf, um zu verhindern, daß ſie in ihre Hände kommen. Wird ihnen dis durch irgend einen Zufall unmöglich gemacht, ſo wiſſen ſie wenigſtens das Vorleſer- oder Referentenamt an ſich zu bringen, überſchlagen beim Vorleſen, was nicht in ihren Kram dient, und referiren, was ſie wollen. Schlägt ihnen auch ſogar dieſes fehl: ſo machen ſie den Verfaſſer einer ſolchen Schrift verhaßt oder doch verdächtig, ſuchen moraliſche Blöſſen an ihm auf, erdichten dergleichen, wenn er ſie nicht gibt, oder werfen doch zu wiederholten mahlen hin, daß er als ein theologiſcher und politiſcher Ketzer, als ein Unzufriedener mit allen Verfaſſungen, die doch ihren guten Grund hätten, als ein

Neurungsſüchtiger und Kannengieſſer längſt öffentlich bekannt ſei.

Da iſts ſchon ein Verdienſt, ſolche Schriften in die rechten Hände zu bringen. Geht es unmittelbar an, deſto beſſer; wo nicht, doch auf iede mögliche mittelbare Art. Hierzu wird erfordert, daß man das Terrain ſtudire. Oft können untere Bediente und ganz unbedeutende Perſonen im Orte dazu behülflich ſein; oft kann ein Fremder, der ankommt und Eingang findet, oder zu dem gereiſet wird, den nützlichſten Dienſt dabei leiſten. Iſt das Buch ſchon in den rechten Händen, aber ohne Nutzen, ſo mus man von neuem auf die rechten Stellen darin aufmerkſam machen. Iſt der Verfaſſer verläumdet worden, ſo mus man ihn ehrenretten; ia, wäre er ſogar wirklich nicht im beſten Rufe, ſo mus man darauf hinweiſen, daß auch bei Ketzern ſchöne Wahrheit gefunden werden könne und daß auch Neuerungsſüchtige gute Vorſchläge thun können, und mus alsdann von dem in Frage

kommenden Vorschlage beweisen, daß er in der That gut sei.

Liest der Mann mit den rechten Händen gar nicht: so wird doch Einer unter denen, die ihn umgeben, sein, der liest. Du, der du dis bist, lis an seiner Statt; sei ein Patriot und ein Edler dabei, benuze eine glückliche Stunde, bring den gelesnen nüzlichen und ausführbaren Vorschlag an ihn und thu dabei, als nähmest du ihn aus dir selbst. Ach wie viel Gutes kannst du so für dein Vaterland und für den Staat stiften, dessen Bürger du bist! Sein Herz ist vielleicht nicht ungeneigt dazu; er kommt aber darauf nicht durch sich. So führe ihn darauf und vertheidige vor ihm die gute Sache gegen ihre Gegner, wenn sie sie finden sollte. Umsonst schreiben sonst die Weisen und die Menschenfreunde, wenn du und deinesgleichen sie nicht unterstüzen. Viel grosses Gutes aber bewirkten schon solchergestalt Männer, wie du, und ihre Nah-

men werden nach Jahrhunderten noch in der Geſchichte ihres Vaterlandes glänzen.

Leſen auch die nicht, die die zur Ausführung allein Kraftvollen umgeben, ſo wird doch Einer von denen leſen, die dieſe wieder umgeben. Und wäre auch dis nicht, ſo wird ſich doch im dritten, vierten Gliede der Umgebung endlich ein Mann finden, der lieſet. So laſſe er das geleſene Gute ſo lange aus Hand in Hand gehen, bis es — in die rechten Hände kommt. O wenn es nur erſt herrſchender Geiſt würde, ſeine Verbindungen, in welchen man mit Höheren ſteht, zu dieſem edlen Behufe zu benutzen — wie würde dann für die Menſchheit geſorgt ſein!

Dennoch iſt es oft nicht genug, daß der gute und gemeinnützige Vorſchlag an den rechten Mann gelange, daß dieſer ihn beherzige und billige, ſeine Ausführung beſchlieſſe und anbefehle; nun kommt es wieder darauf an, ob die, welche den Ausführungsauftrag von ihm bekommen, für oder wider den

Vorſchlag ſind. Iſt das Letztere, ſo widerrathen ſie ihn, ſtellen ihn als ſchädlich vor und bewirken dadurch oft auf der Stelle Zurücknahme des an ſie ergangenen Befehls. Vermögen ſie dis nicht, ſo zucken ſie doch die Achſeln zu ſeiner Unausführbarkeit, die ſie blos vorgeben, bedauern, daß er zur Verfaſſung, zur Landesart, zum Volkskarakter und zum Geiſte des Zeitalters nicht paſſe, erſchaffen ungeheure Schwierigkeiten, wo gar keine ſind, und machen dadurch, daß der ganze Vorſchlag wieder in Vergeſſenheit gerathe. Müſſen ſie aber ſchlechterdings an ſeine Ausführung gehen, ſo führen ſie ihn vorſätzlicher Weiſe ſo ungeſchickt aus, daß ſelbſt der, welcher ihn gethan hat, wünſchen möchte, mit ihm zurückgeblieben zu ſein.

Erſcheinungen dieſer Art haben vielfältige Urſachen. Bald ſind die, welche den Ausführungsauftrag bekommen unphiloſophiſche Köpfe, die nie über die erſten Angelegenheiten der Völker nachgedacht haben, die gar nicht darauf hinkommen, daß auſſer

dem alten tiefausgefahrenen Gleiſe ein anderes Gleis möglich ſei, oder daß ſich auch nur, wie doch alle Fuhrleute wiſſen, halber Weg fahren laſſe, und die deshalb gegen iede Neuerung, blos als Neuerung, gleich Feuer und Flamme werden. Bald lieben ſie die Trägheit, befinden ſich zu wohl bei dem alten Schlendrian, deſſen ſie einmahl ſo gewohnt ſind, daß ſie ihn maſchinenmäſſig ſelbſt betreiben oder doch im Gange erhalten können, und bauen deshalb weislich ieder Reform vor, die ſie in auſſerordentliche und wohl gar unabſehliche Thätigkeit verſetzen würde. Bald fürchten ſie Schaden für ſich ſelbſt davon, wenn Etwas anders würde, als es ſonſt war; und wenn es auch nur erſt durch die zehnte, zwölfte Abänderung geſchehen ſollte, welche die gegenwärtige Erſte nach und nach zur Folge haben müſte oder doch haben könnte. Bald ſind ſie gar Antagoniſten des Volks und wollen durchaus nicht, daß es klüger und glücklicher werde; weil ſonſt aller Unterſchied der

Stände wegfalle, wenn der Bürger und der Bauer auch geſcheut ſein, es auch gut in der Welt haben und überhaupt Menſch ſein ſollte, wie ſie. Man ſagt, daß dieſe letztere Art derſelben jetzt einen wirklichen Orden unter ſich errichtet hätte, deſſen erſtes Statut ſei, alle diejenigen, welche ſich mit Licht und Recht beſchäftigen und Beides mehr den unterſten Ständen verſchaffen wollen, in geheim auf alle mögliche Weiſe zu verfolgen.

Sobald der Fall eintritt, daß vorgeſchlagene Verbeſſerungen blos von denen, welche ſie ins Werk zu ſetzen befehliget wurden, hintertrieben, oder erſchwert, oder vereitelt werden: ſo rüſte ſich gegen dieſe wenigſtens Jeder, der von ihnen nichts zu fürchten hat. Und — ſolcher Unabhängigen gibts ja doch in der That in jedem Lande. Sie, ſie ſind es, die ſich von der Vorſehung recht eigentlich berufen fühlen ſollen, den Weiſen, die wackere Vorſchläge thaten, die linke, und den VolksCriſten, die dieſe

Vorſchläge in Ausübung gebracht wiſſen wollen, die rechte Hand zu bieten. Drei Wege haben ſie, auf welchen ſie dabei, wenn es Noth thut, nach einander wandeln mögen. Der erſte iſt der, daß ſie die Hintertreiber, Erſchwerer und Vereitler edler Abſichten der VolksErſten durch ihren Umgang, durch öfteres Geſpräch mit ihnen über die Sache und durch Gründe der Vernunft, der Humanität und des Gewiſſens auf beſſere Geſinnungen zu leiten ſuchen. Oft wird ſie ſchon dieſer Weg zu ihrem Ziele führen; wenigſtens müſſen ſie erſt Alles verſuchen, um auf ſelbigem dazu zu gelangen. Der zweite Weg iſt, daß ſie ſich an die VolksErſten drängen und ihnen offenbaren, an wem es liege, daß ihre heilſamen Verbeſſerungen nicht zu Stande kämen. Dieſer Weg mus iedoch nur eingeſchlagen werden, wenn man ſich auf dem erſten völlig müde gewandelt hat, ohne ſeine Abſicht zu erreichen. Gottlob aber, es gibt noch Beiſpiele genug, daß Männer von Kopf und Herz auf dem zweiten

Wege zu ihrem menſchenfreundlichen Ziele gelangen; und wenn dann Suſpenſionen, Remotionen und Kaſſationen erfolgen, ſo preiſe die Menſchheit die für ſie ausgeübte Juſtiz in ihrer erſten Inſtanz! Schlägt dieſer zweite Weg auch fehl, ſo iſt kein anderer weiter übrig, als — der Weg der Publicität. Ah — Publicität, ein wahres Geſchenk des Himmels an die Erde in neuern Zeiten! Durch ſie wird auch der indolenteſte Superintendent, ſei geiſtlich oder weltlich, in Rege geſetzt, und vor ihr fährt auch der Abſchaum von Rath oder Liebling zuſammen, der im Lande den Teufel ſpielt. Es iſt nicht nur nichts Kleines, als Schlechter weltkundig zu werden, ſondern die Weltkunde wird auch endlich Fürſtenkunde und erreicht ſogar die VolksErſten, die auf keine andere Weiſe zu erreichen waren. Brauchet die Publicität, Menſchenfreunde, wenn es ſein muß; aber — brauchet ſie mit weiſer Mäſſigung. Raiſonniret nicht; erzählt nur. Erzählet der Welt treu das Faktum mit allem ſeinen

Zubehör

Zubehör und überlaſſet ihr das Raiſonnement darüber. So wird man euch nicht des blos perſönlichen Haſſes, der Rache und anderer hämiſchen Abſichten dabei beſchuldigen können, ſondern ihr werdet als Männer erſcheinen, die aus reinem Patriotismus und aus Pflicht für die Nation handelten, und die gebrauchte Publicität wird ihre Wirkungen thun. Ständen auch die Sachen in eurem Lande ſchon zu verderbt, als das ſie da noch Etwas leiſten könnte: ſo wird ſie doch anderwärts deſto Mehr leiſten, ſie wird weit und breit ähnliche Verhinderer und Erſchwerer des Guten ſich an ihr ſpiegeln lehren, ſie zurückſcheuchen und ihnen die gegenarbeitenden Hände lähmen. — —

Findet sich auf der einen Seite nicht Unbereitwilligkeit, die Ausführung guter Vorschläge zu veranstalten: so findet sich wohl auf der andern Unbereitwilligkeit, die veranstaltete Ausführung anzunehmen. Die neueste Geschichte liefert hierüber Belege von aller Art, und es fällt nicht schwer, diesen anscheinenden Widerspruch zu heben. Da die Ursachen davon ebenfals verschieden sein können, so muß Jeder, der Unzufriedene oder gar Widersetzliche besänftigen und herumbringen will, schlechterdings erst die Ursache wissen, aus der sie es sind. — —

Darf man sich darüber verwundern, wenn Vorliebe und Vorvertrauen zum Alten die Annahme der besten neuen Einrichtungen ausschlagen, da sie es sind, welche sogar die, welche die Einrichtungen machen sollen, oft hiervon abhalten? Sind denn diese nicht aus den höheren Ständen, denen

man bei vorausgesetzter besserer Erziehung auch bessere Einsichten und mehr Geschmeidigkeit zutrauen sollte? O, so lange sie das Alte lieben, blos, weil es Altes ist, wie kann man vom unausgebildeten Volke erwarten, daß es richtiger denken solle, als sie! Daher der Wahlspruch der grösseren Menge — „es ist seit ewigen Zeiten so gewesen, und so solls auch stehen — unsere Grosväter habens so gemacht, und so machen wir's auch nicht anders.“ Man denke sich an den Platz solcher Leute, die sich an eine gewisse Einrichtung oder Handlungsart von Jugend auf gewöhnt haben, die mit ihr aufwachsen und nie darüber zu reflektiren veranlasst wurden, ob eine andere besser, oder auch nur möglich sei — wenn sie nun mit einem mahle von ihr ab- und zu einer ganz verschiedenen übergehen sollen! Muß nicht aus diesem Grunde allein schon der grössere Theil derselben sich gegen sie sträuben? Ganz dumm ists auch nicht, wenn der Bauer sagt — so haben wir's sonst

gemächt und ſo war es ſonſt; dabei konnten wir doch leben und beſtehen; wer weis, wie es wäre, wenn es anders würde, oder wenn wir es anders machen ſollten! Es kommt obendrauf dazu, daß er ſogar zuweilen hierin Recht habe; denn viel Neuerungen ſind wahre Verſchlechterungen und man macht ſie oft, ohne vorher zu unterſuchen, ob ſie auf Ort und Zeit paſſen. Hat nun gar das Volk dergleichen Beiſpiele ſchon erlebt, mit eigenem Schaden erlebt: ſo iſts ihm wohl zu verzeihen, wenn es die nützliche Abänderung mit der unnützen vermiſcht, Neuerungen überhaupt Feind wird und lieber überall beim Alten bleiben will. — Hier mus man Achtung gegen das Alte, wenn man ſie auch nicht hätte, affektiren; man mus das Alte als gut, das Neue aber, wovon die Rede iſt, als beſſer hinſtellen; man mus ſich zum Volke herablaſſen und die Vorzüge des Neuen deutlich auseinander ſetzen; man mus Trennung unter ihm machen und Theile des Ganzen zu

überreden ſuchen, auf die hernach die übrigen lauren, wie es ihnen bei der Neurung gehe; man mus Einzelne gewinnen, die wieder andere Einzelne gewinnen; man mus ſelbſt die Neurung vormachen und durch den ſichtbaren Vortheil, den man davon hat, um ſich her zur Nachahmung reizen.

Dieſe Maasregeln ſind um ſo viel nöthiger, wenn die Reformen Angelegenheiten der Religion betreffen. Hier mus doch in der That der Schwachen geſchont werden; beſonders, wenn ihre Vorliebe zum Alten Gewiſſensſache zugleich für ſie zu werden ſcheint. Alles, was man ſagen kann, iſt, daß ihr Gewiſſen ein Irrendes ſei; ſo verdient doch aber auch das irrende Gewiſſen, daß man es mit Sanftmuth zurechteführe. Wenigſtens dürften die Fälle, wo man es mit Gewalt zurechteführen darf, auf dieſen Fall nicht paſſen. Wenn religiöſe Veränderungen leicht durchgeſetzt werden, ſo iſt dis nicht allemahl Beweis von weitgediehener Aufklärung in einem

Lande; es kann auch die Folge eines allgemeinen Kaltsinns gegen Alles, was zur Religion gehört und gerechnet wird, sein, vermöge dessen man nur damit spielt und also nichts daraus macht, ob man auf alte oder neue Art das Spiel betreibe. Sobald also irgendwo die Aufklärung wirklich noch nicht weit fortgeschritten ist, so ists ja vielmehr ein gutes, als ein böses Zeichen, wenn es daselbst in dergleichen Fällen nicht ganz ohne Bewegung bleibt. Daß nun hernach der gemeine Mann minder wichtige Veränderungen für sehr wichtig ansiehet, ist eine Folge der Unwissenheit, in der man ihn gelassen hat. Und so ist er gegen ein neues Gesangbuch, wie gegen eine neue Bibel, weil ihm sein Gesangbuch so heilig ist, wie die Bibel; so streitet er gegen Abschaffung einer bloßen unnützen Cerimonie ebenso, als wenn ihm eine seiner ersten Glaubenswahrheiten genommen werden sollte, weil ihm iene von Jugend auf so ehrwürdig und seligmachend vorgestellt worden ist, wie diese. Wer hier

zu Spott und Persiflage gegen ihn greift, der handelt offenbar inhuman und vergeht sich an der Achtung, die er auch dem irrenden Gewissen schuldig ist. Ja, er verdirbt vollends die ganze Sache; denn nichts bringt den gemeinen Mann mehr gegen das Neue in Religionssachen auf, als wenn man ihm das Alte lächerlich macht; weil man ihm dadurch ins Gesicht sagt, daß er Zeit seines Lebens ein Narr gewesen sei — als welches auch den einfältigsten Menschen verdriessen muß. Rathet, ihr Freunde der Wahrheit, die ihr Freunde der Menschen zugleich seid, in solchen Fällen zu weiser Schonung der Schwachen; rathet zu ernsthafter, bescheidener und liebevoller Auseinandersetzung des Bessern, welches das obwaltende Neue hat; rathet zur Lassung der freien Wahl zwischen Alt und Neu, die, wenn nicht auf der Stelle, doch nach und nach die beste und dauerhafteste Wirkung thut; rathet zu allmählicher Bewirkung der heilsamsten Reformen und zur durchdachteren Einleitung zu

ihnen durch Darreichung der vorbereitenden Ideen!

Darin, daß man nicht allmählich, sondern übereilt und zu rasch, oder gar urplötzlich und wie im Blitz, zu Werke geht, liegt oft die einzige Ursache, daß auch die wohlgemeintesten und wohlthätigsten Neuerungen verunglücken. Will man denn die Menschen nie studiren; will man nie lernen, wie man sie im Ganzen zu behandeln habe? Springen ist der Wenigsten Sache; führt man sie aber Schrittweise, und so, daß sie es kaum merken, so gehen sie alle mit. Freilich währet dis länger; dafür hat aber auch der gute Erfolg Gewisheit vor sich. Mag es auch noch so angenehm sein, von dem Baume, den man pflanzte, schon selbst die ersten Früchte zu brechen; wenn es dann aber nicht sein kann, ohne den Baum selbst aufs Spiel zu setzen, so ists doch besser, man begnüge sich daran, daß man den gepflanzten Baum erhalte und stärke, und im Geiste die Nachwelt seine Früchte erndten

ſehe. Suche Jeder, wer dazu Gelegenheit hat, dieſe Grundſätze zum immer allgemeineren Glaubensbekenntniſſe unſerer Weltverbeſſerer zu machen. Erinnere er ſie daran, daß die Natur zu ihren Arbeiten ſich Zeit nehme und daß ſie ſich alſo auch zu den ihrigen Zeit nehmen müſſen. Führe er ihnen zu Gemüthe, daß ieder Menſch Zeit haben wolle, ſich zu beſinnen, und daß der gröſſeſte Theil der Menſchen viel Zeit brauche, ſich zu beſinnen. Theile er ihnen in iedem beſondern vorkommenden Verbeſſerungsfalle, wenn er über ihn nachgedacht hat, die Masregeln mit, welche Er ergreifen würde, wenn er die Neurung zu veranſtalten hätte, und unterſtütze ſie auf den Fall, daß ſie ſie auch ergreifen, ſo oft unvorhergeſehene Umſtände eintreten und Modifikationen des Plans erfordern, ferner mit ſeinem kälteren Rathe. Mehr, als zu oft, hörte man dann doch wirklich ſchon, wenn die gemeinnützigſten Neuerungen verunglückten und die, welche ihnen entgegen geweſen waren, darüber zur

Rede geſtellt wurden, die Sprache — Unſere Obern ſind ſelbſt Schuld daran; ſie waren zu hitzig, beſtürmten uns damit und ſtanden uns keine Rede. Hätten ſie uns Zeit gelaſſen, hätten ſie uns Gehör verſtattet, unſere Gegengründe widerlegt und uns eines Beſſern belehrt, ſo, daß wir damals gewußt hätten, was wir nun wiſſen, ſo — —“

Traurig genug aber auch, daß das Volk oft bei allen verwaltenden Neuerungen die Obern in Verdacht hat, daß ſie nicht ſeinen, ſondern ihren Vortheil dabei ſuchten. Dann mag auch eine noch ſo wohlthätige Veränderung geſchehen ſollen; das Volk widerſetzt ſich ihr. Wo dis der Fall iſt, da mögen die Obern ſelbſt ſich die Hand bei der Frage aufs Herz legen, ob ihnen Recht oder Unrecht dadurch geſchehe. Ganz aus der Luft gegriffen kann wohl ſo ein allgemeiner Verdacht nicht ſein. Weis das Volk vollends wirkliche Beiſpiele der Art, und wohl gar zu Mehreren, aufzuzeigen: ſo thäten ſeine Obern wohl daran, wenn ſie

erſt ſein Vertrauen wieder zu erwerben ſuchten, ehe ſie an wahrhaftiggute Reformen gehen, die ihnen ſonſt nicht anders als fehlſchlagen können. Genug, es mus viel bei der Menſchheit Unverantwortliches vorhergegangen ſein, wenn dergleichen Verdacht der erſte Eindruck iſt, den iedes Proiekt zu Veränderungen auf den groſſen Haufen im Lande macht. Zutrauen auf die Obern iſt den Völkern natürlich, Mistrauen unnatürlich. Das ſicherſte Mittel alſo, heilſame Reformen leicht und ohne allen Widerſtand einzuführen, iſt — daß die Obern im Beſitze des vollkommenſten Vertrauens der Nation zu ihnen ſind, und daß ſie durch Thatbeweiſe in Menge zur Genüge belegt haben, daß ſie bei allen ihren öffentlichen Veranſtaltungen nur das allgemeine Wohl zum Hauptangenmerke nehmen. In ſolchen Ländern iſts dann auch eine Freude zu reformiren, oder auch nur reformiren zu ſehen. Alles bietet da die Hand und greift mit an, und die Reformatoren ſind oft ſchon glücklich

fertig; wenn ſie erſt recht anzufangen gedachten. Das Volk habe nun aber Grund zu jenem argen Verdachte, oder nicht, und der Grund begründe ſich in der Denk- und Handlungsart der vorigen Obern, oder der gegenwärtigen; ſo iſts dem Menſchenfreunde ein angenehmes Geſchäft, hinzuzutreten und das Volk zur Annahme einer wahrhaftiggemeinnützigen Neuerung geneigter zu machen. Was kann ein Bürger Gröſſeres thun, als wenn er ſeinen verblendeten, oder auch nur voreingenommenen Mitbürgern für ihren eigenen Vortheil die Augen öfnet? Da mus er ihnen dann augenſcheinlich darthun, daß der Nutzen der Neuerung auf ihrer Seite ſei, und daß die Obrigkeit Nichts davon habe. Je gröſſer der Nutzen für ſie dabei iſt, deſto leichter wird ihm die Auseinanderſetzung davon ſein. Haben ſie vollends Obere, die als Menſchenfreunde öffentlich bekannt ſind: ſo mus er ihnen das Widerſtreben gegen ihre guten Anſtalten als eine doppelte Verſündigung vorſtellen, die ſie an

ihnen und an sich zugleich begehen. Wären vorige Obere aber am Verdachte gegen die Gegenwärtigen Schuld: so mus er ihnen zu Gemüthe führen, daß diese besser sind, mus dis durch Thatsachen belegen und ihnen begreiflich machen, daß sie für Sünden, die iene begingen, diese nicht strafen wollen müssen, besonders, da sie sich selbst am meisten dadurch strafen würden. Ja, wenn sogar die gegenwärtigen Obern den Verdacht verdient hätten: so mus er den Leuten zeigen, daß sie ihn im vorliegenden Falle doch unrechtmässig anbrächten, und daß sie es vielmehr als eine Erquickung, die ihnen das Schicksal reiche, anzusehen hätten, daß ihre Obern auch einmahl auf eine gemeinützige Neuerung verfielen.

Zuweilen istes nicht sowohl der grosse Haufe selbst, der sich widersetzt, sondern es sind nur Einige, die den Geist der Widersetzlichkeit haben und die die Menge durch irgend eine Art von Ansehen, worin sie bei ihr stehen, mit sich fortreissen. Sind dies

gewonnen und treten dieſe auf die Seite der Neuerung: ſo folgen ihnen die übrigen Alle dahin nach. Man ſollte daher auch bei Einführung der wohlthätigſten Neuerungen vorzüglich darauf bedacht ſein, vergleichen Angeſehene und Tonangeber beim Volke erſt für ſie zu ſtimmen. Die erſten Gegenarbeiter fehlen nicht nur alsdann, ſondern man hat auch Beiſpiele, daß ſie hernach ebenſo eifrig für die gute Sache thätig werden, als ſie ſonſt gegen ſie thätig geweſen ſein würden; wodurch dann den Obern noch obendrein groſſe Erleichterung geſchieht. Oft kennen die Obern ſolche Perſonen nicht; und dann ſtiftet man wirklich ſchon etwas Gutes, wenn man ihnen ſie auch nur nennt und ihre Aufmerkſamkeit auf ſie rege macht, daß ſie ſie zuerſt zu gewinnen ſuchen. Sollte eingewendet werden, daß dieß eine Herablaſſung für Obere ſei, die ihnen kaum zugemuthet werden könne: ſo mus man die Antwort darauf geben, daß es doch beſſer ſei, ſich für die gute Sache herabzulaſſen und ſie

durchzusetzen, als Alles auf die Kraft eines Machtspruchs zu bauen und sich hernach samt dem Machtspruche und der guten Sache selbst wieder zurück ziehen zu müssen. Der Triumf der Häupter der Unzufriedenen hierüber nimmt nicht nur den Obern ihr Ansehen ganz, statt daß sie durch iene Herablassung freiwillig nur auf einen Theil desselben Verzicht gethan hätten, sondern es ist auch hernach gewis auf ein ganzes Menschenalter um Einführung der vorgehabten Neuerung und aller ihr ähnlichen geschehen. Würde hierauf erwiedert, daß es so weit nicht kommen müsse, sondern daß es, wie erst blos des Machtspruchs, so hernach blos des weltlichen Arms bedürfe, um den Machtspruch vollkräftig zu machen: so entsteht die Frage, in welchen Reformationsfällen der weltliche Arm gebraucht werden dürfe. Doch wohl nur in solchen, wenn offenbarer Unfug abgestellt werden soll; nicht aber in solchen, wenn man blos höheres Gutes erzielt, welches man Menschen, die es nicht haben

wollen, unter Kanonendonner aufzuzwingen durchaus kein Recht hat. Der Menſchenfreund rathe beſonders im gegenwärtigen Zeitalter von ſolchen Reformationsmitteln in dergleichen Fällen ab und ſuche lieber die Obern zu iener weiſen Herablaſſung zu ſtimmen. Dieſe haben ia auch zehen Mittel gegen eins in der Hand, ihre Herablaſſung ſo einzukleiden, daß ſie gar nicht wie Herablaſſung ausſehe. Hangen die Anführer der Unzufriedenen von ihnen ab, ſo können ſie es ihnen ia bald zu verſtehen geben, was auf ſie warte, wenn ſie ſich nicht an ihr gutes Vorhaben anſchlieſſen. Dis iſt beſonders der Fall bei Reformen in Religionsſachen, wo oft die Geiſtlichen die einzigen Urheber aller Widerſetzlichkeit ihrer Gemeinen dagegen ſind. Hangen die Häuptlinge nicht von ihnen ab, ſo ſind doch Ehrgeiz und Gewinnſucht die allgemeinen Triebfedern der Menſchheit. Man faſſe ſie bei dieſen; ſobald ſie noch eine Strecke Lebens vor ſich ſehen, werden ſie ſich dabei ergreifen und

halten

halten lassen. Machte sie das Alter aber etwa auch gegen diese unbeweglich: so warte man ein wenig und — lasse sie erst hinsterben. Ueber dis Alles gehet zur Hand und zu Rathe den Obern, ihr, die ihr eure Mitbürger besser zu kennen Gelegenheit habet, als sie. Wirket dabei auch zu eurem Theile selbst auf dergleichen widerspenstige Tonangeber des grossen Haufens, wie ihr könnet, unmittelbar und mittelbar. Untergrabet, wenn Alles vergeblich ist, ihr Ansehen; machet, daß die Menge nicht mehr auf sie [illegible] und höre; lasset euch dis, wenns sein mus, Geld kosten und scheuet keine Art von Aufopferung, um wackere Obere bei ihren heilsamen Anstalten, ohne daß sie es einmahl wissen, zu unterstützen.

Gewis sind auch hier wieder Prediger und Schullehrer die Männer, welche ausserordentlich mitwirken können. In den Schulen kann wenigstens im Allgemeinen sehr vorgearbeitet werden. Indem der Lehrer bei jeder Gelegenheit seine Zöglinge zur

Unfriedenheit mit den Verfassungen, wie sie sind, zu stimmen sucht, als welches seine heiligste Pflicht ist, kann er doch auch oft einfliessen lassen, daß viel, sehr viel Verbesserungen noch geschehen könnten und auch gewis mit der Zeit geschehen würden. Es wird ihm leicht werden, den Wunsch in jungen Leuten zu erregen, daß sie wenigstens einige derselben noch erleben möchten; er kann ihnen dieses sogar versprechen. Indem er ihnen nun sagt, daß sie dergleichen einmahl von unten herauf nicht zu erzwingen suchen dürften, kann er sie auch belehren, daß sie sie einst, wenn sie von oben herab geschähen, mit dankbaren und offenen Armen annehmen müßten. Die künftige Generation, so in der Schule unterrichtet — wie würde sie jeder wohlthätigen Neuerung die Hände bieten und den Obern das Reformiren erleichtern! Prediger vollends können, statt daß Schullehrer im Allgemeinen der Obrigkeit nur vorarbeiten, in schon eintretenden besondern Fällen sogar mitar-

seiten. Noch gilt ihr Stand beim Volke; sind sie als kluge und rechtschaffene Männer und als Volksfreunde bekannt; haben sie einen deutlichen Vortrag, der die beste Ueberredungskunst ist: so bringen sie oft durch eine Predigt die gute Sache weiter, als die Obern durch zehen Strafbefehle. Und warum wollten sie, wenn einmahl noch so viel Segen auf ihrer Kanzel ruhet, irgend eine Materie, und wenn sie ihnen auch noch so entfernt von selbiger schiene, sobald eine gemeinnützige Neuerung in sie einschlägt, von ihren Kanzelvorträgen ausschliessen oder auch nur für ausgeschlossen halten? Nichts, was wahrhaftig nützt und frommet, entheiligt die Kanzel; es nütze und fromme übrigens im Himmel erst, oder auf Erden schon, und auf der Erde in der Kirche, oder im Hause, oder im Felde. Die ältere Geschichte hat ja Beispiele genug davon, wie der geistliche und der weltliche Arm, wenn sie sich Beide vereinigten, Alles vermochten; nur, daß ihre vereinigten Kräfte nicht für, sondern

wider das allgemeine Wohl gerichtet waren. Welch eine Ehrensäule, unserem Zeitalter gesetzt, wenn sie sich in unsern Tagen für dasselbe vereinigen! Warlich, ein Prediger kann seinem Stande keine höhere Würde geben, als wenn er der Mann wird, welcher offenbar als die wirkende Ursache davon da steht, daß den Obern eine nützliche Neuerung bei seiner Gemeine gelingt!

Endlich lehrt aber auch leider die tägliche Erfarung, daß die Obern bei keinen Reformen mehr Widerstand finden, als bei solchen, die alten Volksunfug, Handwerksmisbräuche, wilde Festlichkeiten und überhaupt durch langes Herkommen gleichsam privilegirt gewordene Unordnungen aller Art abstellen sollen. Mit einer Art von Enthusiasmus, als würde ihnen ans Herz gegriffen, kann sich da oft der rohere Haufe zur Vertheidigung und Beibehaltung der unsinnigsten Thorheiten aufmachen und Ausschweifungen dabei begehen, die zehenmahl ärger sind, als die, welche abgeschaft wer-

den ſollen. In ſolchen Fällen iſt jeder vernünftigere Bürger verbunden, ſich an die Obrigkeit anzuſchlieſſen, daß ſie mit Nachdruck verfahren und ihre preiswürdigen Abſichten durchſetzen könne. Er mus ihr allenthalben laut öffentlich Recht ſprechen, ihre Unternehmungen billigen und loben und das Unanſtändige und Tolle in den abzuſchaffenden Misbräuchen denen, welche er noch für die Beſſeren im aufgebrachten Haufen hält, auseinander ſetzen. Er mus den Unruheſtiftern drohen, ihnen Nahrung und Gewerbe zu entziehen, und zu machen, daß es ihnen auch von Mehreren entzogen werde. Er mus Zuſammenkünfte verhindern, oder, wenn er dis nicht kann, ſie anzeigen, in welchen einzelne Brauſeköpfe kraft ihrer injuriöſen Suade und der dabei ſtehenden Branteweinflaſche mit ihrem Schwindel zwanzig, dreiſſig Andere anſtecken, die hernach wie ihre Herolde allenthalben umherſchwärmen und förmlichen Volksſchwindel verurſachen. Er mus entdeckte Höllenplane

auf der Stelle weiter und der Behörde entdecken, damit sie noch zu rechter Zeit vereitelt werden können. Er mus der Obrigkeit Winke geben, wie sie sich der Personen der Rädelsführer am geräuschlosesten bemächtigen möge; ia, er mus ihr [illegible], wenns Noth thut, seinen Arm im allereigentlichsten Verstande zu leihen bereit sein, weil er ihn für die Sache des gesunden Menschenverstandes, der bürgerlichen Ordnung und der guten Sitten schwingt. Hat hier die Obrigkeit einmahl angefangen, zu reformiren, so mus sie auch nicht eher aufhören, als bis sie vollendet hat. Kein guter Bürger mus sie also verlassen, sondern durch seinen Zutritt sogar Gewalt, wenn sie sie braucht, noch verstärken; denn heillosen Misbräuchen und lästerlichem Unfuge endlich, wenn alle gütliche Mittel nichts helfen, selbst mit Gewalt das Garaus zu machen, ist sie ausdrücklich berufen, und so ist auch jeder Bürger berufen, sie in Ausführung dieses ihres Berufs zu unterstützen. Wenn sich der Tollkopf schon

freuet, durch Widerſtand gegen ſeine Obern für allen Unfug Märtirer zu werden: wie muß ſich der vernünftige Mann ſeines Märtirerthums für die Unfugsreform freuen, wenn er dadurch die Obern glücklich am wohlthätigen Ziele erblickt!

Man wirft Leuten, die die Mittelſtraſſe lieben, wohl vor, daß ſie, wie der Biſchof von Laodicaea in der Apokalipſe, weder kalt, noch warm, wären und daß ſie nur darauf ausgingen, die Kunſt beider Partheien, die ſich auf den entgegengeſetzten äuſerſten Enden herumtummeln, zu behaupten; der Vorwurf iſt aber oft ſehr unrechtmäſſig angebracht. Wenn man dann doch oft genug mitangeſehen hat, daß die hitzigſten Streitigkeiten blos daher rührten, weil die ſtreitenden Partheien wie unbewegliche Felſen auf beiden Extremen ſtanden, und daß, ſobald ſie ſich bewegten und einander zur Hälfte näherten, folglich in die Mittelſtraſſe eintraten, aller Streit ein Ende hatte; wenn man oft genug mitangeſehen hat, wie erſt von einem Extrem zum andern geſprungen und hernach, ſtatt dieſes zu behaupten, oder zu jenem zurückzukehren, auf die Hälfte des Wegs zwiſchen beiden eingelenkt ward: ſo

ist es ja doch wohl viel klüger, lieber gleich die Mittelstrasse zu wählen.

Der Spott, daß die Mittelstrassenliebe nur Frucht des Phlegma und mithin Jeder, der solches in guter Dosis besitze, am geschicktesten zu ihr sei, könnte auf der Stelle mit dem Gegenspotte vergolten werden, daß die Extremenliebe blos von einem gewissen Feuer herrühre, welches die, die es besässen, nicht zu mässigen wüsten. Indessen ist die Sache zu ernsthaft hierzu; und wie es auch ein edles Feuer gibt, welches der Freund der Wahrheit und Tugend durch Reflexionen sich selbst mittheilt: so gibt es auch ein philosophisches Phlegma, das aus Beobachtungsgeist und Raisonnement entsteht. Zu viel taugt in keiner Sache; zu wenig auch nicht; genug allein ist gut. Dis sind Sätze, die alle Menschen zugestehen und deren Richtigkeit sich in allen Angelegenheiten und Fällen des menschlichen Lebens bestätigt. Nun ist zu viel das eine Extrem, zu wenig das andere; gerade genug

die Mittelstrasse. Mus es der Kluge nicht also aus diesem Grunde schon immer mit der Mittelstrasse halten? Mus er sie nicht in iedem vorkommenden wichtigen Falle so geschwind zu finden suchen, als möglich?

Je eher er sie findet, desto eher kann er Anlagen machen und bauen; und dis ist doch die Hauptsache. Was helfen alle Ideen, wenn sie nicht wirksam und nützlich werden? Diejenigen, welche auf den Extremen stehen, wissen nicht, ob sie bauen sollen, oder nicht; es ist, als wenn ihnen ihr eigenes Gefühl sagte, daß ihre Meinung kein sicheres Fundament zum Bau sei. Und wagen sie ia zu bauen, so überleben sie bald das Gebäude und sehen es vor ihren Augen noch wieder einstürzen. In der Mittelstrasse allein gelangt man nicht nur bald zum Bau, sondern bauet auch haltbar und fest; denn man bauet nicht auf Hipotheſen, von denen eine immer wieder die andere verdrängt. Die Mittelstrasse liegt auch in einer Art von geschützter Vertiefung, über die die Orkane der Lei-

nungen wegstürmen, ohne Schaden zu thun, welche hingegen die hoch und frei stehenden leichtgebaueten Häuser auf den Extremen heftig erschüttern und oft im Hui zusammenwerfen.

Hat man nun sein Haus fein bald und fein fest gebauet, so kann man auch bald in dasselbe einziehen, lange und ruhig darin wohnen und das Leben genieſſen früh und spät. Auch dis ist des Klugen Sache; denn, wie er gern gemeinnützigthätig ist, weil sein Leben bald verstreicht, so mag er auch gern Genus vom Leben haben, weil er es nur einmahl lebt. Wenn er dann die Freunde der Extremen siehet, wie sie ihre Zeit mit Behauptung ihrer gewagten Hipotheſen zubringen, die schönsten Freuden darüber verliehren und die übrigen einander noch verbittern: so bemitleidet er sie und preiset sich, als Mann in der Mittelstrasse, allein selig.

Möchten dis in diesem Zeitalter des Kampfs der Extremen in allen Fächern der

Menschheit besonders alle lebhafte und feurige iunge Männer beherzigen, die eben itzt ihren Hervortritt in die Welt thun; damit sie sich durch frühen Glauben daran, daß die Wahrheit immer nur in der Mitte liege, auch gleich zu nützlichen und glücklichen Gliedern der bürgerlichen Gesellschaft bildeten! Nur einen einzigen festen und männlichen Blick ohne alles Vorurtheil für die eine oder für die andere Parthei itzt in die Hauptfächer der grossen Sache unseres Geschlechts gethan — und es ist unmöglich, daß man sich zu irgend einer von beiden Partheien schlagen könne. — —

Im religiösen Fache behauptet die eine herrschende Parthei, daß auch der gemeinste Mensch so reine und geläuterte Begriffe von Allem, was sein Glaubensbekenntnis enthält, haben müsse, als der denkendste Kopf, und bringt auf Volksaufklärung ohne Grenzen. Die andere Parthei verwirft die allgemeine Aufklärung ganz und besteht darauf, daß der gemeine Mann bei seinem

Aberglauben und bei allen seinen alten Vorurtheilen gelassen werden sollte. Hier sind offenbar zwei Extremen, die beide unstatthaft sind. Das eine will alle Menschen zu Philosophen machen, welches nicht geschehen kann; das andere will, daß der grösseste Theil der Menschen Halbthier bleibe, welches nicht geschehen soll. Man darf nur einigermassen erwägen, wie viel zur vollkommenern Ausbildung der menschlichen Denkkraft gehöre und wie die Begriffe in den Wissenschaften zusammenhangen — man darf alsdann nur einen flüchtigen Blick auf die äuserliche Lage des grossen Haufens werfen, dessen möglichstbeste Erziehung doch nie eine gelehrte Erziehung werden kann, und der zu den gröbesten körperlichen Arbeiten, die den Geist immer mehr abstumpfen, bestimmt ist; so wird man sich überzeugen, daß es nie einen Staat geben könne, in welchem die reinen Religionsideen seiner ersten Denker auch Volksideen würden. Man darf aber

auch nur den geringsten Umgang mit Leuten aus den untersten Ständen haben und ihren gesunden schlichten Menschenverstand in Gesprächen über ihre Berufsgeschäfte auf die Probe stellen, so wird man auch finden, daß sie Wahrheit recht gut von Irthum unterscheiden können, daß sie Fassungskraft für jede Art von Wahrheit haben, sobald man ihnen durch Versinnlichung zu Hülfe kommt, und daß es alse Unmenschlichkeit sei, sie in der Religion zu täuschen, ihnen Wahrheiten, die sie so beseligen, wie die Vornehmen, vorzuenthalten, oder an deren Statt gar Fabeln und Mährchen hinzustellen. Die richtige Strasse führt demnach offenbar hier zwischen beiden Extremen durch die Mitte. Man mus dem Volke nichts für glaub- und ehrwürdige Lehre geben, worüber seine Weisen unter sich spotten, [illegible] mus ihm nur Wahrheit und alle Wahrheit reichen, die den Menschen als Menschen glücklich macht; seine Vorstellungsart davon aber wird, weil es sich nicht weit über die Sinn-

sichkeit erheben kann, auch stets sinnlicher bleiben müssen, wenn man nicht die Religion selbst bei ihm aufs Spiel setzen will. Dieselbe Wahrheit mus für Alle da sein; die Begriffe von ihr mögen immerhin verschieden sein. Das war nicht recht, das war Volksbetrug und Volksmishandlung, wenn weise Griechen und Römer im Stillen an ein einziges unsichtbares höchstes Wesen glaubten und öffentlich Vielgötterei lehrten; das aber ist recht, das ist weise und brave Volksbehandlung, wenn man Gott, den obersten Geist, dessen reine Idee bei dem grossen Haufen keine Wirkung thun würde, öffentlich auf eine edle Weise vermenschlicht, um den Glauben an ihn auch im gemeinsten Manne lebendig und kräftig zu machen. Das war nicht recht, daß Moses die süsse und tröstende Lehre vom Fortdauer des Menschen im Tode für sich behielt; das aber war recht, daß Jesus von Nazaret sie unter dem Bilde der Auferstehung der Todten vortrug. Das ist recht, daß

man Sünde und Laster als etwas beschreibe, das Feindschaft zwischen Menschen und Gott anrichtet; das aber ist nicht recht, daß man lehre, Gott müsse mit dem Menschen ausgesöhnt werden, und nicht vielmehr der Mensch mit Gott, und fremdes Verdienst könne mit Gott aussöhnen, und nicht vielmehr einzig und allein eigenes Verdienst, eigenes Besserwerden. Das ist recht, daß man öffentlich predige — Gott straft; aber das ist nicht recht, daß man iede allgemeine Landesnoth, durch die noch dazu die vornehmen d. h. ärgsten Sünder gar nicht gestraft werden, für ein Strafgericht Gottes ausgebe. Das ist recht, daß man dem gemeinen Manne sein Vater Unser lasse; aber das ist nicht recht, daß man es ihm als kräftiger beschreibe, wie iedes andere gute Gebet, das er aus dem Herzen verrichtet. Das ist recht, daß man ihn iedes wahre Gute, welches er auf sein Gebet empfängt, als Erhörung seines Gebets betrachten lasse; aber das ist nicht recht, daß man ihn glauben

lasse,

laſſe, er könne durch ſein Gebet den Blitz ableiten, Regen oder Sonnenſchein herbeten, oder Kranke geſund beten. Das iſt recht, daß man die Kraft einfacher und vernünftiger Ceremonie auf ſein Herz benutze, um ihm groſſe Wahrheiten der Religion anſchaulich zu machen und ihn in guten Geſinnungen zu ſtärken; aber das iſt nicht recht, daß man ihm nicht jederzeit ſage, was die Cerimonie bedeutet, damit er nicht das Bild für die Sache ſelbſt halte, daß man ihn mit Cerimonien überlade, da er dann an ihrer bloſſen Beobachtung genug zu thun glaubt, daß man ihn abentheuerliche und den geſunden Menſchenverſtand empörende Gebräuche als heilige Gebräuche fortſetzen laſſe, und daß man ihm überhaupt das ganze Cerimonieweſen als wahre Gottesverehrung und als Religion ſelbſt vorſpiegele. U. ſ. w.

Im moraliſchen Fache der Menſchheit iſt die eine herrſchende Parthei dem völligen Egoiſmus ergeben und erlaubt ſich Alles, ſobald ſie nur Gewinn für ſich dabei

ſieht, ohne ſich um die Pflicht zu bekümmern. Die andere will von Nichts, als von Pflicht, wiſſen und läſſet dem Rechtſchaffenen nicht einmahl nach, daß er durch den Segen, welchen die Pflicht für ihn hat, ſich in ihrer Ausübung ſtärken möge. Hier ſind ebenfalls wieder zwei Extremen, deren keins zu ergreifen iſt, weil weder das eine, noch das andere, der menſchlichen Natur angemeſſen iſt. Jenes zerſtört allen wahren Adel des Menſchen; dieſes weiſſt ihm einen Adel an, für den er nicht beſtimmt iſt. Braucht es wohl eines weitläuftigen Beweiſes, daß Egoiſmus in grobem Verſtande Thierheit ſei, daß Wohlwollen gegen Andere der Stempel unſerer Natur ſei, und daß wir uns durch Bezeigung deſſelben ohne Rückſicht auf eigenen Vortheil vor den Thieren auszeichnen? So iſt dann alſo auch gewis Anbau und Wartung der Humanitätsgefühle in uns unſere ſchönſte Ausbildung, und ein ſchändliches Siſtem iſt dasjenige, welches uns lehrt,

unſer bloſſes Ich für die ganze Welt anzuſehen, ihm Alles um ſich her aufzuopfern und nur unſern Bauch zu pflegen. Und ebenſo weis auch ieder nur einigermaſſen gute Menſch aus Erfarung, daß, wenn wir von guten Handlungen ſogar Nachtheil haben, das Bewuſtſein, unſere Pflicht treu erfüllt zu haben, uns dafür ſchadlos halte. Aber — fällt es auf der andern Seite nicht auch in die Augen, daß kein Weſen ohne Selbſtliebe beſtehen könne, daß der Trieb, glücklich zu ſein und ſeinen Zuſtand auf allen Seiten zu verbeſſern, dem Menſchen urſprünglich eigen ſei und ihm weder genommen werden könne, noch dürfe, daß auf die Frage, was wird mir dafür? auf irgend eine befriedigende Art iedem vernünftigen Weſen geantwortet werden müſſe, daß Pflicht und Glückſeligkeit ein Paar ſo genau verbundener Begriffe ſind, daß ſie nicht anders, als zuſammen, gedacht werden können, und daß, wie kein Menſch ſein Glück auſſer der Pflicht zu machen ſuchen ſoll, auch

jeder Mensch durch die Pflicht sein Glück zu machen überzeugt sein müsse und durch diese Ueberzeugung die Pflicht erst ganz lieb gewinnen könne? Wenigstens hat der grösseste Moralist, der der grösseste Menschenkenner zugleich war, das entgegengesetzte Ansinnen an die Menschheit nie gemacht; er selbst sogar, der blos für die Pflicht lebte und starb, hat von seinem Lohne dafür gesprochen, und seine Apostel versicherten absichtlich, daß er ihn wirklich erhalten habe, und nahmen hieraus den stärksten Beweggrund zu seiner Nachfolge her. Die Wahrheit liegt also gewis auch hier wieder zwischen beiden Extremen in der Mitte. Pflichtgefühl soll und mus uns allerdings zu unsern Handlungen determiniren; weil unsere Pflicht aus unserer Natur und Bestimmung folgt, denen wir gemäs handeln müssen. Wir müssen aber auch als ausgemachtwahr und als untrüglichwahr denken können, daß wir dadurch, wenn wir die Pflicht erfüllen, die

vollkommenste Fürsorge für uns selbst aus-üben; weil es sonst ein elend Ding um unsere Natur und Bestimmung wäre, und der Urheber Beider mit sich selbst in Widerspruch stände. Dieser Gedanke mus es sein, der uns bei Ausübung der Pflicht stärkt. „Um mich glücklich zu machen, erfülle ich meine Pflicht“ das ist der Wahlspruch aller vernünftigen Wesen. Wer für die Menschheit einen andern hat, der spielt mit ihr; er selbst hat nie einen andern gehabt. Daß nun äuserliches Glück nicht das ganze Glück des Menschen sei; ist zwar wahr, aber nicht mehr wahr, als daß der Mensch ohne äuserliches Glück auch nicht ganz glücklich sein könne. Wenn man nun auch sogar äuserliches Glück durch die Pflicht haben kann, mus man sie nicht noch lieber erfüllen? Kann man aber das äuserliche ohne Verlust des innern nicht erlangen, so mus man freilich darauf Verzicht thun und lieber leiden. Märtirer mus man werden können; aber — man mus auch

dann noch auf Märtirerlohn hoffen können, es sei wo es sei, oder die Pflicht hört auf Pflicht zu sein, und ihr ganzer Begrif wird eine Schimäre, an der man, wie an einem Leitzaume, die Menschheit nur gängelt.

Im politischen Fache der Menschheit hält es die eine herrschende Parthei ganz allein mit Fürsten, Edelleuten, Vornehmen und Reichen, die andere mit Bürgern, Bauern, Geringen und Armen. Jene erklärt die höheren Stände für denjenigen Theil des Menschengeschlechts, welchem eigentlich nur die Herrschaft über die Erde gegeben ward, und rechnet das Volk zur Erde selbst mit, über die sie herrschen sollen, vertheidigt jeden ihrer Vorzüge, auch den ungerechtesten und unnatürlichsten, beruft sich auf den uralten Besitzstand und schlägt, um die Ordnung zu erhalten und den Staaten noch mehr Festigkeit zu geben, sogar noch Vermehrung ihrer Prärogatifen vor. Diese will die niderern Stände auf allen Seiten

geſetzt wiſſen, wie die höheren, verwirft alle Vorzüge und hervorſtechende Aeuſerlichkeiten ohne Unterſchied, verſetzt den Stand der Natur in die bürgerliche Geſelſchaft und verlangt, um die unveriährbaren Menſchenrechte wieder geltend zu machen, völlige Umwälzung aller Verfaſſungen. Hier ſind wiederum offenbar zwei Extremen, deren keins den Beifall des denkenden Menſchenfreundes erhalten kann. Das Eine zielt auf abſurde Gleichheit, das Andere auf barbariſche Ungleichheit ab. Jene iſt auf den erſten Anblick gleich eine platte Unmöglichkeit in ieder groſſen menſchlichen Geſelſchaft; dieſe brandmarkt auf ewige Zeiten vor aller Menſchen Augen den Staat, in welchem ſie anzutreffen iſt. Die Wahrheit iſt alſo auch hier, wie immer, zwiſchen beiden Extremen nur zu finden. Höhere und nidere Stände bilden ſich in ieder menſchlichen Geſelſchaft, ſobald ſie zu Tauſenden anwächſet; und wenn heute eine neue Kolonie irgendwo angelegt würde, die aus

Menschen bestände, die in vollkommener Gleichheit lebten: so würde es nach hundert Jahren auch in ihr Befehlshaber und Untergebene, Herren und Knechte, Vornehme und Geringe, Reiche und Arme geben. Ist dis aber nicht ebensoviel gesagt, als daß es Personen in ihr geben würde, die vor andern Personen Vorzüge hätten? Kann man sich eins dieser Verhältnisse denken, ohne für den einen Theil desselben gleich Mehr, für den andern Weniger zu denken? Folgen nicht gewisse Vorzüge unmittelbar aus der Natur eines höheren Verhältnisses? Die höheren Stände haben also mit Recht Vorzüge vor den niderern und müssen sie behalten, so lange höhere Stände sein sollen. Und daß diese Vorzüge nach Proportion der Höhe auch wieder zunehmen müssen, folgt ebenfals aus der Natur der Sache; so, wie sie nach Proportion der Nidrigkeit immer mehr abnehmen und zuletzt verschwinden müssen. Bei dem Allen aber müssen diese Vorzüge doch auch ihre Grenzen haben und

für die nidern Stände nicht zu drückend werden. Sie müssen nicht willkürlich vermehrt oder am Ende gar so zahllos werden, daß sie Alles, oder doch beinahe Alles, was die Erde und das Leben an Gütern und Genüssen hat, in sich schliessen und dem Volke wenig oder gar nichts davon übrig lassen. Das Höhere und Nidere betrift nur den äuserlichen Stand der in Gesellschaft lebenden Menschen, nicht aber — ihr Wesen selbst. Der Nidrigste in der Societät ist so gut Mensch wie der Höchste. Wollte man das Höhere und Nidere auch in Bezug auf Kopf und Herz, auf Talente und Verdienste annehmen: so dürfte dis den Weg zu Untersuchungen öfnen, die man am Ende oft lieber nicht in Rege gebracht zu haben wünschen würde. Um Alles in der Welt willen keine Kopfs- und Herzensanatomie! Bei iener würden Viele unserer gebornen Höheren, und bei dieser alle unsere durch Schleifwege gewordenen Höheren zu kurz kommen. Ist nun

aber auch der nidrigſte Menſch Menſch, ſo gehört ihm auch menſchliches Da- und Frehſein, und es gehört ihm wenigſtens ſo lange, als er es nicht durch Verbrechen verwirkt; ebenſo, wie es manche Hohe und Höchſte noch immer haben, die es durch Land- und Weltkundige Verbrechen längſt ſchon verwirkt hätten. Iſt nun eine bürgerliche Verfaſſung von der Art, daß er es durchaus nicht haben kann, ſo muß ſie abgeändert werden. Die Nothwendigkeit dieſer Abänderung wird alsdann um ſo gröſſer, ernſthafter und himmelſchreiender, ie gröſſer die Anzahl dieſer Nidrigſten iſt, die allenthalben den ſtärkſten Theil der Volksmaſſe ausmachen. Mögen dann auch die Vorzüge und Vorrechte der Höheren, welche hierbei im Wege ſtehen, noch ſo alt, verjährt und bemooſet ſein; ſie ſind nichts, als Uſurpationen, die lange genug zum Hohn, Spott und Jammer der Menſchheit gedauert haben, als daß man ſich nicht aus Vernunft ihrer ſelbſt ſchämen und aus Humanität eher

auf ſie Verzicht thun ſollte, als ſie die Hunderttauſendfäuſte annulliren.

So iſt in allen Hauptfächern der Menſchheit nur in der Mitte zwiſchen den Extremen Wahrheit und Weisheit; und ebenſo iſts mit allen den zehentauſend Neben- und Nebennebenfächern. Am Ende, wie geſagt, muß Jeder, wenn er nicht unnützes und thörichtes Märtirerthum für ſein Extrem tragen will, doch in die goldene Mittelſtraſſe herab — es ſei früh, oder ſpät. Da iſts dann nun angenehm, ſchon immer in ihr zu Hauſe geweſen zu ſein, die Ankommenden zu empfangen und ihnen, wenn ſie uns verlegen begrüſſen, zum Gegengruſſe zu ſagen — „Kommt ihr endlich auch her? Hum! Wir waren bei guter Zeit hier.“

Sogenannten Dank mag ich nicht, ſpricht der uneigennützige Wohlthäter; aber den Dank mag ich gern, daß meine Wohlthaten gut angewendet werden. Und — wer könnte ihm hierüber einen Vorwurf machen?

Es iſt ja nicht genug, daß wir blos aus Temperament, oder in einem Augenblick der Aufwallung des natürlichen Mitleids, oder Ehrenwegen, oder um des Ueberlaufs los zu werden, oder ſonſt durch Umſtände gezwungen, den Geber machen. In ſolchen Fällen greift man freilich blos in die Taſche und bekümmert ſich hernach weiter nicht darum, wo die Gabe bleibe. Aus Ueberzeugung, daß helfen, wo wir helfen können, uns Pflicht ſei, ſollen wir helfen. Menſchliches Elend, wenn wir es erblicken oder ſonſt in Erfahrung bringen, ſoll ſofort die Frage an uns ſelbſt veranlaſſen, ob wir im Stande ſind, es zu heben, oder doch zu

mindern. Sobald alsdann unſer Kraftgefühl die Frage mit Ja beantwortet, ſollen wir unſere Kräfte zu dieſem Behufe in Thätigkeit zu ſetzen bereit ſein. Der wahre Wohlthäter hat alſo einen deutlichgedachten Zweck bei ſeinen Wohlthaten, und dieſer beſteht in wirklicher Beförderung des Wohls deſſen, dem er ſie erzeigt. Mus denn nun ein vernünftiger Menſch, dem es mit ſeinem Zwecke Ernſt iſt, nicht wünſchen, daß er ihn erreiche? Kann er gleichgültig dabei bleiben, wenn er ihn nicht erreicht? Kann er dis beſonders, wenn ſeine Bemühungen redlich und auch hinlänglich, ihn zu erreichen, waren? Der weiſe und bidere Menſchenfreund lebt und webt alſo auch in dem Wunſche, daß ſeine Gutthaten, ſie mögen ſein, von welcher Art ſie wollen, dem Empfänger ſo nützlich werden möchten, als ſie es werden können. Iſt dis aber wohl möglich, wenn ſie der Empfänger falſch und ſchlecht anwendet? So arbeitet dieſer ja ſelbſt gegen den Zweck des Wohlthäters, und wie kann

dann der Wohlthäter seinen Zweck erreichen? Wenn nun widrige Umstände etwa, oder Neider und Verfolger des Empfängers seine wackere Absicht zerstörten: so müste ihm dis schon schmerzen; was für ein Schmerz aber mus es für ihn sein, zu sehen, daß sie der Mann selbst, zu dessen Besten er sie fasste, zerstöre! Mit Recht spricht also ieder brave Wohlthäter zu seinem Unterstützten — Allen andern Dank erlasse ich dir gern, aber den Dank der guten Anwendung kann und darf ich dir nicht erlassen; denn wenn du mir damit nicht zu Hülfe kommst, so ist meine Hülfe keine Hülfe.

Freudig sieht sichs auf iedes fremde Glück hin, sobald es in den Händen guter Menschen ist; am allerfreudigsten aber auf solch fremdes Glück, das wir selbst gestiftet und befördert haben. Oder soll dis etwa auch dem Rechtschaffenen verargt und als eine Eitelkeit angerechnet werden? O so ists doch wenigstens menschlicher, Glückseligkeit zu bereiten und den Anblick ihrer frohen

Genieſſer ſchön zu finden, als Grauſamkeiten und Heimtücken auszuüben und ſich noch am Jammer der Gequälten zu weiden. Wer iſt auch der, der ſich unterfängt, der Tugend das Recht abzuſprechen, auch äuſerlichen Segen für ſich zu begehren? Wem gebührt dieſer mehr, als ihr? Aber geſetzt, ſie verlangte aus Grosmuth ſelbſt nicht nach ihm; ſo iſt dieſer äuſerliche Segen, der Anblick von ihr beglückter Menſchen mit allen ſeinen Freuden, doch von der Art, daß dadurch kein anderer Menſch etwas gewönne, wenn ſie ihn nicht annehmen wollte, und er mithin ganz ungenoſſen bliebe und verlohren ginge. Wozu dis? — Iſt etwa das Bewuſtſein, Glück geſtiftet zu haben, auch Eitelkeit? Was iſt denn aber der Anblick des geſtifteten Glücks anders, als Verſinnlichung dieſes Bewuſtſeins? Eben darum nun, weil der Rechtſchaffene ienes ſo gern hat, hat er auch dieſen ſo gern. Jeder ſeiner Unterſtützten, der ſeine Wohlthaten gut anwendet, gewährt

ihm selbigen; so dringt er mit Recht auf gute Anwendung seiner Wohlthaten.

Man kann es leicht erklären, warum mancher Wohlthäter so gleichgültig dabei sei, sein Unterstützter möge mit der empfangenen Hülfe umgehen, wie er wolle. Die Hülfe war ihm gar nicht ums Herz. Man kann sogar erklären, warum Mancher es gern sehe, wenn seine erste Unterstützung gleich gemisbraucht wird. Nun hat er seiner Meinung nach einen guten Vorwand, jede künftig von ihm begehrte Unterstützung abzuschlagen, und hat das Geschäft der Wohlthätigkeit, womit sich Andere lebenslang abgeben, mit einem mahle beendigt! Dis war's, was er wünschte, und so dankt er im Herzen dem Undankbaren, daß er es ihm so leicht gemacht. Wenn dis nun auch äuserst unmoralisch gehandelt ist, weil künftige Hülfsbedürftige eine Sünde nicht büssen müssen, die ihr Vorgänger beging: so bleibts doch auf der andern Seite wahr, daß gute Anwendung empfangener Wohlthaten auch

den

des beſten Wohlthäter noch im Wohlthun ſtärke. Sollte daher nicht auch der edelſte Menſchenfreund ſolche Stärkungen wünſchen? Wer kann in Abrede ſein, daß es einen widrigen Eindruck mache, ſeine Güte gemisbraucht zu ſehen? Wer geſteht nicht, in dieſem Falle auf den erſten Augenblick wenigſtens Anwandlungen von Reue über ſeine bezeugte Güte zu empfinden, wenn er auch hernach die Reue beſiegt? Wie, wenn er nun gar in kurzer Zeit mehrere Misbräuche ſeiner Güte erführe? Wie, wenn ganze Reihen derſelben hinter einander folgten? Könnten da die widrigen Eindrücke, die erſt blos vorübergehende waren, nicht endlich bleibende werden? Könnten die bloſſen Anwandlungen von Reue nicht in völlige und feſte Reue übergehen, die hernach den Trieb zur Wohlthätigkeit in ihm unterdrückte? Beiſpiele genug davon hat er vor ſich; ſo wird er zwar auf ſeiner Hut ſein, daß er ihnen nicht nachfolge, — aber er iſt Menſch und die, welche ſie ihm gaben, und er

bloſſe Trieb nach Wohlthun ſcheint ihn nicht genug zu ſchützen, denn Jene empfanden ihn erſt vielleicht ebenſo ſtark, und er ſchützte ſie doch nicht. Mit einer Art von dringender Herzlichkeit blickt deshalb ein wahrer Menſchenfreund den Gegenſtand ſeiner Liebe während und nach der Unterſtützung an und ſpricht im Herzen zu ihm — Ich bitte dich, ſtärke mich im Guten und wende meine Guthaten gut an. Ja, er thut dis um ſo innigbringender, ie mehr Erfahrungen er von ſchlechter Anwendung und von Misbrauch kläglich gemacht hat.

Daher dann alſo das Weilen, das ruhige und zärtliche Weilen guter Menſchen unter andern guten Menſchen, die ſich von ihnen beglücken lieſſen. Auſſer dem Schoſſe der Natur, die ihr erhabenes Muſter iſt, ſind ſie nirgends lieber, als hier. Sie gehen zu ihren Geſegneten, wenn dieſe es einmahl wiſſen, daß Sie ihre Segner waren, um Tage, die ihnen ſo ſchon freudig ſind, noch feſtlicher zu machen. Sie laſſen ſie zu

Sie kommen am Tagen der ſie zur Einſamkeit beſtimmenden Leiden, um in ihrem Anblick Erſatz für die fehlende Welt, und am letzten Leidenstage noch den letzten Troſt zu finden. Darüber ſind ſie längſt mit ihnen einverſtanden, daß der Wohlthat nicht gedacht werde, und daß noch weniger Verbindlichkeitszuſicherungen, Ehrenbezeugungen oder Verbeugungen mit Leib und Seele dagegen erwiedert werden; aber ſehen, ſehen mögen ſie ſie doch gern, um dem innern Bewuſtſein ihrer Rechtſchaffenheit, wenn körperliche Schmerzen, oder ſchwermüthige Gedanken, oder gar die ſinkende Natur es ſchwächen, durch das Auge neue Kraft zu geben. — —

Ihr, die ihr dieſe Freuden der guten Anwendung eurer Wohlthaten genieſſen, früh und ſpät genieſſen wollet, laſſet es nicht blos auf gut Glück dabei ankommen, ſondern betreibet auch eure Wohlthätigkeit recht!

Es iſt nicht genug, daß man Gutes thue; man muß auch wiſſen, wem man es thue. Ein Anderes iſt es, wenn es auf

Lebensrettung, oder überhaupt auf Leistung der ersten Pflichten der Menschlichkeit ankommt; diese sind wir Jedem zu leisten schuldig, und wenn wir auch seinen Nahmen nicht einmahl kennten. In allen übrigen Fällen aber müssen wir, da unsere wohlthätigen Kräfte doch einmahl eingeschränkte Kräfte sind, unter den Gegenständen unserer Wohlthätigkeit wählen. Nicht nur, daß wir, wenn wir dis nicht thun, für wahre Würdige am Ende keine Kraft mehr haben und diesen also Unrecht thun; sondern wir habens uns auch hernach selbst zuzuschreiben, wenn uns die Freude über gute Anwendung unserer Menschenfreundlichkeit mislingt. Freilich kann das Wahlrecht unter den Hülfsbedürftigen von Hartherzigen leicht gemisbraucht werden, so, daß sie zuletzt keinen Menschen finden, der ihrer Hülfe würdig sei; aber von diesen ist hier die Rede nicht. Die Rede ist von Menschen, die gern Gutes thun, und diesen kann nicht genug gesagt werden, daß sie vor-

ſrch tig dabei zu Werke gehen. Was hilft es, Leute immer von neuem wieder in guten Stand zu ſetzen, die nun einmahl durchaus das Ihrige nicht in Acht nehmen? Was hilft es, ſich für Menſchen zu verwenden und ihnen neues Unterkommen, neue Zufluchtsörter zu verſchaffen, die nirgends ausdauern, nirgends Ruhe halten? Vielleicht, wenn ſie früher wären verlaſſen worden, wären ſie früher vernünftig geworden. Mehr oder weniger traurige Lage der Hülfeſuchenden an ſich blos darf alſo unſere Wahl unter ihnen nicht beſtimmen. Ebenſowenig darf es auch mehr oder weniger Bittkraft, Beredſamkeit und Klagefülle derſelben. Die Schlechteſten ſind auch die Unverſchämteſten; anſcheinende Treuherzigkeit iſt oft nichts weiter, als Geübtheit im Anſprechen und Auffordern; unnützer Schwall von Worten kündigt Leichtſinn an; ja, es gibt ausgelernte Weiner, die, wenn ſie durch ihre Thränen über unſere Schwäche geſiegt haben, unmittelbar

darauf hingehen und über uns und über ihre Thränen lachen. Eine Hauptsache ist es, daß wir bei wesentlichen Unterstützungen fragen, ob die, welche ihrer bedürfen, in den Zustand des Bedürfens durch oder ohne ihre eigene Schuld gerathen sind. Wer sieht nicht auf der Stelle ein, daß der Unschuld der Vorrang gebührt? Dem Urtheil eines Dritten darüber ist nicht immer allein zu trauen; denn es kann ihm selbst daran liegen, daß wir nur hinzutreten und helfen und so wird er auch den Schuldigsten für unschuldig erklären; oder er kann Feind des Bedürfenden sein, und so verwandelt er Unschuld in Schuld aus Misgunst der Hülfe. Am sichersten ists also, wir untersuchen selbst, und dis kann uns nie fehlschlagen, sobald wir uns nur einigermassen auf den Zusammenhang zwischen Ursachen und Wirkungen verstehen. Wenn wir dann Menschen Beistand leisten, die durch Schicksal und Verhängnis seiner benöthigt wurden und übrigens das öffentliche Zeugnis für sich haben:

ſo wird es uns ſelten nachher gereuen, ihn geleiſtet zu haben. Demnach müſſen wir auch die, welche ihre traurigen Lagen ſelbſt ſchufen, nicht Alle in eine Klaſſe werfen. Ein Anderes iſt es, wenn ein Menſch durch eine einzige Thorheit, die er wohl noch dazu aus Verführung beging, oder doch nur durch eine kurze Thorheitsperiode ſich ſehr ſchadete. Da hat ihn unſtreitig ſein eigener Schade klüger gemacht, und ſo qualifizirt er ſich, wenn ſonſt ſein Karakter in gutem Rufe iſt, allerdings zum Gegenſtande unſerer Dienſtfertigkeit. Ein Anderes aber iſt es, wenn Jemand durch wirkliche und lange fortgeſetzte ſchlechte Streiche, durch zur Gewohnheit ihm ſchon gewordene Lüderlichkeiten ſein Unglück gebauet hat. Da iſt es viel wahrſcheinlicher, daß er unſere Unterſtützungen zur Fortſetzung ſeiner böſen Gewohnheiten anwenden, als daß er ſich dadurch zur Ablaſſung von ſelbigen bequemen werde. Ohne annehmungswürdige Bürgſchaft, die er für das Letztere zu ſtellen hat, iſt es nicht zu

wagen, sein Wohlthäter von Dauer zu werden. Fortdaurende Noth in gewissen Graden ist vielleicht das Einzige noch, was ihn bessern kann; und öffentliche Häuser, in denen solche Taugenichte bei irgend einiger Handarbeit todtgeschlagen würden, wären die weiseste Mitleidsübung für sie, die die Menschlichkeit nur empfehlen kann. Auch ist Rücksicht darauf zu nehmen, ob die, welche von uns unterstützt sein wollen, schon anderweitige Unterstützung genossen haben, oder nicht. Ist das Erstere, so mögen wir nach der Anwendung, die sie hiervon gemacht haben, die Anwendung berechnen, welche sie von unserer Unterstützung machen werden. Wenn sie dann offenbar ältere Wohlthaten auf das edelste gebrauchten, wie dürften wir daran zweifeln, daß sie auch die neue unsrige edel gebrauchen werden? Stehen sie aber öffentlich als böse Wohlthatanwender da, wie können wir ihnen ohne hinlängliche Bürgschaft trauen? Und — sind sie gar schon in vieljähriger

Neigung, Gutdenkende zu misbrauchen: so sind sie nicht mehr Gegenstände der Barmherzigkeit ihrer Mitbürger, sondern Gegenstände obrigkeitlicher Korrektion, zu welcher alsdann ihre nothdürftige Unterhaltung gehört. Die Summe von diesem Allen ist — Wen erzeige, die Pflichten der Menschlichkeit abgerechnet, Wohlthaten und Dienstleistungen von Belang nicht eher, bis man die höchste Wahrscheinlichkeit vor sich hat, daß sie gut angewendet werden werden!

Diese Vorsicht ist nun zwar schon Viel, aber doch noch nicht Alles. Man mus sich nicht blos vorher um Menschen bekümmern, ehe man ihnen hilft, sondern auch nachher, wenn man ihnen geholfen hat: ja, in vielen Fällen nachher noch weit mehr, als vorher. Wer dis thut, kann zuweilen eine Wohlthat wagen, und wenn sie ihm ein ganzes Publikum verdächte. Er stellt sich gleichsam selbst die Bürgschaft für die gute Anwendung seiner Unterstützung, indem er sich die Aufsicht über den Unter-

Nützen vorbehält. Hier ists, wo es oft die besten Menschenfreunde verfehlen. Sie leisten blos die Hülfe, überlassen es dann dem eigenen Kopfe und Herzen des Geholfenen, wie er sie anwende, und meinen dadurch recht vollkommen die Vorschrift zu erfüllen, daß die eine Hand nicht wissen müsse, was die andere thut. Nein, wer ganz Wohlthäter sein will, der bleibt auch da, wo es nöthig ist, noch immer so viel, als möglich, bei der Hand und wird aus dem Schöpfer fremden Glücks auch Erhalter und Regirer desselben. Wie Vielen fehlt es nicht schon blos an Kentnissen und an der Kunst, gehörige Einrichtung mit der erhaltenen Hülfe zu machen! Sie stehen da, wissen nicht, was sie damit vornehmen sollen, oder gebrauchen sie blos aus Irthum so, daß sie, wo nicht gar Schaden, doch wenig Nutzen davon haben. O wie ist ihnen alsdann erst wahrhaftig geholfen, wenn der Helfer in der Nähe ist, sie auf den rechten Weg weist und ihnen mit Rath und That

ferner zur Hand geht! Auf Viele macht auch die empfangene Unterſtützung einen ſo elektriſchen Eindruck, daß ſich ihr Gemüth ſchnell hebt und für Freude über den verbeſſerten Zuſtand in eine Art von Leichtſinn übergeht, der ihnen vorher nicht eigen war. Sie ſehen die erhaltene Hülfe als eine unerſchöpfliche Quelle an, fangen an Kleinigkeiten nicht mehr zu achten, werden unordentlich und gerathen durch Unordnung wieder dahin, wo ſie erſt waren. Wie iſt da Alles umſonſt, wenn der geweſene Helfer blos gleichgültig zuſiehet! Nein, er eile hinzu, mache auf die erſte bemerkte Unordnung aufmerkſam, laſſe ſie wieder ins Gleis bringen, und ziehe Bericht von Allem ein, was vorgeht. Dis iſt beſonders bei ſolchen Unterſtützungen nöthig, die in baaren Vorſchüſſen beſtehen; denn es gibt Menſchen, die nicht mit Geld umzugehen wiſſen, vorzüglich, wenn ſie eine ſo groſſe Summe noch nie auf einmahl in der Hand gehabt haben. Da handelt der Wohlthäter brav, der ſich von

Zeit zu Zeit Rechnung über die Verwendung der Gelder ablegen lässet; damit er früh genug und bei dem ersten unklugen oder unnützen Aufwande gleich sein Korrektionsamt verwalten und künftigen ähnlichen Schwindeleien vorbeugen könne. Auch alsdann, wenn man Andere durch blosse Verwendung für sie zu Brod und Ehre gebracht hat, ist es rathsam, sie nicht aus den Augen zu lassen, ihnen immer noch Anleitung zu geben, wie sie sich darin am besten behaupten können, und sie zu ermahnen, wenn sie dagegen handeln. Hat man aber vollends grosse Wohlthaten gewagt, so ist fortdauernde Inspektion über die, welche sie empfangen, von allerhöchster Nothwendigkeit; oder sie sind in den mehresten Fällen so gut als weggeworfen. Hier ist uns, wenn die Wohlthat von der Art ist, daß es geschehen könne, sogar zu rathen, daß wir uns gleich so setzen, daß wir immer noch Herren und Meister von ihr bleiben, sie einschränken oder gar wieder entziehen können; damit der

unterstützte sehe, daß er diesem Uebel für sich durch rechtschaffene Anwendung vorzubeugen habe. Hilft dis nichts, so müssen wir ihn damit förmlich bedrohen und die Bedrohung nöthigen Falls wiederholen. Sind auch unsere Drohungen fruchtlos, so erfolge die wirkliche Einschränkung der Wohlthat. Nun sieht er, daß es uns Ernst auch mit der gänzlichen Zurückziehung sein möchte, und wird es nicht leicht bis zu dieser kommen lassen; welche aber auch, wenn sie schlechterdings nöthig wäre, selbst dem edelsten Menschenfreunde nicht zum Vorwurfe gereichen könnte. So ward schon mancher schlechte Mensch, der neun und neunzig Wohlthäter gemisbraucht hatte, gebessert, wenn er unter die Hände eines Hundertsten gerieth, der ihm den Daum aufs Auge hielt.

Handeln wir bei unserer Dienstfertigkeit, Menschenliebe und Grosmuth nach diesen ganz einfachen Regeln: so werden wir oft die Freude haben, unsere Wohlthaten auf

das Beſte angewendet zu ſehen; und ſo oft wir ſie dann haben, labe ſich unſer ganzes Herz an ihr! Es war ja gewis eine der ſchönſten Vermenſchlichungen des oberſten Weſens, wenn man dieſe Art von Freuden ſogar unter die reineſten Gottesfreuden gezählt hat.

Am Himmel steht freilich nicht geschrieben, was auf Erden geschehen soll; und wenn die Betrachtung des gestirnten Firmaments blos zur Sterndeuterei und zu Wahrsagungen aus gewissen Konstellationen führte: so machte sich iener alte Weise um die Menschheit allerdings sehr verdient dadurch, daß er die Weisheit vom Himmel wieder zur Erde zurückrief und Zeitgenossen und Nachkommen bewog, sich lieber mehr um Lebenspflichten und Lebensgenüsse zu bekümmern, als um Sonnen und Planeten. Ob es aber nicht noch besser gethan gewesen wäre, blos den astrologischen Thorheiten ein Ende zu machen und durch Entwurf irgend einer Art von Volksastronomie die Menschheit im Ganzen in Pflicht und Genus noch zu stärken, ist eine andere Frage. Auch die mässigste Kentnis des Himmels ist unstreitig das geschickteste Mittel, den grossen Gottesgedanken uns zu nähern, uns in Glauben

an Gott unerschütterlich zu befestigen, und uns erst wahrhaftigwürdige Begriffe von Gottes Maiestät und von der Höhe unserer eigenen Bestimmung zu geben. Wer sie besitzt — wie viel vermag für ihn ein einziger Blick gen Himmel! Fehlts ihm an Kraft, sich zu grossen Thaten zu entschliessen — am Himmel kommt sein Entschlus zur Reife. Mus er in grosse, unvermeidliche, allen seinen Muth niderschlagende Leiden eingehen — am Himmel ist Trost für ihn.

Dis vorausgesetzt, kann man es für nichts anderes, als für eine ganz unverantwortliche Lücke ansehen, die dadurch noch in dem allgemeinen menschlichen Unterrichte gelassen wird, daß die Volksiugend grösstentheils auch nicht die geringste Kentnis des Himmels empfängt. Die Sache ist zu wichtig, als daß der Spott — man ia, lieber gar alle Bürger und Bauern auch Astronomen!" — an ihr haften könnte. Auch hört ia Jeder gleich, was für eine Himmelskentnis gemeint sei, deren Allgemein-

wenheit gewünſcht wird. Genug, der gemeine Mann hat gröſtentheils in unſeren Tagen noch keine klügere und edlere Begriffe über Himmel und Himmelsheer, als die alten Juden hatten, und dieſe heilloſe Unwiſſenheit verleitet ihn zu derſelben Thorheit, auf welche die alten Sterngucker des Orients verfielen. Er wahr- und weiſſaget aus dem Himmel nicht nur, wie ſie, ſondern auch aus dem Kalender; er hat Sonne und Mond in Verdacht, wenn ſie verfinſtert werden, und weis ſich bei Erſcheinung eines Kometen für Bangigkeit vor bevorſtehender Kriegs- oder Hungersnoth, vor Peſtilenz unter Menſchen und Vieh, und vor dem jüngſten Tage ſelbſt nicht zu laſſen. Die Weisheit ganz und gar vom Himmel zur Erde zurückleiten iſt alſo aus dieſem Grunde ſchon nicht klug gehandelt, denn der Himmel mit Allem, was an ihm iſt und erſcheint, ſchwebt einmahl vor den Augen aller Menſchen da, und auch der einfältigſte Menſch hebt zuweilen ſeinen Blick zu

ihm hinauf. Weis das Volk nun nicht, was es da eigentlich sehe, so hat seine Fantasie an der Hand seiner Unvernunft und an den Händen der zehentausend alten Weibermährchen den grenzenlosesten Spielraum, Fratzen zu erschaffen, wie sie unter den Wilden auf Neuholland oder Neuseeland kaum zu finden sind. Aber — ists auch wohl recht, die schönste Quelle aller wahren Religion für den gemeinen Mann zu verschliessen, die Gott für alle Menschen entspringen lies? Die Philosophen versteht er nicht, wenn sie den Schöpfer und seine ewig fortdaurende Providenz beweisen, und kann sie nun und nimmer verstehen lernen; den Himmel, der Gottes Ehre predigt und die Feste, die seiner Hände Werk verkündigt, könnte er verstehen und soll sie nicht verstehen. Wie soll er denn nun an Gott und Gottes Fürsehung glauben lernen? Auf das Wort seines Schulmeisters vermuthlich, der ihm versichert, daß es einen Gott und eine göttliche Providenz gebe! Nun, daher dann

auch die immer mehr einreiſſende Irreligioſität in den unterſten Ständen, und daher auch — alle Gleichgültigkeit gegen die Religion in den höheren Ständen; denn es ſteht mit den Schulmeiſtern für dieſe oft noch nicht viel beſſer, als mit den Schulmeiſtern für iene.

Hinauf, ihr, die ihr auch über euch als vernünftige Weſen aufzuſchauen angeleitet wurdet, oder euch ſelbſt anleitetet, mit euren Blicken oft, recht oft zum Himmel! Verlohren wäre der Himmel ſonſt für die Erde, wenn der Menſch ſein Haupt nicht zu ihm emporhübe. Von ſeinem aufrechten Gange an bis zu ſeinem Verſtande — Alles beruft ihn dazu. Er ſoll ſehen, was droben iſt, ſoll denken über das, was er droben ſieht, und ſoll nach Maasgabe des Gedachten über das droben Geſehene hier unten glauben und hoffen. So, nur ſo handelt er ganz ſeiner Würde gemäs; ſo, nur ſo erfüllt er ganz ſeine irrdiſche Beſtimmung. — —

Ins Universum sehe ich hin, wenn ich gen Himmel sehe, und wie viel umfasst davon ein einziger meiner Blicke! Hier unten übersehe ich höchstens einige Meilen Erde; aber droben — ach droben — — wer schätzt die Höhe, in die das menschliche Auge dringt, wer berechnet die Breite, die es mit einem mahle aufnimmt? Himmel ist nichts, als Raum, in dem die Sterne schweben. Da ist an kein besondres Land, an keine besondre Welt, oder gar an einen Pallast, den der Allgegenwärtige bewohnte, und dem dieser Nahme zukäme, zu denken. Himmel ist blos Raum für das Himmelsheer, aber — grenzenloser Raum. Ja, ja, unendlich ist das Universum, und muß es sein. Was sollte jenseits seiner sein; was sollte ich mir dabei denken? Etwas Anderes? So wäre es nicht Universum. Gar nichts? Nichts ist kein Gedanke. Also — ins Unendliche sehe ich hin, wenn ich gen Himmel sehe. Ich habe Bewußtsein davon, daß ich ins Unendliche blicke, und so

iſts, als dehnte ſich mein eigenes Weſen aus, als ahndete ich für mich ſelbſt unendliche Dauer, und als verſinnlichte ſich mir der Begrif von der Unendlichkeit eines Weltſchöpfers durch die Unendlichkeit des Weltalls.

Und nun — der Anblick des Himmels bei Nacht, in einer heitern dunſtloſen Nacht! Die Sonne verſchönert zwar den Anblick der Erde, und auch ihr Aufgang hat herzerhebende Majeſtät; dem Himmel aber nimmt ſie ſeine Herrlichkeit, und ſo wie ſie zu ſcheinen beginnt, iſts um den Schein des ganzen Himmelsheers geſchehen. Es iſt recht, als ſollte ich mein Sehen ſo eintheilen, daß ich am Tage um mich her, und bei Nacht über mich ſähe. Es iſt, als ſollte ich durch mein Sehen gen Himmel an der Erde nichts verliehren, weil alsdann, wenn am Himmel Viel, überſchwenglichviel zu ſehen iſt, an der Erde nichts zu ſehen iſt. Wie? wenn ein erwachſener Menſch zum erſten mahle den Anblick des geſtirnten Himmels hätte — was würde er ſagen? An Kindern,

die im Kerker der Stube erzogen werden, die früh zu Bette gehen müſſen und ſpät wieder aufſtehen, kann man im Kleinen die Erfarung davon machen, wenn ſie durch ein Ungefähe einmahl ſo glücklich werden, zur Nachtzeit im Freien zu ſein. Genug, auch der mit dem Univerſum unbekannteſte Menſch und der tauſendmahl unter dem nächtlichen Himmel weglief, ohne ſich weiter um ihn zu bekümmern, ſteht ſtill und ſtaunt ihn an, wenn er ſich einmahl ganz in der Fülle ſeiner Pracht ihm zeigt. O wer, der nur einige Begriffe von dem, das droben iſt, hat, wollte nicht gern ſtundenlang in hellen Nächten dahin aufblicken und ſich den erhabenſten Betrachtungen überlaſſen!

Was iſts — was ſehe ich da? Unzählbare Sterne — ja! Aber — ſo viel Sterne, ſo viel beſondre Welten. Hier, hier bekommt mein Geiſt einen Schwung, dergleichen ihm ſonſt durch Nichts gegeben werden mag; hier geht das Gefühl ſeiner erhabenſten Glückſeligkeit an. Ach — unzählbare

Welten alſo, die ich auf der ärmlichen Elle von Erde, auf der ich ſtehe, mit einem Blick umfaſſe! Faſt alle ſind ſie viel, viel gröſſer, als mein gegenwärtiger Stern, deſſen Bewohner ich bin. Nur auf einigen wenigen derſelben läſſet dieſer ſo gros, oder etwas gröſſer, oder etwas kleiner, als ſie auf ihm laſſen; auf den übrigen allen wird er nicht einmahl geſehen. Sie ſchweben alle und nichts ſtützt ſie. Wie im Schwibbogen des Gewölbes die Steine einander halten, ſo halten ſie ſich durch Druck und Gegendruck. Schwebend ſind ſie in ewiger Bewegung und durchlaufen ihre beſtimmten Bahnen, aus denen ſie nie wichen, nie weichen können. Einige wenige nur laufen mit der Erde um eine gemeinſchaftliche Sonne; die übrigen ſind ſelbſt Sonnen, haben auch mir unſichtbare Wandelſterne, die ſie umlaufen, und bilden ebenfalls ganze Siſteme. Wie auf einer ebenen Fläche neben einander hingeſäet erſcheinen ſie mir und erſcheinen oft dicht an einander. In Erſtaunen erregenden Entfer-

Augen aber ſchweben ſie neben einander und über einander, und auf iedem derſelben iſt ſo ein geſtirnter Himmel zu ſehen, wie auf der Erde. Je reiner die Luft, deſto mehr Sterne erblicke ich; doch findet mein Auge ſeine Grenzen. Durch Kunſt kann ich ſie ausdehnen; aber auch das bewafnete ſie Auge hat ſeine Grenzen. Das ſind aber nicht Grenzen des Himmels ſelbſt, ſondern Grenzen des Menſchenauges nur, das gen Himmel blickt. Ueber den auf der Erde ſichtbaren Sternen gehen die auf der Erde unſichtbaren an, und auf dem äuſerſten ſichtbaren Stern iſt wieder ſo ein Sternhimmel zu ſehen, wie hier unten auf Erden. Dieſer hat für ienen wieder ſeinen äuſerſten ſichtbaren Stern, auf dem wieder ſo ein Sternhimmel zu ſehen iſt, wie auf ihm, und — ſofort — ſofort — ſofort ins Unendliche.

Wie wird mir bei dieſen Vorſtellungen!! Hier iſt zu viel für meine Denkkraft. Das Unendliche zieht den endlichen Geiſt nach ſich; er verliehrt ſich darin. Ich ſchweife und

irre mit meinen Gedanken im Universum umher; ermüdet, entkräftet suche ich einen Ruhepunkt und — finde ihn in dem Gedanken an Gott. Ja, der grosse Gottesgedanke ist es, zu dem ich von den Betrachtungen des Weltalls übergehe, übergehen mus. Sanft, aber doch unwiderstehlich, dringt er sich mir auf und erscheint mir als die unumstöslichste aller Wahrheiten; ich ergreife ihn und sogleich wird mein Dasein Seligkeit. War aber die Idee des Weltalls schon unumfaslich für mich, so wirds die Idee seines Urhebers und Erhalters noch weit mehr. Schon will ich mir dadurch helfen, daß ich mir ein Bild von ihm entwerfe; aber es ist nichts ähnliches da, womit ich ihn vergleichen könnte, und tiefe Ehrfurcht gegen ihn, die mich urplötzlich überströmt, rathet mir alle Versinnlichung ab. So bete ich ihn an, ihn, den ich nicht kenne und den ich doch glauben mus, und höre blos andächtig allem dem zu, was mir sein Werk, das Universum, von ihm offenbart. Was

ist die Kraft und Macht, die die Erde bauete und einrichtete, gegen die, die das ganze Weltenheer schuf und fortdauern lässet! Was ist die Weisheit, die in allem, was unsern kleinen Stern betrift, so sichtbar ist, gegen iene, welche unzählige Sterne in so erhabene Ordnung stellte, iedem derselben seine eigene Laufbahn anwies und ihn durch ewige Gesetze in sie einschränkte! Wie kann ich mir Den, dessen Kraft iene im ganzen Universum wirkende Kraft und dessen Weisheit diese im ganzen Universum ordnende Weisheit ist, anders als im ganzen Universum gegenwärtig denken! Wie kann ich mir ihn, als die erste Ursache von Allem, anders als ewig vorstellen! Dennoch sind die Begrisse — Allgegenwart und Ewigkeit — wiederum Begrisse, die mein Verstand nicht fasst. Stehen muß ich sie lassen, glauben muß ich sie, oder ich widerspräche mir selbst; aber sie überwältigen mich; ich unterliege ihnen. Ich will mich lieber in die Betrachtungen der Liebe versenken, die, wie auf Erden,

ſo im ganzen Weltall, Heil und Seligkeit verbreitet. Zwar iſt der Begrif der Unendlichkeit auch mit ihr verbunden; aber das Sanfte, welches ſie ihrer Natur nach hat, kommt mir dabei zu ſtatten und macht ſie mir durch ihre Unendlichkeit ſogar erſt unendlichreizend.

Die Erde iſt ein Stern, wie alle übrigen, die in dem grenzenloſen Raume ſchweben; ſo ſind auch gewis alle iene zahlloſen Sterne ſo gut bewohnt, wie ſie. Was iſt vernünftiger — zu glauben, daß unter allen Sternen die Erde der einzige ſei, der zum Aufenthalte lebendiger Weſen diene, oder von ihr, als von einem Stern, auf andere Sterne zu ſchlieſſen? Gewis, gewis enthält ieder derſelben auch ſeine eigene Schöpfung, die auch ihre zuſammenhangende Weſenkette ausmacht, wie die Erdenſchöpfung. Die Verſchiedenheit dieſer Schöpfungen iſt ohne Zweifel ſo unendlich, wie die Zahl der Sterne iſt. An der Spitze ieder Sternſchöpfung ſteht gewis auch eine Art von denkenden

Geſchöpfen, wie auf der Erde der Menſch; denn ſonſt fehlte es ihr am Hauptzweck einer Schöpfung, an einer Weſenart, die vollſtändiges Leben anfzeigt, die intranſitife Vollkommenheit hat, die allein eines wahren Glücks empfänglich iſt und die Betrachter und Bewunderer alles des Uebrigen wird, was offenbar nur, um betrachtet und bewundert zu werden, da iſt. Vieleicht iſt die Verſchidenheit aller dieſer Geiſterarten im ganzen Sternenheere ſo gros, als die Verſchidenheit der Weſenarten auf der einzigen Erde iſt; vieleicht folgt ſie ebenſo in allmählichen Abſtufungen auf einander, wie dieſe, und macht ebenſo eine aneinander hangende Kette aus, die ſich, ſtatt daß ſich dieſe nur über einen Stern ausbreitet, über alle Sterne ausbreitet und durch den ganzen Himmel zieht. Wenn es unter einer und derſelben Art von denkenden Weſen, wie die Menſchheit iſt, ſo unausſprechlich viel individuelle Verſchidenheit gibt, ſollte es ſie nicht auch im Geſchlecht, in der Geiſterwelt, unter

den Arten geben? Die Verſchidenheit ihrer Körper, die bei der Verſchidenheit ihrer Sterne angenommen werden mus, kann dis allein ſchon bewirken. Gewis, gewis ſind unter ihnen Arten, hinter welchen wir tief zurückſtehen, und die uns an Einſichten ſehr übertreffen und Gott noch weit reiner und vollkommener verehren, als wir. Es ſei; ſo will ich wenigſtens als Menſch es ſo weit zu bringen ſuchen, wie ich kann; ich will mich an ihren Reihen anſchlieſſen und mich ewig dafür glücklich preiſen, daß ich doch zu einer Art gehöre, die zu ihrem Geſchlecht gehört.

In allen dieſen unzählichen Sternſchöpfungen waltet die ſchöpferiſche Liebe ebenſo, wie in der Erdenſchöpfung. Gott ſorgt durch den ganzen Himmel für alle ſeine Kreaturen, ſegnet ſie alle und gibt ihnen ſo viel Freude, als er ihnen ihrer Natur nach geben kann. Vater aller Weſen iſt er — o Gedanke aller Gedanken reitzendſter! Beſonders ſorgt er für die Denkenden unter

seinen Kreaturen und leitet das Werk ihrer Ausbildung und Vervollkommnung auf jedem Stern nach den bewundernswürdigsten Entwürfen. Gros und erhaben ist schon in dieser Hinsicht sein Plan für die Menschheit; wie unweit grösser und erhabener mögen seine Plane nicht für die höheren Geister welten sein!

In den Händen eines solchen Wesens ist nun auch mein Schicksal mit allen seinen Ereignissen. Ohne seinen Willen fällt kein Haar von meinem Haupte. Und wenn ich meiner Bestimmung gemäs handle, so kann ich dieses Wesen im höchsten Verstande Vater, ja sogar Freund nennen. Ach hier, hier wird der Anblick des Himmels für mein Herz Alles in Allem und macht meine Ruhe auf der Erde vollkommen. Wie? Der Beifall des Unendlichen ist mein Lohn, wenn ich meine einaeschränkten Kräfte zum Guten anwende? Der Allmächtige, der Allweise, der Allgütige in Millionen Welten blickt auf mich, ein Ein-

Jelnes ſeiner Millionen denkender Erdenwe-
ſen, mit beſonderer Huld, wenn ich thue, wie
er mir durch ſein in mein Innerſtes geſchrie-
benes Geſetz geboten hat? So ſoll mir die
Pflicht über Alles gehen, und ich will ſcheue
keine Anſtrengung, keine Gefar, kein Leiden
ſcheuen, ſondern mitten in ihrer Ausübung
für die Zukunft ganz unbekümmert ſein. Der,
welcher den Sternen ihre ewigen Bahnen
vorzeichnete, hat auch meine kurze Laufbahn
auf der Erde geordnet. Der, welcher das
Univerſum regirt, regirt und leitet auch das
kleinliche Ganze meines Lebens. Getroſt —
Getroſt — Er wird Alles wohl machen. Ja,
ſterben will ich können für die Pflicht; der
Tod trennt mich zwar von der Welt Erde,
aber es gibt der Welten mehr. Ich gehöre
zu der Weſenart, die der Hauptzweck eines
ganzen Sterns war; ich bin Menſch und
kann nicht verlohren gehen. Ein anderer
Stirn iſt ſchon in Bereitſchaft für mich, und
Tod heiſſt nur Aufſchwung zu ihm.

Welcher iſt dieſer Stern unter euch allen, die ihr in heiteren Nächten mir ſo ſtill und traut entgegenglänzet? Ich ſehe euch oft nach der Reihe darauf an, ob ſich bei keinem etwas in mir rege, das auch nur wie dunkle Ahndung ſei. Doch — er befindet ſich wohl nicht unter euch. Ihr ſeid insgeſammt der Erde zu wenig. Die Sonne iſts, die ihr Alles iſt; auf die Sonne, die am Tage euch alle überleuchtet, am Tage, wo meine eigentliche Lebenszeit iſt, werde ich gleichſam hin gewieſen; auch ſchwingt ſich ia die Erde unaufhörlich um ſie und ich mich mit der Erde um ſie. Vieleicht ſchwinge ich mich ſo lange um ſie, bis ich mich auf ſie ſchwinge. Vieleicht ſind die Sonnen alle die Sammelplätze der denkenden Weſen, die ihre Planeten bewohnen, wenn dieſe Tod oder ſonſt Etwas von der Hülle entkleidet, die ihre Planetenmaſſe beſtand.

Noch einen Blick zum Himmel! — Ich ſehe ganze Sterngruppen; ich ſehe aber auch noch leere Räume. Ich kann mich des

Gedan-

Gedankens nicht enthalten, daß es am Himmel wohl so sein möge, wie auf der Erde, wo auch manche Wüste noch ist, die Gärten werden könnte und mit der Zeit auch noch Garten werden wird. Vielleicht sieht die urspäteste Nachwelt da Sterne, wo wir keinen sehen; so, wie wir Sterne sehen mögen, wo die urfrüheste Vorwelt keinen sah. Beispiele der letztern Art sind da; warum sollt' ich an Beispielen der erstern zweifeln? Uebrigens ist, wenn sichs nicht gerade so trift, daß es bemerkt werden mus, wenn ein neuer Stern erscheint, die glaubwürdige Geschichte, ia sogar die Tradition der Menschheit zu winzigkurz, und die ungeheuersten Revolutionen der Erde folgen zu schnell auf einander, als daß darüber viel Bemerkungen gemacht werden könnten. Vielleicht gehören Zehentausende, ia wohl gar Hunderttausende von Erdeniahren dazu, ehe eine neue Sternschöpfung vollendet, d. h. ehe ein neuer Stern sichtbar wird. Gott aber, der Herr Herr Zebaoth, erscheint mir durch diese

Vermuthung als fortwährender Schöpfer und als ewiger Ausbauer, Verschöneret und Vervollkommner seines Universums in dem allererhabensten Lichte, und so nehme ich sie als frommer Verehrer seiner Majestät für Wahrheit an.

UB

Was wäre der ganze Himmel für uns, wenn wir nicht seinen Anblick hätten? Die erhabensten Gedanken, zu denen er uns leitet, haben doch alle darin ihren letzten Grund, daß wir ihn sehen können. Und nimmermehr gelangten wir zu den höchsten Geistesfreuden durch ihn, wenn er uns nicht erst durch die Sinnesfreuden, welche uns seine Pracht gewährt, an sich zöge. —

Ebenso ists dann auch gewis mit allen sinnlichen Freuden beschaffen, und sie können und sollen insgesamt unsere höhere Ausbildung und Beseligung bewirken. Hierin liegt der Grund unserer Gerechtsame auf selbige, und es ist nichts, als misanthropische Grille, ihren Genus dem Menschen verargen zu wollen. Sie sind da, und wir sind empfänglich für sie; der Schöpfer hat mit ihnen den Pfad unseres Lebens bestreuet und wir befinden uns wohl in ihren Genüssen. Mehr braucht es nicht, um zu

beweiſen, daß es die unnatürlichſte Selbſtverleugnung wäre, Verzicht auf ſie thun zu wollen. Die Erfahrung lehrt ohnehin, daß Menſchen, die aus Milzſucht, oder aus Misverſtand der Religion wirkliche Feinde derſelben ſind, ſelten auch Menſchenfreunde und gemeinnützige Mitglieder der Geſelſchaft zu ſein pflegen. Empfänglichkeit für angenehme Eindrücke und Offenheit für unangenehme, die fremde Leiden machen, ſind immer beiſammen; und ſinnliche Freudengenüſſe ſtärken die Kraft des Herzens, zum Guten thätig zu ſein. Auch darf kein Menſch glauben, daß er ſich dadurch etwa vorzüglich zu ſeinem künftigen Leben vorbereite, wenn er ſich dieſer enthält. Und wenn noch tauſend andere künftige Zuſtände uns bevorſtänden, ſo würde doch ieder derſelben ſeine Sinnesfreuden haben müſſen; denn ohne Körper iſt für uns kein Daſein denkbar, und wo Körper iſt, da iſt Sinnlichkeit. Weit wahrſcheinlicher iſt es alſo, daß wir uns ſogar durch Genuß der Sinnesfreuden dieſes

Lebens zu Genieſſern der Sinnesfreuden ienes Lebens ausbilden ſollen.

Alles kommt hierbei nur darauf an, daß wir ſie menſchlich genieſſen und ſie nicht als den letzten Zweck ſelbſt, ſondern als Mittel zu gröſſeren Zwecken betrachten. Sonſt verhindern ſie unſere höhere Ausbildung und Beſeligung, ſtatt ſie zu bewirken, machen uns ebenſo unthätig für die Welt, wie ihre Haſſer ſind, und werden die abſcheulichſte Vorbereitung zu unſerem künftigen Leben.

Den Thieren ſind blos die gröberen Sinnesfreuden angewieſen; der Menſch unterſcheide ſich alſo dadurch vor ihnen, daß er die feineren den gröberen vorziehe. Er halte beſonders auf die Freuden, welche ihm Auge und Ohr verſchaffen. Er verweile gern bei iedem ſchönen Gegenſtande und lauſche auf Harmonie der Töne. Genieſſt er die gröberen, ſo ſuche er ſie anſtändig zu verfeineren. Er thue dis beſonders durch Mäſſigkeit; ſo, daß er ſie nicht nur nicht zu oft, ſondern auch nicht zu ſehr genieſſe. Er erinnere ſich

ſtets dabei, daß er ſie mit den Thieren gemein habe, und daß er ſichs alſo ſelbſt ſchuldig ſei, ſich wenigſtens durch die Art, wie er ſie genieſſt, von ienen zu unterſcheiden.

Die Thiere genieſſen nur, um zu genieſſen. Die Befridigung ihres Bedürfniſſes und höchſtens das Gefühl des damit verbundenen ſinnlichen Kitzels auf der Stelle ſind das Einzige, was ſie davon haben. O hier behaupte ſich der Menſch beim Genuſſe aller Sinnesfreuden, es mögen gröbere oder feinere ſein, in ſeiner eigenthümlichen Würde und nehme Mehr an, weil ihm Mehr geboten wird. Er kann deutliches Bewuſtſein davon haben, wie viel ein Genus derſelben zu ſeiner Glückſeligkeit beitrage und in wie fern ſelbiger ſeinen Zuſtand verbeſſere; ſo mache er ſich auch dieſes Bewuſtſein recht deutlich. Das iſt der Antheil, den der Geiſt an iedem ſinnlichen Genuſſe nimmt; und ſo genieſſt er iede ſinnliche Freude doppelt. Der Menſch kann dabei denken, wenn er ſich ſinnlich ergötzt; er kann die Schön-

heit und Anmuth des Vergnügens beurtheilen, die Regeln erkennen, welche dabei zum Grunde liegen, und darüber aussprechen, in wie fern solche gehörig befolgt sind. So thue er auch dis und vergeistige sich dadurch gleichsam auch den sinnlichsten Genus. Der Mensch weis, daß die Sinnesfreuden dazu da sind, ihn für vollbrachte Arbeiten zu lohnen und zu erquicken, und ihn zu bevorstehenden neuen Geschäften geneigt und stark zu machen; so genieſſe er sie auch nicht eher, als er sie verdient hat, und trete in die Gesellschaften der Frohen nur als ein vorher nützlichgewesener Mann ein; er fühle sich verbunden, nach dem Genus noch nützlicher zu werden, und habe mitten im Genus diese Verbindlichkeit stets vor Augen, damit ihn selbiger nicht, statt eifriger und kraftvoller zu machen, unaufgelegter, träger und schwächer werden lasse.

Die Thiere wissen nichts von Pflicht; und wenn sie auch Handlungen vollbringen, die den unsrigen, wenn wir Pflichten aus-

ihren, ähnlich sind: so leitet sie doch bloßer Instinkt dazu. Sie genießen daher ihre Freuden unter allen Umständen, und wie und wo sie sie nur haben können. Mit dem Menschen ists anders. Er, als ein moralisches Wesen, ist zur Pflicht berufen. Diese muß ihm über Alles gehen, und sobald sinnlicher Freudengenuß und Pflichttreue in Kollision kommen, muß er auf jenen Verzicht thun; denn das Bewußtsein, seine Pflicht treu zu erfüllen, ist unter seinen höheren Freuden, unter den Geistesfreuden, die höchste. An sich selbst ist kein natürliches Vergnügen unerlaubt; unter Umständen aber kann das Allernatürlichste Verbrechen werden. Man denke hier an die gröbesten sinnlichen Ergötzungen, an Geschlechtstrieb und Jagdlust. Wo treibt auch wohl das wollüstigste Thier erkünstelte Wollüste? Wo hätte das reißendste Raubthier blos zum Spaße Parforcejagd? Nicht genug also, daß der Mensch tief unter die unvernünftigen Thiere herabsinkt, wenn er grobe natürliche Sinnes-

freuden durch ſeine Vernunft zu den unnatürlichſten umſchaft; ſondern auch die feineſten ſinnlichen Vergnügungen müſſen für ihn ihren Reiz verliehren, ſobald er durch ihren Genus ſein Gewiſſen befleckte und aufhörte, ein Rechtſchaffener und ein Menſchenfreund zu ſein. Sieht er dis vorher, ſo mus er nicht einmahl die Hand nach ihnen ausſtrekken; wird er es erſt gewahr, wenn er die Hand ſchon ausgeſtreckt hat, ſo mus er ſie auf der Stelle wieder zurückziehen. Ja, wäre er ſchon mitten im unſchuldigſten Genuſſe und eine ſeiner Pflichten riefe ihn von Fortſetzung deſſelben ab, ſo mus er vom Vergnügen zum Berufe eilen, wie er eilen würde, wenn ihn einer ſeiner Freunde von einer kleineren Sinnesfreude zu einer gröſſeren abriefe.

Trägt ſo unſer Genus ſinnlicher Vergnügungen den Stempel der Menſchlichkeit, o ihr Werthſchätzer des Lebens, ihr dankbaren Verehrer der Gottheit und ihr Freunde des Wahren und Guten allzumahl,

so lasset ihn uns mit aller Seelenruhe einerndten! Er ist, wie gesagt, da, — wir verlangen nach ihm — er gebührt uns — die Gesellschaft hat, wenn wir ihn annehmen, den grössern Vortheil davon. Auf — und lasset uns menschlich geniessen die Freuden der Sinne!

Ja, geniessen wollen wir sie bald einsam, bald mit Andern. Viele von ihnen sind sogar an das gesellschaftliche Leben gebunden und entspringen erst daraus; viele werden durch gesellschaftlichen Genus wenigstens erhöhet, so, wie andere einsam genossen, am entzückendsten sind. Wer wahren Sinn für die Natur hat, der weilt am liebsten ganz isolirt auf ihren Höhen und in ihren Gründen. Da simpathisirt er dann am vollkommensten mit ihr; da überlässet er sich den bald sanfteren, bald erhabeneren Eindrücken ganz, welche ihre Anblicke und Aussichten, es mögen nun Aussichten auf die Erde, oder Aussichten gen Himmel sein, auf ihn machen; da unterbricht ihn nichts in

Zuſammenreihung der ihn beſeligendſten Ideen, welche ihm durch das Auge von allen Seiten zugeführt werden. Ebenſo verhält ſichs mit den Anblicken menſchlicher Kunſt. Wer ſich an den erhabenen Werken alter und neuer Meiſter ganz ergötzen will, der betrachtet ſie einſam, um ſeine Aufmerkſamkeit vollkommen, anhaltend und ununterbrochen auf ſie heften zu können, damit ihm keine ihrer Schönheiten entwiſche. Und — welche hinſchmelzende Freuden gewährt uns eine Stunde, die wir ganz allein vor unſerem Klavier oder Pianoforte zubringen! Ungeſtört folgen da unſere Fantaſieen auf einander; ungeſtört drücken wir unſere Gefühle aus, wozu die menſchliche Sprache keine Worte hat, und hören ſie gleichſam wenigſtens in harmoniſchen Tönen.

Zu einer andern Zeit laſſet uns die Sinnesfreuden am Arme eines Freundes genieſſen! Das frohe Beiſammenſein mit einem von uns geliebten Menſchen wird an ſich ſchon unſer Herz für viele derſelben empfäng-

ſicher machen, und die traute Unterhaltung mit ihm dabei wird ihre Genüſſe mit noch erhöheteren Reizen ſchmücken. Gehört dieſer Menſch zu den Edleren des andern Geſchlechts, ſo werden dieſe Wirkungen in noch höherem Maſſe erfolgen; denn es wirkt alsdann iener geheime Trieb mit, deſſen Eingeſtändnis auch dem Weiſeſten keine Schande iſt. Ja, Jeder darf es geradezu ſagen, ohne darüber erröthen zu müſſen, daß der bloſſe Umgang mit einer würdigen Perſon des andern Geſchlechts ſogar an ſich ſelbſt ſchon ein ſehr groſſes ſinnliches Vergnügen für ihn ſei. Wie? iſt denn bei der Liebe an gar nichts weiter zu denken, als an ihr Thieriſches? Hat ſie nicht auch reinere und höhere Freuden? Theilt ſie uns dieſe aber nicht durchaus nur an der Hand der Sinnlichkeit mit? O ſo blickt der Weiſe ebenſo vergnügt, als unſchuldig, auf ein einnehmendes weibliches Geſicht und auf eine reizende weibliche Figur, wie er in eine bezaubernde Landſchaft und auf ein vollkommenes Meiſterſtück der Kunſt

hinblickt. Er findet daſſelbe, was er ſchon edel und groß fand, als es ſein Freund zu ihm ſprach, noch dreimahl edler und gröſſer, wenn es der Mund ſeiner ſchönen Freundin zu ihm ſpricht. Gewis, gewis iſt der Umgang mit dem andern Geſchlechte eine von den Quellen unſerer unſchätzbarſten Sinnesfreuden.

Die Vergnügungen und Ergötzlichkeiten, welche Familienweiſe genoſſen werden, müſſen auch vorzüglich von uns geſchätzt werden. Wer ihrer Stille wirklich das Geräuſch groſſer Geſelſchaften vorzieht, der iſt nicht nur kein guter Hausvater und keine gute Hausmutter, ſondern er verſteht ſich auch noch nicht recht auf ſein eigenes Glück. Was kann, wenn von Geſelſchaft die Rede iſt, angenehmer ſeyn, als in einem Zirkel ſich zu befinden, der, wenn er auch kleiner iſt, doch aus lauter Menſchen beſteht, die durch die heiligſten Bande an einander gekettet ſind, die einander Ehre und Alles zu danken haben und es insgeſammt mit einander auf das

herzlichſte meinen? Welche Freude, mit ihnen Alles zu theilen, was die Haushaltung vermag, und ſie Reiheherum durch Theilnehmung heiter und froh zu ſehen! O laſſet uns doch die ſinnlichen Freudengenüſſe in Gemeinſchaft mit den Unſrigen als ein beſonderes Mittel gebrauchen, Harmonie zwiſchen ihnen und uns und zwiſchen ihnen unter einander ſelbſt noch immer mehr zu befeſtigen, vereinigte Thätigkeit zum allerſeitigen Wohl im ganzen Hauſe zu bewirken, Lebensluſt in jedem Familiengliede zu befördern und die geſammte kleine engverbundene Geſelſchaft in guten Geſinnungen aller Art zu ſtärken! Das ſind die ſeligſten Familien, die am liebſten Alles, was ſie genieſſen, zuſammen genieſſen. Da trifts ein, was dort geſchrieben ſteht, daß das ganze Haus nur ein Herz und eine Seele iſt, und da werden dann auch redlich und treu die Leiden getheilt, welche über lang oder kurz den Einen oder den Andern treffen; dahingegen, wenn das Genieſſen auſſer dem Hauſe allgemeine herr-

ſchende Gewohnheit iſt, in ſolchen Fällen Jeder, unbekümmert um das Herzeleid des Andern, ſeinen Vergnügungen nachläuft.

Deſſen ungeachtet mögen wir zuweilen auch die Geſelſchaften der Welt beſuchen, die ſinnlichen Freuden genieſſen, die nur in ihnen genoſſen werden können. Ja, ja, laſſet uns auch dis thun, ihr Freunde der Freude und der Weisheit zugleich! Wer wollte nicht dann und wann unter ſeinen Mitbürgern ſein und mit ihnen das Daſein ſegnen? Wer wollte nicht zu Zeiten auch unter Fremde ſich miſchen und Frohſinn mit ihnen theilen? Wer wollte nicht manchmahl zu dem untermengteſten Haufen ſich geſellen, um Ausbrüche der Heiterkeit aller Art zu ſehen und zu hören? Freilich, ia freilich, wenn nur die leidige Spielſucht nicht wäre! Freudige Geſpräche, froher Tanz, harmoniſches Koncert ſind beſſere Unterhaltung, als Kartenblätter. Inzwiſchen ſchickt ſich der Weiſe wenn er in Geſelſchaften iſt, in die Zeit. Er ſieht ſpielen und ſtudirt dabei wenigſtens

die Karaktere der Spieler. Er — spielt wohl einmahl mit, um das Schädliche der Spielsucht desto deutlicher darstellen zu können. Endlich werden die Spieltische verlassen und die geselschaftliche Freude schlägt an der Stelle derselben ihren Platz auf. Dann, dann lasset uns der Freude uns öfnen und nicht Splitterrichter sein! Wir sind nicht da, um Genüsse Anderer zu stören, sondern um an ihnen Theil zu nehmen; es ist in unserer Gewalt, so viel Antheil daran zu nehmen, als wir wollen. Das Leben hat seine Lasten; auch festliche Tage sind dazu da, sie uns zu erleichtern. Froher Scherz und guter Wein — ienen hervorzubringen gab Gott die Kraft dem Menschen, diesen zu liefern gab er das Vermögen der Erde — geniesset sie Beide! Das Leben ist kurz; — [illegible] gen und Gläserklirren hat beim Ende — scherzet und bleibet Menschen dabei — lasset die Gläser klieren und bleibt Menschen dabei! Kehrt dann zurück aus grossen Geselschaften, dem sinnlichen Vergnügen gewidmet, in euer

Haus

Haus und zu eurem Beruf, und leistet Tags drauf für beide noch einmahl so viel, als ihr sonst zu leisten gewohnt seid. — —

Aber, mein Lieber, wenn du dann auch alle Sinnesfreuden geniessen magst und geniessen sollst, so vergis nicht, daß es für dich noch höhere Freuden gebe, zu denen die diese eigentlich nur den Weg bahnen. Halte solche noch ungleich werther und überlas dich, wenn du einmahl auf dem Wege zu ihnen bist, ihrem Genusse so ganz, wie du kannst. Es ist doch Mehr, als Geist sich in sich selbst zu freuen, dann als Geist sich blos durch den Körper zu freuen. Freilich gelangst du durch dieses zu jenem erst; hast du aber jenes erreicht, so thue, als wenn dieses nicht gewesen wäre. Mehr ist Mehr. Liebe sinnliche Vergnügungen; liebe sie aber nur, um der geistigen durch sie desto gewisser zu werden.

Seid gern unter den Lebendigen; seid aber auch gern unter den Todten! Freilich zwei sehr verschiedene Gesellschaften; aber jede hat ihre Freuden, und die Freuden der letztern sind für das Herz oft weit heilsamer, als die Freuden der erstern. Mag es doch unrecht sein, wenn Menschen sich ganz der Welt entziehen, um der Zärtlichkeit für ihre Verstorbenen blos nachzuhangen — ia, ia, dis ist nicht zu billigen; so kann es doch aber auch nimmermehr recht sein, wackerer Todten über die Welt iemals ganz, oder gar ihrer bald zu vergessen. O wehe, wehe dem, der dis thun kann, und der sich in den Sinnesfreuden so verliehrt, daß er darüber einer der schönsten Arten von Geistesfreuden ganz verlustig wird! — — — Todtenfeier, ach Todtenfeier — wie viel bist du mir! Gewis bist du auch ebensoviel jeder guten Seele, die mit mir simpathisirt. — —

Es liegt an ſich ſchon etwas ganz Eigenes darin, an Menſchen zu denken, die wir ſonſt ſahen und nicht mehr ſehen, die gewirkt haben und in der Fortdauer ihrer Wirkungen noch da ſind, ohne ſelbſt noch da zu ſein, die Alles, auch das Letzte, was wir noch zu überſtehen haben, — den Tod — ſchon überſtanden, die ſchon dort ſind, während daß wir noch hier ſind, ſchon ienſeits wallen, ſtatt daß wir noch diſſeits wallen, und die ſchon ſchauen, was wir noch glauben, ſchon haben, was wir erſt hoffen. Ach ſie, ſie ſind uns um eine ganze Welt voraus. Daſſelbe Verhältnis, welches zwiſchen Jüngling und Greis Statt findet, tritt zwiſchen uns und ihnen in noch weit höherem Grade ein. Waren ſie kluge und gute Menſchen, wie weit uns vor mögen ſie ietzt in Erkentnis des Wahren und in Herzensgüte ſein! Wie könnten wir ohne fromme Hochachtung ihrer gedenken? Waren ſie überdis noch mit uns genau verbundene Menſchen, o welchen Antheil müſſen wir, ſo oft wir an ſie denken, an der

Seligkeit nehmen, in deren Beſitze ſie ſind! Wir denken dann über dieſe ihre Seligkeit nach, können uns keinen deutlichen Begrif davon machen, überlaſſen uns dabei unſerer Fantaſie und überlaſſen ihr uns um ſo viel lieber, weil wir auf dieſelbe Seligkeit Rechnung machen.

Wo Verbundene ſind, da ſind auch Wohlthäter und Wohlthatenempfänger. Empfingen unſere verſtorbenen Lieben Wohlthaten von uns, waren wir ihnen Viel, oder gar Alles: wie können wir uns eine entzückendere Freude machen, als wenn wir ihrer recht lebhaft gedenken? Iſt es uns um Dank zu thun, ſo bekommen wir ihn aus jener Welt her. Ach — Dank aus jener Welt her — wie viel liegt hierin! Wollen wir keinen Dank, ſo ſind die Todten die wir im Leben ſegneten, die rechten Leute für uns. Ihren Dank können wir wenigſtens nicht hören. Empfingen wir aber Wohlthaten von ihnen, waren ſie uns Viel, oder gar Alles: wie muß uns unſer

eigenes Herz antreiben, ihr Andenken zu erneuern! Wer iſt gut und danke nicht gern? So müſſen wir oft mitten aus dem Genuſſe des Guten, daß ſie für uns ſtifteten, in die Einſamkeit gehen und ihr Schattenbild an und in unſer Herz drücken. Wie brav, ach wie brav meinten ſie es mit uns! Sie ſelbſt ſind dahin, aber ihr Gutmeinen mit uns dauert noch fort, ſegnet uns noch. So wird uns ſein, als wären ſie noch bei uns, als ſähen ſie noch, wie wir durch ſie glücklich und immer glücklicher würden, und als achteten ſie darauf, ob ihre redliche Abſicht für uns ganz und vollkommen erreicht werde. O wie wohl, wie wohl thun wir alſo von dieſer Seite ſchon unſerem Herzen, wenn wir oft Todtenfeier unſerer Lieben halten! Doch — unſer Herz hat noch weit gröſſere Vortheile davon.

Unſer ehemaliger Umgang mit ihnen war uns angenehm und lehrreich. Es ſchmerzte uns, durch ihren Tod ihn aufgehoben zu ſehen. Hier iſt ein Mittel, des Todes unge-

rechtet ihn fortzusetzen. Wenn wir in einer Stille recht lebhaft an sie denken, so erscheinen sie uns gleichsam aus dem Reiche der Schatten wieder; Ihre Bilder schweben zwar nur in uns; aber die Fantasie kommt uns bald zu Hülfe und vermischt die Gestalten in uns mit Gestalten ausser uns, und es ist uns, als sähen wir sie wirklich. Die Association der Ideen fängt nun an ihre Wunder zu thun. Wir haben ehemals tiefe Blicke in ihr Herz gethan; wir haben die vertrautesten Gespräche mit ihnen gehalten; wir sind Zeugen ihrer guten Handlungen gewesen, die nicht zur Oeffentlichkeit kamen. Dis alles geschieht nun gleichsam von neuem. Wir erinnern uns an ihre wichtigsten Reden und Urtheile über die vorzüglichsten Gegenstände; und so ists, als hörten wir diese wieder. Wir erinnern uns an ihre bravsten Thaten, und so ists, als sähen wir solche wieder. Ist hier nicht Fortsetzung ihres uns so schätzbaren Umgangs? O wer nicht gern das Andenken seiner Todten feiert, der

gut auch nicht gern mit ihnen um; der war ein Heuchler der ersten Art, als er in den Tagen ihres Hinscheids über ihren Verlust in Thränen zerfloß.

Machten nun edle Reden und Thaten unserer Lieben ehemals gute Eindrücke auf uns, so werden sie dieselben Eindrücke wieder auffrischen, so oft wir uns ihrer erinnern. Wie fahren dadurch die Todten fort, unter uns zu leben und uns nützlich zu sein! Vielleicht ist es uns recht nöthig, diese Eindrücke aufzufrischen; vielleicht arbeiten schon Lebendige durch entgegengesetzte Reden und Handlungen daran, sie ganz wegzutilgen; vielleicht sind sie mit ihrer unedlen Arbeit schon weit gekommen, ohne daß wir es selbst ahnden. Ja, der Umgang mit unsern Todten kann uns sogar noch lehrreicher werden, als unser ehemaliger Umgang mit ihnen im Leben. Nun sind ihre wichtigsten Reden, deren wir eingedenk werden, Reden der Vollendeten; nun geben sie uns die guten Beispiele, an die wir uns von neuem erinnern, gleichsam aus

ſener Welt her. Dieſe Nebenvorſtellung macht uns beide noch ehrwürdiger und eindringender. Sind es vollends letzte Reden, die ſie führten, letzte Handlungen, die ſie vollbrachten — o mit welcher Kraft werden ſie auf uns wirken! Von neuem hören, wie ein kluger Menſch über die erſten Angelegenheiten urtheilt, für den ſchon Himmel und Erde zu vergehen im Begrif ſind — von neuem ſehen, mit welchen Thaten ein guter Menſch ſich gleichſam zu ſeinem Uebergange aus Welt in Welt einweihet — — o ihr Menſchenkenner, wer unter euch zweifelt nicht daran, daß dis ohne den ſeligſten Erfolg bleiben könne? Söhne und Töchter, die ihr edle Väter und wackere Mütter auf ihren Todbetten pflegtet und ſie ſterben ſahet, benutzet ihr vorzüglich dieſes herrliche Mittel, euer Herz vor den Verführungen der Welt zu ſichern und in frommer Nachfolge eure Eltern zu ſtärken! Unzählige von Euresgleichen, die auch nicht böſe, aber lenkſam waren, wie ihr, blieben ſo lange gut,

als ihre braven Eltern sie lenkten, und wurden schlecht, als sie nach ihrem Tode sich den Lenkungen der Welt überliessen. Ach hätten sie fleissiger Todtenfeier der Eltern angestellt; die Eltern hätten sie fortgelenkt! Tausende von Söhnen, die mit dem reichen Erbe in wenig Jahren fertig wurden, würden klügere Haushalter gewesen sein, wenn sie sich fleissig daran erinnert hätten, wie ihre Väter ihnen erzählten, daß sie durch Arbeit und Fleis, durch Gottes Segen und gute Oekonomie den Nachlas erworben hätten, und wie sie ihnen noch zuletzt die herzlichste Ermahnung gaben, in die Fusstapfen ihrer Arbeitsamkeit, Rechtschaffenheit und häuslichen Lebensstille zu treten. Tausende von Töchtern würden dem Grabe ihrer Ehre und ihrer Ruhe glücklich entgangen sein, wenn sie das Bild ihrer Mütter öfter und recht feierlich vor sich hingestellt und die letzten Warnungen beherzigt hätten, welche sie ihnen noch stammlend gaben.

Wie oft iſt es nicht auch der Fall, daß unſere Verſtorbenen mit bidern Aufträgen an uns die Erde verlieſſen, deren Ausrichtung ſie uns auf das heiligſte anempfohlen. Sie konnten das, was ſolche enthalten, ſelbſt nicht thun; ſo ſollten wir es in ihrem Nahmen thun. Wir nahmen die Aufträge an; es ſei nun, daß wir dis freiwillig thaten, oder daß wir uns dazu verbunden fühlten. Mus uns nun nicht ſelbſt daran liegen, daß wir ſie auf das pünktlichſte erfüllen? Oder ſind wir etwa darüber hinaus, weil die, welche uns nur darüber zur Rede ſtellen dürfen, dahin ſind? Wäre dis, ſo müſten ſogar die nächſten Rechtſchaffenen, welche Wiſſenſchaft oder auch nur Vermuthung davon haben, Todtenfeiern für uns veranſtalten; damit wir durch die Kraft der Erſchütterungen unſrer Fantaſie unſerer Pflicht wieder eingedenk würden. Ha — wer kennt die Welt oder vielmehr, wer hat nur in ſie hinein geguckt, ohne dis in drei Fällen der Art gegen einen nöthig zu finden? Ja, ia, tretet hinzu, ihr

Bidermänner, und rüttelt und ſchüttelt unſere Nichtswürdigen, die Sterbenden Alles verſprechen und Nichts halten, und unſere Erbſchleicher, die von Rabbuliſten Teſtamente verfertigen laſſen, welche ſie wie wächſerne Naſen drehen können. Haltet ihnen das Portrait, oder die Silhouette, oder auch nur eine geſchriebene Zeile des Todten vor und ſaget ihnen mit Kraft aus der Oberwelt — du, Treuloſer, du, wie würde dir ſein, wenn in dieſem Augenblick der Mann hier vor dich träte, deſſen jenes Bild oder dieſe Schrift iſt? Gib ihm, was ſein iſt; thu, wie er dir ſagte! Doch — ihr Rechtſchaffenen, ſo denken wir nicht. Gewis iſt uns jeder wackere Auftrag unſerer Verſtorbenen theuer und heilig; aber — wir ſind doch Menſchen. Gegenerinnerungen noch lebender Anderer wirken unter Umſtänden oft mehr, als ſie ſollten; veränderte Lagen der Dinge erſchweren uns oft die Erfüllungen der Zuſagen an unſere Todten; die Zeit, die Alles vermag, vermag auch hier oft mehr, als

ſein ſollte, auf uns. O was können wir Beſſeres thun, als die Verſtorbenen einladen, daß ſie uns wieder erſcheinen, und recht lebhaft an ſie denken; damit wir es uns aufs neue zur Pflicht machen, ſo brav zu handeln, wie ſie uns geboten haben! Ach — auch ihr Beſten unter uns, ſäumet nicht, alſo zu thun! Ihr ſeid Menſchen; bedenket dis einzige Wort — ihr ſeid Menſchen!

Geſetzt aber, wir hätten keine Aufträge von unſeren Todten erhalten, ſie hätten aber edle Handlungen angefangen, in deren Vollendung ſie der Tod unterbrochen hätte; ſollten wir aus Liebe zu ihnen, ſobald wir Kraft dazu haben, ſolche nicht zu vollenden ſtreben? Oder geſetzt, ſie hätten gemeinnützige Anſtalten errichtet, deren Fortdauer an ſich ſelbſt das Werk kommender Generationen iſt, und wir wären durch ſie ſtillſchweigends in den Stand geſetzt worden, dieſe Fortdauer in der nächſt auf ſie folgenden Generation zu bewirken; ſollten wir nicht äuſerſt bereitwillig ſein, dis zu thun? Laſſet euch wiederholen, was

hin gesagt ward, ihr guten Menschen,
r besten Menschen, ihr allerbesten
enschen — — ach; und möchtet Ihr
en, was hier geschrieben steht, lesen;
d beherzigen, ihr Erben des
ürstenhüte und Königskronen
— Ihr, wie wir übrigen, seid Men-
en — alle, alle Menschen sind Men-
en. Todtenfeier hilft uns Allen hier zu-
hte und lehret uns alles Gute vollenden,
er doch fortsetzen, was Verstorbne, die
r die Unsrigen nennen, anfingen.
ese stehen dann gleichsam vor uns da und
fen uns zu — „wenn wir nun noch da
iren, so vollendeten oder setzten wir unser
ites selbst fort, und ihr müstet es leiden,
ß wir so thäten, und hättet keine Ehre
von; so setzet doch ihr nun fort und
llendet und gewähret euch die Ehre, die
r davon habet. Wollet ihr die Ehre
cht, so nehmet die Schande von der
itwelt und Nachwelt, die euch dafür ge-
rt und die ihr euch selbst machet.“

„Es iſt oft geſagt worden, daß der Gedanke des Todes, ſo nahe er den Lebendigen liegt, doch zu denen gehöre, die ſich am meiſten von ihnen entfernen. Unglaublich beinahe, daß täglich rings um ſie her geſtorben wird! Aber freilich, wenn man ſeine Todten blos begräbt, ſo begräbt man auch mit ihnen zugleich den durch ihren Tod verſinnlichten Gedanken ſeines eigenen Todes. Hält man aber auch hernach noch immer gern Todtenfeier, ſo feiert man im vergangenen Tode ſeiner Lieben auch Vorausfeier des uns ſelbſt bevorſtehenden Todes. Sprechet Alle, die ihr mit der Sprache heraus wollet, ob dem nicht alſo ſei. Nicht jedes Angedenken an Todte erinnert uns an unſern Tod; bei den mehreſten denken wir vielmehr wenig mehr, als nichts; manches davon ſtärkt wohl gar das Lebensgefühl ſo, daß nicht einmahl eine Todesahndung aufkommen mag. Denken wir aber, — Dein biderer Vater, dein wackerer Bruder, dein treuer Freund warten einſt, wenn du noch

biſt

bist — so drängt sich uns der Gedanke unaufhaltsam und unwiderstehlich auf — und du wirst einst werden, was sie schon sind. Ach wir, die wir noch im Strudel der Eitelkeit fortgetrieben werden und oft ganz vergessen, daß Alles eitel sei — wie müssen wir froh sein, wenn uns ein Fahrzeug dargeboten wird, das uns auch nur wohlbehalten auf ein Eiland bringt, wo wir Eitelkeit, Hinfälligkeit und Vergänglichkeit einmahl wieder lebhaft denken! Todtenfeier unserer Lieben verrichtet für uns diesen Dienst.

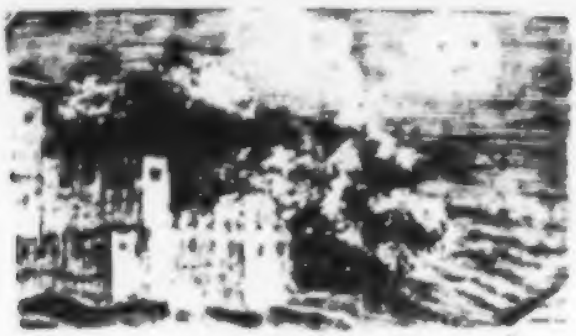
Können wir diese aber auch wohl anstellen, ohne uns zugleich im Glauben an unsere Fortdauer im Tode zu stärken? Wir erinnern uns ja an Menschen, mit denen wir auf das innigste verbunden waren. Ach wie viel war ihnen und uns unsere gegenseitige Freundschaft, unsere gegenseitige Liebe! Sollten so heilige Bande, die uns ewig beglücken konnten, nur für eine so kurze Zeit geflochten worden sein? Sollten sie, die ein wahrer Vorzug für Menschen sind, uns nicht

Anlagen zu noch gröſſeren Vorzügen zu ſein ſcheinen und uns noch ein Leben ienſeits ahnden laſſen, wozu zärtliche Gefühle hierniden nur die Vorbereitung waren? Ja, ſo wahr es wahre Freundſchaft und wahre Liebe gibt, ſo wahr mus es auch Fortdauer im Tode für uns geben. Wo iſt ein Edler, der nicht gern Stärkungen ſeines Glaubens an dieſe empfinge? Todtenfeier der Unſern reicht ſie uns.

Nun, wenn es Fortdauer für uns gibt, ſo dürfen wir auch Wiedervereinigung hoffen; denn der Allgütige wird uns gewis ſo ſelig fortdauern laſſen, als möglich. Unausſprechlichviel aber würde uns abgehen, wenn die uns dort nicht wieder umgäben, in deren Umgange wir hier ſchon das ſchönſte Glück unſeres Lebens fanden. Ja, ia, Wiederſehen wird erfolgen, Wiederſehen unſerer Freunde und Lieben; und o wer ſpricht die Fülle von Wonne aus, die in dieſer Vorſtellung für gefühlvolle Seelen liegt! Wie iſt ſie es allein, die uns über die Trennung von unſern Verſtorbenen wahrhaftig zufriden

ſtellt! Wie iſt ſie es, die uns an die Unſrigen, mit denen wir noch beiſammen ſind, noch inniger feſſelt! Wer möchte ſie ſich nicht gern verſinnlichen? Wer möchte nicht wenigſtens im Geiſte ſchon den Vorſchmack von jenen Freuden der Wiedervereinigung genieſſen? Todtenfeier beglückt uns damit. Bei dem lebhaften und feierlichen Angedenken an unſere Verklärten wird uns, als träten wir ſchon wieder in ihre Geſelſchaft ein, als unterhielten wir uns wieder mit ihnen und als ſähen wir ſie wirklich wieder. Wir breiten in Gedanken unſere Arme nach ihnen aus; wir drücken ſie im Geiſte an unſer Herz; wir fühlen uns noch dreimahl ſeliger, als wir es ſonſt an ihrer Seite waren. Kommen wir dann von den ſüſſen Täuſchungen unſerer Fantaſie zurück: ſo thun wir einen ſenſuchtsvollen Blick zur Oberwelt und harren gläubig und ſtill der Zeit, welche ein Gott der Liebe dort zu unſerer wirklichen Wiedervereinigung mit ihnen beſtimmt hat. — —

O darum weihe ich euch gern oft meine heiterſten und freieſten Stunden, ihr meine von der Erde verſchwundenen Lieben, die ihr mir Viel waret und denen ich Viel war. Ich ſtelle einſam und traut eure Bilder vor mich hin, betrachte ſie ernſthaft und tief in mich ſelbſt verſenkt, und — kehre aus eurer Geſellſchaft allemahl zu meinen lieben Lebendigen noch herzlicher zurück.



Hallo der Zweite

vom

Verfaſſer des Erſten.

Erſter Theil.

Hallo d. Zweite

Leipzig, bei Gerh. Fleiſcher d. jüng.

1797.

ballo, der Zweite.

Erſter Theil.

Guſtaf, der Grosmüthige, hatte die Erde nicht verlaſſen wollen, ohne vorher Wilhelmi belohnt zu haben, wie er einſt Hallo belohnte. An ſeinem letzten Geburtstage war es geweſen, daß er dem Rechtſchaffenen befohlen, zwiſchen einem Ritterſitze im Lande und zwiſchen der Kaufſumme zu wählen, für welche eben ein zweites Berkewitz im benachbarten Fürſtenthume feilgeboten ward. Wilhelmi hatte die letztere gewählt, und dem edlen Karl war es freigelaſſen worden, während ſeiner künftigen Regierung zu dieſer fürſtlichen Dankbarkeit noch hinzuzufügen, ſo viel er wolle.

Die Schickſale der Völker aber ſind dem Wechſel unterworfen, wie die Schickſale einzelner Familien. Karl, der würdigſte Nachfolger Guſtafs, war von der Vorſehung beſtimmt, nur ein Jahr zu regiren. Unvergeslich wird dieſes Jahr in der Geſchichte des Landes bleiben; denn Karl ſuchte nicht dadurch berühmt zu werden, daß er als Regent ein anderes Gleis, oder gar das entgegengeſetzte, ein-

ſchlüge, ſondern dadurch, daß er in dem Gleiſe ſeines Vaters beharrete, die Ordnung der Dinge, wie er ſie vorfand, erhielte und alles das noch zu vollenden ſich bemühete, was Guſtaf unvollendet laſſen müſſen. Um ſo viel fürchterlicher war die Nachricht von ſeinem frühen Tode für ſein Volk. Als Guſtaf ſtarb, war der allgemeine Troſt, daß Guſtaf in Karln fortlebe; als aber auch Karl ſtarb, trat allgemeine Untröſtbarkeit ein, und die Thränen über beide floſſen nun zugleich. Die Patrioten ſahen im Geiſte den Himmel der Zukunft, der bisher ſo heiter geweſen war, ſich wölken, und weiſſagten trübe Tage, die auch nicht lange ausſenblieben. — —

Karl hinterlies zwar mehrere Kinder, aber nur einen einzigen Sohn, der der jüngſte von allen war. Während der Minderjährigkeit Guſtafs, des Zweiten, war Adelaulde, ſeine Mutter, Regentin und Adminiſtratorin des Landes. Adelgulde ſtammte aus einem Fürſtenhauſe her, welches die äuſerliche Pracht über alles liebte und über das Verhältnis zwiſchen den Nationen und ihren Beherrſchern noch orientaliſch dachte. Ein Unſtern hatte ſie zu Karls Gemahlin gemacht. Das einfache Leben an Guſtafs Hofe war ihr unerträglich ge-

weſen, und nur die Hofnung, daß ſich mit ſeinem Tode durch ihre Einflüſſe auf Karln, der ſie unausſprechlich liebte, Alles ändern würde, hatte ſie im Lande zurückzuhalten vermocht. Guſtaf hatte dis früh genug bemerkt und ſich über dieſen Punkt von Karln die heiligſten Verſicherungen des Gegentheils geben laſſen. Karl lebte daher von ſeinem Regirungsantritte an die traurigſten Tage, welche je ein wackerer Fürſt gelebt hat. Seine Gemahlin war ihm Viel; ſein Volk war ihm Mehr. Sein Leben beſtand alſo aus unaufhörlichen Kolliſionen von Anforderungen beider an ihn; ſein Herz entſchied aber faſt allemahl richtig. Adelgulde muſte nachſtehen; die Nation ging vor. Wilhelmi wirkte hierzu auf das thätigſte mit und ward deshalb von Adelgulden der Oberſte unter den Eheteufeln im Lande genannt. Kurz auf einen ſolchen Kolliſionsvorgang ſtarb Karl plötzlich, und bis auf den heutigen Tag noch ſind die Stimmen darüber getheilt, wie er eigentlich geſtorben ſei.

Das Erſte, was Adelgulde nach dem Tode ihres Gemahls that, war, daß ſie Wilhelmi kaſſirte und ihm den Hof verbot. Der patriotiſche Weiſe ſah das Dekret darüber mit Recht als den Vorboten noch weit härterer Verfügun-

gen gegen ihn an und glaubte, dieſe nicht erſt abwarten zu müſſen. Er eilte auf ſein Gut Thaldorf, um daſelbſt, vor allem tumultuariſchen Proceß ſicher, ſein Leben in philoſophiſcher Ruhe hinzubringen. Hier dachte er über die Ahndungen nach, welche Guſtaf, der Erſte, von der Zukunft des Vaterlandes gehabt haben müſſe, und die er ihm durch die Anſtellung der Wahl zwiſchen einem Gute im Lande und zwiſchen einem Gute auſſer dem Lande zu erkennen gegeben. Hier ſegnete er ſich ſelbſt für die kluge Wahl, welche er getroffen. Hier beſeufzte er das Schickſal der Völker, welche ihm nun dazu beſtimmt zu ſein ſchienen, ihr Glückſeligkeitsziel nie ganz, noch weniger auf beſtändig zu erreichen, ſondern nur wechſelsweiſe bald vorwärts, bald rückwärts zu kommen.

Gleich nach Wilhelmi's Entfernung vom Hofe ward auch Hallo's Monument, welches mitten auf dem Schloßplatze ſtand, unter dem Vorwande, daß es da offenbar im Wege ſtehe und nur die Ausſicht verderbe, weggenommen und auf den Baubof, wo die Züchtlinge arbeiten, gebracht. Wie es dem lebenden Wilhelmi und dem Monumente des todten Hallo gegangen war, ſo ging es auch nach und nach

allen patriotiſchen Einrichtungen und Anſtalten, welche beide getroffen hatten. Sechs Adminiſtrationsjahre Adelguldens brachten das Land faſt dahin wieder zurück, wo es bei Guſtafs, des Erſten, Regirungsantritte geweſen war. Am Hofe war volles Leben und Weben, immerwährende Luſt und zügelloſe Herrlichkeit; Miniſter, Räthe und Hofſchranzen allerſeits jauchzten darein und poſaunten das goldene Zeitalter des Vaterlandes aus; Prieſter ſprachen ihren Segen dazu; Bürger und Bauern aber ſchüttelten die Köpfe, fluchten der Gegenwart, weinten beim Andenken an die Vorzeit und ſeufzten der Zukunft harrend entgegen.

Wilhelmi pflanzte Bäume zu Thalborf, wie Abraham zu Berſaba. Seine Freunde, die Auserwählten unter den ächten Patrioten, welche ihn im Stillen beſuchten, fragten ihn einſt, warum er dieſe Beſchäftigung vor allen ſo liebe.

„Sie harmonirt, antwortete er, mit den Bildern, woran ſich meine Fantaſie ergötzt, und iſt die einzigtröſtende für mich. Ich abſtrahire jetzt ſo gern von der Gegenwart und verſetze mich im Geiſte in die Zukunft. Dis

gelingt mir dann nie vollkommener, als so oft ich einen Baum pflanze. Wenn dieser Baum, denke ich dann, erst Früchte tragen wird, so werden wieder bessere Zeiten sein. Ich stelle mir sofort den Baum vor, als wäre er schon herrlich angewachsen, als hätte er schon eine schöne Krone und als zeigte er schon die erste Erndte. Ich thue, als pflückte ich diese schon, und so bin ich auch schon im Geiste in den bessern Zeiten."

Man hörte bald, daß Wilhelmi, wenn er so sprach, seine ganze Hofnung auf den heranwachsenden jungen Gustaf setze, und erwiderte ihm, daß bei der Erziehung, welche der Prinz von seiner Mutter erhalte, von seiner künftigen Regirung nichts besseres zu erwarten sein dürfe.

„Ich weis Alles, versetzte Wilhelmi; ich weis, daß Adelgilde, die jetzt allein regirt, einst an ihres Sohnes Seite fortzuregieren Willens sei und daß sie bei seiner weitern Bildung den ganzen Zuschnitt hierauf gemacht habe; aber — sorget nichts! Er heißt Gustaf und ist Gustaf. Es ist zu viel gute Anlage der Natur in ihm, die Adelgilde mit allen ihren bösen Bemühungen nicht zerstören wird. Den hellen Kopf, den er hat, wird

sie nicht verfinstern können; das weiche Herz, das er von Gott bekam, wird sie nie zu verhärten vermögen. Auch gab sich sein Grosvater in fürstlichen Feierstunden viel mit ihm ab. In den guten Acker ist schon zu viel guter Same gestreuet; der Same hat sich schon zu stark bewurzelt und bestaudet; das Unkraut wird ihn nicht überwältigen. Mit Enthusiasmus spricht er von seinem Grosvater; seine ganze Seele ist voll von ihm, und er wird Feuer und Flamme, wenn des Alten nur gedacht wird. Dis allein schon sei euch genug, um bessere Zeiten durch ihn zu erwarten."

Der junge Prinz hatte oft Lust bezeigt, Wilhelmi, den er von Kindheit auf kannte, zu besuchen; seine Aufseher hatten aber den strengsten Befehl von Adelgulden erhalten, ihn nicht nach Thaldorf zu lassen, und musten mit ihren Personen dafür haften. Endlich ward er auf Reisen geschickt und bekam ein Paar ausgesuchter Gefährten, die ausdrücklich dazu bevollmächtigt waren, ihn unterwegs mit nichts, als mit sinnlichen Vergnügungen, zu unterhalten, und die sich auch als Selbstmeister in dergleichen Genüssen zur Ausrichtung ihres Auftrags vollkommen qualificirten. Auf einer der ersten Stationen gleich machte er den ersten Ge-

brauch von ſeiner Freiheit, der ihm zur Ehre gereichte. Er befohl ſeiner ganzen Begleitung, ſich nicht zu regen und ſich nicht nach ihm umzuſehen, bis er wieder zu ihr käme, und machte einen Abſtecher nach Thalborf. Wilhelmi pflanzte eben, als der Prinz in den Garten ſprang, einen Pfirſichbaum.

„Was machen Sie da?“

Wilhelmi, den Spaden wegſetzend. Ich pflanzte, Prinz.

Prinz G., der ihm um den Hals fällt. Ach, wie lange habe ich Sie nicht geſehen, erſter Freund meines Vaters und Grosvaters! Ich habe immer hergewollt, aber nicht hergedurft. Jetzt bin ich auf Reiſen und ein freier Menſch; ſo iſt dis der erſte Gebrauch, den ich von meiner Freiheit machte, daß ich hieher ritte, um von Ihnen Abſchied zu nehmen.

Wilhelmi, ſäuerſt gerührt. Prinz, glauben Sie mir — ich weis es zu ſchätzen. Reiſen Sie auf lange?

Prinz G. Auf drei Jahre, heiſſts. Bleiben Sie unterdeſſen bei Kräften und mein Freund. Ich bin noch derſelbe, der ich war, wenn ich auf meines Grosvaters Schoſſe ſas. — Was pflanzten Sie da für einen Baum?

Wilhelmi. Einen Pfirsichbaum.

Prinz G. Wann trägt dieser wohl?

Wilhelmi. Im dritten Jahre schon.

Prinz G. So trägt er mit mir zugleich. Gott erhalte den Pflanzer! Wenn dieser Pfirsichbaum trägt, dann sollen wieder bessere Zeiten im Lande den Anfang nehmen.

Wilhelmi, ihn männlich fassend und festhaltend. Prinz, — ist das ein Wort, ein Fürstenwort?

Prinz G. Nennen Sie es, wie Sie wollen; aber es ist ein wahres Wort. — Lassen Sie uns in die Laube dort gehen!

Wilhelmi pflückte dem zweiten Gustaf auf dem Wege dahin ein Schneeglöckchen, das einzige Frühblümchen im Garten.

Prinz G., der es in seine Brieftasche steckt. Das will ich Ihnen zurückgeben, wenn ich wiederkomme. Unterwegs will ich es oft betrachten und dabei an Sie denken. (als sie in der Laube sind) Ach, wie ists seit meines Vaters Tode im Lande hergegangen! Wie ins Böse hat sich Alles verändert! Was haben Sie dazu gesagt? Viel tausendmahl hab' ich an Sie gedacht.

Wilhelmi, mit patriotischem Trübsinn. Ich kann nichts, als — darüber seufzen. Die Schicksale der Völker stehen bei Gott. Es mus so sein sollen; sonst würde es nicht so sein können.

Prinz G. Meine Mutter hats bei Gott zu verantworten. Bei Hofe gehts lustig her; im Lande wird geseufzt und geächzt. Die Kourtisane tanzen sich herrlich dabei; die Pfaffen sind obendrauf. Opern und Betstunden, Maskeraden und Bustage wechseln nach Herzenslust ab. Alle neue gute Auflagen gehen ein; alle alte Auflagen kommen wieder an. Nun mus ich reisen. Die drei Jahre werden vollends noch allen Grund und Boden umkehren, und wie wirds aussehen, wenn ich wiederkomme?

Wilhelmi. Allerdings noch schlimmer, als jetzt. Sie können dis aber jetzt nicht ändern; einst können Sie's, und so kommts nur darauf an, wer Sie sind und wie Sie denken.

Prinz G., Fackelfeuer in den Augen. Ich sage ja — ich bin noch derselbe. Haben Sie mich denn nicht von kleinauf gekannt? War ich nicht immer ein guter Knabe? (Wilhelmi verbeugt sich ehrfurchtsvoll) Ah machen

Sie nicht so viel Umstände mit mir; sagen Sie Ja, das ist mir viel lieber. Nun, so bin ich noch. Ich heisse Gustaf, der Zweite, und will auch werden Gustaf, der Zweite. Dazu verhelfe mir Gott! Meiner Mutter ists freilich nicht recht; aber das kümmert mich nicht. Ich habe die mehreste Zeit über einsam gesessen, wenn sie glänzende Feten gab, habe mich krank gestellt, wenn die Bälle mit und ohne Maske gegeben wurden, habe die Lehrmeister fortgeschickt, die mich nach Machiavell unterrichten wollten, und habe mein Wochengeld unter die armen Bauern vertheilt, die die ausserordentlichen Abgaben nicht erschwingen konnten. Mein alter Grosvater lebt und webt in mir; ich habe es aber zu verbergen gesucht, habe mich verstellt, habe die Lippen über Alles zusammen gebissen, was meine Mutter that. Ich weis wohl, was sie denkt. Ich soll einmahl den Nahmen führen, und sie will das Regiment führen. Aber die Maske soll herunter, sobald ich zur Regirung komme. Jetzt mus ich reisen. Es ist mir gerade recht; damit ich nur das Elend meines Volks nicht sehe, so lange ich noch nicht helfen kann.

Wilhelmi, der mit hoher Andacht zugehört hatte; Ach Prinz, wie bestürzen Sie mich

in meinen Hofnungen! Man hat mir nicht glauben wollen, wenn ich mit Ihnen tröſtete. Die fernere Bildung, welche Sie bekämen, hies es, werde Sie verderben. Aber bei Gott, bei Gott, ich habe Recht gehabt, und Sie ſind noch brav und auf Ihnen ruhet noch Guſtafs Geiſt. Aber — daß er auf der Reiſe nicht von Ihnen weiche!

Prinz G., ſehr bider. Nein, nein, das ſoll er nicht; ſein Sie auſſer Sorgen!

Wilhelmi, in väterlichem Ton. Prinz, aller Aufwand dazu iſt gemacht. Man hat Ihnen, wie ich höre, ein Paar Nichtswürdige zu Begleitern gegeben, die aller Laſter voll ſind. Junger Fürſt — junger Fürſt!

Prinz G. Ich kenne die Böſewichter durch und durch. Ich weis Alles. Ich weis, daß ſie mir abſichtlich mitgegeben ſind; aber das ſchadet nichts. Sie mögen unterwegs leben, wie ſie wollen; (reiſſt ſich den Rok auf) dieſes Herz kehrt ſo unverdorben zu Ihnen zurück, wie es jetzt in Ihren Armen ſchlägt. (fällt Wilhelmi in die Arme)

Wilhelmi, unter Thränen. Ach, halten Sie Wort — halten Sie Wort und bleiben Sie ſo!

Prinz G., indem er ſich von ihm loswindet. Ja, ja; bleiben Sie nur geſund und mein Freund, und thun Sie, bis ich wiederkomme, als hörten und ſähen Sie nicht.

Die letzten Jahre der Regentſchaft Adelguldens füllten das Maas des Volksunglücks und wurden die verwünſchenswürdigſten in der Geſchichte des Landes. Die Vermählungen zweier Prinzeſſinnen folgten nahe auf einander und wurden mit unerſchwinglichem Pomp gefeiert. Der gröſſeſte Theil der darauf verwendeten Geldſummen kam dem Auslande zu gute; Bürger und Bauern aber muſten ſie herbeiſchaffen. Alles Bitten und Vorſtellen der Unterthanen gegen die von Monat zu Monat ſich häufenden neuen Abgaben half nichts. Hunger that weh; Noth brach Eiſen. Es entſtanden Tumulte im Lande; man ſchob alle Schuld davon auf die Aufklärung, zu deren Beförderung die beiden vorigen Miniſter, Hallo und Wilhelmi, ihre Fürſten gemisbraucht hätten.

Kaum war dieſer Ton angegeben, ſo ſtimmten Baſſen und Penzen und das übrige Unpatriotenheer in ihn ein, und es wurden

die gemessensten Anstalten getroffen, die ganze ehemalige segenvolle Finsternis und Barbarei wiederherzustellen. Die alte systematische Theologie kehrte in Kirchen und Schulen zurück; die alten Gesangbücher wurden, weil in ihnen weit mehr Kraft und Saft sei, wieder eingeführt; die gesammte alte Liturgie, bei der die Vorfahren weit christlicher gelebt hätten und weit seliger gestorben wären, erschien wieder. Die Preßfreiheit, als der listigste unter allen Anläufen des Teufels, ward aufgehoben und eine so strenge Censur eingeführt, daß alle Männer von Kopf und Herz an einem Tage die Federn niederlegten; an deren Statt bald dreimahl so viel Narren und Schurken, die sich sonst nur mit Kopiren beschäftigt hatten, die Federn ergriffen und beliebten theologischen, politischen, theatralischen und Rittergeschichtenunsinn schrieben.

Da die gestrenge Censur sich doch nur bis an die Grenzgraben, Grenzsteine und Grenzpfähle erstrecken konnte: so wurden auch bald die Buchläden revidirt. Man verfertigte einen fortlaufenden Katalog von verbotenen Büchern, und Alles, was in selbigen aufgenommen ward, mußte von den Lagern der Buchhändler weg- und sofort ausserhalb Landes

geschaft

ſchaft werden. Die Leſegeſellſchaften wur-
n eingeſchränkt, und durften bei zehen Tha-
rn Strafe im erſten Uebertretungsfalle, und
i funfzig im zweiten keine andere Schriften
nter ſich zirkuliren laſſen, als ſolche, deren
eſung durch aufgedrückten Polizeiſtempel ver-
attet war. Alle lichtvolle Journale und Wo-
enſchriften und alle wahrheitliebende Zeitun-
en wurden verboten. Die Klubs, als die
Biegen der Rebellionsſucht, wurden anfacho-
en. Alles Raiſonniren und Kannengieſſern
ber Staatsangelegenheiten ward bei ſchärfſter
hndung unterſagt. Die Zahl der Fiskale
ard den ſich für ſie häufenden Arbeiten gemäs
rmehrt, und allenthalben, wo nur drei Bür-
er oder Bauern zuſammenſtanden, lauerte
hon ein geſchworner Aufpaſſer, der ſie durch
eine Denunciation zu koſtenſpieligen Unterſu-
hungen reif machte. Die Freiheit war dahin;
er Geiſt der Aufrichtigkeit verſchwand, die
reundſchaft floh; die Familienbande wurden
ufgelöſet und allgemeines Mistrauen herrſchte
urch das ganze Land. Wer auswandern
onnte, wanderte aus; wer bleiben muſte,
euchelte, oder ſchlos ſich ein. Alles ſchwieg;
lles ſeufzte und verbarg ſogar ſeine Seufzer;
enn auch lautes Seufzen ward zuletzt als Aus-

druck der Unzufriedenheit mit der Staatsverfassung zum Staatsverbrechen gemacht und als solches geahndet. — —

So standen die Sachen im Vaterlande, als Prinz Gustaf seine Reisen noch vor der bestimmten Zeit beschlos. Der junge Fürst hatte seine Begleiter von D. aus, wo er einen unbestimmten Aufenthalt nahm, nach Hause geschickt, und machte die letzten zwanzig Meilen blos mit seinem Leibjäger. Er nahm den Weg über Thalderf. Wilhelmi stand eben vor dem merkwürdigen Pfirsichbaume und ergötzte sich an den zwei ersten Früchten desselben.

Prinz G., von weitem noch. Trägt er schon? Trägt er schon?

Wilhelmi, freudigerschrocken. Ach Prinz, bester Prinz, da sind Sie ja! Ja — er hat die ersten Früchte.

Prinz G., ihn umarmend. Dachten Sie jetzt wohl an mich?

Wilhelmi, hochaufseufzend. Ach ja wohl! Meine ganze Seele war voll von Ihnen.

Prinz G., freimüthig. Was dachten Sie?

Wilhelmi. Ich sehnte Sie zurück — ich hoffte — ich fürchtete — —

Prinz G., ihm die Backen klopfend. Nur keine Furcht meinetwegen! Ich habe Wort gehalten und komme so brav wieder zu Ihnen zurück, wie ich von Ihnen ging.

Wilhelmi, ihn fest anblickend. Gewis?

Prinz G., der sich vor die Brust schlägt. Ja — bei diesem Herzen, das für sein Vaterland pocht!

Wilhelmi. Nun — o nun wohl diesem Volke! — Ach es ist die höchste Zeit, daß Sie kommen.

Prinz G. Wie ists unterdessen gegangen? Wie siehts jetzt hier aus?

Wilhelmi, die Hand aufhebend. Ueber alles böse — fürchterlichböse!

Hier folgte eine summarische Erzählung der wichtigsten Vorgänge in den drittehalb Jahren und ein sehr darstellendes Gemählde des gegenwärtigen Volkszustandes. Der Prinz entsetzte sich. Anfangs machte die tragische Schilderung den Eindruck auf ihn, daß er sich nur immer mehr gehoben fühlte und dem Tage entgegenglühete, der die neue Periode herbeiführen sollte; am Ende aber war's, als sänke ihm der Muth. „Ach, es ist wohl alles zu verdorben, rief er aus, als daß ich noch helfen könnte. Meine Mutter hat es wohl mit

mit Fleis ſo unglaublichweit getrieben, um mich Unmöglichkeit vorfinden zu laſſen...“

Wilhelmi, kraftathmend und kraftmittheilend. Muth müſſen Sie behalten, Prinz; ſonſt iſts um die Nation geſchehen. Freilich, es iſt eine allgemeine Zerrüttung erfolgt; aber ſo zerrüttet und verdorben auch Alles ſcheint, ſo iſt doch das Fundament zum Gebäude, das ihr Grosvater aufführte und Ihre Mutter wieder niderris, zu tief und zu feſt gelegt, als daß der gröſſeſte Theil davon nicht noch exiſtiren ſollte. Nur überſchüttet iſt es. Allerdings liegt an vielen Orten der Schutt ſehr hoch; aber es läſſet ſich doch aller Schutt am Ende wieder wegbringen, ſobald man nur will. Eine ſo vollkommene und ſo lange erhaltene Ordnung, wie hier war, läſſet ſich allemahl wiederherſtellen. Ich habe ein Land gekannt, wo ehemals eine ſolche Ordnung auch geweſen war. Dreiſſig Jahre der allerkonſuſeſten Regierung, welche darauf erfolgten, konnten ſie nicht ganz ausrotten. Immer blickte hier und da ihr Geiſt noch durch, und unter dem nächſten Nachfolger erſchien er wieder in ſeiner ganzen Gröſſe, wie vorher. Daſſelbe kann und wird auch hier geſchehen, ſobald Sie nur wollen; aber Ihr Wille muß

ſelbſtvertrauensvoll, feſt, mächtig, unerſchütterlich, unendlich ſeyn. Sie ſind Guſtaf, der Zweite, und bauen auf dem Grunde Guſtafs, des Erſten, wieder. Der Grund, wie geſagt, liegt noch. Guſtaf, der Erſte, hatte es viel ſchlimmer; er wollte bauen und muſte ſogar den Grund auch dazu erſt legen.

Prinz G. Aber wie will ich der Armut meines Volks abhelfen können? Ich habe ja ſelbſt nichts.

Wilhelmi. Das Land hat ſelbſt Hülfsquellen genug für ſich. Nur Freiheit wieder her — Freiheit in allen Stücken; von der Freiheit im Handel an bis auf die Freiheit in Meinungen. Die Staatskräfte ſind ſtahlfederartig. Den Druck nur von ihnen herunter; ſo richten ſie ſich ſelbſt wieder auf.

Prinz G. Und wie weitausſehend iſt der Gedanke an Verminderung der Abgaben bei dem ungeheuren Schuldenweſen, worin ich ſtecke!

Wilhelmi. Da kommt es auf eine Rückſprache mit der Nation an. Die Völker ſind gut; Prinz, glauben Sie es! Hat ein Fürſt einmahl das Vertrauen der Nation gewonnen, geht er offen und bider mit Vorlegung ſeines

Schuldenweſens zu Werke, ſo thut ſie, was in ihren Kräften iſt; beſonders, wenn die ganze Welt weis, daß er die Schulden nicht gemacht habe.

Prinz G. Und dann — was für eine Dienerſchaft finde ich! Wo ſoll ich bei ihr die Reform anfangen? Warlich, ich müſte ſie da, wie ſie da iſt, fortſchicken. Iſt wohl noch ein Bein von derjenigen da, die mein Vater hatte?

Wilhelmi. Beine genug; aber nur nicht am Hofe. In ihren Einſamkeiten wandeln ſie itzt, kommen aber alle wieder, ſobald Sie nur winken. Und — glauben Sie mir, der gröſſeſte Theil der Dienerſchaft hat keine eigene Selbſtſtändigkeit, ſondern iſt, was der Fürſt will, daß er ſein ſolle. So, wie Sie einen andern Ton angeben, ſtimmen ihn die Diener auch an. Ein guter Fürſt macht ſeine Diener gut, und die, welche ſich nicht gut machen laſſen wollen, ſchickt er fort! Ich hoffe iedoch, daß dis hier nur der Fall bei den erſten Dienern ſein werde. Ich kenne ſie alle und will ſie Ihnen der Reihe nach mahlen, wie ſie ſind. Lenz iſt der Beſte.

Prinz G. Nun, durch Sie unterſtützt will ich Muth haben und ihn nie wieder ver-

lichren. Ach W., ſein Sie mir das, was Hallo meinem Grosvater war! (umarmt ihn zärtlich) Hallo gründete mit dieſem die Ordnung der Dinge; ſtellen Sie ſie wieder her mit mir! Und — dienen Sie dann dem Staate unter mir noch ſo lange, wie Sie ihm unter meinem Grosvater gedient haben.

Wilhelmi. Das Letztere iſt unmöglich; aber das Erſtere will ich thun. Ich bin es dem Vaterlande, der Aſche Guſtafs, den Gebeinen Ihres Vaters und Ihrem Herzen, Prinz, ſchuldig, meinen verlaſſenen Poſten wieder anzutreten. Wir wollen mit vereinigten Kräften für das Wohl einer braven Nation wirken und der Regirer des Univerſums wird uns dabei ſegnen.

Prinz G. Da haben Sie meine Hand — wie ein Sohn ſeinem Vater folgt, ſo werde ich Ihnen folgen.

Wilhelmi. Nein, das ſollen Sie nicht. Sie ſind und bleiben mein Fürſt. Nur mich hören, wenn ich mit Ehrfurcht ſpreche und rathe, keinem Schmeichler Ihr Ohr leihen, keinen Machtſpruch thun, mich nie ungehört verdammen, und — Muth haben, Muth zur guten Sache!

Prinz G. Unerſchütterlichen nun! Ha, wenn wir doch ſchon bei einander ſo im Kabinet ſäſſen, wie hier unter der Laube! Eine unſerer erſten ſchwereſten Arbeiten wird uns wohl der Geiſt der Finſternis machen, der wieder über alle Stände ausgegangen iſt.

Wilhelmi. Fürchten Sie das nicht! Es iſt ein ſchwacher Geiſt; er entflieht ſelbſt vor der Fackel der Vernunft. Das Fundament iſt auf dieſer Seite vorzüglich von Ihrem Grosvater zu gut gelegt. Die Aufklärung hatte ſchon zu weit um ſich gegriffen, als daß alle gegen ſie getroffenen Anſtalten ſie wirklich wieder hätten verdrängen können. Sie iſt noch gar nicht weggeweſen; ſie hatte ſich als eine Weiſe nur leidend verhalten und ſich ins Verborgene zurückgezogen. Sie iſt wieder öffentlich da und wirkt wieder, ſobald ſie nur krank und frei wirken darf. Selbſt unter dem Klerus ſind Unzufriedene. Sie ſind treue Söhne des Lichts geblieben, ſind vor ſich im Lichte fortgewandelt, haben ihr Licht aber nur nicht leuchten laſſen dürfen. Glauben Sie indeß, Prinz, ſie laſſens morgen wieder leuchten, ſobald ſie dürfen. Und, wie die Sonne, wenn ſie ſich hinter den wegziehenden Gewitterwolken wieder zeigt, doppelt ſtrahlt, ſo wirds auch hier

ſein. Nein, nein, des Wiedergedeihens der Aufklärung wegen fürchten Sie nichts! Geben Sie blos zu erkennen, daß Sie ſie wollen! Sprechen Sie blos — es werde Licht! — ſo gehts Ihnen wie dem lieben Gott und es wird Licht. Ueberhaupt iſt mir der Wiederbringung aller Dinge in dieſem Lande wegen an ſich nicht bange; aber — zwei Punkte ſinds, die vorhergehen und derentwegen ich in Sorgen bin.

Prinz G., ſchnell. Welche?

Wilhelmi. Der erſte iſt, daß Ihre Mutter vor Uebergabe der Regirung Sie in irgend einer Stunde der kindlichen Liebe, die ſie ſchon auszuerſehen wiſſen wird, dahin zu bewegen ſuchen werde, in den Hauptpunkten wenigſtens Alles ſo zu laſſen, wie Sie es finden, und vorzüglich die höhere Dienerſchaft, wie ſie da iſt, beizubehalten.

Prinz G. Daraus wird nichts. Dann wären mir ja die Hände auf immer gebunden. Nein, nein, auf dergleichen Verſprechen laſſe ich mich nicht ein. Ich bin auch ſchon darauf gefaſſt.

Wilhelmi. Um ſo beſſer; denn an Sie wird die Zumuthung gewiß gebracht werden. Dekliniren Sie ſie erſt mit der Zärtlichkeit eines

Sohnes gegen seine Mutter; wenn diese aber nicht hinreicht, so widersetzen Sie sich mit dem Eifer eines Vaters für sein Volk. Sie müssen dis, Prinz; und wenn Sie darüber den Umgang Ihrer Mutter, ihre Gegenwart im Lande, ja sogar ihr Herz verlieren.

Prinz G. Ich habe gelernt, meine Pflichten gehörig zu würdigen, und hier ist der Kollisionsfall zu leicht zu entscheiden. Der Staat hat keine Mutter — ich nur. Sein Sie deshalb ganz ruhig.

Wilhelmi. Sie wird besonders aus allen Kräften gegen meine Wiederanstellung auf dem zweiten Posten im Lande arbeiten.

Prinz G. Das mag sie. Ich trete erst meine Regirung an und lasse mich vorher auf gar nichts ein. Hernach regire ich und thue, was ich will. Sie erfährt von Allem nichts eher, als bis es geschieht.

Wilhelmi. Das zweite, Prinz, was mir am Herzen liegt, ist Ihre Vermählung.

Prinz G. Diese hat noch Zeit.

Wilhelmi. Die Zeit davon kommt freilich auf Sie an; aber vermählen müssen Sie sich. Sie sind der letzte Prinz vom Hause, und ein Fürst wirkt nicht eher mit vollkomme-

ner Freudigkeit groſſes Gutes, bis er einen Nachfolger erblickt, den er ſelbſt zu ſeinem Nachfolger, d. h. zum Fortſetzer ſeines Guten bilden kann. Nur bitte ich Sie um Alles, ſein Sie bei dieſem allerwichtigſten Punkte ja recht auf Ihrer Huth. Sie ſagten vorhin ſehr richtig, der Staat habe keine Mutter, ſondern Sie nur; aber beinahe könnte man ſagen, daß ſich der Staat vermähle, wenn Sie ſich vermählen. Wählen Sie ja keine Prinzeſſin aus einem Hauſe, das ſeine Pracht mehr liebt, als das Heil der Nation. Sie haben das Beiſpiel an Ihrer Mutter geſehen; erſt ward Ihr Vater durch ſie unglücklich, und dann das Land.

Prinz G. Sie ſollen, wenn's ſo weit kommt, mein Freiwerber ſein. Sind Sie nun zufrieden?

Wilhelmi. Sie bedürfen eines ſolchen nicht. Wählen aber mus Ihr eigenes Herz ſelbſt.

Prinz G. Mit der eigenen Herzenswahl iſts in meinem Stande nicht weit her. Darin haben's die andern Stände beſſer; oder ich müſte mich über den meinigen wegſetzen.

Wilhelmi. O doch; das Eine kann ohne das Andere beſtehen. Nur ſehen Sie dabei immer auf Ihr Volk. Simpathie mit Ihnen über wahre Fürſtenarbeit durch Beglückung der Nation ſei die erſte Eigenſchaft, welche Ihre künftige Gemahlin habe; Meinung, wenn ſie Mutter wird, ganz Mutter zu ſein, die zweite. Mit beiden verträgt ſich die Prachtſucht nicht. Von prachtſüchtigen Höfen aber kommen keine andere, als prachtſüchtige Bräute. — Unſtreitig hat Ihre Mutter ſchon eine ſolche für Sie in Vorſchlag und wird es Ihnen zur Pflicht machen, auf ihre Empfehlung zu achten.

Prinz H. Daraus wird auch nichts. Für's erſte hats noch Zeit, und wenn ich dann dazu ſchreite und die Rede davon wird, ob ich oder meine Mutter mir die Gemahlin wählen müſſe, werde ich das Recht der eigenen Herzenswahl in voller Maſſe ausüben. Von dieſer Seite, von Seiten meiner Mutter, laſſe ich mir es gewis nicht beſtreiten.

Wilhelmi. Vermuthlich hat ſie Ihnen eine recht weit entfernte Fürſtentochter auserſehen, damit es für Sie gleich anfangs eine weite Reiſe und lange Entfernung vom Lande geben ſolle, während welcher ſie an Ihrer Statt von neuem zu regiren gedenkt.

Prinz G. Wenn ich mich einmahl vermähle, ſo mus mich die nicht acht Tage vom Lande trennen.

Wilhelmi. Ja, ich glaube, daß ihre Plane ſchon noch viel weiter gehen. Ich glaube, daß ſie durch die Parthie, welche ſie für Sie beſtimmt hat, Sie in gewiſſe Verbindungen zu verſetzen hoft, die Sie in der Folge, wo nicht ganz, doch gröſtentheils auſſer Landes halten ſollen; ſo, daß ſie bis an ihren Tod adminiſtriren könne.

Prinz G. Wenn meine Mutter in Gedanken ſo bauet, bauet ſie Luftſchlöſſer. Ich traue es ihr zu. Ich werde aber nie wieder lange Reiſen machen, noch weniger mich in Verwickelungen einlaſſen, die mich gar von meinem Volke trennten. Auswärtige neue Beſitzungen, es ſei, wodurch es ſei, acquiriren mag ich nicht; mein Land iſt gros genug, und zum Glücklichmachen giebt es hier Menſchen genug für mich. An und in den Krieg bringt mich Niemand; ich verabſcheue ihn, wie die Peſt. Alſo hat das alles nichts zu ſagen. Ein Fürſt gehört in ſein Land — das iſt mein Simbolum. In meinem Lande will ich leben und ſterben.

Wilhelmi. Herrliche Maximen! Prinz, es müsse Sie nie etwas davon abwendig machen!

Prinz G. Nichts in der Welt! Mein Entschluss steht zu fest. — Aber können Sie mir nicht sagen, welche Verbindung meine Mutter für mich verabzwecke?

Wilhelmi. Wie ich wohl gehört — mit einer Prinzessin von . . .

Prinz G. Ja, dann haben Sie überall Recht: dann sind das in der That ihre Plane. Ich verbeuge mich aber verbittend vor der Ehre. — Nun will ich zur Residenz. Verlassen Sie sich durchgängig fest auf mich und erwarten Sie das Weitere. Muthvoll gehe ich von Ihnen; muthvoll sehe ich Sie wieder und behaupte meinen Muth mit unbezwinglicher Stärke.

Bidere Umarmungen erfolgten von Seiten des Prinzen. Wilhelmi segnete ihn.

Der Prinz überraschte seine Mutter, die erst noch einen Kourier zur Bestimmung seines Ankunfttages erwartet hatte und bereits zur Feier desselben die pompösesten Anstalten machte. Adelgilde war darüber sehr betroffen und erklärte, daß es nun seine eigene Schuld sei,

daß er nicht gehörig empfangen worden. Darüber entstand zwischen beiden auf der Stelle die erste Debatte.

Prinz G. Ich bin ia wieder da, gnädigste Mutter. Ich stehe wieder vor Ihnen noch gesund an Leib und Seele; damit ists gut. Empfangen hat mich die Natur an der Grenze mit einem sehr schönen Tage. Es war kein Wölkchen am Himmel.

Adelgulde, mit hohem Air. Prinz, ein Herr, wie Sie, der ins Land zurückkommt, die Regirung anzutreten, mus feierlich eingeholt werden. Das Volk ist sinnlich. Abstrakte Wahrheit kann es nicht fassen; man mus sie ihm durch Bilder begreiflich machen. Unsere innere Grösse erkennt es nur durch unsere äusere und beurtheilt sie auch nur nach dieser. Cerimonie mus sein.

Prinz G., ganz gelassen. Ich bin kein Freund von ihr und will mich wohl ohne Cerimonie in Achtung setzen.

Adelgulde, empfindlich. Sagen Sie das nicht, Prinz! Nun wird's blos heissen — der iunge Herr ist wieder da, und das Volk weis nicht, was es dabei denken soll. Wären Sie aber im Staatswagen und unter Begleitung von swizig andern Karossen vom

ganzen Hofe, von der Nobleſſe und von der höheren Dienerſchaft, und unter Gefolge der Garde, der Kaufmannſchaft, der Schützenkompagnie und aller Innungen eingeholt und in die Reſidenz gebracht worden: ſo wäre es dem Volke gleich recht anſchaulich gemacht worden, daß ſein neuer Regent ankomme.

Prinz G. O das Volk ſoll bald merken, daß er angekommen ſei. Das ſoll nicht lange währen.

Adelgunde. Ich habe ſogar Ihre Abweſenheit feiern laſſen. Es iſt die ganze Zeit über ein beſonderes dazu abgefaſſtes Kirchengebet von allen Kanzeln verleſen worden, worin die Unterthanen den Allerhöchſten angerufen haben, Ihnen eine glückliche Rückkehr ins Land zu verleihen. Und nun kommen Sie gleichſam bei Nacht und Nebel an; das paſſt nicht zuſammen.

Prinz G. Wenn meine Mitbürger unterdeſſen für mich gebetet haben, ſo — —

Adelgunde, mit Depit. Fi, ſprechen Sie nicht — meine Mitbürger; es heiſſt — meine Unterthanen. . . .

Prinz G. Wenn ſie, ſag' ich, für mich gebetet haben, ſo danke ich ihnen dafür; ich werde mich ſo verhalten, daß ſie es ohne

Befehl

Befehl für mich ferner thun. Wenn ich aber nicht ſelbſt meine Geſundheit bewahrt und für meine glückliche Rückkunft geſorgt hätte: ſo würde all ihr Beten vergeblich geweſen ſein. Die mir mitgegebenen Begleiter würden es allein ſchon vergeblich gemacht haben. Inzwiſchen hat das Gebet den Leuten keine Koſten verurſacht, und ſo paſſt meine ſtille Ankunft, von der ſie auch keine Koſten haben, recht gut dazu.

Adelgulde. Solcher Aufwand iſt Schuldigkeit, und ſie hätten ihn auch gern gemacht. Unausſprechlich freueten ſie ſich ſchon darauf.

Prinz G. Das iſt allerdings ein redender Beweis für den braven Karakter unſerer Nation; die armen Leute können aber das Geld beſſer brauchen.

Adelgulde, höhniſch. Nun, ſo werden Sie doch erlauben, daß ich Ihre Ankunft nachfeiere?

Prinz G. Ich habe Ihnen darin nichts vorzuſchreiben, gnädigſte Mama; nur ſage ich Ihnen, meinetwegen iſts nicht nöthig. Uebrigens ſollen die Koſten dem Staate nicht zur Laſt fallen. Auch all das weitläuftige und prachtvolle Huldigungsweſen will ich nicht. Ich bin nun nach den Geſetzen des Landes Re-

gent, und das kann der Nation ohne allen Aufwand gesagt werden.

Adelgunde, auffahrend. Prinz, was für Grundsätze bringen Sie mit nach Hause?

Prinz G. Die rechten!

Adelgunde. Nimmermehr sind sie das. Der Staat will schlechterdings seine Aeuserlichkeiten haben, wie die Religion. Wie die Gläubigen nicht alle Denker sind, so sinds auch die Unterthanen nicht.

Prinz G. Ob der Vergleich richtig sei, will ich nicht untersuchen. Genug, ich gebe Ihnen mein Wort, es soll ohne alle Aeuserlichkeit nicht abgehen; aber nicht mehr, als dazu nöthig ist. Ja, ich sage Ihnen, es soll einen so feierlichen Akt geben, dergleichen in solchen Fällen hier noch gar nicht gewesen ist.

Adelgunde, aufhorchend. Ich bitte Sie, lassen Sie es doch beim Alten, und so, wie es immer gewöhnlich war, wenn ein neuer Herr die Regirung antrat.

Prinz G. Das will ich eben auch; ja, beim Ganzalten, beim Allerältesten will ich es lassen.

Adelgunde. Nun, so mus doch die ganze Dienerschaft schwören; die ganze Nation mus schwören. Dazu müssen Tage vorher angesetzt

werden; dazu müſſen Zubereitungen und Anſtalten getroffen werden.

Prinz G. Schwören? Das hieſſe ja nicht die Sache beim Ganzalten laſſen.

Adelgulde. Ja freilich, ſchwören! Wie wollen Sie denn iemals den nachläſſigen, den treuloſen Diener an Eid und Pflicht erinnern können, wenn Sie ihn nicht in Eid und Pflicht genommen haben? Wie wollen Sie Rebellion dem Unterthan zum Verbrechen machen können, wenn er nicht geſchworen hat, Ihnen treu, hold und gehorſam zu ſein?

Prinz G., in ſeiner ganzen Liebenswürdigkeit. Mama, hören Sie einmal hierüber meine Gedanken. Was das Schwören der Dienerſchaft anbetrift, ſo dient der wahrhaftigehrliche Mann treu ohne Schwur, der Schurke aber kehrt ſich an tauſend Schwüre nicht. Wie viel ähnliche Verhältniſſe zwiſchen Herren und Dienern giebt es nicht auch, wo keinem von letztern der Schwur zugemuthet wird, und dieſe Verhältniſſe beſtehen doch recht gut ohne Schwur. Wird z. E. im ganzen Hausweſen von den Dienern geſchworen?

Adelgulde. Ei, das iſt auch etwas ganz Anderes.

Prinz G. Erlauben Sie gnädig, es iſt gerade Daſſelbe. Der Staat iſt nichts anderes, als das groſſe Hauswesen im Lande. — Und was die Nation anbelangt, ſo leiſte ich Bürgſchaft dafür, daß ſie mir ohne körperlichen Eid treu, hold und gehorſam ſein ſolle. Für Rebellion ſtehe ich.

Adelgulde. Wie können Sie das ſagen? Die leidigen Beiſpiele davon ſind ia ſchon da.

Prinz G. Nun — und was hat alſo der Schwur geholfen?

Adelgulde. Dis hat er geholfen, daß die Rebellen für Rebellen erklärt und als ſolche beſtraft werden konnten! Hätten ſie keinen Eid abgelegt gehabt, ſo hätten ſie auch ſagen können, daß ſie keinen gebrochen.

Prinz G., lächelnd. Das iſt wahr. — Das Volk rebellirt aber nicht leicht eher, als — bis es ihm darnach gemacht wird. Alsdann helfen zehen Huldigungseide nichts; denn Leben und Lebensgenus will ieder Menſch, und das von Rechtswegen. Ich will es nicht darnach machen, und ſo wird daſſelbe Volk, welches vor meiner Zeit nach gethanem Schwure rebellirte, zu meiner Zeit ohne gethanen Schwur nicht rebelliren.

Adelgulde. Prinz, Sie werden bitter — bitter gegen Ihre Mutter — gegen Ihre Mutter bitter, die ſich lange genug dem Lande aufgeopfert hat.

Prinz G., mit Anſtand als Sohn und als Fürſt. Was vor mir geſchehen iſt, ſei vergeſſen; aber nun regire ich, und meine einzige Beſtrebung ſoll ſein, die Thränen meines armen Volks zu trocknen. Gott verleihe mir Zeit und Kraft dazu! Aber nach den gemachten Erfarungen könnte das Volk nun beinahe die Umkehrung der Gewohnheit verlangen und, ſtatt ſeinem neuen Fürſten zu ſchwören, begehren, daß ſein neuer Fürſt ihm ſchwören ſolle. Warlich, ich könnts dem Volke nicht verdenken.

Adelgulde, ganz auſſer ſich. Prinz, was ſprechen Sie? Beſinnen Sie ſich doch, wer Sie ſind. Sie ſind geborner Herr dieſes Landes und können Ihre Maieſtätsrechte ſo herabſetzen? Ihre Maieſtätsrechte, die Sie von Gott haben?

Prinz G. Gnädigſte Mama, ich ſehe wohl, wir werden nicht einig. Wir differiren zu ſehr in den erſten Begriffen über Staaten und Regenten. Ich gebe von ganzem Herzen zu, daß ich die Maieſtätsrechte von Gott habe.

Wenn ich einen Büchsenschuß von unserem Schlosse hier in dem Hause, wo unser Fassbinder wohnt, geboren worden wäre, so wäre ich darum noch kein geborner Fassbinder. Eben darum aber, weil ich die Majestätsrechte von Gott habe, will ich sie auch nicht misbrauchen, sondern sie so gebrauchen, wie ich es einmal vor Gott verantworten kann. Das wahre Majestätsrecht besteht darin, daß ich dafür lebe, leide und sterbe, daß dem Volke kein Schade geschehe; nicht aber darin, daß ich ihm nach Belieben so viel Schaden zufüge, als ich will. Da nun in späteren Zeiten das Majestätsrecht auf letztere Weise erklärt und ausgeübt worden ist: so könnte, sagte ich eben, das Volk mich allerdings in Eid und Pflicht darüber nehmen, daß ich es wieder auf erstere Art erklären und ausüben wollte. Ich bin ja für das Land da und nicht das Land für mich.

Adelgunde, sich schüttelnd. Prinz, das ist fürstliche Empfindelei. Lassen Sie ab von ihr! Wo haben Sie sie gelernt?

Prinz G., nachdrücklich. Auf Gustafs, des Ersten, Schosse hat sie

Guſtaf, der Zweite, gelernt. — Doch, wir abſtrahiren lieber.

Adelgulde, erſchrocken. Nun, ſo ſagen Sie doch nur, was mit Ihrer Huldigung werden ſolle . . .

Prinz G., ſich verbeugend. Ich werde Alles ſelbſt veranſtalten.

Adelgulde. Soll ich die Räthe zuſammenkommen laſſen?

Prinz G. Für mich nicht. Wenn Sie ſie aber ſprechen wollen — — —

Adelgulde. Wen wollen Sie dann ſprechen?

Prinz G. Niemand.

Adelgulde, unwillig ihn verlaſſend. Das iſt ja doch etwas Sonderbares.

Adelgulde lies ſogleich das geheime Konſeil zuſammenberufen und notificirte die unerwartete Ankunft des Prinzen. Zugleich lieferte ſie einen Extrakt deß mit ihm gepflogenen Unterredung. Sämtliche Räthe ſtutzten. Adelgulde fragte, was zu thun ſei. Lenz, der Einziggute unter ihnen, antwortete — „Nichts, als was der Fürſt will.“ Die Uebrigen beſannen ſich erſt lange und ſtimmten endlich

bei. Die Seſſion ward aufgehoben. Adelgulde begab ſich in ihr Zimmer; die Miniſter begaben ſich in die Antichambre des Prinzen.

Es ward Abend. Es ward Nacht. Der Jäger, welchen der Prinz auf der Reiſe allen übrigen Bedienten vorgezogen, und der itzt die Aufwartung bei ihm hatte, ging zu verſchiedenen mahlen ins Zimmer und kam wieder heraus, ohne den Räthen zu ſagen, daß der Prinz nach ihnen gefragt. Endlich lieſſen ſie ihm melden, daß ſie da wären und ſeine Befehle erwarteten. Der Prinz lies ihnen zurückſagen, daß er für die ihm bezeigte Attention danke, daß es heute ſchon zu ſpät ſei, daß jeder nach Hauſe gehen und keiner eher wiederkommen möchte, bis er ihn rufen lieſſe. „Meine Herren, ſprach Lenz, ich empfehle mich Ihnen, und wir thun wohl daran, glaub' ich, wenn wir uns einander allerſeits auf immer empfehlen.“

Adelgulde bekam Vapeurs und brachte die Nacht unter ihren Leibärzten zu. Nach Mitternacht ward Lenz zum Prinzen gerufen.

Prinz G. Mein lieber Lenz, Ich bin nun Fürſt. Meinen Miniſter habe ich ſchon; ich habe mir aber von dieſem ſagen laſſen, daß Sie ein ehrlicher Mann und der einzige ehrliche

Mann im ganzen geheimen Konſeil ſind. Wollen Sie ferner dem Staate unter Mir, wie unter meiner Mutter, dienen?

Lenz. Mit einer Freude, die über Alles geht, und mit einem Eifer, der dieſer Freude gleicht.

Prinz G. Nun, ſo haben Sie ſich ſelbſt alleweile in Eid und Pflicht genommen. Geben Sie mir die Hand drauf. (Lenz giebt den Handſchlag) Sie ſind von nun an mein Amanuenſis. — Hier iſts bunt hergegangen, nicht wahr? (Lenz zuckt die Achſeln) Nein, reden Sie! Reden Sie!

Lenz. Allerdings; mehr als bunt.

Prinz G. Sagen Sie, wie viel bin ich armer junger Mann wohl ſchuldig?

Lenz. Das bin ich nicht im Stande auf der Stelle genau zu ſagen.

Prinz G. Nun, nur ſo präter propter?

Lenz. Es geht in die Millionen.

Prinz G., die Hände über den Kopf zuſammenſchlagend. Hilf mir, o Himmel! Und — wo iſts geblieben?

Lenz. Verſetet, verballt, verfeuerwerkt, ver — ich weis ſelbſt nicht wo alles. Kurz, wir hatten immer kein Geld; und wenn noch ſo viel Auflagen gemacht wurden und dem Un-

terthan der letzte Blutstropfe ausgesaugt ward — wir hatten doch kein Geld. Die Beutel, in die wir es thaten, hatten Löcher. Und wenn noch so grosse Summen einkamen, so wars nicht anders, als wenn Wasser in ein Tuch geschüttet würde. Meine Vota liegen da. Ich bin aber auch dreimahl abgesetzt und dreimahl wieder angenommen worden. In der letztern Zeit ward ich blos zur auswärtigen Korrespondenz gebraucht.

Prinz H. Aber — wie hat meine Mutter so handeln können? Dachte sie denn nicht daran, daß ihr Regiment bald ein Ende hätte und daß sie mir hernach für ihre Administration verantwortlich sein müßte?

Lenz. Nun bin ich Ihr Diener, gnädigster Herr, und so mus ich Ihnen Alles sagen. Nein, daran dachte sie nicht und hatte auch in Gemäsheit ihrer Plane nicht nöthig daran zu denken. Wenn ihr diese gelängen, so — —

Prinz H. Ah es ist gut, daß Sie mich hierauf bringen. Haben Sie etwa auch die geheime Korrespondenz nach . . . geführt?

Lenz. Ja.

Prinz H. Nun, ist wirklich etwas an der Sache mich betreffend?

Lenz. Allerdings, ſie iſt ſchon ſehr weit gediehen.

Prinz G., lachend. Sehr weit gediehen? Und das ohne mich?

Lenz. Man hält es für unmöglich, daß Sie eine ſolche Verbindung nicht eingehen ſollten. Und in der That, es werden Ihnen dadurch die glänzendſten Ausſichten geöfnet; aber Ausſichten, die Sie von Stund an und auf immer und ewig von dieſem Lande entfernen.

Prinz G. Ach — ſo meints meine Mutter? Ja, ja ich glaube es; aber — ich ſuche mir meine Braut ſelbſt und bleibe im Lande meiner Väter. — Nun iſts ſchon gut; wir wollen uns ſetzen und arbeiten.

Der Prinz arbeitete mit Lenz bis an den Morgen. Der Hauptgegenſtand ihrer Arbeiten war die Konvokation der Nation zur Huldigung. Ein Kammerdiener wartete ſchon auf Lenz, als er nach Hauſe kam, und beſchied ihn auf der Stelle zu Adelgulden.

Adelgulde. Was hat der Prinz mit Ihnen in der Nacht verhandelt? (Lenz verbeugte ſich tief und ſchwieg) Sie ſollen antworten, befehle ich Ihnen.

Lenz. Haben Ihro — ſonſt etwas zu befehlen?

Adelgunde. Das erwarte man. Jetzt befehl: ich bei meiner höchſten Ungnade, mir die Verhandlungen der vergangenen Nacht zu berichten.

Lenz. Halten Ihro — zu höchſten Gnaden, Dienertreue verbietet es mir.

Adelgunde, tobend. Was? Dienertreue befiehlt es eben. Iſt Er nicht noch mein Diener?

Lenz. Ich bitte unterthänigſt — nein, nun nicht mehr. Seit zwölf Uhr und ſechs und dreiſſig Minuten bin ich in die Dienſte Ihres Herrn Sohnes getreten.

Adelgunde, nachlaſſend. So! Nun, was ſind Sie denn geworden? Wohl gar Premierminiſter?

Lenz. O nein.

Adelgunde. Nun, was ſonſt? (Lenz verbeugte ſich abermals und ſchwieg) Wer iſt denn Premierminiſter geworden? (Lenz verbeugte ſich zum dritten mahle und ſchwieg) Kann Er nicht mehr reden?

Lenz. O ja.

Adelgunde. Nun, ſo red' Er! Was wird aus der Huldigung? Wann wird ſie? Wie wird ſie? (Lenz verbeugte ſich immer tie-

ſer und ſchwieg) Geht, Verräther! Ich werde es Euch gedenken.

Lenz trat ab. Die Mignonne unter den Kammerfrauen, welche unterdeſſen in einem Nebenzimmer gehorcht, trat herein.

Adelgulde, ſchäumend. Sollte man ſichs vorſtellen können — nein, ſollte man es auch nur träumen können? Solche Untreue — ſolchen Undank? Dreimahl habe ich die bürgerliche Kanaille begnadigt, und ſo werde ich nun dafür gelohnt!

Kammerfrau. Habe ichs Ihro — doch immer geſagt! Noble Geſinnungen gibts nur unter der Nobleſſe. Höchſtdieſelben hätten dieſen bürgerlichen Fripon nicht — — —

Adelgulde, die Mignonne auch anfarend. Nobleſſe, ia doch, Nobleſſe! Gibts denn unter der ganzen hieſigen Nobleſſe einen Menſchen, der das gelernt hat, was dieſer kann? Habe ich einen davon ſo brauchen können, wie ihn? Hat er nicht das Lob aller Höfe, mit denen ich in Korreſpondenz bin? Was ſchrieb nicht ſogar der Hof zu . . . noch letzthin zu ſeinen Ehren?

Kammerfrau. Wenn er nur wenigſtens die Korreſpondenz mit dieſem Hofe nicht geführt hätte! Nun erfährt der Prinz Alles vor

der Zeit durch ihn, und so fürchte ich, daß Höchstdero ganzer Plan scheitere.

Adelgulde, polternd. Ich dachte gar. Wer sollte diese Korrespondenz denn sonst geführt haben? War denn von allen den Junkern, Baronen und Grafen hier einer im Stande, sich in der Sprache, welche jetzt dort die Hofsprache ist, so fertig auszudrücken, wie er?

Jetzt ward der Prinz gemeldet. Die Miquenne retirirte sich in das Nebenzimmer. Prinz G. erkundigte sich nach dem Befinden seiner Mutter und eröfnete ihr zugleich, daß er, um sich von der Reise zu erholen, auf einige Tage das Bergschloß Gustafshöhe besuchen wolle. Adelgulde invitirte ihn zu der seinetwegen vorwaltenden Fete und wollte mit ihm auf die ihr am Herzen liegenden Gegenstände einsehen; er bat sie aber, dis bis zum Festin zu versparen, welchem er beizuwohnen versprach. Noch vor seiner Abreise nach Gustafshöhe ging er in die wichtigsten Landeskollegien. So, wie er eintrat, gab er ein Zeichen, daß jeder Rath auf seinem Sitze bleiben sollte, setzte sich selbst obenan und sprach. — „Nun bin Ich Fürst, und von diesem Augenblick an ist Mir Jeder für Alles, was

er hier thut, verantwortlich. Das Weitere nächstens!“ In jedem Kollegium hielt er sich etwa eine Viertelstunde auf; ins geheime Konseil aber ging er gar nicht, sondern schickte selbigem durch Lenz einen Befehl zu, seiner Mutter die nöthigen Kosten zum vorhabenden Festin auf eine seiner Domainen zu negociiren, dem ganzen Publikum in der Residenz aber durch ein gedrucktes Avertissement, welches das Censurkollegium erst zu genehmigen habe, bekannt zu machen, daß es sich weder bei seiner Zurückkunft, noch am Tage des Festins, welches seine Mutter geben wolle, noch am Huldigungstage selbst seintwegen in den geringsten Aufwand versetzen möchte, weil jeder sein Geld besser brauchen könne und im Grunde auch noch Niemand wisse, wen er an ihm habe.

Adelgulde besuchte ihren Sohn auf Gustafshöhe, bezeigte sich sehr mütterlichzärtlich, sprach blos von ihrem Festin und lud ihn nochmals feierlich dazu ein. Prinz Gustaf erschien noch Tags vorher in der Residenz, und ob er gleich im Herzen mit dem unnützen Aufwande, welchen seine Mutter machte, äuserst unzufrieden war, so betrachtete er es doch als die letzte ihrer Verschwendungen und tröstete sich damit,

daß es dabei nur über ſeinen Beutel, aber nicht über den Volksbeutel hergehe, und ward am Ende recht vergnügt. Beſonders trug hierzu eine Komteſſe von A. bei, welche in der Suite der Herzogin von . . ſich befand, die Adelgulde zum groſſen Feſtin mit eingeladen hatte. Adelgulde benutzte die heitere Stimmung ihres Sohnes und erinnerte ihn an ſein auf heute gethanes Verſprechen. Er folgte ihr in ein von der Geſellſchaft entferntes Zimmer.

Adelgulde, ſehr liebreich. Prinz, Sie treten nun die Regirung an und ich lege ſie nieder. Ich habe Ihnen nichts mehr zu befehlen, ſondern Sie in Zukunft mir; und — —

Prinz G. Ich werde nie vergeſſen, daß ich Sohn bin; aber aus dem Sohne wird nun auch mit einem mahle ein Vater, und zwar ein Vater ſo vieler Kinder — — ich möchte dieſe gern alle glücklich machen und — —

Adelgulde. O ſchön, ſchön! Wie freue ich mich, meinen Sohn ſo ſprechen zu hören! Ich habe die Huldigungsakten aufſuchen laſſen, damit ſie Ihnen vorgelegt werden können, um — —

Prinz G. Ich bedarf ihrer nicht, und es iſt ſchon alles arrangirt.

Adelgulde, über alle Erwartung hold. Auch gut! So halten Sie es mit Ihrer Huldigung, wie Sie wollen. Es kommt dabei Alles auf Sie an. Nur — wollen Sie Ihr Volk wahrhaftig glücklich machen und sein Glück befeſtigen, ſo müſſen Sie nun auch an Ihre Vermählung denken.

Prinz G. Gnädigſte Mama, das hat noch Zeit.

Adelgulde, ſchmeichelnd. Nein, mein Herr Sohn, das hat es nicht. Regenten ſind es ihrem Lande ſchuldig, daran zu denken, ſo bald, als möglich. Es beruhet zu viel darauf. Bedenken Sie beſonders, daß ſie jetzt die einzige Hofnung des Landes ſind. Mit Ihnen erlöſchte — — ich bitte Sie, ich kann den Gedanken nicht ertragen — — Sie müſſen, Sie müſſen auf das baldigſte für Succeſſion ſorgen. Und ich (wird äuſerſtzärtlich) habe meine letzte mütterliche Pflicht gegen Sie und gegen das Land nicht aus den Augen geſetzt, ſondern bereits — —

Prinz G. Wohl gar für eine Braut geſorgt?

Adelgulde, holdſelig, wie ein Marienbild. Ja, und zwar — —

Prinz G. Ach gnädigste Mama, meine Braut suche ich mir selbst aus.

Adelgulde, ganz leise. Ja doch, ja, das sollen Sie auch; aber so, wie Sie sie sehen werden, werden Sie sie selbst ausgesucht zu haben glauben.

Prinz G. Ist doch wohl nicht weit von hier?

Adelgulde, als wenn sie Anodinus auf Zucker tröpfelte. Ja, weit ists freilich, recht weit. Das schadet aber nicht; es kommt auf eine kleine Reise von einem halben Jahre an.

Prinz G. Ich bitte Sie um Alles, Mama; ich bin ja kaum von Reisen zurückgekommen und sollte schon wieder so lange reisen? Und das gleich nach meinen Regierungsantritte?

Adelgulde. Bleibe Ich doch hier! Es schadet ja dem Lande nicht; es wird ihm vielmehr in der Folge unaussprechlich zu Gute kommen.

Prinz G. Wie so?

Adelgulde. Es ist der glänzende Hof zu ... mit dem Sie in Verbindung treten. Sie werden also hernach die Wahl haben, ob Sie hier oder dort leben wollen, und im letztern Falle werden Sie von Zeit zu Zeit die beträchtlichsten Summen ins Land remittiren können.

Prinz G. Alſo — vom Lande ſollte ich mich gar trennen? Wozu geſchähe dann der ganze Huldigungsakt?

Adelgulde. Dieſer geſchieht ia der Nation wegen, daß ſie Sie für ihren Herrn erkenne; und das mus ſie hernach, Sie mögen unter ihr leben, oder nicht. Wenn die Regirung nur verwaltet wird, ſo mögen Sie ſie ſelbſt verwalten, oder in Ihrem Namen verwalten laſſen; darüber kann Sie die Nation nicht zur Rede ſtellen.

Prinz G. Nicht? gar nicht?

Adelgulde. Ich bitte Sie, wie häufig iſt der Fall, daß ein Herr mehrere Länder hat, die weit von einander entfernt ſind! Kann er denn da in allen zugleich reſidiren? In manches davon kommt er wohl in ſeinem Leben nur einmahl, oder gar nicht, und die Regirung wird daſelbſt in ſeinem Nahmen verwaltet. Wie, wenn iedes ſolcher Länder verlangen wollte, er ſolle ſelbſt in ſeinen Grenzen ſich aufhalten und es regiren?

Prinz G. Das iſt ia aber bei mir, als Regenten dieſes Landes, gar der Fall nicht.

Adelgulde. Er wird es aber werden Prinz, wenn — —

Prinz G., determinirt. Das darf er eben nicht. Dieſes Land hat von jeher ſeinen eigenen Regenten gehabt, der in ſeinem Schoſſe wohnte und es ſelbſt regirte. Die Völker haben auch ihre Gerechtſame, wie einzelne Familien und Perſonen. Wodurch hätte es dis Volk verſchuldet, daß es von nun an ſeinen Herrn nicht mehr im Lande haben, ſondern in ſeinem Nahmen regirt werden ſollte? Wie kann es mein Volk intereſſiren, ob ich irgendwo noch ein Land dazu erhielte? Warlich, es müſte dem Schickſale wenig dafür danken, wenn es ſogar dis davon haben ſollte, daß es dadurch um ſeinen Herrn käme!

Adelgunde. Das geſchieht ja aber dadurch gar nicht. Sie bleiben ſein Herr nach, wie vor, und laſſen es regiren.

Prinz G. Nein, nein, gnädige Mama; Selbſt der Mann! Wenn dis Sprichwort irgendwo anwendbar iſt, ſo iſts hierbei.

Adelgunde. Bedenken Sie doch nur, wie Sie dem Lande durch jährliche ſtarke Remiſen von dorther aufhelfen könnten.

Prinz G. So entzöge ich dieſe ja dem andern Lande. Wäre denn das auch recht? Und — dieſes Land hilft ſich aus ſich ſelbſt

wieder auf, ſobald nur gut Haus darin gehalten wird. Ich hoffe dis bald zu erleben.

Adelgulde. Und wäre es Ihnen denn zu verargen, wenn Sie in einem beſſern Klima leben könnten?

Prinz G. Das Klima meines Vaterlandes iſt mir das liebſte. Wenn mir das Klima dieſes Landes nicht mehr anſtände, ſo müſte ich mich auch von meinen Geburtsrechten auf ſelbiges losſagen. Das eigentliche Fürſtenklima iſt der Geiſt der Nationen. Der Geiſt dieſer Nation iſt ein ſehr gutmüthiger, wackerer Geiſt; mithin iſt das Klima hier für mich ſehr gut.

Adelgulde. Machen Sie dem Volke hier nicht zu viel Eloge, ich bitte Sie; Sie werdens noch kennen lernen — es verdient ſie nicht.

Prinz G., ſehr brav. Alles in der Welt, gnädigſte Mama, nur keine Verunglimpfung der Nation, in deren Schoſſe ich geboren ward! Es iſt der beſten eine; eine Nation, die verdient, daß ich für ſie ſterben könne.

Adelgulde brach wohlbedächtig hiervon ab und ging lieber in das Detail ihres ganzen ge-

machten Vermählungsplans über und bemühete ſich, den jungen Guſtaf durch Auseinanderſetzung und lebhafte Darſtellung aller der ſchimmernden Vortheile, welche er theils auf der Stelle, theils in Zukunft, erlangen könnte, ſobald er nur wollte, zur Einwilligung in ſelbigen zu bewegen. Prinz Guſtaf aber blieb unbeweglich, ſtand eilends auf und verlies ſeine Mutter mit den Worten — „Ei, ich mus ia doch auch tanzen.“

Als Adelgulde nach einer Stunde in den Saal kam, tanzte der Prinz mit der Komteſſe von R. Nach dem Tanze unterhielt er ſich mit ihr ganz zwanglos; nach der Unterhaltung tanzte er wieder mit ihr. Adelgulde verlies beide mit keinem Blick, und als dis bis in die Nacht abwechslend ſo gewähret hatte, brachte ſie es durch die Herzogin von . . dahin, daß die Komteſſe ſich entfernen muſte. Der Prinz ſuchte ſie in allen Winkeln und fand ſie nicht. Er ſchickte Lenz auf Erkundigung nach ihr aus und bekam durch ihn die Nachricht, daß ſie plötzlich abreiſen müſſen. Kaum hatte er dis gehört, ſo verlies er den Saal und reiſete ebenſo plötzlich nach Guſtafshöhe zurück.

Adelgulden fing das Herz an mächtig zu klopfen. Sie hatte Augenblicke, wo ſie noch alles hoſte; ſie hatte aber auch Augenblicke, wo ſie alles ſchon fürchtete. Ihre Kundſchafter benachrichtigten ſie, daß Lenz die Komteſſe von R. aufſuchen müſſen und ſie beim Einſteigen in den Wagen noch wirklich geſprochen habe. Die Herzogin von . . beruhigte ſie aber vor ihrer Abreiſe noch deshalb und verſprach ihr, daß die Komteſſe weiter nicht ſprechbar ſein ſollte.

Prinz Guſtaf lies in einer der folgenden Nächte Wilhelmi zu ſich kommen und nahm mit ihm über Alles die beſtimmteſte Abrede. Abends vor dem angeſetzten Huldigungstage traf er in der Reſidenz ein. Adelgulde begab ſich zu ihm, wünſchte ihm Glück zum morgenden Tage und proponirte nochmals den ſchon eingeleiteten Vermählungsplan mit der ihr eigenen Suade. Der Prinz wies ihn gänzlich von der Hand und verbat mit einer Art von ſteifem Ernſt alle weitere mütterliche Zudringlichkeit deshalb.

Adelgulde. Nun Prinz, ſo laſſen Sie ſich nicht nur huldigen, wie ſie wollen, ſondern vermählen Sie ſich auch, wie Sie wollen. Ich habe das Meinige für Sie und für das Land

gethan. — Ich gehe aber nicht von Ihnen, ohne daß Sie mir noch eine Bitte gewähren, auf der meine eigene Ehre beruhet.

Prinz G. Ich kann nichts verſprechen, als bis ich gehört habe — was?

Adelgulde. Acht Jahre und drüber habe ich mich der beſchwerlichſten Landesadminiſtration unterzogen, habe meine Ruhe, meine Freuden, meine Geſundheit ſogar der Nation aufgeopfert; ſo werden Sie nun auch alles das ratihabiren, was ich in der ganzen Zeit gethan und verfügt habe. Das iſt doch wohl die allergeringſte Belohnung, die ich erwarten kann.

Prinz G. Wie könnt' ich das! Ich weis ja noch nicht einmahl Alles, was Sie gethan und verfügt haben. Gnädige Mama, haben Sie mich denn vorher auch nur um etwas gefragt, oder mich das geringſte wiſſen laſſen? Nun ſollte ich hintennach ratihabiren. — Dinge wohl ratihabiren, die mein ganzes Herz — — —? Uebrigens iſt es auch gar nicht nöthig. Sie haben volle Macht und Gewalt gehabt, und — ſo wird Sie kein Menſch zur Rede ſtellen. Nun habe Ich volle Macht und Gewalt und will ſchon Alles einrichten,

wie es ſein ſoll. Was vorbei iſt, ſei vorbei; wir machen einen Strich durch die Rechnung.

Adelgulde. Damit gehe ich nicht ab, mein Prinz.

Prinz G. Und mehr kann ich nicht thun.

Adelgulde. Ich verlange ausdrückliche Ratihabition.

Prinz G., höchſt ernſthaft. Dieſe gibt Guſtaf, der Zweite, nicht. Und nun abſtrahiren wir auch hiervon.

Adelgulde, mit durchdringendem Anſtande. Mein Herr Sohn! mein Sohn!

Prinz G. Ja, ich bin Ihr Sohn und Sie ſind meine Mutter. Dis Verhältnis zwiſchen uns beiden iſt und bleibt mir ewig heilig. Aber — dreimahl heiliger noch iſt mir das Verhältnis, in welches mich die Vorſehung nun mit meinem Vaterlande ſetzt. Es tritt Kolliſion ein, das ſehe ich wohl; aber dismahl mus mein Kopf meinem Herzen die Richtung geben.

Adelgulde, weinend. Sehen Sie meine Thränen! zum zweitenmahle flieſſen ſie nun Ihrentwegen.

Prinz G. Wann zum erſten mahle?

Adelgulde. Als ich ihre Mutter ward. Tod und Leben rangen da für uns beide.

Prinz G., bis zu Thränen gerührt. Ach, es iſt ja wahr. — O Mutter, Mutter — — —

Adelgulde. Und ſo lohnen Sie mich nun für dis Alles?

Prinz G., ſich die Thränen auswiſchend. Ich ſage ja, alles Geſchehene mag auf ſich beruhen.

Adelgulde. Was habe ich denn gethan?

Prinz G., völlig geſetzt wieder. Das Land in eine enorme Schuldenlaſt gebracht —

Adelgulde. Das haben die Umſtände ſo mit ſich gebracht, und es iſt dafür geſorgt, daß die Schulden binnen einigen Jahren getilgt werden können, wenn Sie nur wollen.

Prinz G. Auf die beliebte Art nicht! Bettler, Sklaven ſind die armen Unterthanen. Barbarei, mitternächtliche Finſternis iſt eingeführt. Licht, Freiheit, Wohlſtand, Leben — Alles iſt über die Grenze geflohen. O weh! o weh! Aber — die Flüchtlinge ſollen alle wiederkommen und das Land beſitzen.

Adelgulde. Prinz — um Gottes willen laſſen Sie wenigſtens die Hauptanſtalten, welche ich getroffen habe, wie ſie ſind. Der

Geiſt des Zeitalters erheiſcht ſie und ich habe ſie — für Sie getroffen.

Prinz G. Für mich? Ich bin kein Fürſt der Finſternis. Ich will im Lichte herrſchen, und ſo ſoll auch mein Volk im Lichte wandeln. Wer Arges thut, der haſſet das Licht. Auch will ich nicht über Sklaven herrſchen, ſondern über freie Menſchen.

Adelgulde. Ach Prinz, Prinz, der Freiheitsſchwindel unſerer Tage — —

Prinz G. O gnädigſte Mama, mit dieſem Schwindel hat es gar nicht ſo viel zu ſagen. Unredliche Miniſter, Lieblinge und Hofſchranzen machen ihn gröſſer, als er iſt; denn ſie ſpinnen Allerſeits Seide dabei. Wie die Ehrfurcht für den Vater den Kindern eingeprägt iſt, ſo iſt es auch die Ehrfurcht für den Regenten dem Volke. Der Vater mus es arg machen, den die Kinder nicht mehr im Hauſe dulden wollen, und ebenſo auch der Regent, den das Volk nicht mehr im Lande dulden will. Beides iſt zu widernatürlich. Am Ende aber iſt freilich das Haus, die Familie, mehr, als der Vater, und das Land, das Volk, mehr, als der Regent. Man mus, ſagte mir einmahl ein alter Hirte, die Schafe nicht

ſchinden, ſondern nur ſcheeren; alsdann behält man ſie.

Adelgulde, die unterdeſſen einige Priſen genommen. Die allerwichtigſte Hauptſache iſt, daß Sie die ganze Dienerſchaft, beſonders die höhere, wie ſie iſt, beſtätigen. Dieſe Männer haben einmahl Routine, kennen das Land und ſind lauter tüchtige, gute Männer.

Prinz G. Auch darauf kann ich jetzt nicht eingehen. Ich werde Alles ſo einrichten, wie es zum Beſten des Landes gereicht.

Adelgulde. Wen haben Sie denn zum Rathgeber dabei?

Prinz G. Mich ſelbſt.

Adelgulde. Das iſt ja Nichts geſagt, Prinz. Wie könnten Sie denn — — —

Prinz G. O ja, es iſt Genug geſagt. Man muß nur arbeiten wollen. Fürſten müſſen ſo gut arbeiten, wie Unterthanen, und müſſen noch mehr arbeiten, als dieſe; denn ſie bekommen mehr Arbeitslohn.

Adelgulde. Sie laſſen doch das geheime Konſeil, wie es iſt?

Prinz G. Das wird ſich morgen zeigen.

Adelgulde. Und der Graf N. bleibt doch Premierminiſter?

Prinz G., hitzig. Auf keinen Fall! In dieſem Nichtdeutſchen iſt kein deutſcher Blutstropfe. Er kann, wenn er nichts beigelegt hat, wieder in der Oper ſingen, wie vorher.

Adelgunde, erſchrocken. Nun wer wirds denn? Doch der Niederträchtige nicht, der die immerwährende Fehde zwiſchen Ihrem Vater und mir unterhielt?

Prinz G., noch hitziger. Mama, ich bin Ihr — (ſich verbeugend)

Adelgunde, im Fortgehen. O weh, o weh, wo bleibt der Glanz dieſes Hofes!

Prinz G., nachrufend. Er verwandelt ſich in Volksglanz.

Eine unſägliche Menge von Menſchen ſtrömte zur Reſidenz. In der Nacht kam auch Wilhelmi von Thalborf an und trat bei Lenz ab. Man hörte und ſah von keinen Anſtalten weiter, als daß die geſammte höhere und niedere Dienerſchaft nach Hofe beſtellt ward, und daß das ſämtliche Militär ausrücken muſte. Kein Soldat war in der Reſidenz zu ſehen; von Bürgern und Bauern aber wimmelte alles.

Die Huldigungsstunde schlug. Viele Tausende hatten den Schloßplatz besetzt Der Anblick der zahllosen Volksmenge war feierlich und rührend. Die versammleten Minister und Räthe harreten mit ieder Sekunde auf weitere Befehle. Adelgulde wuste sich vor ängstlicher Neugier nicht zu lassen. Alles wartete der Dinge, die da kommen sollten.

Endlich kündigten Trompeten die Ankunft des Prinzen an. Gustaf, der Zweite, erschien im Staatskleide auf dem Balkon, schwenkte seinen Hut und legte ihn neben sich. Ihm zur Seite trat Lenz und zog ein Papier aus dem Busen. Trompeten ertönten abermals und gaben das Signal zum heiligen Akt. Eine ehrwürdige Stille herrschte. Lenz las mit erhobener Stimme:

„Gustaf, der Zweite, schrieb mit eigener Hand alse. Ich habe die Nation zusammenberufen, um ihr zu sagen, daß ich heute die Regirung über sie antreten will. Durch meine Geburt zwar bestimmt, der Erste unter ihr zu sein, fühle ich es iedoch sehr tief, daß ich die Ehre, dis zu sein, erst noch verdienen müsse. (Bei diesen Worten schlug die lauschende Adelgulde schon das Fenster zu und bekam Vapeurs) Mitbürger, ia, ich will sie

ſuchen zu verdienen. Nur für euch will ich leben; ich will eure Thränen trocknen, eure Seufzer ſtillen und in eurem Glück mein Glück nur finden. Keine unnützen Reiſen, keine nichtshelfende Projekte ſollen mich je von euch trennen; ich will mitten unter euch leben und ſterben. Hier wohne ich von nun an; hier bin ich von Jedem zu finden und mein Haus ſteht Allen offen. Nehmt keinen Anſtos an meiner Jugend; werde ich ein guter Fürſt, ſo habet ihr Hofnung, mich deſto länger zu behalten. Ich kann arbeiten und will für euch arbeiten Tag und Nacht. Euer und mein Wohlſtand iſt geſunken; aber ſeid getroſt, beide ſollen ſich wieder heben. Ich will keine Schätze unter euch ſammlen, ſondern nur meine Schulden bezahlen. Eine gute Haushaltung ſoll mir hierzu verhelfen; nehmet Alle ein Beiſpiel an mir. Jede Erleichterung, die euch auf der Stelle geſchehen kann, ſoll euch ſofort wiederfaren, und nach und nach ſollet ihr von allen euren Laſten befreiet ſein. Des Volks Wohl iſt des Fürſten Reichthum. Meinen Vater habt ihr nicht lange gekannt; meinen Grosvater aber deſto länger. Ich, Guſtaf der Zweite, trete in Guſtafs des Erſten Fusſtapfen. Bei ſeinen Gebeinen ſchwöer

ich euch, Vater des Vaterlandes zu ſein, wie er es war. Kein Machtſpruch ſoll je von mir erfolgen; die Geſetze nur ſollen richten. Kein Druck ſoll euch wiederfaren; über freie Menſchen will ich regiren. Keine Bitte will ich abſchlagen, die ich erfüllen kann, und wenn ich je eine abſchlagen mus, ſo ſolls mir weher thun, als dem Bitter. Haltet mich bei meinem Worte! Und damit ihr dis deſto beſſer könnet, ſo ſoll dieſe Schrift ſogleich in die Hofbuchdruckerei gegeben werden, wo jeder noch heute ein Exemplar von ihr unentgeldlich haben kann. Sie ſei auf ewige Zeiten Richterin zwiſchen mir und euch! Ich täuſche euch nicht. Habet mich lieb — ſeguet mich — betet für mich!“

Die Stille war auf den höchſten Grad geſtiegen, und es war, als wäre kein Menſch auf dem Schlosplatze. Aus allen Augen quollen Thränen. Lenz trat zurück.

Prinz Guſtaf, mit angeſtrengter Kraft. Nun, wollet ihr mich haben zu eurem Regenten?

Ein Ja, dergleichen noch auf keinem Schlosplatze der Welt gehört worden, ertönte in ununterbrochener Dauer einige Minuten lang, lief gleichſam wie eine Flamme von den

Lippen

Lippen der voranſtehendſten Tauſende über die Lippen der drauf folgenden und ſofort an bis auf die Lippen der Hinterſten, und ſchien nur ein einziges Ja zu ſein. Sobald es ſich ganz in den Lüften verlohren hatte, ſetzte Fürſt Guſtaf den Hut auf.

Der edle Gehuldigte hatte während des tönenden Ja mit der unausſprechlichſten Rührung da geſtanden. Man hatte es ihm anſehen können, wie er ſich ſelbſt verſprach, vor jeder wichtigen Regentenhandlung ſeines Lebens ſich allemahl erſt zu fragen, ob ſein Volk auch nach derſelben dieſes Ja von neuem ſo freudig ausrufen würde. Er erholte ſich einige Augenblicke und rief aus — „Ich danke, ich danke, ich danke! Von morgen an hört die neuere Acciſe auf Brod und Bier auf.“

Ein dreimahliges „Es lebe Guſtaf, der Zweite!“ erſcholl auf dem ganzen Schloßplatze, dauerte lange, klang von den Mauern wieder, klirrte von den Fenſtern zurück. Ein Trompetenſignal ſchuf abermahlige tiefe Stille. Fürſt Guſtaf nahm den Hut ab und erhub ſein Haupt gen Himmel.

„O du, vor dem ich nur Staub bin, wie mein Volk, höre, erhöre mich, wenn ich jetzt

mitten unter meinem Volke zu dir bete! — Gott, ich erkenne dich für meinen Richter und will der Rechenschaft stets eingedenk sein, die ich einst vor dir ablegen mus. Dein Rathschlus bestimmte mich zum Fürsten, nicht mein Verdienst. Ach, laß mich deiner Gnade würdig werden! Ja, ich will — ich will ein guter Fürst werden; stärke du mich dabei! Verlas mein Volk nicht! Verlas nicht mich! Segne mein Vaterland — segne meine Mitbürger — segne mich! Den letzten Schlag, den mein Herz einst thut, soll es für mein Volk noch thun — Amen!"

Trompeten und Pauken fielen ein und ein feierliches Nun danket alle Gott ward von Fürst und Volk gesungen. Der Eindruck hiervon war unbeschreiblich. Der Fürst stand mit unbedecktem Haupte und alle Herzen wurden sein. Nach Vollendung des Gesangs gaben Trompeten das Zeichen, daß der Akt vollbracht sei. Der Fürst verlies den Balkon; die Volksmenge verlohr sich vom Schlosplatze; das Militär rückte in die Residenz wieder ein.

„Das ist ein Tag der Tage" rief ein Bürger dem andern, ein Bauer dem andern zu. „Das ist ein Tag der Tage" sprach ieder Vater und drückte seine

Kinder wieder froh an ſein Herz: „Das iſt ein Tag der Tage, lalleten die Greiſe; nun wir ihn noch erlebt haben, wollen wir gern ſterben.“ Die ganze Nation lebte wieder auf und Alles ward Freude und Jubel. Die geſchehene Ausrückung des Militärs während des Huldigungsakts ward ohne gegebene Erklärung verſtanden. „Unſer Fürſt will uns ohne Soldaten regiren — dann iſts ſchon gut“ hies es allenthalben, und dieſer Gedanke entzückte die Nation noch mehr.

Da Guſtaf nur die Luſtbarkeiten der Unterthanen für ihn, aber nicht für ſich unter einander verboten hatte, ſo ward dieſer Tag im ganzen Lande Familienweiſe auf das vergnügteſte hingebracht. In der Reſidenz war faſt kein Haus ohne Muſik, und wer nur eine Geige ſtreichen konnte, der ſtrich ſie heute, und alle Hausgenoſſen tanzten darnach. Alles ging ohne Unordnung ab, und ſo erfuren Fürſt und Volk gleich am erſten Tage ihrer Verbindung, wen ſie gegenſeitig an einander hätten.

Wilhelmi war während der Huldigung durch eine Hinterthüre ins Schlos gekommen

und warteten ſchon an der Stäte, wo er mit Guſtaf dem Erſten ſo viel gearbeitet hatte, auf Guſtaf den Zweiten. Der Fürſt ging vom Balkon unmittelbar in ſein Schlafkabinet und verweilte daſelbſt ebenſo lange wieder, als er ſich vor dem feierlichen Akt da aufgehalten hatte. Wilhelmi ſah es ihm an, was er da gethan. Mit deutſcher Herzlichkeit trat der Fürſt zu ihm herein und ſprach — „Nun wären wir ſo weit. Mich habe ich bei der Nation eingeführt; nun will ich Sie bei der Dienerſchaft einführen.“

Bei dieſen Worten gab er ihm das getrocknete Schneeglöckchen zurück, welches er während der Huldigung am Hute gehabt. Wilhelmi beſchenkte ihn dafür mit den zwei reifen Erſtlingen des ihm ſo heiligen Pfirſichbaums, die der Fürſt mit tiefer Rührung und mit der Frage zugleich annahm — „Wiſſen Sie, wie mir die beiden Früchte vorkommen?“ Wilhelmi erwiederte — wie die aufgehobene Accise auf Brod und Bier. „Getroffen, getroffen!“ verſetzte der Fürſt, umarmte ihn zärtlich, und befohl ihm, mitzugehen.

Sämtliche Miniſter und Räthe hatten in dem Saale, wo ſie verſammlet waren, den

ganzen ungewöhnlichen Huldigungsakt mitangeſehen und mitangehört. Einige hatten darüber blos die Naſen gerümpft, andere die Köpfe geſchüttelt, noch andere laut geſpöttelt. Alle aber, wie ſie da waren, laborirten am Herzklopfen, als es hies — der Fürſt kommt — und Leichenbläſſe bezog vollends ihre Geſichter, ſobald ſie Wilhelmi, ihm nachfolgend, erblickten.

Fürſt Guſtaf, als er ſie mit fürſtlicher Würde begrüſſt, in der Mitte des Saals. „Ich habe ſo eben meine Regirung angetreten, Meſſieurs, und präſentire Ihnen hiermit meinen Miniſter. (Wilhelmi tritt vor; der Fürſt legt die linke Hand auf ſein Herz und weiſet mit der rechten auf Wilhelmi hin) Hier iſt nun Guſtaf der Zweite, und da iſt Hallo der Zweite! Ich will ſein, was Guſtaf der Erſte war, und dieſer ſoll mir ſein, was Hallo jenem war. Seine Geſchicklichkeit zum zweiten Poſten im Lande, ſein Patriotismus und ſeine Dienertreue ſind durch eine lange Reihe von Jahren ſchon erprobt und landkundig. Man braucht ihn nur zu ſehen; ſein Anblick gleich fertigt ihm die Beſtallung aus. (Blickt Wilhelmi feierlich an) Hiermit haben Sie ſie! Die Hand drauf!

(Wilhelmi reicht ihm devot die Hand und er hält sie fest) So versprechen sich deutsche Männer Treue, und so versprechen wir beide uns lebenslange Treue und gemeinschaftliches Arbeiten für das Heil meiner ganzen braven Nation! Sie sollen mit mir umgehen, wie Hallo mit meinem Grosvater umging; Sie schreiben sich deshalb von nun an Wilhelmi, genannt Hallo der Zweite. (umarmt ihn bider und lange) Ich bin ein blutunger Fürst noch; Bidermann, daß Sie mir ia allemahl sagen, wo ich fehle, und mir nichts verschweigen! Daß Sie mich ia halten, wenn ich zu rasch handeln will, und mit Ihrer langen Erfarung meiner Unerfarenheit zu Hülfe kommen! Ich will Sie hören, wenn Sie sprechen; ich will auf Sie horchen, wenn Sie mir widersprechen; ich will ganz Ohr sein, wenn Sie mir einen Rath geben. Sprechen Sie — widersprechen Sie — geben Sie Rath — — Ihr Fürst hält Wort." (Wilhelmi verbeugte sich ehrfurchtsvoll und trat wieder zurück.)

„Einen Minister aber brauche ich nur; und so geht hiermit das geheime Konseil ein. Es hat dem Lande viel gekostet und nichts geholfen. Meiner Prachtliebenden Mutter, die

alle Klaſſen der Dienerſchaft, von der oberſten an bis zur unterſten übermäſſig beſetzte, hat es vielmehr blos dazu gedient, ihr einen unpatriotiſchen Plan nach dem andern an die Hand zu geben. (ſieht die Miniſter drohend an) Ja, ja, ihr Herren, ihr habt eure Sachen arg gemacht, und wenn ihr empfangen ſolltet, was eure Thaten werth ſind, was meintet ihr, daß euch in dieſem Augenblick geſchehen müſte? Gibts ein gröſſeres Verbrechen unter Gottes Sonne, als dis — ein ganzes Volk unglücklich zu machen? Doch, mir ſei es genug, daß euer Reich nun ein Ende habe, und ſo überlaſſe ich euch den Strafen des Schickſals und eures eigenen Gewiſſens. Sie, Graf N., der Sie jährlich unbekannte groſſe Summen empfangen und durchgebracht haben, verdienten aus dem Premiermiſter der Premierkarrer auf meinem Bauhofe zu werden; aber ich gebe Ihnen die Freiheit, Komödiant wieder zu werden, wie ehemals, unter der Bedingung, ſogleich meine Reſidenz zu verlaſſen und binnen acht und vierzig Stunden mein Land zu räumen. Fort aus meinen Augen, ausländiſcher Böſewicht! (Graf N. ſchiebt ſich mit ſeinem dicken Bauche zum Saale hinaus) Und Sie übrigen Mitglieder

des geheimen Konseils haben hiermit auch Ihren Abschied und können gehen, wohin Sie wollen. Adieu, Messieurs, meine Theorie passt zu eurer Praxis nicht. (Die übrigen Minister schieben sich dem Grafen N. nach) Nun ist das Reich des Teufels hier im Lande zerstört — Ehre sei Gott in der Höhe!"

„Euch übrigen Herren aber, meinen Räthen samt und sonders, thue ich noch folgende Deklaration. Wem sein eigenes Herz sagt, daß ich ihm morgen den Abschied geben möchte, weil er ihn verdient hat, der fordere ihn heute noch selbst. Wer ihn verdient hat und heute nicht fordert, dem gebe ich ihn morgen. Jedem aber, der ihn heute nicht fordert und dem ich ihn morgen nicht gebe, rathe ich, als Patriot und als treuer Diener seine Funktionen zu verwalten; widrigenfals ich das ganze alte Nest bis auf das letzte Moos zerstöre. Hier soll wieder Volksglückseligkeit bestehen; wer für diese keinen Sinn hat, der retirire sich bei Zeiten! Ich will ein Fürst sein, wie sichs gehört. Weiden will ich meine Heerde, aber nicht heben; regiren will ich mein Volk, aber nicht tiranniſiren; in Ordnung will ich meine Kinder halten, aber sie nicht zur Verzweiflung

treiben; Abgaben will ich von meinen Unterthanen nehmen, aber ihnen nicht das Blut aussaugen. Die Teufel sind nun ausgetrieben; die Hölle hat hier ein Ende. Das Himmelreich kommt — Freiheit und Wohlstand sollen wieder blühen; die erwerbenden Stände der Menschheit sollen wieder in Ehren gehalten werden und sich ihres Erwerbs freuen; die Verdienste sollen wieder geschätzt und belohnt werden; die gesunde Vernunft soll in allen Dingen wieder den Ton angeben. Wer hierzu mitwirken will, der thue es; wer nicht will, den brauche ich nicht. Dis ist meine standhafte Erklärung, und mit derselben zugleich versichere ich noch einem ieden, dem sie gefällt, und der ihr gemäs handeln wird, meine Achtung, meine Freundschaft, meine Liebe, meine Dankbarkeit."

Mit diesen Worten verlies der Fürst den Saal und begab sich in sein Kabinet zurück, wo er den Rath Lenz sofort mit Aufträgen zu einer geheimen Reise abfertigte, während daß der neue Minister auf seinen Befehl bei der übrigen Dienerschaft im andern Saale sich selbst einführte und in seinem Nahmen verhältnismäßig ähnliche Deklarationen that. Graf N. war sogleich zu Adelgulden gegangen und

hatte ihr ſein Schickſal referirt. Adelgulde, ſobald ſie hörte, daß Wilhelmi erſter Miniſter geworden wäre, hielt es nicht für rathſam, länger im Lande zu verweilen, ſondern reiſete, ohne von ihrem Sohne Abſchied zu nehmen, noch vor der Tafel ab und begab ſich zu einer ihrer Töchter. Graf N. begleitete ſie.

Der junge Fürſt, als es dis erfur, trat ans Fenſter und ſah lange in die Wolken hin. Wilhelmi Hallo kam endlich herein. Fürſt Guſtaf wendete ſich um, wiſchte ſich die Augen aus und ſprach — So muß ein Fürſt Mutter und Schweſtern verlaſſen und an ſeinem Volke hangen. Der Miniſter erinnerte ihn an ſeine Vorherſagungen deshalb und Guſtaf beruhigte ſich. Doch kam er nicht zur Tafel, ſondern ſpeiſete allein im Zimmer und lies jenen den Wirth machen.

Die Tafelgeſellſchaft war klein, und viele, die zu ihr gehörten, hatten ſich mit Unpäslichkeit entſchuldigen laſſen. Wilhelmi referirte dis nachher dem Fürſten und brachte ihm zugleich ein Pack Abſchiedsgeſuche von Räthen aller Art. „Gut, gut, rief Guſtaf aus, die Sache macht ſich ſelbſt; ſo dürfen wir ſie nicht machen. Sind das die Geiſter alle, die ſich nicht ſicher wiſſen, oder gibts noch mehr?“

Wilhelmi war der Meinung, daß ſie es alle wären, und daß ſich der ganze höhere Dienerſtat wirklich ſelbſt gereinigt hätte. „Nun, erwiederte Guſtaf, wir wollens ſehen. Das allgemeine Normale, das ich Ihnen gebe, iſt dieſes — Es ſoll in allen Kollegien und am ganzen Hofe und im ganzen Lande alles wieder auf denſelben Fus, wie es war, als mein Grosvater die Augen ſchlos. Dieſer verſtands und lies ſich nicht einreden; mein Vater verſtands zwar auch, aber meine Mutter hatte doch Einflüſſe auf ihn. Wiſſen Sie wohl, was Sie ſprachen? Der Grund wäre noch da und es läge nur Schutt darauf. Alſo hinweg den Schutt — dann wollen wir bauen.“

(Der Leibjäger kommt herein.)

Fürſt. Was willſt du?

Leibjäger. D. Quenſtädt und noch einige andere Geiſtliche ſind da und wollen die Gnade haben, aufwarten zu dürfen.

Fürſt. D. Quenſtädt? Wer iſt das?

Wilhelmi. Es iſt der ietzige Generalſuperintendent.

Fürſt. Sie mögen hereinkommen.

Wilhelmi, im Weggehen. Des Cenſurkollegiums und des Kollegiums der reinen Lehre wegen wollten Sie mir noch etwas ſagen . . .

Fürſt. Ach ia! (geht ſchnell an ſein Büreau) Da ſind die Aufhebungsdekrete. Publiciren Sie ſie heute noch!

Quenſtädt, Kalov, Dannhauer, Hutter, Fecht und Göze treten ein.

Fürſt, als ſich D. Quenſtädt zur Anrede geſchickt macht. Wer ſind Sie, meine Herrn?

Quenſtädt, ſehr devot. Wir ſind das Kollegium der reinen Lehre. —

Fürſt, ſchnell. Geweſen! Geweſen!

Quenſtädt, ſo erſchrocken, daß er ſich auf ſeine Rede nicht beſinnen kann. Und — ſind zugleich die Deputation, welche der geſammte Klerus im Lande ſchickt, ſeine unterthänigſte Ehrfurcht Höchſtdenenſelben zu Füſſen zu legen. Wie — — (Kalov flüſtert ihm einmahl über das andere ins Ohr — Melchiſedech — worauf er ſich beſinnt und alſo anhebt) Geſalbter des Herrn! Melchiſedech, der ein Prieſter Gottes, des Allerhöchſten war, ſegnete einſt den Abraham und — — —

Fürſt, beide Arme über ihn ausbreitend. Iſt gut, iſt gut; ich danke Ihnen. Ich bin von langen Anreden an mich kein Freund. Ich hoffe, daß meine Geiſtlichkeit dem Volke mit

guten Beiſpielen und mit reinem Leben vorleuchten werde. Ich hoffe, daß ſie die Reinigkeit meiner Abſichten bei allen meinen Veranſtaltungen nicht verkennen und ſolche nöthigenfals auch ihren Gemeinen rein und lauter aus einander ſetzen werde. Aber die Herren müſſen auch reindeutſch ſprechen lernen. Höchſtdenenſelben iſt kein reines Deutſch; es mus heiſſen — Ihnen. Haben Sie ſonſt noch etwas? Ich bin ſehr okkupirt.

Quenſtädt, Kalov, Dannhauer, Hutter, Fecht und Götze empfohlen ſich zu Gnaden und traten wieder ab. In der Antichambre bekam Quenſtädt von ſeinen Kollegen heftige Vorwürfe darüber, daß er auf das Geweſen, Geweſen, nichts erwidert, und man drang eben in ihn ein, ſich noch einmahl beſonders melden zu laſſen und als Erſter die gehörigen Gegenvorſtellungen zu machen, als der Miniſter ſämtliche Zionswächter zur Publikation eines Landesherrlichen Befehls in ihr ſeitheriges Seſſionszimmer einladen lies. Sie erſchienen, hörten, ſtaunten, verſtummten und räumten die Stäte, auf welcher ſie zwei Jahre lang mit päbſtlicher Gewalt über die Gewiſſen der Menſchen geherrſcht hatten. Der Miniſter ſchlos ſelbſt vor ihren Augen noch die Thüre zu und ſteckte den Schlüſſel zu

ſich. Drauf gingen die Debatten unter ihnen auf der Gallerie von neuem an. „Nun ſind wir ſchön daran, ſprach Dannhauer; nun iſt das Reſkript publicirt; ſo lange haben wir doch gewartet.“ „Schadet nichts, verſetzte Kaler; hat der Erſte von uns keine Vorſtellungen vorher gemacht, ſo mus er ſie hintennach machen.“ „Ja, rieſen Hutter, Fecht und Götze aus, und damit mus er ſo lange fortfaren, bis der Fürſt ſein Reſkript zurücknimmt, oder uns durch ein zweites retablirt.“ — Kurz, der Generalſuperintendent muſte nochmals allein um Audienz bitten, die er auch erhielt.

Fürſt, unwillig. Ich habe Ihnen ja geſagt, daß ich ſehr okkupirt ſei. Was für einen Gegenſtand betrifts denn?

Quenſtädt. Den wichtigſten für ieden Fürſten in unſern Tagen; den Gegenſtand, worauf die Sicherheit der Thronen, wie das Heil der Völker, beruhet.

Fürſt. Aha, nun weis ich ſchon. Daß ich weiſe und mild regiren ſoll — nicht wahr? Nun, darüber nehme ich gern Unterricht an; ich bin noch iung.

Quenſtädt., unter Kopfſchütteln ſich tief verbeugend. Nein — die reine Lehre im Lande betrifts. In dieſem Augenblick

iſt uns, die wir das Kollegium der Hut und Wache für ſelbige ausmachen — —

Fürſt. ausgemacht haben — —

Quenſtädt. zwar das Reſcript unſerer Aufhebung wegen publicirt worden; wir bitten aber aus Eifer für die Religion, für das Vaterland und für Ew. — Selbſt, uns in Gnaden zu reſtituiren.

Fürſt, lächelnd. Ich würde doch nicht Negatiſe und Affirmatiſe an einem und demſelben Tage reſkribiren?

Quenſtädt. Wenn die Gründe, welche ich vorzutragen habe, Ew. — von der Nothwendigkeit unſerer Fortexiſtenz, wie ich hoffe, überzeugen werden, ſo — —

Fürſt, ſpöttiſch. Die Gründe für die Nichtnothwendigkeit Ihrer Fortexiſtenz ſind es eben, welche mich zur Aufhebung Ihres Kollegiums vermocht haben, und ich pflege ſo etwas nicht zu thun, ohne es vorher reiflich überlegt zu haben. Nicht wahr, Herr Doktor, je weniger Räder eine Maſchine hat, deſto vollkommener, dauerhafter und zweckmäſſiger iſt ſie? Wozu alſo die unnöthige Vervielfältigung der Landeskollegien? Ich habe mein Konſiſtorium; daran iſts genug.

Quenſtädt. Erlauben Ew. —, die Geſchäfte deſſelben ſind zu überhäuft, als daß es ſeine Vigilanz über die Reinheit der Lehre gehörig betreiben könne. Dieſes wichtige Objekt macht aber einem eigenen und beſondern Kollegium genug zu thun; und ſo — —

Fürſt. Hat man denn wohl zu meines Grosvaters Zeiten von einem beſondern Kollegium für die reine Lehre gehört? Und dennoch ward damals die Lehre von Jahre zu Jahre immer reiner. Seitdem ihr Herren exiſtirt, iſt ſie erſt wieder unrein geworden. Alſo —

Quenſtädt, heftig erſchrocken. Ich erzittere bei dem Vorwurfe, welchen Ew. — uns machen. Wir alle tragen das Bewuſtſein mit uns umher, daß wir als treue Wächter Zions das uns übertragene wichtige Amt redlich verwaltet und die reine Lehre im Lande erſt wiederhergeſtellt haben, welche vorher ganz verſchwunden war.

Fürſt. Ich ſehe wohl, wir ſind in den erſten Begriffen nicht einig. Was verſtehen Sie denn unter der reinen Lehre?

Quenſtädt. Die Lehre, wie ſie in den Symbolen unſerer Kirche feſtgeſetzt iſt, und wie ſie in Gemäsheit derſelben von den angeſehenſten

henſten Lehrern der Kirche vor den Zeiten der Neuerungen in ihren Schriften vorgetragen wird.

Fürſt. Und ich verſtehe darunter die Lehre Jeſu ſelbſt, wie ſie im Evangelienbuche enthalten iſt. Aechter kann das Quellwaſſer doch wohl nicht ſein, als in der Quelle ſelbſt. Wie können auch Chriſten ihre Freiheit ſo verleugnen ſollen, daß ſie ſich ihren Glauben durch Simbolen feſtſetzen laſſen müſten? All der Menſchenzuſatz zur Lehre Jeſu in den Simbolen nützt und frommt nicht, und ſo will ich ihn auch in meinem Lande nicht haben. Wenigſtens ſoll kein Lehrer gezwungen ſein, ihn zu lehren, und noch weniger einer meiner Unterthanen gezwungen ſein, ſich ihn lehren zu laſſen und anzunehmen. Chriſtenthum will ich, reines, wahres Chriſtenthum; nicht Kirchenthum und Sektenthum, oder gar das alte Pabſtthum wieder. Sagen Sie, wie können Sie ein proteſtantiſcher Lehrer ſein und einen Andern für Ihren Meiſter erkennen, als den Stifter des Chriſtenthums? Warlich, die Aſche unſerer wackeren Reformatoren möchte ſich ja darüber bewegen. Wozu hätten dieſe dann das Joch aller menſchlichen Autoritäten ſo ritterlich abgeworfen, wenn hernach wieder ein ähnliches

Joch auf der Chriſten Nacken geworfen werden ſollte? So hätten ſie doch gleich lieber alles gelaſſen, wie es war. Nein, in meinem Lande ſoll evangeliſche Freiheit herrſchen, und Alles ſoll im ganzen Religionsweſen wieder auf den Fus, wie es am Sterbetage Guſtafs, des Erſten, war.

Quenſtädt, die Hände über ſich zuſammenſchlagend. Ach daß Gott walte! (ſchickt ſich an, einen Fusfall zu thun) Im Nahmen Jeſu Chriſti bitte ich Ew — — —

Fürſt, der ihn ſcharf anblickt. Was wollten Sie thun? O ſchämen Sie ſich! Im Nahmen Jeſu Chriſti will ich eben die ganze Umſchaffung bewirken.

Quenſtädt, unter tiefem Seufzen. Ach, das hat mir der Herr heute wohl geſagt.

Fürſt. Wer?

Quenſtädt Der Herr Jeſus.

Fürſt, ernſthaft. Was? Beſucht er Sie zuweilen?

Quenſtädt, in Entzückung. O ia. Er hat mir immer die Aufträge an unſere gnädigſte Landesadminiſtratorin gegeben.

Fürſt. Nun, ſo iſts ſchon gut. Ich habe genug, Herr Doktor. Meine Mutter war eine Frau. Mir werden Sie durch

ſolche Sächelchen mehr verächtlich, als lächerlich. Aber — hat Ihnen denn der Herr Jeſus keinen Auftrag an mich gegeben?

Quenſtädt. Allerdings. Er ſchickt mich eben zu Ew — daß Sie die reine Lehre in Schutz nehmen möchten.

Fürſt. Nun, das will ich auch. Alſo ſind der Herr Jeſus und ich ganz einerlei Meinung.

Quenſtädt. Nein, er meinte, daß Sie Alles ſo laſſen möchten, wie es iezt iſt.

Fürſt. Da haben Sie ſich gewis verhört, Herr Doktor. Gehen Sie nur nach Hauſe und fragen ihn noch einmahl. Er kann unmöglich die Lehre, welche iezt hier geprediget wird, für ſeine Lehre erkennen, oder es müſte Einer von den falſchen Chriſtuſſen ſein, der Ihnen die Viſite macht.

Quenſtädt, lammernd. Ach was wird der liebe Heiland ſagen, wenn ich ihm das alles wiederſage! Weinen wird er, wie vor Jeruſalem.

Fürſt. Glauben Sie das nicht. Er wird ſich vielmehr darüber freuen. Sagen Sie ihm nur alles wieder; beſonders das, was die falſchen Chriſtuſſe betrift. Sagen

Sie ihm, daß ich wüßte, wie unwillig er über die Auf- und Zuſätze geweſen ſei, welche die Phariſäer zum Geſetz gemacht, und daß ich ihn bei ſeinem Worte hielte, daß er das Licht der Welt habe ſein wollen. Und — nun iſts gut, Herr Doktor. Ich will nicht zu denen gehören, welche in der Finſternis dieſer Welt herrſchen. Licht! Licht! iſt mein Wahlſpruch.

Queenſtädt. Geruhen Ew — mich nur noch bemerken zu laſſen, daß zu viel Licht das Volk blende.

Fürſt. Ja, in der Sinnenwelt wohl; in der Verſtandeswelt aber nicht. Es hat auch fürwahr noch keine Noth mit dem Blenden. Mich dünkt, es iſt dafür geſorgt, daß des Lichts nicht zu viel werde.

Queenſtädt. Alle die Tumulte und Gährungen, welche hier im Lande geweſen ſind, waren bloße Folgen der ſogenannten Aufklärung. Kamm wären ſie nun gedämpft, ſo würden ſie mit verdoppelter Wut wieder ausbrechen.

Fürſt. Darüber ſein Sie ganz unbeſorgt. Warum war denn die Nation während der langen Regierung meines Grosvaters, Guſtafs,

des Aufklärers, ſo ruhig? Warum ſind die Unruhen erſt nach ſeinem Tode ausgebrochen?

Quenſtädt. Ja, halten Ew — zu Gnaden, das Gift hat langſam gewirkt; nun ſind die Folgen erſt ausgebrochen.

Fürſt. Ach hat ſich was! Meine Mutter hätte die Nation nicht bis aufs Aeuſerſte treiben ſollen; das war's. Und Sie hätten, als Ihr Beichtvater, ihr das Gewiſſen deshalb ſchärfen ſollen. Wiſſen Sie die ähnliche Geſchichte von Naboths Weinberge? Warum thaten Sie denn nicht, wie der wackere Thisbite und ſprachen ein Wort des Herrn? Das würde Ihnen mehr zur Ehre gereicht haben, als wenn ſie jetzt zu mir kommen und thun, als wenn ſie der Herr geſandt hätte. Aber da traf ein, was dort geſchrieben ſteht — meine Propheten ſind ſtumme Hunde. Merken Sie ſich, was ich ſage — wenn die Saiten zu ſtraf geſpannt werden, dann ſpringen ſie. So gehts nicht nur mit Klavieren und Violinen, ſondern auch mit den Staaten, und dabei kommt die Aufklärung gar nicht in Sprache. Und wär's auch warlich, daß ein dummes Volk ſich eher misbrauchen lieſſe, als ein kluges — es kann immer ſein — ſo iſt es nicht nöthig, daß für

die Dummheit meines Volks geſorgt werde; denn ich will mein Volk nicht misbrauchen. Ich will kein Despot ſein, und ſo habe ich auch keine Helfershelfer dabei nöthig; weder weltliche, noch geiſtliche. Die letztern ſind in meinen Augen die ſchändlichſten; denn ſie handeln ganz gegen ihre Beſtimmung, welche darin beſteht, Fürſten und Königen in Gottes Namen die Wahrheit zu ſagen, wenn ſie ſie ſich ſelbſt nicht ſagen. Leſen Sie die ganze Sendungsgeſchichte der Propheten durch, ſo werden Sie finden, daß ich Recht habe. Hier haben ſeither Propheten und Prophetenkinder gethan, was den Herrn übel gefiel, und nur dem Volke ſeine Pflichten und dem Regenten ſeine Rechte gepredigt. Von nun an ſollen meine Prediger dem Volke auch ſeine Rechte und mir auch meine Pflichten predigen. Nächſtens werde ich das Behufige über dis alles ans Konſiſtorium gelangen laſſen, und ich hoffe, daß Sie ſich bei weiterer Verfügung deſſelben beſonders auszeichnen werden.

Queenſtadt, mit gefalteten Händen. Das bin ich nicht im Stande.

Fürſt. Es ſoll Ihnen nicht ſauer werden; ich habe ſchon dafür geſorgt. Alle aus meines Grosvaters Zeiten noch lebende wackeren Kir-

Geheimräthe, welche meine Mutter in den Ruheſtand geſetzt hatte, ſind bereits wieder in Aktivität verſetzt. Dieſe werden Ihnen treulich helfen.

Quenſtädt, erſchrocken, ſich aber doch wieder beſinnend. Nein, ich meine, es iſt wider mein Gewiſſen.

Fürſt. Nun, wenn es das iſt, ſo weis ich weiter keinen Rath, als — entweder Sie führen Ihr irrendes Gewiſſen zurechte, oder Sie machen Platz ſamt Ihrem Gewiſſen.

Quenſtädt, ſtotternd. Ich — bitte — um — meine Entlaſſung.

Fürſt. Sie haben ſie ſchon.

Quenſtädt verlies ganz betäubt den Fürſten, eilte zum Schloſſe hinaus und ſprach im Vorbeigehen blos zu ſeinen auf ihn wartenden Kollegen — Ich habe meinen Abſchied und Sie werden ihn kriegen.

Bald darauf lies ſich auch der Präſident des Cenſurkollegiums melden und erhielt gleichfals Audienz.

Fürſt. Wie heiſſen Sie?

Präſident. Joſeph Maria in Auguſtiis.

Fürſt. Das iſt ja ein drolligter Nahme; aber er hat recht für Ihr Amt gepaſſt. Sie ſind ein Ausländer; und woher?

Präſident. Aus dem Kirchenſtaate. Bin aber ſchon lange in Deutſchland.

Fürſt. Excellent! — Was bringen Sie mir?

Präſident. Es iſt dem Cenſurkollegium eben das Aufhebungsdekret publicirt worden — —

Fürſt. Ja; denn ich bin nicht in Auguſtus.

Präſident. Ich ſubmittire mich devoteſt — —

Fürſt. Nun, ſo iſts ja gut. Ich bin ſehr ettuyirt.

Präſident. Ich glaube das Dekret nehmlich ganz verſtanden zu haben, daß die Cenſur fernerhin von keinem ganzen Kollegium mehr betrieben werden ſolle, ſondern nur von mir.

Fürſt. Da haben Sie mich ganz falſch verſtanden. Das Publikum ſoll die Cenſur wieder haben.

Präſident, wie vom Blitze getroffen. Das Publikum?

Fürſt. Ja, das Publikum! Wer hat denn die Cenſur über Flanel und Manſcheſter, über Zucker und Kaffee, über Butter und Käſe? Nicht wahr — der Käufer? Wer ſchlechte

Waare feil hat, der wird ſie nicht los; und, will ſie Jemand kaufen, ſo kaufe er ſie. Alſo — habt feil und kauft, wie ihr wollet, und druckt und leſet, was ihr wollet.

Präſident. In unterthänigſter Ehrfurcht — das iſt ia ein himmelweiter Unterſchied. Buttern und Drucken — Butter kaufen und leſen — —

Fürſt. Gar keiner. Eins, wie das andere, iſt Handel und Wandel, und Handel und Wandel ſoll von nun an hier frei ſein. — Ueberhaupt erzählen Sie mir doch einmahl von Ihrem ehemahligen Cenſurkollegium. Wie viel waren denn Carer und was thatet Ihr denn?

Präſident; in Auguſtis. Auſſer mir waren noch drei geiſtliche und drei weltliche Räthe. Was im Lande gedruckt werden ſollte, muſte uns erſt im Manuſkript vorgelegt werden, und ohne unſer Imprimatur durfte es nicht unter die Preſſe kommen. Und was im Auslande gedruckt ward, muſte von den hieſigen Buchhändlern uns erſt präſentirt werden, ehe ſie es verkauften oder zum Leſen verliehen. Der aufgedruckte Stempel war das Zeichen unſerer Genehmigung.

Fürſt. Ganz zweckmäſſig eingerichtet! Es wundert mich, daß man nicht auch das Leſenlernen in den Schulen verboten hat. Ich erinnere mich eines Grosveziers, der, um das Schreiben falſcher Wechſel zu verhüten, ein Verbot ſchreiben zu lernen in Vorſchlag brachte. Hier ſoll von nun an nicht nur ieder leſen, was er will, ſondern auch ſchreiben, was er will.

Präſident. Ew — ſind Landesherr und haben zu befehlen; aber — —

Fürſt. Das iſt ganz unrecht angebracht. Hier befehl ich gar nicht, ſondern ich will nur nicht verbieten, und zwar darum nicht, weil ich meiner Meinung nach nicht verbieten kann. Wir ſind hier nicht im Kirchenſtaate.

Präſident. Ich wage es zu ſagen — denn es iſt Wahrheit — daß in unſern Tagen die Hauptſorge aller Fürſten dahin gehen müſſe, die Völker von Einführung der Alles umſtürzenden Principen abzuhalten, welche iezt durch das Bücherſchreiben in Umlauf kommen.

Fürſt. Ich will einmahl den Werth der Principen, welche Sie meinen, auf ſich beruhen laſſen; glauben Sie denn aber, daß ſolche

durch das Bücherſchreiben ſo beſonders im Umlauf kommen?

Präſident. Allerdings. Ein Schriftſteller ſetzt ſich hin und ſchreibt; ſo wie es gedruckt iſt, leſen es Tauſende auf einmahl. Sollte er ſolches einem Jeden von dieſen, die es oft in einem Umkreiſe von hundert Meilen auf einmahl-leſen, mündlich ſagen, wie unendlichviel Zeit würde er dazu nöthig haben! Ja, er würde dis gar nicht vermögen. Schriftſteller ſind Menſchen von dem allergröſſeſten, unzuberechneudſten Einfluſſe, und daher — — —

Fürſt. So ſind ihnen ia alſo warlich Fürſten und Völker den gröſſeſten Dank ſchuldig. Sie ſind es mithin, denen die ganze Menſchheit es zuzuſchreiben hat, daß Wahrheiten und gemeinnützige Ideen wie durch einen Blitz in Umlauf kommen, gedacht werden und wirken. So ſei doch die Providenz dafür geprieſen, daß es Schriftſteller gibt!

Präſident. Ja; aber eben darum iſt ſtrenge Aufſicht über ſie nöthig, daß ſie nichts ſchreiben, als was in Umlauf kommen ſoll. Wer hat aber hierüber anders das Ausſpruchsrecht, als die Fürſten?

Fürſt. Im Ernſt, meinen Sie das? Alſo ſtände es bei einigen Wenigen,

den Grad der Klugheit oder Dummheit aller Uebrigen zu bestimmen, und diese müsten erst bei jenen vorfragen, ob es ihnen erlaubt sei, vernünftiger zu werden?

Präsident, der so in Eifer ist, daß er dis alles nicht hört. So ist das Erste, was jetzt — denn die Frechheit der Schriftsteller geht in unsern Tagen weit — ein Fürst zu thun hat, daß er in seinem Lande nichts drucken lasse, was sein Volk nicht lesen soll.

Fürst. So wird es anderswo gedruckt und gedruckt ins Land gebracht, und so verlieren meine Buchdrucker noch dazu das Druckerlohn.

Präsident. Darum mus auch von auswärts gedruckten Büchern keines ins Land, das das Volk nicht lesen soll. Und so sehen Ew — daß alle die Anstalten, welche wir getroffen haben, genau zusammenhangen und allerseits von der äuserſten Nothwendigkeit sind.

Fürst. Das Erstere sehe ich wohl ein, aber das Letztere nicht. Nur alsdann, wenn Niemand hier schreiben und lesen soll, als was geschrieben und gelesen werden soll, sind solche Anstalten nöthig. Es soll aber, wie ich Ih-

nen ſchon geſagt habe, von nun an hier ieder ſchreiben und leſen können, was er will. Menſchen haben dazu die Gabe, einander ihre Gedanken mitzutheilen; ſo mögen ſie ſie brauchen. Dadurch, daß ein und derſelbe Gedanke von Mehreren gedacht wird, kommt er erſt ins Reine. Wenn nun durch Schreiben und Leſen die Gedanken unendlichſchneller vielen Andern mitgetheilt werden, als durch Sprechen und Hören: ſo laſſt doch ſchreiben und leſen, wer ſchreiben und leſen will und was Jeder ſchreiben und leſen will; deſto eher kommt Alles ins Reine. Wer kann denn dabei Gefar laufen?

Präſident, mit einer Art von Anſtand. Die Religion, der Staat, die guten Sitten. Und leider nahen ſich alle drei ſchon ihrem Untergange und müſſen ihn unvermeidlich nehmen, wenn nicht allenthalben den Schriftſtellern Zaum und Gebis angelegt wird.

Fürſt. Die guten Sitten? Vermuthlich nennen Sie dieſe nur, um die Zahl Drei voll zu machen. Hören Sie, das iſt zum Lachen. Wo bekümmert ſich denn wohl eine Cenſur um die guten Sitten? Paſſiren nicht allenthalben der ietzige Wuſt von Ritter- Raub- und Entführungsgeſchichten die Cenſur,

und ist etwas mehr gegen die guten Sitten, als diese und die ihnen ähnlichen Schauspiele? Haben Sie sich denn hier um die guten Sitten bekümmert? Sind nicht wahre Unfläthereien hier gedruckt worden, wenn nur nichts gegen die Orthodoxie darin war?

Präsident, in Verlegenheit. Ew — halten zu Gnaden, davon ist mir nichts bekannt.

Fürst. Nicht? (holt eine Piece) Da! — ist die Scharteke hier nicht gedruckt, gedruckt mit gnädigster Freiheit? (schlägt eine gezeichnete Seite auf) Fi, welche Zoten!

Präsident, stotternd. Diese Piece mus nicht genau durchgesehen worden sein.

Fürst, böse. So? Und doch steht mit gnädigster Freiheit darauf? Aber vernünftige Untersuchungen über die Religion, aufklärende Schriften haben hier nicht gedruckt werden dürfen; abergläubischer Unsinn lieber, Hexen- und Geistergeschichten. Ihr seid mir die wahren Leute gewesen. — Was die Religion anbelangt, so kann überhaupt weder für, noch wider sie geschrieben werden. Das Wesentliche der Religion ist in die Herzen der Menschen geschrieben. Alle Schriften dagegen seit Jahrtausenden haben solches nicht widerlegt, so, wie alle Schriften für das Un-

weſentliche in der Religion dieſes nicht beweiſen haben. Alſo — über die Religion die Schreibefreiheit einſchränken wollen, iſt ganz und gar unnöthig. Und über den Staat?

Präſident. Ach ia wohl, ia wohl; und eben vorzüglich deswegen bitte ich Ew — bei allen Heiligen — —

Fürſt. Meinetwegen bei der Mutter Gottes auch! Was verſtehen Sie denn aber unter Staat? Das Vaterland oder den Fürſten?

Präſident. Es iſt ia daſſelbe.

Fürſt, aufgebracht. Was? Daſſelbe wär's? Schöne Politik! Alſo — der Fürſt hätte den Staat in ſich? Ich denke, der Staat habe den Fürſten in ſich: Aber geſetzt auch, Staat hieſſe Fürſt, und das Schreiben gegen den Fürſten hieſſe ſchreiben gegen den Staat, ſo frage ich Sie, in welchem Buche wohl mehr und freier gegen die Fürſten geſchrieben ſei, als in der Bibel? Alſo müſte ich in meinem Lande vor allen Dingen den Bibelverkauf und das Bibelleſen verbieten. Die Bibel iſt ia aber Gottes Wort. Folglich käme nun gar in meinem Lande der Vater der Schriftſteller, der heilige Geiſt, auch unter die Cenſur.

Präſident. Ich wüſte doch nicht, daß in der Bibel dergleichen ſtände.

Fürſt. Sie haben ſie alſo nicht geleſen. Ich habe ſie geleſen. Schlagen Sie z. E. den zwei und achtzigſten Pſalm nur nach, oder den Propheten Micha im dritten Kapitel. Auch kann ich Ihnen eine Stelle aus dem Kopfe herſagen; ſie ſteht im Buche der Weisheit und lautet alſo — „Höret ihr Könige und ihr, die ihr über Viele herrſchet! Euch iſt die Oberkeit gegeben vom Herrn und die Gewalt vom Höchſten; welcher wird fragen, wie ihr handelt, und forſchen, was ihr ordnet. Ihr ſeid ſeines Reichs Amtleute; aber ihr führet euer Amt nicht fein und haltet kein Recht, und thut nicht nach dem, was der Herr geordnet hat. Er wird gar greulich und kurz über euch kommen, und es wird gar ein ſcharf Gericht ergehen über die Oberherren. Denn den Geringen widerfährt Gnade; aber die Gewaltigen werden gewaltiglich geſtraft werden.“ Dieſe Stelle pflegte mein Grosvater in jedes neue Jahrbuch ſeiner Regierungsgeſchäfte gleich vornan zu ſchreiben, und ſie gehört auch in der That dahin. Was ſagen Sie zu ihr? Kann uns Regenten etwas Stärkeres geſagt werden?

Prä-

Präſident. Das ſind doch aber nur lauter Stellen aus dem alten Teſtamente.

Fürſt. Nun, gilt denn das nicht mehr? Ei, ei, Herr Obercenſurmann, wie wollen Sie mit dieſer Meinung unter Ihrer eigenen Cenſur beſtehen?

Präſident. Ich meine nur, die Apoſtel waren doch mehr, als die Propheten, und da ſpricht Paulus im Brief an die Römer ganz anders.

Fürſt. Ja, aber der Meiſter war auch wieder mehr, als die Jünger, und da hat Jeſus ſelbſt den Herodes einen Fuchs genannt. Auch ſoll unter dem brüllenden Löwen beim Petrus ein damahliger Groſſer, und unter dem rothen Drachen in der Apokalipſe ein noch Gröſſerer zu verſtehen ſein. Alſo — Fuchs heiſſt Fuchs, und Löwe — Löwe und Drache — Drache; es mag ſein, wer es will. Ich will damit nur ſo viel ſagen, daß es widerſprechend gehandelt ſei, auf der einen Seite das Bibelleſen zu gebieten, und auf der andern das Bücherleſen zu verbieten. Es kann uns Fürſten nichts geſagt werden, als was uns ſchon geſagt iſt, und noch dazu in Gottes Nahmen geſagt iſt. Wen es trift, es ſtehe in der Bibel, oder im golde-

nen Spiegel, oder im Eulenspiegel, der fühle sich getroffen und — bessere sich! Ich will es gern sehen, wenn man mir besonders die Wahrheit sagt. Wenn sie nur nun nicht geschrieben werden dürfte, sagen möchten sie mir die Schmeichler wohl nicht. Also gehen Sie nur in Gottes Nahmen nach Hause und ärgern Sie sich weiter nicht über Schreibe- und Lesefreiheit, die von nun an ohne alle Einschränkung wieder Statt finden soll. Es ist dabei gar kein Risiko.

Präsident. Wenn nun aber das Volk durch öffentliche Schriften zu Aufruhr und Empörung angereizt würde, wie jetzt so häufig der Fall ist?

Fürst. Das war nur in den vorigen Zeiten des unerträglichsten Drucks denkbar, jetzt aber, da ich für meine Unterthanen, wie ein Vater für seine Kinder, sorgen will, nicht mehr. Die Zeiten ändern sich, mein Herr, und so müssen auch in den Staatsverfassungen von Zeit zu Zeit jeder Generation gemässe Reformen geschehen. Besser ists, sie geschehen von oben, als von unten. Trift sie der Fürst selbst, so braucht das Volk nicht darauf zu denken, sie zu treffen. Besonders ist dis jetzt hier im Lande der Fall. Ich selbst werde alle nö-

thige Reformen treffen, und ſo wird die Nation mit Freuden die Zuſchauerin dabei machen. Ereignet ſichs, daß hier und da ein guter Kopf im Lande iſt, der nicht blos mäſſiger Zuſchauer dabei ſein will, ſondern mir mit guten Vorſchlägen in Schriften zur Hand geht: ſo will ich ihm ſogar dafür Dank wiſſen. Man wird ſich dabei ſchon in den gehörigen Schranken halten; denn wenn ich keinen beleidige, wie ſollte Jemand auf den Einfall kommen, mich zu beleidigen? Die Mängel der bisherigen Verfaſſung aufdecken, die Unvollkommenheit mancher Geſetze, die Unzweckmäſſigkeit mancher öffentlichen Anſtalten anzeigen, auf wirkliche Juſtizverbrechen aufmerkſam machen und Entwürfe zu wahren und möglichen Verbeſſerungen aller Art öffentlich mittheilen — das heiſſt nicht wider den Staat, ſondern für den Staat ſchreiben. Und je mehr ſolcher Schriftſteller auftreten, deſto willkommener ſollen ſie mir ſein. — Sie für Ihre Perſon verliehren bei Aufhebung des Cenſurkollegiums gar nichts; denn Sie ſind auch bei der Polizei angeſtellt und können von dieſem Poſten leben.

Präſident, ſich tief und froh verbeugend. Alſo dieſen Poſten behalte ich doch?

Fürſt. Ja, ſo lange Sie ihn gehörig verwalten. — Den Bücherſtempel aber geben Sie ins Kunſtkabinet ab. Da ſoll er zum ewigen Andenken der Zeiten der Finſternis als eine ſchöne Rarität aufbewahret werden.

Präſident. Noch Eins fällt mir ein. Wenn in Zukunft Jeder ſchreiben kann, was er will, ſo fürchte ich, daß viel ſatiriſche und injuriöſe Libelle gegen die Perſonen aus der vorigen Regierung erſcheinen dürften . . .

Fürſt. Ja, da kann ich nun nicht helfen. Wer's darnach gemacht hat, der nehme ſeine Züchtigung hin. Ich habe aber zur Grosmuth meiner Mitbürger das Zutrauen, daß ſie, wenn ihnen nun geholfen wird, auf politiſchen Leichen nicht herumtanzen werden. Sie ſtellen ſich die Nation immer ſchlechter vor, als ſie iſt, und das kann ich durchaus nicht leiden. Merken Sie ſich das und ſagen's Allen und Jeden, denen es zu ſagen nöthig iſt. Wäre unſer Volk nicht ſo gut, als es iſt, o wie hätte es ſo viel und ſo lange geduldet?

Hallo der Zweite bekam ſeine Wohnung im Schloſſe nahe an den Zimmern Guſtafs des Zwei-

ten. Der Fürſt ſelbſt wies ſie ihm mit den Worten an — „Männer, die Kopf- und Herzensarbeit mit einander verrichten, müſſen nicht weit zu einander haben; damit einer dem andern gleich jede wichtige Idee, ſo wie ſie in ihm aufſteigt, und jedes heilige Gefühl, ſo wie es ſich in ihm regt, mittheilen könne und unterwegs nichts verlohren gehe. Alſo — dort wohne ich, und hier wohnen Sie, und von nun an iſt freier Pas hinüber und herüber. Sie für Ihre Perſon hätte ich nun; aber Sie müſſen auch Ihr Gut nicht mehr auſſer Landes und Ihren Sohn nicht mehr auſſer Landes haben. Verpflanzen Sie beide in mein Land. Letzteren nehme ich ſofort in meine Dienſte, wenn er will, und über das erſtere habe ich einen Plan, wenn Sie wollen. Kurz, ich will Sie ganz mit Allem, was Sie ſind und haben.“

Wilhelmi, als wenn er Ahndungen hätte, bezeigte blos ſeine devoteſte Dankbarkeit, bat aber, daß beides noch ausgeſtellt werden möchte. Guſtaf fragte, warum? „Edelſter Fürſt, ich bin von Herzen bereit, Alles zu thun, was Sie wünſchen; aber laſſen Sie möglicher Fälle wegen mir und meinen Sohne ſo lange einen Zufluchtsort, bis Sie Succeſſion ha-

ben.“ Ah, verſetzte der Fürſt, Lenz iſt ſchon fort und holt meine Braut! Bei ihrer Wahl ſind alle die Rückſichten von mir beobachtet worden, welche Sie mir empfohlen haben. Bis ſie ankommt, wollen wir uns die Zeit mit Arbeiten vertreiben. — Wilhelmi, der einſt das Freiwerbergeſchäft verbeten hatte, unterdrückte jetzt auch ſogar ſeine Neugier und wünſchte blos in voraus dem Fürſten Glück dazu.

Guſtaf hatte ſich ſo gewöhnt, daß er, ſobald er das Bette verlies, ſich gleich fertig ankleidete und dabei frühſtückte. Als er bis an ſeinem erſten Fürſtenmorgen gethan hatte, überraſchte er Wilhelmi, der noch im Neglige war und ſich darüber weitläuftig entſchuldigen wollte.

„Hat nichts zu ſagen. Geniren Sie ſich nicht. Ich wollte nur fragen, wie ſie im neuen Quartiere zum erſten mahle geſchlafen hätten?“

Wilhelmi. Fürſtlich!

Fürſt. Dann haben Sie ſchlecht geſchlafen. Wenn die Fürſtennächte alle ſo ſind, wie meine erſte — ich habe faſt kein Auge geſchloſſen.

Wilhelmi. Unſtreitig haben die geſtern auf einander gefolgten wichtigen Vorgänge Ihren Geiſt zu ſehr beſchäftiget, als daß er ſofort

in den völlig entgegengeſetzten Zuſtand übergehen können.

Fürſt. Das wohl nicht allein; ich glaube in der That — als Prinz ſchlafe ſichs beſſer. Es hat aber nichts zu bedeuten.

Wilhelmi. In Ihrer Lage mus vielmehr das Gegentheil Statt finden. Als Prinz konnten Sie Ihrem Volke noch nicht helfen, ſondern muſten es leiden ſehen; nun aber können Sie es, und ſo iſt kein Zweifel, daß Sie in der Folge als Fürſt ruhiger ſchlafen werden, denn als Prinz.

Fürſt. Gewis wenigſtens nicht eher, als bis Alles im Lande wieder ſo iſt, wie es ſein ſoll. Bis dahin gehen mir die Dinge ſo im Kopfe herum, daß ich mir ſelbſt wie die perſonificirte Unruhe vorkomme.

Wilhelmi. Sorgen Sie nichts, geliebter Fürſt; es wird Alles gut gehen — freilich nicht auf einmahl, aber doch nach und nach. Mit iedem Tage werden Sie nun einigen Land- und Volksübeln abhelfen, und ſo werden Sie auch an iedem Abend mit geringeren Sorgen zu Bette gehen. Der Rückblick auf das vollbrachte Tagewerk wird Ihnen die Regentenruhe zuführen, und der Hinblick auf

das morgen wieder zu ſtiftende Gute wird Sie in Regentenruhe einwiegen.

Fürſt. Sollt's überhaupt wohl Regentenruhe geben? Und — wenn's ſie giebt, iſt ſie etwas nütze?

Wilhelmi. Im edlerem Verſtande — o ja! Jeder Arbeiter verdient Ruhe; der erhabenſte Arbeiter verdient ſie am erſten. Jeden Arbeiter macht die Ruhe hernach noch nützlicher; den Fürſten gewis auch.

Fürſt. Sagen Sie mir, wann kann ein Fürſt glauben, genug gethan zu haben? Iſt aber ohne dieſen Glauben Ruhe für ihn denkbar? Je mehr ich über meine Beſtimmung nachdenke, deſto mehr fühle ich, daß unter allen Beſtimmungen gerade diejenige an mich gekommen ſei, die am wenigſten vollkommen zu erfüllen iſt.

Wilhelmi, der bei dieſen Worten in den Augen des Fürſten ſein ganzes Herz lieſet. Das ſind Aeuſerungen, die Ihnen in meiner Seele ein ewigdauerndes Denkmal ſetzen; aber — fordern Sie auch als Fürſt nicht zu viel von ſich. Sie ſind nicht allmächtig. Wenn Sie thun, was in Ihren Kräften iſt, ſo thun Sie ebenſo genug, wie jeder Andere, der, was in ſeinen Kräften ſteht, thut. Dieſes

Bewuſtſeln, und die Freude darüber ſtärkt auch Fürſtenkräfte; Mismuth aber ſchwächt ſie, wie iede andere Kraft.

Fürſt. Ein Fürſt, pflegte mein Grosvater zu ſagen, kann nicht eher ruhig ſein, als — bis es keinen Unglücklichen mehr in ſeinem Lande gibt.

Wilhelmi. Schön; aber eine Limitation mus noch dazu — „keinen Unglücklichen im Lande mehr durch Schuld des Fürſten.“ Tauſende machen ſich ia ſelbſt unglücklich. Nein, beſter Fürſt, erheben Sie Ihren Muth; freuen Sie ſich in voraus ſchon der durch Sie verſchönerten Zukunft; ſie wird bald da ſein. Laſſen Sie uns arbeiten!

Fürſt. Von Stundan. Ich erwarte Sie in meinem Kabinet.

Nun hub an für den zweiten Guſtaf und für den zweiten Hallo das arbeitſamſte Leben, das ie ein Fürſt und ſein Miniſter führten. Vom frühen Morgen an bis zum ſpäten Abend waren ſie beiſammen, nahmen einen Punkt der Landesverwaltung und Landesbeglückung nach dem andern vor, deliberirten und reſolvirten über Alles, und Wilhelmi ſelbſt brachte in Abweſenheit Lenzens Alles zu Papiere. In einem Nebenzimmer ſaſſen ſechs Sekretaire, Kan-

zelliſten und Kopiſten, welche die nöthigen Ausfertigungen koncipirten und mundirten. Dis waren die Tage, welche ſich die Nation von Gott erflehet hatte, und in denen der zweite Guſtaf und der zweite Hallo einander erſt ganz ſchätzen lernten. Beſonders ward der neue Fürſt in den Augen des erneuerten Miniſters nun erſt ein wahrhaftigehrwürdiger junger Mann. Guſtafs Herz, das trotz aller Verſchraubung, welche Adelaulde durch ihre Erziehung bewirken wollen, und trotz aller gemachten Anlagen, es auf Reiſen zu verderben, natürlichgut geblieben war, hatte Wilhelmi von jeher bewundert; auch hatte er ſich von den Geiſteskräften des Prinzen vermöge der mit ihm gepflogenen Unterredungen viel verſprochen. Nun aber, da es zur Anwendung beider kam, fand er, daß Guſtaf wirklich ſo ſpreche, wie er denke, und wirklich ſo thue, wie er ſpreche; daß er für ſein Volk Alles aufopfern könne und im Landesbeste nicht nur ſein eigenes Heil, ſondern auch ſein ganzes fürſtliches Leben ſuche. Guſtafs höheres Erkenntnisvermögen übertraf vollends noch alle ſeine Erwartung. Er fand an ihm einen jungen Mann, der einen auſſerordentlichen Scharfblick hatte, die Sachen ſchnell und tief durchſah, ſehr richtig urtheilte und

leicht den rechten Punkt ſelbſt traf. Ereignete ſichs ja zuweilen, daß Guſtaf nebenbei ſchlüpfte, ſo war er ſo beſcheiden, als klug, hörete den älteren Freund und lies ſich von ihm zurechtleiten. So wars eine Freude, mit ihm zu arbeiten, und Wilhelmi verlies ihn an iedem Abend noch froher, als er am Morgen zu ihm gekommen war.

„Sind Sie zufriden mit mir?“ fragte der Fürſt einſt, als er in einer ſehr wichtigen Angelegenheit ſeine Meinung aufgegeben hatte.

Wilhelmi, mit aufgehobenen Händen. Was könnte ich hierauf anders antworten, als — ich ſegne Sie, ich ſegne das Vaterland, ich ſegne mich, ich ſegne Alles, was Odem hat.

Fürſt. So mus es ſein; ſo gehts gut. Ein Fürſt und ſein Miniſter müſſen wie Brüder leben; und iſt der Letztere der Aeltere, ſo mus ihn der Erſtere als ſeinen älteren Bruder betrachten. Der Vortheil davon iſt dem Lande.

Wilhelmi. Sie ſind und bleiben mein Herr, und ich bin und bleibe Ihr Diener. Segen, nichts als Segen, hat mein Herz in dieſen Augenblicken. Alle meine Weiſſagungen gehen nur in Erfüllung.

Fürſt. Es iſt ja begreiflich, daß Sie die Sachen beſſer verſtehen, als ich; und ſobald ich einſehe, daß Ihre Meinung die rechte, meine aber die falſche ſei: ſo erforderts meine eigene Ehre, daß ich meine Meinung gegen die Ihrige vertauſche. Es mus mir nur darum zu thun ſein, daß ich allenthalben Wahrheit meine. Eine Meinung wird aber nicht dadurch zur Wahrheit, daß ſie ein Fürſt hegt, ſondern ein Fürſt wird dadurch Fürſt, wenn er nur Wahrheit zu ſeiner Meinung macht. Es beſchimpft ihn nicht, wenn er die Wahrheit nicht immer gleich ſelbſt erblickt; es würde ihn aber beſchimpfen, wenn er ſie nicht erblicken wollte, ſobald ſie ihm vorgehalten wird. Und ſo dürfte ich getroſt iederzeit nur Ihrer Meinung beipflichten, weil ich vorausſetzen könnte, daß ſie immer die rechte ſei; dadurch würde ich aber offenbar auf der andern Seite wieder bei Ihnen und bei mir ſelbſt verlieren. Gemächlicher hätte es dann ſeldergeſtalt kein Menſch, als ein Fürſt, der nur immer ſeinen Miniſter für ſich denken lieſſe. Nein, ich mus als Fürſt mit meinem Miniſter denken; Gründe und Gegengründe müſſen von mir abgewogen werden und zu der Meinung, für welche die

Schale ſinkt, mus ich mitſinken. Es iſt nicht genug, daß ich am Ende immer doch die Wahrheit hätte; ich mus ſie auch mit der Ueberzeugung haben, daß ich Wahrheit an ihr habe, und dis kann nicht geſchehen ohne deutliche Einſicht ihrer Gründe. Sehen Sie es alſo ia nicht als Mangel meines Vertrauens auf Sie an, wenn ich Ihnen zuweilen länger, als Sie erwarteten, das Obſtat halte. Es iſt warlich nichts, als ein ganz unerſättlicher Trieb nach Belehrung; nichts, als ein recht leidenſchaftliches Beſtreben, meinen Begriffen einen ſo hohen Grad von Deutlichkeit zu geben, als möglich.

Wilhelmi, der ſich ſehr beſchämt fühlt. Welch eine Sprache! O höreten ſie doch alle Fürſten der Welt! Ich aber darf ſie nicht gehört haben; ſie iſt zu viel für mich. Fürſt und Herr, all mein Muth würde ebenſo niederſinken, wenn Sie mir nicht widerſprächen, als wenn Sie keinen Widerſpruch ertragen könnten. Der Gedanke — dein Fürſt iſt ein Edler und ein Weiſer zugleich — macht mich erſt ſtolz auf meinen Poſten. Mit wahrer Würde kann ich ihn nun bekleiden. Ich bin nur Ihr Rathgeber; Sie ſind der Befehlshaber. Sie

hören den Rathgeber; ich überlasse dem Befehlshaber den Ausspruch. So mus es sein. Der Fürst mus nicht mit seinem Minister spielen wollen, und der Minister nicht mit seinem Fürsten spielen dürfen. Wehe dem Lande, wo das Eine oder das Andere geschiehet!

Fürst. Das ist ausgemacht, auf beiden zusammen, auf Fürst und Minister, beruhet das Landeswohl. Beide müssen so sein, wie sie sein sollen. Welcher Meinung sind Sie aber — wenn ein Land unglücklich ist, auf wen fällt der grössere Theil der Schuld, auf den Fürsten, oder auf den Minister? Unsere Schriftsteller nehmen die Fürsten in Schutz.

Wilhelmi. Ich weis es, unpartheiischer Fürst; es ist aber leicht zu erweisen, daß unsere Schriftsteller darin irren. Ein Fürst ist ja geborner Fürst; der Minister aber ist kein geborner Minister. Ersterer mus bleiben; letzterer wird gewählt und kann gewechselt werden. Ein schlechter Minister ist also allemahl die Schuld des Fürsten, und alle Sünden, die er begeht, kommen auf des Fürsten Rechnung; warum erlaubt er ihm, in seinem Nahmen zu sündigen? Die Sache ist — ein Fürst mus

Philoſoph ſein; er mus ſelbſt arbeiten können und wollen, und der beſcheidene Widerſprecher mus ihm lieber ſein, als der unbeſcheidene Schmeichler. So iſt der Fürſt, wie er ſein ſoll, und ſobald er dis iſt, findet er auch den Miniſter, der ſo iſt, wie er ſein ſoll. Ich kann nicht anders, als ſo, urtheilen. Wem viel gegeben iſt, von dem wird man viel fordern.

Fürſt. Sie haben Recht. Ich wollte nur Ihre Meinung hören und ſage Ihnen, daß Sie ſich durch freimüthige Ablegung dieſes Glaubensbekentniſſes den Miniſterkranz geflochten haben.

Die erſte Beſorgung, welche Wilhelmi während dieſer Arbeitszeit erhalten hatte, war die Zuſammenberufung aller der ehemaligen Räthe geweſen, die unter der Vormundſchaftsregirung Adelguldens ihren Abſchied theils erhalten, theils genommen hatten. Mit Freuden kamen ſie aus ihren Einſamkeiten wieder an den Hof, und ſo oft Einer von ihnen zurückkehrte, empfing ihn Guſtaf tiefgerührt. Es waren einige Greiſe darunter, deren Anblick ihm Thrä-

nen ablockte. Die wenigſten von ihnen hatten Penſion gehabt, und ſo erſchienen Mehrere, die kein eigenes Vermögen beſaſſen, in einem wahrhaftigärmlichen Aufzuge.

„Himmelſchreiend, Himmelſchreiend! Mit unſinniger Freigebigkeit hat man eine Menge von Schuften beſoldet, während daß dieſe verdienſtvollen, rechtſchaffenen Männer haben darben und ſchmachten müſſen. Gott, wie hat ſich meine Mutter an dieſen und an ihren Familien verſündigt!“ Darauf befohl Guſtaf, daß ſogleich den Dürftigen ein ganzer Jahresgehalt ausgezahlet und Allen insgeſamt die Verſicherung gegeben würde, daß ſie ſobald, als möglich, für den gehabten Verluſt entſchädiget werden ſollten.

Die Kirchenräthe, welche Adelgulde in den Ruheſtand verſetzt hatte, empfing der edle Fürſt mit auſſerordentlicher Achtung. „Willkommen wieder auf dem Schauplatze der Kirche, ehrwürdige Väter und Männer des Lichts! Ihr Anblick erfüllt mich mit Betrübnis und Freude zugleich. Ich verabſcheue den Undank, welcher Ihnen widerfuhr, wie die Finſternis, die er zur Folge hatte. Es tröſtet mich aber, daß er Ihren Trieb, nützlich zu ſein, nicht überwältigen können und daß Sie auf meinen Ruf

wieder

wieder hervortreten. Wirken Sie nun wieder mit voller Kraft; wirken Sie mit harmoniſchem Eifer und genieſſen Sie dafür die Ihnen gewis unſchätzbare Wonne, noch vor dem Abend Ihres Lebens eine vernünftige Religion in meinem ganzen Lande wieder herrſchen zu ſehen!“

Als alle auſſer Aktivität geweſene Räthe wieder beiſammen waren, befohl Guſtaf, daß auch das Monument des alten Hallo vom Bauhofe wieder auf ſeinen ehemahligen Platz verſetzt würde. Man las nun daran die Worte — dem erſten Hallo, dem Gründer der Ordnung unter Guſtaf dem Erſten. Gegenüber ward ein ähnliches errichtet und bekam die Inſchrift — dem zweiten Hallo, dem Wiederherſteller der Ordnung unter Guſtaf dem Zweiten. Der Tag, an welchem beide vollendet da ſtanden, war ein feſtlicher Tag. Guſtaf begab ſich, von der ganzen Dienerſchaft begleitet, auf den Schlosplatz, lies dieſe zwiſchen den beiden Monumenten einen Kreis um ſich ſchlieſſen und ſprach alſo — —

„Hier ſei es, wo wir uns Alle von neuem auf das heiligſte verbinden, Jeder auf ſeinem Poſten das ganz zu ſein, was wir ſein ſollen. Ja, für das Vaterland wollen wir

leben, für das Vaterland wollen wir sterben. Ich habe zu Ihnen Allen, meine getreuen Räthe, das unbegrenzteste Zutrauen; suchen Sie es lebenslang zu erhalten. Wir zusammen sind der kleine Haufe, auf welchen der ganze grosse Volkshaufe die sehnsuchtsvollesten Blicke heftet. Von uns erwartet er die Erlösung von allem Uebel und thut recht daran. Wir sind es, auf deren Vaterlandsliebe das Wohl der Nation beruhet; der Eine trägt blos unmittelbarer, der Andere mittelbarer dazu bei. In welcher Masse wir nun Jeder unsern schuldigen Beitrag dazu leisten, in derselben Masse wächset auch die Totalsumme der Volksglückseligkeit. Welch ein Gedanke ist dis! Wie muss er uns mit Kraft und Eifer erfüllen, auf unsern Plätzen in rastloser Thätigkeit zu stehen! Dann, dann sind wir die gemeinnützigsten Menschen in diesem Lande; dann danken uns viele Tausende ihre Zufriedenheit; dann werden nach Jahrhunderten noch unsere Nahmen in den Büchern des Vaterlandes prangen. O so sei geschworen von uns Allen hiermit dem Patriotismus auf dieser Stäte, wo wir zwischen zwei Ehrensäulen der zwei ersten Patrioten stehen! Die Asche des Einen ist mir heilig, der Anblick des Andern ehrwürdig. Auf nun und an unsere Geschäfte!

Jeder gehe an seinen alten Ort; so sind meine Kollegia besetzt. Jeder fülle seinen Platz ganz aus; so wird in kurzem der allgemeine Wohlstand wieder aufblühen. Ich bitte Sie noch um Vergessenheit des Vergangenen; ich mache Alles gut, was in meinen Kräften ist. Und so — Segen zur Arbeit über uns Alle von Himmel!“

Als Gustaf zu reden aufgehört hatte, nahm Wilhelmi im Nahmen der ganzen Dienerschaft das Wort. „Fürst und Herr, unsere Herzen brennen von Dankbarkeit für das gnädigste Vertrauen, das Sie auf uns setzen, und von Eifer, solches uns lebenslang zu erhalten. Wir fühlen es Alle, Wem wir dienen, und Ihr erhabenes Beispiel allein würde im Stande sein, uns Patriotismus einzuflössen, wenn wir ihn noch nicht hätten. Glauben Sie aber, Sie stehen in einem Kreise von lauter Rechtschaffenen; denn unsere Herzen haben auch in den Zeiten nicht aufgehört, für das Vaterland zu schlagen, in welchen jeder Schlag fürs Vaterland Sünde war. Dis bürge Ihnen für unsere Treue! Gern und freudig ziehen wir einen Vorhang vor die Vergangenheit und richten unsere Blicke nur auf die Zukunft hin. Besser, besser wird es nun in diesem Lande werden;

ja, beſſer ſoll es werden. Wir alle aber ſind nur die Werkzeuge dazu in Ihrer Hand, und von Ihrer Exiſtenz hanget unſere ganze Wirkſamkeit ab; — o ſo ſei Ihr Leben ein heiliger Gegenſtand der göttlichen Providenz, und unter Allen, die wir Sie hier umringen, müſſen Sie der Letzte ſein, der der Natur die unabbittliche Schuld bezahlt! Lange, lange müſſen Sie neben dem vollendeten Werke Ihrer Hände, neben der wiederhergeſtellten Glückſeligkeit des Vaterlandes, einſt noch ſtehen und dieſe durch eine zahlreiche edle Nachkommenſchaft auf Jahrhunderte und Jahrtauſende ſicher ſtellen!“

Alle Räthe verbeugten ſich zum Zeichen ihrer Einſtimmung ehrfurchtsvoll. Guſtaf ging voran ins Schloß; die ganze Verſammlung folgte ihm. Jeder ging auf ſeinen alten Platz und Guſtaf begab ſich in ſein Kabinet, wohin der erſte Kirchenrath ſofort gerufen ward.

Fürſt. Leſen Sie einmahl das ſonderbare Schreiben.

Kirchenrath, als er es geleſen. Ich habe dergleichen erwartet, gnädigſter Herr.

Fürſt. Wie erklären Sie ſich dis Anbringen des Hofes zu . . an mich?

Kirchenrath. Ich glaube, daß Ihre Frau Mutter es bewirkt habe.

Fürſt. Das iſt auch wohl noch wahr; denn ich könnte mir es ſonſt gar nicht vorſtellen, was ſich ein Fürſt um den andern zu bekümmern habe. Miſche ich mich denn in die Einrichtungen und Reformen, welche in andern Ländern gemacht werden?

Kirchenrath. Da es das Religionswesen betrift, ſo wäre es wohl denkbar, daß auch eigener Religionseifer, der aus irrendem Gewiſſen entſteht, den Antrag an Sie eingegeben haben könne; doch, wie geſagt —

Fürſt. Nun, es mag ſein, wie ihm will; ich laſſe mir in meinem Lande keine Vorſchriften machen. Mein Onkel zu . . und mein Kouſin zu . . mögen bei ſich die Finſternis in der Kirche begünſtigen, wie ſie wollen; bei mir ſolls in der Kirche ſo hell ſein, wie in meinem Schloſſe. Wenn die Kirchenfenſter noch nicht gros genug ſind, ſo will ich ſie noch gröſſer machen laſſen. Die Heiden verehrten ihre Götzen in dunkeln Hainen; der Chriſt mus den wahren Gott, den Vater des Lichts, im Lichte verehren. Im Vorbeigehen geſagt, die alten kleinen Kirchenfenſter geben gleich das ganze alte Religionswesen zu erkennen, das hinter ihnen getrieben wird. — Aber um zweierlei wollte ich ſie eigentlich fragen, das mir in dem

zudringlichen Schreiben doch aufgefallen ist. Was ist denn das, was mir da gesagt wird, daß die Protestanten von Reichs wegen verpflichtet wären, bei ihrem Glauben zu bleiben, wie sie ihn einmahl festgesetzt und bekannt hätten, widrigenfals sie aller Gerechtsame verlustig würden, die sie im deutschen Reiche erlangt hätten, weil sie sie nur in Bezug auf ihren damahligen Glauben erlangt hätten?

Kirchenrath. Gnädigster Herr, das ist sogar historisch grundfalsch. In dem 1555 geschlossenen Religionsfrieden steht ausdrücklich, daß die Protestanten bei ihrem Glauben geschützt werden sollten, wie sie ihn nicht nur aufgerichtet hätten, sondern auch — wie sie ihn noch aufrichten möchten. Es war ja auch ganz natürlich, daß sie sich dis vorbehalten musten; weil jeder Mensch leicht begreift, daß das Licht in der Kirche bei seinem Anbruche ebensowenig gleich vollkommen sei, als das Licht in der Natur. Warlich, sonst hätte die protestantische Kirche durch den Religionsfrieden wenig gewonnen; und überhaupt unterscheidet dis eben den Protestantismus vom Katholicismus, daß man bei seiner Religionsmeinung, als bei der einmahl festgesetzten, stehen zu bleiben verbunden

ſei, ſondern frei immer weiter forſchen könne. Dis betrift nun den Glauben der Proteſtanten. Ebenſo ſteht aber auch ausdrücklich im Religionsfrieden, daß die Proteſtanten auch zu ewigen Zeiten über ihre Sakra ſelbſt disponiren können ſollen. Im Weſtphäliſchen Frieden 1648 iſt hernach feierlich ausgemacht worden, daß der Religionsfriede in allen ſeinen Kapiteln, alſo auch in dieſen beiden, heilig und unverletzt erhalten werden ſolle. Sie erſehen alſo hieraus, daß das nur ein bloſſes leeres Vorgeben ſei, das ſchon tauſendmahl widerlegt worden iſt. Wie mögen die Katholiſchen lachen, ſo oft ſie hören oder leſen, daß ſich die Proteſtanten ſelbſt ein Schreckbild vorhalten, das ſie ihnen nicht einmahl mit Beſtande Rechtens vorhalten dürfen! So wenig nun katholiſche Staaten proteſtantiſche in dieſen durch den Religionsfrieden errungenen und durch den weſtphäliſchen Frieden beſtätigten Rechten beeinträchtigen können: ſo wenig kann und darf auch ein proteſtantiſcher Staat den andern darin beeinträchtigen. Wie der Eine bei dem Glauben bleiben kann, wie er ehemals aufgerichtet ward: ſo kann auch der Andere ſeinen Glauben anders aufrichten, ſobald er will. Weder an Kaiſer

und Reich, noch an einzelne Reichsstände, haben Sie die geringste Rechenschaft von Allem abzulegen, was Sie zur Verbesserung des Religionswesens in Ihrem Lande thun.

Fürst. Nun, so ists schon gut. Aber — was soll denn der Ausdruck — verfassungsmäßig — vorstellen? Verfassungsmäßig angenommene Glaubensbekenntnisse der christlichen Religionspartheien im deutschen Reiche — was soll ich mir dabei denken?

Kirchenrath. Ich bekenne, daß ich diesen Ausdruck selbst nicht verstehe. Soll er so viel heißen — so, wie die angenommenen Glaubensbekenntnisse einmahl verfasset sind: so geht dis, wie schon gesagt uns Protestanten vermöge des Religionsfriedens und des westphälischen Friedens nichts an, und jede Verweisung darauf ist ein unleidlicher Eingrif in unsere heiligsten Gerechtsame. Haben die Protestanten sich das Recht vorbehalten, ihren Glauben anders zu verfassen: so haben sie sich auch das Recht vorbehalten, ihre Glaubensbekenntnisse anders zu verfassen. Den katholischen Protestanten, welche diese Reservation sich bewirkten, konnten sie nach einem Jahre gleich ausüben; wie vielmehr ihre Nach-

kommen nach Jahrhunderten! Soll aber der Ausdruck — verfassungsmässig — auf die Verfassung der deutschen Staaten und Völker gehen: so leuchtet in die Augen, daß sich der Staaten- und Völkerverfassungsgeist seit Jahrhunderten sehr geändert habe. Wären nun die alten Glaubensbekentnisse bei ihrer Entstehung diesem Geiste angemessen worden: so müsten sie nun eben aus der Ursache geändert werden, weil sich dieser geändert hat. Es wäre alsdann ein offenbarer Widerspruch, die alten verfassungsmässig angenommenen Glaubensbekenntnisse beizubehalten, weil sie — nicht mehr passten. Soll endlich das „verfassungsmässig“ auf die christlichen Religionspartheien selbst gehen, so, daß diese, wie eben so viel Innungen und Gilden, zu betrachten wären, die ihre alten und unverletzlichen Statuten haben, und aus welchen Jeder sofort gestossen werden kann, der die Statuten nicht mehr halten will: so hat schon Paulus gesagt, daß sich dis Bild zur Religion nicht schicke und daß das Christenthum kein Gewerbe sei. Ebendadurch unterscheidet sich das Christenthum vom Judenthum, und im Christenthum wieder der Protestantismus vom Katholicismus, daß kein Innungs- und

Gildengeist darin herrschen soll. Die Protestanten wissen von keinen andern Statuten, als nur von den beiden — Suchet in der Schrift — und — Wachset in der Erkenntniß.

Fürst. Ich habe genug, lieber Herr Kirchenrath. Es ist mir aber doch ganz unbegreiflich, wie man so handgreifliche Wahrheiten nicht einsehen wolle.

Kirchenrath. Verzeihen Sie, gnädigster Herr, nur nicht. Es erhebt nun einmahl der Katholicismus jetzt wieder sein Haupt in der protestantischen Kirche. Man sagt, die Jesuiten wären daran Schuld; ich gestehe aber aufrichtig, daß ich dis nicht beweisen könne. Vielmehr scheint mir's, als wenn er auch wohl ohne eigentlichsogenannte Jesuiten sich eingeschlichen haben könne.

Fürst. Wie so?

Kirchenrath. Es hat Jesuiten gegeben, ehe an die Jesuiten gedacht ward, und der Geist des Jesuitismus scheint auf unsern Planeten verwiesen zu sein. Einzelne wollten immer Tausenden befehlen, wie sie denken und was sie glauben sollten, damit diese auf allen Seiten nach ihrer Pfeife tanzen möchten. Darum suchten sie Licht und Wahrheit sich ausschließlich

zuzueignen, den groſſen Haufen um ſich her aber in Finſternis und Blindheit zu erhalten. Allgemeinheit des Lichts ſchlüge auf der Stelle ihren Plan zu Boden. Nichts iſt dieſem Geiſte ie mehr entgegen geweſen, als das Chriſtenthum. Dieſes ſollte ausdrücklich alle Menſchen ohne Unterſchied zur Erkentnis der Wahrheit bringen. Aber auch im Chriſtenthum gewann iener Geiſt wieder die Oberhand; bis ihm der Proteſtantismus aufs neue wieder Grenzen ſetzte. Dieſer war es, der ihm Verderben ſchwur. Kein Wunder alſo, wenn er auch in ihn wieder einzuſchleichen ſucht; er handelt vielmehr ganz konſequent dadurch. Sollte es ſo fortgehen, wie es ſich angefangen hat, ſo dürfte er auch ſeinen Zweck nicht verfehlen. Die Sache ſteht aber nicht bei Menſchen, ſondern bei Gott. Der Vater des Lichts, deſſen Werk offenbar der Proteſtantismus iſt, wird in der proteſtantiſchen Kirche immer hier und da einen Fürſten auftreten laſſen, der ienen böſen Geiſt standhaft aus ſeinem Staate verbannt. Als ein ſolcher Fürſt ſtehen Sie ietzt da, gnädigſter Herr; o bekennen Sie ſich laut vor ganz Deutſchland dafür! Der Erfolg davon wird der ſein, daß wahre Proteſtanten, die es

ihrer Lage nach können, von allen Seiten her ſich in Ihr Land begeben und hier die Segen der Reformation in aller Fülle zu genieſſen eilen werden.

Fürſt. Ja, das ſoll geſchehen. — Aber wie iſt es möglich, daß proteſtantiſche Fürſten, deren Vorfaren ſich gegen den Katholicismus verbündeten, den Katholicismus hegen können?

Kircheurath. Ehrfurcht verbietet mir mehr zu ſagen, als das Einzige — es iſt dis gar leicht der Fall, ſobald ein proteſtantiſcher Fürſt nicht zugleich Philoſoph iſt. Daher kommts denn, daß er ſich von ſeinen Miniſtern oder Lieblingen, die entweder würkliche Katholiken, oder doch katholiciſirende Proteſtanten ſind, einreden läſſet, daß die Aufklärung an allen Volksbewegungen, dergleichen doch immer waren, Schuld ſei.

Fürſt. O darüber bin ich weg. Ich weis beſſer, was hieran Schuld ſei. Volksdruck iſt Schuld daran. Aber — warum ſchweigen in ſolchen Ländern die proteſtantiſchen Lehrer dazu?

Kircheurath. Gnädigſter Herr, wenn ſie reden, ſo gehts ihnen, wie mir es ging; man verſetzt ſie in den Ruheſtand und ſtellt andere an ihre Plätze, die ins Miniſterhorn blaſen.

Auch prädominirt bei manchem unter ihnen am Ende die Menſchlichkeit, wie bei andern Menſchen. Ich habe Männer gekannt, die auf Mittelſtellen die Sache des Lichts und der Wahrheit zur Freude aller Weiſen und Guten mit Eifer betrieben. Man machte den Verſuch und gab ihnen die erſten Stellen; ſie lieſſen die heilige Sache liegen und waren durch die fette Pfründe gewonnen. Wurden ſie von alten Freunden darüber zur Rede geſtellt, ſo diſtinguirten ſie ſubtil zwiſchen gröberem und feinerem Katholicismus und erklärten, daß wiederholtes Nachdenken ſie belehrt habe, daß auch die proteſtantiſche Kirche ohne letzterem nicht beſtehen könne. Und — ſo geht dann mancher Wolf jetzt freilich im Schafskleide einher.

Fürſt, der ihm die Schultern klopft. Durch mich ſollen Sie kein Wolf im Schafskleide werden.

Kirchenrath, edeldreuſt. Ja, Fürſt und Herr, mich dazu zu machen vermögen auch alle Groſſen der Welt nicht. In einem ſolchen Falle würde ich ſprechen — mein Fürſt iſt das Licht — mein König die Wahrheit — mein Kaiſer die Vernunft

Die Konferenz zwischen Fürst Gustaf und seinem ersten Kirchenrathe dauerte noch einige Stunden, und der erste Erfolg davon war, daß Sonntags drauf in der Hofkirche die Probe davon abgelegt ward, wie in Zukunft die öffentlichen Gottesverehrungen im ganzen Lande beschaffen sein sollten. Durch einen gedruckten Anschlag ward solches vorher allgemein bekannt gemacht, und das Zuströmen der Einwohner der Residenz und der benachbarten Oerter dazu war ganz ausserordentlich.

Gustaf, von seinen Räthen begleitet, ging, sobald eingeläutet ward, vom Schlosse herunter zur Kirche. Als er eintrat, fiel die Orgel ein. Eine feierliche, der Würde des Orts angemessene Musik machte den Anfang. Auf sie folgte ein herzerhebendes Lied aus dem abgeschafften besseren Gesangbuche, welches Jeder, der es noch besas, dem Anschlage gemäs mitgebracht hatte. Man sang sehr langsam und andächtig, und der Organist durfte nichts als Akkorde greifen und nur ganz einfach klausuliren. Mit dem letzten Verse trat der erste Kirchenrath auf die Kanzel und hielt eine Rede von drei Viertelstunden, die durch nichts unterbrochen ward. Er sprach mit lichtvoller Wärme über das reinere Christenthum und

über die beseligenden Einflüsse desselben auf Staaten und Länder, pries die Vorsehung dafür, daß solches nun für sein Vaterland wieder in vollem Anbruche sei, und bat die zahllose Versammlung in ächtapostolischem Geiste, selbiges von allen Seiten mit Freuden anzunehmen. Statt einen besondern Text zu verlesen, webte er mehrere schöne Stellen Jesu in seine Rede ein. Er schlos mit vielem Pathos; worauf ein einziger passender Vers gesungen ward. Alsdann that er ein Gebet aus dem Herzen für das Vaterland und segnete die ganze Versammlung vom Fürsten an bis auf den letzten Unterthan mit einer frommen Vermahnung ein. Ein kurzes Lied ward nun gesungen, während dessen der Fürst und seine Räthe sich dem Altare näherten.

Der erste Kirchenrath erwartete sie schon daselbst und hielt eine kurze gedrängte Vorbereitungsrede, worin er die Abendmahlshandlung erklärte, die Gedanken, mit welchen sie verrichtet werden müsse, entwickelte und das Sakrament oder Gelübde beschrieb, welches ieder Christ, der Fürst sowohl, als der Unterthan, an Altare abzulegen habe. Darauf nahm er die länglichen Brode, welche auf dem Altare lagen, brach sie in so viel Bissen, als Kommu-

nikanten waren, hielt den Teller hin und ſprach — „Jetzt komme Jeder her und eſſe zum Gedächtnis des für uns Gekreuzigten! Sämtliche Kommunikanten gingen einer nach dem Andern hin, nahmen, aſſen und traten wieder auf ihren vorigen Platz. Ein paſſender Vers ward geſungen. Der Kirchenrath nahm den Kelch mit rothem Weine, hielt ihn ebenfals hin und fuhr fort — „Nun komme auch Jeder her und trinke, und thue das zu ſeinem Gedächtnis!“ Die Kommmunikanten gingen wieder nach der Reihe hin, nahmen den Kelch, tranken und kehrten wieder auf ihren Platz zurück. Ein ſchicklicher Vers ward abermals geſungen. Der Fürſt, als erſter Kommunikant, ſprach im Nahmen Aller — „Hier iſt unſer Sakrament. Wir Alle wollen glauben, wie Jeſus glaubte — wir Alle wollen thun, wie Jeſus that — wir Alle wollen leiden, wie Jeſus litte.“ Der Kirchenrath erwiederte — „Dazu verhelfe Ihnen Allen Gott durch Jeſu Lehre, Amen! Ein Abendmahlslied von drei Verſen machte den Beſchlus der ganzen Handlung.

Die

Die gesamte Gemeine war unterdessen beisammen geblieben und hatte der Andacht ihres Fürsten Thränen der Mitandacht gezollt. Es ward ein Zeichen gegeben, daß noch etwas von Wichtigkeit obwalte. Ganz unerwartet erschien Fürst Gustaf auf der Kanzel und sprach also — —

„Hier stand in den Zeiten der Reformation mein Vorfar Ferdinand auch und predigte; darum falle es Keinem auf, mich an derselben Stäte zu erblicken. — Mitbürger, ihr seid alle Zeugen davon gewesen, was heute in diesem Hause, der unsichtbaren Gottheit gewidmet, geschehen ist. Mein Wunsch, meine Bitte an euch ist, daß es von nun an mit den öffentlichen Gottesverehrungen in allen unseren Kirchen so gehalten werden möge, wie heute hier. Ich lasse der menschlichen Sinnlichkeit Gerechtigkeit widerfahren; davon habe ich euch überzeugt. Ich bin ein Christ und habe Jesu Kreuzestod, den Märtirertod auf seine Lehre, die uns so selig macht, gefeiert; das habt ihr gesehen. Es ist also unmöglich, daß ihr mich verkennen oder ein Mistrauen in mich setzen könntet. Für Religion schlägt mein ganzes Herz; aber nur vernünftiges, wahres, reines Christenthum ist meine Losung. Im Geiste und in

der Wahrheit wollen wir den Vater anbeten, und ich will euch mit meinem Beiſpiele darin vorgehen. An iedem Sonntage ſollet ihr mich, wenn ich geſund bin, in einem eurer Tempel finden; denn mein Herz bedarf der Stärkungen im Guten, wie das eurige, und ich kann mich ſelbſt nicht höher ehren, als wenn ich mitten unter meinem Volke Gott anbete. Nur laſſet uns nicht glauben, daß das Kirchengehen das Chriſtenthum ſelbſt ſei; es iſt blos Mittel dazu. Das Chriſtenthum beſteht in Ausübung unſerer Pflichten, und wenn wir ieder unſern Beruf treu erfüllen, dann erſt ſind wir alle wahre Chriſten. Ich will den meinigen gewis erfüllen; ahmet mir nur alle nach. Mein Beruf iſt äuſerſtgros, und ich habe mehr zu thun, als ihr alle. Ich habe zu ſorgen für euer leibliches und geiſtliches Wohl. Machet mir die Sorge für das letztere nicht ſchwer; ſo wird mir die Sorge für das erſtere leicht. Nehmet alle die Anſtalten, welche ich für die Aufklärung in dieſem Lande mache, ſo willig an, als ihr die Anſtalten annehmet, die ich für Beförderung eures bürgerlichen Wohlſtandes, für Wiederaufblühen der Handlung und des Gewerbes mache. Daß ihr alle weiſe und gute Menſchen ſein möget, liegt mir ebenſo am Herzen,

als daß ihr alle euer Brod, euer Auskommen und euren Antheil an des Lebens Freuden haben ſollet. Und — wie das Licht nun in unſere Kirchen zurückkehrt, ſo ſoll es auch in unſere Schulen zurückkehren, und ich will ſorgen für Alt und Jung. Noch fürchte ich dabei nicht den Geiſt der Widerſetzlichkeit; ich habe vielmehr zur ganzen Nation das Zutrauen, daß ſie das wohlthätige Licht mit Freuden aufnehmen werde. Sollten aber einzelne Unzufriedene unter ihr ſein, ſo rathe ich dieſen, keine öffentliche Störung durch Aufhetzung der Gemüther gegen die gute Sache zu machen; weil es ihnen freiſtehen ſoll, irgendwo im Lande zuſammenzuziehen und da eine Gemeine für ſich auszumachen, die die Finſternis mehr liebet, als das Liche. An keinem Religionslehrer aber werde ich es dulden, daß er gegen die Aufklärung öffentlich oder in geheim arbeite; denn ein ſolcher handelt dadurch Berufs- und Pflichtwidrig und verwirkt damit auf der Stelle ſein Amt, das das Amt der Erleuchtung iſt. Und — ſo gehe hiermit die beſſere öffentliche Gottesverehrung in unſerem ganzen Lande an. Beeifert euch Alle, Jeder zu ſeinem Theile, ſie zu befördern, und empfanget

dafür erſt den Dank der Religion ſelbſt und dann den Segen der Nachwelt!“

Ehrerbietig hatte die ganze Verſammlung den fürſtlichen Prediger angehört, und die tiefſte Stille war, ſo lange er ſprach, auch nicht durch das kleinſte Geräuſch unterbrochen worden. Sobald er aber ſchlos, entſtand eine allgemeine Bewegung, welche ſich durch die Art, wie ſie geſchah, für ein Zeichen der innigſten Zufriedenheit mit der gehörten Rede ankündigte. Guſtaf führte die Gemeine aus der Kirche. An den Thüren ſtanden Bürger, die das gewöhnliche Sonntagsopfer, welches ſonſt zur allgemeinen Störung während der Predigt eingeſammelt worden war, in Empfang nahmen.

Gleich nach geendigter Gottesverehrungsprobe forderten Kalov, Dannhauer, Hutter, Fecht und Götze, die ihr beigewohnt hatten, ihre Dimiſſion und erhielten ſie in Gnaden. Ihrem Beiſpiele folgten auf der Stelle noch einige Geiſtliche, die ſich zur Auswanderung in ein benachbartes Land anſchickten, wo ſie als Märtirer der ſogenannten reinen Lehre ihr anderweitiges Unterkommen zu finden hofften. Guſtaf lies ihnen Reiſegeld auszahlen und unterſchrieb die Verordnung ſelbſt, welche ſofort an die geſammte Geiſtlichkeit, den Sonntag ſowohl, als ihre

übrige Amtsverwaltung betreffend, erlaſſen ward.

Die ſämtlichen Gemeinen in der Reſidenz fanden ſich zuerſt durch Deputirte bei dem Oberkirchenrathe ein und baten ihn, ihre ungeheuchelte Dankbarkeit für die beſſeren kirchlichen Einrichtungen dem Fürſten zu erkennen zu geben. Täglich erſchienen hernach auch Abgeordnete von den übrigen Gemeinen des ganzen Landes, die dieſelbe Bitte anbrachten. Guſtaf hatte allemahl ſehr ſelige Augenblicke, ſo oft ihm ſein Kirchenrath Bericht davon erſtattete; und, wenn er auch nicht immer mit Gewisheit beſtimmen konnte, ob eine Gemeine die Reformen aus wahrer Ueberzeugung des Beſſern, oder blos, um ſich ihm gefällig zu machen, annehme: ſo freuete er ſich doch, daß Wilhelmi richtig geweiſſagt hatte, und daß ſein wichtigſtes Werk noch ſchnelleren und allgemeineren Fortgang habe, als er anfangs ſelbſt gedacht. Die Deputationen der ſämtlichen Gemeinen erleichterten zugleich die Ueberſicht des geſamten Klerus. Da, wo die Geiſtlichen ſelbſt mit der neuen kirchlichen Form zufriden waren, lieſſen ſie ſich auch die Ehre nicht nehmen, die Deputirten ſelbſt zu ſein. So bald alſo nur Einer darunter war, und er kam

von einer Gemeine, die mehrere Prediger hatte, ſo war dis ein Zeichen, daß er der einzige Zufridene ſei; und war gar kein Geiſtlicher dabei, ſo wuſte man auf der Stelle, was man für die Folge zu erwarten habe. Der Kirchenrath hatte dieſen Umſtand bei jeder Deputation angemerkt, und ſo kannte der Fürſt in kurzem ſeine ganze Geiſtlichkeit.

Der Erfolg beſtätigte bald die Richtigkeit dieſer Kentnis. Es liefen Berichte ein, daß in der Reſidenz ſowohl, als in den übrigen Städten, mancher Prediger die ganze Sonntagsarbeit allein verrichte, und daß auf dem Lande, wo nur ein Prediger ſei, hier und da gar keine öffentliche Gottesverehrung gehalten werde. Sämtliche Kirchenräthe erhielten hierauf den Auftrag, mit den widerſpenſtigen Geiſtlichen zu ſprechen und ihnen den unbeweglichſeſten Vorſatz des Fürſten zu eröfnen, Jeden von ihnen, der ſich nicht fügen würde, ſeines Amts zu entſetzen. Die Hälfte derſelben ſubmittirte ſich nun; die übrigen wurden kaſſirt. Doch leitete es Wilhelmi ſo ein, daß der Fürſt Humanität gegen dieſe mit ſeinem Eifer für die Religion verband. Bis auf Einige befanden ſie ſich in den Städten, wo nun bei den verminderten Arbeiten, da ſich die ganze

öffentliche Gottesverehrung blos auf den Sonntag einſchränkte, überhaupt der Prediger zu viel waren. Dieſe genoſſen in völligem Ruheſtande die Fixa fort, welche ſie ſeither gehabt. Denen, welche Landpfarren bekleideten, wurden Subſtituten geſetzt, die ſie ſalariren muſten. Die Nation ſelbſt machte nicht die geringſte Bewegung gegen Alles, und ſogar den einzelnen Unzufridenen, dergleichen es allenthalben gibt, fiel es nicht ein, von der Landesherrlichen Erlaubnis Gebrauch zu machen, eine eigene Gemeine zu bilden. Ein Beweis, daß Reformen der Art beim Volke nicht fehlſchlagen, ſobald auf der einen Seite der ſie einführende Fürſt durch Erleichterung der Volkslaſten und durch Beförderung des Volkswohlſtandes die Herzen ſeiner Unterthanen zu gewinnen weis, und ſobald auf der andern widerſpenſtige Geiſtliche nicht freien Spielraum haben, ſondern auſſer Stand geſetzt werden, ihren falſchen Religionseifer wirken zu laſſen.

„Einmahl nun aufgeräumt, und dann nicht wieder; alſo — recht aufgeräumt“ hatte Guſtaf zur Baſis des geſamten Reformationsweſens gemacht; und ſo ſtand in kurzer Zeit eine Religionsverfaſſung da, welche auf allen

Seiten dem Geiſte des Proteſtantiſmus zur Ehre gereichte.

In der Nacht auf die Gottesverehrungsprobe verreiſete der Fürſt ſchnell und kam des andern Tags erſt um Mittag wieder.

Wilhelmi wartete vergeblich auf ihn im Kabinet und konnte weiter nichts erfaren, als daß er nach Ankunft eines Boten ſofort ſatteln laſſen und allein weggeritten ſei. Bei der Zurückkunft zeigte ſich Guſtaf von übler Laune. Es war dis ſchon das zweite Mahl, daß der Miniſter dergleichen an ihm bemerkte, ohne ſichs erklären zu können, oder irgend einen Aufſchlus von ihm ſelbſt darüber zu erhalten. Als er jedoch ſah, daß dieſer unterdeſſen viel gearbeitet hatte, ſtimmte ihn ſeine natürliche Gutmüthigkeit bald wieder um. Er klopfte ihm die Schulter und ſprach — es wird Ihnen wohl ſauer, ſo viel zu arbeiten? „Ich hoffe ja, erwiederte Wilhelmi, daß der Rath Lenz nun bald wiederkommen werde; bis dahin will ichs ſchon aushalten.“ So, wie er den Nahmen Lenz hörte, ward er noch übler gelaunt, als zuvor, und trat ans Fenſter. Wilhelmi erſchrack und fing an zu ahnden, aber nur dunkel.

Es ward gemeldet, daß die Garde befohlnermaſſen auf dem Schlosplatze ſtehe, und Guſtaf, von neuen Ideen ergriffen, war auf der Stelle wieder ganz der Alte.

Adelgulde hatte in den letzten Jahren ihrer Adminiſtration eine neue Leibgarde errichtet, die vielleicht die einzige in ihrer Art war. Statt dabei auf ausgezeichnete Gröſſe zu ſehen, hatte ſie nur befohlen, daß ieder Mann derſelben, von dem Maior an bis zum Tambour, ein Ausländer ſein ſollte. Bei den Tumulten, welche der unerſchwinglichen Abgaben wegen ausgebrochen waren, hatte ſie ſich ohne ſtarke Bedeckung nicht mehr öffentlich zu zeigen gewagt und in ihrem eigenen Schloſſe ſich nicht mehr ſicher geglaubt. Sie war aber zugleich der Meinung geweſen, daß ſie Beſchützung ihrer Perſon gegen Bürger und Bauern von Bürger- und Bauerſöhnen nicht ſonderlich erwarten dürfe. In der That hatte ihr auch dieſe ausländiſche Garde manchen weſentlichen Dienſt geleiſtet, und der Gráf N. war ſelbſt an ihrer Spitze mehr, als einmahl, ausgerückt.

Guſtaf ging ohne alle Begleitung zur paradirenden Garde und redete ſie alſo an — —

„Indem ich der Garde für ihre ſeither geleiſteten Dienſte danke, muß ich auch bemerken,

daß es Anſtalten und Einrichtungen gebe, die nur auf gewiſſe Zeiten der Nothwendigkeit gemacht werden; und unter dieſe gehört auch ſie. Meine Mutter glaubte unter ihrer Nation keine Sicherheit mehr für ihre Perſon zu haben; darum errichtete ſie eine ſo ſtarke ausländiſche Leibwache. Ich halte mich unter meinen Mitbürgern für völlig ſicher; und ſo fällt aller Grund weg, warum ich ſolche länger beibehalten ſollte. Jeder wird auch ſo billig ſein, einzuſehen, daß ein Fürſt ſich bei ſeinem Volke nicht beliebt mache, wenn die, welche ihn und ſein Haus beſchützen, Fremde ſind, und daß dieſer Vorzug nur Landeskindern gebühre. Ich werde aber auch nicht einmahl eine neue Garde von Landeskindern errichten; denn ich brauche gar keine Garde. Die Herzen meiner Unterthanen ſollen für mich ſchlagen — dis iſt die ſchönſte Leibwache eines Fürſten. Was für eine Unbequemlichkeit mus es nicht ſchon ſein, wenn ein Regent ſich nicht anders, als unter militäriſcher Bedeckung, ſehen laſſen darf, und wenn er, wo er geht und ſteht, im Gefolge bewafneter Männer ſein mus! Und — wenn man dergleichen auch nur zur Regentenpracht rechnen wollte, iſt das wohl ein anſtändiger Aufzug für einen Landes-

vater? Scheint es nicht, als wollte er dadurch allenthalben, wohin er kommt, die Furcht und das Schrecken vor ſich her ſenden? Wäre dis nun auch bei mir nicht der Fall, ſo würde ichs doch nie über mich vermögen, in einem ſolchen Aufzuge zu erſcheinen, oder mich auch nur von Männern mit Gewehr bewachen zu laſſen. Es würde mir immer ſein, als wenn mich meine Mitbürger fragten — was haben wir dir denn ſchon gethan, daß du ſo mistrauiſch auf uns biſt? Nein, ſo will ich mein Volk nicht kränken. Ich will mich allenthalben frei ſehen laſſen, und Jeder ſoll auch freien Zutritt zu mir haben. Die hieſigen Bürger mögen die Stadt ſelbſt wieder bewachen und die Thore wieder beſetzen, wie vormals. Und, was mein Haus hier betrift, ſo iſt es freilich gros, und ieder ordentliche Hauswirth läſſet auf ſeine Thüren Acht haben; indeſſen bedarf es dazu weder vieler Männer, noch der Männer mit Gewehr. Des Nachts wird zugeſchloſſen, und dann darf nur Einer wegen Feuersgefar im Schloſſe umherwandeln. Alſo wird hiermit die ſeitherige Garde aufgehoben, und Jeder kann wieder gehen, wohin er will. Wer hier bleiben und ſich ehrlich nähren will, bekommt einen Monat Gage noch

ausgezahlt; wer nach Hauſe oder ſonſt wieder in Dienſte gehen will, empfängt zum Reiſegelde das Triplum. Jeder behält ſeine Montur und gibt blos die Waffen ab.“

Die Garde exercirte noch einmahl und — ging aus einander. Wer ſich im Lande ſchon verheirathet hatte, blieb da; die Uebrigen wanderten aus.

Nach der Garde kam die Reihe an das geſammte Militär. Adelgulde hatte ſelbiges in den letzten Jahren ebenfals ſehr vermehrt; und, wie ſie bei Errichtung der Garde blos die Abſicht gehabt, ihre eigene Perſon gegen ihre Unterthanen zu beſchützen: ſo hatte auch die Vermehrung des Militärs überhaupt nur die Durchſetzung ihrer bedrückenden Anſtalten, Auflagen und Erpreſſungen gegen ihr Volk beſchützen ſollen. Guſtaf bedurfte des einen furchtbaren Beiſtandes ſo wenig, als des andern; und ſo ging er von dem Grundſatze aus, nicht mehr Waffenmänner zu halten, als die Geſetze und des Landes Wohlfart von ihm forderten. Alle Ausländer bekamen daher ſofort ihren Abſchied nebſt einer Monatsgage. Von den Landeskindern ward Jedem, der nicht mehr dienen wollte, freigeſtellt, aus dem Gliede zu treten; und, da die Mehreſten derſelben zum Dienſte

gezwungen worden waren, ſo traten ſo viele heraus, daß nur die nöthige Anzahl von Soldaten übrig blieb. Dieſe wurden in die offenen Landſtädte, Flecken und Dörfer verlegt. In der Reſidenz ſelbſt war kein Soldat zu hören und zu ſehen. Eine Bürgerkompagnie beſorgte das ganze Polizeiweſen; und ebenſo verhielt ſichs mit den übrigen Städten. Die Feldmiliz exercirte jährlich vier Wochen; die übrige Zeit hindurch muſte ſie die Landſtraſſen von allem fremden lüderlichen Geſindel rein halten und die Vagabonden entweder über die Grenze, oder in die Arbeitshäuſer, bringen.

Die Erſparnis, welche der Fürſt durch Verminderung des Militärs hatte, war gros; der Eindruck aber, den er dadurch auf die Nation machte, war noch gröſſer. Der Huldigungstag, an welchem Alles, was Soldat war, hatte ausrücken müſſen, war alſo ein wahres Vorſpiel von ſeiner ganzen künftigen Regirung geweſen, und nun war es entſchiden, daß Guſtaf nicht über Gut und Blut, ſondern über die Herzen ſeiner Unterthanen herrſchen wolle. Da er ſolchergeſtalt dem ehemaligen militäriſchen Siſtem unmittelbar darauf entſagte, als er die Hand an Reform des Kirchenweſens legte, ſo ward dieſe

dadurch ungemein begünſtigt; und ebenſo bahnte er ſich auch damit den Weg zur leichteren Regulirung ſeines Schuldenweſens und aller damit verbundenen Staatsanſtalten bei der Nation.

Viel hatte er mit Wilhelmi ſchon über dieſen groſſen Punkt gearbeitet; nun aber lebte und webte er ganz darin. Es gab einen tragiſchen aber zugleich herrlichen Auftritt, als er zum erſten mahle die vollkommene Ueberſicht alles deſſen, was von ihm zu bezahlen war, hatte.

„Ach über meine Mutter — über meine Mutter! (wirft den Bogen zuſammengeknäuelt mit Vehemenz auf den Tiſch) Das iſt eine Landesadminiſtratorin geweſen . . . (mit Thränen in den Augen) Ihr armen Schafe! Eure Wolle nicht nur, auch euer Fleiſch bei lebendigem Leibe! Gott bewahre doch iedes Volk in Gnaden vor ſolchen vormundſchaftlichen Regirungen! (nach einer langen Weile, ſeufzend) Wovon bezahlen?“

Wilhelmi, tröſtend. Beruhigen Sie ſich, edelmüthiger Fürſt; es wird ſich Alles finden.

„Aber — (nimmt ſchnell den Schuldenknaul und wickelt ihn wieder auf) Ja, richtig! Es ſteht noch nicht Alles darauf; es fehlt noch etwas.“

Wilhelmi. Daß ich nicht wüſte.

„Ja, die erſte Schuld, die erſte am Range, fehlt noch — der rückſtändige Gehalt meiner verabſchiedetgeweſenen wakkeren Diener.“

Wilhelmi. Ich zweifle, daß ſie ihn verlangen werden — —

„Genug, ich habe ihn verſprochen und wäre ihn auch ohne Verſprechen nachzuzahlen ſchuldig. Iſt denn das zu verantworten, daß man alte rechtſchaffene Diener, die einmahl alle ihre häusliche Einrichtungen auf ihren Dienſt getroffen haben, wie Knechte, die den Kornboden beſtohlen haben, fortiagt, oder ſie doch ſo lange drückt, bis ſie ſelbſt davon laufen müſſen?“

Wilhelmi. So thäte ich wenigſtens den Vorſchlag, daß eine Auswahl unter ihnen getroffen, oder daß es Jedem freigeſtellt würde, ob er den Nachſchus haben wollte, oder nicht.

„Nein; alle ohne Unterſchied ſollen ihn haben, und es ſoll die die erſte Schuld ſein, welche bezahlt wird.“

Wilhelmi, den noch kein fürſtlicher Widerſpruch ſo erfreuet hatte, wie dieſer. O Sie über Alles guter Herr, das wird einen Eindruck auf Ihre ganze Dienerſchaft machen,

der unvertilgbar ſein wird. Wie würde ſich der öffentlich brandmarken, der nun ſo einem Herrn nicht treu und redlich dienen wollte!

Im Ganzen war Guſtafs Plan, daß auch das Auflageweſen wieder in das Gleis zurückkäme, worin es bei ſeines Grosvaters Tode geweſen war. „Woran der erſte Guſtaf genug gehabt, pflegte er zu ſagen, damit läſſet ſich der zweite auch begnügen.“ Nur hatte er nun die Wahl, ob er die hinzugekommenen neuen Auflagen ſeiner Mutter ſogleich, oder nach und nach, abſchaffen wollte. Bei dem Letztern ſah er ſich früher ſchuldenrein, ſein Volk aber ſpäter glücklich. Bei dem Erſtern ward ſein Volk auf der Stelle glücklich, er aber erlebte vielleicht ſeine Schuldenfreiheit nicht. Auch hatte er das Letztere nur verſprochen. Dennoch neigte ſich ſein Herz zum Erſteren, und er preſſirte die Bilance zwiſchen der Ausgabe, welche er machen müſſe, und zwiſchen der Einnahme, die ſein Grosvater gehabt; um zu ſehen, wie gros der Ueberſchus jährlich ſei, und wie viel Jahre dazu gehören würden, wenn er, ohne die Nation weiter zu bedrücken, und blos durch eigene gute Oekonomie nach und nach mit ſeinem Schuldweſen aufs Reine kommen wollte. Als Wilhelmi eben die letzte Hand

daran

daran legen wollte, fand er zwei Blätter von Guſtafs Feder, mit der Ueberſchrift — zur richtigen Bilance gehörig.

Das eine Blat enthielt Folgendes — „Ich will mich allerdings auf allen Seiten einſchränken; aber ſo weit ſoll der Geiſt der Oekonomie nicht gehen, daß meine Dienerſchaft dabei leide. Ueberflüſſige Diener habe ich nicht und mag ich nicht. Schlechterdings ſoll an meinem ganzen Hofe kein Menſch ſein, der blos wie ein Potpourri, oder wie eine Gipspuppe, da ſtehe. Wer Brod von mir eſſen will, der ſoll auch arbeiten und das Brod verdienen müſſen. Wer nun aber redlich arbeitet, der ſoll auch ſein Brod reichlich haben; damit er mit Freuden arbeiten und nach gethaner Arbeit im Schoſſe der Seinigen ſich erquicken könne.“

Auf dem andern Blate las Wilhelmi alſo — „Ueppige Feſtins ſollen an meinem Hofe nicht ſein. Ich bin kein Freund davon; und, wenn ichs auch wäre, wie müſte mir die Luſt dazu vergehen, ſobald ich an meine Schuldenlaſt dächte! Was würde ich von einem Partikulier ſagen, der tief in Schulden ſtäke und doch einen groſſen Schmaus um den andern gäbe? Aber — meine Tafel wird dennoch im Ganzen

mehr koſten, als die erſte Guſtafstafel; denn alle meine Räthe ſollen ſie frei haben. Wir arbeiten zuſammen; ſo wollen wir auch zuſammen eſſen. Geſchieden von ſeiner Familie ſoll dadurch Keiner werden; ich werde es aber gern ſehen, wenn Sonntags Niemand bei mir fehlt, und wenn Jeder in der Woche auch einen Tag um den andern wenigſtens mit mir iſſet. Ich und meine Diener bekommen dadurch eine Gelegenheit mehr, uns gegenſeitig genauer kennen zu lernen. Bei der Tafel kann ich die Meinungen Vieler über einen Gegenſtand hören; und nach der Tafel kann ich mich mit Jedem beſonders unterhalten, wie ich will. Hierdurch allein ſchon können hundert andere Weitläuftigkeiten, Vorladungen, Audienzen, Berichte u. ſ. w. vermieden werden. Auch wird das Gemiſch meiner adlichen und bürgerlichen, geiſtlichen und weltlichen Räthe unter einander den guten Erfolg haben, daß ſie ſo wenig weiter Unterſchied unter ſich machen, wie ich ihn unter ihnen mache. Sonntags wollen wir beiſammen bleiben bis zum ſpäten Abend; denn Sonntag iſt Ruhetag für den Fürſten und für ſeine Räthe. Dabei hoffe ich auch noch ein anderes in meinen Augen ſehr groſſes Gutes zu bewirken. Der Spielgeiſt, der verruchteſte unter

allen bösen Geistern, ist iezt in alle Lande ausgegangen, und die Welt ist wie besessen von ihm. Gesetze dagegen zu geben ist nicht viel Mehr, als Nichts; denn sie werden doch illudirt. Ein Fürst selbst mus sich als Feind dieses Geistes zeigen; so treibt er ihn am sichersten aus dem Lande aus. An meinem Hofe soll durchaus nicht gespielt werden; mein Hof soll ein Beispiel davon geben, wie grosse Gesellschaften sich unterhalten und vergnügt sein können, ohne zu spielen. Ich denke, dis Beispiel solle unfehlbar auf alle meine Räthe wirken, und sie werden ienen bösen Geist bald ebenso aus ihren Häusern vertreiben, wie ich aus dem meinigen. Schon hierüber will ich mich freuen; denn es liegt mir Viel daran, daß meine Dienerschaft keine Spielerschaft sei. Das Beispiel meiner Räthe wird dann aber auch hoffentlich auf die übrigen Vornehmeren wieder wirken; dieser Beispiel wieder auf den untern Mittelstand, und so fortan auf die ganze Nation. Das soll mir eine unaussprechliche Wonne sein, wenn ich erst den verdammten Spielgeist, den Verderber des Wohlstandes so vieler Familien, den Zerstörer guter Kinderzucht, den täglichen Verhinderer tausend guter Handlungen, den Vereitler alles Wach-

thums an Weisheit und Tugend, den Verwandler der Männer in Kinder — landflüchtig erblicke.“

In Folge des ersten Blates ward nun die ganze Dienerschaft so gesetzt, wie sie vielleicht nur an wenig Höfen der Welt steht; Wilhelmi selbst aber nahm durchaus keine Erhöhung seines Gehalts an, sondern verwies sich auf das schöne Gut, welches ihm der erste Gustaf gekauft hatte. Der Fürst gab ihm den Auftrag, die neuen Besoldungen in seinem Nahmen bekannt zu machen, und er verstand den Wink. Er versammlete eine Klasse der Diener nach der andern, eröfnete ihnen die fürstliche Freigebigkeit und fügte mit männlichem Ministerernste hinzu, daß ein solcher Fürst nun auch die heiligste Treue und den unzuermüdendsten Dienst- und Geschäftseifer von Allen zu fordern berechtigt sei.

In Betref des zweiten Blates legte Wilhelmi den Ueberschlag davon erst vor, was die vorwaltende Tafelfreiheit kosten würde, und machte eine bedeutende Mine dazu. „Schadet nichts, versetzte Gustaf; dieser Luxus ist gewis gut angebracht.“

Als die Bilance vollendet war, ergab sichs, daß der Fürst, wenn er die Auflagen wieder in

das alte Gleis bringen und doch seine Schulden bezahlen wollte, schwerlich bei seinen Lebzeiten damit fertig werden würde. Er nahm die Bilance zu sich und gab sie erst nach acht Tagen an den Minister zurück.

„Die neuen Auflagen, das schaudervolle Andenken an die böse Administrationswirthschaft für mein armes Volk, sollen auf der Stelle weg; ich will aber auch schuldenfrei sein so bald, als möglich. Dis ist die Basis des zu entwerfenden Plans. Wie ist aber Beides zu verbinden? Ich habe Plane hin und her gemacht; aber sie taugen alle nichts. Machen Sie einen Plan dazu!“

Wilhelmi. Ich bitte mir acht Tage Frist dazu aus.

„Bravo! Was dem Fürsten recht ist, das ist dem Minister billig.“

So entstanden acht Tage gänzlicher Kabinetsferien. Wilhelmi machte unterdessen einige kleine Reisen; auch gingen viel Ritter und Kaufleute bei ihm aus und ein. Zwischen ihm und dem Fürsten fiel eher wieder kein Wort über die Sache, bis der erste neue Arbeitstag kam.

an welchem ihn dieſer ſchon im Kabinete neugierig erwartete.

„Nun, ſind Sie fertig? — Gehts? — Sagen Sie nur gleich, obs geht?“

Wilhelmi, lächelnd. Ja. Und es wird blos darauf ankommen, ob mein Fürſt meinen Plan genehmige.

Fürſt. Ich will ihn erſt hören. Eine Frage aber noch vorher — doch keine Auflagen weiter, als die zu meines Grosvaters Zeiten waren?

Wilhelmi, der einer kategoriſchen Antwort auszuweichen ſucht. Haben Sie die Gnade, meinen ganzen Plan erſt anzuhören!

Fürſt, heftig. Nein, nein; erſt Antwort auf meine Frage — —

Wilhelmi, zögernd. Nein. Sie ſollen keine andere Auflagen machen.

Fürſt, froh. Dann iſts ſchon gut. Nun, ſo ſagen Sie an!

Wilhelmi. Die Schuld iſt gros, und die Regel iſt leider hier nicht anwendbar, daß, wer ſie gemacht hat, ſie auch bezahlen müſſe. Bezahlt aber mus ſie werden; folglich müſſen ſie Solche bezahlen, die ſie nicht gemacht haben. Dieſe ſind nun Niemand weiter, als Sie und die Nation.

Fürſt. Die Nation? Wie käme die Nation dazu?

Wilhelmi. Dieſe hat ſie freilich nicht gemacht; aber Sie, edelmüthiger Fürſt, haben ſie auch nicht gemacht. Bezahlt aber ſoll werden; mithin müſſen Sie und die Nation ſie unter ſich theilen.

Fürſt. Und ich — wovon ſoll ich auch nur meinen Theil bezahlen? Ich wollte ja gern das Ganze bezahlen, wenn ich nur wüſte, wovon. Nach und nach wohl; aber über mein Grab vielleicht hinaus ...

Wilhelmi. Nein, gnädigſter Herr, das ſoll nicht ſein. Sie als Fürſt geben den groſſen Wald bei M. zur Bezahlung der Schulden her. Dieſen holzen wir rein ab und machen ihn dann zu Acker. Er hat den ſchönſten Boden, und ich bin mit Sachverſtändigen da geweſen.

Fürſt. Da entſteht ja aber mit der Zeit Holzmangel im Lande ...

Wilhelmi. Keineswegs. Das Land hat Ueberflus an Holz, und es wird jährlich davon ins Ausland verfahren. Aus genanntem Walde vorzüglich; und ich glaube, daß davon ſeit Menſchengedenken keine Klafter im Lande geblieben iſt. Er liegt an der Grenze und zu entfernt. Der Einwohner kann das Holz näher

haben; ſo hat man's verſtöſſen müſſen. Ob wir nun eine lange Reihe von Jahren hindurch aus dem Walde verſtöſſen, oder ob wir ihn auf einmahl verſtöſſen, das hat eins ſo wenig Einfluß auf den Holzzuſtand im Lande, wie das andere. Es gibt auch noch wüſte Gegenden genug, wo nichts wächſet, als Holz; da kann, wenn Sie wollen, Viel wieder angeſäet werden. Um jenen Boden war es längſt ſchon Schade, daß er kein Getraide trug und keine Wohnung für glückliche Menſchenfamilien ward. Jetzt wohnen Hirſche und Eber darin.

Fürſt. Glauben Sie, daß aus dem Walde Viel herauskommen werde? Ich kenne ihn noch gar nicht.

Wilhelmi. Nach einem nur in aller Geſchwindigkeit gemachten mäſſigen Ueberſchlage — Ja. Aus dem Holze ſelbſt und aus dem nachherigen Ackerverkaufe wird eine ſo anſehnliche Summe erwachſen, daß die Nation mit Ihrem Beitrage mehr, als zufrieden, ſein kann. Es würde ſich auf der Stelle dazu ein Entrepreneur finden; um aber Selbſt den möglichſten Ertrag zum Beſten der Nation davon zu ſchöpfen, habe ich ſchon vorläufig mit den erſten Banquiers im Lande geſprochen, die gegen Kammerverſiche-

rung das Kapital herbeiſchaffen und hernach terminweiſe zurücknehmen wollen.

Fürſt. Nun, ſo — fort, fort mit dem Walde! Tauſende von Wildpret immer weniger! Nur glückliche Unterthanen her! Aber — wie weiter?

Wilhelmi. Ich habe Ihnen gleich anfangs in meinem Garten zu Thaldorf geſagt, daß es, wenn Sie zur Beordnung des Schuldweſens ſchritten, auf eine Rückſprache mit der Nation ankommen würde. Dieſe weis, daß Sie unſchuldig an allen den Schulden ſind, und überzeugt ſich, daß ſie es gut mit ihr meinen. Sie gehen ihr durch Aufopferung des Waldes mit Ihrem Beiſpiele vor. Sie wollen ſie von den drückenden Auflagen entlaſten. So wird ſie ſich auch zur Dankbarkeit verpflichtet fühlen, hinzutreten, Ihnen beiſtehen — — —

Fürſt. Ja, wie?

Wilhelmi. Dadurch, daß ſie ſich ſelbſt Auflagen mache.

Fürſt. Nein, keine Auflagen! Lieber gar neue? die alten ſollen ja ſogar weg?

Wilhelmi. Die alten ſind ihr gemacht worden, und ſo ſind ſie ihr allerdings verhaſſt; auch ſind ſie ihr auf eine äuſerſtdrückende Art, und wie auf ewige Zeiten gemacht worden.

Wenn aber eine Nation ſich ſelbſt aus Liebe zu ihrem Fürſten Auflagen macht, nur zu einem mäſſigen Behufe und auf eine gewiſſe Zeit macht: ſo trägt ſie ſie gern und weis ſie auch ſo einzurichten, daß ſie die Stände nicht drükken, die zum Tragen keine Kräfte haben.

Fürſt. Das will mir doch nicht recht in den Sinn.

Wilhelmi. O doch, beſter Fürſt! Laſſen Sie die Nation nur handeln; Sie ſollen ſehen, wie brav ſie iſt. Ich habe ſchon mit einigen Landſtänden geſprochen und es wird gewis gut gehen. Alles iſt für Sie. Sein Sie ſo gnädig und überlaſſen mir das ganze Werk. Ich ſtehe mit meinem Kopfe dafür, daß es im Kurzen vollbracht, zu Ihrer und der ganzen Nation Zufridenheit vollbracht ſein ſolle.

Fürſt. Gut; ſo ſtellen Sie die Ruhe Ihres Fürſten her, ohne ſein armes Volk in Unruhe zu verſetzen!

Wilhelmi. Die Sache iſt nun in rechtſchaffenen Händen; bevollmächtigen Sie mich beſonders dazu.

Fürſt. Das will ich auf der Stelle thun; daß Ende werde.

Wilhelmi hatte ſchon eine Vollmacht in Bereitſchaft, und der Fürſt unterſchrieb ſie.

Als er es gethan, ging er mit den Worten fort — „Sorgen Sie ia nicht blos für meine Ruhe, ſondern auch für meine Ehre. Ich will in meiner Gruft die Nachrede nicht haben, daß mein Volk den Rock voni Leibe für mich ausziehen müſſen.“

Wilhelmi ſchlos den Vorſchustraktat mit den Banquiers ab, überreichte gleich nach der erſten Zahlung dem Fürſten die Quitungen der verabſchiedetgeweſenen Diener auf die erhaltnen Rückſtände und berief die Landſtände zuſammen. Dieſe, von der Abſicht ihrer Zuſammenberufung ſchon unterrichtet, erſchienen mit gröſſeſter Bereitwilligkeit. Als ſie im groſſen Schlosſale gar einmüthig bei einander waren, redete er ſie alſo an:

„Unſer Aller Fürſt und Herr hat mir den Auftrag gemacht, eine Sache für ihn abzuthun, die ſich für ihn nicht ſchickte, — ſein Schuldenweſen. Hier iſt ſeine Vollmacht für mich dazu. (als die Vollmacht durch Aller Hände gegangen) Auch iſt hier noch ein zweiter Bogen Papier. Leſen Sie und erſtaunen Sie! (reicht ihnen die Schuldenübersicht und läſſet ſie auch Reiheherum gehen) Nicht wahr — ungeheuer? Ja, ungeheuerungeheuer! — — Meine Herren, wir wiſſen nun aber Alle, daß unſer braver Fürſt

an allen diesen gemachten Schulden keinen Theil habe. Dennoch müssen sie bezahlt werden, und ein förmlicher Staatsbankerot wäre nicht nur eine ewige Schande für das Vaterland, sondern ist auch durchaus nicht ausführbar. Edel und grosmüthig denkt der Fürst. Er will, daß schlechterdings alle die neuen bedrückenden Auflagen, womit die gewesene Landesadministration, schauererregenden Angedenkens, die Nation belastet hat, aufhören sollen. Liesse er diese fortdauren, so könnte er selbst allein leicht bezahlen; aber — er will sein armes Volk glücklich sehen. Dennoch wünscht er auch, daß die Schulden bezahlt, so bald, als möglich, bezahlt werden; denn er sehnt sich auch nach Ruhe, die er seinen Unterthanen gönnen will. Was in seinen Kräften steht, hat er dazu geleistet. Er hat den grossen Wald zu M. hergegeben und gäbe seine Wälder alle her, wenn wir kein Holz brauchten. — — O Bidermänner und Patrioten, wie sollten Sie nicht als Stellvertreter der Nation seinem erhabenen Beispiele folgen? So treten Sie hinzu und lassen Sie Ihre Vaterlandsliebe und Ihre Weisheit zugleich wirken, um die zweckmässigsten und humansten Mittel zu treffen, das Uebrige der Sache so bald, als möglich, abzu-

machen. Ewiger Nachruhm dafür Jedem von Ihnen, der ſich dabei recht uneigennützig- und gemeinnützigthätig bezeigt! Zur ausdrücklichen Pflicht ſoll ich es Ihnen machen, bei allen Ihren Masregeln dahin zu ſehen, daß die unterſten Volksſtände nicht darüber ſeufzen. Aufs Tauſend iſts nicht zu berechnen, was das Holz des Waldes und ſein Acker hernach geben werde. (gibt ihnen ein drittes Papier) Hier iſt der ungefähre Ueberſchlag des Ertrags; was Mehr darüber eingeht, kommt der Nation zu Gute. Nehmen Sie alle drei Papiere und fangen Sie Ihre Akten damit an. Deliberiren Sie nun unter ſich über den groſſen Gegenſtand und laſſen mir hernach das Reſultat Ihrer Deliberationen zukommen. Dieſer Saal iſt Ihren Zuſammenkünften gewidmet; und finden Sie es bei irgend einer derſelben nöthig, mit mir zu konferiren: ſo laſſen Sie mich nur rufen. Mein ganzes Herz wünſcht Ihnen zu Ihren patriotiſchen Arbeiten den Beiſtand des oberſten Geiſtes.“

Die Landſtände nahmen die Sache ad deliberandum und verſprachen, dem Miniſter darüber ſo bald, als möglich, den beruhigendſten Bericht zu erſtatten. Der Fürſt zog ſie Alle zur Tafel und unterhielt ſich mit ihnen über die

Mittel, Nahrung und Gewerbe aller Art im Lande wieder blühender, als ie, zu machen. Die Wärme, mit welcher er darüber sprach, und die wohlthätigen Plane dazu, die er ihnen mittheilte, fesselten ihre Herzen so an ihn, daß er auf allen ihren Gesichtern schon den besten Ausgang seines ganzen Schuldenwesens geschrieben fand.

In der That übertraf auch das Resultat der Berathschlagungen der Landstände noch alle Erwartung Gustafs und sogar seines Minis..rs. Sie übernahmen auf der Stelle die noch fehlende grosse Summe mit der Erklärung, daß sie dadurch Nichts, als ihre Pflicht, thäten. Die gesammte Ritterschaft legte sich eine freiwillige Kontribution auf, die sie binnen acht Tagen abtrug. Ihrem Beispiele folgten alle Wohlhabenden im Lande. Sogar die verabschiedetgewesenen Diener, welche nicht selbst Schulden zu bezahlen hatten, brachten den erhaltenen Besoldungsrückstand zur landschaftlichen Kasse zurück. Alles, was hernach noch fehlte, ward sogleich negocirt, um es terminweise von Abgaben, die nur auf eine gewisse Zeit und bis Alles bezahlt wäre, von solchen Artikeln, deren die Reichen nur bedürften, gehoben würden,

rückzuzahlen. Die Abgaben wurden sofort
stimmt und Jeder leistete sie mit Freuden.

Als Wilhelmi dis Alles in dem eingegange
en endlichen Berichte der Landstände gelesen
atte, eilte er damit, Thränen in den Augen,
m Fürsten. „Da! Nun sehen Sie es,
ein glücklicher Herr, wie brav Ihre Nation sei
nd wie lieb sie Sie habe. Ich freue mich, ein
Werkzeug dabei gewesen zu sein. O selig und
es Himmels Bild ein Land, wo Fürst und
Volk es so mit einander meinen!“

Der Fürst stand und las. Der Fürst las
ort und muste sich setzen. „Ich bin beschämd
— betroffen — bestürzt. O mein wackeres,
mein zu wackeres Volk!“ Indem er so sprach,
ollten ihm die Thränen über die Wangen.
Wilhelmi hatte schon selige Augenblicke bei ihm
gehabt, aber solche noch nicht. Er näherte
ich ihm. Der Fürst sprang auf und ihm in die
Arme. „Ach Sie Bewirker meiner Ruhe,
Sie Wiederhersteller der Volksglückseligkeit, nun
steigt meine Verbindlichkeit gegen Sie ins Uns
endliche.“

Wilhelmi, ihm wie ein Bruder dem an
dern die Hand drückend. Ich denke, wie die
Landstände — ich habe Nichts, als
meine Pflicht, gethan.

Fürſt, nun erſt deutlicher Freudengenüſſe fähig. Das iſt wahr — das iſt wahr! Die Nation hat noch alle meine Hofnungen übertroffen. Was für ein zufriedenes Leben kann ich nun als Fürſt führen! Nun, ich wills auch führen, und Gott wird mir dazu helfen.

Hier ſchlug der Fürſt die Augen nider und ſchwieg. Als er ſie wieder aufhub, ſeufzte er, und Wilhelmi las Kummer darin, der aber wieder verſchwand.

„Wie dank ich meine Nation dafür?“

Wilhelmi. Die Nation erwartet keinen Dank dafür; denn ſie hat blos nachgethan, was Sie ihr vorthaten. Bezahlt muſte werden. Beide Theile haben bezahlt; der Dank wäre alſo gegenſeitig und hebt ſich. Auch ſieht die Nation wohl ein, daß ohne ihren auſſerordentlichen Zutritt die drückende Abgabelaſt hätte fortdauren müſſen; ſie iſt alſo zu ihrem eigenem Beſten hinzugetreten. Unſere Ritter begriffen es, daß ſie, die von allen Abgaben frei ſind, auch einmahl Etwas thun müſten, da das ſeither ſo bedrückt geweſene Volk nach und nach weit mehr gethan; und unſere Reichen haben nun doch auch einmahl ihren Ueberflus auf eine humane Art angewendet. — Daß Sie mit der Nation zufrieden ſeiu und als Fürſt nun auch ein Beiſpiel voll-

vollkommener Gemüthsruhe geben mögen, dis iſt Alles, was man von Ihnen wünſcht, hofft, erwartet.

Fürſt. Nein, nein; damit iſts nicht abgethan. Zwar ſoll meine ganze Regirung den Geiſt der Dankbarkeit athmen, und, was in meinen Kräften iſt, zum Wohle des Volks zu leiſten, das ſoll geſchehen; allein — ich mus gleich auf der Stelle etwas Außerordentliches thun. Mein Geburtstag iſt nächſtens und fällt gerade auf einen Sonntag. Dieſer ſoll dismahl auf Befehl in allen Kirchen gefeiert und förmlich vorher abgekündigt werden. Da ſollen mir alle meine Prediger gratuliren: aber nicht wie gewöhnlich. Gratuliren ſollen ſie mir dazu, daß ich über ein ſo braves Volk regiere. Sie ſollen in meinem Nahmen der Nation danken, daß ſie mich ſorgenfrei gemacht hat. Dabei ſoll aber meiner Mutter gar nicht gedacht werden; weil ihrer doch nicht in Ehren gedacht werden könnte. Es mag nun Alles vergeſſen bleiben; ſie that Böſes, aber das Böſe iſt wieder gut gemacht. So wachſe Gras darüber!

Wilhelmi. Ein fürſtlicher Einfall! Die Verbindung der Umſtände wird an dieſem Tage eine herrliche Wirkung auf das Volk thun.

Fürſt. Beiergen Sie die Sache gleich! — Ach lieber Miniſter, ich bin nun recht froh — recht froh.

Bei Abkündigung der Geburtstagsfeier auf Befehl ſtutzte Jedermann. Sie war nicht nur etwas Ungewöhnliches, ſondern ſie paſſte auch gar nicht zu Guſtafs übriger Denkungsart, und am wenigſten zu dem Haſſe, welchen er allem ceremoniöſen Weſen geſchworen zu haben ſchien, und den er gleich bei ſeinem Wiedereintritte in das Land an den Tag gelegt hatte. Um ſo tiefere Eindrücke machte aber die Geburtstagsfeier ſelbſt, als ſie eine ſo unerwartete Wendung nahm. Der erſte Kirchenrath war vom Fürſten ſelbſt über den Inhalt ſeiner Predigt befehligt worden. Nachdem er der Nation feierlich gedankt und dem Fürſten Glück zu einem ſolchen Volke gewünſcht, entwarf er frei und meiſterlich das Bild eines Regenten, der ein wahrer Vater des Vaterlandes iſt. Als er die Zeichnung vollendet, hielt er ein und ſah den Fürſten an. „Ein ſolcher will ich zu werden ſuchen,“ ſprach Guſtaf vom Fürſtenchore herab und legte dabei die Hand aufs Herz. Bis hieher ging die fürſtliche Inſtruktion. Nun hielt aber der Kirchenrath aus ſich an den Für-

ien eine Anrede, worin er ihn bat, nur ein olcher zu bleiben, weil er es ſchon ſei. Am Ende ſchloß er mit einer Gratulation an die ation zu ſo einem Fürſten, wie er mit der ratulation an den Fürſten zu ſo einer Na- ion angefangen hatte. Dieſer Tag, als man un gar erfuhr, daß alle Prediger auf ähnliche Weiſe gedankt, und beſohlnermaſſen ſo gedankt, efeſtigte vollends noch auf das unerſchütter- chſte die heiligſte Liebe zu Guſtaf in den Herzen eines ganzen Volks.

Wilhelmi empfing unmittelbar darauf ein Schreiben von den ſämmtlichen Landſtänden, orin ſie ihm den Auftrag machten, dem Fürſten ür ſeine öffentliche Herablaſſung gegen die Na- on den rührendſten Dank abzuſtatten und ihn ahin zu bewegen, daß er ſich bald vermähle; amit das Heil des Vaterlandes, welches nun n vollem Anzuge ſei, auch vor Vergang ge- chert würde. „Wir fühlen uns Alle ſehr glück- ch, ſchloſſen ſie; deſto ſchrecklicher würde es ber ſein, wenn wir je um unſer Glück wieder ämen. Auch Fürſten ſterben oft jung, und eider hat dis die Erfarung uns gelehrt. Wie lücklich iſt doch ein Land, deſſen guter Regent ach ſeinen Nachfolger ſelbſt erzieht! Ueber- aupt werden wir nicht eher ganz froh, bis

wir Successionen sehen; weil wir ohnedis nach dem Tode des besten Fürsten in so eine traurige Lage kämen, in welcher dis Land seit dem Anfange seiner Geschichte nicht gewesen ist.“

Dem Minister war dieser Auftrag willkommen und er richtete ihn sofort aus. Gustaf hörte den ersten Theil mit vieler Rührung an; als aber der zweite abgehandelt werden sollte, sprach er hastig dazwischen — „Ich hab' es Ihnen ja gesagt, ich bin schon engagirt; mein Herz ist nicht mehr mein.“ Er gerieth bei diesen Worten in eine sichtbare Unruhe, und als Wilhelmi eben im Begriff war, ihm durch Anstrengung aller seiner Herzenskraft das Geheimnis abzulocken, besann er sich schnell wieder und versetzte — „Lassen sie uns jetzt lieber von einer andern gleichfalls wichtigen Sache reden! Die drückenden Auflagen sind nun weg. Den Druck nur herunter, sprachen sie einst, so richten sich die stahlfederartigen Staatskräfte selbst wieder auf. Ich glaube dis wohl; wenn ich aber nachhelfe, so denke ich, daß sie sich noch schneller wieder aufrichten sollen. Die traurigen Sperrungen mit den Nachbarn wünsche ich auch weg. Hebe ich sie meinerseits nur auf, so schade ich meinen Mitbürgern mehr, als ich ihnen nütze

gegenseitig mus die Sperre aufhören. Die Natur weis von keinen Landesgrenzen; es kommt nur darauf an, daß benachbarte Regierungen das Sistem der Freiheit des Verkehrs annehmen, so müssen die Völker mögchst glücklich sein. Blos bei uns anfangen, das Sperrwesen abzuschaffen, und zu hoffen, daß die Nachbarn unserem Beispiele nachfolgen, halte ich nicht für genug. Wie wär's, wenn sie mit Aufträgen deshalb an die Höfe gingen? Mein Gedanke ist, daß Sperrung sich nicht weiter, als aufs Brod, erstrecken müsse, und das doch auch nur zu gewissen Zeiten und unter gewissen Umständen.

Wilhelmi. Sie nehmen mir iedes Wort aus dem Herzen. Ich würde auch selbst schon den Antrag gemacht haben; allein unter der Hand eingezogene Nachrichten belehrten mich von der gänzlichen Ungeneigtheit des Hofes zu . . . besonders dazu.

Gustaf. Dahinter steckt Niemand, als meine Mutter. Nun, um so mehr machen sie den Versuch in Person.

Wilhelmi unterzog sich der Sache, und die nothwendigsten Arbeiten wurden während seiner Abwesenheit von einem andern Rathe besorgt. Die Reise ging gut; doch, wie

gedacht, der Hof zu . . wies den Vorſchlag ſchlechterdings von der Hand. Wilhelmi kam zurück und ſtattete Bericht ab. Die übrigen Sperren wurden ſogleich aufgehoben, und es entſtand dadurch die allgemeinſte Rege im ganzen Lande. Suppliken über Suppliken gingen nun ein, daß doch mit dem Hofe zu . . dieſelbe Uebereinkunft getroffen werden möchte, und die Folge davon war, daß Wilhelmi ſich noch einmahl auf den Weg machen muſte, und Guſtaf gab ihm ein eigenhändiges Schreiben an den Herzog mit. Nun ging es beſſer; und, als der Miniſter mit der erfreulichen Nachricht davon zum Fürſten eilte, fand er ihn nicht. Abends ſpät kam Selbiger erſt wieder und war ſehr niedergeſchlagen. Die angenehme Relation erheiterte ihn zwar etwas auf der Stelle; deſſen ungeachtet aber ſchien Mismuth nun in ſeiner Seele feſten Platz zu faſſen.

Dem Miniſter ward die Sache zu ernſthaft. Daß der Unmuth des Fürſten mit ſeinen kleinen Reiſen zuſammenhange, ſah er deutlich. Daß Lenz die Braut holen ſolle, hatte ihm der Fürſt ſelbſt geſagt. Daß der Fürſt bei bloßer Erwähnung Lenzens unruhig geworden, war ihm nicht entgangen. Die Aengſtlichkeit des Fürſten bei dem letzten

Gespräche über seine Vermählung kam dazu. Er stellte die Acten zusammen und — ahndete deutlicher. Er forschte auf alle mögliche Weise den Reisen des Fürsten nach, der bald zu diesem, bald zu jenem Thore hinausgeritten war, nie aber zu dem Thore, welches nach Gustafshöhe führte. Endlich hatte einer der Thorschreiber von einem Bauer gehört, daß ihm der Fürst dicht vor Gustafshöhe begegnet sei. Wilhelmi lies hierauf den dortigen Kastellan zu sich bescheiden. Dieser wollte durchaus von nichts wissen, sondern bestand darauf, daß er den Fürsten seit dem Huldigungstage, an welchem er auch in der Residenz gewesen, nicht wieder mit Augen erblickt habe. Wilhelmi aber konnte gut sehen und las in seinem Gesichte, daß er lüge, weil er lügen müsse.

„Er spricht nicht die Wahrheit, mein lieber Mann, das kann ich Ihm ansehen. Ich kann mir auch die Ursache davon denken — der Fürst hats Ihm verboten, nicht wahr?“

Kastellan, dessen Unruhe sich immer mehr der Angst nähert. Gewis nicht, Ihro Excellenz.

„Ich mag keine Excellenz sein; wenn ich aber in seinen Augen Eine bin, so mus er mich nicht belügen. Daß Er nicht gestehen will,

daß der Fürſt bei Ihm geweſen, weil ihm verboten iſt, es zu ſagen, mag ſein; hat Ihm denn aber auch der Fürſt verboten, zu ſagen, daß er Ihm dis verboten habe? Das iſt gewis nicht wahr.“

Kaſtellan. Ei allerdings!

„Nun, ſo iſts ſchon gut; ſo weis ich, was ich wiſſen wollte. Was der Fürſt auf Guſtafshöhe gemacht habe, mag ich gar nicht wiſſen.“

Kaſtellan. Das wird er mir auch nicht ſagen.

„Schon recht. Wer ſchikt denn die Boten immer ab, auf deren Ankunft der Fürſt ſo ſchnell hinreiſet?“

Kaſtellan. Ich bitte Sie, fragen Sie mich nicht weiter. Es iſt mir bei Leib und Leben verboten. Machen Sie mich nicht unglücklich; ich habe ſechs Kinder.

„Sehe Er mich nicht nur für einen vernünftigen, ſondern auch für einen ehrlichen Mann an. Der Fürſt iſt Fürſt, und, was er verbietet, mus keiner ſeiner Diener thun; das weis ich recht gut, und darauf halte ich ſelbſt. Hier aber iſt eine Ausnahme. Es beruhet heute zu viel darauf, daß ich Alles wiſſe. Ich bin Miniſter und mus dem Lande dafür ſtehen, daß

ich mich um eine Sache von solcher Wichtigkeit bekümmere. Rede Er die Wahrheit; Er bekommt sonst noch schwerere Verantwortung, als wenn er sie nicht redet. Wer schickt die Boten?

Der Kastellan führt hierauf den Minister an den Tisch und mahlte darauf mit dem Finger die Buchstaben — L e n z.

„Hum!“

Kastellan. Aber um Gottes willen — machen Sie meine armen Würmer nicht unglücklich.

„Es soll vielmehr zu seinem Glücke gereichen. Er soll einmahl hier Oberkastellan werden.“

Kastellan. O so danke ich Ihnen schon tausendmahl in voraus dafür. Ich mus mich so sehr elend behelfen.

„Wie oft ist Lenz da gewesen und hat den Fürsten gesprochen?“

Kastellan. Von dreien mahlen weis ichs gewis.

„Hat Er nicht gemerkt, was für einen Gegenstand es betroffen?“

Kastellan. Nein; sie haben sich Beide immer eingeschlossen.

„Wie war der Fürst, wenn er ankam, und wenn er wieder abreiste?“

Kaſtellan. Vergnügt kam er an, und traurig ritte er wieder fort. Das letzte mahl beſonders. Da ſah er mich nicht einmahl an, als er abreiſete.

„Wie war Lenz? “

Kaſtellan. Sehr ängſtlich. Das letzte mahl ſagte er zu mir beim Wegfaren — nun komm' ich nicht wieder.

„Geh' Er nun wieder nach Hauſe und ſage er Keinem etwas davon, daß ich Ihn zu mir beſchieden habe. “

Wilhelmi konnte nun nicht mehr daran zweifeln, daß Guſtafs Kummer ſeine Quelle in dem verunglückten Auftrage Lenzens habe. Nur konnte er nicht begreifen, welche Fürſtentochter ſeinem Herrn ſich ſelbſt verweigern, oder doch verweigert werden ſollte. Bei der letzten Fete, die Adelgulde gegeben, war er nicht zugegen geweſen; er vermuthete alſo, daß die Liebe des Fürſten ſich auf ſeinen Reiſen entſponnen habe. Nun kannte er die Lebhaftigkeit der Fantaſie ſeines jungen Herrn und ſeine Anlagen zu hoher Schwärmerei; ſo befürchtete er den traurigſten Ausgang davon, wenn ſein Herz nicht befriedigt würde, oder eine andere Richtung bekäme. Er bereitete ſich alſo recht dazu, Aufklärung des drohenden Geheimniſſes

ihm abzubringen; besonders, da er nun schon sehen muste, daß der Fürst zuweilen ganz in sich gekehrt und auch bei der Tafel weniger gesprächig war. Tag und Stunde waren schon dazu von ihm bestimmt; er erwartete sie aber nicht, weil er ganz unvermuthet vom Rath Lenz einen Brief ohne Unterschrift des Orts erhielt.

„Ehrwürdiger Minister! Ob mir gleich das heiligste Stillschweigen aufgelegt ist, so mus ich es doch brechen, weil nunmehro die Wohlfart des Vaterlandes darauf zu beruhen scheint. Mein Auftrag ist ohne alle Hofnung verunglückt, und es ist so gut, als wenn ich meinen Abschied hätte; denn ich soll dem Fürsten nicht wieder vor Augen kommen, wenn ich ihn nicht glücklich ausrichte. Meine Verbannung bis dahin, wenn sie auch gleich Verbannung auf immer und ewig ist, wollte ich nun zwar gern ertragen — ich will mein Unterkommen doch wohl finden; aber des Fürsten letzte Worte waren — das kostet meine Vernunft. Dis schütterte mich schrecklich, und ich darf es Ihnen nicht verschweigen. Mehr aber darf ich Ihnen auch nicht sagen. Minister, Sie haben das ganze Vertrauen des Fürsten, und es kann Ihnen nicht unmöglich fallen, ihm

ſelbſt ſein Geheimniß abzufragen. Eilen Sie und retten Sie den Kopf Ihres Herrn; retten Sie Fürſt und Land; ich fürchte ſonſt Alles für ihn.“

Sogleich, als Wilhelmi dieſen Brief geleſen, nahm er ſeine Zuflucht zu einer Miniſterhofkrankheit. Kaum war er dem Fürſten krank gemeldet, ſo war dieſer bei ſeinem Bette.

„Was iſt Ihnen? Um Alles — werden Sie mir nicht krank! Das fehlte mir noch. Aerzte her!“

Wilhelmi. Gnädigſter Herr, ich brauche keinen Arzt. Alle Ihre Aerzte können mir nicht helfen. Sie allein können mein wahrer Arzt ſein.

„Ich? O ſagen Sie — wie?“

Wilhelmi. Ich habe Ihr Vertrauen verlohren; das überlebe ich nicht lange.

„Mein Vertrauen? Mann, wie kommen Sie auf den Gedanken? Sie zerreiſſen mein Gemüth mit dem Vorwurfe. Mein Vertrauen haben Sie, wie es mein eigenes Herz hat.“

Wilhelmi. So geben Sie mir ſogleich einen Beweis davon. Wo bleibt Lenz?

„Lenz? (ſtammlend) O der wird ſchon kommen. Aber — ich will Ihnen bis dahin nun einen andern Arbeitsgehülfen geben.“

Wilhelmi. Verſparen Sie dis; vieleicht müſſen Sie bald meinen Nachfolger beſtimmen.

„(erſchrocken) Was ſprechen Sie? Ums Himmels willen, ums Vaterlands willen — (fällt über ihn her) ſterben Sie mir nicht!“

Wilhelmi. Ja, der Anblick Ihres Zuſtandes, ihre Zurückhaltung gegen mich darüber koſtet mein Leben. Ein Anderer an meiner Stelle nähme vieleicht ſeinen Abſchied. Was iſt ein Miniſter, gegen den ſein Fürſt ein Geheimnis hat — ein Geheimnis von erſter Gröſſe? Mich aber ſoll man aus Ihrem Schloſſe nicht lebendig, ſondern todt, nach Thaldorf bringen und da begraben neben dem Pfirſichbaume. Ich bin einmahl der Treue, der ſein Leben für Sie laſſen zu können beſchlos, und ſo habe ich alsdann Wort gehalten.

„(auſſer aller Faſſung) Ach nicht doch — nicht doch! Leben — bei mir leben — lange noch bei mir leben — lange noch gern bei mir leben — —“

Wilhelmi. Nein, nein; ich ertrage den Gedanken nicht, meinen Fürſten, der doch nun ganz glücklich ſein könnte, unglücklich zu ſehen, und nicht einmahl zu wiſſen, wodurch, und ob ich ihm nicht helfen könne.

„Sie mir helfen? Ja, wenn Sie das könnten! Dann — dann — (wird wehmüthig)“

Wilhelmi. Warum nicht? Wer weis? Entdecken Sie sich mir! Ich bin ja der, dem Gustaf der Erste Alles vertrauete — — ich sollte Ihnen ja sein, was Hallo Ihrem Grosvater war — —

„(wie von einer unsichtbaren Hand bewegt) Ach — ich bedarf auch nach gerade ein Herz, in das ich das meinige ausschütte. Mir allein wirds bald zu viel. Lieber Minnier, ein Mädgen macht mich unruhig und mit jedem Tage unruhiger. Ich will keine andere Gemahlin, als sie, und kann sie nicht bekommen. Nun wissen Sie Alles.“

Wilhelmi. Ich sollte aber nicht glauben, daß irgend eine deutsche Prinzessin Ihnen ihre Hand versagen könnte.

„Eine Prinzessin ists nicht; ich habe nach eigener Herzenswahl gehandelt, wie Sie riethen. Aber — eine göttliche weibliche Seele ists, der ihr schöner Körper ganz entspricht.“

Wilhelmi, zutraulichzärtlich. Wie heisst sie denn?

„Komtesse von R.“

Wilhelmi. Komtesse von R? von R?

„Ja, Sie kennen ſie nicht. Ich habe ſie auch nur einmahl geſehen, als meine Mutter die berüchtigte Fete gab, bei der ſie auch im Gefolge der Herzogin von . . war. O — wäre die Fete von mir nicht zugelaſſen worden; ſo hätte ich ſie nicht geſehen. Aber nun — dieſe, oder keine!“

Wilhelmi, der ietzt den Plan, ihm die Komteſſe auszureden, einſtweilig lieber aufgibt. Wo iſt ſie denn ietzt?

„Ja, wenn ich das erfaren könnte! Aber — dafür hat meine Mutter mit der Herzogin geſorgt, und ſie iſt ſo gut, als verſchwunden, für mich.“

Wilhelmi. Das ſoll ſie nicht ſein. Faſſen Sie Muth und richten Sie Ihr Herz wenigſtens ietzt mit dem Gedanken auf — das ſoll ſie nicht ſein.

„O wenn das wäre! Ich habe ſelbſt ſchon oft gedacht, Sie haben überall geholfen und könnten auch wohl hierbei helfen; aber ich fands unmöglich, und — dis hielt mich eben ſo zurück.“

Wilhelmi. So lange ein Paar Menſchen noch leben, iſts nicht ſchlechterdings unmöglich, daß ſie wieder zuſammenkommen ſollten. Die Hauptſache iſt, daß Lenz ſo ge-

ſchwind als möglich, zurückkommt; damit ich umſtändlich mit ihm reden könne.

„Ja; ich habe ihm zwar geſagt, er ſolle mir nicht wieder vor Augen kommen, bis er — —. Er iſt jetzt zu O.; laſſen Sie ihn gleich kommen. Indeſſen kann ich Ihnen doch auch Alles ſagen, was er Ihnen ſagen kann.“

Wilhelmi. Der arme Lenz!

„Ja doch, ja; es iſt mir ja ſchon tauſendmal wieder leid. Ich will ihm ſelbſt ſchreiben, daß er kommen ſolle, heute noch ſchreiben. — In der Nacht der famöſen Fete ward die Komteſſe plötzlich unſichtbar. Ich ſuchte ſie; Lenz muſte ſie ſuchen. Endlich brachte mir Lenz die Nachricht, daß er ſie beim Einſteigen in den Wagen noch geſprochen, wo ſie blos noch die Zeit gehabt, ihm zu ſagen, daß ſie elligſt ein Billet der Herzogin an ihren Gemahl ſelbſt überbringen müſſe. Hätte ich ihn nur da, ſtatt nach Einſiedelshöhe abzugehen, auf der Stelle ihr nachgeſchickt.“

Wilhelmi. Glauben Sie denn, daß an dem Tage Bemerkungen über Sie und die Komteſſe gemacht worden ſind?

„Muß doch ſein. Ich habe darauf nicht Acht gehabt; ſo viel weis ich, daß die ganze

übrige

übrige Gesellschaft so gut, als gar nicht da, für mich war.“

Wilhelmi. Dann hätten Sie allerdings besser daran gethan.

„Ich ahndete ia nicht, daß meine Mutter der Sache gleich so tief auf den Grund gesehen haben und so weitaussehende Anstalten machen würde. Genug, mein Herz gehörte ihr auf der Stelle; ehe ichs ihr aber förmlich anträge, wollte ich erst gehuldigt sein. Da schickte ich dann auch Lenz gleich mit dem Antrage an sie ab und bat sie, sich mit ihm nach Gustafshöhe zu begeben, wo uns der Oberkirchenrath kopuliren sollte. Lenz muste als Kaufmann reisen. Um einen einzigen Tag früher hätte er nach . . kommen sollen, so hätte er sie noch getroffen. So aber war sie fort und Niemand wuste, wohin. Das allgemeine Gerücht ging, daß sie in Ungnade gefallen sein müsse. Lenz hatte ausgekundschaftet, wohin sie mit herzoglichen Pferden gefaren sei, und reisete ihr nach. Von da hatte sie unter einem andern Nahmen Postpferde genommen. Lenz war ihr weiter nachgereiset, die Route hatte aber ein Ende gehabt, ohne daß er das Geringste von ihr ferner erfaren können; und so kam er unverrichteter Sache nach Gustafshöhe

zurück. Mir fiel ein, daß sie mir erzählt, daß sie noch eine Mutter habe, die unweit S. . wohne. Der Ort, wo sie Lenz verlohren, war S . ., und so hielt ichs für ausgemacht, daß sie sich bei ihrer Mutter aufhalte. Lenz muste also schnell wieder fort, und ich gab ihm auf den äußersten Fall einen Brief an die Mutter mit. Im Orte hatte Jedermann behauptet, daß Amalie wirklich da sei. So hielt sich Lenz einige Zeit inkognito daselbst auf, um sie allein zu sprechen. Fast wäre es ihm auch gelungen; gesehen hat er sie. Endlich ging er in ihre Wohnung; die Mutter verleugnete sie. Da gab er dieser den Brief von mir.“

Wilhelmi. Das hätte ich an seiner Stelle alsdann nicht gethan.

„Die Mutter antwortete mir sehr verbindlich und entschuldigte sich mit der Unwissenheit des gegenwärtigen Aufenthalts ihrer Tochter; es war aber, als wenn ich jeder Zeile die Furcht vor der Fürstin zu S. . ansähe, die die Schwester der Herzogin zu .. ist. Ich schickte Lenz noch einmal dahin, wo er gewesen war, mit dem Befehle, so lange da zu bleiben, bis er die Komtesse auf irgend eine Art gesprochen. Als er hinkam, war sie wirklich nicht mehr da. Er gewann den Sekretär der Gräfin. Die-

ſer entdeckte ihm, daß Mutter und Tochter gleich nach Empfange meines Briefs nach S.. zur Fürſtin gereiſet wären, und daß die letztere nicht wieder mit zurückgekommen ſei. Lenz reiſete alſo nach S.. wo keine Komteſſe von R. zu finden war. Er erfur aber, daß meine Mutter unlängſt auf einige Zeit da geweſen wäre und wiederkäme. So wartete er im Stillen ihre Zurückkunft ab und kundſchaftete hernach durch die dritte Hand bei ihren Leuten aus, wo ſie geweſen und wer mit ihr gereiſet wäre. Da hörete er Alles, was er wiſſen wollte, und beſonders, daß ein gewiſſer Kammerjunker das Fräulein, welches mitgereiſet, unterwegs weiter gebracht habe. Lenz machte ſich, ohne ſich zu erkennen zu geben, an dieſen, konnte aber nichts von ihm herausbringen. Abends hinterbrachte ihm ſein Wirth, daß er ſeiner Perſon und der Urſachen ſeines Aufenthalts wegen im Verhör geweſen ſei, daß die Bürgermeiſter hernach unter ſich lateiniſch geſprochen und er verſtanden zu haben glaube, daß Lenz in der Nacht in Verhaft genommen werden ſolle. Den Augenblick machte er ſich von S..fort, und kam mit allen den Hiobspoſten nach Guſtafshöhe. Da ward ich aufgebracht und ſagte ihm, er ſollte mir meine

Amalie schaffen, oder mir nie wieder vor die Augen kommen. Heute schreibt er mir, daß er sich eine Zeitlang zu O. bei seinem Bruder aufzuhalten gedenke.

Wilhelmi. Nun, ich bleibe bei dem, was ich gesagt; fassen Sie den Gedanken fest — sie soll nicht für Sie verschwunden sein. Sie werden sie wiedersehen.

„Ja, wann, wo, wie? — Ich sehe keine Möglichkeit.“

Wilhelmi. Lassen Sie mich darüber nachdenken. Es wird ja noch ein Mittel geben, die Komtesse auszukundschaften, sie lebe in einem Winkel der Erde, in welchem sie wolle.

„So machen Sie wenigstens, daß Sie bald wieder gesund werden.“

Wilhelmi. O — nun fehlt mir nichts weiter, da ich Ihr ganzes Vertrauen habe. Heute noch denke ich wieder aufzustehen.

Die neue Hofnung, welche Gustaf geschöpft, beruhigte ihn in der That etwas; bei jeder Zusammenkunft mit Wilhelmi aber war es seine erste Frage, ob er noch keinen Plan für ihn fertig habe. Der Minister vertröstete ihn alsdann immer auf Lenzens Zurückkunft

und mußte überhaupt alle seine Kräfte zusammennehmen, um ruhiger zu scheinen, als er wirklich war. Weit lieber hätte er dem Fürsten die Komtesse auszureden und seinem Herzen eine andere Richtung zu geben versuchen mögen; in der dermahligen Stimmung desselben hielt er es jedoch nicht für rathsam. Er muste also Pläne machen, den Aufenthalt der Komtesse zu erforschen. Ihre Mutter, Adelgulde, und der Kammerjunker zu S . . waren die Personen, welche Auskunft darüber geben konnten. Den Letztern durch einen Kammerherrnschlüssel, verbunden mit einem ansehnlichen Gehalte, zu gewinnen, hielt er noch für das Leichteste.

Lenz kam zurück und hatte sogleich eine lange geheime Unterredung mit ihm. Der Erfolg derselben war, daß er den Plan mit dem Kammerherrnschlüssel schon gescheitert erblickte. Lenz war weit tumultuarischer von S . . weggekommen, als er dem Fürsten erzählt hatte. Er zeigte dem Minister ein Paar Blessuren und setzte hinzu — „Diese bringe ich statt meiner Sachen mit, die ich alle im Stich lassen müssen. Der Kammerjunker L. nahm mich sehr artig auf. Wir unterhielten uns erst über Handel und Reisen, und so lenkte ich

hernach auf die Reise ein, die er unlängst gemacht. War ich zu zudringlich in meinen Fragen, oder gab ich sonst eine Blösse; genug, er lies mich so klug, wie ich war, und bat mich auf den andern Tag wieder zu sich. Zu meinem Glück ging ich um eine halbe Stunde früher zu ihm und steckte, ich weis selbst nicht, warum, meinen Degen an. So, wie ich zu ihm eintrat, sah ichs ihm an, daß er über mein früheres Erscheinen in Verlegenheit gerieth. Er fing an sich mit mir zu unterhalten, lief aber dabei zuweilen ans Fenster und sah oft nach der Uhr. Ich ahndete Verrätherei und empfohl mich ihm. „Nicht also, sprach er, stellte sich vor die Thüre und zog den Degen; Sie sind eine verdächtige Person und Arrestant.“ Ich hatte keine Zeit zu verlieren, wie ich merkte, sondern zog meinen Degen auch, um mir den Weg mit Gewalt frei zu machen. Zwei Stiche bekam ich in den ersten drei Minuten; bald aber versetzte ich ihm einen Stos, durch den er umsank. Ich warf Degen und Scheide hin und eilte davon. Eben trat die Wache, welche mich arretiren sollte, zum Hause herein, als ich zum Hause hinaus ging; da sie mich aber nicht kannte, auch nicht wuste, wen sie holen

ſollte, ließ ſie mich mitten durch ſich hingehen. Wie ich nur erſt das Thor erreicht hatte, ſo verdreifachte ich meine Schritte und hörte nicht eher auf zu laufen, bis ich über die Grenze war. Mein Glück, daß ich mich zu S.. keiner Seele zu erkennen gegeben hatte; denn vor einigen Tagen las ich in den Zeitungen, daß der Kammerjunker L. zu S... an den Folgen eines Schlagfluſſes geſtorben ſei. Dis Alles ſei iedoch ein ewiges Geheimnis unter uns Beiden!“

Verſteht ſich, erwiederte Wilhelmi, der während der Erzählung aus einem heftigen Affekt in den andern übergegangen war. Lenz mußte ihm die Mutter der Komteſſe ſchildern, und widerrieth auch ieden anderweitigen Verſuch bei dieſer, weil ihre Verwandten insgeſamt als unbegüterte Edelleute am Hofe zu S..unterhalten würden. Den Weg durch Adelgulden aber erklärte erfür den allerentgegengeſetzteſten, und der Miniſter ſelbſt muſte ihm darin Recht geben.

Wilhelmi. Was aber nun zu thun, lieber Rath? Was fangen wir mit dem Fürſten an?

Lenz. Nichts Anderes, als — die Komteſſe ihm ausreden.

Wilhelmi. Das iſt umſonſt. Er ſpricht zu determinirt — dieſe, oder keine.

Lenz. Ehrwürdiger Mann, Sie vermögen ja Alles über ihn. Es fehlte ſeither nur noch daran, daß er ſich Ihnen entdeckte. Nun ſind Sie auch in dieſer für uns Alle ſo wichtigen Angelegenheit ſein Vertrauter geworden; ſo nehmen Sie doch ja keinen Anſtand, ſeinem Herzen je eher je lieber eine andere Richtung zu geben.

Wilhelmi. Noch wenigſtens, Freund, iſt es zu früh. Noch müſſen wir ihn mit Hofnung hinhalten.

Lenz. Wie iſt er denn jetzt?

Wilhelmi. Unruhig war er; bis zum Aengſtigen für mich unruhig. Ich habe ihm gerathen, den Gedanken feſtzuhalten, daß ſie für ihn nicht verſchwunden ſein ſolle. Seitdem iſt er etwas ruhiger.

Lenz. Alſo — er iſt völlig bei ſich?

Wilhelmi. Ja; eigentliche Gedankenverwirrung habe ich noch nicht an ihm bemerkt. Still, in ſich gekehrt iſt er wohl oft.

Lenz. O ſo verſäumen ſie um ſo mehr keinen Tag dazu. Nicht — noch iſt es zu früh — ſondern — noch iſt es Zeit. Solche Patienten kenne ich. Es bleibt bei dem

Zuſtande, worin er ietzt iſt, nicht, ſobald er auf ſeiner Idee beharret. Der nächſtfolgende ſind Gedankenverwirrungen, die aber noch überhingehen. Dieſe halten nach und nach länger an; endlich werden ſie permanent. Eilen Sie; eilen Sie — es iſt ſonſt einſt zu ſpät — denken Sie an mich.

Wilhelmi. Ich zittere vor der Stunde, wo ich ihm alle Hofnung benehmen, auch die Hofnung benehmen ſoll, die ich ihm ſelbſt gemacht. Ich muß geſtehen; ich baucte viel auf den Plan mit dem Kammerjunker L. zu S..

Lenz. So haben Sie ia gleich die beſte Einleitung zur Sache, wenn Sie ihm dis ſagen und hinzuſetzen, daß dieſer nun geſtorben ſei.

Wilhelmi. Man muß ihm wenigſtens Zeit laſſen. Hofnung noch immer hält ihn; nehme ich ihm dieſe einzige Stütze, ſo — —

Lenz. Wackerer Miniſter, das iſt eine bloſſe Palliatifkur. Endlich mus er ia doch erfaren, daß ihn die Hofnung täuſche. Was alsdann?

Wilhelmi. So geſchieht das, was dann geſchieht, doch ietzt noch nicht. Und — ich halte auch viel auf das interim aliquid fit.

Lenz. Ich ſehe hier nur gar kein aliquid, das kommen und helfen können ſoll. Die Palliatiſkur wird alſo zuletzt zur völligen Inkurabilität führen. Jetzt hat er vielleicht noch Kraft, den Gedanken zu ertragen, daß ihn ſeine Hofnung getäuſcht; hernach wird er gewis zu ſchwach dazu ſein. Alſo — zur Operation, ehe der Brand dazu ſchlägt!

Wilhelmi. Ich kann ſie kaum verrichten. Erſt will ich wenigſtens ſehen, ob ſie ſchlechterdings geſchehen müſſe. Man muß auch nicht zu raſch mit dem Operiren ſein.

Lenz ward bei Hofe gemeldet. Der Fürſt nahm ihn ſehr gnädig auf und fragte ihn blos nochmals, ob er die Komteſſe damals im Wohnorte ihrer Mutter wirklich geſehen habe, und ob ſie noch ſo ſchön ſei. Als beides von ihm bejahet worden, fiel über den ganzen gehabten Auftrag kein Wort weiter. Lenz muſte ſofort die Geſchäfte, welche Wilhelmi ſeither gehabt, beſorgen, und Wilhelmi ward aufgefordert, ſeinen Plan Amaliens wegen binnen vier und zwanzig Stunden mitzutheilen.

Der Miniſter gehorchte noch vor der Zeit und erzählte dem Fürſten zuförderſt den mit dem Kammerjunker L. zu S.. gehabten Plan, der ihm

ſehr ausführbar geſchienen, nun aber durch den Tod deſſelben geſcheitert ſei. Guſtaf erhub traurig die Arme über den Kopf. Wilhelmi fuhr fort und theilte den neuen Plan mit, welchen er nun mit der Mutter der Komteſſe vorhabe, zu der er in eigener Perſon zu reiſen erbötig ſei. Guſtaf ſchlug für Freude in die Hände, und gab ihm, da er von dem ärmlichen Zuſtande hörte, worin die Verwandten der Gräfin lebten, unbegrenzte Vollmacht, ihr iede nöthige und zweckdienliche Verſprechung deshalb zu thun. „Reiſen Sie; reiſen Sie in dieſer Macht noch, ſchlos er, und bringen Sie gute Antwort zurück. Sie ſind der Mann, der Alles kann; meine letzte, aber auch meine ganze Hofnung iſt nun auf Sie geſetzt. Sagen Sie der alten Gräfin, ſie ſolle thun, als wenn ihre Tochter Joſephine hieſſe und nach Egipten zöge; alle ihre Verwandten könnten ihr nachziehen und im Lande Goſen bei mir wohnen.“

Der Enthuſiasmus, mit dem er ſo ſprach, ſchütterte den Miniſter heftig. Der Fürſt that nicht anders, als wenn er Amalien ſchon hätte. „Wenn Sie wiederkommen, rief er ihm noch nach, dann iſt Alles gut. Unterdeſſen will ich arbeiten mit Lenz, daß Sie ſich

darüber verwundern sollen. — Lenz, als er von der neuen Gesandtschaft hörte, schüttelte im voraus sein Haupt dazu.

Gustaf ward vom folgenden Tage an so thätig, wie ihn Lenz nur je gesehen hatte. Ein Zufall bestimmte dismahl die Richtung seiner Thätigkeit. Der langwierigsten Processe einer gelangte auf eine sonderbare Weise zur Finalsentenz an ihn. Die Partheien selbst, des Streitens müde, hatten, ohne ihre Rechtskonsulenten deshalb um Rath zu fragen, und um den unabsehlichen Fortgang der Sache zu hemmen, sich unmittelbar an ihn gewendet, ihn um sein eignes Urtheil gebeten, und sich diesem zu submittiren versprochen. Gustaf fand sich dadurch sehr geschmeichelt. Er sah den ungewöhnlichen Schritt als einen Beweis des unbegrenzten Zutrauens an, das man auf ihn setze, und wollte dieses nun auch verdienen. Er lies sich die sämtlichen Akten bringen und studirte sie erst selbst.

Wie erstaunte er aber, als er gewahr ward, daß es in seinem Lande noch Gerichte gebe, wo die Justiz auf das unverantwortlichste gehandhabt werde! Statt, daß die

Streitsache durch den Gang des Processes hätte entwickelt werden sollen, war sie vielmehr durch ihn noch immer verwirrter geworden. Der Richter hatte in den Vergleichsterminen offenbar seine Schuldigkeit nicht gethan. Die Sachwalter hatten aus einer Klage drei gemacht. Hundert Eide waren geschworen worden, und aus den beigelegten Liquidationen erhellte, daß die Kosten schon den Werth des Gegenstandes überstiegen. Gustaf ließ den Richter vor sich kommen und redete ihn hart darüber an. Dieser entschuldigte sich damit, daß er nicht lange erst im Amte, und daß mithin Alles in der Sache Versehene Sünde seines Vorfaren sei. Lenz muste die Akten nun auch durchgehen und darüber referiren. Nach der Relation ward der Fürst noch aufgebrachter über die in einem Winkel seines Landes verübte Justizplackerei. Er lies die Parteien ins Kabinet bescheiden und, statt eine Sentenz zu fällen, schlug er ihnen einen Vergleich vor, den sie auf der Stelle annahmen.

„Ich rechne mir es gar nicht zur Ehre an, sprach er hernach zu Lenz, daß ich die Leute, welche so lange sich geklagt hatten, binnen fünf Minuten zum Vergleich gebracht habe. Da sie bei meiner Sentenz sogar sich zu beru-

higen versprachen: so war es natürlich, daß sie sich auch bei meinem Vorschlage zur gütlichen Auseinanderkunft beruhigen würden. Allein — wie könnte ich solche Gerichtsakten mir haben vorlegen lassen, ohne nun Alles Mögliche zu thun, daß dergleichen mir nimmermehr wieder vor Augen kommen? Also hat denn auch dieses Böse, welches mein Grosvater mit der Wurzel ausgerottet zu haben glaubte, unter meiner Mutter Regierung wieder hier und da heillose Sprossen getrieben. Auch in Gerichten hat man das Adelgundische System, die Nation zu pressen, annehmlich gefunden. Ich will, daß von nun an alle Klagen, Streitigkeiten und Processe so kurz abgethan werden, als möglich; versteht sich jedoch, daß die Sachen allemahl erst in ihr gehöriges Licht dabei gestellt werden sollen. Schon die lange Erbitterung der Gemüther gegen einander durch Verschleifung der Processe empört mich; die abscheuliche Injustiz, der Gerichtswucher, aber noch weit mehr. Ich glaube in der That nun, daß die Leute den außerordentlichen Weg an mich auch darum eingeschlagen haben, daß ich den unheiligen Gang der heiligen Justiz in manchen Gerichten meines Landes besser kennen lernen möchte,

und ich bin ihnen dafür fürstlichen Dank schuldig. Es ist doch etwas ganz Abscheuliches — Klagen und klagen, und nicht nur kein Ende davon, sondern auch kein Absehen des Endes; Vergleichstermine und kein Vergleich; Sentenzen zwar wohl, aber von der Art, daß beide Theile dagegen leutern müssen; und Kosten über Kosten, und — eine Menge von Eiden, daß man davor erbeben mus. Ob denn die Richter gar nichts weiter wissen, als schwören zu lassen? Geben sie mir Rath — wie mache ichs, daß dergleichen Justizunfug in Zukunft in meinem ganzen Lande weiter nicht möglich sei?

Lenz. Zu machen, gnädigster Herr, ist Alles. Die Bestimmung des Richters ist, dem Hader, der vor ihn gebracht wird, ein Ende zu schaffen. So soll er sich so vollkommen von dem Hader unterrichten, als wenns sein eigner wäre. Alsdann mus er der Parthei, welche Unrecht hat, ihr Unrecht begreiflich machen; er mus sie auf Vorstellungen leiten, auf die sie aus sich selbst nicht kommt, und sie andere, auf die sie zwar kam, die sie aber nicht gehörig erwog, besser beherzigen lehren. Der Gegenparthei, auf deren Seite das Recht ist, mus er auch die Billigkeit

empfehlen. Hilft dis Alles nichts, zu wiederholten mahlen nichts; so thut er an Fürstens Statt den Ausspruch. Wollen sich die Haderer bei dem Ausspruche nicht begnügen, so wenden sie sich damit an den Fürsten; bestätigt ihn dieser, so müssen sie sich dabei begnügen. Dis ist in kurzem der natürliche Gang, welchen die Justizpflege in einer bürgerlichen Verfassung zu nehmen hat. Da ists nun gleich schlimm, daß mancher Richter nicht eher an die vorwaltende Sache denkt, als bis er im angesetzten Termine zwischen den Partheien den Richterstuhl betritt. Er überlässet alsdann die Sache den Advokaten beider Theile, die oft ihren Vortheil dabei finden, die Leute gegen einander zu erbittern, damit sie desto länger ihnen dienen können. Er schweigt zu diesem Rabbulistenunwesen, weil er ebenfals, je länger die Sache dauert, desto mehr Gebühren davon hat. Die Eide selbst bringen schönes Geld ein; je mehr also, desto besser.

Fürst. Die gerichtlichen Eide will ich ganz abgeschaft wissen. Ich habe das erste Beispiel gegeben und beim Antritte meiner Regirung weder mein Volk, noch meine Dienerschaft, schwören lassen.

Lenz.

Lenz. Ganz — gnädigster Herr, das dürfte, so lange die Menschen so sind, wie sie sind, nicht möglich sein. Der grösseste Theil der gerichtlichen Eide könnte aber allerdings wegfallen. Um Kleinigkeiten willen müste durchaus nicht geschworen werden, und bei wichtigen Gegenständen nur im äuserſten Nothfalle. Richter, die hiergegen handelten, müsten auf der Stelle strafbar sein. Eine mit Ernſt und Eifer versuchte Aussöhnung kann allein oft zehen Eide unnöthig machen. Uebrigens müssen die Richter die Akten recht studiren und sich auf Menschen und Fragen an Menschen verstehen, so werden sie gröstentheils ohne Eid erfaren, was sie wissen müssen. Aber — hieran fehlts leider zuweilen und mancher Richter kann vor Spielen nicht an die Akten kommen und kann künstlicher am Lombertische fragen, als an der Gerichtsstäte.

Fürſt. Wird denn immer noch so gespielt? Hat denn mein Beispiel nichts gewirkt?

Lenz. O Ja, gnädigster Herr; aber Alles nicht. Die Leidenschaft ist bei manchem Ihrer Diener zu tief eingewurzelt, als daß sie mit Güte absterben sollte. Und darüber leiden nicht nur die Familien, sondern auch offenbar die öffentlichen Sachen.

Fürſt. Nun, ſo ſoll publicirt werden, daß kein Spieler in Zukunft auf Dienſte bei mir zu rechnen habe, und daß jeder Diener, der Spieler iſt und nicht ſogleich aufhört, es zu ſein, ohne Weiteres kaſſirt werden ſolle.

Lenz. Ich halte dis ſelbſt für das Beſte. Beſonders iſt es bei Gerichtsperſonen äuſerſt nöthig. Kann wohl der tägliche Genus eines Vergnügens, welches immer ein kindiſches Vergnügen iſt und bleibt, der männlichen Stimmung, die doch ein Richter haben ſoll, zuträglich ſein? Und — dis iſt noch das Wenigſte! Der Richter verſplittert offenbar am Spieltiſche die Zeit, welche er zu gehöriger Erkenntnis der verwaltenden Gerichtshände braucht. Er macht ſich den Kopf wüſte, beſchäftigt ſeine Fantaſie durch das Spiel ſo daß er in Gedanken auf dem Richtſtuhle ſpielt und, hat er Abends vorher tief bis in di Nacht hinein geſpielt und viel verlohren, ſ hat er weder Kraft noch Luſt dazu, ſichs angelegen ſein zu laſſen, einen Vergleich zu Stand zu bringen! Das Verbot des Spielens fü alle Richter ohne Unterſchied wird alſo gew äuſerſtnützlich ſein. Dann würde ich ab auch den Vorſchlag thun, jeden Richter, d ſich durch Eifer und Kunſt zu vergleich

besonders hervorthut, vor Andern besonders auszuzeichnen.

Fürst. Schön! Schön! dis soll von nun an Jedem die nächste Anwartschaft auf höhere und einträglichere Justitzstellen geben.

Lenz. Wenn aber das Vergleichen den Richtern öfter gelingen soll, so müssen die Advokaten nicht mehr so freien Spielraum dabei haben. Was sonst drei gute Richter aufbauen, das reisst ein böser Advokat wieder nieder. Solcher Familienruheräuber giebts auch noch in Ihrem Lande, gnädigster Herr! Nicht genug, daß sie jeden aufgebrachten Thoren, der zu ihnen kommt, in seiner Thorheit noch bestärken; auch in den Häusern schleichen sie umher und hetzen Bürger gegen Bürger erst auf.

Fürst. Nennen Sie mir hernach die, welche Sie kennen; das Raubhandwerk soll ihnen sogleich gelegt werden.

Lenz. Gewis ists, von drei Klagen, die eingegeben werden sollen, käme nur eine wirklich vors Gericht, wenn jeder Advokat ein rechtschaffener Mann wäre; so aber wird den Rechtsunkundigen Bürgern, und besonders den Bauern, wenn sie auch das grösseste Unrecht haben, von ihren Konsulenten oft vorgespie-

gelt, daß ſie Recht hätten, oder daß wenigſtens durch Kunſt und Kniffe ihr Unrecht in Recht verwandelt werden ſolle. Und — von zehen Vergleichen gelängen neun, ſtatt daß jetzt Einer kaum gelingt, wenn die Klienten nicht von ihren Sachwaltern gegen die dringendſten Vorſtellungen der bravſten Richter ſchon in voraus abgehärtet und abgeſtumpft würden.

Fürſt. Wie zerſtören wir den Advokatennunſug?

Lenz. Ein ſehr zweckmäſſiges Mittel dazu würde es ſchon ſein, wenn alle Gerichtsſporteln aufhörten. Auch der unedelſte Richter würde alsdann jeder Verzögerung der Sachen ſteuern, weil er davon nichts, als nur mehr Arbeit, hätte; mithin würde auch unrechtſchaffenen Advokaten in Gerichten wenigſtens nicht mehr ſo durch die Finger geſehen werden, wenn ſie offenbar die Gemüther gegen einander aufhetzen. Freigebigſter Fürſt, Sie haben neuerlich Ihre Diener ſo geſetzt, daß Sie, auch wenn ſie Richter ſind, ohne alle Sporteln ſtandesmäſſig leben können. Die Männer, welche in den Kanzleien arbeiten, dürften nur eine Zulage bekommen; ſo hätte mit dem Sportelweſen auch viel anderes Juſtizunweſen ein Ende.

Fürſt. Das will ich gern thun. Mein Volk iſt ja liberal genug gegen mich gewesen; ſo will ich ihm auch unentgeldliche Juſtiz verſchaffen.

Lenz. Dieſe ſollte ſchon der Unpropertion zwiſchen Reichen und Armen wegen in der ganzen Welt eigentlich ſein. Man pflegt zwar dagegen einzuwenden, daß wenn Klagen kein Geld mehr koſtete, Jedermann klagen würde; aber dafür gibts andere Mittel.

Fürſt. Auch kann ich es gar nicht leiden, wenn man von meinem Volke immer das Schlimmſte zuerſt denkt.

Lenz. Damit wäre dann aber doch noch nicht dem ganzen Unweſen der Rabbuliſten geſteuert. Ich hielte es für gut, daß die Advokaten überhaupt nur auf eine gewiſſe Zahl eingeſchränkt würden. Die Zahl ſelbſt wäre nach den Gerichten und nach der Gröſſe der Gerichte zu beſtimmen. In iedem Gerichte müſten nur gewiſſe Advokaten prakticiren dürfen, und die Richter müſten ſie ſelbſt den Partheien zuordnen. Nach einer mäſſigen Taxe müſten ſie von ihren Klienten in Gegenwart des Richters bezahlt werden, und wer überwieſen würde, daß er auſſerdem etwas gefordert, dem würde die Praxis gelegt. Die,

welche sich am bravsten unter ihnen machten, könnten zugleich Hofnung erhalten, am ersten in Aemtern angestellt zu werden. So gnädigster Herr, glaube ich, hätte das ganze Justizunwesen, wo dergleichen in Ihrem Lande noch getrieben wird, ein Ende und die Gerechtigkeitspflege müste in kurzem überall ein ehrwürdigeres Ansehen gewinnen.

Fürst. O lassen Sie uns gleich Alles dazu reguliren! Ich will treulich helfen, was ich kann. Was wird mein Minister sagen, wenn er zurückkommt? Er und ich haben über den Gegenstand gleich anfangs gesprochen; aber freilich — daß es so abscheuliche Akten in einer meiner Amtsstuben gäbe, haben wir Beide uns nicht träumen lassen. Sehen Sie, lieber Rath Lenz, so waren Sie dazu bestimmt, Allen, was er schon für das Wohl meines Volks gethan hat, noch die Krone aufzusetzen. Geschwind, geschwind darüber her! Wir wollen eilen, daß wir fertig werden, ehe er noch wiederkommt.

Lenz entwarf alles zur Justizreform Gehörige; der Fürst setzte hier und da noch Etwas dazu. Ein Paar Sekretäre musten ins Reine schreiben; der Fürst unterschrieb seinen Nahmen mit lebhafter Freude So mit äuserster Thä

eigkeit betrieben, ſtand die Sache in Kurzem da, und als Wilhelmi zurückkam, fing ſie ſchon an in ihrem neuen Gleiſe zu gehen.

Hallo der Zweite hörte davon, ehe er noch die Grenze betrat. „Herrlich, herrlich, dachte er; aber Spannung, Spannung, die ſo, wie du kommſt, ſich in Erſchlaffung verwandelu wird.“ Lenz, bei dem er vorfur, überſchüttete ihn ſogleich mit der vaterländiſchen Neuigkeit. Herrlich, herrlich, ſprach er auch zu dieſem; aber Spannung, nichts, als Spannung, die meine Abreiſe ſchuf, und die meine Heimkehr wieder vernichtet. Ich habe die vergeblichſte aller Reiſen gemacht, die aber auch zugleich das ganze Reiſeweſen in dieſer Angelegenheit beſchlieſſen wird.

Lenz. Das dacht' ich doch wohl.

Wilhelmi. Als ich hinkam, hies es, das ganze Schlos ſei voll Fremder, die Gräfin aber befinde ſich unpas. Auf nähere Erkundigung erfur ich, daß ihre ganze Familie aus S..bei ihr ſei. Da fing ich an zu ahnden. Ich trat in Ihre Fustapfen, lieber Rath, und wendete mich an den Sekretär. Dieſer, als ich mich ihm entdeckte, bat mich um Alles, mich ſogleich zu ent-

fernen, weil ich dort nicht ſicher ſei, und wollte mit der Sprache nicht weiter heraus, als blos, daß ſeine Prinzipalin das Unglück gehabt, ihren Verſtand zu verliehren. Als ich ihm aber die Verſicherung gab, wenn dort für ihn Feierabend würde, ihn hier in Dienſte zu bringen, ward er offen und erzählte mir Alles, was er wuſte und worüber Sie erſtaunen werden.

Lenz. Ich wollte es nun faſt errathen.

Wilhelmi. Ihre Geſchichte mit dem Kammerlunker L. hat zu S. . gewaltigen Lerm gemacht. Er ſelbſt hat noch vier und zwanzig Stunden gelebt und ausgeſagt, daß er ſich mit dem fremden Kaufmanne ſchlagen müſſen, der bei ihm hätte arretirt werden ſollen. Alle Thore ſind darauf geſchloſſen und alle Gaſthöfe viſitirt worden. Ihr Wirth iſt drei Tage in Arreſt geweſen, um zu bekennen, wer bei ihm logirt habe, und, als er dabei beharret, daß er dis nicht wiſſe, hat er ſeine Unwiſſenheit beſchwören müſſen. Man hat Ihre zurückgelaſſenen Sachen durchſucht, und, als man auch hierdurch nicht mehr Licht über Sie bekommen, hat man den Kammerlunker in den Zeitungen an den Folgen eines Schlagfluſſes ſterben laſſen.

Lenz. Dis Alles habe ich in der That erwartet. Mein Glück, daß ich mich auf keine Weise zu erkennen gegeben.

Wilhelmi. Adelgulde aber, derentwegen Sie haben arretirt werden sollen, weil sie Sie sehen wollte, ——

Lenz. Natürlich! Sie hat aber die Sache nicht klug genug angefangen. Oft hab' ich schon gedacht, wie mir geworden sein würde, wenn sie, als ich mich bei dem Kammerjunker befand, ins Zimmer getreten wäre. Das sollte erst einen schönen Auftritt gegeben haben.

Wilhelmi. Adelgulde, wollte ich sagen, ist dabei beharret, daß der entwichene Fremde ein hiesiger Emissair gewesen sei, und hat der Fürstin zu S.. eingeredet, daß die alte Gräfin mit dahinter stecke. Darauf ist dieser der Hof verboten und allen ihren Verwandten das Thor gewiesen worden.

Lenz. Das geht mir äuserst nahe. Diese leiden Allerseits unschuldig.

Wilhelmi. Ueber die plötzliche Ankunft der Flüchtlinge — denn sie haben Alle nicht weiter gewust, wohin — und über die Nachricht von ihrer eigenen Verbannung aus S.. zugleich, ist der alten Gräfin der Kopf wirre geworden. Der letzte Schlag aber fehlte ihr

noch. Sie empfing einen Brief von ihrer Tochter, worin sich diese beklagte, daß sie gar nicht wisse, was sie begangen und wodurch sie ein solches Schicksal verdient habe. Man habe sie erst von Ort zu Ort gebracht, und nun behandle man sie gar als eine Gefangene, so, daß sie nicht einmahl wisse, wo sie jetzt eigentlich sei. Sie werde aber diese Begegnung nicht lange mehr ertragen, und nehme hiermit von ihrer Mutter auf diese Welt Abschied. Dieser Brief hat die alte Gräfin vollends von Sinnen gebracht; der Sekretär zeigte ihn mir. Das ist jedoch noch nicht Alles; das Allerneueste kommt noch. Indem ich abreisen wollte, ward von S.. aus Amaliens Todtenschein an die Mutter geschickt; aller Wahrscheinlichkeit nach hat sie also Gift genommen..

Lenz. Im Ernst — das glauben Sie? Haben Sie den Todtenschein gesehen?

Wilhelmi. Was noch mehr ist, ich habe ihn abgeschrieben. Der Sekretär zeigte ihn mir und behielt ihn hernach an sich, weil mit der Mutter gar nicht zu reden ist. Da — lesen Sie ihn.

Lenz, als er ihn gelesen. In optima forma — das ist wahr. Auch wissen wir doch nun wenigstens, wo sie gestorben sein

soll. Es ist ziemlich weit, und der Pater Aussteller gefällt mir. Hören Sie — wenn sie todt ist, will ich sterben.

Wilhelmi. Sie mögen Recht haben. Aber — was nun zu thun? Nun ist sie wohl auf immer für unsern Herrn verlohren.

Lenz. Das war sie so schon. Adelgilde ist gut dafür. Ja, ich kann Ihnen noch mehr sagen; diese zieht schon Erkundigungen ein, wie die Sache auf ihren Sohn wirke. Das ist ein ruchloses Fürstenweib. Ich glaube, sie sähe das Abscheulichste, was uns begegnen könnte, gern, und wir hätten sie alsdann wieder hier, ehe wir's uns versähen.

Wilhelmi. Das fehlte uns noch. — Was sage ich aber dem Fürsten?

Lenz. Ich an Ihrer Stelle sagte ihm Alles. Wenigstens werden Sie ihm nun doch wohl keine Hofnung weiter übrig lassen? Minister, bei Allem, was uns beiden theuer ist — ich bitte Sie darum.

Wilhelmi. Freilich mus ich nun wohl aus einem andern Tone mit ihm sprechen. Daß aber die Komtesse todt sei, wage ich doch nicht ihm zu sagen.

Lenz. Warum nicht? Ich dächte vielmehr, dis sei das beste Mittel, ihn mit einem

mahle von ihrer Idee abzubringen. Wenn ſie doch todt iſt, kann er ſich ja nicht noch mit ihr vermählen wollen.

Wilhelmi. So vermählt er ſich im Reiche der Schatten mit ihr; denken Sie an mich. Hätten Sie das — dieſe, oder keine — von ihm gehört, wie ich, Sie würden meiner Meinung ſein.

Lenz. Nein, ich glaube vielmehr, daß alsdann die Idee einer gewiſſen Prinzeſſin wieder in ihm rege werden werde, die er auf ſeinen Reiſen kennen lernte, und die er, wie der Leibjäger zu erzählen weis, ſehr ſchätzte.

Wilhelmi. Was für eine iſt das?

Lenz. Die Prinzeſſin zu Z.

Wilhelmi. Ei, das iſt ein braver Hof. Mein Sohn hat mir viel von ihm geſchrieben. Von daher wäre eine gute Landesmutter zu erwarten. Gott, wenn wir das machen könnten!

Lenz. Darum ſagen Sie ihm auf der Stelle Alles und warten ab, was es wirke. Ich glaube, es geht gut. Es wirke aber, was es wolle, ſo kann es doch nichts ſchlimmeres wirken, als was am Ende doch erfolgt. Noch trägt er's; darauf wollte ich wetten.

Er ist so heiter und arbeitet so rasch mit, daß es eine Freude ist, es mitanzusehen.

Wilhelmi. Das ist blosse Spannung. Hat er noch nicht nach mir gefragt?

Lenz. Ja, seit einigen Tagen, stündlich. Zehenmahl habe ichs ihm schon vorrechnen müssen, wie viel Zeit man schlechterdings brauche, um hin und her zu reisen; und da ist er im Stande, nach der Uhr zu sehen und die Stunde zu bestimmen, in der Sie schon hätten wiederkommen können.

Wilhelmi. Nun — da haben wir's. Sie sollen ihn einmal morgen um neun Uhr sehen; nach acht Uhr will ich mit ihm sprechen. Gott verleihe mir Kraft dazu!

Lenz. Aber — was wollen Sie ihm denn eigentlich sagen?

Wilhelmi die Achseln zuckend. Ich möchte schier antworten — was der Geist mir eingeben wird.

Der Minister schlich um Mitternacht in sein Schlafzimmer, hatte erst eine lange geheime Unterredung mit dem Leibjäger und schlief hernach einige Stunden. Sobald der Fürst aufstand, ward er ihm als zurückgekom-

mener gemeldet. Gustaf hatte von dem Augenblick an keine Ruhe mehr, sondern ging in der Viertelstunde an sein Bette. Weil er ihn aber immer noch so fest schlafend fand, wollte er ihn nicht wecken. Zum letzten mahle hatte sich Wilhelmi gewendet, so, daß man ihm ins Gesicht sehen konnte.

„Er sieht so mürrisch aus; das hat wohl nichts Gutes zu bedeuten. Doch, es kann auch von der Reise sein, die ihn so angegriffen hat.“

Der treue Schläfer hatte die Minute bestimmt, in der ihn der Leibjäger wecken sollte. Er zog sich schnell an und eilte zum Fürsten; aber mit eigem Herzen, das schier unter sich selbst erlag. Gustaf war eben im Begrif, ihn abermals zu besuchen, und empfing ihn mit offenen Armen.

„Nun, Helfer in aller Noth — wie lautets? Was für Nachricht? Sie sehen nicht recht freundlich aus. Doch gute — nicht wahr — gute?“

Wilhelmi. Wollte Gott, daß ich sie brächte!

Fürst, als wenn die Erde unter ihm bebte. Also nicht? Nicht? O Gott — o Gott!

Nun, so sagen Sie nur Alles gleich heraus, daß ich den ganzen Schlag gleich weg habe.

Wilhelmi. Sie ist nirgends zu erforschen, und die Mutter hat darüber den Verstand verlohren.

Der Fürst wendete sich und ging ans Fenster. Da faltete er bald die Hände; bald hub er sie gen Himmel. Die traurige Pantomime währete lange. Wilhelmi näherte sich ihm.

„Gnädigster, bester Herr, sind Sie nun im Stande, mich weiter zu hören? Hören Sie, ich bitte Sie flehentlich, einen Mann, der wenn er dadurch Ihren Wünschen Erfüllung schaffen könnte, gern auf der Stelle gleich auf sein Dasein resignirte.“

Fürst, sich umwendend. Also — sie ist nirgends zu finden?

Wilhelmi. Nein; auf den seither eingeschlagenen Wegen wenigstens nicht.

Fürst. Und die Mutter ist darüber von Sinnen?

Wilhelmi. Ja, leider!

Fürst. So brachte Mutterliebe schon um den Verstand. (greift sich vor die Stirn) du armer Kopf auch!

Wilhelmi, der allen Muth verliehrt, die Abschrift des Todtenscheins vorzuzeigen. Lassen

Sie mich das Letzte noch thun, das übrig ist. Vielleicht —

Fürst. Und was denn?

Wilhelmi. Die Gräfin soll ihre Tochter in allen Zeitungen citiren lassen, um sie noch einmahl zu sprechen. Ihr Sekertär wirds gewis besorgen; ich habe ihm vorläufig hiesige Dienste versichert.

Fürst. Er kann gleich angestellt werden.

Wilhelmi. So, wie die Komtesse alsdann erscheint, bringt er sie her.

Fürst. Wenn sie aber unter einem andern Nahmen lebt, wer wirds ihr sagen können, daß sie in den Zeitungen stehe?

Wilhelmi. Sie selbst wird es lesen und verstehen.

Fürst. Die Damen lesen keine Zeitungen.

Wilhelmi. O doch; hinter die Avertissements von Todesfällen und andern Familienvorgängen sind sie besonders her.

Fürst. Ach, das sind Alles Sachen, die mich nur hinhalten sollen. Hätte ich sie nur nie gesehen!

Wilhelmi, treuherzig. Wenn nun aber auch dis nichts hilft, so setze ich mein festes Vertrauen auf Sie, daß Sie der Unmöglichkeit nachgeben werden.

Fürst.

Fürst. Das heisst, daß ich einsehen werde, daß es um meine Ruhe auf immer geschehen sei.

Wilhelmi. Sie werden Ihre Ruhe wiederfinden; wiederfinden an einem andern Herzen, das ewig für Sie schlägt.

Fürst. Nein, lieber Minister, wenn ich diese nicht haben soll, dann nie Eine.

Wilhelmi. Ich darf Ihnen Alles sagen, das weis ich. Sie haben mir versprochen, mich zu hören, wenn ich mit Ehrfurcht spreche und rathe. Sie haben die Komtesse von R. doch wirklich nur einmahl und das auf kurze Zeit gesehen und gesprochen.

Fürst. Das ist recht gut; aber — diese darf man auch nur einmahl sehen und sich einige Stunden mit ihr unterhalten, so ists genug.

Wilhelmi. Ich meine damit nur, daß die Eindrücke, welche selbige auf Sie gemacht, als so schnell gemachte, auch mit der Zeit wieder erlöschen werden.

Fürst. Das ist unmöglich, lieber Minister. Es gibt warlich Menschen, die durch eine Stunde Umgangs unser Herz auf immer weg haben und sofort unauslöschliche Eindrücke auf uns zurücklassen. So viel Schönes, Gutes und Grosses beisammen braucht nicht erst zergliedert zu werden, um zu entzücken. Die

Totalempfindung desſelben reiſſt hin, auf ewig hin. So iſt mir's gegangen.

Wilhelmi. Sie haben ihr damals doch Ihre Liebe nicht erklärt.

Fürſt. Förmlich hab ichs freilich nicht gethan. Ich hätt's aber nur thun ſollen; ich hätte ſie als meine Braut gleich einführen und ſie hier behalten ſollen.

Wilhelmi. So können Sie auch in der That nicht mit Gewisheit wiſſen, ob Sie auf ihre Gegenliebe zu rechnen haben.

Fürſt. Glauben ſie nicht, daß ich mich bei einer Herzensangelegenheit als Fürſt fühle und etwa blos vorausſetze, mein Stand berechtige mich ſchon zu der Hofnung, daß ſie meine Hand nicht ausſchlagen werde. Ich habe aber gute Augen.

Wilhelmi. Sie mus ſogar von Ihrer Liebe nicht einmahl etwas ahnden; denn ſie hat der Mutter geſchrieben, ſie wiſſe gar nicht, worum man ſie erſt von Ort zu Ort gebracht und nun gar als eine Gefangene halte, ſo, daß ſie nicht einmahl wiſſe, wo ſie ſei.

Fürſt, von neuem heftig beſtürzt. Als eine Gefangene? Gott — die Arme! Und doch ſoll ſie in den Zeitungen citirt werden?

Wilhelmi. Ich rechne da viel auf günſtigen Zufall.

Fürſt. Ich nicht. — Was noch mehr iſt, die Mutter wird ihr doch wohl gewis geſagt haben, was ich ihr durch Lenz geſchrieben.

Wilhelmi. Das glaub' ich nicht. Der Erfolg der Sache widerſpricht. Erwägen Sie auch einmahl dis — Sie machen die Leidende auf der Stelle wieder frei, ſobald es heiſſt, daß Sie ſich vermählt haben.

Fürſt. Ich mich nun vermählen? Daran iſt nicht weiter zu denken.

Wilhelmi. Davon können ſie ſich nicht diſpenſiren, ſpricht Hallo der Erſte durch mich. Das Vaterland legt Ihnen von nun an dis als die heiligſte ihrer Pflichten auf. Bedenken Sie — Sie ſind der Letzte Ihres Stammes. Ihre brave Nation wird nicht eher ruhig, bis ſie Succeſſion ſieht. Sie ſelbſt können nicht eher ruhig werden; und alle Ihre noch ſo wohlthätigen und beglückenden Anſtalten ſind bloſſe vorübergehende ſchöne Phänomene ohnedis.

Fürſt. Ach — ich liebe mein Volk über Alles, und der Gedanke an ſeine Lage nun, wie an die meinige, zerreiſſt mir das Herz. Aber ich bitte Sie, was für eine Vermählung gäbe das nun? Ich kann keine andere lieben,

als Amalien. Ich vermählte mich alſo mit einer Perſon, die ich nicht liebte; ich machte dieſe unglücklich — wäre das recht? Und dann — Kinder zeugen mit einer Perſon, die man nicht liebt — das wäre ein opus operatum, wogegen ſich jedes meiner Gefühle ſträubt. Amalie leidet für mich, und weis ſie dis nicht, ſo weis ichs doch; ſo will ich auch für ſie leiden. Nichts ſoll uns ſcheiden. Ihr Eindruck auf mich iſt einmahl unauslöſchlich.

Wilhelmi. Das wird er nicht ſein, wenn Sie ſich nur ſelbſt zu Hülfe kommen wollen.

Fürſt. Das will ich eben nicht. Und — wodurch auch?

Wilhelmi. Dadurch, daß ähnliche Eindrücke von einer andern Seite auf Sie gemacht werden.

Fürſt. Das ſoll nicht ſein, iſt auch platterdings unmöglich.

Wilhelmi. Sie ſind ja gereiſet und haben gewis manche edle Fürſtentochter kennen gelernt.

Fürſt. O ja. Z. E. die Prinzeſſin von Z.

Wilhelmi. Nun, ich bitte Sie, das iſt ja ein treffliches Haus. Wie glücklich wäre das Land, wenn es von daher eine Mutter bekämel

Fürſt. Das will ich gern glauben. Sie machte auch Eindrücke auf mich; die aber alle weg waren, ſobald ich die Komteſſe geſehen.

Wilhelmi. Vielleicht, wenn Sie ſie wieder erſähen, erneuerten ſich die Eindrücke, und, wenn Sie dann der Komteſſe wegen die Unmöglichkeit hinzudächten, ſo — —

Fürſt. Nein, meine Amalie ſoll nun ewig im Beſitze meines Herzens bleiben; es mag mir darüber gehen, wie Gott will.

Wilhelmi. Das arme — arme Vaterland!

Fürſt. Ja, es ſchreie Ach und Weh; aber nicht über mich, ſondern — über meine Mutter!

Wilhelmi. Vielleicht, daß ſie doch nur aus gewöhnlichen Standesbegriffen bei der Sache handelt.

Fürſt. Nein, es iſt dafür, daß ich nicht die Braut haben wollte, die ſie mir gewählt.

Wilhelmi, dem nun die Noth Muth macht. Wie aber, wenn die Komteſſe gar todt wäre?

Fürſt, weit weniger betroffen, als Wilhelmi gedacht hatte. Todt? Auch das änderte nichts in meinem Plane. So bliebe ich ihr treu, bis eine beſſere Welt uns doch vereinigte. — Wie kommen Sie auf den Gedanken? (als Wilhelmi ihm die Abſchrift des

Todtenscheins gereicht und er sie gelesen? Und doch soll sie in den Zeitungen citirt werden?

Wilhelmi. Ich argwöhnte, daß das Dokument unächt sein könnte.

Fürst. Nein, nein; wir wollens für ächt annehmen. Amalie ist todt. (geht lange auf und nider) Ja, Amalie ist todt. Gut; so hat die Freude für diese Welt ein Ende. Lieber Minister, lassen Sie mich allein.

Dis war das erste Mahl, daß der Minister Befehl bekam, sich zu entfernen. Er ging in das Arbeitszimmer, wo Lenz schon in voller Thätigkeit war. Es ward stumm forterpedirt, und der Fürst kam nicht nach. Es schlug zehen Uhr, eilf Uhr; es war nahe an zwölf; der Fürst kam nicht.

Lenz, der sich für Wisbegier nicht länger halten kann. Ehrwürdiger Mann, Sie sprechen ja gar nicht. Wie ists denn abgelaufen?

Wilhelmi. Schlecht, glaub' ich. Ich wollte nicht davon anfangen, weil ich dachte, wir würden gestört werden. Wie ich aber sehe, warten wir heute umsonst auf ihn. Dis bestärkt mich in meinem Glauben.

Lenz. Was haben Sie ihm denn gesagt?

Wilhelmi. Alles. Er brachte mich selbst dazu; er blieb bei der Komtesse, und alle meine Vorstellungen und Bitten halfen nichts. So gab ich ihm die Abschrift des Todtenscheins.

Lenz. Bravo! Wie ward er da?

Wilhelmi. Warlich, wie ruhiger.

Lenz. Ruhiger? Sehen Sie, so hätte ich doch Recht, daß seine Vernunft nun das übrige thun werde.

Wilhelmi. Und ich — fürchte das Gegentheil. Er sagte, so wär's gut, und ich möchte ihn verlassen.

Es ward zur Tafel geblasen. Gustafs Stuhl blieb leer. Man habe ihn eben mit dem Leibjäger wegreuten gesehen, hies es. Nach der Tafel nahm Wilhelmi den Rath Lenz mit in sein Zimmer, wo ein Billet des Fürsten lag. Wilhelmi erbrachs schnell, las und sprach — da haben wirs. „Ich reise nach Gustafshöhe auf einige Zeit und befehle, daß Niemand eher dahin zu mir komme, bis ich ihn rufen lasse. Sachen, die meiner eigenhändigen Unterschrift bedürfen, können mir nachgeschickt werden.“

Lenz fand sich auch durch dieses Billet in seiner Meinung bestärkt, daß der Fürst sich besinnen würde, und hielt es für sehr gut, daß

er sich zu diesem Behufe in die ländliche Einsamkeit begeben habe. Die Natur, meinte er, würde da der Einsamkeit noch zu Hülfe kommen, und der Fürst würde da noch geschwinder geheilt werden, als irgendwoanders. Für Wilhelmi aber war und blieb der Vorgang ein Donnerschlag. Ich traue, sprach er, weder der Einsamkeit, noch der Natur, wenn die traurigen zu ihnen flüchten. Beide zusammen vollends — o weh! Der Hang zur Schwärmerei findet in ihrem Schosse zu sehr seine Nahrung. In ein sanftes Weltgeräusch, wie am Hofe zu Z. ist, würde ich meinen Herrn geführt haben, wenn er mich zum Führer gewählt hätte. Der Erfolg wird bald lehren, wer von uns Beiden Recht gehabt habe.

Die Geschäfte wurden nun ohne Fürst fortgesetzt; Wilhelmi aber arbeitete nicht mehr so gern, als sonst, ob ihm gleich Lenz immer den besten Muth zusprach. Das erste Packet der dem Fürsten nachgeschickten Sachen kam mit seinen Unterschriften zurück; das zweite blieb aussen; das dritte auch. Noch wuste man im Lande von Allem nichts; sondern es hies, der Fürst wolle sich auf Gustafshöhe eine Zeitlang von seinen Arbeiten erholen.

Nun sank dem Minister der Muth ganz, und auch Lenz fing an zu fürchten. Beide vereinigten sich sofort zu Ergreifung der ernsthaftesten Maasregeln. Lenz bestand darauf, daß Wilhelmi ohne weiteren Aufschub sich zudrängen müsse. „Ich will nicht erwähnen, wie das, was unser Herr iezt thut, dem gerade widerspreche, was ich am Huldigungstage in seinen Namen der Nation vorlesen muste, daß er nehmlich von Jedem zu finden sein wolle; aber vor Ihnen kann er sich nicht verschliessen. Sie sind Minister; er mus Sie vor sich lassen, und Sie sind sonst der Nation für Alles, was geschieht, verantwortlich.“ Wilhelmi aber glaubte erst noch einen andern Versuch machen zu müssen und beschied den Kastellan zu sich. Der Kastellan erschien nicht. Man schickte ihm einen Strafbefehl; worauf er sich schriftlich mit der doppelten Ordre, die der Fürst, sobald er angekommen, gegeben, entschuldigte, daß schlechterdings Niemand, es komme, wer da wolle, auch der Minister nicht, vor ihn gelassen werden, und daß auch Keiner von seinen Leuten bei schwerer Strafe nach der Residenz reisen sollte. Uebrigens, setzte er hinzu, zittere er, wenn er nur an den Fürsten denke.

Als Wilhelmi sich hierauf in der äußersten Verlegenheit befand, kam ihm der brave Leibjäger zu Hülfe. Dieser schrieb ihm, daß er ihn, als Minister, nothwendig zu sprechen habe. Er sei zwar auf das heiligste seinem Herrn verpflichtet; leider müsse er aber nun das Stillschweigen brechen, und wenns ihm den Kopf kosten sollte. Nach der Residenz dürfe und könne er nicht; er wolle aber in der nächsten Nacht auf der Schäferei vor Gustafshöhe sein und da den Minister erwarten.

Wilhelmi und Lenz eilten zur bestimmten Zeit an den bestimmten Ort. Lenz muste sich verborgen halten; doch so, daß er Alles hören konnte. Gleich nach Mitternacht kam der Leibjäger an und sah ganz zerstört aus.

„Was macht mein Fürst?“

Leibjäger. Ach — Gott soll mit uns sein — das ist ein trauriger Zustand; viel trauriger, als Sie sichs denken können. Ich will Ihnen Alles erzählen; denn ich glaube, es nimmt einen schrecklichen Ausgang. Aber — ich breche eine mir heilige Pflicht, um eine noch heiligere zu erfüllen; lassen Sie mich darunter nicht leiden!

„Da hat Er den Handschlag von mir, rechtschaffener Patriot, ich stehe Ihm mit

Ehre und Leben für Alles. Verheele Er mir nur nichts.

Leibjäger. Wie wir hier anlangten, wuſte ich ſelbſt nicht, was ich aus ihm machen ſollte. Er ſchien weder traurig, noch vergnügt. Es war, als wenn er noch nicht wüſte, was er ſein wollte, und als wenn die ſonderbare Stimmung erſt der Uebergang zu ſeinem künftigen eigentlichen Gemüthzuſtande wäre. Sein erſter Gang war in den Luſtgarten. Da beſah er alle Lauben und alle Boſkets, als wenn er etwas ſuchte. Tags drauf nahm er Spaden und Schaufel und fing an in der groſſen Roſenlaube einen Grabhügel aufzuwerfen. Ich bot ihm meine Hülfe an; er wies mich aber zurück und befohl, daß von nun an Niemand, ſobald er im Garten wäre, in die Gegend der Roſenlaube kommen ſollte. Ich belauſchte ihn von der Zeit an über die Gartenmauer. Als er mit dem Grabhügel fertig war, bepflanzte er ihn mit Bluhmen. Dann lies er ein ſchwarzes Kreutz verfertigen, klebte ein groſſes A daran und ſetzte es auf den Hügel. Täglich umwindet er nun das Kreutz mit neuen Bluhmenketten und iſt früh und ſpät in der Laube.

„Warlich — ſo etwas habe ich mir gedacht. Wie iſt aber ſein Befinden dabei?“

Leibiäger. Er iſſt ſtark, trinkt aber wenig und ſchläft noch weniger. Wenn er nicht Opium nimmt, kann er kein Auge ſchlieſſen. Heute war der Tag wieder, wo er dergleichen nimmt, und darum wagte ichs, mich auf eine kurze Zeit zu entfernen. Ich habe mir das Herz genommen, ihn zu fragen, was ihm denn ſei; er hat mir aber ſtreng verboten, je wieder darnach zu fragen.

„Wie iſt er denn ſonſt? Siehe man ihm etwas an? Man merkt doch wohl nicht an ihm — —? (faſſt ſich vor die Stirn)“

Leibiäger. Ach ja wohl — Alles, Alles! Sie würden ihn kaum wiederkennen, wenn Sie ihn ſähen; ſo hat er ſich verändert. Dabei iſt er ganz in ſich gekehrt und ſpricht wenig. Beim erſten Packete, das er unerbrochen liegen lies, ward mir ſchon bange; beim zweiten noch banger. Nun aber iſts ganz arg. Er kommt faſt nicht mehr vom Hügel, umfaſſt bald das Kreuz, bald knieet er davor, ſpricht da bald mit ſich ſelbſt, bald mit Amalien, und das immer von jener Welt und vom baldigen Wiederſehen dort. Seit ehegeſtern ſtehts mit der Ordnung ſeiner Gedanken nicht mehr richtig, und, bleibt er noch

lange hier, so haben wir am Ende ein Kind zum Herrn.

„Ach hilf, hilf, barmherziger Gott!“

Leibjäger. Um acht Uhr wird er schon in der Rosenlaube sein. Wenn Sie da in der Gegend, wo ich die Steine auf einander gestellt habe, über die Mauer blicken wollen, so werden Sie ihn und Alles so sehen, wie ichs erzählt habe. — Ich habe nun gethan, was ich dem Lande schuldig war; es ist die höchste Zeit, daß ein Schritt von Belang geschehe. (sieht nach der Uhr) Ich mus fort.

Wilhelmi zu Lenz, als der Leibjäger fort war. Was sagen Sie nun?

Lenz, ausser sich. Ach leider haben sie nun Recht gehabt. Nun aber bleiben Sie auch hier und weichen nicht von dannen, bis Sie vor ihn gekommen sind.

Wilhelmi. Heute noch mus ich ihn sprechen; lassen Sie mich aber dabei meinen eigenen Gang gehen. Erst wollen wir uns nach dem Vorschlage des Leibjägers an die Gartenmauer verfügen und ihn sehen. Dann wollen wir schnell wieder nach Hause, und ich will mit dem Leibarzte sprechen. Dieser soll mit mir gleich heraus; es kann nun Alles nichts weiter helfen. Ein Dritter mus davon

wissen; denn einen Arzt mus ich mit zur Seite haben.

Lenz. Der Meinung bin ich auch. Es können vielleicht Masregeln müssen getroffen werden, deren Nothwendigkeit oder Beschleunigung sogar von dem Urtheile eines einsichtsvollen Arztes über seinen gegenwärtigen und künftigen Geisteszustand abhangt. Was sollen wir machen? die ganze Welt weis, daß der Fürst im Lande sei, und doch stocken die wichtigsten Sachen, weil es an seiner Unterschrift fehlt. Sie haben keine besondere Vollmacht dazu, und doch sollicitirt man schon darum.

Wilhelmi. Zu den Unterschriften will ich ihn wohl bewegen, wenn ich nur erst bei ihm bin; für seine eigene Person aber mus der Leibarzt sorgen. Das verstehe ich nicht.

Lenz. Da wollt' ich eben noch hinzusetzen, daß ich wenigstens vom Leibarzte abrathe. Ich traue ihm nicht. Er steht mit der Herzogin von .. in Verbindung; weiter brauche ich nichts zu sagen. Nehmen Sie lieber den jungen B. aus der Schweiz, den der Fürst auf seinen Reisen kennen lernte und nachkommen lies.

Wilhelmi. Das ist ein blosser Chirurgus.

Lenz. Nein, er ist Beides, und ist aus einer trefflichen Schule. Auch kann ihn der

Fürſt wohl leiden. Der Leibarzt iſt ihm zu weitläuftig.

Wilhelmi. Und dann findet ſich dieſer beleidigt und kann uns noch gefährlicher werden.

Lenz. Sie werden der Sache ſchon eine Wendung zu geben wiſſen. Und — wärs auch, ſo iſt hier aus zwei Uebeln das kleinere zu wählen. Am gefährlichſten wären uns doch wohl ausführliche Relationen von dem Zuſtande des Fürſten an gewiſſe Behörden ...

Wilhelmi. Ich will Ihrem Rathe folgen.

Gegen acht Uhr begaben ſich der Miniſter und der Rath Lenz in die Gegend der Gartenmauer, wo die bezeichneten Steine lagen. Beide ſahen hinüber und erblickten Grabhügel und Kreuz; der Fürſt aber war noch nicht da. Nach einiger Zeit hörten ſie ein Geräuſch. Als ſich dieſes wieder verlohr, guckte Wilhelmi über die Mauer und ſah den Fürſten ſchon kniend am Hügel mit dem Rücken gegen ihn. Lenz ſah ihn auch ſo. Dann ſtand der Fürſt auf und umwand das Kreuz mit friſchen Blumenketten. Beide entſetzten ſich über ſeinen Anblick und fanden ihn ſehr verfallen. Darauf hub er einen Monolog an, der, ſo viel man davon verſtehen konnte, aus lauter überſpannten Ideen ohne allen Zuſammenhange

beſtand. Wilhelmi wiſchte ſich die Thränen ab und ſprach zu Lenz — Nun habe ich genug geſehen und gehört; wir wollen eiligſt nach Hauſe.

Unterdeſſen war ein Brief von dem Sekretär der Gräfin von N. eingegangen. Dieſer meldete dem Miniſter, daß er gar nicht wiſſe, was vorgehe. In der Nacht habe ein Kommando Dragoner aus S.. das Schloß ringsum beſetzt und ihn aus dem Bette geholt. Vor dem Offizier habe er ein ſcharfes Verhör darüber ausſtehen müſſen, was für Perſonen ſich jetzt im Schloſſe befänden, und ob ſeit kurzem Jemand angekommen ſei. Als er das Letztere mit gutem Gewiſſen geleugnet und alle die Verwandten der Gräfin, welche bei ihr wären, genannt, ſei das Schloß viſitirt worden. Gleich nach der Viſitation habe er Stubenarreſt bekommen, und eine Niece der Gräfin, von der er in der That nicht gewuſt, daß ſie Abends vorher noch angekommen, ſei nach S.. abgeführt worden. Von einem Dragoner, der die Wache bei ihm gehabt, habe er erfaren, daß ſeit vier und zwanzig Stunden drei Eſtafetten zu S.. angekommen wären. Jetzt da er ſchriebe, ſei er wieder frei, und die Niece

der

der Gräfin eben wieder zurückgekommen; das Dragonerkommando aber sei noch da und halte alle Zugänge des Schlosses besetzt. Eingepackt habe er schon und halte nun den Minister bei seinem Worte, ihm, wenn er zu ihm flüchten müste, Brod zu verschaffen.

Wilhelmi, als er den Brief gelesen, zu Lenz. Was ist das wieder?

Lenz. Daß der Todtenschein falsch gewesen ist, wie ich sagte. Sie kann nun Gelegenheit gefunden haben, sich zu befreien, und so wird man sie bei der Mutter zuerst vermuthet haben.

Wilhelmi. O so fiele wieder ein Strahl der Hofnung vom Himmel herab.

Lenz. Für mich nicht. Ja, wenn wir wüsten, wo sie wäre; oder wenn ihr der Fürst die geringste Erklärung an dem Abend gethan hätte, daß sie selbst Nachricht von sich gäbe. So aber schien sie ein entschlossenes Geschöpf zu sein, und ich glaube, ist sie frei, so geht sie in Mannskleidung in die weite Welt.

Wilhelmi. So wäre es nun wohl Zeit, den Einfall, welchen ich schon gehabt, auszuführen und sie durch die Zeitungen zu erforschen.

Lenz. Das müste wenigstens auf eine sehr listige Art angefangen werden, wenn sie

nicht von neuem in Gefar gesetzt werden sollte, ihre Freiheit zu verlehren. Lassen Sie uns noch einigen Anstand nehmen; ich glaube, daß wir bald etwas näheres darüber erfaren, daß sie noch lebe.

Jetzt trat der Hausverwalter von Thalsdorf, mit Angstschweis bedeckt, herein und meldete, daß gestern ganz spät der Justizamtmann aus .. mit militärischer Begleitung in den Hof gekommen sei und fürstlichen Befehl aufgezeigt habe, das ganze Haus zu visitiren. Er habe es nicht verwehren können und blos gefragt, was man suche; worauf er aber keine Antwort erhalten. Als man darauf vom Boden an bis zum Keller alles durchsucht, sei der Justizbeamte wieder abgezogen.

Wilhelmi ärgerte sich nicht wenig und entließ den Hausverwalter mit dem Bescheide, es sei nun einmahl geschehen, und er wolle sich deshalb bei dem dortigen Fürsten beschweren.

„Ist das nicht eine platte Behandlung, lieber Rath? Wenn ich auch kein Edelmann bin, so hätte man mir doch nicht so ins Haus fallen sollen, wie dem Korbsassen. Der Fürst begegnet mir auch sonst immer mit der ausgezeichnetesten Achtung. Inzwischen — wir

haben jetzt wichtigere Dinge vor. Was mag aber auch dieses wieder bedeuten sollen?“

Lenz. Das verstehe ich auch nicht. Wenn man auch, da man sie bei der Mutter nicht fand, vorausgesetzt hätte, sie wisse von der Liebe des Fürsten zu ihr: so würde man doch wohl eher gedacht haben, daß sie gerade hieher, als daß sie nach Ihrem Gute gegangen sein werde.

Wilhelmi. Mich kennt sie ja auch gar nicht und weis noch weniger, daß Thaldorf mein ist.

Ein Bedienter kam und brachte ein Billet vom Leibarzte mit dem Zusatze, daß dieser ganz früh da gewesen sei und den Minister habe sprechen wollen. Der Leibarzt meldete, daß er auf einige Tage verreisen müssen; wozu er ohnehin jetzt Zeit genug habe, da ihn der Fürst nicht mehr konsuliren zu wollen scheine.

Wilhelmi. Vortreflich! So bedarf es keiner Entschuldigung, daß wir den B. mitnehmen.

Lenz. Die Dinge hangen aber zusammen; denken Sie an mich.

Wiederum kam ein Bedienter und händigte dem Minister ein Schreiben von dem Fürsten zu .. ein, worin sich dieser über die urplötzliche

Viſitation zu Thalborf entſchuldigte. Da auswärtige Requiſition deshalb auf eine ſo dringende Art geſchehen, ſchrieb er, und der Gutsbeſitzer nicht anweſend ſei, ſo habe allerdings etwas tumultariſch verfaren werden müſſen. Die Urſache der geſchehenen Hausſuchung werde ihm wohl bekannt ſein und er wolle ihn nicht weiter daran erinnern. Uebrigens verſichere er ihm ſeine fortdauernde Freundſchaft und bezeuge ihm ſein ganzes Mitleiden.

„Das iſt äuſerſtbrav von dem Herrn. Drum, ich konnte mir's gar nicht erklären, wie er mich ſo behandeln laſſen könne. Meinetwegen können ſie zehenmahl viſitiren. Aber was iſt das, daß er mich bemitleidet? Nun werden mir alle die Dinge ganz unerklärbar; ſie ſcheinen zuſammenzuhangen und auch nicht zuſammenzuhangen.“

Lenz. Ich bekenne ebenfals, daß ich keinen Vereinigungspunkt entdecke. — Laſſen Sie uns Alles auf die Seite ſtellen und iezt für unſern Herrn ſorgen!

Wilhelmi. Wenn B. kommt, bleiben Sie hier; wir drei machen nun gemeinſchaftliche Sache. Mein Plan iſt — ich gehe zum Fürſten und komme nicht wieder hieher. Ich weiche und wanke nicht von ihm. Sie müſſen

einſtweilig die Geſchäfte beſorgen und können auf Stunden zu mir kommen, ſo oft es nöthig iſt, bis wir erſt ſehen, wohin es aus will.

Lenz. So iſts ſchön. — Da wird B. kommen.

Wilhelmi zu B. Wiſſen Sie nicht, wohin der Leibarzt gereiſet iſt?

B. Wie ich vermuthe, zur Herzogin von .. Wenigſtens iſt in der Nacht eine Eſtafette von daher an ihn gekommen. Er ſelbſt hat mir nichts geſagt; rufen lies er mich zwar, aber nur um mir einige Aufträge zu machen.

Lenz zu Wilhelmi. Nun — nicht wahr?

Wilhelmi. Iſt denn die Herzogin krank?

B. Das kann ich nicht ſagen, glaub's aber kaum. Unſeres Fürſten Mutter ſoll jetzt bei ihr ſein.

Lenz zu Wilhelmi. Nun erwägen Sie — wenn dis um einige Tage ſpäter geſchah, und Sie hätten ihn heute mitgenommen ...

B. Ich weis überhaupt nicht, was für ein Geforſche ſeit geſtern und ehegeſtern nach dem Fürſten und nach ſeinem Befinden iſt. Auch der Leibarzt fragte mich ſehr bedeutend, ob ich nichts Neues von Guſtafshöhe wiſſe. Ebenſo wollte er auch gehört haben, daß auf das

schlemmigste Zimmer für Damen hier zubereitet werden sollten.

Wilhelmi. Hören Sie, junger Mann, ich halte Sie für so brav, als Sie geschickt sind; können Sie schweigen?

B. Wie eine Bildsäule.

Wilhelmi. Und lassen sich auch nie zur Untreue gegen unsern Fürsten verleiten, es sei, wodurch es wolle?

B. Ein Mann für den die ganze Welt offen ist — ein Schweitzer, der ohnehin am liebsten im Vaterlande stirbt, lässet sich durch nichts dazu verleiten.

Wilhelmi. Wohlan dann; wir brauchen den dritten Mann, einen Arzt, und stehen nun alle drei für einen Mann. Alles, was der Eine von uns weis, müssen nun auch die übrigen wissen. Es betrift das ganze Heil dieses Landes — unsern Fürsten, den das grösseste Unglück zu bedrohen scheint. Ich will Sie kürzlich von der ganzen kümmerlichen Sache orientiren. (als er die Erzählung vollendet) Ich will nun gleich zu ihm hinaus und Sie müssen mit, es gehe uns, wie es wolle.

B., der während des Zuhörens immer tiefsinnender geworden war und zuletzt wie versteinert da stand. Das will ich von ganzem

Herzen thun; Alles will ich thun, was Sie wollen.

Wilhelmi. Was urtheilen Sie vorläufig über seinen Zustand?

B. Erst mus ich Ihn freilich sehen und beobachten. Soll ich aber nach ähnlichen Fällen, die ich gehabt, schliessen: so ist das Wiedersehen der Komtesse sein einziges Rettungsmittel. Und — aus dem Garten da und von Gustafshöhe überhaupt mus er weg; oder es ist an keine Kur zu denken. Uebrigens, ehrwürdiger Minister, prospiciren Sie sich bei Zeiten.

Wilhelmi. Wie meinen Sie das?

B. Daß Sie eilen, damit Sie allein, oder mit Mehrern, von ihm authorisirt werden, ganz und gar in seinem Nahmen zu handeln.

Lenz. Das ist mein Gedanke auch.

Wilhelmi. Ich glaube gar nicht, das er auf dergleichen Gegenstände mehr hört.

B. Es werden sich in Augenblicke finden lassen, wo er bei sich ist. Das lassen Sie mich nur besorgen.

Wilhelmi und B. fuhren nach Gustafshöhe ab. Ihr erster Gang war an die Gartenmauer. Da sahen sie den Fürsten, wie er

lange Zeit mit tief in die Augen gedrücktem Hute und mit in einander geschlagenen Armen am Grabhügel stand. B. schüttelte den Kopf und ging abgeredeter massen in die Schenke. Wilhelmi aber begab sich aufs Schlos und befehl dem Kastellan, ihn zu melden.

Kastellan. Ach, Sie kommen wie ein Engel von Himmel; mit unserm Herrn ists rein aus. Aber melden darf ich Sie nicht.

Wilhelmi. Wo ist er?

Kastellan. Im Garten.

Wilhelmi. So gehe ich ihm dahin nach.

Kastellan. Das dürfen Sie auch nicht.

Wilhelmi. Das will ich doch sehen.

Kastellan. Ach ja, ja; thun Sie es. Nur sagen Sie nicht, daß ich davon weis.

Wilhelmi ging in den Garten.

Der Fürst knieete am Grabhügel. Wilhelmi schlich an ihn hin und knieete in einiger Entfernung hinter ihm auch nider. Hoch und immer höher klopfte dem Bidermanne das Herz. Endlich stand der Fürst auf, ging um den Hügel, erblickte ihn und fuhr heftig zusammen.

„Was? Wer hat Sie eingelassen?“

Wilhelmi, dem das Schrecken über den Anblick des Fürſten beinahe ebenſo die Beſinnungskraft nimmt, wie ſie der Fürſt jetzt durch ſeinen Anblick wieder bekam. Ich — mich — ſelbſt.

„Ich habe aber befohlen, daß Niemand mir nachkommen ſolle.“

Wilhelmi, noch immer knieend. Haſſo der Zweite wollte auch einmahl da beten, wo jetzt Guſtaf der Zweite immer betet. Er hat gewis recht andächtig für Sie gebetet.

„Nun, weil Sie es ſind! (geht an ihn und richtet ihn in die Höhe; kann ſeinen Blick nicht ertragen und legt den Kopf auf ſeine Schulter) O! — O!!“

Wilhelmi, der für Freude darüber, daß er ſeinen Herrn ſo gut findet, gleich noch einmahl niederknieen möchte. Ach Fürſt mit dem edelſten Herzen, ſehen Sie mich doch an! Ich bin ja der, an dem Ihre Augen ſonſt ſo gern verweilten. (hält ihn vor ſich)

„Nun? (ſeine Augen bekommen ein wildes Feuer und fangen an zu rollen) Weg — weg! Allein will ich ſein.“

Wilhelmi, alle ſeine Kräfte ſammlend. So lange ich ihr Miniſter bin, weiche ich nun nicht wieder von Ihnen. Ein Befehl, Sie

zu verlassen, ist der Giftbecher, den Sie mir reichen.

„(sieht ihn wieder milder an) Ich habe alle die Leute nicht mehr lieb, die ich sonst lieb hatte.“

Wilhelmi, hinreissendherzlich. O ja — gewis noch. Ihr Herz ist zu gut.

„(mit gedämpfter Stimme) Ich habe nichts mehr in der Welt; ich mus in eine andere. (laut und heftig wieder) Gehen Sie, bis ich Sie rufen lasse.“

Wilhelmi, mit männlicher Wehmuth. Ists das, was Sie mir versprachen — daß ich nun gehen soll? Ists das, was Sie Ihrem braven Volke versprachen — daß Sie ihm nun Klagen machen, Seufzer auspressen wollen?.. Fürst und Herr, es darf kein Gegenstand sein, der Ihnen mehr zu Herzen gehe, als Ihr Volk. Jeden andern, der diesen verdrängen will, müssen Sie verdrängen, wenn sie der gute Fürst sein wollen, der Sie zu sein sogar in der Kirche feierlich angelobten. Kommen Sie auf Ihr Zimmer mit mir. Hier zerreissen Sie nur Ihr Herz, das — Ihrem Volke gehört.

„Nein, hier ists auf der ganzen Erde am besten. (von neuem heftig) Ich befehle Ihnen, zu gehen. (noch heftiger) Gehen Sie.“

Wilhelmi. Ich — gehe nicht; thun Sie mit mir, wie Sie wollen. Sie brauchen Beistand. Ein Böſewicht wär' ich, wenn ich ginge.

„So gehe ich.“

Der Fürſt ging ſchnell aus dem Garten aufs Schloß. Wilhelmi folgte ihm nach, und als er in den Vorſaal trat, hatte ſich der Fürſt mit dem Leibjäger ſchon eingeſchloſſen. Der Kaſtellan erzählte, der Herr wäre gleich ins Schlafkabinet gegangen und habe ſich aufs Bette geworfen. B. ward gerufen. Dieſer, als er die ganze Unterhaltung in der Roſenlaube gehört, ſchloß daraus, daß der Fürſt durch die heftige Gemüthserſchütterung vermuthlich einige helle Augenblicke bekommen habe, auf die nun wieder dunkle folgten. „Zu ihm ſtürmen, ſetzte er hinzu, wollen wir doch nicht. Laſſen Sie uns die Nacht hier im Vorſaale bleiben und ſehen, wie es wird.“

Noch vor Mitternacht hörte man ſtarkes Geräuſch. B. horchte an der Thür und vernahm die Worte des Leibjägers — Ich rufe Hülfe; ich rufe Hülfe. „Nun iſts Zeit“ ſprach er. Wilhelmi klopfte an und befohl dem Leibjäger aufzumachen; oder er laſſe die Thür ſprengen. Der Leibjäger machte auf.

Da lag der Fürſt ohne alles Beſinnen und unter heftigen Erſtickungen; ſein Geſicht war hochroth. Er habe den Zufall ſchon einmahl gehabt, berichtete der Leibiäger. B. beobachtete ihn einige Minuten, unterſuchte den Puls und ſprach zum Miniſter — hier mus eine Ader geöfnet werden; ich habe Alles bei mir.

Der Aderlas geſchah ſogleich. Das ſchwarze tobende Blut ſprang hoch hervor; der Fürſt ſchlug die Augen auf und warf wild die Blicke umher. Nach dem Aderlas ſeufzte er hochauf und kam zum Beſinnen.

„Was iſt mir geſchehen?“

B. Was geſchehen muſte, gnädigſter Herr.

„Ach da ſind Sie ia, B. Was macht der Genferſee? Wie gehts? Mir gehts ſchlimm. (will ihm die Hand reichen und zieht ſie wieder zurück) Aber — wer hat Ihnen das befohlen?“

B. Die Pflicht. Sehen Sie mich immer als den Mann an, der Ihnen iezt das Leben gerettet hat.

„Da haben Sie mir Wenig gerettet. Alle Adern lieber geöfnet und keine wieder zugemacht!“

B. So ist Ihr Leben doch uns und Ihrem Volke Viel, ja Alles. Und auch Ihnen wird es wieder Mehr werden; beruhigen Sie sich nur.

„Ich will allein sein. Es gehe Jeder, wohin er gehört, bis ich ihn rufen lasse.“

B. Vorher erlauben Sie nur, daß ich Ihnen einige Senfpflaster lege.

„Ich will keine Senfpflaster. Schlafen will ich. (drehet sich um)“

B. gab Wilhelmi einen Wink und Beide gingen in das Wohnzimmer des Fürsten zurück, wo sie die Nacht über blieben und rathschlagten.

B. Der Zufall kann noch einmahl kommen; indessen wollen wir diesem Uebel wohl abhelfen, wenn nur das Uebrige nicht wäre. Aber — von hier mus er weg, und Sie müssen schleunig Vorkehr der Geschäfte wegen treffen. Lassen Sie bis ietzt Ihre wichtigste Sorge sein und setzen Sie morgen noch Alles ins Werk.

Wilhelmi. Wie will das bei seinem Zustande möglich sein?

B. Wenn er nur wieder Augenblicke bekommt, wie vorhin, so ists schon gut.

Wilhelmi. Er wird von Landesangelegenheiten gar nichts hören wollen.

B. Machen Sie den ersten Versuch mit Vorlegung der unerbrochenen Packete zur Unterschrift.

Wilhelmi. Und dann müssen la Reskripte an die Kollegien ergehen; und so wird Alles bekannt.

B. Das wirds doch. So ists besser, daß es unter dem Vorwande bekannt werde, dessen er sich zu seiner einstweiligen Unthätigkeit bedient.

Wilhelmi. Ich allein mag den Fürsten nicht machen; Lenz mag nun so viel sein, als ich.

B. Ich rathe sogar noch zu Mehrern. Wir Menschen sind, ausser der Sterblichkeit noch tausend andern Zufällen unterworfen. Nehmen Sie noch zwei treue Räthe dazu und schicken Sie auf der Stelle einen Boten an den Rath Lenz, daß er mit dem frühesten hier sei.

Dis geschah. Der Fürst schlief bis an den Morgen. Da traten die Erstickungen wieder an und der Leibläger weckte in gröster Angst Wilhelmi und B., die eben eingeschlummert waren. B. legte dem Fürsten Senfpflaster und lies ihn nochmals zur Ader; wobei er ohnmächtig ward. Nach der Ohnmacht war er zwar sehr matt, aber bei vollem Bestinnen.

„Ach, lieber B., das war ein trauriger Zuſtand. Machen Sie ja, daß er nicht wiederkomme.“

B., freudig. Das ſoll gewis geſchehen, gnädigſter Herr; Sie müſſen ſich nur helfen laſſen.

„Ja doch, ja; ich wills ja thun.“

Mit dieſen Worten ſchlummerte er ein und ſchlief abermals mehrere Stunden. Nach dem Schlafe war er ſtärker und fragte, obs ſchon acht Uhr ſei. B. gab dem Miniſter einen Wink, der darauf um Erlaubnis bat, einige Sachen von äuſerſter Wichtigkeit, die keinen Aufſchub mehr litten, zur Unterſchrift vorlegen zu dürfen. Der Fürſt zeigte ſich bereit dazu. Man machte gleich Anſtalt; er las das erſte Schreiben ganz durch und unterſchrieb ſeinen Nahmen. Das zweite unterſchrieb er blos. Als er dis noch bei einigen gethan, ſchrieb er ſtatt Guſtaf — Amalie. B., dem Wilhelmi dis von weitem zeigte, winkte dieſem, aufzuhören.

Eben war Lenz in Begleitung eines Sekretärs angekommen. Wilhelmi verfügte ſich gleich zu ihm, eröfnete ihm, was vorgehen ſolle, wählte mit ihm noch zwei vertraute Räthe und lies die fürſtliche Vollmacht nebſt den erforder-

lichen Reskripten an die Kollegien ausfertigen; damit Alles in Bereitschaft wäre, wenn der Arzt sagen würde, daß es zum Vortrage der ganzen Sache Zeit sei.

Unterdessen hatte B. den Beobachter des Fürsten gemacht und versprach sich nun weniger Gutes von ihm, als zuvor. Gustaf fing mit sich selbst an zu reden und redete von Nichts, als von jener Welt und von der Herrlichen, die jenseits auf ihn warte. B. lies ihn so fort monologisiren, bis er hörte, daß im Vorzimmer alles fertig sei. Da unterbrach er ihn mit Pathos — „wie aber, wenn die Herrliche noch diesseits wäre, noch lebte?“

Fürst, schnell sich nach B. wendend. Nein — sie ist todt — todt.

B. Verzeihen Sie — es ist die höchste Wahrscheinlichkeit, ja, mir ists völliggewis, daß sie noch lebe. Der Todtenschein ist falsch gewesen.

Fürst, sich rasch aufrichtend. Wie? das wäre?

B. eilte sogleich zu Wilhelmi, sprach mit ihm und brachte ihn herein. Wilhelmi zog den Brief des Sekretärs der Gräfin heraus und las ihn dem Fürsten vor. Der Fürst griff hastig nach dem Briefe und las ihn selbst auch.

„Ist

» Iſt dieſer Brief auch ächt?«

Wilhelmi. Wie ſollte Hallo der Zweite Guſtaf den Zweiten hintergehen? — Wen anders ſollte man da geſucht haben, als die Komteſſe? Der Officier kannte ſie vermuthlich nicht von Perſon; ſo nahm er die Niece mit. Zu S.. kennt man ſie beſſer, und ſo ſchickte man dieſe zurück.

Fürſt, ſehr geſpannt. Ach lieber Miniſter, wenn das wäre! Wenn das wäre! Wie wollten wir dann wieder zuſammenarbeiten!

Wilhelmi, dem B. ein Zeichen mit der Hand gegeben. Ich zweifle keinen Augenblick daran, und gewis hören wir bald Mehr davon. Ich freue mich ſchon unausſprechlich darauf unter Ihrer Direktion wieder zu arbeiten; bis dahin aber, beſter Vater Ihres Volks, nehmen Sie einen Vortrag gnädig auf, den ich Ihnen iezt zu machen habe.

Fürſt, neugierig. Was für einen?

Wilhelmi. Ich kann aus mehrerlei Betracht ohne Sie nicht mehr ſo fortagiren, wie ſeither; denn ich bin dazu von Ihnen nicht authoriſirt. Auch möchte ich, wenn Sie mich ia dazu authoriſirten, nicht allein ſein. Ich wünſche daher, daß Sie auſſer mir noch den Rath Lenz und die beiden Hofräthe L. und W.

niderſetzten, die als eine Landesregierungskommiſſion einſtweilig das beſorgten, was eigentlich zum landesherrlichen Reſſort gehört. So ginge Alles ſeinen guten Gang fort, und Sie könnten mit Seelenruhe an Ihr Volk denken, das auf ſolche Art nicht verlaſſen wäre.

Fürſt. Damit bin ich zufriden. Freilich fühle ich doch wohl, daß ich jetzt ſchwach bin. Aber hören Sie, thun Sie ja Alles, um von meiner Amalie Mehr zu erfaren. Dann, dann — wenn ich dieſe erſt habe — will ich Sie wieder im Kabinet ablöſen und Alles, Alles nachholen.

Wilhelmi. Es iſt bereits Alles zu Ihrer Unterſchrift in Bereitſchaft.

Fürſt. Gut; geben Sie nur her!

Der Miniſter las die Vollmacht der neuen Regirungskommiſſion vor und der Fürſt unterſchrieb ſie. Ihr Inhalt zeigte an, daß Guſtaf, der ſeither ſein Verſprechen treu erfüllt und für ſein Volk Tag und Nacht gearbeitet, um in Zukunft auch ebenſo ganz der Vater des Vaterlandes zu ſein und es lange zu ſein, dem Rathe der Aerzte nachgegeben und ſich zu einer Kur entſchloſſen habe, die zugleich Geſchäftsmuße erfordere und vielleicht auch mit einer Reiſe verbunden ſein könne. Er trage daher einſtweilig

seinen vier benannten vertrauten Räthen die Fürsorge für das Wohl seines Landes auf, gebe ihren Unterschriften die Kraft der seinigen und genehmige in voraus Alles, was sie während seiner Entfernung von den Geschäften, die er so viel, als möglich, abzukürzen suchen werde, thun, verordnen und einrichten würden.

Wilhelmi trug sofort die unterschriebene Vollmacht an Lenz hinaus und unterschrieb zuerst die Ankündigungen davon an die sämmtlichen Landeskollegien, welche sie ihren Untergeordneten weiter bekannt zu machen hätten. „Nun eilen Sie nach der Residenz, besorgen die übrigen Unterschriften unter den Ankündigungsreskripten und legen jedem dieser Reskripte eine Abschrift unserer Vollmacht bei. Heute noch mus Alles an die Behörden; und dann kommen Sie zu mir heraus, so oft es nöthig ist.“

B. zu Wilhelmi, als er zurückkommt. Das heiss' ich den Augenblick benutzt. Nun wärs zu spät. Er schwebt schon wieder in seinen Fantasien.

Fürst, als Wilhelmi an ihn tritt. Der Brief ist unächt. Der Todenschein ist ächt. Meine Amalie ist todt und ich mus ihr nach. Ja, und ich will ihr nach. Ach und wenn ich ihr nur schon nach wäre!

Alles noch so theuer Versichern, daß der Brief ächt sei, und alles Auseinandersetzen der Wahrscheinlichkeit, daß Amalie also noch lebe, war vergeblich. Gustaf blieb dabei, sie sei todt, und strengte sich durch seine Behauptungen so an, daß B. es für gefährlich hielt, ihm weiter widersprechen zu wollen. Plötzlich verlangte er auf und in den Garten. Da konnte er, weil die Senfpflaster unter den Fußsohlen stark gezogen hatten, nicht auftreten. Ungestüm sah er seine Wärter an und befohl ihnen, zu gehen. B. entschuldigte sich mit der gewesenen Nothwendigkeit und bat ihn, etwas zu geniessen; er wollte aber nichts. B. bot ihm Arznei an; er nahm aber durchaus keine. So verging die ganze Nacht; der Fürst schwärmte unaufhörlich in den Gefilden Elisiums umher und suchte Amaliens Schatten und schlos kein Auge.

Wilhelmi, im Vorzimmer, zu B. Was wird aus uns werden?

B. Gar nichts Gutes. So wenigstens nicht, und hier nicht. Der Geist wütet bei ihm in den Körper; für den Körper nimmt er nichts. Hier klebt Amaliens Idee für ihn schon an jeder Fensterscheibe. So wird der Geist immer tobender und reibt endlich die Maschine

ganz auf. Wenn wir ihn nur in das Bad zu .. bringen könnten! Selbst die Reise würde ihm schon heilsam sein. Andere Ideen für ihn her, oder — —

Morgens in aller Frühe erschien Lenz schon wieder und berichtete — er habe viel Mühe gehabt, die beiden Hofräthe zu bewegen, den landesherrlichen Auftrag anzunehmen; überhaupt mache der Vorgang mit den Fürsten in der Residenz schon viel Bewegung und werde gewis allgemeine Bewegung im Lande machen, wenn er erst allgemein bekannt würde. Des Ueberlaufs und des Fragens bei ihm nach dem Fürsten sei bis in die Nacht kein Ende gewesen, und er rathe, bei Zeiten auf mehrere Beruhigung der Nation zu denken, weil er sonst zahlreiche Besuche auf Gustafshöhe propheceihe. Mit der allgemeinen Liebe zum Fürsten verbinde sich auch die allgemeine Furcht schon, daß Adelgulde unter den Umständen wieder in der Residenz und auf dem Schlosse sein dürfte, ehe man sichs versähe.

Man rathschlagte noch über weitere Masregeln, als schon mehrere Deputationen ankamen, sich nach dem eigentlichen Befinden des Fürsten zu erkundigen. Wilhelmi fertigte sie mit der Versicherung ab, daß der Fürst gar

nicht gefährlich krank sei, wie sie etwa befürchteten, sondern daß nur zu Zeiten eine Art von innerer Schwäche bei ihm eintrete, die Folge seiner übergrossen Anstrengung sei und also durch Geschäftslosigkeit auf einige Zeit auch gewis wieder gehoben werden würde. Sie möchten setzte er hinzu, zu Hause dieses Allen und Jeden sagen, damit sie sich ruhig verhielten; er weiche nicht von dem braven Landesvater, und so wär's so gut, als wenn die ganze Nation um ihn wäre. Je ungestörter man den Herrn hier lasse, desto eher werde er auch wieder mitten unter seinem Volke erscheinen.

Dis genügte dem immer allgemeiner sich regenden Patriotismus nicht. Nachmittags langten andere Deputirte an; unter welchen die Deputation der Landstände darauf bestand, daß sie vor den Fürsten gelassen würde. Wilhelmi nahm diese auf die Seite und sprach mit ihr über den wahren Zustand des Herrn; worauf sie auf den persönlichen Vortritt Verzicht that. Der Fürst blieb übrigens, wie er gewesen war; nur mit Mühe brachte man ihm einige Nahrungsmittel bei, Arzneimittel aber gar nicht.

Unterdessen verbreiteten sich im Lande die verschiedensten Gerüchte von Gustafs Zustande.

Der gröſſere Volkshaufen theilte ſich in zwei Meinungen, die, wie gewöhnlich, die übertriebenſten waren, und hielt ihn entweder für verſchwunden oder gar für todt. An einem der nächſtfolgenden Tage alſo kamen ganze Haufen von Bürgern und Bauern und verlangten den Fürſten zu ſehen. Mit Thränen in den Augen baten ſie den Miniſter darum und ſetzten hinzu, daß ſie nicht eher wieder abzögen, bis ſie ihn geſehen, und daß, wenn ſie nicht bald nach Hauſe kämen und die Nachricht davon zurückbrächten, die ganze Nation nach Guſtafshöhe im Aufbruche ſein würde. Er ſolle ſich doch nur einmahl am Fenſter zeigen — ſteheten ſie zuletzt.

Wilhelmi konferirte mit B. darüber, der es auf ieden Fall widerrieth, weil man nicht vorauswiſſe, wie der Fürſt ſich dabei machen könnte.

Wilhelmi. Wenn nun aber die Drohung welche aus wahrer Liebe geſchieht, erfüllt wird und die Nation gleichſam in Maſſe ſich aus Enthuſiasmus mit Gewalt eindrängt?

B. Gehen Sie hinunter und bieten Sie alle ihre Ueberredungskraft auf, die Leute zur Ruhe zu verweiſen.

Lilienhelm eilte unter die versammleten Patrioten, betheuerte ihnen Hierſein und Leben des Fürſten und beſchwur ſie bei Beiden, den Herrn, wenn ſie ihn wahrhaftig lieb hätten, ungeſtört zu laſſen und ſich fortzubegeben.

Da entſtand ein allgemeines Wehklagen — ach, er iſt todt, er iſt todt; auf das Wehklagen folgte ein lautes Geſchrei — Vater, guter Vater, lebſt du noch, ſo las dich wenigſtens am Fenſter ſehen. Der Fürſt kam über den heftigen Lerm zu ſich und fragte den Leibjäger, der allein bei ihm war, ob Feuer wäre. Nein, erwiederte dieſer in gröſſeſter Angſt, Sie ſollen ſich am Fenſter zeigen; Ihre Unterthanen heulen und ſchreien, Sie wären todt. Guſtaf raſte ſich in höchſter Ueberſpannung zuſammen, lies ſich von ihm aus Fenſter führen, riß es auf und gerieth über den Anblick der nach ihm aufblickenden Volksmenge in Beſtürzung und Wehmut. „Da iſt er — da iſt er, ſchrieen Hunderte mit aufgehabenen Händen auf einmahl; ach Vater, Vater, komm doch wieder zu uns, und ſprich doch nur ein Wort!“ Eine heilige Stille erfolgte. „Weinet, rief Guſtaf mit ſchwacher Stimme aus, ach weinet mit mir! Sie iſt todt — ſie iſt todt, und ich muß ihr nach.“

In dem Augenblick sprang B. herein und zog den Fürsten vom Fenster weg, der in seine Arme sank. Man trug ihn aufs Bette, wo ihn die tiefste Abspannung aller seiner Kräfte überfiel. Der Volkshaufe stritte sich unterdessen über das, was der Landesvater gesprochen, und es entstanden gleich zehnerlei Meinungen; im Grunde aber hatte Niemand weiter etwas deutlich vernommen, als — Weinet und todt. Da iedoch Jeder den Fürsten wirklich gesehen, so ward Wilhelmi nun ruhiger von Allen angehört, der ihnen erzählte, daß dem Herrn ein sehr lieber Freund eben abgestorben sei, worüber er sich erst nicht fassen könne, und zugleich versprach, daß sie am nächsten Sonntage von dem Kanzeln Mehr hören sollten, wodurch sich die Nation beruhigen würde. Hierauf ging der ganze Haufe wieder nach seinen Heimaten.

B. war so glücklich, dem Fürsten einige stärkende Mittel beizubringen; worauf er sich erholte und einige recht helle Minuten bekam. Er sprach von seinem braven Volke, und Thränen traten ihm dabei in die Augen. B. bat ihn, das eben empfangene Zeugnis der allgemeinen Theilnehmung an seinem Zustande sich von der rechten Seite zu Herzen gehen zu lassen

und für seine Wiederherstellung zu sorgen, und schlug ihm eine Reise in das Bad zu . . vor. „Nein, erwiederte er, aus meinem Lande gehe ich nicht.“ Kaum hatte er dis gesprochen, so schwebte ihm Amalie schon wieder vor und er bestand darauf, daß man ihn in den Garten bringen sollte. B. wollte es durchaus nicht zugeben. „Vergessen Sie ganz, wer ich bin?“ rief Gustaf gebieterisch aus. B. lehnte den Vorwurf devot von sich ab und akkordirte mit ihm, daß er sich nur noch zwei Tage im Zimmer halten möchte. Am Ende schlummerte er darüber ein.

Wilhelmi entwarf darauf ein Proklama an die ganze Nation, welches von allen Kanzeln abgelesen werden sollte, und schickte es sogleich an Lenz ab. Die Regierungskommission machte darin bekannt, daß der Fürst den ihm unlängst gegebenen Beweis von der treuen und zärtlichen Besorgtheit seines Volks für ihn sehr gnädig aufgenommen habe und dadurch innigst gerührt worden sei; daß seine guten Unterthanen nun aber auch, da ihn Hunderte wirklich gesehen, von allen ähnlichen Auftritten ablassen möchten, weil dergleichen heftige Gemüthserschütterungen dem Herrn äuserstschädlich wären. Man wolle daran von nun an die wahre Liebe der Nation

gegen ihn erkennen, wenn ſie ihn in ſeiner Ruhe ungeſtört lieſſe, und man hoffe, daß jeder kluge und gute Mann im Lande ſich jeden weitern Vor- und Andrang zu ihm ſelbſt verbieten werde. Der Herr habe die beſte Fürſorge und Pflege; um ihn ſei unaufhörlich ſein liebſter Bedienter, ſein erſter Rath und ein geſchickter Arzt.

Dieſes Proklama machte allgemein tiefen Eindruck und leiſtete die bezweckte Wirkung. Das Volk hielt ſich ruhig und warf ſich in die Arme der Religion. Die Gemeinen drangen in ihre Prediger, öffentlich für den Fürſten zu beten, und man benutzte dieſe Gelegenheit ausdrücklich, ſie in ihrer Ruhe zu erhalten.

Guſtafs Zuſtand wechſelte ab. In ruhigeren Augenblicken, die aber bei weitem die ſeltenern waren, genos er Nahrungsmittel und nahm auch Arznei. Sobald aber ſeine Fantaſien eintraten, war alles Zureden und Bitten umſonſt. Zum Glück folgte auf die an B. akkordirten Zimmertage ein anhaltender Landregen, ſo, daß er ſeinen Trieb zur Roſenlaube ſelbſt aufgeben muſte. Als aber der erſte ſchöne Tag wieder kam, erneuerte er mit Unabhaltſamkeit ſein Verlangen dahin. Während des

Disputs darüber zwischen ihm und B. ward der Minister eiligst herausgerufen.

Lenz, Schnipse schlagend. Ums Himmels willen — noch ist sie zwar nicht hier; aber — sie kommt, sie kommt — —

Wilhelmi. Wer? Amalie?

Lenz. Nein — Adelgulde!!!

Adelgulde war es eigentlich gewesen, die die Reise des Leibarztes veranlasst hatte. Die Herzogin von . . hatte ihn zu sich einladen müssen, um ihn über die Gesundheitsumstände einer ihrer Töchter zu konsultiren. Man hatte vorausgesetzt, daß er, wenn er jetzt nicht abkommen könne, doch zu seiner Entschuldigung nähere Nachrichten von Gustafs Zustande mittheilen werde. Er war aber selbst erschienen und hatte wenig mehr, als nichts, zu erzählen gewust. So hatte sich Adelgulde zu einer Reise ins Land entschlossen, um selbst in der Nähe zu sein. Auf der Grenze gleich erfur sie, daß man öffentlich für ihren Sohne bete. So eilte sie unmittelbar nach Gustafshöhe und umfuhr die Residenz, ward aber erkannt. Lenz, der augenblicklich davon hörte, schwang sich auf sein Ros und kam eher, als sie, weil sie unter-

wegs ein Rad zerbrach. Hierdurch gewann man einige Zeit, sich zu ihrer Ankunft vorzubereiten.

Wilhelmi. Ein wahrer Zeterstreich! Was zu thun, wenn sie kommt?

Lenz. Zu ihm mus sie durchaus nicht.

Wilhelmi. Das ist bald gesagt; aber — wie wollen wir's abwenden? Wird sie sich abweisen lassen? Und — haben wir Ordre dazu?

Lenz. Ordre wollen wir bald kriegen. Lassen Sie mich einmahl handeln! (setzt sich und schreibt).

Wilhelmi. So müsten wir's ihm ja sagen?

Lenz, fortschreibend. Freilich.

Wilhelmi. Auch ist sie Mutter und darf ihren Sohn sehen wollen.

Lenz, immer fortschreibend. Mutter hin, Mutter her! Ich bin bald fertig.

Wilhelmi. Und — am Ende kommen wir in Verantwortung drüber.

Lenz. Diese nehme ich auf mich. (steht auf) Lesen Sie und rufen Sie den B. heraus. Hier ist keine Minute mehr zu verliehren.

B. war eben, weil Alles nichts half, in Begrif, den Fürsten selbst in den Garten zu führen. Wilhelmi trat vor und meldete, daß

Fremde unten wären, die B. erſt abweiſen müſte, und ſchickte dieſen hinaus; wodurch ſich der Fürſt zurückhalten lies.

B. erſchrack, als ihm Lenz den ankommenden Gaſt meldete, ſammlete ſich aber ſchnell wieder. „Da mus auch das ſtärkſte Gegenmittel getroffen werden; ſie mus ſchlechterdings nicht vor.“

Lenz, ihm den fürſtlichen Befehl, daß ſich Adelguide ſogleich wieder von Guſtafshöhe entfernen ſolle, reichend. Hier iſts. (als B. geleſen) Nun fehlt die Unterſchrift; dieſe müſſen Sie ſchaffen. Horch — da kommt etwas angefahren. (ſpringt ans Fenſter) Wahrlich, ſie iſts. Eilen Sie — eilen Sie; ich will ſie wenigſtens ſolange aufhalten, bis — —

B. war ſchon im Zimmer des Fürſten, als Lenz noch redete, und ſteckte dem Miniſter das Papier zu.

Fürſt. Nun, nun will ich in den Garten.

B. Gnädigſter Herr, wollen Sie Ihrer Frau Mutter auf der Treppe begegnen? Eben kommt ſie herauf.

Fürſt, wie übergeſchleudert in den Zuſtand deutlicher Ideen. Wer? Meine Mutter? Was will ſie? Ich will ſie durchaus nicht ſprechen.

B. Ich mus auch äuſerſt dagegen ſein. Aber — ſie wird eindringen als Mutter.

Fürſt. Ich bin Fürſt und kann auch meine Mutter befehlen, daß ſie nicht zu mir ſolle.

B. Das iſt auch das einzige Mittel; aber es mus ſchriftlich geſchehen. Sonſt glaubt ſie uns nicht.

Fürſt. Man fertige gleich eine ſchriftliche Ordre!

Wilhelmi. Da iſt ſie ſchon — bis auf ihre Unterſchrift.

Fürſt. Man mache gleich Anſtalt, daß ich unterſchreibe!

Indem der Fürſt den letzten Buchſtaben ſeines Nahmens ſchrieb, drang Adelgilde, die Lenz, wenn's nicht zum wirklichen Handgemenge kommen ſollte, nicht hatte zurückhalten können, ſchon herein und ſtürzte, in Thränen ſchwimmend, ſich neben Guſtaf aufs Sofa hin. Wilhelmi ſtarrte B. an und legte die unterzeichnete Ordre auf den Tiſch.

„Ach mein geliebter Herr Sohn, ich höre von Ihrem Zuſtande und komme aus herzlicher mütterlicher Liebe, Sie zu ſehen, und die Barbaren wollten mich nicht einmahl herein laſſen.“

Fürst. Ja; denn ich hab's ausdrücklich verboten. (wendet sich von ihr)

Adelgunde. Mich — Ihre Mutter wollten Sie nicht sehen? Und ich meinte es doch von jeher so mütterlichgut mit Ihnen?

Fürst. Das weis Gott. (bekommt ein Lächeln, worüber B. schon in Rage geräth)

Adelgunde. O Gott, o Gott! Und ich komme zugleich noch in einer andern guten Absicht. Sie bedürfen Ruhe; das sehe ich. Sie können sie auch haben; ich will mich ja gern einstweilig wieder der beschwerlichen Landesadministration unterziehen.

Wilhelm. Gnädigste Frau, das ist nicht nöthig.

Adelgunde, ihm Blicke, wie Schwerter, zuwerfend. Ich spreche ja nicht mit Ihnen. Warten Sie doch, bis ich Sie frage.

Wilhelm. Ich muß dis als Minister sagen. Es ist bereits eine interimistische Regirungskommission von meinem Herrn selbst etablirt.

Adelgunde, die Lippen mit der Zunge bestreichend. So? Nun, so ists gut. Aber — (heftig schluchzend) was habe ich denn gethan, mein Herr Sohn, daß Sie alles natürliche Gefühl gegen mich verleugnen?

Fürst.

Fürst, dem man's ansieht, daß er alle seine Kräfte noch einmahl zusammen nimmt. Ists Ihnen nicht genug, sie hingeopfert zu haben? Wollen Sie mir auch das Garaus machen? (fängt an zu faseln)

So, wie B. diese Worte hörte, eilte er an den Tisch, nahm den fürstlichen Befehl und übergab ihn Adelgulden. Adelgulde las, schlug die Hände übern Kopf zusammen, sprang auf und schrie — So weit gehts? So weit läßt sich ein Sohn gegen seine Mutter verführen? Nun, so sei's!

Fürst. Amalie — liebe Amalie — ja, ja, ich komme dir bald nach.

Adelgulde veränderte plötzlich ihr Gesicht und wollte ihren Sohn umarmen; B. aber protestirte gegen alles weitere, als tödtend für seinen Herrn. Drauf sprang sie wütend auf und sprach — Barbaren, das soll euch theuer zu stehen kommen. In der Thüre warf sie dem Fürsten einen Kuß zu und nach einigen Minuten hörte man sie wirklich abfahren.

Dis war die heftigste Gemüthserschütterung unter allen gewesen, welche der Fürst während des ganzen Zustandes seiner Geistesschwäche

erlitten, und ſo hatte ſie auch, nachdem ihr erſter kurzer guter Erfolg vorüber war, bald die traurigſten Nachwirkungen. Das Fantaſiren ward ſo anhaltend, wie es noch nie geweſen, und erreichte zugleich einen ſo hohen Grad, daß aller Unterſchied der Perſonen, Zeiten und Oerter dabei wegfiel. B. entſetzte ſich über dieſe Bemerkung, verwünſchte Adelgunden bis nach Kamtſchatka und gab ſchon die letzte Hofnung auf; als Lenz mit abermahligen Neuigkeiten ankam.

„Stellen ſie ſich vor — was hat die Fürſtin Mutter zu thun? Als ſie ſchon weit über die Grenze iſt, beſinnt ſie ſich eines Andern, kehrt wieder um und nach ihrem Wirthumsſchloſſe, und läſſet ſich da häuslich niber.“

Wilhelmi. Gut! So haben wir ſie fein in der Nähe. Das wird keine zwei Stunden von hier ſein?

Lenz. Nicht ganz. Und — noch mehr; ſie läſſet auf dem Vorwerke, das keinen Büchſenſchuß von hier liegt und noch zu ihrem Wirthum gehört, in aller Geſchwindigkeit Zimmer für ſich bereiten. Der Pachter hat ſchon Platz machen müſſen.

Wilhelmi. Noch beſſer! (ſieht B. an) Kamtſchatka iſt uns ziemlich auf den Hals gerückt.

B. Schadet nichts — wie ich hoffe.

Lenz. Sie hat in einer Stunde zwei Estafetten fortgeschickt; ich habe aber noch nicht erfaren können, wohin.

Wilhelmi. Das ist ia leicht zu errathen. Merken Sie nun etwas?

Lenz. Sie meinen — an die beiden vermeintlichen Erbhöfe? Diese dürfen sich ia doch jetzt in nichts hier mischen.

Wilhelmi. Nun, nun — wir wollen uns wieder sprechen.

Lenz. Das möchte ich nur wissen — sie soll so heiter geworden sein, nachdem sie hier gewesen ist — was das bedeuten mag!

Wilhelmi. Auch dis können Sie nicht errathen? Sie hat hier gute Hofnung zur Regirungsunfähigkeit des Fürsten geschöpft und sofort ihre Projekte gemacht. Die Estafetten — die Estafetten!

B. Nein, nein; das erkläre ich mir anders. Ich habe sie genau beobachtet. Als der Fürst ausrief — Amalie, ich komme dir bald nach — da veränderte sich ihr ganzes Gesicht und es war, als wenn ihr ein Stein vom Herzen fiele. Ist die Komtesse also wirklich glücklich entkommen, so ward sie in dem Augenblick überzeugt, daß der Fürst seine

Nachricht von ihr habe und sie noch immer für todt halte. Dis wars, was sie so mütterlich erquickte; denn sie mag wohl gar gemeint haben, daß sie sie hier finden würde.

Lenz. Da fällt mir ein, daß sie die Unbesonnenheit beim Umfahren der Residenz gehabt hat, zu fragen, ob Damen im Schlosse logirten oder kürzlich logirt hätten. Dadurch erfur ichs eben, daß sie angekommen sei.

B. Und — auf diese Idee kann sie der Leibarzt gebracht haben, der zu mir schon von Zimmern sprach, die für Damen bereitet werden sollten; ich verstand dis aber so, als deutete er auf die Fürstin Mutter selbst, die kommen würde.

Lenz, in die Tasche greifend. Ach — bald hätt' ichs vergessen — da ist seine Resignation; er meldet zugleich, daß er in die Dienste der verwittweten Fürstin getreten sei. Er kann ablommen.

Wilhelm. Auch böse! Nun wollte ich lieber, der Fürst hätte ihm den Abschied gegeben, und den Befehl, das Land zu räumen, zugleich. So aber müssen wir ihn nun hier leiden, und ich fürchte, er werde am Ende das Instrument, wodurch uns Striche durch unsere Rechnung gemacht werden sollen. Adel-

gnide läſſet ſich nicht umſonſt hier häuslich nider und wird gewis keine bloſſe Zuſchauerin abgeben wollen.

B. Ich verſtehe das freilich nicht, wie weit man gegen ſo einen Herrn in ſeinem Zuſtande gehen könne. Inzwiſchen kann doch Niemand darüber abſprechen, daß er inkurabel ſei. Und — es komme, wie es wolle, ob die Mutter im Lande ſei, oder nicht, das trägt meines Erachtens nichts zur Sache bei. Sie kann hundert Meilen von hier ſo gut kabalíren, wie in der Nähe eines Büchſenſchuſſes. Mir ſcheint vielmehr ihre Nähe dazu benuzt werden zu können, daß ſie den Fürſten, meinem höchſten Wunſche gemäs, von hier vertreibe. Laſſen Sie mich dis einleiten!

Die Gelegenheit hierzu bot ſich kurz darauf dar; der Fürſt erhielt nach achtundvierzigſtündigem Fantaſiren und nach erfolgtem Schlafe eine klare Stunde.

B. Als er ſich hiervon überzeugt hatte. Gnädigſter Herr, es iſt Pflicht, Ihnen etwas Vorgefallenes von Belang zu melden.

Fürſt, nachdem er lange hin und her geſehen. Was denn? daß ſie todt iſt, weis ich längſt ſchon. Geſchwind will ich zu ihrem Kreuze.

B. Wie Sie befehlen. Aber — Ihre Frau Mutter hat ihr Wirthumsſchlos bezogen.

Fürſt, ganz bei ſich. Das kann ich ihr nicht wehren.

B. Und läſſt auf dem Vorwerke dicht vor uns Zimmer für ſich bereiten.

Fürſt. Auch dis mus ich leiden.

B. Dieſe Nähe kann Ihnen nicht anders, als läſtig, ſein. Die Kundſchafter hieher werden nun unaufhörlich unterwegs ſein. Ja, ſie kann, wenn ſie einen Tubus zu Hülfe nimmt, Ihnen in den Garten ſehen.

Fürſt. Das Alles mus ich mir gefallen laſſen.

B. Sie haben ja aber mehrere ſchöne Schlöſſer, als dieſes, wo Sie entfernter von ihr und alſo auch ungeſtörter ſein können.

Fürſt. Ich gehe von hier nicht weg. Meine Roſenlaube — mein Hügel — mein Kreuz — — ach Amalie!

B. Das iſt ja doch Alles nur idealiſch, und Sie können dis an jedem Orte wieder ſo einrichten.

Fürſt. Nein; bei der Liebe bin ich auch im geringſten Umſtande unveränderlich.

Ein Fremder, hies es jetzt, wolle ſich nicht abweiſen laſſen, ſondern durchaus den Miniſter ſprechen.

Fürſt zu B. O gehen Sie und ſchaffen Sie mir die Fremden aus dem Hauſe!

Als B. von der einen Seite ins Vorzimmer trat, trat auch Lenz von der andern herein. In der Mitte umarmten ſich Wilhelmi und der Fremde ſchon. Sobald ihn Lenz erkannte, fiel er auch über ihn her. „Sind Sie's? Ich ſas eben in der Arbeit, als Sie unſern Miniſter haben ſprechen wollen, und da ich hörte, daß Sie weiter hieher gereiſet, bin ich Ihnen nachgeeilt. (mit Wilhelmi zugleich) Etwas Neues? Etwas Guts?

Sekretär der Gräfin. Ja wohl! Sie lebt! (gibt Wilhelmi einen Brief) Leſen Sie ſelbſt!

Wilhelmi. „Es iſt mir gelungen, mich aus meinem Arreſt zu befreien, beſte Mutter; freuen Sie ſich mit mir! Damals, als ich von Ihnen, wie in meinen Gedanken von der ganzen Welt, Abſchied nahm, glaubte ich es nicht. Aber eben das, was mir es unmöglich machen ſollte, hat es bewirken müſſen. Meine eigene Wache — ein braver Huſar — hat mich befreiet und iſt mit mir durchgegangen. Man hat mich ſeitdem ſchon wieder allenthalben verfolgt, aber nun hoffe ich ſicher zu ſein. Ich habe viel gelitten — viel, und weis nicht,

warum. Ich habe oft darnach gefragt; aber kein Mensch hat mir Antwort darauf gegeben. Alles, Alles mündlich ausführlicher! Zu Ihnen aber wage ich mich nicht, liebste Mutter; so bitte ich Sie, heute über acht Tage zu St. im grossen Gasthofe sich einzufinden. Da wollen wir uns sprechen, und Sie sollen mir sagen, was in der Welt weiter aus mir werden solle. Bringen Sie aber ja Geld für mich mit; meine Juwelen und Perlen sind schon fort; nun kommt die Reihe an das Letzte — an meine Uhr. Mit Entzücken umarme ich Sie schon im Geiste, gnädige Mutter. Lassen Sie ja zu St. nicht vergeblich auf sich hoffen Ihre Tochter Amalie!“ (als Wilhelmi so laut vorgelesen) Ha — nun wird gute Zeit. (umarmt den Sekretär jedesmahl für einmahl)

B., indem Lenz den Brief noch einmahl vor sich liesst. Sie sind ein guter Bote; Heil Ihnen! Sie bringen Medicin, wie ich sie mit allen meinen Kollegen nicht verschreiben kann. Wenigstens wird sie auf der Stelle gute Dienste thun.

Lenz, zum Sekretär. Ist das wirklich Ihre Hand? Ich kenne sie nicht.

Sekretär. Ja, zuverlässig. Ich erbrach den Brief, zeigte ihn weiter nicht, nahm meine

Dimission und eilte damit anhero. Meine Stelle wird nicht wieder besetzt, wie mir der wackere Bruder der Gräfin sagte, die nun nur noch vegetirt.

Lenz. Wie haben Sie den Brief erhalten?

Sekretär. Mit der Post.

Lenz. So ist er durch S. gegangen — nicht wahr?

Sekretär. Ja.

Lenz, kopfschüttelnd. Freund, warum kamen Sie nicht lieber auf den Einfall, auf der Stelle nach St. abzugehen und da die Kouriere zu erwarten und sie von Allem zu unterrichten?

Sekretär. Das hätte ich thun können.

Lenz. Ich fürchte, es ist nun zu viel Zeit verlohren. Rechnen Sie einmahl Ihre Reise hieher, und dann wieder eine Reise von hier nach St.

Sekretär. O — wenns sein mus, ich kann fliegen wie ein Drache.

Wilhelmi. Das müssen Sie auch dismahl können. Kourier müssen Sie reuten Tag und Nacht. Wir wollen nun nur gleich zum Fürsten und ihm den Balsam des Lebens reichen.

Lenz. Ehrwürdiger Mann, nur noch eine Minute — versprechen Sie ihm ja nicht zu viel.

B. Verſprechen dächte ich — gar nichts. Nur ihn ſinnlich überzeugen, daß ſie noch lebe. So betrübt und bebetet er ſie wenigſtens am Grabe nicht mehr, und wir bringen ihn von hier weg. Mit dem Reiſen nach ihr halten Sie es, wie Sie wollen.

Wilhelmi. Ja, gereiſet mus werden.

Lenz. Er findet ſie warlich nicht mehr. Und dann, was iſt das — ein braver Huſar hat mich befreiet und iſt mit mir durchgegangen . . . ?

B. Nun, Herr Rath, Sie werden doch nicht gar meinen, daß das Durchgehen mit dem Huſaren noch etwas Anderes bedeute?

Lenz. Kann es denn nicht ein Kornet geweſen ſein, der ihr zur Aufſicht gegeben worden iſt? O wie manch Kornetchen hat ſchon — — —

Die Thüre ging auf und der Fürſt trat am Arme des Leibjägers heraus, um in den Garten zu gehen. B. ſprang ihm entgegen.

„Ein Wort gnädigſter Herr, und Sie gehen nun gewis nicht in den Garten. Die Komteſſe von R. lebt. Hier iſt ein Brief von ihr.“

Fürſt, ſehr gehoben. Ein Brief? Ein Brief an mich?

Wilhelmi. Nein, an ihre Mutter.

Fürſt. Ach der iſt wieder nicht ächt.

Wilhelmi. Ja, es iſt ihre Hand. Hier iſt der geweſene Sekretär der Mutter; er hat ihn erbrochen, eilt damit hieher und wird Ihnen Alles erzählen. (überreicht ihm den Brief)

Fürſt, als er den Brief geleſen und geküſſt. O ſo freue ſich die Erde und der Himmel ſei fröhlich! Wie wird mir? Braver Miniſter, lieber von mir Gequälter, ſo wohl war mir lange nicht. Aber — iſt auch Alles wahr?

Der Sekretär nahm nun das Wort und ſuchte jeden kleinen Umſtand zu benutzen, ihn zum vollkommenſten Glauben zu bewegen, erreichte aber ſeinen Zweck nicht; weil Guſtaf auf alle ihn Umgebende Verdacht genommener Verabredung warf.

Wilhelmi zum Sekretär. Schreiben Sie einmahl da gleich einige Zeilen; es ſei, was es will.

Der Sekretär ſchrieb — ich freue mich, ein ſo guter Bote geweſen zu ſein. Ich bin bereit, auf der Stelle nach St. abzugehen und der Komteſſe Alles zu beſtellen, was ich beſtellen ſoll.

Wilhelmi nahm diese Zeilen und gab sie dem Fürsten. Alsdann reichte er ihm den Brief, welchen der Sekretär vor einiger Zeit geschrieben. „Halten Sie Beides gegen einander. Ists nicht eine Hand?“

Fürst. Ich habe Ihnen Unrecht gethan. Ja, dieser Brief ist also ächt gewesen.

Wilhelmi zum Sekretär. Haben Sie nicht sonst etwas von der Hand der Komtesse bei sich?

Sekretär. Ja, den ersten Brief noch, den sie an ihre Mutter schrieb; auch eine gerichtliche Vollmacht, die sie einsmals in einer gewissen Sache, in der ich ihr Kurator ward, an mich ausstellte und worunter wenigstens ihr ganzer Nahme, von ihr geschrieben, steht. (übergibt Beides an den Fürsten)

Wilhelmi zum Fürsten. Nun halten Sie auch hiergegen den ietzigen Brief der Komtesse.

Fürst, von Freude begeistert. Warlich, ja, Alles ächt, Alles ächt! Nun ists wahr — Amalie lebt noch. Nun will ich weg von hier.

B. Schön! Schön!

Fürst. Und wir wollen gleich hinunter in den Garten, den Hügel zerstören und das Kreutz ausgraben. Das Kreutz wollen wir mitnehmen; das will ich ihr zeigen, wenn sie kommt.

Lenz zuckte unwillkürlich die Achseln. B. führte den Fürsten und sprach — „So geht Ihr Arzt gern mit Ihnen in den Garten.“ Als Gustaf an die Rosenlaube kam, veränderte sich seine Gesichtsfarbe, und er gestand, daß er sich der alten Eindrücke nicht ganz erwehren könne. „Nur hastig, flüsterte B. zu Lenz; wir wollen machen, daß wir von hier wegkommen.“

Das Kreuz, woran noch einige Ueberreste von den letzten Blumenketten hingen, hatte sich gesenkt. Dieser Anblick hub den Fürsten wieder. „Das ist ja etwas ganz Sonderbares. Als wenn es so hätte sein sollen.“ Indem er dis sprach, hatte Lenz schon das Kreuz vollends herausgezogen, und B. machte sich mit Spaden und Schaufel über den Hügel her. Man wollte ihm helfen; er erwiederte aber — das mus der Arzt allein thun; über diesen Erdhaufen hätte ich längst schon gern hergewollt.

Als Alles geebnet war, nahm Gustaf Abschied von seiner Thränenlaube und sprach — Hier habe ich viel gelitten — hier soll kein Mensch wieder leiden. Der Gärtner bekam Befehl, die Laube ganz zuzupflanzen, daß Niemand wieder hineingehen könnte. B. eilte mit dem Fürsten aus dem Garten zurück und bis aufspannen.

Fürſt, als er ſich reiſefertig macht. Aber — wer holt für mir nun?

Sekretär. Wie ich geſchrieben; ich ſtehe Ihro — in Allem zu Befehle und erwarte gnädigſte Inſtruktionen. (der Fürſt ſieht Wilhelmi zärtlich an)

Wilhelmi. Wohin gedenken Sie ſich denn aber zu begeben, uns Alle wieder beglückender Fürſt? Nach der Reſidenz?

Fürſt. Nein, dahin noch nicht. Dahin will ich erſt mit ihr zugleich zurückkehren.

Wilhelmi. Etwa nach Karlshof — oder nach Ulrichsburg — oder nach Ferdinandsthal?

Fürſt, ihn umarmend. Nein, nach — Thaldorf!

Wilhelmi, aufs angenehmſte überraſcht. Ach von ganzem Herzen — mich ſo hoch beehrender Fürſt — —

Fürſt. Ja, da bin ich nicht nur ſo gut, wie im Lande ſelbſt, ſondern da will ich auch ebenſo neben dem Pfirſichbaume auf Sie warten, bis Sie zurückkommen, wie Sie auf mich daneben einſt warteten. Sie holen ſie mir — nicht wahr?

Wilhelmi, erſchrocken. Sehr gern — aber — —

Lenz, der seither hinter dem Fürsten gestanden, den Kopf jetzt schüttelt und hervortritt. Gnädigster Herr, Ihr Minister ist wohl zu alt zu so einer Reise; besonders, da sie, wenn sie einmahl geschehen soll, auf das eiligste gemacht werden mus. Er hält das nicht aus; es mus ia Kourier geritten werden, wenn — und dennoch — — (B. zupft ihn, zu schweigen) Auch kann von uns Niemand abkommen.

Fürst. Warum denn nicht? Es bleiben ia noch immer Ihrer Drei, und Sie führen unterdessen das Präsidium — Herr Kabinetsrath. (Lenz verbeugte sich tief) Lieber Minister — Mann, der sie mir schon einmahl bringen wollte, bringen Sie sie mir nun! Aus Ihren Händen will ich sie nehmen.

Wilhelmi, Lenz und B. standen wie bloße Bilder da und sahen einander an.

Fürst. Nun? — Oder soll ich sie mir etwa selbst holen?

Wilhelmi, während das Lenz ein seufzendes Gesicht nach dem andern macht. So sei es! Sie haben mir zu befehlen. Aber — so mag der Sekretär voraus, weil keine Zeit zu verliehren ist. Ich will dann nach. Erlau-

ben Sie, daß ich Sie erst in meine Hütte führe und da noch nöthige Verfügungen treffe.

Der Fürst fiel Wilhelmi um den Hals und konnte erst nicht wieder von ihm los. Wilhelmi, B. und der Sekretär brachten ihn nach Thaldorf, wo er sehr heiter ankam. Lenz ging auf einige Stunden nach der Residenz, mit dem Versprechen, so bald, als möglich, auch zu Thaldorf einzutreffen. Zum Sekretär aber sprach er beim Abschiede — reisen Sie in Gottes Nahmen; aber denken Sie an mich, Sie finden sie nicht mehr, und wir kommen mit dem Fürsten wieder dahin, wo wir mit ihm waren.

Der Sekretär bekam blos mündliche Aufträge, die darin bestanden, daß er die Komtesse zu St. bis zur Nachkunft des Ministers aufhalten und ihr vorläufig das Anbringen desselben eröfnen sollte. Noch in der folgenden Nacht ritte er als ernannter geheimer Sekretär schon Kourier.

Gustaf as und trank nun und schlief gut und B. fands nicht mehr für nothwendig, ihm Arznei anzubieten. „So weit hätten wir ihn; wenn nun nur die Reisen nicht schief ablaufen.“

Lenz kam Morgens drauf auch zu Thaldorf an und hatte sogleich eine geheime Konferenz mit Wilhelmi, der ihm zu erkennen gab,

daß

daß er es für nöthig finde, vor seiner Reise noch den Fürsten zu sprechen, dessen Vasall er sei. „Es ist ein braver Herr und der, welcher es unter den Nachbarn noch am besten mit unserem Herrn meint. Ich mus es ihm doch melden, was für einen Gast ich habe, und will ihn bitten, einen seiner wackersten Räthe herauszuschicken, der an meiner Statt den Gesellschafter mache. Auch wünschte ich, daß ein Kommando von seiner Garde hier in der Nähe wäre; man weis nicht, was Alles gewagt werden könnte während meiner Abwesenheit.

Lenz. 's ist wahr. Sie haben aber so genug noch zu reisen; lassen Sie mich lieber zum Nachbar Ferdinand. Er kennt mich auch recht gut.

Wilhelmi. Wenn er es nicht ungnädig nimmt, daß ich nicht selbst komme?

Lenz. Ich will Sie schon entschuldigen. Ihrer Reise mus ich zwar gedenken; aber ich will mich unwissend stellen, wohin und warum.

Wilhelmi. Wenn es einigermassen angeht, so mache ich von St. auf einen Tag nach N., wo mein Sohn ist. Wir haben uns ja seit langer Zeit nicht gesehen.

Lenz. Ist er immer noch zu N.?

Wilhelmi. Wie ich nicht anders weiß. Wo ſollte er ſonſt ſein? Er würde mir's doch geſchrieben haben?

Lenz. Hat er Ihnen unlängſt geſchrieben?

Wilhelmi. Seit einigen Monaten nicht. Wir nehmen das unter uns ſo genau nicht. Warum? Wiſſen Sie etwas Anderes?

Lenz. Ich fragte nur darnach, weil Sie ſeiner ſeither nicht erwähnt haben.

Guſtaf drang in ſeinen Miniſter, die Reiſe zu beſchleunigen, der nur noch einige Geſchäfte vorſchützte und dabei zugleich äuſerte, daß er für nöthig gehalten habe, bei der hieſigen erſten Landesbehörde unmittelbare Meldung von ſeinem hohen Gaſte zu thun. Lenz kam mit den erwünſchteſten Antworten zurück und Ferdinand ſchickte ein ſehr verbindliches Schreiben an Guſtaf mit, worin er ihm baldige völlige Geneſung wünſchte und einen ſeiner bravſten Diener, auf deſſen Treue und Verſchwiegenheit er ſich verlaſſen könne, zur Aufwartung ſofort zu ſenden verſprach. Guſtaf nahm dis Alles ſehr gut auf und erklärte frei, daß er Ferdinand von jeher

unter allen Männern seines Standes am meisten geschätzt habe. Wilhelmi lies aufpacken.

Lenz zu B. Ich weis nicht, ich werde nicht klug daraus — lesen Sie einmahl — — (gibt ihm die Beilage einer Zeitung und zeigt auf eine gewisse Stelle)

B. Das ist ia eine Ediktalcitation, und zwar an einen Nahmensvetter des Ministers.

Lenz. Oder — an seinen Sohn.

B. Warum nicht gar! Glauben Sie das?

Lenz. Ort, Nahme und Karakter treffen zu. Wenn man also auch weiter keinen Argwohn hätte, so müste man schon annehmen, daß zu N. zwei Männer von gleichem Nahmen und Titel wären. Allein — die unlängst hier geschehene famöse Visitation fällt mir nun wieder ein. Damals schon äuserte Fürst Ferdinand ein uns unerklärbares Mitleid mit dem Vater. Nun ists erklärt. Man hat hier nicht die Komtesse von N., sondern den iungen Wilhelmi, gesucht. Ich lies deshalb den Vater gestern nicht reisen, weil ich die Zeitung schon hatte. Ich fürchtete, Fürst Ferdinand könnte ihm traurige Nachrichten mittheilen, und so wollte ich sie lieber in Empfang nehmen und sie ihm alsdann allmählich mittheilen. Der Fürst lies sich aber nicht weitläuftig aus,

sondern schien für bekannt anzunehmen, daß der Minister in Angelegenheiten seines Sohnes reisen wolle; denn so, wie ich seiner weiten Reise gedachte, fiel er gleich ein — Ja, ja, ich glaube wohl, daß dem armen Vater die Sache durch den Kopf gehen möge.

B. Ja, wenn's so ist, so ist wohl kein Zweifel, daß es der Sohn unseres Ministers sei, der citirt wird.

Lenz. Was das nur für ein gewisser Punkt sein mag, über den er Rede und Antwort geben soll? Und doch hat man ihn seine Dimission nehmen lassen. Ich weis nicht, wie das zusammen passe. Ob man es nun nur dem Vater noch sagt?

B. Ich dächte, wir liessen das bis zu seiner Zurückkunft und Sie schrieben unterdessen lieber nach N., um das Nähere des Vorgangs zu erfaren.

Lenz. Er hat ja aber Lust von St. aus einen Tag nach N. zu machen.

B. Das wird er gewis nicht. Wenn er nach St. kommt, soll ihn die Lust dazu wohl vergehen; denn ich bin ihrer Meinung und habe wenig Vertrauen zu der ganzen Reise.

Wilhelmi ward in der Unwissenheit gelassen und sein Abschied von Gustaf war weit kür-

jet, als der erstere. Gustaf hielt nichts für ausgemachter, als daß er seine Amalie mitbringen werde, und so bat er ihn nur zu machen, daß er fortkomme, und so schnell zu reisen, als es sein Körper zulieſſe. „Nur fort, nur fort; glücklicher sehen wir uns wieder. Und dann dankt Ihnen Ihr Fürst Alles, was er ist und hat.“ Vor der Abreise erfur der Minister noch, daß Adelgulde die Anstalten auf ihrem Vorwerke wieder abbestellt habe und daß ein Kourier an sie gekommen sei, über dessen mitgebrachte Depeschen sie ganz in Entzücken gerathen. Lenz begleitete ihn auf der ersten Station, und fand ihn unterwegs in einem ganz veränderten Gemüthszustande. „Ich habe mich recht zusammennehmen müssen, um die Freudigkeit des Fürsten auszuhalten und um nur den Schein zu haben, als wenn ich mit ihm simpathisirte; Gott weis aber, wie mir ist. Ich fürchte mich nun ordentlich vor der Reise und gäbe mein halbes Gut dafür hin, wenn ich sie nicht machen müste. Verlassen Sie den Herrn nicht, und sein Sie um ihn so viel, als möglich.“

Lenz. Das will ich gewis thun; sorgen Sie nur unterwegs recht für sich selbst. Mein Bedenken über den Ausfall ihrer Reise habe ich

gleich geäuſert; und ſo iſt es gut, wenn Sie ſelbſt das als möglich finden, was in meinen Augen ſchon ſo gut, als gewis, iſt. Indeſſen ſind wir nun einmahl im Strudel. Es gehe, wie es wolle; kommen Sie nur ſo bald, als möglich zurück.

Guſtaf hatte ſich alle Stationen bis St. verrechnen laſſen, um den Tag genau zu beſtimmen, an welchem er Amalien in ſeine Arme ſchlieſſen würde. Er ſollte dabei einige Tage zugeben, gab aber auch nicht einen zu. Den vermeinten Tag der Seligkeit aller Seligkeiten zeichnete er roth in ſeinem Kalender an. An iedem Abend durchſtrich er den zurückgelegten Tag und zählte die noch übrigen. Zuweilen machte er Mittags den Strich ſchon zur Hälfte. Uebrigens befand er ſich gut und war oft neben dem ihm ſo merkwürdigen Pfirſichbaume. Ernſthafte Geſchäfte aber, die einige Anſtrengung verlangten, floh er, ob ihn B. gleich dazu ermuntern wollte, und geſtand ſelbſt, daß er dazu noch nicht ruhig genug ſei und auch nicht eher werde, bis er Amalien an ſein Herz gedrückt. Lenz ward wie geſotten, als er dis hörte, und mochte an die Zukunft gar nicht mehr denken. Die Nation aber ſah mit Freuden in ſie hin, verſprach ſich vom Aufenthalte des Fürſten zu

Thälborf Alles und erwartete ſchon ſeine baldige Zurückkehr in ihre Mitte.

An einem Abend ſpät, als Lenz eben auch zu Thaldorf war, kam der Poſtmeiſter aus der Reſidenz und übergab ihm einen Brief, der in einem Umſchlage an das dortige Poſtamt mit dem Begehren gekommen war, ihn, wenn die Perſon, an die er ſei, nicht zu erfragen wäre, an den Unterſchriebenen zurückzuſchicken. Er habe, fügte er bei, es für nöthig gehalten, ihm den Brief vor der Zurückſendung erſt vorzuzeigen, weil er nicht wiſſen könne, wie die Sache zuſammenhange. Die Addreſſe war — an den geweſenen Sekretär der Gräfin zu . ., gegenwärtig zu . . . Lenz erwiederte, es ſei gut; er wiſſe, wo der Sekretär jetzt ſei und wolle den Brief an die Behörde beſorgen. So bald der Poſtmeiſter weg war, erbrach er den Brief, der von dem Bruder der Gräfin und folgender war:

„Haben Sie aus böſer Abſicht den Brief untergeſchlagen, der noch kurz vor Ihrer Abreiſe an meine Schweſter gekommen iſt — oder haben ſie nicht Zutrauen genug zu mir gehabt, ihn mir zu zeigen — oder haben Sie es gut mit mir gemeint? Noch will ich das Letzte glauben, und ſo danke ich Ihnen. Drei-

mahl bin ich schon darüber zur Rede gestellt worden und habe mich endlich zum Schwure erboten, daß ich von keinen neuerlich eingegangenen Briefen an meine Schwester wisse. Ich rathe Ihnen aber nun, auf Ihrer Hut zu sein; denn zu S.. hält man's sonach für ausgemacht, daß Sie mit dem Briefe durchgegangen sind. Ich weis Alles und weis schon noch Mehr, als Sie wissen. Der Brief, in welchem meine Schwester von ihrer unglücklichen Tochter nach St. zur Entrevüe eingeladen ward, ist zu S.. aufgemacht worden. Man hat ihn dann um einen Postag länger liegen lassen und hernach erst anhero geschickt. Sogleich aber ist ein Kourier nach .., wohin St. gehört, abgefertigt worden. Was er mitgenommen, weis ich nicht. Das Uebrige aber hat alles seine Richtigkeit, und ein vertrauter Freund hat mir es gemeldet. Noch sagt man auch, daß der Rath W. zu S.. seit einigen Tagen ausheimisch sei."

Lenz, als er mit B. zugleich den Brief gelesen, den rechten kleinen Finger in die Höhe haltend. Das hat mir dieser wohl gesagt. Darum schos es mir so aufs Blat, daß der Brief der Komtesse erst S.. passiren müssen. Wenn nun wenigstens der Sekretär, statt erst

hieher zu kommen, damals gleich noch Kourier nach St. geritten wäre — hatte ich nicht Recht?

B. Auf solche Weise, wenn der Brief zu S.. um einen Posttag länger gelegen hat, hätte es doch nichts geholfen. Was nun geschehen ist, wäre doch geschehen.

Lenz. Nein; die Komtesse hatte gewis darauf gerechnet, daß ihre Mutter langsam reise, und so wäre der Sekretär noch immer zu rechter Zeit angekommen. Was glauben Sie aber wohl, daß geschehen sei?

B. Ja, da läßt sich freilich Alles erwarten.

Lenz. Ich glaube, daß sie ietzt schon wieder fest, und noch fester sitze, als sie je gesessen hat. Nun können wir das Entzücken Adelguldens über die Depeschen des an sie gekommenen Kouriers erklären. Man wird sie im voraus von den neueren getroffenen Anstalten, die Komtesse wieder zu fangen, benachrichtiget haben. — Wenn wir nun nur unsern Minister erst wieder hätten!

Wilhelmi hatte sich fast über seine Kräfte angestrengt, St. auf das baldigste zu erreichen.

Als er in dem groſſen Gaſthofe daſelbſt abſtieg, war er der einzige darin logirende Fremde. Der Wirth klagte ihm dis mit Thränen und fügte hinzu — Sie ſind gewis weit her; ſonſt träten Sie auch nicht bei mir ab.

„Wie ſo, lieber Freund?

Wirth. Ach, ich bin ſeit kurzem ein ruinirter Mann. Da hat hier unlängſt ein gewiſſer Rath W. aus S.. verdammte Dinge ausgeübt und meinen Gaſthof dadurch weit und breit in üblen Ruf geſetzt, ſo, daß Alles, was jetzt kommt, mir vorüber fährt. Hätte ichs dem Hundsfott angeſehen, als er bei mir abtrat, was er im Schilde führe, ich hätte ihn zur Thüre hinaus gewachtelt.

Wilhelmt, ſeine Beſtürzung verbergend. O erzählen Sie mir doch — was hat er denn vorgenommen?

Wirth. Leibhaftige Teufeleien. (ſetzt ſich neben Wilhelmt) Der gottloſe Menſch verlangte, als er ankam, ein Zimmer par terre nach der Straſſe hinaus. Ich gabs ihm. Er that darauf einen einzigen Gang und kam hernach nicht wieder aus dem Loche. So aber, wie etwas angefaren kam, hatte er die Naſe erſt am Fenſter und dann zwiſchen der Stubenthüre, um Jeden durch und durch zu ſehen,

der Logis bei mir nahm. Er hatte noch ein Paar handfester Kerle bei sich; diese sahen nicht anders aus, als leibhaftige Häscher, und spionirten den ganzen Tag in meinem Hause umher. Endlich kam auch einmahl eine Postchaise angefaren und eine gar allerliebste Mamsel stieg heraus, der ihr Bedienter, den sie gleich fortschickte, blos ein kleines Pack nachtrug. Diesem hätte ichs gleich auf der Stelle ansehen wollen, daß er einmahl unter den Husaren gewesen sei. Ich hatte nicht einmahl so viel Zeit, die Mamsel zu fragen, wie sie hiesse, als der Rath W. schon in das Zimmer, wohin ich sie gebracht hatte, nachkam; und so sah ich zu meinem Unglück das ganze Spektakel mit an. „Sieh da, waren seine ersten Worte, finde ich den Vogel hier? Willkommen — willkommen!“ Daß es nicht richtig mit der Mamsel sei, konnte man im ersten Augenblick ihr wohl ansehen; aber sie fasste sich schnell und fragte ihn sehr gesetzt, was er bei ihr wolle und wen er suche. Da nannte er wohl drei Nahmen her, hies sie bald eine Mamsel, bald ein Fräulein, bald gar eine Komtesse, und kündigte ihr Arrest hier an. Hören Sie; was geschah? Wie der Blitz ward sie wie ein Mann, zog eine Pistole hervor und drohete ihm vor den Kopf zu

brennen, wenn er ſich nicht auf der Stelle re-
girte. Da ſprang er wie ein Rehbock aus
dem Zimmer und pfif auf dem Finger, wie ein
Förſter. Ich wies der Mamſel die verborgene
Thüre, durch welche man auf der andern Seite
herauskam, und that, als bekümmerte ich
mich um nichts. In dem Augenblick waren ſeine
zwei Kerle droben und der Teufel weis, woher
ſie die Pallaſche gleich hatten; genug, ſie zo-
gen blank und er ſtellte ſie hauſſen vor die Thüre
mit dem Worten — Laſſt mir meinen Vogel
nicht aus dem Bauer; ich bin gleich wieder da.
Die arme Mamſel ging mir durch die Seele;
aber ſie war klüger, als der Vogelfänger. Ihr
Päckchen unter den Arm, war ſie durch die ver-
borgene Thüre geſchlüpft, und ſo auf der an-
dern Seite herunter, in den Hof. Da ſteht
ein geſatteltes Pferd, ſie ſchwingt ſich drauf
und reutet damit wie ein Stallmeiſter davon.
Das Pferd gehörte nicht einmahl mir; wenn
ſie es aber auch nicht wieder geſchickt hätte, ſo
hätte ichs gern für ſie bezahlt; denn ſie war
doch gar zu ſchmuck. Ich habe in meinem Le-
ben ſo etwas Schmuckes nicht geſehen. Aber
den dritten Tag drauf kam das Pferd wieder an.
Fuhrleuten, ich habe nicht einmahl gefragt, wo,
hatte ſie es mitgegeben und ein Paar Zeilen

an mich; worin sie schrieb, daß sie mir jetzt nichts geben könne, weil sie nichts übrig habe, daß ich aber auf ein räsonnables Douceur zu rechnen hätte.

Wilhelmi, der wie die gemahlte Andacht, wenn sie mit Zweifeln kämpft, seither ausgesehen hatte. O — haben Sie diese Zeilen noch, so weisen Sie sie mir doch.

Der Wirth brachte sie. Es war Amaliens Hand.

Wilhelmi. Wissen Sie gar nicht, oder können Sie nicht noch erfaren, wohin sie gereiset sei?

Wirth. Nein; die Fuhrleute sind schon wieder fort. (Ihn von oben bis unten betrachtend,) Sie wollen Sie wohl auch wieder arretiren lassen? Ach, Sie sind wohl gar ihr Vater? Den Liebhaber haben sie ja weggekapert.

Wilhelmi. Die Sache interessirt blos meine Neugier, lieber Mann; aber was ist denn das wieder mit dem Liebhaber?

Wirth. Nun — hören Sie nur weiter. — — Mein Monsieur Rath aus S.. hatte also gleich Pferde und Wagen angeschaft und nun gings hinauf, um den Vogel aus dem Bauer zu holen. Ja, wenn du sonst nichts haft! Der Bauer war leer und der Vogel aus-

geflogen. Nun ging der Teufel über mich los. Ich sollte sagen, wo die Mamsel geblieben wäre. Ich machte mich patzig und drohete, mein Hausrecht zu gebrauchen. Da kams heraus, daß mit den hiesigen Gerichten schon Alles abgedroschen gewesen war. Ich erwiederte, daß man mir das hätte sagen müssen, muste aber doch wenigstens dreimahl ins Verhör. Was konnten sie mir aber thun? Der arme Scheim, ihr Bedienter aber kam schlimmer weg. Wie er wieder nach Hause kam, fuhr der Schurke aus S. . über ihn her — „Warte, Scheim, du sollst das Gelag bezahlen; deine Regimentsstrafe erwartet dich schon.“ Hören Sie, der brave Kerl wehrte sich barbarisch; aber es half nichts. Er ward geschlossen und aufs Amt geschleppt, von da er schon weiter transportirt ist. Mit dem armen Teufel mag ich sein Schicksal nicht theilen.

Wilhelmi, dem diese Nachricht durch die Seele geht. O weh! — Nun, das ist ja aber doch das mit dem Liebhaber nicht?

Wirth. Das kommt nun erst noch; hören Sie nur weiter. — Der S. . Hundsfott blieb noch hier und hatte die Nase wieder am Fenster und an der Thür. Ich lies einem von seinen beiden Helfershelfern wacker zutrinken

und da platzte er damit heraus — sie wollten noch einen Vogel fangen. Und richtig — sie fingen ihn auch. Ein junger Mann, und das mochte wohl der Liebhaber der Mamsel sein, kam als Kourier hier an und quartierte sich bei mir ein. Kaum war er da, so hatte ihn auch der Rath beim Ohr, und diesen nahm er mit fort. Der eine von seinen Kerlen soll gesagt haben, es wäre ein durchgegangener Sekretär. — — (Wilhelmi sitzt in Gedanken vertieft). Sehen Sie, das sind die Teufeleien, die mich um meine ganze Nahrung gebracht. Wenn ich ein Fremder wäre, ich machte es ja selbst so und logirte in so einem Gasthof nicht. So bedauren Sie mich doch! Oder — habe ich Ihnen zu lange geschwatzt? Hören Sie, zwischen Ihnen und der Mamsel ists gewis nicht richtig.

Wilhelmi, sich mit der Hand übers Gesicht streichend. Lieber Mann, ich mus noch weiter. Schicken Sie mir eine Portion Schokolate und lassen Sie Postpferde bestellen. Nach einer Stunde will ich wieder fort.

Da sas nun der Minister im grossen Gasthofe zu St. auf dem Krackstuhle, sah alle seine Hofnungen verschwunden und rieb sich die Stirn. Der Komtesse in alle Welt nachzureisen hielt er für unnüz. Die Freude auf seinen Sohn war

ihm auch verleidet. So beschlos er, sofort seine Rückreise anzutreten.

Indem er aber an diese dachte, stellte sich ihm auch schon die ganze Zukunft, wie sie nun für seinen Fürsten und für sein Vaterland ausfallen müste, dar. So gerieth er auf einen Plan für sich selbst. Er wollte nun seinen Sohn bereden, daß er die Dienste zu M. quitiren und einstweilig nach Thaldorf sich begeben möchte, bis er ihn bei Fürst Ferdinand angebracht hätte, damit er auf sein Alter doch ihm näher wäre; und so reisete er dennoch nach M.

Als er vor dem Quartier seines Sohnes abstieg und nach ihm fragte, bekam er zur Antwort, daß selbiger jetzt nicht da sei, und der Hausbesitzer zuckte dazu die Achseln.

„Warum zucken Sie die Achseln.“

Hausbesitzer. Kommen Sie nur mit. (indem er eine Stube öfnet) Hier hat er gewohnt.

Wilhelmi. Wie — was stellt das vor? Alles versiegelt?

Hausbesitzer. Leider!

Wilhelmi. Warum?

Hausbesitzer. Ja, wer wird daraus klug? Niemand wills glauben, was man ihm Schuld gibt.

Wilhelmi. Nun, so sprechen sie doch nur von der Leber. Ich bin sein Vater.

Hausbesitzer. O so thuts mir doppelt weh. Er war zuletzt immer so still und in sich gekehrt; da nahm er Urlaub auf einige Zeit und reisete fort. Mit der ersten Post drauf schickte er seine Dienstentsagung ein und schrieb mir, ich möchte seine Sachen aufheben, bis er sie abfordern liesse. Von da an entstand das Gerede, daß er blos geflüchtet sei, weil er einen grossen Kassenbetrug gemacht habe. Man hat ihm von Obrigkeit wegen allenthalben nachgeforscht, aber ihn nicht gefunden. Nun ist er öffentlich in den Zeitungen citirt.

Wilhelmi, der an die Visitation zu Thalsdorf zurückdenkt. Wie? Als was? Als ein Betrüger?

Hausbesitzer. Nein; sondern nur, um über einen gewissen Punkt Rede und Antwort zu geben.

Wilhelmi. Nun, das ist mir unglaublich. Mein Sohn war ein zu braver Mann.

Hausbesitzer. Ja, das war er auch, und dafür hält ihn die ganze Stadt und Jeder, der ihn kennt. Eben darum kann auch gar kein Mensch darüber fertig werden.

Wilhelmi vergas über seinen Sohn die Komtesse von R. und eilte in der heftigsten Gemüthsbewegung zu dem dortigen ersten Minister. Dieser erzählte ihm Alles noch umständlicher und fügte hinzu, daß sein Herr, der sonst so viel auf den jungen Mann gehalten, jetzt so aufgebracht auf ihn sei, daß er ihn, wenn er sich im angesetzten Termine nicht stelle, infam kassiren lassen wolle.

Wilhelmi. Ohoho! Nur sachte — sagen Sie doch zu Ihrem Herrn. Wie viel beträgt denn der angebliche Kassendefekt?

„Nahe an sechstausend Thaler.“

Wilhelmi. Es ist unmöglich, daß mein Sohn ein Schurke sein könne. Wer weis, wer der Schurke ist? Inzwischen, wenn's nicht Mehr ist, darüber stelle ich einen Wechsel, nach zwölf Wochen zahlbar, aus.

Die Sache ward hierdurch sistirt und Wilhelmi trat, auf allen Seiten gebeugt und niedergeworfen, die Rückreise nach Thaldorf an. Nach Thaldorf aber kam nicht nur kein Sekretär sondern auch — kein Minister zurück.

Fürst Gustaf, sobald der Tag kam, den er roth bezeichnet hatte, wich und wankte

nicht aus dem Garten und hielt ſich immer in der Gegend des Pfirſichbaums auf. So that er drei Tage hinter einander von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang. Am vierten Tage floh er den Garten, blieb im Zimmer und fing an bitterlich über ſein Schickſal zu klagen. Die ihn Umgebenden redeten ihm zu und ſtellten ihm vor, daß die Reiſe weit ſei, und daß Reiſen der Art immer mit verzögernden Unfällen begleitet wären. Nach acht Tagen waren ſeine letzten Aeuſerungen, die er mit Zuſammenhang ſprach — „ich glaube recht gern, daß ſie noch lebt; ebenſo glaube ich nun aber auch feſt, daß ich ſie nie wiederſehe. Mein guter Miniſter iſt gewis wieder zurück und traut ſich nur nicht vor mich.“ Man verſicherte ihm auf das heiligſte, daß ſich dis nicht ſo verhalte; aber er blieb dabei und ward nun ganz ſtill. Nach vierzehen Tagen war gar nichts mehr mit ihm zu machen. Was man ihn fragte, beantwortete er zwar mit Ja oder Nein; aber er ſprach Ja, wenn er Nein, und Nein, wenn er Ja ſprechen ſollte. Er ſchrieb und ſchrieb nichts als — Amalie; er mahlte den Nahmen auf den Tiſch; er zeichnete ihn in die Hand. Dabei genos er viel und ward ſtark. B. erklärte ihn für ein

völliges Kind, das vielleicht noch lange leben, aber nie wieder ein Mann werden würde.

So vergingen sechs Wochen. Lenz verließ den Fürsten fast gar nicht mehr und suchte auf allen möglichen Wegen Nachrichten einzuziehen, wo Wilhelmi Ende genommen hätte, konnte aber weiter nichts erfaren, als daß er glücklich zu St. angekommen sei, von da er nach N. gefaren, wo er sich verlohren hätte. Der Zustand der Dinge ward ihm drückend. Er sah sich an der Spitze des Landes und erinnerte sich der Abneigung, welche seine noch übrigen beiden Kollegen gleich anfangs gegen ihren Sitz in der interimistischen Regierungskommission bezeigt hatten. Ein Brief aus S. kam dazu, worin ihm gemeldet ward, daß der gewesene Sekretär der Gräfin von R. zu St. aufgefangen und auf die Vestung gebracht worden sei. So fürchtete er für den Minister ein gehabtes ähnliches Schicksal, ließ das Gardekommando wirklich das Landhaus zu Thaldorf besetzen und begab sich zu Fürst Ferdinand. Diesem entdeckte er nun Alles und erfur dafür von ihm nicht nur die ganze Lage des jungen Wilhelmi zu N., sondern auch noch wichtigere Neuigkeiten, die das Land betrafen. „Uebrigens, schloß Ferdinand, nehme ich Sie und alle, die meinen

braven Nachbar Guſtaf ietzt umgeben, ein- für allemahl in meinem Schutz.“

B. zu Lenz, als er zurückkommt. Eine vermaledeiete Neuigkeit hören Sie doch gleich — der famöſe Graf von N. iſt bei Adelgulden angelangt.

Lenz, zurückfahrend. Im Ernſt? So weit ginge es ſchon?

B. Laſſen Sie ihn doch arretiren und über die Grenze bringen. Der Fürſt hat ihn ja zum Lande hinausgewieſen.

Lenz. St! Ich mus Ihnen noch vermaledeitere Neuigkeiten erzählen. Adelgulde greift die Sache von der Seite an, daß die ganze Regirungskommiſſion null und nichtig ſei, weil ſie der Fürſt in einem Zuſtande nidergeſetzt habe, wo er nicht mehr bei Vernunft geweſen ſei.

B. Das kann ich beſchwören, daß er damals ſeinen vollen Verſtand hatte.

Lenz. Ja — Alles gut; aber nun denke ich tauſendmahl an den Miniſter. Wo er nur ſein mag, und ob er noch lebt? So eine Verwirrung der Dinge — nein, das hätte ich nicht gedacht. Hätten wir ihn nur nicht reiſen laſſen! Mit ſeinem Sohne iſts arg; er ſoll als Kaſſendieb entwichen ſein.

B. Gott bewahre mich!

Lenz. Was für eine Alteration mag der brave Vater gehabt haben, als er nach N. gekommen ist! — Uns für unsere Personen hat Fürst Ferdinand Schutz versprochen; aber es geht Alles mit mir umher. Unser guter Herr — unser guter Herr!

B. Freund, sein Zustand wird bald so sein, daß er gar nichts mehr empfindet. Er verliehrt nun auf keinen Fall dabei, es komme, wie es wolle.

Lenz. Und — das Land, ach das Land!

B. Getheilt kann es doch wohl nicht werden, so lange er noch lebt?

Lenz. Das wohl nicht: aber — — — Nun, die Regirungskommission soll sich wehren, so lange sie kann.

Ein Gardist meldete, der Leibarzt der verwitweten Fürstin sei angekommen und verlange, eingelassen zu werden. Man habe ihm erwiedert, daß Niemand herein dürfe; darauf habe er diesen Brief übergeben. Lenz befohl ihn einstweilig in den Garten zu führen.

„An die, welche jetzt den Fürsten umgeben. — Ich befehle bei meiner höchsten Ungnade, daß man meinen Leibarzt, den alten Arzt des Hauses, zu meinem Herrn Sohne lasse. Ich kann mich nicht länger dabei beru-

higen, daß mein Herr Sohn ohne gehörige Hülfe sei. Adelgulde."

Lenz. Hum! So kommt er noch nicht vor. Die Sache wird aber recht ordentlich von ihr eingeleitet. Freilich mus man mit Untersuchung des wahren Zustandes des Herrn anfangen, wenn man weiter etwas im Schilde führt. Der Leibarzt soll bezeugen, daß der Fürst zu weiterer Regirung unfähig sei; das ists.

Adelgulden ward geantwortet, daß der Fürst auf das strengste verboten, irgend einen Menschen, er sei auch, wer er sei, vorzulassen; daß die ihn Umgebenden diese Ordre respektiren müsten, und daß sie übrigens versichert sein möge, daß zu seiner Wiederherstellung Alles geschehe, was geschehen könne. Mit diesem Briefe muste der Leibarzt wieder abfahren.

Dis war das Signal zum Kampfe. Die Kouriere flogen beim Witthumsschlosse aus und ein, wie die Schwalben. Nach einigen Tagen erschien ganz unerwartet der Nachbar Ferdinand selbst und verlangte eiligst Lenz zu sprechen, der eben nach der Residenz geritten war. So machte er B. den Auftrag, ihn sogleich rufen zu lassen und ihm zu bestellen, daß er das unangenehme Vorwaltende nicht habe verhin-

dern können. Eine Kommission der beiden hüpfigen Erbhöfe sei bei ihm angekommen, die Gustafs Zustand untersuchen solle, und er dürfe ihr den Zutritt zu ihm nicht verwehren. Inzwischen habe er ihr gegen Abend erst eine Stunde zur Audienz bestimmen lassen, um Zeit zu gewinnen, daß man sich zu Thalborf auf den Besuch gefasst machen könne. Uebrigens versichere er allen, die seinen Freund Gustaf treu umgäben, nochmals seinen kräftigsten fürstlichen Schutz.

Lenz flog herbei und bewunderte Ferdinands herablassende Güte. „Wenn Fürst Ferdinand es nicht verwehren kann, wir können es noch weniger verwehren.“

B. Ich bin schon auf den Einfall gerathen, es dem Herrn zu sagen. Es wäre möglich, daß er dadurch erschüttert würde.

Lenz. Versuchen Sie's.

B. ging auf der Stelle zu Gustaf. „Gnädigster Herr, können Sie sich nicht auf einen Augenblick besinnen? Hören Sie doch — ich will Ihnen etwas sagen.

Fürst. Ja.

B. Es kommt eine Kommission von den Höfen zu . . und zu . . . Diese soll Ihren Zustand untersuchen.

Fürſt. Nein.

B. Die beiden Höfe wollen Sie ſchon bei Ihrem Leben beerben — hören Sie nicht?

Fürſt. Ja.

B. Sie werden vielleicht unfähig zur Regirung erklärt, und dann — ihr armes Volk!

Fürſt. Nein.

B. kam wieder heraus zu Lenz. „Es iſt nichts zu machen.“

Lenz. So gehe es, wie Gott will!

Am folgenden Morgen kam die Kommiſſion an. Sie beſtand aus zwei Geheimenräthen, drei Aerzten, worunter der Leibarzt war, und einem Notarius. Lenz empfing ſie und führte ſie zu ſeinem Herrn. So, wie ſie eingetreten war, wurden er und die Uebrigen von ihr herausgewieſen. Nach zwei Stunden reiſete ſie wieder ab. Durch die Geſchwätzigkeit des Leibarztes erfur Lenz bald, daß der Fürſt weiter nichts, als Ja und Nein, geantwortet habe, und das noch dazu nur ſelten und immer falſch, und daß das medicinische Gutachten einſtimmig dahin ausgefallen, daß er völlig inkurabel und alſo zu aller weiteren Regirung unfähig ſei. Indeſſen herrſchte eine tiefe Stille; die aber einen bevorſtehenden Orkan ankündigte. Die Nation, als ſie von den Vorgängen hörte, gerieth allent-

halben in Rege. Die Landstände kamen oft zusammen und luden die Regirungskommission zu einer ihrer Konferenzen ein. Lenz war der Einzige, welcher dabei erschien; die beiden übrigen Mitglieder waren krank. Er rieth vor allen Dingen zur Ruhe und Mässigkeit bei allen Rathschlässen und Anstalten, die man etwa treffen wolle, und zeichnete ihnen die Wege vor, welche sie in einem gewissen Falle einzuschlagen hätten. Besonders machte er sie aufmerksam darauf, daß sie sowohl, als die ganze Nation, ihre Zufriedenheit mit der gegenwärtigen Regirungskommission beiden bewußten Höfen zu erklären hätten. Noch an demselben Tage gingen an selbige zwei Deputationen ab, deren jede mit einer langen Nase zurückkam.

Da fuhr eines Abends spät noch ein Reisewagen in den Hof und es stieg heraus — Hallo der Zweite. Lenz war eben in Begrif sich zur Ruhe zu legen und flog in seine Arme.

„Ach Dank dem Ewigen, daß Sie nur wieder da sind! Um Gottes willen, wo sind Sie so lange gewesen und haben nichts von sich sehen und hören lassen?“

Wilhelmi. Bei einem braven Manne. Aber — was macht unſer Fürſt heute?

Lenz. Wie geſtern und wie immer. Er iſt nun ein Kind und bleibt ein Kind. Ach, hier ſiehts nun kritiſch aus . . .

Wilhelmi. Ich weis ſchon Alles; ich komme vom Fürſten Ferdinand. Trift nun nicht Alles aufs Haar zu, was ich geſagt? Adelgulde wird wieder Adminiſtratorin und Niemand wirds verhindern. O wehe dem ſchönen Lande, dem braven Volke! Für uns iſt geſorgt; uns ſchützt Fürſt Ferdinand. Doch, kommen Sie, ich mus meinen unglücklichen Herrn heute noch ſehen.

Lenz. Er ſchläft ſehr feſt.

Wilhelmi. Ich will ihn auch nur ſehen. (am Bette des Fürſten) Gott, wie ſtark iſt er geworden und ſieht ſo geſund aus und ſchläft ſo ruhig! (legt ihm die Hand auf die Stirn) Du redliches Opfer der Liebe! (verſinkt in Wehmut; Lenz führt ihn wieder heraus) Iſt denn gar nicht mit ihm zu reden?

Lenz. Ganz und gar nicht. (B. fliegt herzu)

„Ah, ehrwürdiger Mann, daß wir Sie wieder haben — Heil uns! Wo ſind Sie in aller Welt geweſen?“

Wilhelmi. Bei einem braven Manne. Guten Abend, lieber B.! Sagen Sie mir nur, ist denn hier an keine Aenderung weiter zu denken?

B. Nein, es ist vorbei. Wie er nun ist, so bleibt er.

Wilhelmi. Ob es keinen Eindruck auf ihn machen wird, wenn er mich morgen sieht?

B. Ich zweifle; doch bin ich selbst neugierig darauf.

Wilhelmi. Ich höre ja aber, daß er so still sein soll. Wie geht denn das zu? Sonst fantasirte er ja stets.

B. Das machte die Idee, daß Amalie todt wäre. Nun ist er überzeugt worden, daß sie noch lebe, daß er sie aber nie wieder sehe. Diese Idee ist nicht schwärmerisch genug. So erkläre ichs mir wenigstens. Man findet überhaupt auch häufig, daß dergleichen Zustand sich mit stiller Manie endige.

Wilhelmi. Ob sie ihn nur nicht von hier werden wegnehmen wollen? Fürst Ferdinand hat mir zwar versprochen, daß er sein Aeusserstes dagegen thun werde. Gern bliebe ich, so lange ich noch lebe, sein Wärter wenigstens. Ach — das war eine Reise — Gott sei uns

gnädig? Den armen Sekretär haben ſie weggefangen; wo er nur jetzt ſein mag?

Lenz. Auf der Veſtung. Aber — die Komteſſe — wo dieſe?

Wilhelmi. Das weis der Himmel. Einkommen iſt ſie glücklich; ihr Retter wird aber wohl ſchon hangen.

Lenz. Der Huſar? — O! — Nicht wahr, der Rath W. zu S.. hat die Expedition gehabt?

Wilhelmi. Ja. Ach — und ich habe ein Unglück mit meinem Sohne — —

Lenz. Zerreiſſen Sie ſich das Herz mit der Erzählung davon nicht. Wir wiſſen ſchon Alles.

Wilhelmi. Ich laſſe mein Leben dafür, daß es nicht wahr iſt. Ich war zu M. und wollte ihm beweben, zu mir zu ziehen. Da hörte ich die Hiobspoſt. Sie haben ſchon etwas davon gewuſt, ehe ich reiſete — iſts nicht wahr?

Lenz. Mit Gewisheit nicht; nur muthmaslich. Wir wollten Sie nicht kränken, ehrwürdiger Miniſter. Abſtrahiren Sie lieber davon und erzählen uns, wo Sie ſo lange geweſen ſind. Daß Sie bis M. glücklich gekommen ſind, laſen wir ſchon.

Wilhelmi. Nun, also das Uebrige! (nachdem er eine Erzählung von den Relationen des Wirths zu St. und von seiner Prozedur zu N. mitgetheilt) Von N. machte ich mich eilig wieder fort, nahm aber den Rückweg nicht wieder über St. Ein Lohnwagen brachte mich bis zur nächsten Poststation; ein wahrer unbedeutender Reiseumstand, den ich blos darum erzähle, weil er hernach meine ganze lange Verborgenheit mitten in der Welt verursachte. Als ich N. etwa zehen Meilen hinter mir hatte, gingen die Postpferde mit uns durch. Wir warfen um und mein braver Jäger ward gerädert. Plötzlich standen die Pferde still und es kamen uns Bauern zu Hülfe. Wir brachten den zerfleischten Leichnam in den Wagen und ich befohl dem Postillon, gleich im nächsten Dorfe zu halten. Ehe wir aber das Dorf erreichten, hat mich ein heftiger Schlagfluß betroffen. Wie der Postillon hernach im Dorfe hält und sieht, daß ich auch todt bin, läuft er davon und läßt Pferde und Wagen im Stich. Auf das Gerücht von dem angekommenen Fuhrwerke mit zwei Leichen ist der dasige Prediger herbeigeeilt und hat die Todten in sein Haus bringen lassen. Mein Jäger war todt und blieb todt; ich aber habe nach langem Frottiren

wieder Zeichen des Lebens von mir gegeben und bin so allmählich ins Leben zurückgekehrt, aber blos animalisch. Alle meine Besinnungskraft war weg, und so habe ich über sechs Wochen zugebracht, ohne daß ein Mensch gewust, wer ich sei. Mich hat man tausendmahl gefragt, aber ich habe nur immer die Fragen nachgesprochen; Briefschaften, oder Papiere, aus denen man sich über mich belehren konnte, hatte ich nicht bei mir; mein Jäger, der's hätte sagen können, war todt. So ist der wackere Prediger selbst von Station zu Station geritten und hat sich auf den Postämtern erkundigt. Auf der letzten Station vor N., wohin ich mit Lohnfuhre abgegangen war, hatten die Nachrichten ein Ende. Da hatte ich mich als ein reisender Kaufmann aus Quebeck einschreiben lassen; wofür er mich aber nicht hatte erkennen wollen. Hören Sie nun meine Wunderkur!

B. Nun? Sie spannen meine ganze Aufmerksamkeit.

Wilhelmi. Was geschah? Im Predigerhause kam Feuer aus. Da kam ich aus Schrekken zum Besinnen.

B. Richtig! Zu meiner Zeit war in Genf ein ähnlicher Fall mit einem Frauenzimmer.

Lenz. Gott, welch eine Kur! Wunten wir ſie nicht auch mit unſerem Herrn vornehmen?

B. Ach, ich habe ſchon auf zehen ähnliche Mittel gedacht; aber — wer ſteht für den Erfolg? Ins Waſſer habe ich ihn ſchon Luſt gehabt zu werfen.

Wilhelmi. Ja, das verſtehe ich nicht. — Wiſſen Sie, was meine erſte Frage geweſen iſt, als ich zu mir kam? Ob mein Jäger ſchon begraben ſei... Das Haus braunte richtig ab und ich tröſtete ſogleich den Prediger, daß ich der Kirche ein neues Pfarrhaus bauen und ihm, dem Menſchenfreunde, allen ſeinen Schaden vergüten wollte. Er ſah mich an; ich gab mich ihm zu erkennen. So danke ich Gott für mein Unglück, ſprach er, da es einem Manne, wie Ihnen, die Vernunft wiedergeſchenkt hat. Ich erſtaunte, daß ich ſchon ſo lange da wäre, und wuſte von Allem nichts, was unterdeſſen mit mir vorgegangen war. Da nun erſt noch ihnen zu ſchreiben hielt ich für unnöthig; und machte mich lieber gleich ſelbſt auf den Weg; denn geſund am Leibe war ich längſt völlig wieder.

Lenz und B., die ihn Beide umarmen. O Gottlob, daß wir Sie nur wieder haben! Schlafen Sie nun; Sie ſind von der Reiſe ermattet.

Wilhelmi.

Wilhelmi. Ja, aber morgen gleich früh wollen wir zum Herrn. Vielleicht hilft ihm mein unerwarteter Wiederanblick. Wird aber das arme Land unglücklich, so werde ich sein Unglück nicht lange überleben; denn man hat mir gesagt, daß mein apoplektischer Zufall repetiren werde.

B. Das ist nicht ausgemacht, edler Mann.

Wilhelmi eilte am folgenden Morgen zu Gustaf, der schon frühstückte, und stellte sich vor ihn hin. Gustaf sah ihn an. Es war, als wenn auf den ersten Anblick einiges Feuer in seine Augen dränge; es erlosch aber gleich wieder. Wilhelmi redete ihm auf das herzlichste an, suchte Ideen auf, die ehemals die lebhaftesten in ihm gewesen waren, nannte sogar Amalien; aber Alles ohne den geringsten Eindruck auf ihn. Manchmahl antwortete er Ja und Nein; aber immer am unrechten Orte. Der Minister verlies ihn, um seine Thränen zu verbergen, und sprach zu Lenz — So habe ichs mir doch nicht vorgestellt; nein, nun ist Alles verlohren. Wie lange man uns nun nur noch im Lande schalten und walten lassen wird?

Es verging keine Stunde, so kam ein Pack Ausfertigungen zur Unterschrift an Lenz. Der

Kommissionsbote sah aus wie verrückt, und, als Lenz ihn fragte, was ihm wäre, antwortete er — „ach daß Gott erbarm, ich glaube, ich komme heute zum letzten mahle zu Ihnen heraus. In der Nacht ist der Graf N. mit einer Kompagnie herzoglicher Infanterie bei uns eingerückt und hat das Schlos und die Hauptwache besetzt. Und eben, als ich aus der Residenz herausging, fuhr die verwittwete Fürstin hinein.“

W. zu B., als der Bote abtreten müssen. Nun, da hätten wir's ja, und noch vollkommener, als wir dachten. **Adelgulde Landesadministratorin und Graf N. erster Minister. — O Vorsehung, Vorsehung,** was bezweckst du dabei, daß du so etwas zulässest! Soll wirklich nie ein Volk ganz glücklich und auf lange ganz glücklich werden? Doch — es geschehe dein Wille! — Nun, lieber Kabinetsrath, unterschreiben Sie nur; es wird wohl das Letzte sein. Ich will doch warlich meinen ehrlichen Nahmen auch noch einmahl hinsetzen.

Nachmittags war schon ein Reutknecht da, der an Wilhelm und Lenz Citationen, von Adelgulden selbst unterschrieben, überbrachte, vermöge welcher sie sich morgen in der Residenz

einfinden und weitere Befehle der nunmehrigen Landesadministratorin erwarten sollten. B. ward ebenfals citirt und lachte unter Allen allein darüber. „Gehorsamer Diener; ich liebe die Freiheit. Daß sie mir noch eins dafür auswischte, daß ich ihr die Marschordre auf Gustafshöhe übergab! Ich gebe mir meinen Abschied selbst. Was werden Sie aber thun, meine Herrn?“

Lenz. Ich stelle mich nicht.

Wilhelmi. Ja, ich stelle mich.

Lenz. Stellen will ich mich wohl, aber — nicht dort, wo ich in ihrer Gewalt wäre, Hier kann sie mich finden, wenn sie etwas hat; ihr diene ich doch nicht. Hier will ich über Alles Rede und Antwort geben.

Wilhelmi. Ich stelle mich, und wenns beim Teufel wäre.

Lenz. Ehrwürdiger Mann, so schaffen Sie uns erst ein Paar Cherubs zur Sauvegarde.

Wilhelmi eilte zu seinem Schutzherrn, um sich Raths zu erholen. Fürst Ferdinand fragte vor allen Dingen, was für einen Plan er mit seinen Kollegen auf den nun eingetretenen Fall gemacht habe, und ob sie etwa gedächten, sich

als wirklich von ihrem Herrn, der noch lebe, nidergesetzte Regirungskommission gegen alle vorzeitige fremde Zudringlichkeit zu halten; wenn dis wäre, so hätten sie sich, ohne Citation abzuwarten, oder gar anzunehmen, in ihrem gewöhnlichen Zimmer gleich Alle versammlen, gegen Adelguldens Einmischung protestiren und ihre Geschäfte fortsetzen müssen. Der Minister erwiederte, daß auf die beiden Regirungsräthe kein Verlas zu nehmen sei, weil sie ungern Mitglieder der Kommission geworden wären, und daß Lenz zwar anfangs behauptet habe, daß man sich wehren müsse, nun aber, da die Sachen so gekommen, auch anderer Meinung geworden sei, weil er voraussetze, daß, wie Adelgulde nicht aus sich handle, auch die beiden künftigen Erbhöfe, welche sie als Administratorin einsetzten, ebenfals schon höhere Rücksprache genommen haben würden; er für sein Theil wäre zu Allem bereit. „Lenz hat Recht, versetzte Fürst Ferdinand, und ich glaube selbst, daß Sie mit Ihrem Protestiren nicht weit kommen würden. Auch wird es bei der gegenwärtigen Veränderung ohne Unruhen im Lande nicht abgehen; so würden die Schritte, welche die Kommission zu ihrer Behauptung thäte und noch dazu vergeblich thäte, die Unruhen nur

vermehren. Geſetzt auch, daß das Volk, wie leicht zu erachten, ſich auf Ihre Seite ſchlüge, ſo würde das doch nicht lange vorhalten; denn woher die Kompagnie gekommen iſt, daher können auch Regimenter kommen, und dann — erwägen Sie das vollends unüberſehbare Unglück.“

Der Miniſter lies alſo von dem Plane, ſich zu behaupten, ab, beharrete aber dabei, daß er ſich ſtellen wolle. „Das zeugt zwar von einem ſehr guten Bewuſtſein, wackerer Mann; aber Sie riſkiren — —. Auch verantwortet ſichs auswärts beſſer. Doch — es fällt mir etwas ein; ich will Ihnen und Lenz ein Paar Hauptmannspatente vom Hofe zu . . verſchaffen, den man wird reſpektiren müſſen. Dieſe warten Sie ab und halten ſich ſo lange ruhig. Sobald Sie ſie haben, ſtellen Sie ſich Beide, und, da Sie nicht mehr handeln können, ſo ſprechen Sie dann wenigſtens noch einmahl, was vor Gott und Menſchen recht iſt.“

Lenz lies ſich, als er dis hörte, zureden, ſich ebenfals zu ſtellen. In der Geſchwindigkeit wurden die Uniformen für Beid verfertigt, und ehe ſie noch die Patente erhielten, geſchah ſchon Requiſition von Abeigulden an Fürſt Ferdinand, ihr die beiden entwichenen treuloſen

und ungehorsamen Räthe auszuliefern. Ferdinand schickte das Schreiben mit den Patenten zugleich an seine Beschützten; die sofort zur Residenz abgingen. Das Gardekommando zu Thaldorf ward unterdessen verstärkt und hielt das stille Landhaus ringsum scharf besetzt.

In der Residenz war schon Alles im grösten Alarm. Das Volk, als es wieder ein Paar ankommende Officiere erblickte, ward wütend und wollte sie schon aus dem Wagen reissen, als Wilhelmi und Lenz erkannt wurden. Da wurden die Pferde abgespannt und die Bürger spannten sich vor und zogen die in Helden verwandelten Patrioten, statt auf Schlos, vor das Haus, worin die Landstände eben versammlet waren und an der dritten heftigen Protestation gegen Adelgulden, die sie das Verderben des Vaterlandes nannten, arbeiteten. Wilhelmi bat sie, aus Liebe zum Vaterlande selbst in ihren Ausdrücken mässig zu sein und überhaupt, da die Sache nun nicht zu redressiren zu sein scheine, sich lieber zu fügen und den Aufstand des Volks zu dämpfen, statt ihn zu erhitzen. Darauf schlich er mit Lenz aufs Schlos. Das Volk hatte unterdessen eine andere Scene, die seine Aufmerksamkeit beschäftigte. Adelgulde lies bei Trommelschlag bekannt machen,

daß sie, die nunmehro auf hohe und allerhöchste Verordnung angestellte Landesadministratorin, hiermit bei Leibesstrafe befehle, daß die Volksrotte aus einander gehen solle. Kaum war der Ausruf gehört, so ward der Ausrufer mit einem Steinregen übergossen. Es ward ruchbar, daß Wilhelmi und Lenz aufs Schlos gegangen wären, und Tausende eilten ihnen nach, fanden aber den Schloshof gesperrt und stark mit Mannschaft besetzt.

Die beiden Kapitäne wollten in ihr gewöhnliches Arbeitszimmer gehen, trafen es aber vernagelt an. Ein Officier kam und examinirte sie, wer sie wären. Er machte einen langen Hals und verfügte sich zum Grafen N., der sogleich eine Konferenz mit Adelgulden hielt, nach deren Beendigung ein Kourier an den Hof zu . . abgefertigt ward, von welchem die Patente waren. Nach einigen Stunden wurden Wilhelmi und Lenz vorgeführt.

Da sas unter einem Baldachin Adelgulde wie die personificirte Rachsucht; neben ihr stand der dickwanstige Schadenfroh, Graf N. Dieser überreichte ihnen zuförderst die Administrationsurkunde von den beiden Erbhöfen, in welcher ausdrücklich die Klausel sich befand, daß Adelgulde zugleich mit allerhöchster Genehmi-

gung eingesetzt werde. Die beiden Kapitäns lasen, verbeugten sich und übergaben dafür ihre Patente.

Adelgulde. Das geht mich nichts an. Die Patente können hier liegen bleiben; der Hof zu . . wird sie bald zurückfordern. Wenn er eure begangenen Verbrechen nun erfärt, so wird er euch weder in Schutz, noch weniger in Dienst nehmen. Die Patente habt ihr erschlichen, wie das Dekret zur Regirungskommission. Diese ist bereits aufgelöset und ein geheimes Konseil wieder errichtet, worin der Graf N. nach, wie vor, präsidirt. Er soll euer Richter sein. Den beiden Regirungs-Räthen L. und M. habe ich vor der Hand in Gnaden verziehen, weil ihr sie zu eurer Ligue gezwungen habet. Euch Beiden aber soll der Proces gemacht werden. Wo ist der B.?

Wilhelmi, der so wenig, wie Lenz, bis letzt eine Mine verzuckt hatte. Er ist noch bei meinem Fürsten und wird sich nie stellen.

Adelgulde. Der Bösewicht! Er ist mit euch am ganzen Unglücke meines Herrn Sohnes Schuld. Vorsätzlich habt ihr den Leibarzt verdrängt und den B. zu eurem Komplicen gemacht. Euch ergrif der Regirungskitzel und da hat er ihn mit Opiaten zum Kinde machen müssen.

Aber — er sei, wo er wolle, er soll der Gerechtigkeit so wenig entgehen, wie Ihr.

Wilhelmi, nun gereitzter. Das sind die grössesten Unrichtigkeiten, die ie aus dem Munde einer Fürstin kamen. Wir Alle hätten unsern Herrn gern mit unserem Leben — —

Adelgulde. Schweigt, ehemaliger Störer der glücklichsten Ehe zwischen mir und meinem Gemahl! Schweigt, nachheriger Räuber der Liebe eines Sohnes zu seiner Mutter! Und — wo ist der Busch dort geblieben? Wird euer Gut hinreichen, ihn zu ersetzen?

Wilhelmi, pathetisch. Dieser muste niedergehauen werden, um die Schulden zu bezahlen, welche Ihro — gemacht hatten.

Adelgulde. Man rede nicht so unverschämt, oder —. Umstände hatten sie gemacht, nicht ich. Das Land muste sie bezahlen, nicht der Landesherr.

Lenz. Das Land hat genug davon bezahlt.

Adelgulde, ihm einen fürchterlichen Blick zuschiessend. Und Ihr seid der Ausarbeiter aller der Bosheiten gewesen; ihr habt euch sogar so schwer gegen mich vergangen, daß ihr die Ordre ausgefertigt, welche mir auf Gustafshöhe eingehändigt ward.

Lenz. Ja, das hab' ich gethan, weils sein muste.

Adelgulde. Schändlich seid Ihr Beide umgegangen mit meinem Herrn Sohne und mit mir. Dafür erwartet nun euren Lohn. Gehet und denket an das Wort — Barbaren, das soll euch theuer zu stehen kommen.

Wilhelmi und Lenz. Mit dem reinsten Bewusstsein gehen wir und erwarten Alles. Noch waltet eine höhere Vorsehung und stürzt oft die Gewaltigen, ehe sie sichs versehen, vom Stuhle. Denken Sie auch an dis Wort!

Graf N. muste ihnen nochmals anbefehlen zu gehen. Unten am Portal stand ein Adiutant, der ihnen die Degen abforderte. Wilhelmi wollte den seinigen schon geben; Lenz aber hielt die eine Hand auf diesen und die andere auf seinen und sprach — Nein, durchaus nicht: es gehe, wie es wolle. Ein starkes Kommando begleitete sie über den Schlosplatz. Als das Thor geöfnet ward und das Volk sah, was vorwalte, stürzte es hinzu. Die Soldaten wollten es zurücktreiben, musten aber der Uebermacht weichen. Wilhelmi und Lenz wurden mit Gewalt befreiet und im Triumf von Tausenden nach Thalvorf begleitet.

Wilhelmi. Kinder, das hättet ihr nicht thun sollen. Das wird euch theuer zu stehen kommen.

Tausende. Und wenns uns Habe und Gut kostet, Vater, dich musten wir befrein.

Lenz. Ich habs gedacht, daß es, wenn wir ia wieder hieher kommen sollten, so zugehen würde; darum wollte ich mich nicht stellen.

Noch in einer ziemlichen Entfernung von Thaldorf sah der Volkshaufe schon Ferdinands Reutknechte hin und her fliegen und machte grosse Augen darüber. Wilhelmi selbst ward stutzig. Sobald man in den Hof kam, war das Räthsel aufgelöset. Da hielt ein Wagen, in welchem Gustaf abgeholt werden sollte. Die dazu ernannten Kommissarien hatten sich durch Aufzeigung schriftlicher Ordre von Adelgulden legitimirt und wollten durchaus nicht unverrichteter Sachen zurück. B. stand seinen Mann gegen sie, befohl der Wache, ihre Pflicht zu thun, und korrespondirte unterdessen mit Fürst Ferdinand, der vor der Hand seine Masregeln billigte. Kaum sahen die Bürger aus der Residenz, was hier vorgehen sollte; so spannten sie die Pferde aus, liessen sie laufen, schin-

gen den Wagen in tausend Stücke und drohe-ten die Kommissarien zu mishandeln, wenn sie sich nicht auf der Stelle retirirten. Diese ent-fernten sich darauf unter Rippenstössen und der ganze Volkshaufe lagerte sich im Hofe, um bei der Hand zu bleiben, wenn weitere Versuche gemacht werden sollten, Gustaf den Armen seines treuen Ministers zu entreissen. Wilhelmi bot alle seine Redekraft auf, das Volk zur ruhigen Rückkehr nach Hause zu bewegen; es gelang ihm aber nicht eher, bis Lenz eine Schrift von Fürst Ferdinand ablas, worin die-ser nicht nur versprach, alles Mögliche beizu-tragen, daß Gustaf zu Thaldorf bliebe, sondern auch Jedem, der unter der neuen Administra-tionsregirung in Gefar gerathen sollte, einen freien Zufluchtsort in seinem Lande anbot.

Auf diese tumultuarische Nacht folgte eine Reihe von stillen Tagen zu Thaldorf. Wilhelmi aber konnte sie vor Herzensangst nicht geniessen. „Nur über uns ist der Himmel hell, sprach er; am Rande des Horizonts aber stehen ringsum schwere Gewitter und ich höre allenthalben in der Ferne fürchterlich donnern.“ Seine Ahn-dungen bestätigten sich bald insgesamt. Mit jedem Tage kamen schlimmere Nachrichten aus der Residenz und aus Gustafs ganzem Lande an.

Eine allgemeine Empörung war ausgebrochen; das Volk wollte schlechterdings von keiner Landesadministratorin in Güte wissen, weil der Fürst noch lebe und seine Regirungskommission so brav regire, wie er nur selbst regiren könne; das Militär im Lande wollte gegen seine Mitbürger nicht agiren; die fremde Kompagnie hatte sich in den Schloshof retiriren müssen; Adelgulde hatte sich nicht sehen lassen dürfen und sich leidend verhalten müssen; endlich waren mehrere fremde Regimenter eingerückt; die Landstände waren arretirt, die Volkshaufen zerstreuet worden; auf beiden Seiten war viel Blut geflossen; eine Schaar von Flüchtlingen nach der andern eilten in Ferdinands Land — — —

Wilhelmi zitterte und bebte.

Da kam Ordre an das Gardekommando zu Thaldorf, abzuziehen. Fürst Ferdinand schrieb zugleich an Wilhelmi, daß er es nicht weiter verhindern könne, daß Gustaf abgeholt werde. Der Hof zu . . , der ihn und Lenz zu Kapitäne gemacht, habe sich dergestalt eingemischt, daß er nachgeben müsse, wenn er nicht gar Verletzung seiner Landeshoheit zu befürchten haben wolle. Dieser Hof habe zwar Adelguldens Verfaren gegen sie sehr übel genommen und

verlange Satisfaktion dafür; auch werde Adelgulde die Patente selbst an Wilhelmi und Lenz zurückschicken und, wenn sie sonst von Beiden etwas weiter wolle, solches in gehöriger Form Rechtens in Ferdinands Gerichten suchen müssen; allein das Begehren Adelguldens, ihren Sohn im Lande zu haben, habe er genehmigt, doch mit der Bedingung, daß Gustaf seinen treuen Leibläger Zeit Lebens um sich behalte.

B., als er dis gehört, packte ein. Lenz packte auch ein. Wilhelmi brachte die letzten Stunden bei seinem unglücklichen Herrn zu und sprach viel mit dem Leibläger, der bei Leib und Seele unbestechbar zu bleiben angelobte.

In der Nacht drauf kam der Wagen, Gustaf abzuholen. Zwei Officiere stiegen aus. Wilhelmi empfohl ihnen seinen Fürsten auf das zärtlichste, konnte aber nicht von ihnen erfaren, wohin er abgeführt würde. Gustaf, als er durch sie fortgeführt werden sollte, setzte sich zur Wehr. Die Officiere gaben zu erkennen, daß sie auf diesen Fall Ordre hätten, Gewalt zu gebrauchen. Da trat der wackere Leibläger dazwischen und sprach — „Nicht Gewalt! sie ist nicht nöthig. Lassen Sie mich thun; mir folgt er. Setzen Sie sich nur in den Wagen; ich bringe ihn warlich nach.“

Die Officiere begaben ſich voraus zu Wagen; der Leibjäger nahm den Fürſten beim Arm und führte ihn ohne Widerſtand nach. Wilhelmi ſchwamm in Thränen, fiel noch einmahl über ſeinen Herrn her und war untröſtlich. „Verlaſſen Sie ſich auf mich“ ſprach der Leibjäger.

Guſtaf ſtieg gutwillig ein. Der Wagen rollte mit ihm fort. Wilhelmi und ſeine Freunde ſahen ihm traurig nach.

B. ging mit Tagsanbruch in ſein Vaterland zurück. Lenz war geſonnen, einſtweilig zu Fürſt Ferdinand zu gehen.

Wilhelmi, als Lenz von ihm Abſchied nimmt. Nein, das iſt ein zu ſchreckliches Schickſal — Miniſter zu ſein ohne Fürſt, Vater zu ſein ohne Sohn, Freund zu ſein ohne Freund, und — Alle drei leben doch noch?

Lenz, bis ins Innerſte erſchüttert und ihm um den Hals haltend. Nun — ſo bleibt bei Ihnen der Freund.

Ende des erſten Theils.

Hallo der Zweite

vom

Verfasser des Ersten.

Zweiter und letzter Theil.

Leipzig, bei Gerh. Fleischer d. jüng.

1797.

Hallo, der Zweite.

Zweiter Theil.

Wilhelmi, die Arme erſt um Lenz breitend und dann gen Himmel ſtreckend. Wieder ein Beweis, allgütige Vorſehung, daß du deine Leidenden nie ganz verläſſeſt! So bin ich Freund doch nicht ohne Freund; aber — Vater bin ich ohne Sohn. (an Lenz die Hand reichend) Ach, bleiben Sie ja bei mir, bis ich ſterbe.

Lenz. Ich bleibe, bis ich abgelöſet werde. Vielleicht erhält der Vater auch einſt den Sohn wieder. — —

Ein Glück für Wilhelmi, daß Lenz bei ihm blieb; denn er gerieth nun, als er über den gänzlichen Verluſt ſeines Herrn in der Einſamkeit erſt recht nachdachte, in eine ſehr traurige Gemüthsſtimmung, aus der ihn ſein Freund nur immer wieder mit einer Art von Gewalt zurückbrachte. Er hatte vor allen die Laube zu ſeinem Lieblingsſitze erwählt, in die er Guſtaf geführt, als dieſer vor ſeinen Reiſen ihn beſuchte. Mit allem dem Enthuſiaſmus, deſſen er noch fähig war, ſprach er ſich da oft

die Worte vor — ich bin noch derselbe, der ich war, als ich auf meines Grosvaters Schosse sas — und dann standen ihm die Augen voll Thränen. Immer schlug sein Herz nach dem Vaterlande hin, und wenn ihn Lenz im Garten aufsuchte, so fand er ihn entweder in jener Laube, oder auf einer kleinen Höhe, von der man die Aussicht nach Gustafs ehemahliger Residenz hatte. Wo sein Fürst geblieben sei, konnte er nicht erfaren und vermuthete nun, daß der Leibjäger, weil er gar nichts von sich sehen lasse, ausser Stand gesetzt worden sei, sein Versprechen zu erfüllen und ihm Nachricht davon zu geben. Dafür bekam er aber Nachrichten genug, das Land betreffend, die ihm das Herz zerrissen.

Adelgulde lieferte nehmlich ganz das Gegenstück zu ihrem Sohne, und wie dieser beim Antritte seiner Regirung den allgemeinen Satz hinstellte, daß im Ganzen Alles wieder so werden solle, wie es bei seines Grosvaters Tode gewesen sei: so hatte sie ihrem geheimen Konseil die allgemeine Vorschrift gegeben, daß Alles wieder in dasselbe Gleis zurück solle, worin sie es beim Schlusse ihrer Administrationsregirung gelassen hätte. Ja, nach ihrem Willen sollte dis binnen so viel Tagen geschehen, als Gustaf

Monate dazu gebraucht hatte, die Verfassung seines Grosvaters wiederherzustellen; sie fand sich aber — getäuscht.

Die Landstände beharreten in ihrem Arreste bei ihren Protestationen gegen sie und gegen alle drückende Veränderungen. Viele von den Räthen und von der höheren Dienerschaft nahmen Urlaub, oder bezeigten sich sonst unthätig. Das Auswandern dauerte fort und eine Menge von Bürgerhäusern stand mit grossen Vorlegeschlössern leer da. Die Bauern versagten ihre Söhne zum Militärdienste. Blos ein Theil der Geistlichkeit drehete wieder den Mantel nach dem Winde, hatte aber dafür das Aergernis, daß die Gemeinen ihn verliessen.

Adelgunde, als sie so viel Schwierigkeiten fand, rathschlagte darüber mit dem geheimen Konseil, worin der Graf N. die Ergreifung strengerer Masregeln durchsetzte. Die Landstände wurden also auf ein uraltes Raubschloss gebracht, wo sie ganz entfernt von aller Verbindung mit ihren Familien, so lange sitzen sollten, bis sie sich submittiren und zu Allem Ja sagen würden. Die misvergnügten Räthe wurden kassirt und an ihre Stelle kamen lauter wandelnde Maschinen des Grafen N. Wen

Gustaf verabschiedet hatte, der ward zurückberufen. Quenstädt, Kalov, Dannhauer, Hutter, Fecht und Göze machten den Vortrab und kehrten triumfirend wieder um in ihr Haus, daraus sie gegangen waren. Die Monumente der beiden Hallo's erhielten ihren Platz auf dem Vauhofe. Die Werbungen im Auslande wurden auf das eifrigste betrieben. Die Auswanderung ward bei Strafe der Konfiskation des ganzen hinterlassenen Vermögens verboten und allen Emigirten angedeutet, daß ihre liegenden Gründe, wenn sie nicht binnen Monatsfrist zurückkehrten, dem Fiskus verfallen sein sollten. Das fremde Militär lebte auf Kosten der Nation und hatte die strengste Ordre, jeden öffentlichen Ausbruch der Unzufriedenheit mit Gewalt zu unterdrücken. Ein allgemeiner Tod schien sich über das ganze Land zu verbreiten; in derselben Masse aber kehrte Leben und Jubel wieder an den Hof zurück. Die glänzenden Feten hoben von neuem an und die Zahlung der noch übrigen Termine der zum Abtrag der ehemahligen Schulden negocirten Gelder ward verboten.

Der erste Kirchenrath beschloß, ehe er aus dem Lande ginge, bei Adelgulden den Staub abzuschütteln. Zweimahl ward ihm die gesuchte

Audienz verſagt; zum dritten mahle erhielt er ſie und traf zugleich den Graf N. und den D. Quenſtädt an.

Kirchenrath. Ich glaubte dies Land nicht verlaſſen zu müſſen, ohne vorher meine letzte Pflicht erfüllt zu haben.

Adelgulde, maieſtätiſch. Und dieſe beſteht — —?

Kirchenrath. Darin, daß ich bei den verwaltenden kirchlichen Veränderungen — die politiſchen laſſe ich auf ſich beruhen — das Schickſal weiſſage, welches die Religion von nun an in dieſem Lande haben wird.

Adelgulde, lächelnd. O darüber ſein Sie ganz unbeſorgt; Sie haben ohnehin nun keine Verantwortung deshalb weiter. Ich hoffe aber, daß von nun an wieder wahre Religion in dieſem Lande emporkommen und daß alsdann Gott auch wieder ſeinen Segen, wie vorher, auf das ganze Land ausbreiten werde; und Beides zu bewirken iſt meine heiligſte Pflicht.

Kirchenrath. Nein, gnädigſte Frau; gerade das Gegentheil von Beidem wird geſchehen. Das Volk, wenn es nun wieder leſen,

hören, beten, singen soll, was mit allen seinen gesunderen Begriffen unvereinbar ist, wird seine Kirchen verlassen; allgemeine Verachtung gegen Alles, was Religion ist, wird Platz greifen, und so wird die zügellosseste Immoralität entstehen, die allen Segen Gottes von iedem Lande abzieht.

Adelaide. Verstehen Sie Jünger die Sache besser, als der Meister? Hören Sie nur, was mein Beichtvater mir hat sagen müssen. (gibt dem D. Quenstädt einen Wink)

D. Quenstädt. Ja, der Herr Jesus hat mir heute noch befohlen, zu unserer gnädigsten Landesadministratorin zu gehen und — —

Kirchenrath, höhnisch. Herr Doktor, ich schäme mich im Nahmen Ihres Huts, wenn Sie — —

D. Quenstädt, bitzig. Wie? Sie wollen wohl nicht glauben, daß mich der Herr Jesus besucht? Wen soll er denn besuchen, wenn er mich nicht besucht?

Kirchenrath. Gar keinen — in dem Verstande, wie sie es meinen. In seiner Lehre besucht er Alle, die über sie nachdenken.

D. Quenstädt. Nein, in Person, leibhaftiglich ist er oft bei mir. Ich weis es allemahl vorher; ein Schwindel kündigt ihn an —

Kirchenrath, recht treuherzig. Das glaub' ich ſelbſt.

D. Quenſtädt. Und dann ſteht er immer gerade ſo vor mir, wie er in der Hofkirche von Rubens gemahlt ſteht. Dieſen mus er alſo auch beſucht haben.

Kirchenrath. Sie werden doch nicht mehr ſein wollen, als die Apoſtel? Nennen Sie mir doch einen Apoſtel, den er, als er die Erde einmahl verlaſſen, wieder beſucht habe.

D. Quenſtädt. Wie? hat er nicht den Paulus beſucht — und noch dazu auf freiem Felde?

Kirchenrath. Da war ja Paulus noch ein Unbekehrter; Sie werden ſich doch nicht in die Klaſſe der Unbekehrten ſetzen? Hernach leſen wir nichts weiter von Erſcheinungen Jeſu bei ſeinen Apoſteln; mit dieſen hätte er aber doch wohl recht viel zu ſprechen gehabt.

D. Quenſtädt. Hat derſelbe Paulus nicht erzählt, wie er dreimahl hinter einander mit dem Herrn geſprochen, daß der Satansengel von ihm weichen möchte, und wie der Herr ihm darauf geantwortet, daß er ſich an ſeiner Gnade genügen laſſen ſolle?

Kirchenrath. Er hat ja gar nicht erzählt, daß er dreimahl mit dem Herrn geſprochen,

sondern nur, daß er dreimahl den Herrn gefleht habe. Sie schliessen jenes nur aus den Worten — er hat zu mir gesagt. Ich aber schliesse aus dem Ausdruck — gefleht, daß das gesagt nicht buchstäblich zu nehmen sei. Gemach, Paulus hat gebetet, das spricht er ausdrücklich, und da hat das Gebet die Wirkung auf ihn gehabt, daß er nachher den Vorsatz gefaßt, sich an den göttlichen Stärkungen genügen zu lassen. So segnet ja das Gebet noch jeden wackern Beter, und dann ist das, was sein Herz ihm nach dem Gebete sagt, Gottes Stimme.

D. Quenstädt. Spricht nicht Paulus auch zuweilen ausdrücklich — das sage ich euch als ein Wort des Herrn? So mus er doch zu Zeiten mit dem Herrn gesprochen haben.

Kirchenrath. Das heisst dann doch wohl nichts weiter, als — ich sage euch etwas, das euch der Herr selbst sagen würde, wenn er hier wäre. Doch — was hat ihnen denn heute der Herr Jesus an die gnädigste Landesadministratorin bestellt?

D. Quenstädt. Daß ich ihr sagen sollte, die Leute müßten, wenn sie nicht mit Gute in die Kirche gingen, mit Gewalt in sie gezwungen werden, und Jeder, wer im Lande woh-

nen wollte, müste viermahl jährlich zum Abendmahle gehen.

Kirchenrath. Da sehen Sie gleich, daß Sie keinen Besuch von dem Herrn Jesus gehabt haben. So etwas kann er nicht anrathen, denn es ist wider die christliche Freiheit, und sonach würde die christliche Gottesverehrung gar eine Kirchenparade.

D. Quenstädt. Ja, da setzte eben der Herr Jesus hinzu, daß es Zeiten gebe, wo die christliche Freiheit eingeschränkt werden müste, wenn nehmlich die Christen sie zum Deckel der Bosheit gebrauchten, und so ein Zeitpunkt wäre eben jetzt hier zu Lande.

Adelgulde, die unterdessen sehr devot die Hände gefaltet und ihrem Beichtvater jedes Wort aus dem Munde genommen. Siehe, ich bin des Herrn Magd — mir geschehe, wie du gesagt hast. (Der Kirchenrath streicht sich unwillkürlich das Kinn) Sagen Sie dem lieben Heilande, wenn er Sie wieder besucht, daß Alles auf das genaueste befolgt werden solle. Sie können deshalb die nöthigen Verfügungen treffen.

Kirchenrath, den D. Q. gar dauerlich anblickend. Was für Verfügungen denken Sie denn zu treffen? Die einzig zweckmässige wäre

die, daß die Leute bei den Haaren zur Kirche gezogen würden.

Graf N., schnaubend. Und wenn das auch sein müßte: zum zweiten mahle kämen sie gewis unherbeigezogen.

Kirchenrath. Herr Graf, wir sind Protestanten.

Adelgunde. Ei, die Katholiken haben auch viel Guts. Besonders ist das eine treffliche Sache, daß sie mehr auf das Aeuserliche beim Gottesdienste halten. Der Pöbel ist einmahl sinnlich, und Religion ohne Sinnlichkeit ist für ihn kalt und todt.

Kirchenrath. Ich lasse Jedem gern die Ehre, die ihm gebührt; wenn aber das Aeuserliche die Hauptsache und das Ganze wird, so ist das wider das Christenthum. Wir sind, wie gesagt, Protestanten, und Luther selbst, so strenge er oft war, hat in Ansehung des Kirchen und Abendmahlgehens christliche Freiheit gelassen. Es ist ja auch wider Gottes Ehre, die Menschen zu seiner Verehrung zu zwingen. Gott werde nur den Menschen liebenswürdig gemacht, so neigt sich ihr Herz selbst zu seiner öffentlichen Anbetung. Der Prediger predige nur etwas Vernünftiges, so kommen vernünftige Leute gern zu ihm in die Kirche.

Als öffentliche Spötter würden nach Ihrem Plane, Herr Doktor, Bürger und Bauern im Tempel sitzen; sie würden in die Gesangbücher lachen und dem Geistlichen ins Gesicht grinzen. Können Sie ärgeren Unfug anrichten? Und wie wollen Sie ihm steuren? Etwa durch Kirchendisciplin im eigentlichen Verstande, daß der Küster umhergehe und Tippe mit einem fühlbaren Instrumente austheile?

D. Quenstädt. Das hat nichts zu bedeuten. Die Leute haben sich lassen in die Irre führen, und werden sich auch lassen wieder zurechtführen. Wie sie sich an das neumodische Christenthum gewöhnt haben, so werden sie sich auch wieder an das alte ächte gewöhnen; sobald nur Alles, vom Gesangbuche an bis auf die Predigt, dazu übereinstimmt.

Kirchenrath. Nimmermehr erreichen Sie diesen Endzweck. Von der Finsternis zum Lichte übergehen — das ist der menschlichen Natur gemäs; vom Lichte aber zur Finsternis zurückkehren ist wider die menschliche Natur.

D. Quenstädt, im Triumf. So werden die Leute gern zu uns übergehen; denn wir haben das Licht.

Kirchenrath. Licht ist wohl nur da, wo man auch deutliche Begriffe von dem hat, was man glaubt.

Graf N. Das Volk mus blos glauben, ohne einsehen zu wollen, wie das sei oder zugehe, was es glaubt.

Kirchenrath. So sprechen Sie als Katholik; wir, als Protestanten, führen eine andere Sprache — wir müssen von unserem Glauben auch Rechenschaft geben können. Seid bereit zur Verantwortung Jedermann, der Grund fordert der Hofnung, die in euch ist — das ist unser Motto. Hieran hält diese Nation nun auch fest und wird — denken Sie an mich — durch nichts wieder davon abzubringen sein. Die ganze Sache der Vernunft ist, Gott sei Dank, zu weit gediehen.

Adelgunde. Ja, leider so weit, daß kein Unterthan mehr Gehorsam seiner Obrigkeit beizeigen will.

Kirchenrath. Es ist, seitdem ich meinem Herr gedient, kein Beispiel davon gewesen, daß ein Bürger oder Bauer ihm selbigen versagt hätte. Die Ursachen der gegenwärtigen allgemeinen Widersetzlichkeit liegen zu sehr am Tage — —

Adelaide. Ach das sind Dinge, die Sie vollends nichts angehen.

Kirchenrath. Ich bescheide mich auch dessen gern, bedaure aber das Schiksal der Reli-

gion und der Menschheit in diesem Lande und sage Ihnen als ein Wort des Herrn, daß Sie thun, was dem Herrn übel gefällt.

Adelgunde. Ich wünsche Ihnen eine glückliche Reise. (zu D. Quenstädt) Es soll Alles, Alles geschehen, was der Herr Jesus befohlen hat, und — noch mehr. Censurkollegium und was dazu gehört soll wieder hergestellt werden.

D. Quenstädt. Ach, das meinte der Herr Jesus auch. Ja, er sagte mir noch mehr; ich wage es kaum zu sagen — —

Adelgunde, begierig. Nur heraus — nur heraus!

D. Quenstädt. Er erklärte den Zustand unsers Fürsten für ein göttliches Strafgericht, das deshalb über ihn ergangen wäre, weil er den Antichrist in seinem Lande so gehegt habe, und woran sich alle christliche Fürsten spiegeln sollten.

Adelgunde, wehmüthig. Nun — da haben wir's. Daß Gott erbarm!

Kirchenrath. O Mann, der ganz der Würde seines Standes und seiner heiligsten Pflicht vergisset, wie können Sie nicht erbeben, so ein crimen laesae selbst in Gegenwart der Mutter Ihres Fürsten zu begehen? Sein

Zuſtand werde von der Perſon einſt verantwortet, die ihn bewirkte!

Adelgulde. Ja, ja, ich kann auch nicht anders, als Gottes Finger bei dem Unglück meines Sohnes erkennen; darum will ich ſeine Sünden gut machen, auf daß ihm Gott verzeihe.

Kirchenrath. Hier iſt mein letztes Wort — Gott wird meinen wackern Herrn für all das Gute, das er für Kirche und Vaterland geſtiftet hat, gewis noch lohnen; iſts nicht hier, ſo wirds dort geſchehen. Die Verfinſterer der Kirche aber, die Verderber des Vaterlandes wird der Allmächtige auch zu ſeiner Zeit zu finden wiſſen.

Adelgulde, ihm die Thüre weiſend. Ich befehle Ihnen, binnen vier und zwanzig Stunden das Land zu räumen.

Kirchenrath. Die Pferde ſind ſchon angeſpannt. (verbeugt ſich tief und bewegt einen Fus nach dem andern)

Adelgulde, als er fort iſt. Das iſt ja ein rechter — —

D. Quenſtädt. Höchſtdieſelben lieſſen ihn überhaupt zu lange reden. Ich bewunderte in der That Höchſtdero Geduld.

Graf N. Was er nur mit den Füßen zuletzt vorhatte?

D. Quen-

D. Quenſtädt. Sie können glauben, er bekam für Angſt den Krampf.

Graf N. Und ich glaube, es ſollte ſo heraus kommen, als wenn er, ehe er ginge, den Staub abſchütteln wollte.

Adelgilde begnügte ſich nicht daran, daß ſie das Monument des Exminiſters auf den Bauhof bringen laſſen, ſondern war thöricht genug, den ihr freigelaſſenen Weg Rechtens gegen ihn einzutreten. Sie reichte bei Fürſt Ferdinand eine förmliche Klage wider ihn und Lenz ein und legte die Hauptmannspatente bei. Ferdinand ſchickte Beides den Behörden zu und ſchrieb zugleich an Wilhelmi, daß er den auf ſein Vermögen gelegten Arreſt nicht achte, daß er aber ihm und ſeinem Kollegen den Rath gebe, ſich auf das kräftigſte zu verantworten. Lenz übernahm drauf die Vertheidigung und hielt darin Adelgilden für ihre alten und neuen Unthaten einen langen Sermon. Als er ſeinem Freunde die Defenſionsſchrift vorlas, ward ein Brief überreicht.

Wilhelmi, als er die Aufſchrift erblickt. Ah — hören Sie auf; hier iſt etwas Wichtigeres. Das iſt meines Sohnes Hand.

Lenz gab gespannt auf den stillen Leser Acht. Mit trüber Stirn und zitternd erbrach selbiger den Brief; ie länger er aber las, desto fester ward seine Hand, desto heiterer sein Gesicht. Als er mit lesen fertig war, rief er aus — Nun lebt meine Seele wieder auf — er kommt. Er bittet mich sehr um Vergebung, daß er so lange nicht geschrieben. Er ist sehr hipochondrisch gewesen. Nun ist ihm bessen und er ist auf dem Wege nach N., wo er seine Sachen verkaufen will. Ich soll ihm nicht antworten, weil er in kurzen bei mir sein will.

Lenz. Nun Heil und Segen über Sie! Sagt ichs nicht — der Vater wird auch einst den Sohn wieder erhalten? Und so wird sich nun auch bald seine ganze Sache aufklären: Wenn er sich nicht sicher wüste, würde er wohl nach N. zurückgehen?

Wilhelmi. Darauf hätte ich ia auch sterben wollen, daß er ein rechtschaffener Mann sei. Wie? Wilhelmi's Sohn hätte fürstlicher Kassendieb werden können? Nun bin ich die Neugier selbst. Aber — er wird einen schönen Anblick gehabt haben, als er nach N. gekommen ist. Doch, iezt hat er das Schrecken schon über. Was er nur damit meinen mag — er schreibt, seine Ankunft solle mir doppelte

Freude sein? Er komme; er komme, — nie lasse ich ihn wieder von mir.

Lenz. Dann ist bei ihnen der Sohn, und der Freund reiset ab und zu. Mein Leben muß überhaupt noch thätig werden; ich habe noch zu wenig für die Welt geleistet.

Der edle Vater athmete nun wieder freier, und, als sich die Ankunft seines Sohnes wider das gegebene Versprechen verzögerte, beruhigte ihn Lenz durch die Vorstellung, daß selbiger, wenn er zu N. die famöse gegen ihn vorgegangene Geschichte vorgefunden, allerdings in einen starken Umtrieb von Geschäften versetzt worden sein würde, die ihn länger daselbst aufhielten. Eben aber ward er einst doch schon ganz kleinmüthig wieder, als unerwartet Fürst Ferdinand zu Thaldorf erschien und ihn glückwünschend umarmte.

„Ich kann nicht umhin, einen so rechtschaffenen Mann, den ich einst kränken muste, in derselben Angelegenheit nun auch wieder aufzurichten. Ihr Sohn ist wieder zu N. und hat sich vollkommen gerechtfertigt. Die näheren Umstände davon weis ich nicht.“

Wilhelmi. Gütigster Fürst, ich danke Ihnen unaussprechlich. Der Ausgang der Sache war mir noch nicht bekannt; daß er aber

nach N. zurückreiſe, ſchrieb er mir ſelbſt. Das war mir ſchon eine gute Vorbedeutung.

Ferdinand. Mein Kollege dort mus doch ein guter Mann ſein. Er hat ihm fürſtliche Satisfaktion gegeben, d. h. er hat ihm noch eine höhere Charge angeboten, aber — vergeblich.

Wilhelmi. Sollte mein Sohn daran wohl Unrecht thun, gnädigſter Herr? Wie könnte ich einem Fürſten weiter dienen, der mich hätte ungehört infam kaſſiren wollen!

Ferdinand. So iſts ja nicht. Scheinbarer Verdacht fiel doch auf ihn, als er gleich nach genommenem Urlaube von jenſeits der Grenze her ſeine Dienſtentſagung einſchickte, und als ſich zu gleicher Zeit ein ſtarker Kaſſendefekt zeigte. Und —

Wilhelmi, aus Vaterliebe voreilig. Er hatte ja aber von jeher treu gedient und ſich dadurch die Gnade ſeines Herrn erworben, und ſein Herr muſte ſeine Hipochondrie zuletzt doch bemerkt haben.

Ferdinand, gütig. Nicht ſo raſch — Vater! Er hat ja auch gehört werden ſollen. Er iſt ja in den Zeitungen förmlich und feierlich genug dazu vorgeladen worden, und zwar immer noch auf eine ſehr ſchonende Weiſe.

Wilhelmi. Gnädigſter Herr, die Hipochondriſten leſen keine Zeitungen. Sein vorgeführtes Leben muſte für ihn ſprechen; ſein Spleen muſte ihn vertreten; und Beides zuſammen hätte wenigſtens den Gedanken veranlaſſen ſollen, ob nicht der Betrug anderswo ſtecke. So aber iſt man gleich von der Idee ausgegangen und bei ihr beharret — Er mus der Betrüger ſein. Erwägen Sie doch nur, wenn ich nun nicht durch ein Ohngefär dazwiſchen kam und den Wechſel ausſtellte, ſo wäre er ja infam kaſſirt worden. Könnte nun der dortige Fürſt wohl nach aller ſeiner Rechtfertigung den ihm angethanen Schimpf wieder gut machen? Ja, was noch mehr iſt, man hat ja die Gelder wirklich auf mich gezogen. So iſts ja ſo gut, als wäre er infam kaſſirt worden. Kann ihm alſo im Ernſt iener Fürſt wohl Satisfaktion geben?

Ferdinand. Bringen Sie ihn in meine Dienſte; ich will Alles wieder gut machen.

Wilhelmi. Sie ſind zu gnädig. Ich will hören, was für einen Plan er habe. Mein Plan iſt, daß er bei mir bleibe und mir einſt die Augen zudrücke.

Ferdinand. Iſt auch wahr. Ruhen Sie in den Armen Ihres Sohnes von allen Leiden des Vaterlandes aus. Ihre Rechtfertigung iſt

bereits der Behörde kommunicirt; vermuthlich wird die Replik wohl ins Stocken gerathen. Sie wissen doch wohl nun, wo Ihr Fürst jetzt ist?

Wilhelmi, sehr schnell. Nein! O könnten sie mir es sagen, gnädigster Herr?

Ferdinand. Er ist ganz auf der jenseitigen Grenze in der alten Wulfsburg. Man hat ihn völlig verborgen zu halten gewust; aber der Hof zu . . dessen Kapitän Sie sind, hat neuerlich einen seiner Minister und Leibärzte ins Land geschickt, denen man den Zutritt zu ihm hat erlauben müssen. Von diesen, als sie auf der Retour bei mir vorfuhren, hab' ichs erfaren.

Wilhelmi, tiefgerührt. Ach — was macht er denn?

Ferdinand. Sein Zustand ist noch immer derselbe. Ich fragte den Leibarzt, ob es wohl möglich wäre, daß er jetzt noch dadurch wiederhergestellt werden könnte, wenns eine Fee gäbe, die ihm seine Amalie wieder brächte, und er schien es nicht von sich zu werfen. Uebrigens soll er gut gehalten werden.

Wilhelmi, unter Thränen. Der Gute! Der Edle! Ach — könnten wir ihm seine Amalie schaffen!

Ferdinand. Seine Mutter aber machts arg — das ist wahr.

Wilhelmi. Fürchterlich arg! Es iſt mir nur unbegreiflich, wie die beiden Erbhöfe ſo ganz dazu ſchweigen.

Ferdinand. Machen ſie's denn in ihrem eigenen Lande beſſer? Da iſt ja Machiavel recht zu Hauſe. Für ſich haben ſie geſorgt; die Adminiſtratorin darf keine neue Schulden machen. Uebrigens haben ſie bei der Gelegenheit auch wieder überflüſſige Brodeſſer untergebracht, welche beim Regirungsantritte meines Freundes Guſtaf bei ihnen ihr Aſil fanden. Vielleicht aber kommt bald eine höhere Hand dazwiſchen. Man ſagt, die Fürſtin Mutter habe kürzlich üble Zufälle gehabt.

Wilhelmi. Wenn das wäre! Und — was dann mit dem Lande werden würde?

Ferdinand. Unſtreitig erhielte alsdann einer von den beiden Prinzen der Erbhöfe die einſtweilige Adminiſtration.

Wilhelmi. Glauben Sie, gnädigſter Herr, daß es dann beſſer werden würde?

Ferdinand. Gewis! Das Pfaffenregiment hätte wenigſtens ein Ende. Beide ſind ein Paar lebhafte junge Männer. Auch haben ſie ſich neuerlich über das bedauernswürdige Schickſal des guten Guſtafs ſehr brav gegen mich herausgelaſſen. Wenns nach ihnen

gegangen wäre, man hätte Ihnen ſelbigen nicht von Thalkorf weggenommen.

Wilhelmi, mit Entzücken. O ſo wäre wohl gar noch Hofnung, daß ich ihn einſt wiederbekäme?

Ferdinand. Allerdings iſt dis möglich. Wenn auch nur eine Regirungsveränderung an einem der Erbhöfe erfolgte.

Wilhelmi. O Gott vergelte es Ihnen, was Sie heute an mir gethan! Wie mein Sohn ſchreibt, daß er mir durch ſeine Ankunft eine doppelte Freude machen wolle: ſo haben Sie mich itzt doppelt erquickt.

Ferdinand. Was gilts — er wird ſich eine junge Frau mitbringen.

Wilhelmi. Das kanns wohl nicht ſein; das würde er ſeinen Vater doch wohl vorher gemeldet haben.

Ferdinand, ſchalkhaft. Er iſt ja ein Hypochondriſt . . .

Wilhelmi fühlte den fürſtlichen Stich noch, als Ferdinand ſchon wieder zu Hauſe war. Er konnte nun aber auch nicht wiſſen, wo ſein Fürſt ſei, ohne ſich weiter nach ihm zu erkundigen. Er ſchickte ſeinen Hausverwalter, der ein raſ-

ſhirter Kopf war, nach der Wulfsburg, um, wo möglich, den Leibjäger zu ſprechen und ihn an ſein Verſprechen zu erinnern. Der treue Bote kam zurück und konnte die Freude nicht beſchreiben, welche der brave Leibjäger über ſeine Ankunft gehabt, weil er ſich durch einen Eid verpflichten müſſen, den Aufenthalt Guſtafs nicht zu verrathen und mit Wilhelmi nicht zu korreſpondiren. Zugleich kamen folgende Nachrichten mit — —

Weil Adelgulden ſelbſt Alles daran liege, daß ihr Sohn ſie überlebe, ſo werde für dieſen ſehr geſorgt. Wöchentlich komme ein Arzt zu ihm, und, wenn ihm das Geringſte ſei, dürfe dieſer nicht von ihm wanken. Er habe zu ſeiner Oberaufſicht einen alten Kammerjunker, der ein Onkel des Grafen N. und täglich von zwei Uhr Nachmittags an betrunken ſei. Das Einzige ſei ſonſt ſchlimm geweſen, daß der Fürſt wie im Arreſt gehalten worden und nur in dem ganz eingegangenen alten Garten promeniren dürfen. Seit der Ankunft des Miniſters und des Leibarztes aus . . aber habe ſich auch dieſes geändert. Der Leibarzt, weil er bemerkt, daß ſich der Fürſt oft nach dem Rücken greife, als wenn er da Schmerzen hätte, und daß er

bis vorzüglich thue, wenn er ſich gebückt, habe geſagt, der Fürſt müſſe mehr Bewegung haben und reuten; auch habe er einige Pulver gegeben, die man ihm im Stillen beibringen möchte. Der Fürſt habe die Pulver genommen und ſteige auf, ſo bald man ihm das Pferd vorführe. Er reute im Walde hinter der Wulfsburg umher, und das ſo lange, bis man ihm ſage, er ſolle abſteigen. Nach dem Gebrauche der Pulver und des Reutens habe ſich das unerwartete Phänomen geäuſert, daß der Fürſt heftige hämorrhoidaliſche Exacerbationen bekommen. Da habe er Tags drauf gefragt, wo er wäre; habe auch den Nahmen Amalie genannt. Wie im Schwindel der Freude ſei der Leibjäger ihm da zu Füſſen gefallen, habe ihn ſchon für genesen gehalten, habe weiter mit ihm ſprechen wollen, aber — es ſei Alles wieder über gewesen. Derſelbe Vorgang habe ſich neuerlich wieder ereignet, als ſie ausgeritten; aber ganz mit demſelben Final. Der Arzt aus der Reſidenz habe über die unerwartete Operation der Natur ſein Erſtaunen bezeigt und erklärt, der Fürſt könne nun ein ſehr alter Herr werden; der Leibjäger aber habe nicht unterlaſſen, im Stillen Bericht davon an den Leibarzt zu . . zu erſtatten und erwarte nun Antwort darauf.

Himmliſche Wonnen durchdrangen den treuen Diener Guſtafs bei dieſen Nachrichten, und er würde in ſeinen Hofnungen bis aufs Aeuſerſte gegangen ſein, wenn Lenz ihn nicht zurückgehalten hätte. Er beſchlos nun, ſeinen Hausverwalter wöchentlich nach der Wulfsburg zu ſchicken, und war beſonders begierig zu hören, was der Leibmedikus zu . . auf den Bericht des Leibjägers antworten würde.

Auf dieſen Freudentag folgte unmittelbar ein anderer für ihn. Der erſte Miniſter zu N. ſchickte ihm in einer Banknote das für ſeinen Sohn gezahlte Geld zurück und meldete ihm, der junge rechtſchaffene Mann ſei endlich wiedergekommen und habe ſich vollkommen gerechtfertigt. Der Rentmeiſter ſei der Kaſſendieb geweſen; der, ſo bald er erfaren, daß der brave Wilhelmi wieder da ſei, ſich erſchoſſen habe. Der Fürſt habe darauf dem jungen gekränkten Manne die Ehre erzeigt, ihn aufs neue zu einem weit höheren Poſten zu berufen; er habe aber unter den empfindlichſten Ausdrükken den Antrag von ſich gewieſen. Sein Fürſt, ſchlos der Miniſter, habe ihm aufgetragen, ihn bei dem ebenfals ſehr gekränkten Vater beſtens zu entſchuldigen.

Wilhelmi, Brief und Banknote unter den Tisch werfend. Ja, damit ists ausgerichtet. Das ist etwas rechts. O über so eine Justiz! Erst gehenkt und dann wieder angestellt. Konnte man nicht eher auf den Rentmeister fallen? Musste er sich erst erschiessen? Ich lobe meinen Sohn, daß er so einem Hofe nicht wieder dienen will. Er komme und lebe bei seinem Vater in ländlicher Ruhe. Er fliehe den Dienst der Grossen überall, der neun und neunzigmahl gegen einmahl mit Undank lohnt.

Der Hausverwalter kam zum zweiten mahle von der Wulfsburg zurück und referirte, daß der Leibmedikus zu . . sich über das Zutreffen seiner Vermuthung gefreuet und nun weiter nichts, als fleissige Motion, angerathen habe. Der Fürst, habe dabei gestanden, werde allerdings durch die ihm geschehene Naturhülfe viel Erleichterung seines Zustandes erhalten; nur wäre nun zu wünschen, daß Jemand, der mehr könne, als er, ihm noch das rechte Recept verschriebe, das gewis noch grössere Wirkung thun würde, ohne das aber doch weiter nichts zu hoffen sei.

Lenz, als Wilhelmi schon thut, als könne er es verschreiben. Lassen Sie doch alle solche Hofnungen fahren, ehrwürdiger Mann! Wir

bleiben immer mit ihm auf dem alten Fleck. Lieber bauen Sie einige Hofnung darauf, daß Adelgilde sich bald empfehlen könne. Das ist wahrscheinlicher, und so wäre doch dem Lande einigermassen geholfen. Vorzüglich aber richten Sie jetzt Ihren Geist durch die Ankunft Ihres Sohnes auf, die nun mit jedem morgenden Tage zu erwarten steht.

Noch an demselben Tage erfolgte sie. Wilhelmi und Lenz waren eben im Hofe, als eine Postchaise mit zwei Personen einfur. Der wackere Sohn sprang heraus und seinem Vater in die Arme.

„Endlich — ach endlich — bester der Väter — —“

Wilhelmi. Ja, endlich hab' ich dich. Ach du — mein Karl, du meines Lebens letzter Trost — du Braver! (nach einigen feierlichstillen Minuten) Nicht wahr — und nun bleibst du bei mir?

Karl. Ja, Herzensvater, ja. (Lenz nähert sich)

Wilhelmi. Dieser folgt in meinem Herzen unmittelbar auf dich. (Lenz und Karl umarmen sich; während daß Karls Reisegefärte

mit Losmachung einer Kiste beschäftigt ist) Wer ist jener Fremde?

Karl. Es ist ein Juwelierer; er reiset nach W. Sein erstes ist immer, daß er sich seiner Kiste versichert, wenn wir irgendwo ankommen. Er will hier nur einige Briefe schreiben und dann weiter.

Wilhelmi, zu Lenz. Sein Sie so gefällig und führen ihn auf die Schreibstube; ich will unterdessen mit meinem Sohne in den Garten gehen.

Karl, sobald er mit seinem Vater allein war. Ach Vater — vor allen Dingen Vergebung für alle die Leiden, welche ich Ihnen gemacht! Ich weis Alles. Meine Sünde ist, daß ich Ihnen nicht schrieb, als ich von N. ging; aber ich war weit weg, weit weg, und nur eine Reise queer durch die Welt konnte mich retten.

Wilhelmi. Alles gut, Lieber! Du hast nicht schreiben sollen. Denke, was geschehen sein würde, wenn ich gewußt, daß du nicht mehr zu N. wärest, und ich also nicht hingekommen wäre.

Karl. Bester Vater, dis hab ich mir nun selbst schon tausendmahl gesagt. Aber — zu Thalborf finde ich Sie? In der Ferne weis

man nur etwas von der Veränderung im Vaterlande; als ich aber in diese Gegenden kam, erschrak ich über die Nachrichten, welche ich erhielt.

Wilhelmi. Mein Sohn, du kannst nicht genug erschrecken. In deinem Vaterlande ist wieder Alles aus. Es ist gegangen, wie mit der Erndte, die Gott zuweilen auch nur zeigt, und die dann eine einzige seiner Hagelwolken im Hui mit Stumpf und Stiel zerstört. Die Unholdin regirt wieder, und ich lebe hier als ein Verwiesener.

Karl. Ihr Fürst ist von Sinnen? Wodurch? Im Auslande heissts, er habe sich auf seinen Reisen verdorben, wie gewöhnlich.

Wilhelmi. O der Wackere! Möchten alle Prinzen so rein an Leib und Seele von ihren Reisen zurückkommen, wie Er! Eine verunglückte Liebe hat ihn zum Kinde wieder gemacht.

Karl. So lobe ich mir die Liebe, die zum Manne wieder macht. — Ich dächte aber, die Landstände hätten bei dem gegenwärtigen Unwesen zu Hause auch ein Wort mitzusprechen.

Hier fing Wilhelmi die Erzählung der neuesten Vorgänge an, in der er durch Lenz bald unterbrochen ward.

Lenz. Der Juwelierer hat mich fortgeschickt. Er könne keine Zeile schreiben, sagte er, wenn Jemand um ihn wäre. Ein schönerer junger Mann ist mir noch nicht vorgekommen.

Karl. Gefällt er Ihnen auch? Ja, es reiset sich gut mit ihm.

Lenz. Ich weis nicht, wohin ich ihn bringen soll. — Sagen Sie uns nur, wie ward Ihnen, als Sie nach N. zurückkamen?

Karl. Das können Sie sich wohl denken. Der Thorschreiber schlug in seine Hände, als ich meinen Nahmen zum Wagen heraus rief. Ich dachte, was mag dieser wollen, ahndete aber von der Art nichts, sondern lies zufahren. Mein ehrlicher Wirth schlug ebenso in die Hände, sagte aber auch weiter nichts. Mit Sorgfalt hatte er die übriggebliebenen Spuren von den Siegeln, die man endlich groemüthig wieder abgenommen, zu vertilgen gewust; an dem kleinsten Koffer aber hatte er es vergessen. Was tausend, fragt' ich ihn, hier hat ja ein Siegel gesessen — was ist das? Da beichtete er Alles. Ich soll laut gelacht haben, behauptet er; aber Gott weis, wie mir zu

Muthe

Muthe ward. Der mir ſchon angethane und noch vorgewaltete Schimpf ging mir durch die Seele, und das Schrecken, welches Sie bei Ihrer Ankunft gehabt haben muſten, brachte mich vollends ganz auſſer mich. Ich komte, wenn Kaſſendefekt ſich gefunden, keinen Andern in Verdacht nehmen, als den Rentmeiſter. Ich wollte alſo gleich zum Fürſten; aber mein Wirth ſagte, der Hof wäre auf einige Tage verreiſet. So eilt' ich zum erſten Miniſter; aber auch dieſer hatte ihm nachreiſen müſſen. Ich lies alſo den Rentmeiſter zu mir bescheiden; dieſer aber war mir ſchon zuvorgekommen und hatte ſich, ſo bald er gehört, daß ich da ſei, ein Paar Kugeln durch den Kopf gejagt. Ich hatte meinen Herrn oft vor ihm gewarnt; denn er war ein Erzſpieler. Ja, was noch Mehr iſt, ich hatte ihn ſchon einmahl auf einer argen Schelmerei ertappt, die ich noch unterdrücken half. Der Schelm konnte alle Hände nachmachen und ſo hatte er auch die meinige ſo genau nachgemacht, daß ich die Quittung für meine Hand hätte erkennen müſſen, wenn er ſich nicht im Kalender geirrt und ſie an einem Tage ausgeſtellt hätte, der zu einer Woche gehörte, die ich bekanntlich auf einer Geſchäftsreiſe zubringen muſſte.

Wilhelmi. Sieh, wie die Bosheit doch immer die Waffen gegen sich selbst in die Hände gibt!

Karl. Der Fürst bekam beide Nachrichten, daß ich wieder da sei, und daß der Rentmeister sich darauf erschossen, zugleich und eilte herbei. Statt mich rufen zu lassen, oder abzuwarten, daß ich zu ihm käme, kam er zu mir.

Wilhelmi. Nun — und was sagte er da?

Karl. Ja, was sollte er sagen? Beschämt stand er vor mir und sprach mich ohne alle weitere Untersuchung frei. Ich beharrete aber darauf, daß alle meine Quittungen nachgesehen würden, und da fand sich auf der Stelle die falsche Quittung über die ganze fehlende Summe. Alle mögliche Satisfaktion wollte er mir nun geben; ich erwiederte ihm aber, er könne mir keine geben.

Wilhelmi. Recht so!

Karl. Ich fragt ihn darauf in Gegenwart des Ministers, wie er gegen mich, mit dem er so äuserst immer zufrieden gewesen sei, so habe handeln können — ob ich ihn nicht vor dem Rentmeister oft gewarnet — ob ich nicht einsmals sogar um meine Dimission angehalten hätte, wenn er länger Rentmeister bliebe — —

Wilhelmi. Auch das hattest du gethan?

Karl. Da trug er mir eine der erſten Stellen an; ich gab ihm aber die Replik, daß ich kein Grenadier wäre, der erſt infam und dann durch Fahneſchwenken über ihn wieder ehrlich gemacht würde.

Wilhelmi. Bravo! Du gehörſt zu den Aepfeln, die nicht weit vom Stamme fallen. (macht einen langen Hals) Da kommt ja eine Dame.

Karl, der ihr, als ſie in der Nähe iſt, entgegen ſpringt und ſie an ſeinen Vater führt. Vater — Sie hatten nie eine Tochter — hier haben Sie eine. Es iſt der Juwelirer.

Lenz, vor ſich. Ha, ha, wies der Herr Juwelirer darum mir die Wege, daß er ſich umkleiden wollte? Das war alſo in der Kiſte!

Wilhelmi, während daß Lenz allmählich groſſe Augen macht. Wie? Bringſt du dir eine Braut mit, Karl? Recht ſo! (ſtaunt ihre Schönheit an) Zu Thaldorf fehlte auch weiter nichts, als ſo ein liebes Kind, noch. Nun, die Hochzeit kann ohne weiteres vor ſich gehen.

Karl, leiſe. Väterchen, ſie iſt ſchon vor ſich gegangen. Wie's auf Reiſen geht. Ich ſetzte Ihre Einwilligung voraus. Daß ſie ſie verdient, dafür bürge Ihnen gleich das Einzige

— ſie hatte die Wahl zwiſchen einem Pflanzen und mir und reichte mir die Hand.

Wilhelmi, während daß Lenzens Augen ganz aus dem Kopfe herausquillen. Auch gut! (umarmt ſeine Schwiegertochter väterlich) Sein Sie tauſendmahl geſegnet, liebe Tochter, und laſſen Sie ſichs zu Thalorf gefallen. Sie ſollen hier glücklicher leben, als manche Prinzenfrau.

Karls Gattin. O ſchenken Sie mir Ihre väterliche Liebe! Wir bleiben gern hier.

Karl. Ja erheitern und verſüſſen wollen wir Ihnen den Abend des Lebens. (ſieht, wie Lenz ſeine Frau anſtiert) Nun — was haben Sie mit meiner Frau vor? Sagen Sie ihr doch lieber auch einige ſchöne Worte.

Lenz, Vater Wilhelmi auf die Seite ziehend. Ich bin ein Kind des Todes — das iſt ſie.

Wilhelmi, lachend. Ja freilich iſt ſie's — nehmlich, ſeine Frau.

Lenz, ganz auſſer ſich Nicht doch — nicht doch —

Wilhelmi, mit überlautem Gelächter ſich umwendend. Mein Sohn, er will nicht glauben, daß es deine Frau ſei.

Lenz, der ihn noch weiter mit ſich fortzieht und kaum noch reden kann. Hilf Gott, es iſt ia — A — malie.

Wilhelmi, wie in Verwandlung. Warum nicht gar? Es ſehen ſich ia wohl eher ein Paar Menſchen ähnlich.

Lenz lief wie in Verzweiflung fort. Der Hausverwalter ſprang herbei und meldete Fürſt Ferdinand an, der Wilhelmi eiligſt ſprechen wolle und ganz zerſtört ausſehe.

Wilhelmi, zu ſeinen Kindern, halbbetäubt. Ich mus auf einige Minuten vor. Mein Karl, führe deine Frau unterdeſſen im Garten herum.

Karl, zu ſeiner Frau. Was iſt das? Sind wir hier verrathen, oder verkauft?

Karls Frau. Ja, mein Kind, wenn du's nicht weiſſ't, ich weis es nicht.

Ferdinand. Lieber, beſter Mann, Ihr Sohn iſt angekommen? Ich gratulire herzlich. Aber Freude und Leid treffen mehrentheils zuſammen — —

Wilhelmi. Ja wohl, ia wohl!

Ferdinand. Wie? wiſſen Sie es etwa ſchon, was die tollkühne Adminiſtratorin gegen Sie ausgeübt?

Wilhelmi, unbefangen. Nein. Auf dem Wege der Justiz? das kann wohl nicht sein.

Ferdinand. Diesen hat sie eben verlassen und sich selbst Recht — wollt' ich sagen, Rache genommen.

Wilhelmi, noch ruhiger. Nun, dann mag sie gethan haben, was sie gewollt.

Ferdinand. Ganz neuerlich ists geschehen. Es ist mir sehr lieb, daß ich Sie bei so kaltblütiger Stimmung treffe; ich zweifle aber, daß Sie darin bleiben werden, wenn Sie Alles hören. Doch eilte ich, um, wo möglich, der Erste zu sein, der es Ihnen erzählte, um Ihnen gleich meine kräftigste Unterstützung zu versichern. Sie hat Ihr Monument auf den Bauhof bringen lassen, wo die Züchtlinge hausen.

Wilhelmi. O — da hat Hallo der Erste auch Jahre lang hausen müssen und ist doch bei der Nation in Ehren geblieben.

Ferdinand. Das hat sie gleich auf der Stelle gethan; als aber Ihre Defensionsschrift ihr kommunicirt worden ist, hat sie Ihr Monument unter den Galgen setzen lassen.

Wilhelmi, das ist arg; ich gestehe es — inzwischen — —

Ferdinand. Des Morgens drauf iſt der ganze Galgen weg und das Monument mit Bluhmenketten umwunden geweſen.

Wilhelmi. Sehen Sie, gnädigſter Herr? Die Stimme einer ganzen Nation iſt mir Mehr, als die Stimme einer Frau, die ſie tiranniſirt.

Ferdinand. Drauf hat ſie die Bluhmenketten abreiſſen und in der Geſchwindigkeit einen Schnellgalgen errichten laſſen und ſtarke Wache dabei geſtellt.

Wilhelmi. Und da — —

Ferdinand. Sind in der Nacht ganze Haufen Vermummter gekommen, haben auf das erſte Feuer, das die Wache gab, ſich über ſie hergemacht, ſie deſarmirt, einen Theil davon ſchwer verwundet und den Uebrigen den Schnellgalgen auf den Rücken gebunden, daß ſie ihn ſo in Maſſe fortſchleppen müſſen.

Wilhelmi. Das thut mir leid. O weh, daß für meine Ehre Blut gefloſſen iſt!

Ferdinand. Wie ein Lauffeuer iſt die Nachricht hiervon durchs ganze Land gegangen und alle Dorfſchaften haben ſich zu zehen und zehen zuſammenrottirt, und iede Dekade hat mit den übrigen Verbindungen getroffen. Um Ihr Monument her haben ſich gleich tauſend Bauern poſtirt und von da an ſind Bauerwachen

geſtellt geweſen bis an alle Grenzen; damit Alles, was nur kriechen könnte, auf gegebenen Nothſchus herbeieilen möchte. Wirklich iſt ein Regiment zur Bedeckung der Zimmerleute, die den Schnellgalgen wieder aufrichten ſollten, ausgerückt; ein hundertjähriger Greis aber iſt dem Anführer entgegen gegangen und hat ihm ſeine entblößte Bruſt mit den Worten hingehalten — ich bin alt genug, um endlich zu ſterben; aber da ſtehen allenthalben die Nothwachen; machen Sie hier Halte, oder, wenn ein Schus von ienen geſchieht, ſo iſt das ganze Landvolk hieher im Anmarſch und ſtirbt für einen Mann. Drauf hat der Kommandeur einen Adiutanten nach der Reſidenz geſchickt, der ihm die Order zum Rückzuge gebracht. So iſt die Ruhe wiederhergeſtellt worden.

Wilhelmi. Gott ſei Lob und Dank! Immer aber bleibts bei dem, was ich ſagte — die Nation kaſſirt iede Sentenz ihrer Regentin gegen mich.

Ferdinand. Nun aber noch das Final von Allem! In einer der nächſten Nächte iſt darauf Ihr Monument auf den Bauhof zurückgebracht und mit einem Stricke umbunden worden, an dem eine Tafel mit der Inſchrift haugt — **Majeſtätsverbrecher.**

Wilhelmi, ſo ruhig, daß Ferdinand darüber in Verlegenheit geräth. Gnädigſter Herr, es iſt arg, das iſt wieder wahr; aber, daß dis an einem Orte geſchehen muſte, wohin weder Bürger, noch Bauer, kann, iſt ia Satisfaktion genug für mich. Es iſt eben ſo, als wenn die Fürſtin Mutter mich auf das ſchimpflichſte abmahlen und ſo im Schloſſe, wer weis wo, aufſtellen lieſſe; müſte ich mir dis nicht auch gefallen laſſen? Und — was ſchadet es mir? Mit meiner Perſon und mit meinem Vermögen lebe ich von Ihnen geſchützt; meine Ehre ſchützt ein ganzes Volk; und alſo mag die rachſüchtige Frau auf ihrem Schloßplatze mich in effigie verbrennen oder rädern laſſen, es gilt mir gleich. Darf ſie es doch weder auf freiem Markte, noch auf freiem Felde thun.

Ferdinand. Ich erſtaune über Sie. Sie haben Hauptmannspatent vom Hofe zu . . Ein Wort darüber an dieſen Hof, ein Wort durch mich, und — Sie bekommen eine Satisfaktion, die — —

Wilhelmi. Auch nicht eine Silbe darüber, gnädigſter Herr! Mich wirret iezt ein weit wichtigerer Gegenſtand.

Ferdinand. Wirret? Das kann ja nicht sein. Sie meinen doch nicht die Ankunft Ihres Sohnes, die Ihr höchster Herzenswunsch war?

Wilhelmi. Ja; denn er hat sich eine Frau mitgebracht

Ferdinand. Nun. desto besser, dächt' ich. Hab' ichs Ihnen nicht vorhergesagt?

Wilhelmi. Lenz besteht darauf, es sei die Komtesse von R.

Ferdinand, perplex. Lenz ist wohl ein Thor.

Wilhelmi. Ich bin des Todes, wenn's wahr ist.

Ferdinand, sich besinnend. Ich kenne sie; wenn ich sie doch auf einen Augenblick unbemerkt sehen könnte!

Wilhelmi. Mich dünkt, ich höre sie eben hier in der Nähe. (führt Ferdinand ans Fenster nach dem Garten hin) Ja, da steht sie.

Ferdinand, als er sie genau betrachtet. Lenz ist ein Thor, das ist sie nicht.

Als Wilhelmi Ferdinanden zu der einen Hausthüre hinaus begleitete, kam Lenz zur andern herein.

„Nun, das war ja ein ſehr eilfertiger Beſuch.“

Wilhelmi. Ja, ſchöne Sachen! Aber — der Fürſt ſagt, ſie wär' es nicht; er hat ſie geſehen.

Lenz. Er wird ſie mit ihrer Schweſter verwechſeln, die vor einigen Jahren geſtorben iſt. Genug, ſie iſts. Kommen Sie und fragen Sie ſie ſelbſt.

Lenz, der zuvor entlaufen war, lief jetzt Wilhelmi vor.

Wilhelmi, zu ſeiner Schwiegertochter. Verzeihen Sie, daß ich Sie verlies. — Meine Liebe, wie hieſſen Sie denn, ehe Sie meines Sohnes Frau wurden?

„von T.“

Wilhelmi, zu Lenz. Nun — und alſo!

Karl. Ja, ganz zuletzt; ſie hat aber ein bisher noch unerklärtes Schickſal gehabt. (Lenz hebt den rechten Zeigefinger gegen Wilhelmi hoch) Meine Amalie iſt eigentlich eine geborne Komteſſe von R. Ihre Mutter lebt unweit S. und wir wollen nächſtens zu ihr.

Amalie, während daß Lenz beide Arme lang nach Wilhelmi ſtreckt. O ich bin ſchon einmahl in dieſer Gegend geweſen und habe recht mit Ihrem Fürſten getanzt.

Wilhelmi, in die Hände ſchlagend. Bei Gott — ſie iſts!

Lenz ſtand da wie ein Menſch, der nach einer heftigen Betäubung endlich einen Gedanken gefunden hat, der die Ruhe in ihm wiederherzuſtellen anfängt. Wilhelmi aber ward ganz kraftlos und muſte ſich an Lenz halten.

Lenz, zu Amalien. Nicht wahr — wir ſprachen uns noch, als Sie ſchon in den Wagen ſtiegen?

Amalie. Sind Sie das? Faſt iſt mir jetzt ſo.

Karl. Sagen Sie nur, beſter Vater, was in Ihnen Beiden vorgehe.

Wilhelmi. Ich weis nicht, wo ich bin; ſo auseinander haſt du mich gebracht.

Karl, erſchrocken. Ich? Wodurch?

Lenz. Nur kurz von der Sache! Ihre Frau Gemahlin iſts, über die unſer Fürſt zum Kinde ward.

Karl, die Hand vor die Stirn werfend. Was in aller Welt? Und da meinen Sie wohl, ſie ſolle ihn wieder zum Manne machen?

Amalie, mit dem ſanfteſten Roth begoſſen. Ueber mich? das iſt ja ganz unmöglich.

Karl, mit einer zweideutigen Mine. Kind, denk' einmahl, gar eine regirende Fürſtin

hätteſt du werden können. Nun iſts wohl aus um deinen Karl?

Amalie, ſich an ihn ſchmiegend. O du mir Mehr, als König, ſpotte nicht eines Weibes. Aber — es iſt durchaus unmöglich, daß ich einen fürſtlichen Kopf verrücken könnte.

Wilhelmi, wider ſeinen Willen ſchön. Ja, ja, mein Kind, das können Sie. (zu Karln) Höre, ſo lieb ich dich habe — hätte Er ſie gleich, und Du nicht — ſo — —

Karl, Amalien beim Arme nehmend. Vater, ich mache auf der Stelle wieder fort mit ihr. Ihr Patriotiſmus könnte mir fürchterlich werden.

Amalie. Sorge nichts, lieber Mann; der Vater meints nicht ſo. Aber — wenn es nun wirklich wahr iſt, was ich höre, ſo iſt mein ganzes Schickſal enträthſelt. Ich war mir ſelbſt ein Feenmährchen; nun verſtehe ich Alles. Das ſind dann doch Erſchrecklichkeiten, die die Herzogin an mir verübt. Nein, das hab' ich nicht um ſie verdient. O — wenn ich Rache nehmen wollte! !

Wilhelmi. Sagen Sie mir, merkten Sie auf dem Balle gar nichts von den Abſichten des Fürſten?

Amalie. Gott, wie hätt' ich auf so etwas fallen können? Er tanzte zwar mit mir blos und sprach auch nur mit mir; aber ich dachte, er thue dis Alles der übrigen Gesellschaft zum Hohn, über deren Steifheit er sich unaufhörlich mokirte.

Wilhelmi. Hat Ihnen Ihre Mutter nichts von dem Schreiben des Fürsten gesagt, das Lenz überbracht?

Amalie. Nicht ein Wort; ich weis gar nicht, daß er bei ihr gewesen ist. Ich ward in allen Ungnaden nach Hause geschickt; warum, das habe ich nie erfaren können. Nicht lange drauf fuhr meine Mutter eilends mit mir nach S. Da lies sie mich und von der Zeit an habe ich sie nicht wieder gesehen, keinen Brief und nichts von ihr erhalten. Ich konnte nur einmahl an sie schreiben und ward von einem Orte zum andern gebracht. Endlich ward ich gar eine Gefangene. Als ich wieder frei war, schrieb ich ihr und bat sie nach St. zu kommen. Statt ihrer aber kam der Rath W. aus S. dahin und wollte mich von neuem arretiren, ohne daß ich wieder im Geringsten wuste, warum. Da muste ich die Amazone machen und — —

Lenz. Wir wissen Alles; nur die Art nicht, wie Sie Beide sich kennen gelernt, und den Ort nicht, wo Sie sich angetroffen.

Amalie. Woher wüßten Sie's denn?

Lenz. Theils durch den Sekretär ihrer Mutter; theils durch den Gastwirth zu St.

Amalie. Nun so sind mir warlich tausend Fragen übrig, wie dis wieder zusammenhange.

Lenz. Sie sollen auch Alles erfaren. Ich bin nach Ihnen gereiset; Ihr Schwiegervater ist nach Ihnen gereiset und — ward darüber schon für verlohren von uns gehalten.

Karl, ängstlich. Vater — Sie — für verlohren? (Wilhelmi nickt blos)

Amalie. Wissen mus dann also meine Mutter wohl von der Sache; aber, was sie gethan hat, hat sie gewis nur aus Furcht gethan. Ich sehne mich doch recht, sie zu sprechen. Nun wird sie aber wohl zu mir kommen müssen?

Lenz. Das kann sie nicht mehr.

Amalie, heftig. Wie? sie ist doch nicht todt?

Lenz. Das nicht; aber sehr schwach.

Amalie. O so mus ich, sobald als möglich — —

Lenz. Das wird ſich Alles einrichten laſſen. Beruhigen Sie ſich nur; wir ſind in warlich Alle wie aus den Wolken gefallen.

Wilhelmi. Ja, hätte ich Sie zu St. angetroffen, ſo wären Sie nun meine Käſtin; oder Karl, hätte ich nur erfaren können, wohin ſie ihren Weg weiter genommen: ſo hätteſt du ſie nun nicht, ſondern Er.

Karl. Ich bitte Sie um Alles, lieber Vater, gönnen Sie mir dieſen Engel.

Wilhelmi. Unter den Umſtänden nicht. Wenn dein Engel der Engel des Vaterlandes geworden wäre, denk' einmahl!

Karl. Beſter der Väter — verſcheuchen Sie dieſen Gedanken — oder — —

Lenz. Laſſen Sie doch alle dieſe Dinge jetzt auf die Seite geſtellt. Wir wollen jetzt hören, wo und wie Sie Beide ſich gefunden. (zu Wilhelmi) Ich dächte aber auch, wir gingen nun vor; der Menſch lebt nicht von Luſt allein.

Wilhelmi führte ſeine Gäſte ins Haus, wies ihnen die Zimmer an und beſorgte einige Erfriſchungen. Drauf zog er Lenz auf die Seite.

„Das

„Das ist eine schöne doppelte Freude, die mir mein Sohn heute macht. Mein Gut, wie es hier ist, gäbe ich darum und ginge mit dem bloßen Stocke heraus, wenn ich gleich machen könnte, daß Gustaf Amalien hätte, und Karl nicht.“

Lenz. Ich bitte Sie herzlich — lassen Sie von solchen Ideen ab; es ist ja doch nun platterdings unmöglich.

Wilhelmi. Ich fasse mich nicht darüber und werde mich nicht darüber fassen. Gott, welch ein Misgeschick! Nun ist sie da, und — ist doch nicht für Gustaf da. Ich unglücklicher Vater! mein eigener Sohn muste sie ihm nehmen.

Lenz. Wenn er sie ihm aber doch nicht nahm, dann nahm sie ihm ein Anderer, und so kam sie nie wieder zum Vorscheine. Sammlen Sie sich doch nur jetzt einigermassen, bis wir auf den Abend allein sind. Ihre Kinder verlieren ja warlich alle Lust, hier zu bleiben. Kommen Sie zurück zu ihnen.

Wilhelmi folgte, aber mit einer sauren Mine. Man setzte sich in einen Kreis.

Lenz. Nun erzählen Sie, wo und wie Sie sich fanden.

Karl. Ich mus den Anfang machen. — Als ich vor M. in die freie Natur kam, wurden mir die Dienstgeschäfte noch ekelhafter, als sie mir zu Hause gewesen waren. Der Gedanke fuhr mir durch den Kopf, zu quittiren; kaum war er da, so realisirte ich ihn. Ich trieb mich eine Zeitlang in den Rheingegenden umher, da ward mir schon etwas besser. Ein Arzt, dessen Bekanntschaft ich unterwegs machte, rieth mir, ins Bad zu . . gehen. Da gefiel es mir nicht, und, als ich im Begrif war, wieder abzureisen, kam meine Amalie daselbst an.

Amalie. Nun las mich eintreten! Ich war eine Zeitlang Gesellschafterin der Prinzessin von A. gewesen, die hernach mit dem Herzog von R. vermählt ward. Sie bezeigte derselben viel Zuneigung zu mir. Ich wuste, daß sie mit ihrem Gemahl jährlich das Bad zu . . besuche, und so ward mein erster Entschlus, als ich aus dem Gasthofe zu St. entritt, meinen Weg dahin zu nehmen, und ihr mein Schicksal zu entdecken. Unterwegs warf ich mich in Mannskleidung, weil ich mich nirgends mehr sicher glaubte. Ich ward aber durch eine Krankheit aufgehalten, und so traf es sich, daß kurz vorher, ehe ich ankam, die Herrschaft

ſchon wieder abgereiſet war. So beſchloß ich, ihr nachzureiſen, und machte bekannt, daß wenn Jemand nach P. in den Tagen zu reiſen gedenke, er mein Geſellſchafter werden könne. Da meldete ſich mein Karl bei mir und [illegible] reiſten zuſammen ab.

Lenz, zu Karln. Alſo — Sie wuſten gar nicht, daß Sie mit einer Dame reiſeten?

Karl. Bewahre! Ich reiſete mit einem Juwelierer, der auf ſeine Kiſte immer ein wachſames Auge hatte. Der Herzog von R., den ich im Bade kennen gelernt, hatte mich zu ſich eingeladen, und ſo war mir's gleich viel, mit wem ich bis P. führe. Wir machten den ganzen Weg über Oekonomie zuſammen, nahmen nur ein Zimmer ein und ſchliefen auch in demſelben Zimmer. Auf der letzten Station, wo wir übernachteten, nannte die ſchalkhafte Magd im Wirthshauſe meinen Juwelierer Madam; ich that nicht, als wenn ich es hörte, ſchrieb mir es aber doch hinter's Ohr. Von dem Augenblick an erregte er meine Aufmerkſamkeit ganz unglaublich, und mit jeder Viertelſtunde, die uns der Trennungsſtunde näher brachte, ward mir banger ums Herz. Ich überzeugte mich nun ganz, daß mein Reiſegefärte weiblichen Geſchlechts ſei. Unter ſanften Hände-

drücken erzählte ich ihm die Geschichte meiner hypochondrischen Leiden. Ich erreichte meinen Zweck damit. Er ward vertraut und entdeckte mir auch seine Geschichte. Mein Herz, das schon ganz für ihn schlug, ward wie bezaubert. Ich küsste Amalien und ihr Gegenkus ward mit den Worten begleitet — wenn Sie wollen, so trennen wir uns nun nie. Als sie dis gesprochen, senkte sich der Schlagbaum zu P. vor uns und sie stotterte zum ersten mahle dabei, wie sie sich für einen Juwelierer angab. Kaum waren wir im Gasthofe abgetreten, so machte sie sich zur Herzogin auf dem Weg und versprach, so geschwind, wie möglich, wiederzukommen. An ihrer Statt kam aber ein Billet, worin sie mich benachrichtigte, daß sie, weil der Hof sich gegenwärtig auf dem Lande aufhalte, ihm sogleich nachgereiset sei. Es vergingen mehrere Tage und ich erfur nichts weiter von ihr. Da ward ich mistrauisch und bemerkte zum ersten mahle an mir, daß ich die Anlagen zu einem der eifersüchtigsten Liebhaber hätte. Darum — bei Allem, was heilig ist, — bester Vater — —

Lenz. Nichts dergleichen anicht, lieber Erzähler!

Amalie, die ſchnell einfällt. Ich lies mich bei der Herzogin als ein Juwelierer melden, der von ihrer Mutter käme und ihr perſönlich etwas zu beſtellen hätte, und kam ſogleich vor. Ich traf eine ihrer Hofdamen bei ihr, die ſich aber, ſobald ſie bemerkte, daß ich mit Zurückhaltung nach ihr hinblicke, entfernte. Da fragte ich die Herzogin, ob ſie mich nicht mehr kenne. Indem ich meinen Nahmen nannte, ſchlang ſie die Arme um mich und rief aus — Sie Juwelierer, was machen Sie mir für eine Ueberraſchung! Ich überzeugte ſie bald, daß ich mich nicht verkleidet, um ſie zu überraſchen, und erzählte ihr mein ganzes unaufklärbares Schickſal. Sie konnte es ſo wenig auflöſen, als ich, bot mir aber auf der Stelle ihren Schutz für meine ganze Zukunft an und erſuchte mich bei ihr zu bleiben. Ihr Gemahl kam ins Zimmer; ſie ſprach aber in ſeiner Gegenwart blos vom Juwelenhandel mit mir. Zum Scheine muſte ich bei dem Kaſtellan logiren; während daß Tag und Nacht an Kleidung für mich gearbeitet ward. Sobald ich als Dame ausſtaffirt war, präſentirte ſie mich ihrem Gemahl mit den Worten — das iſt der Juwelierer, den Sie bei mir fanden — und gab ihm einen gedrängten Bericht von meiner

Geſchichte. Er nahm ebenfals den wärmſten Antheil daran und machte mir dieſelben Verſicherungen und Anerbietungen. Es hies, wir wollten noch einige Wochen auf dem Lande bleiben; mein Herz ſchlug aber nach meinen Reisegefärten zurück und ich ſprach unaufhörlich von der Schönheit der Reſidenz. Drauf brach der Herzog auf und wir folgten ihm des andern Tags nach. Nun — Karl!

Karl. Sobald ich erfur, daß der Herzog wieder da ſei, machte ich ihm die Kour. Er nahm mich aui das leutſeligſte auf, nannte mich einen Mann von Wort und bat mich, lange da zu bleiben und ſein täglicher Gaſt zu ſein. Am erſten Tage ſpeiſeten wir allein: am zweiten führte er mich vor Tafel erſt zu ſeiner Gemahlin. Da ſtand neben dieſer meine Amalie in ihrem neuen ſtattlichen Geſchlechtsaufzuge und brachte mich auſſer alle Faſſung. (Amalie will ihm den Mund zuhalten) Nein, nein, laß mich fortreden! Es iſt doch ein ganz andres Ding, wenn man ein ſchönes Mädgen auch weiblich ſchöngekleidet erblickt. Genug, ich ſah neben der Herzogin weg, wollte ihr etwas ſagen und wuſte nicht was, und ſie hat mich hernach weidlich damit aufgezogen. Nun aber zur Tafel, wo ich Amalien gerade gegenüber

ſas, die alle übrige weibliche Schönheiten um ſich her, wie die Sonne die Sterne, auslöſchte.

Amalie. Aber — Karl!

Karl. Dennoch durfte ich nicht thun, als wenn ich ſie kennte. Zu meinem gröſſeſten Aerger ſas neben ihr der Prinz von U., der ſich unaufhörlich mit ihr unterhielt. Nach der Tafel brachte mir ein Paae ein Billet von ihr, worin ſie mir meldete, daß ſie bei Hofe bleiben müſſe, daß ich ſie aber gegen Abend beſuchen möchte. Kaum war ich bei ihr; kaum hatte ſie Zeit, die Verſicherung zu wiederholen, welche ſie mir unter dem Schlagbaume gegeben; ſo trat auch der Prinz von U. herein. Ich machte ihm mit Ingrimm Platz und kam Morgens drauf wieder; aber auch da traf ich den Prinz ſchon wieder bei ihr an. So ginge drei Tage hinter einander und ich hielt den ſchönen Juwelierer ſchon für mich verlohren. Ein Billet, daß ich zu einer beſtimmten Viertelſtunde im Schlosgarten ſein ſollte, belebte mich wieder. Ich erſchien auf die Minute und fand meine Amalie ſchon auf mich wartend. Da ich das Herz nicht mehr hatte, ſie zu umarmen, ſo umarmte ſie mich. Schon fürchtete ich wieder, daß dis die Trennungsumarmung ſein könnte; aber — ſie riß mich ſchnell aus der ſchrecklichſten

aller Ungewisheiten und entdeckte mir, daß der Prinz von U. sich um sie bewerbe und daß der Hof ihn sehr dabei unterstütze, daß sie mich über ihm vorziehe, wenn ich der Ihrige sein wollte. O wie ward mir da! Reden konnte ich nicht; aber meine Augen sprachen mit Thränen der dankbaren Liebe — mein Herz sprach mit Schlägen der höheren Freude — ich sank an ihren Busen und nannte sie Mein. Sie verlies mich mit der Versicherung, daß sie unser Geheimnis nun gleich der Herzogin offenbaren wolle; um vor weiterer Andringlichkeit des Prinzen sicher zu sein und auch seiner selbst zu schonen. Tags drauf lies mich der Herzog zum Diener einladen. Ich fand ihn wider alle Erwartung allein. Da fragte er mich, ob ich den schönen Juwelierer kenne. Auf die Antwort Ja muste ich ihm erzählen, wie und wo ich ihn kennen gelernt. Als meine Erzählung mit Amaliens Erzählung übereintraf, klopfte er mir die Schultern und sprach — „ich weis schon Alles; meine Gemahlin hat mir es berichtet. Allerdings ist der Prinz von U. mit Ihnen in Kollision gekommen und ich hätte die Verbindung gern gesehen; die Komtesse hat ihn aber unter der Entschuldigung ausgeschlagen, daß sie nicht mehr frei sei. Der Prinz machte

ſich dabei ſehr gut; er nahm auf der Stelle Abſchied und iſt ſchon fort. Ihre Wünſche ſollen erfüllt, und die Hochzeit bei Hofe ausgerichtet werden.“ Ich wollte meine Dankbarkeit ausſchütten; aber der Herzog lies mich nicht dazu kommen, ſondern führte mich ſofort zu ſeiner Gemahlin, bei der ich meine Amalie, wie eine Braut geſchmückt, antraf. Die Herzogin brachte ſie mir mit den Worten entgegen — Empfangen Sie ſie aus meinen Händen! Und Sie ihn — verſetzte der Herzog zu Amalien — aus den meinigen! Wir vergaſſen, wo wir waren, und umarmten uns lange wie ein Paar Selige. Die Edlen ſtanden ſimpathiſirend dabei und wünſchten unſerer Liebe Glück. Es geſchah darauf eine Promenade im Garten, wo ſie uns Gelegenheit lieſſen, eine Stunde allein zu ſein. Das war die erſte vollkommenſelige Stunde meines Lebens; da floſſen unſere Seelen zum erſten mahle ganz und auf ewig in einander. Amaliens erſte Frage, als wir uns wieder ſammleten, war, ob ich Luſt hätte, am Hofe zu leben, ſie nicht. Ich erwiederte — ich auch nicht. Nun, ſo iſts ſchon gut, antwortete ſie; machen Sie ſich darauf gefaſſt, der Herzog wird Ihnen Dienſte anbieten. Als wir uns mit der Her-

schaft wieder zusammentrafen, wurden wir gefragt, ob wir an demselben Tage noch kopulirt sein wollten. Ein einstimmiges Ja erfolgte. Der Hofprediger ward gerufen und unsere Einsegnung geschah im Gartensaale blos im Beisein des Herzogs und der Herzogin. Drauf ward ausserordentliche Kur angesagt und der Herzog präsentirte uns dem ganzen Hofstaate als ein Paar Neuvermählte. Unser Hochzeitfest ward hoch gefeiert; Abends nahm mich der Herzog auf die Seite und trug mir Dienste an, ich deklinirte sie aber unter dem Vorwande einer langen nothwendigen Reise, die ich erst noch zu machen hätte. Er behielt sichs also vor, mir weiter gefällig zu sein; wir hielten uns noch einige Zeit an seinem Hofe auf, beurlaubten uns dann und wurden auf das freundschaftlichste entlassen. Sobald wir uns in unserer völligen Uneingeschränktheit befanden, fühlten wir uns erst ganz selig und beschlossen, uns nie wieder irgend einem Zwange zu unterwerfen. Ich war nun selbst dafür, daß Amalie sich unterwegs wieder in Mannskleidung würfe, bis wir Sie, theuerster Vater, erreicht hätten. Sie reiste also wieder als Juwelierer mit mir, und so haben Sie sie zum ersten mahle in demselben Frack gesehen, in welchem ich sie zum

erſten mahle ſah. Auf der Reiſe nach N. ſchrieb ich Ihnen, und — das Uebrige wiſſen Sie bereits.

Wilhelmi. Hätte ich ſie nur eher im Frack geſehen, als Du!

Amalie, vorgreifend. Nein, viel beſſer, daß Er mich eher darin ſah! Aber nun bitte ich auch, daß meine Neugierde geſtillt werde; ich habe, wie geſagt, auch noch tauſend Fragen.

Lenz übernahm das Geſchäft während der Abendmahlzeit, nach welcher die Geſellſchaft ſich trennte. Lenz aber eilte Wilhelmi in ſein Schlafzimmer nach.

„Nun, ehrwürdiger Mann, ſind wir allein; nun woll'n wir uns über die ſo ganz unerwartete Erſcheinung beſprechen.“

Wilhelmi. Ja, was hilft das Alles! Der Schlag iſt geſchehen — die letzte noch mögliche Ausſicht verdorben —

Lenz. Wir hatten ja keine Ausſicht mehr; ſo kann auch keine Ausſicht verdorben ſein. Wielm hr — —

Wilhelmi. Wenn eine Fee Amalien herzauberte, hatte der Leibarzt aus . . geſagt, ſo wäre es noch möglich, daß Guſtaf zur Ver-

munst zurückkehrte — Nun hat sie eine Fee hergezaubert, und doch — —

Lenz. Machen Sie es nur, wie ich, und sammlen sich wieder; ich war ia über den ersten Eindruck noch mehr auseinander, als Sie. Während daß ich aber im Garten, wie ein wilder Mensch, herumlief und Ihren Kindern immer auswich, machten die ersten brausenden Eindrücke ruhigeren und richtigeren Platz.

Wilhelmi. Richtigeren? Mein Sohn hat Alles verdorben — dis ist und bleibt der erste und der letzte Eindruck; ich wüste nicht, wie es einen andern, oder gar richtigeren gäbe.

Lenz. So will ich ihn Ihnen mittheilen. Statt, daß Sie glauben, Ihr Sohn habe Alles verdorben, so glaube ich, daß er vielleicht Alles wieder gut gemacht haben könne.

Wilhelmi. Mein Sohn? Ja, wenn er Gustafs Leiden gewust hätte und Amalien nun brächte, um sie ihm wieder zuzuführen — —

Lenz. Das wäre freilich noch besser; es ist nun aber einmahl nicht. Also — weg damit! Nein, wir müssen nun Alles anwenden, um zu bewirken, daß Gustaf Amalien sehe.

Wilhelmi, aufjahrend. Was für einen Rath geben Sie! Wenn es nun auch wirklich geschähe, daß er durch ihren Anblick zu sich

käme, was würde dann geſchehen, wenn er hörte, daß ſie ſchon eine Frau — meines eigenen Sohnes Frau ſei?

Lenz. Es müſte ihm nicht gleich geſagt werden, daß ſie ſchon verheirathet ſei.

Wilhelmi. Nicht? So könnte er ja auf den Einfall kommen, gleich mit ihr nach der Reſidenz zu wollen — —

Lenz. Seine Metamorphoſe, wenn ſie geſchähe, würde nicht ſo ganz im Blitz geſchehen. Allmählich würde er aus ſeinem Seelenſchlafe erwachen; das wartete man ab und lieſſe ſich den Zuſtand des Wachens hernach erſt ein wenig fixiren, und dann — —

Wilhelmi. Und was könnts denn während des Tranſitus vom Schlafe zum vollen Wachen für Auftritte zwiſchen ihm und Amalien geben?

Lenz. Dergleichen beſorgen Sie nicht; er liebt zu rein. Reine Liebe iſt beſcheiden. Mein Plan wäre, wenns uns gelänge, ihn einigermaſſen zu ſich zu bringen, daß wir ihn geradezu entführten und hieher brächten.

Wilhelmi. Was denn aber am Ende? Wenn er nun in ſeiner Zärtlichkeit immer weiter gegen ſie ginge?

Lenz. Dann brächten wir es ihm hier allmählich bei, daß ſie ſchon einen Mann habe.

Wilhelmi. Nun, und dann glauben Sie nicht, daß er noch ärger wieder von Sinnen kommen würde?

Lenz. Nein; da wollte ich meinen Kopf verwetten, daß die Sache eine bessere Wendung nähme. Einen andern Eindruck, haben wir doch gesehen, machte die Nachricht von Amaliens Tode auf ihn — einen andern die Nachricht, daß sie noch lebe, aber nicht auszuforschen sei — und so wird auch wieder einen andern Eindruck der Gedanke auf ihn machen, daß sie zwar lebe und wiedergefunden, aber schon eines Andern sei.

Wilhelmi. Ja, ja, das glaub' ich selbst. Als er hörte, daß sie todt sei, schwärmte er; als er hörte, daß sie noch lebe, aber unfindbar, da verfiel er in stille Manie; so wird er nun, wenn er sie sieht, sie haben wollen, und, wenn er hört, daß er sie nicht bekommen könne, rasend werden.

Lenz. Das Letzte widerspricht seinem ganzen moralischen Karakter, der hier mit ins Spiel kommt. Haben aber wird er sie erst wollen, das ist gewis.

Wilhelmi. Nun — und also —

Lenz. Wenn er aber hört, daß sie schon einem Andern zugehöre, so wird sein äußerstes

ausgebildetes moraliſches Gefühl ſeiner Vernunft die Dienſte leiſten, welche ich davon erwarte.

Wilhelmi. Ach das iſt ein ſchöner goldener Traum; in dieſen wiegt mich Niemand ein.

Lenz. Sie wiſſen, rechtſchaffener Mann, daß Sie in Ihren Vorherſagungen oft Recht gehabt; manchmahl hatte ich doch aber auch ſchon Recht. Vielleicht auch dismahl. Und — ſagen Sie, ſind wir dem Vaterlande nicht ſchuldig, wenigſtens einen Verſuch damit zu machen?

Wilhelmi. Und wenn er dann vollends hörte, daß mein eigener Sohn ſie ihm genommen . . .

Lenz. Das käme erſt ganz zuletzt, wenn wir ſähen, daß die Nachricht von ihrer ſchon eingegangenen anderweiten Verbindung überhaupt durch ſein Herz die gewünſchte Wirkung auf ſeinen Kopf hervorbrächte.

Wilhelmi. Ich zittere vor dem ganzen Geſchäft.

Lenz. Ich wills übernehmen; aber in Ihrem Beiſein.

Wilhelmi. Und — wird ſich Amalie zu der Seelenkur an ihm hergeben?

Lenz. Amalie thuts gewis; aber mit Ihrem Sohne könnte es härter hergehen. Laſſen Sie mir auch dis über; ich will morgen früh gleich mit ihm darüber ſprechen. Was wir thun wollen, mus bald geſchehen.

Wilhelmi. Und — am Ende vergeſſen Sie das Erſte über das Letzte. Wie ſolls denn angefangen werden, daß Guſtaf ſie ſehe? Iſt das nicht die Hauptfrage bei der Sache?

Lenz. Darüber habe ich in meinen Gedanken ſchon Alles rund gemacht. Gute Sachen gehen gut — ſprach eine innere Stimme im Garten zu mir, und da fand ich gleich Alles, was in unſern Kram dienen kann. Es kommen uns verſchidene Umſtände ſehr zu ſtatten. Erſtlich — daß der Fürſt letzt ausreuten darf; zweitens, daß ſein Aufſeher von Nachmittags an betrunken iſt und alſo viel weis, ob der Fürſt lange auſſenbleibe, oder nicht; drittens — daß die Wulfsburg dicht an der Grenze liegt. Auf fremden Territorium mus die Zuſammenkunft geſchehen. Da kenne ich in der Nähe einen alten Förſter, der das Leben für Guſtaf lieſſe und ſchweigen kann, wie ein Stein. Mit dieſem und mit dem Feldjäger mus die Sache abgekartet werden, und

und ich will morgenden Tags noch mich aufmachen, um Alles zu veranstalten.

Wilhelmi. Sie stellen sich diesmahl Alles so leicht vor; sonst machten Sie stets Einwendungen. Diesmahl, bin ich der Ungläubige.

Lenz. Sobald ich Wahrscheinlichkeiten und so viel Wahrscheinlichkeiten erblicke, mus ich mich auch auf die Seite derselben neigen. Und genug, wir müssen's versuchen. Denken Sie einmahl, ehrwürdiger Mann, wenn Alles so ginge, wie ich wünsche, was für ein unaussprechliches Verdienst um einen ansehnlichen Theil der Menschheit wir uns erwürben! Ein wahres Donnerwetter richteten wir durch Gustafs Wiederherstellung an; ein Donnerwetter, wovon die zerschmetternden Schläge nur die Adelguldische Rotte träfen, die fruchtbaren Regen aber das ganze Land erquickten. Wie die Sumpfschwalben am letzten Sommertage sich auf dem alten Kirchendache versammlen, um zusammen nach dem grossen Moraste unweit der Grenze zum Winterschlafe zu fliegen: so würden die Schurken ihre Karavane formiren, um eiligst fremden Boden zu erreichen. Es würde ein Heraus- und Hereinwandern sein, das dem Patrioten vom Schlosthurme herab ein himmlisches Schauspiel gewährte — —

Wilhelmi, zum ersten mahle wieder lächelnd. Sie wissen mir Alles so süs vorzustellen, daß ich Ihnen wenigstens eine bessere Nacht zu danken haben werde, als ich dachte. Ich waſche in voraus meine Hände über ihre Konferenz mit meinem Sohne. Sie haben gehört, daß er ſich ſelbſt für einen der eiferſüchtigſten Liebhaber hält.

Lenz machte ſich Morgens drauf mit ſeinem Antrage erſt an Amalien, die auf die Art, wie ſich der Plan endigen ſollte, und unter der Bedingung, daß ihr Mann damit zufriden ſei, einſtimmte. Von Amalien wendete er ſich an Karln, der ihn heftig darüber anbrauſete.

„Was? Um meine Frau wollen Sie mich bringen? um meine Frau? Herr, das hab' ich Ihnen ſchon im Garten angeſehen. Aber — das widerrathe Ihnen Gott, oder — —“

Lenz. Nicht ſo heftig, lieber Freund! Das kann ich ja gar nicht einmahl, wenn ich auch wollte. Dafür gibts Rechte in der Geſellſchaft.

Karl. Ja, Rechte! Schöne Rechte, wenn Fürſten dabei ins Spiel kommen. Dann kenne ich die Rechte ſchon. Wenn nun Ihr

Fürst zu sich käme und darauf beſtände, er wolle ſie haben — was denn dann?

Lenz. Das Erſtere wünſchen wir eben zu bewirken; für das Letztere aber ſtehe ich mit Leib und Seele.

Karl. Sie? Wie könnten Sie das? Was von der Art haben ſich Fürſten nicht ſchon erlaubt!

Lenz. Für meinen Fürſten verbürge ich mich. Sein feines moraliſches Gefühl hat ihm von jeher mehr Ehre noch gemacht, als ſein Hut.

Karl. Auf ſo etwas laſſe ich mich nicht ein. Ich bin ein ſchon von Fürſten gebranntes Kind und fürchte mich vor ihrem Feuer. (Amalie kommt dazu) Herr, ſehen Sie ſie einmahl an — um das Weib wollten Sie mich bringen?

Lenz. Bei Gottes und Ihrem Daſein — Sie ſollen ſie ia behalten.

Karl. Nicht einmahl equivoken Auftritten mit ihm möchte ich ſie Preis geben.

Lenz. Auch derentwegen ſein Sie unbeſorgt. Guſtaf iſt zu brav; ſeine Seele liebt noch engelrein. Als wenn er ſie in den Feldern der Seligen wiederfände, ſo würde er, ſobald er zu ſich käme, ſich mit ihr unterhalten; und,

käme er nicht zu ſich, ſo würde gar keine Unterhaltung Statt finden.

Karl. Nicht einmahl zumuthen möchte ich ihr ſo eine Entrevüe.

Lenz. Sie iſt ſchon damit zufriden, wenn Sie wollen.

Karl, während daß Amalie immer mit nidergeſchlagenen Augen da geſtanden. Kind, was hör' ich? Du biſt mit dem Antrage zufriden, den man uns hier macht? So ſieh mich doch an. (Amalie ſieht ihn mit den liebevollſten Blicken an) Weiſſ'ſt du, was daraus entſtehen kann? Weiſſ'ſt du, wozu du dich exponirſt?

Amalie, die wieder die Augen niderſchlägt. Ich habe das Alles ſchon erwiedert; ich habe auch ausdrücklich hinzugeſetzt, daß es ohne deine Einwilligung nimmermehr geſchähe.

Karl, ſich vor den Kopf ſchlagend. Wenn nun — ach hilf Gott, ich mag den verdammten Gedanken nicht denken — warlich, ich durchborte —

Lenz. Wenn ich Ihnen aber ſage, dafür ſtehe ich? So iſt mein wackerer Fürſt nicht.

Karl. Wie können Sie für einen Unſinnigen ſtehen?

Lenz. Er iſt ein ſehr ruhiger Blödſinniger und war vorher ein ſehr zärtlicher Liebender. Sie haben, beim Himmel, nichts zu fürchten. Und am Ende ſollen Sie ja dabei gegenwärtig ſein, und das noch dazu auf drittem Boden, und können alſo immer machen, was Sie wollen.

Amalie, ihren Karl ſehr geſetzt anſchauend. Kind, ich würde mich auch zu benehmen wiſſen, das glaub mir. Wenn es möglich wäre, daß das Land dadurch ſeinen Herrn wiedererhielte, der uns ſo brav geſchildert wird — denke einmahl den Gedanken recht mit ganzem Herzen — — ich wiederhole es, ich würde mich zu benehmen wiſſen.

Karl, zurücktretend. Höre, biſt du auch rein? Oder wandelt dich die Luſt an, Fürſtin zu werden?

Amalie, die Augen voll Thränen. Die Frage thut mir leid um dich. Ich dächte, ſo ganz ohne Erfarung vom Gegentheile wärſt du nicht.

Karl, beſchämt in ihre Arme eilend. Vergib mir, Engel! Ich bin ein eiferſüchtiger Mann.

Lenz, dieſen Augenblick benutzend. Bei der Ruhe Ihres Vaters, die Sie auf ieden

Fall wiederherſtellen — bei ſeinem Leben, das ſie offenbar verlängern, wenn's gut abgeht — bei dem Heile eines ganzen Landes, das alsdann wiedergerettet, auf ewige Zeiten vielleicht gerettet wird, beſchwöre ich Sie, laſſen Sie es geſchehen!

Karl. Nun — meinetwegen! Aber — ein Paar geladene Piſtolen nehme ich mit.

Lenz eilte mit der Nachricht zu Wilhelmi, der ſchon ſeit Tagesanbruch in ſeinem Zimmer auf und nieder ging.

Wilhelmi. Sie haben mir geſtern doch keine gute Nacht gemacht.

Lenz. Wie ſo?

Wilhelmi. Ueber Ihren Plan habe ich kein Auge ſchlieſſen können. So lange ich die vordere Hälfte davon erwog, hob ſich mein Herz immer freudenvoller und ich verſprach mir von Amaliens Wiederſehen für Guſtaf Alles; wenn ich aber an die hintere Hälfte kam und mir vorſtellte, was Guſtaf ſagen würde, wenn er hörte, daß ſie nicht die Seinige werden könne, daß ſie ſchon eines Andern, daß ſie Wilhelmi's Sohnes ſei, lief mir der Angſtſchweis von der Stirn. Dieſer abwechſelnde Gemüthszuſtand hat die ganze Nacht bei mir durchgewährt. Es ſind lauter goldene Träume,

wie ich schon gesagt. — Was meinen meine Kinder dazu? Will Amalie?

Lenz. Ja.

Wilhelmi. Aber Karl?

Lenz. Will nun auch. Ich habe ihn herum; aber — geladene Pistolen will er mitnehmen.

Wilhelmi. Da haben Sie's.

Lenz. Rechtschaffener Vater, das sind Sohnesgrillen — nichts weiter. Machen Sie nun nur die Sache nicht wieder rückgängig, während daß ich weg bin. Ich will nun auf der Stelle nach der Wolfsburg.

Wilhelmi. Glück auf den Weg!

Der unruhige Vater nahm sich in Gegenwart seiner Kinder zusammen. Amalie schien über alles Vorwaltende gleichgültig; Karl aber war verdrüslich und blieb verdrüslich.

Lenz kam zurück und hatte mit dem Leibjäger und mit dem alten Förster Alles abgeredet. Karl lud seine Pistolen und alle Vier fuhren zur Ausführung des grossen Plans ab, der das Wohl so vieler Tausende zum Zweck hatte.

Mitten durch den Wald hinter der Wolfsburg zog sich die Grenze. In einer Entfer-

nung von einer Stunde wohnte jenſeits der alte Förſter; weit näher aber lag ein kleines Haus, worin zu Zeiten das gefällte Holz bewacht ward und worneben ein Garten angelegt war. Hier war die wichtige Zuſammenkunft beſtimmt, und die Reiſenden richteten ſich ſo ein, daß ſie am feſtgeſetzten Tage Mittags daſelbſt eintrafen. Der alte Förſter empfing ſie deutſch und bider, bewirthete ſie ländlich und ſtellte die Verſicherung von ſich, daß er alle Vorkehr getroffen, daß heute Niemand in dieſe Gegend kommen ſolle. Die Geſellſchaft hielt ſich um die Zeit, als Guſtaf mit ſeinem Leibjäger ankommen ſollte, im Hauſe, das auf allen Seiten Fenſter hatte.

Amalie, durch eine Waldſchluft ſie zuerſt erblickend. Da kommen ſie.

Dis war das Signal zur allgemeinen Seelenerſchütterung. Niemand ſprach. Jeder betrachtete nur den Fürſten. Der Leibjäger ſtieg ab, bat ihn, auch abzuſteigen, band die Pferde an und führte ihn in den Garten. Da ſetzte er ſich auf eine Raſenbank und blickte unverrückt gen Himmel. Wilhelmi, als er ihn ſo ſah, vergos bittere Dienerthränen; Karl ſelbſt ward gerührt. Lenz war der Einzigthätige und bat, keine Zeit zu verliehren.

Der Abrede nach, verfügte ſich Karl zuerſt in den Garten, ging einige Minuten darin herum und ſtellte ſich dann vor den Fürſten. Guſtaf ſah ihn an und nahm weiter keine Notiz von ihm. „Schade um den Herrn, ſprach er, als er wieder ins Haus kam; das gute Gemüth ſieht ihm aus den Augen.“

Nun ging Lenz hinaus, machte es ebenſo, wie Karl, und trat zuletzt vor Guſtaf. Guſtaf ſah auch ihn an, bekümmerte ſich aber nicht weiter um ihn. „Ja, ja, ſagte Lenz zu den Uebrigen, er iſt noch ganz ſo, wie ich ihn geſchildert habe.“

Drauf begab ſich auch Wilhelmi hinaus; ſtatt aber erſt im Garten umherzugehen, ging er gerade auf ihn zu. Guſtaf ſah ihn ebenfals an und lies es dabei bewenden. Wilhelmi redete ihn an und ward von ihm betrachtet. „Kennen Sie mich?“ Ja! „Wer bin ich denn?“ Nein!

„Es iſt zu ſpät“ ſeufzte Wilhelmi bei ſeiner Zurückkehr und fing an laut zu lammern. Dis machte auf Karln einen ſo tiefen Eindruck, daß er Amalien ſelbſt hinausführte; worauf er mit den Uebrigen wieder aus dem Hauſe den Zuſchauer abgab.

Amalie ging erſt rund im Garten herum und trat dann vor Guſtaf. Er blickte auf ſie hin und dann wieder weg. Sie ſetzte ſich zu ihm, war erſt ſtill und ergriff dann ſeine Hand. Er ſah ſie an, ſah gen Himmel und — ſah ſie wieder an. Die Hand lies er ihr. „Bin ich Ihnen noch erinnerlich?“ — Ja! — „Denken Sie an jenen Abend noch?“ — Nein! — „Ich bin ja Amalie — Amalie.“ Er richtete einen ſchnellen Blick auf ſie und ein Feuerfunke glimmte in ſeinen Augen auf, der aber gleich wieder erloich. Amalie fuhr fort, ihn anzureden, und nannte dabei ihren Nahmen. So oft ſie dis that, betrachtete er ſie, und Leben war dann aufs neue in ſeinen Blikken und verſchwand aufs neue. Amalie ſtand auf und that, als ginge ſie fort. Da ſtand er auch auf und folgte ihr. Wilhelmi, als er dis ſah, breitete die Arme gen Himmel und rief aus — O Vater, ſegne, ſegne, — es kann werden.

Guſtaf ging mit Amalien im Garten umher. Sie pflückte ihm Blumen; er nahm ſie und roch daran. Beide kamen wieder an die Raſenbank. Amalie ſetzte ſich; Guſtaf ſetzte ſich zu ihr. Sie redete ihn wieder an, nannte wieder ihren Nahmen. Er blickte feſter auf

ſie und ſprach einige Worte ohne Ordnung; doch ſchien Feuer in ſeinen Augen ſich zu fixiren. Endlich fing er an — „als ich noch auf der Erde war, da war ich Fürſt.“ Beides ſind ſie noch, erwiederte Amalie. Weg war wieder ſeine Vernunft. Amalie fuhr fort, in ihn hinein zu reden. Er hub wieder an — „Als ich noch auf der Erde war, da war Wilhelmi mein Miniſter.“ Er iſt es ia noch, verſetzte Amalie. Irre überfiel ihn abermals. Amalie lies nicht nach mit Reden. „Als ich noch auf der Erde war, da war Lenz mir der Liebſte nach Wilhelmi.“ Auch dieſer iſt noch da, antwortete Amalie und rief dem Leibjäger, der hinter einem Baume ſtand, zu, daß er die Herren holen ſolle.

Wilhelmi kam — Lenz kam — Karl kam — Guſtaf kannte ſie alle nicht. Amalie verſuchte das Aeuſerſte durch Anrede an ihn. „Als ich noch auf der Erde war, ſtammlete er, da war mir Amalie lieber, als Alles.“

Amalie, halb laut. Wir ſind ia Alle hier. (drückt ihm die Hand)

Guſtaf. Iſts wahr? (ſieht einen nach dem andern an) Ach ia, hier iſt Amalie — da Wilhelmi — da Lenz — aber wer iſt der vierte Schatten?

Wilhelmi, in ein Gemiſch von Empfindungen verſunken. Mein Sohn.

Guſtaf. O das iſt ſchön, daß wir wieder beiſammen ſind; aber Drei davon ſind doch recht früh nachgekommen.

Amalie, die Guſtaf immer feſter hält. Wir ſind ja noch alle beiſammen auf der Erde.

Guſtaf. Nein, Liebe, wir ſind ſchon in der Oberwelt und nun iſt Alles noch viel reiner, noch viel reiner in uns.

Hier ward der Anblick der kleinen Geſellſchaft heilig mahlerisch. Guſtaf ſah Alle, die ihn umgaben, nach der Reihe ſtillſinnend an. Hingeſchmolzen zum zärtlichſten Mitleid, worein ſich Wonne und Sehnſucht miſchten, zeigten ſich die ihn Umgebenden. Karl war nun der Gerührteſte. Tiefe Stille herrſchte.

Guſtaf, als Wilhelmi von ungefähr die Arme nach ihm ausbreitet, haſtig. Wir wollen nach Thalborf.

Schnell ward angeſpannt. Guſtafs Beſinnungskraft ermattete wieder; doch ſtieg er in den Wagen ein. Amalie ſetzte ſich neben ihn. Lenz, mit dem Wilhelmi erſt ſprach, nahm Guſtafs Pferd und jagte mit dem Leibläufer voraus. Guſtaf war unterwegs lange in ſich gekehrt und antwortete nichts. Als ihm aber

Amalie beide Hände reichte, fing er wieder an davon zu ſprechen, wie ſchön es ſei, daß ſie in der Oberwelt wieder Alle beiſammen wären. Und ſo dauerte es fort bis gen Thalborf.

Ferdinands erſter Arzt erwartete die Ankommenden ſchon. Lenz war vom Waldhauſe aus gleich zu dem fürſtlichen Theilnehmer geeilt und hatte ihm vom ganzen Vorgange Bericht abgeſtattet. Ferdinand, voll freudigen Staunens, hatte den ſegnenden Propheten gemacht, Adelgunden ſchon in voraus glückliche Reiſe gewünſcht und bei der Gelegenheit der Schändlichkeiten gedacht, die ſie an Wilhelmi verübt. Lenz war ganz Verwunderung über die Seelengröſſe ſeines Freundes geworden, der der davon erhaltenen Nachrichten gegen ihn auch mit keinem Worte weiter Erwähnung gethan.

Guſtaf, als er zu Thalborf ankam, ſchien ſich auf einige Augenblicke zu beſinnen, kehrte aber ſofort in ſeinen vorigen Zuſtand zurück. Er erkannte Alle, blieb aber dabei, daß ſie zuſammen in der Oberwelt wären.

Der Arzt unterſuchte nun den ſeelenkranken Mann und fällte hernach das Urtheil über ihn, daß er nicht zweifle, der Fürſt werde ganz wie-

der zu sich kommen. Erst wolle er ihn schlafen lassen; wenn dann sein Zustand noch derselbe sei, wolle er ihm weiter zu Hülfe kommen. Nur, fragte er, was wird dann geschehen, wenn er hört, daß die, die er über Alles liebt und die er wiedergefunden, schon einem Andern angehöre? Lenz hatte gleich seine gewöhnliche Antwort darauf bereit — Nur die Vernunft erst ganz wieder her bei ihm; sein Herz wird ihr dann bald die rechte Richtung geben.

Man bot Gustaf etwas zu genieſſen an; er erwiederte — in der Oberwelt werde nicht mehr gegeſſen und getrunken. Man bat ihn sich zu Bette zu legen; er versetzte — in der Oberwelt werde nicht mehr geschlafen. So saß er in der Mitte der kleinen Gesellschaft ruhig und heiter und schauete unaufhörlich Amalien an. Endlich fielen ihm die Augen zu; man ließ ihn erst fest einschlafen und brachte ihn hernach, wie er war, aufs Sofa.

Gustaf schlief lange und sanft; während dass Wilhelmi, Lenz und der Arzt immer bei ihm ab und zugingen. Beim Erwachen fragte er den Leibjäger, wo er wäre. Kaum hatte dieser geantwortet — zu Thalberf, so trat auch sein gestriger Zustand wieder ein. Er kannte alle, die bei ihm waren, nannte sie

aber nicht anders, als seine lieben Mitseligen. Der Arzt beschlos hierauf einen Aderlas.

Gustaf, als er die Anstalten dazu sieht. Im Himmel wird nicht mehr zur Ader gelassen.

Arzt. O ja; öfter, als auf der Erde.

Gustaf lies hierauf den Aderlas zu, kam nach einer Stunde zur vollen Vernunft und kannte nicht nur einen Jeden, sondern wuste nun auch, daß er und sie noch Alle auf der Erde wären. Er reichte Wilhelmi zuerst die Hand.

„Ach, Sie sind auch lange weggeblieben? Haben Sie sie nicht gefunden? Nicht gefunden?“

Da ward Amalie gerufen.

Hier erfolgte eine Scene, deren vollkommene Beschreibung unmöglich ist. Gustaf, als er Amalien wieder erblickte, sprang auf, blieb mit nach ihr ausgebreiteten Armen in einiger Entfernung von ihr stehen und hatte keine Worte für sie. Entzücken goss Feuer in seine Augen, Rosen auf seine Wangen, Leben über sein ganzes Wesen. Endlich lief er auf Wilhelmi zu und umarmte ihn unter Thränen. „Ach Sie Allesvermögen! Wirklich? Wirklich? Ja!“ Da wendete er sich schnell, nahm Amalien bei der Hand, führte sie zum Sofa und bat sie, sich neben ihn zu setzen.

„Ach, himmliſche Amalie, wir Beide haben recht für einander gelitten — recht. (ergreift ihre Hände) Dieſe ſind mein. Nun ſind die Leiden vollbracht; nun ſollen die Tage der Herrlichkeit angehen.“ (legt ſeinen Kopf auf ihre Schultern)

Karl hielt ſich im Hintergrunde und das Herz fing an ihm gewaltig zu klopfen. Es erfolgte eine Pauſe, während welcher nichts, als die ſanfteſten Händedrücke und die zärtlichſten Blicke, geſchahen.

Guſtaf. O Gott, wo iſt ſo ein Glücklicher, als ich! (legt ſeinen Arm um ſie und zieht ſie nach ſich) Göttliche — Sie ſagen ja gar nichts.

Amalie. Ich freue mich, Sie wieder zu ſehen. Innig freue ich mich, Sie wiederhergeſtellt zu ſehen — —

Guſtaf, leiſe. Und die Meinige zu werden — nicht wahr? (laut) Man laſſe anſpannen! Wir wollen nun gleich nach Guſtafshöhe und da — Und Alle, die hier ſind, begleiten uns.

Da ward Karl über und über Bewegung. Er flüſterte dem Arzte ins Ohr — der Arzt flüſterte Lenzen ins Ohr — Guſtaf war zu vertieft in Amalien, als daß er es bemerken ſollte.

„Le

„Es laufe nun ab, wie es wolle, hatte der Arzt geflüſtert, man mus ihm ſogleich die traurige Entdeckung machen.“

Lenz ging an den Fürſten und bat ihn, auf einen Augenblick ins Nebenzimmer mit ihm zu kommen. Guſtaf thats.

Karl, der Amalien ſchnell ergreift und fortführen will. Komm — komm — es iſt die höchſte Zeit — ſagt' ichs nicht? ſagt ichs nicht?

Arzt, der ſie aufhält. Bleiben Sie hier — ich bitte Sie. Sie haben nichts zu befürchten; gleich wirds einen ganz andern Auftritt geben.

Lenz, zu Guſtaf. Gnädigſter Herr, ich erwarte von der Güte Ihres Herzens Alles.

Guſtaf, noch ganz unbefangen. Nun — und was denn?

Lenz. Die Komteſſe iſt zwar wieder da, aber — —

Guſtaf, erſchrocken. Was aber — was aber — —?

Lenz. Sie iſt nicht mehr die Komteſſe von R., ſondern ſchon Frau.

Guſtaf, alle Glieder nach ſich ziehend. Schon Frau? (umſinkend) Das iſt ja entſetzlich.

Der Arzt und Wilhelmi, als ſie das ſtarke Geräuſch hörten, eilten herzu. Guſtaf lag in einer ſtarken Ohnmacht in Lenzens Armen und man brachte ihn auf ein Ruhebette. Karl führte Amalien fort.

Arzt zu Lenz. Hab' ichs nicht vorhergeſagt? Das kann ſehr ſchlimm werden, wenn er wieder zu ſich kommt.

Lenz. Und ich glaube feſt das Gegentheil. Aber — das war eine Henkerrolle, die ich ſpielen müſſen, und Sie hätten ihn dabei ſehen ſollen, wie ich.

Als Guſtaf wieder zum Beſinnen kam, fragte er Lenz noch einmahl, obs wahr wäre, was er ihm geſagt. Auf das Ja, das dieſer unter Achſelzucken erwiederte, rief er zehenmahl hinter einander aus — Fürchterlich! Er bat, daß Alle ihn verlaſſen möchten.

Der Arzt lies die Thüre etwas auf, um ihn beobachten zu können. Da ging er mit in einander geſchlagenen Armen im Nebenzimmer immer auf und ab und ſprach nichts, als — Fürchterlich! Fürchterlich! Dann trat er ans Fenſter und ſah unverwandt mehrere Stunden gen Himmel. Endlich kniete er nieder.

Lenz, der eben durch die Thürſchnitt guckt. O Gott ſei Preis — er betet. Nun geht Alles gut.

Arzt. Das hätt' ich nicht gedacht. (sehr gerührt zu Wilhelmi) Rufen Sie doch Ihre Kinder wieder.

Karl brachte Amalien zurück. Gustaf stand auf und kam ins Gesellschaftszimmer. Sein Gesicht kündigte den traurigen, aber auch den Guten an. Er näherte sich Amalien.

„Also — Sie sind schon verheirathet — —"

Amalie, herzlich. Ja, gnädigster Herr.

Gustaf. Und an wen? (Amalie wies auf Karln. Gustaf sah erst Karln bedeutend und dann Wilhelmi noch bedeutender an)

Wilhelmi. Ich hatte sie leider nicht gefunden. Sie haben sich geheurathet, ohne daß ich davon gewußt und kamen jetzt zum Besuch zu mir.

Gustaf. Ist das wahr?

Wilhelmi. Bei meiner vielleicht nahen Todesstunde — ja!

Gustaf, ihm die Backen streichend. Diese lasse Gott noch weit entfernt sein! (zu Karln) Sie wurden also der Glückliche, nicht ich. (zu Amalien) Ahndeten Sie denn gar nichts meintwegen? Erfuren Sie auch nichts von mir?

Amalie. Nicht das Geringste.

Guſtaf, zu Beiden. Nun, ſo ſei es fern von mir, ſo heilige Bande zu ſtören! Ich habe Ehrfurcht für rechtmäſſigere Anſprüche. Nun iſt es etwas Anderes; nun kann ich Sie nicht erhalten, weder hier, noch dort. Nun will ich mich in mein Schickſal finden. (nimmt ſie und führt Sie zu Karln) Sohn meines Freundes — Behalten Sie ſie und ſein Sie an ihrer Seite der Seligſte auf Erden! (zu Amalien) Und — haben Sie nicht meine Gemahlin werden ſollen, ſo bleiben Sie nun meine Freundin.

Hier war es in der That, als würden Alle in die Oberwelt verſetzt in der ſich Guſtaf vorher befunden hatte. Lenz ſtand wie im Triumf da und Karl ſchämte ſich iedes mistrauiſchen Gedankens, den er gehegt. Guſtafs Geſicht verkündigte ganz den Mann, der ſeinem moraliſchen Gefühle eins der gröſſeſten Opfer gebracht hat. Er wuſte nichts davon, daß man ihn einſt von Thalorf weggeholt. Er wollte hören, wie Karl und Amalie ſich gefunden; Wilhelmi bat ihn aber, dis auf andere Zeit zu verſparen und erzählte ihm dafür von Adelguldens abermahliger Adminiſtrationsregirung. Da ward er von neuen Gegenſtän-

den hingerissen und rief aus — Gleich hin, gleich hin zu meiner Residenz!

Wilhelmi und Lenz fuhren mit ihm ab. Er gab Amalien die Hand und sprach — Es bleibt dabei; auf baldiges Wiedersehen!

An Adelguldens Hofe war eben Alles in der äuserſten Bewegung. Die Nachricht, daß Gustaf auf der Wolfsburg nicht mehr sei, war etwas spät angekommen. Sein alter Aufseher, als er den Rausch ausgeschlafen und weder Fürst, noch Leibjäger, vorgefunden, hatte sich erschiessen wollen, aber nicht Herz dazu gehabt. So hatte er eine grosse Wanne mit Rheinwein füllen lassen, um sich, wie er gesagt, einmahl in Rheinwein zu baden. In diese hatte er sich gesetzt und so lange gezecht, bis er umgefallen; und so war er wirklich in Rheinwein ertrunken. Die Berichte von seinem Tode und von Gustafs Entfernung oder Entführung trafen daher zusammen ein.

Dis geschah gerade während einer Session des geheimen Konseils, welcher Adelgulde selbst beiwohnte und in der die schleunigsten Ausübungen des unerhörtesten Despotismus beschlossen wurden. Die Landstände waren nehmlich bei

ihrer Festigkeit verblieben und hatten eher ihre Köpfe, als ihre Einstimmung, herzugeben erklärt. Die Kirchen standen alle leer; die Bürger gaben ihre liegenden Gründe Preis und retteten sich mit dem, was sie zusammen bringen konnten, über die Grenze; die Bauern revoltirten in allen Dörfern; alle Rathgeber Adelgundens waren lebensunsicher; Adelgunde selbst ward, wo sie sich sehen lies, insultirt. So ward resolvirt, daß eine Kompagnie Dragoner iederzeit Adelgunden begleiten und ieder Rath zwei Mann Bedeckung haben sollte; daß auf ieden revoltirenden Bauer Feuer gegeben und an den Grenzen ein Kordon gezogen würde, der die Auswandernden mit Baionetten ins Land zurückstösse; daß das Kirchengehen bei Karrenstrafe anbefohlen würde, und daß die Landstände insgesamt in Ketten gelegt werden sollten.

So, wie die Nachrichten von der Wolfsburg einliefen, ward die Session aufgehoben und Adelgunde schickte im ganzen Lande umher, den Fürsten aufzusuchen. Selbst Graf N. machte sich auf den Weg. Kaum aber hatte man ausgekundschaftet, Gustaf sei zu Thalbert, so war auch Gustaf schon vor den Thoren der Residenz. Der Schlagbaum ward niedergelassen; er befohl, aufzuziehen. Die Thorwache

kannte ihn nicht und wollte erſt wiſſen, wer er wäre. „Ich befehle aufzuziehen“ wiederholte er; zu gleicher Zeit ſprach Wilhelmi — es iſt der Fürſt. *Ein Adiutant, der unweit davon* zu Pferde hielt, hörte dis und ſprengte ſogleich nach dem Schloſſe. Unterdeſſen ward der wachthabende Officier erſt herbeigeholt, der Guſtaf zu examiniren anfing und ihn dann unter vielen Entſchuldigungen einlies. Hierdurch gewann Adelgilde Zeit zur Flucht; in der unglaublichſten Beſtürzung über die zurückgekehrte Vernunft ihres Sohnes lies ſie anſpannen und fuhr davon. Am Schloſſe ward Guſtaf wieder angehalten; unwillig ſtieg er aus dem Wagen und befohl ſogleich, daß alle Wachen von ſeiner Burg abzögen. Er ſuchte ſeine Mutter und fand ſie nicht; er ſuchte den Grafen N. und fand ihn auch nicht. „O Schade rief er aus; gar zu gern hätte ich dieſen bei der übrigen Geſellſchaft gehabt.“ Lenz bekam Ordre, alle geweſene Helfershelfer und Werkzeuge des Despotiſmus durch Bürger arretiren zu laſſen. Einige davon waren bereits entwiſcht; die übrigen wurden ertappt.

Noch, ehe eine halbe Stunde verging, wimmelte der Schloßplatz ſchon von Menſchen, die alle nach ihrem Fürſten ſchrieen und ihn zu

ſehen verlangten. Guſtaf eilte ans Fenſter und zeigte ſich. „Ich bin wieder euer Fürſt, rief er, und regire ſelbſt wieder. Habet herzlichen Dank für euer Verlangen nach mir; gehet aber nun wieder nach Hauſe und helfet alle Ruhe und Ordnung erhalten, damit nichts geſchehe, als was ich befehle.“ Millionen Freudenthränen floſſen da; Jauchzen und Schluchzen miſchte ſich unter einander; endlich erfolgte ein ſo herzliches Vivat, wie vielleicht in jedem Jahrtauſend von Nationen nur einmahl gebracht wird, und die verſammlete Menge ging jubelnd aus einander.

Das Evangelium von Guſtafs Wiedergeneſung und Wiederregirung verbreitete ſich blitzſchnell aus der Reſidenz durchs Land. Adelgunde, als die Erſte von allen Flüchtlingen, erreichte glücklich die Grenze. Den Grafen N. aber brachten die Bauren mit auf den Rücken gebundenen Händen ein, und Guſtaf lies ihn ſcharf bewachen. Nach und nach wurden auch die übrigen Entwiſchten eingebracht; ſo daß das ganze Weſpenneſt in beſtem Gewahrſam bei einander war. Guſtaf lies die Chefs der fremden Regimenter vor ſich kommen und erklärte ihnen, daß das ganze Militär hier nicht weiter nöthig ſei. Sie erwiederten ihm, daß ſie mit Freuden

abziehen wollten, daß ſie es aber ohne Ordre von ihrem Hofe nicht thun dürften; worauf ſofort ein Kourier dahin abging. Indeſſen beſetzten Bürger ſogleich die Thore wieder.

Guſtaf begab ſich mit Wilhelmi und Lenz zum ehemahligen Arbeitszimmer, um die nothwendigſten Verfügungen zu treffen, und fand es — vernagelt. Er lächelte. „Wenn alle Vernagelungen, welche meine Mutter gemacht hat, weiter nichts erfordern, als dieſe, ſo wollen wir bald damit fertig werden.“ Er fing an, raſch mitzuarbeiten, ſtand aber eilends auf und — ließ ſatteln. Langſam ritte er erſt durch die ganze Reſidenz und zeigte ſich ſeiner treuen Bürgerſchaft, die in den Ausdrücken ihrer Freude darüber keine Grenzen fand. Alle Gärten wurden ihm zu Ehren geplündert und alle Straſſen waren ſchnell mit Blumen beſäet. Aus der Reſidenz jagte er im geſtreckten Galop nach dem alten Raubſchloſſe, wo die Landſtände ſaſſen. Er holte daſelbſt einen nach dem andern aus ſeinem Kerker hervor und ſtellte ſich mitten unter ſie.

„Ich bin wieder frei und Sie auch. Es war meine Schuldigkeit, Ihnen Ihre Freiheit ſelbſt anzukündigen. Ihre ausgeſtandenen Leiden gehen mir durch die Seele; möchte es in

meinen Kräften ſein, ſie Ihnen zu vergelten! Haben Sie Dank für Ihre Feſtigkeit. Sie haben einer Frau gezeigt, daß ſie gegen Männer nichts vermöge. Ewig werden dafür Ihre Nahmen in der Geſchichte des Vaterlands prangen. Eilen Sie nun zu den traurigen Ihrigen; tröſten Sie ſie durch ihren Anblick, wie Sie der meinige tröſtet; erholen Sie ſich eine Zeitlang erſt; dann, dann wollen wir Alles wieder anſnageln, was meine Mutter vernagelt hat. Den Nagelſchmidt ſamt ſeinen Geſellen hab' ich bereits unter guter Verwahrung."

Die Landſtände, über den ſo ganz unglaublichen Wiederanblick ihres Fürſten in das freudigſte Erſtaunen verſetzt, verſicherten, daß ſie gern und willig Märtirer geworden wären, verſprachen ihm ihren treueſten Beiſtand und forderten ihn auf, an dem Grafen N. ein Beiſpiel für Alle ſeinesgleichen hinzuſtellen und dismahl Recht für Gnade über ihn ergehen zu laſſen. — Guſtaf, als er bei ſeiner Zurückkunft an Wilhelmi, der über den Galop des Fürſten zum Thore hinaus ſchon mancherlei Bedenklichkeiten geäuſert hatte, erzählte, wo er geweſen ſei, fing mit den herrlichen Worten an — ich habe so eben eine meiner erſten neuen Pflichten erfüllt.

Fürſt Ferdinand eilte noch an demſelben Tage herbei, die Freude über Guſtaf mit ſeiner braven Nation zu theilen. Er brachte ſeinen Arzt wieder mit. Dieſer war nun der Meinung, daß Guſtaf ſich vor der Hand nicht viel mit Geſchäften befaſſen müſſe, und rieth ihm auf einen Monat die Jagd an. „Jäger war ich nie, verſetzte der Edle, und mag es auch nicht werden. Jagen und regiren — es will mir nicht in den Kopf, daß es zuſammen paſſe. Ich bin wohl zuweilen mitgelaufen; aber denn geſchah es blos, um mich an den abwechſelnden Scenen der Natur zu beluſtigen. Ich will mein Land bereiſen; das iſt auch eine gute Motion. Dieſe wird mir wohl thun, und meinem Volke noch mehr.“

Guſtaf ſchlief in der erſten Nacht ungewöhnlichlange und befand ſich darauf äuſerſtgeſtärkt. Er arbeitete nun einige Tage noch unabläſſig im Kabinet mit und hörte nicht eher auf, bis alle die Ordres, welche, ſobald das fremde Militär abgezogen wäre, zur Wiederherſtellung der ganzen vorigen Einrichtung der Dinge ſchnell ins Werk geſetzt werden ſollten, von ihm unterſchrieben waren. Täglich wanderten emigrirte rechtſchaffene Diener wieder ein; täglich

kamen auch ganze Haufen geflüchteter Einwohner ins Land zurück. Die Güte der Nation zeigte sich in voller Masse; sie trocknete und stillte durch den Gedanken, daß sie Gustaf wieder habe, sich selbst alle die Seufzer und Thränen, welche ihr Adelgilde ausgepreßt hatte; die allgemeine Stimme aber war und blieb — wir verlangen Justizpflege gegen die Verbrecher des beleidigten Vaterlandes. Gustaf, als er dis hörte, ward froh darüber, daß seine Mutter entkommen sei; er ließ aber alle ihre Papiere durchsuchen und fand ausser den abscheulichsten Rathschlägen, welche ihr Graf N. und Konsorten gegeben, auch die ganze Korrespondenz, die sie in Verfolgungsangelegenheiten Amalliens geführt. Diese letztere ließ er besonders zusammenpacken und nahm sie zu sich. Ebenso fand er auch ihren Briefwechsel mit den vermeintlichen Erbhöfen und lernte dadurch die lieblosen Gesinnungen derselben gegen ihn und das Land kennen. „Striche durch die Rechnung — Striche durch die Rechnung“ rief er freudig aus. Den tiefsten Eindruck aber machte auf ihn ein Brief, den die beiden Erbprinzen jener Höfe gemeinschaftlich an Adelgilden erlassen hatten, und aus dem deutlich hervor-

trachtete, daß er gar habe aus dem Wege geräumt werden sollen und daß seine Mutter blos aus Eigennutz in diesem Plan nicht eingegangen sei. Der ganze Brief war ein zusammenhangender Ausdruck der liebevollsten Gesinnungen, welche diese Prinzen für den unglücklichen Gustaf hegten. Gustaf küsste ihn unter Thränen und verbarg ihn.

Lenz hatte unterdessen die Wiederaufstellung der Monumente der beiden Halle's auf ihren vorigen Plätzen besorgen müssen. Wilhelmi war dagegen gewesen, daß Gustaf von dem Stricke etwas erfare, der das seinige gezierte. Gustaf erfur es aber doch und gab Lenz für die Verschweigung einer solchen Abscheulichkeit einen Verweis, den dieser aus Liebe zum Minister gutwillig hinnahm. Man muste ihm den Strick abliefern samt der Tafel. „Die Tafel passt nicht, sprach er; aber der Strick passt gut. Meine Mutter hätt's wohl nicht ahnden sollen, für wen sie ihn kaufte.“

Sobald das fremde Militär abmarschirt war, ging die abermahlige Umschaffung der Dinge an. Gustaf leitete sie durch ein gedrucktes Proklama ein, worin er seine völlige Genesung ankündigte, der Nation alle vorige Glückseligkeit aufs neue versprach und ein soleu-

nes Dankfeſt anſetzte, an welchem er und ſein ganzes Volk den Regirer der Schickſale der Länder für die Rettung des Vaterlandes öffentlich preiſen wollten. Der wiedergekommene erſte Kirchenrath muſte an dieſem Tage in der gröſſeſten Stadtkirche die Predigt halten. Quenſtädt, Kalov, Dannhauer, Hutter, Zecht und Götze, die ebenfals Arreſt hatten, muſten dabei gegenwärtig ſein. Sie verlangten, ihren Ornat anziehen zu dürfen; Guſtaf aber verſtattete es nicht.

Nachdem ein Lied aus dem neuen Geſangbuche geſungen war, ging Guſtaf aus ſeinem Stuhle vor den Altar, kniete daſelbſt nider und verrichtete im Stillen ſein Gebet. Kaum ſah man dis, ſo fiel auch die ganze Gemeine nider und betete ſtill, wie er. Dis waren Minuten unausſprechlichſter vereinigter Menſchenandacht — Minuten neuer unauflöslichſter Verbindung der Nation unter einander und mit ihrem Fürſten. Guſtaf erhub ſich wieder, und die Gemeine mit ihm. Das neue Tedeum ward mit Trompeten und Pauken aufgeführt. Der Kirchenrath beſtieg die Kanzel und handelte das Thema ab, daß Despotiſmus und Verfinſterungsſucht ſich immer zuſammengeſellen. Den letzten hiſtoriſchen Beweis nahm er aus der

neueren Geſchichte des Vaterlandes her und bahnte ſich dadurch den Weg zum Dankgebet an Gott für die geſchehene Wiedererlöſung von Beiden, welches er auf das hinreiſſendſte verrichtete. Dann dankte er der Nation im Nahmen des Fürſten für ihren auf allen Seiten bewieſenen Patriotismus und beſonders für die Feſtigkeit, mit der ſie bei Licht und Wahrheit beharret und den reiſſenden Wölfen in Schaafskleidern Widerſtand geleiſtet. Dann verſprach er im Nahmen des Fürſten, daß nicht nur alles Böſe, das ſeit kurzem angerichtet worden, wieder gut gemacht werden, ſondern daß auch dauerhaft für das Vaterland geſorgt werden ſolle. Endlich machte er im Nahmen des Fürſten bekannt, daß die geweſenen Rathgeber und Beförderer der Tirannei und der Finſternis geſtraft werden ſollten; daß Guſtaf aber auch erwarte, daß Jeder mit der ihnen angethanen Strafe zufrieden ſein und Niemand ſich ermächtigen werde, Etwas hinzuzufügen. Darauf ward Nun danket alle Gott geſungen und Guſtaf aus der Kirche von Tauſenden auf ſein Schlos begleitet. Die Bürgerſchaft hatte ſich erkundigt, wie dieſer merkwürdige Tag bei Hofe verlebt werden würde, und, da ſie erfur, daß blos an einer Tafel von vier Kouverts

gespeiset werde: so war auch nicht die geringste festliche Zusammenkunft in der Residenz, sondern jede Familie hielt sich still beisammen, um über die Aussichten des Heils, welche dieser Tag öfne, ferner dankbar nachzudenken. Gustaf, als er hiervon Nachricht bekam, hatte eine wahrhaftig religiöse Freude darüber und bestärkte sich in seinem alten Glauben an die Allmacht fürstlicher Beispiele.

Die drei Männer, welche mit ihm speiseten, waren Wilhelmi, Lenz und der erste Kirchenrath. Gleich nach der Tafel lud er sie zur Konferenz ein. „Wie bestrafen wir die arretirte Rotte?“ Ueber diese Frage ward debattirt.

Wilhelmi war für einen förmlichen Proceß. Lenz warf den Kopf in die Höhe und senkte ihn wieder, ohne ein Wort zu sagen. Der Kirchenrath verbeugte sich blos.

Gustaf. Ich weis wohl, wohin Sie wollen, lieber Minister. Ihre Meinung ist, ich solle gegen überwiesene Verbrecher ein Uebermaas von Justiz beweisen, und das blos meinetwegen. Ich fürchte aber, daß die Schurken weit zu kurz dabei kommen möchten. Sie, selbstbeleidigter Mann, würden in der Sache nicht urtheilen wollen — kein anderer treuer

Rath

Rath auch nicht. So müſte ich Auswärtige urtheilen laſſen. Dazu würden wir dann doch wohl nur ſolche Männer wählen, die dem Deſpotiſmus notoriſcharam ſind. Was für ein Urtheil würden dieſe fällen? Mir iſt mit Hinrichtungen nicht gedient. Der verräthige Strick ſoll zwar gebraucht werden, doch ſo, daß er die Gurgel, um die er gelegt wird, nicht zuſchnüre. Alſo — ohne allen Proceß will ich ſelbſt einen fürſtlichen Koup de main machen. Ich für meine Perſon verlange keine Satisfaktion; denn ich müſte ſie mir an meiner Mutter nehmen. Davor ſchaudre ich zurück. Sprechen hätte ich ſie wohl noch einmahl mögen. Ihnen, meinen übrigen treuen Räthen, dem Vaterlande mus ich aber Satisfaktion verſchaffen. Dis iſt mein Plan; und, wenn die Delinquenten dabei beſſer fahren, als bei einem förmlichen Proceß, ſo müſſen ſie ſich noch bei mir bedanken. Laſſen Sie mich einmahl den guten Deſpoten machen und verlangen Sie auch nicht, vorher zu wiſſen, wie ich die Schurken ſtrafen werde.

Lenz applaudirte. Der Kirchenrath verbeugte ſich abermals und äuſerte, daß er ſich auf dergleichen Sache nicht verſtehe. Wilhelmi gab auch nach, ſtimmte aber dahin, daß Guſtaf,

da er einmahl eine Reiſe durchs Land machen wolle, ſein oberrichtliches Urtheil verſiegelt zurücklaſſen und die Exekution deſſelben bis zu ſeiner Abweſenheit ausſtellen möchte.

Guſtaf. Ich weis wohl, daß Meinesgleichen ſo zu handeln pflegen; ich ſehe aber nicht ein, warum? Was ſoll mich abhalten, dabei gegenwärtig zu ſein, wenn ein Urtheil, das ich nicht nur unterſchrieb, ſondern ſogar ſelbſt fällte, vollzogen wird? So weit will ich ja nicht gehen, daß ich es ſelbſt vollziehe. Ich habe wohl geleſen, daß es Völker giebt, deren Fürſten oder Oberrichter auch der Nachrichter ſein müſſen. Es kann immer ſein, daß dadurch mancher unſchuldige Kopf auf ſeinem Rumpfe bleibt; denn ein Anderes iſt es, befehlen — ſchlagt mir den und den Kopf ab — und ein Anderes, ihn ſelbſt abſchlagen. Aber — ſollte ich es nicht der Ehre meiner Juſtiz ſchuldig ſein, dabei zu ſein, wenn ſie mein Urtheil exekutirt? Es käme ja ſonſt ſo heraus, als ſchämte ich mich meines gefällten Urtheils. Oder — ſollt' ich fürchten, daß mir das Herz bei der Exekution bräche? So müſte mir es lieber eher brechen, als ich das Urtheil fällte. Mein Urtheil aber iſt gerecht; ich bin es meinem Lande ſchuldig;

und ſo ſoll es vollzogen werden in meiner Gegenwart den Tag zuvor, ehe ich reiſe.

Wilhelmi muſte abermals nachgeben und bekam die Ordre zur Bekantmachung des groſſen Straftages der Verbrecher gegen das Vaterland.

Aus allen Städten, Dörfern und Winkeln des Landes eilte das Volk ſcharenweiſe herbei, um zu ſehen, was der Unholdsbande widerfahren werde. Auf dem groſſen Markte in der Reſidenz war in der Geſchwindigkeit ein pirawidenförmiges Gerüſt mit vielen Abſtufungen aufgerichtet worden. Daß hier die Exekution vor ſich gehen werde, war alſo ausgemacht; das Gerüſt ſchien aber blos für Zuſchauer angerichtet zu ſein, und ſo ward die allgemeine Erwartung noch mehr geſpannt.

Um neun Uhr des Morgens am groſſen Straftage der Nation wurden ſämtliche Arreſtanten in den Schlosſaal, wo ehemals die Landſtände zuſammengekommen waren, gebracht. Guſtaf, von ſeiner beſſeren Dienerſchaft begleitet, begab ſich dahin nach. Er ſtellte ſich im Saale ſo, daß die Schaafe zu ſeiner Rechten und die Böcke zu ſeiner Linken

ſtanden, muſterte mit ſeinen Blicken erſt die bebenden Unholde und hub dann die rechte Hand geballt hoch auf.

„Dis iſt der Tag, den ſich eine ganze wakkere Nation durch Wünſche und Seufzer errungen hat. Heilig ſei er auf ewige Zeiten! — O welch ein Wunder der Gnade hat der groſſe Regirer aller menſchlichen Angelegenheiten an meinem Volke erwieſen! Im höchſten Augenblick, gerade in dem Augenblick, als die ſcheuslichſte Tirannei auf das raſendſte entſcheiden wollte, trat Gott dazwiſchen und entſchied über ſie ſelbſt. Er gab dieſem Volke ſeinen Fürſten, mit ihm ſeine treuen Räthe, und mit ihnen die öffentliche Wohlfart wieder. Ja, nun ſoll dieſe hier noch feſter gegründet und, wie ich hoffe, auf Menſchengedenken beſtättiget werden. Nie, ihr zu meiner Linken, machet Rechnung darauf, hier wieder eure Rolle zu ſpielen. Noch hoffe ich zwar, den Schaden bald zu erſetzen, den ihr zum zweiten mahle angerichtet habt; was würdet ihr aber nicht noch angerichtet haben, wenn euch die Macht dazu nicht entriſſen wäre? Euch ungeſtraft zu laſſen für wiederholte Sünden würde eine Milde gegen euch ſein, die die unverantwortlichſte Grauſamkeit gegen meine beſſeren Diener

und gegen mein ganzes Volk wäre. Euch durch einen förmlichen Proces zu richten wäre unnütz; ihr seid Rebellen gleich, die man mitten im Frevel gegen die Obrigkeit ergreift; der Fall ist bei euch nur umgekehrt; euch hat man mitten im Frevel gegen das Vaterland ergriffen. Auch dürftet ihr bei einer weitläuftigen Specialinquisition gar übel fahren. Ich habe also ohne alles Weitere aus mir selbst über euch entschieden; ich habe dabei mich ganz aus den Augen gesetzt und blos auf das Böse Rücksicht genommen, das ihr diesem Staate und seinen Dienern gethan habet. Horchet nun auf — jetzt erschallt euer unwiederrufliches Urtheil.“

Gustaf rief Lenz aus der Schaar zu seiner Rechten und reichte ihm die mit eigener Hand geschriebene Sentenz. Lenz las sie erst vor sich, und dann mit lauter Stimme ab.

Kaum war sie verlesen, so trat Graf N. aus der Schaar zur Linken um einige Schritte vor und that einen Fusfall, der ihm bei seinem dicken Wanste sehr beschwerlich ward. Wilhelmi stand mit gesenktem Haupte da und breitete in Form einer stummen Fürbitte seine Arme nach Gustaf aus.

Gustaf, der beide Anblicke schnell auf einander hat. Nein, es bleibt dabei; auch nicht

ein Jota wird in meiner Sentenz verändert. Nichtswürdiger Bösewicht — ausländischer Blutsauger — stehet auf und bereitet euch zur Exekution! (Graf N. konnte nicht allein wieder in die Höhe; Quenstädt und Kalov, die ihm zunächst standen, bekamen also Befehl, ihn wieder aufzurichten.) Den Strick, den Ihr besorgtet, habet Ihr für euch selbst besorgt; — das ist die Satisfaktion, die mein Minister bekommt. Hier in diesem Saale mustet Ihr euer Urtheil empfangen; — das ist die Satisfaktion für die von Euch gemishandelten Landstände. Oeffentlich und auf freiem Markte soll das Urtheil an euch vollzogen werden; — das ist die Satisfaktion für mein Volk, das Ihr mit Füssen tratet.

Hierauf näherten sich die sechs Geistlichen und bezeugten vor Gott ihre Unschuld, weil sie nach ihrer wahren Ueberzeugung gehandelt hätten.

Gustaf. Das kann ich nicht ausmachen; ich glaub' es aber nicht. Wie stimmten eure übrigen guten Kenntnisse, die euch Niemand abspricht, mit eurem theologischen Unsinn überein? Nein, ihr spinnet Seide dabei, wie die Despoten, wenn die Völker in der Sklaverei erhalten werden; und so waret ihr freilich über-

zeugt, daß, wenn dis geschehen sollte, die Völker auch blind und dumm erhalten werden müsten. Nach dieser eurer Ueberzeugung habt ihr allerdings gehandelt — das geb' ich gern zu; aber die Erhaltung der Menschheit in der Sklaverei ist ein Höllenplan, und, daß ihr euch zu Helfershelfern dabei hergegeben habet, dafür verdienet ihr nicht die unverwelkliche Krone der Ehren, wenn der Erzhirte erscheinen wird, sondern die Geissel, mit der er einst auch von krassem Unfuge den Tempel reinigte. — Hiermit gehet nun Alle und empfanget, was eure Thaten werth sind. Möge euch auf dem Markte noch wenigstens euer Herz sagen, daß ihr ein weit härteres Schicksal verdient hättet! — (zur Schaar zu seiner Rechten) Wir wollen nun insgesamt wieder mit vereinigtem Eifer für das Wohl dieses Landes arbeiten Gott wird uns dabei segnen, und bald, bald sollen die schändlichen Fusstapfen wieder verscharrt sein, welche diese Unholde hinter sich zurück liessen.

Gustaf verlies den Saal und sämtliche Verbrecher wurden der Sentenz gemäs auf den Bauhof geführt. Da musten der Graf N. und die übrigen gewesenen Mitglieder des geheimen Konseils ihre Kleider ab- und Zuchtkittel dafür anlegen. Graf N. bekam den berüchtig-

ten Strick um den Hals und eine Tafel daran, worauf Verbrecher gegen die Nation ſtand. Die Karre ſtand ſchon für ihn in Bereitſchaft, an die er ſofort angeſchloſſen ward. Die übrigen Mitglieder des geheimen Konſeils trugen ebenfals auf ihren Kitteln ein Täflein mit der Inſchrift — Deſpoten, und bekamen Jeder auch ihre Karre, iedoch ohne angeſchloſſen zu werden. Jeder der ſechs Geiſtlichen muſte ſich bequemen, ſich ein Blat Papier auf die Bruſt heften zu laſſen, worauf man — Verfinſterer — las. Die übrige Schaar der Unholde ward blos beſtimmt, die Suite auszumachen, und ſo ging die Proceſſion vom Bauhofe auf den weit entlegenen Marktplatz.

Voran ritte ein Vogt. Hinter ihm karrte Graf N.; hinter dieſem karrten die übrigen Mitglieder des geheimen Konſeils Paarweiſe. Dann folgten die ſechs Geiſtlichen Paarweiſe; dann der ganze Tros geweſener Helfershelfer ebenfals Paarweiſe. Ein Vogt zu Pferde machte wieder den Beſchlus. Bürgerwache ging auf beiden Seiten nebenher.

Von Polizei wegen waren die gemeſſenſten Anſtalten getroffen worden. Allenthalben war angeſchlagen, daß gehöriger Platz zur Proceſ-

ſion gelaſſen würde, daß Niemand die Verbrecher unterwegs inſultire oder ſonſt Auflauf und Lerm mache, und daß der Fürſt darin den höchſten Beweis vom edlen Karakter ſeines Volks finden wolle, wenn Ehrbarkeit und tiefe Stille die Exekution, welche heute das Vaterland halte, noch feierlicher machten. Guſtaf ſelbſt, der voraus auf den Markt geritten war, hatte allenthalben noch um Ruhe und Ordnung gebeten. Die Nation zeigte ſich brav. So ungeheuer die allenthalben verſammlete Volksmaſſe war, ſo hörte man verhältnismäſſig doch nur wenig Geräuſch, und Niemand erlaubte ſichs, einen der Verurtheilten zu beleidigen. Je näher immer die Proceſſion kam, deſto ſtiller wurden die Zuſchauer, und Aller Augen waren nur auf die Karren und auf die Tafeln gerichtet.

Um das Gerüſt auf dem Markte her hatten die Bürger einen groſſen Kreis formirt. Als die Proceſſion ankam, ward ſie eingelaſſen. Graf N. und ſeine Kollegen muſten dreimahl um das Gerüſt her karren. Als ſie dis gethan, ward der Graf N. von der Karre abgeſchloſſen und muſte den Gipfel des Gerüſts beſteigen; damit er den Strick um den Hals, vor Allen hervorragte. Auf die nächſte Abſtufung muſten die übrigen Mitglieder des geheimen Konſeils

treten. Auf die folgende die sechs Geistlichen. Auf die übrigen kletterte der gesammte übrige Tros. Die tiefste Stille herrschte.

Gustaf hielt in einiger Entfernung zu Pferde. Sobald die Verbrecher insgesamt am Pranger der Nation standen, sah er nach der Uhr. Er lies sie eine Stunde lang so stehen, sah wieder nach der Uhr und gab mit seinem weissen Schnupftuche ein Zeichen, daß die Nationalrache gesättigt sein solle.

Sämtliche zur Schau gestandene stiegen nun wieder vom Gerüste herab und wurden sogleich in Masse zum Thore hinaus bis an die nächste Grenze gebracht. Hier war es, wo der Karakter der Nation sich auf das herrlichste auszeichnete. Ein freudiges — Es lebe Gustaf, der Gerechte und der Milde — ertönte zwar auf allen Seiten; aber Niemand lief den Verwiesenen nach, sondern so, wie man sah, daß Gustaf umlenkte und nach dem Schlosse zurückritte, kehrte auch jeder in sein Quartier zurück und hatte genug daran, daß das ganze Wespennest mit Schimpf und Schmach zerstört sei. Noch an demselben Tage musten auch die Familien der Verwiesenen das Land räumen; ihr gesamtes Vermögen aber ward ihnen der Sentenz gemäs verabfolgt.

Wilhelmi hatte sich die ganze Exekutionszeit über nicht aus seinem Zimmer bewegt. Ebenso hatte es auch Lenz und die ganze Dienerschaft gemacht. Stillschweigends waren sie insgesamt übereingekommen, bei Vollziehung des Urtheils nicht den Zuschauer zu machen, weil Gustaf selbst gesagt, daß der Vorgang zum Theile zu ihrer Genugthuung geschehe. Gustaf, sobald er aufs Schlos zurückkam, eilte zu Wilhelmi.

„Sind Sie mit meiner Justitz zufriden?“

Wilhelmi. Für mich, gnädigster Fürst, bedurfte es so viel nicht. Für mich war es genug, daß die schon zerrissene Ligue blos noch über die Grenze gestreuet ward.

Gustaf. Das sagen Sie nicht. Sie waren durch die verschworne Rotte am abscheulichsten beleidigt; meine übrigen Getreuen desgleichen; und dann — mein Volk, mein armes Volk . . .

Wilhelmi. Ja, was die Nation betrift, so mus ich frei bekennen, daß den Bösewichtern Recht geschehen. An dieser hatten sie noch viel Mehr verdient. Es ist aber so gut, als geschehen, und so haben Sie der ganzen Welt gezeigt, wie Strenge und Milde, Gerechtig-

keit und Gnade auch im Urtheile über die ärgsten Missethäter sich vereinigen lassen.

Gustaf. Hinrichtungen hasse ich; neuen Schaden, wie anderes Raubgesindel, wenn man es laufen lässet, werden die Unholde auch nicht anrichten; denn — welcher Hof wird sie in Dienste nehmen, wenn er hört, wie sie aus den meinigen gekommen sind? Damit dis aber alle Höfe erfaren, soll mein Urtheil mit der ganzen Exekution gedruckt und an alle auswärtige Buchhandlungen gratis versendet werden. Lenz kann dis besorgen. Lieber Minister, ich will nun morgen in aller Frühe meine Reise durch das Land antreten. Wenn ich wiederkomme! werde ich Ihnen eine doppelte Freude machen.

Wilhelmi, der ihn nicht versteht. Und Sie sollen die Freude haben, unsere ganze vorige Ordnung alsdann wiederhergestellt zu sehen.

Gustaf. Schön! Schön! Ists aber auch möglich?

Wilhelmi. Ja.

Herr und Diener speiseten heute wieder zum ersten mahle so allgemein beisammen, wie ehemals. Bei Tafel eröfnete Gustaf seiner ganzen Dienerschaft, daß er zu seiner und des

Volks Gesundheit eine Reise durchs Land machen wolle; während derselben solle Jeder thun, was Wilhelmi beföhle, ebenso, als wenn's der Fürst selbst beföhle; nach derselben sollten dafür Freudentage gefeiert werden, wie sie, seitdem hier ein Hof existire, noch nicht gefeiert worden wären. Nach aufgehobener Tafel war noch Konferenz zwischen Gustaf, Wilhelmi und Lenz, die bis an den späten Abend dauerte. Dann nahm Gustaf von seinen beiden Allertreuesten Abschied und hinterlies dem Minister noch eine unumschränkte Vollmacht, in jedem in seiner Abwesenheit vorkommenden Falle an seiner Statt zu handeln. Wilhelmi, an dem der Leibjäger nun ebenso mit Leib und Seele hing, wie an Gustaf, wuste es so einzurichten, daß er zu rechter Zeit geweckt ward. Er rief dem fortschleichenden Fürsten noch ein Lebewohl zu; wofür ihm dieser zurückrief — Bei der doppelten Freude, wenn ich wiederkomme, bleibts.

Gustafs erster Ritt geschah nach Thaldorf. Karl empfing ihn traurig. Er bemerkte dis nicht, sondern erzählte, daß er wohl tausendmahl seither nach Thaldorf gedacht, daß er aber ausserordentlich viel zu thun gehabt und nun eben erst damit fertig sei. Karl blieb traurig.

Gustaf. Wo ist Ihre Frau?

Karl. Sie liegt zu Bette.

Gustaf, in höchster Rührung. Was ist ihr begegnet — ihr, der Blühenden, der Herrlichen?

Karl. Sie las vorgestern den Tod ihrer Mutter in den Zeitungen. Hierüber und über das nunmehrige Schicksal ihrer vielen armen Verwandten ist sie ganz untröstbar.

Gustaf, schnell. O — darf ich zu ihr?

Karl entfernte sich, kam gleich wieder und führte Gustaf an Amaliens Bette.

Amalie, die Hand ihm reichend. Ist das nicht ein Unglück, gnädigster Herr? Kaum die Hofnung des Wiedersehens genossen — und nun hat sie das Schicksal auf immer zerstört! Und — die vielen armen Verwandten.

Gustaf, ihr zärtlich die Hand drückend. Ueber den Tod ihrer Mutter beruhigen Sie sich; sie war so schwach, daß Sie selbst den Tod für Wohlthat für sie erklärt haben würden. Ueber die Lage ihrer armen Verwandten will ich Sie beruhigen. Als ich mich durch meinen Minister bei Ihrer Mutter um Sie bewarb, lies ich ihr zugleich die Anerbietung machen, daß ihre ganze Familie in mein Land kommen und da — u. s. w. Nun will ich

mein Wort doch halten. Nennen Sie mir Ihre Verwandten alle her und sagen Sie, was Jeder bedarf, um seinem Stande gemäs zu leben. Alle sollen sie Pension haben und können sie verzehren, wo sie wollen.

Amalie. Es sind ihrer zu viel; das hiesse — die Güte eines Fürsten misbrauchen. Auch thaten Sie das grosmüthige Anerbieten nur unter einer gewissen Bedingung.

Gustaf. Das kann mich nicht wortbrüchig machen; denn im Grunde bin ich doch am Unglück aller dieser Leute Schuld. Und, so mögen Ihrer sein, so viel, als wollen; ich mus für sie haben und habe gern für sie. Einem Fürsten fällt so etwas nicht schwer; denn es finden sich am Ende immer noch unnöthige Ausgaben, deren eine und andere er einer nöthigeren wegen einstellen kann.

Amalie ward zusehends heiterer und versprach, in den nächsten Tagen einen schriftlichen Aufsatz einzuschicken. Gustaf verbat dis, weil er selbst bald wieder zu Thalborf sein wolle, und reichte ihr die vorgefundene Korrespondenz seiner Mutter in ihren Verfolgungsangelegenheiten.

„Wenn Sie völlig wiederhergeſtellt ſind, ſo leſen Sie das Pack Papiere. Es wird Ihnen ein intereſſanter Zeitvertreib ſein.“

Amalie, als ſie gehört, was das Pack enthalte. Sie weis nun ſchon Alles, was vorgegangen iſt.

Guſtaf, voll Verwunderung. Im Ernſt? Woher wiſſen Sie das? Wo iſt ſie dann iezt?

Amalie. Bei der Herzogin von . .

Guſtaf. Das hab' ich gedacht. Nun, da ſoll einmahl wieder etwas zuſammen geſchwatzt werden. Was mag ſie zu Ihrer Wiedererſcheinung ſagen?

Amalie. Eine vertraute Freundin ſchreibt mir, ſie habe ſich unter den Umſtänden darüber getröſtet.

Guſtaf. Ganz ſo, als wenn ich ſie ſähe. Sie hat doch meinen Plan vereitelt; das iſt der Balſam für ſie. Ihr Plan iſt aber auch vereitelt; und das iſt Balſam für mich. — Meine herzliche Freundin, wir wollen deſſen ungeachtet doch viel vergnügte Stunden zuſammen verleben.

Amalie, mit edler Traurheit. Ja, das wollen wir auch.

Guſtaf

Guſtaf verließ Amalien tiefgerührt, verſprach baldiges Wiederkommen und bereiſete nun ſein Land. Allenthalben, wohin er kam, ward er wie der reiſende Landesgott aufgenommen. Ueber ſeinen geſunden und heiteren Anblick vergaſſen ſeine Unterthanen ihre Klagen, und er ſegnete ſie unaufgefodert mit den väterlichſten Verſicherungen ſeliaſter Zukünfte. Sein Augenmerk war überall auf noch mögliche Landesverbeſſerungen gerichtet; er lies ſich deshalb Vorſchläge thun; er trug aus ſich ſelbſt auf dergleichen an und lies darüber die Klügeren iedes Orts urtheilen. Mit iedem Tage überzeugte er ſich mehr, wie wohl ein Fürſt thue, wenn er zuweilen eine Reiſe durch ſein Land mache. Seine Schreibtafel ward ein ſchöner Schatz von rohen Materialien, den er ſeinem Miniſter zur ferneren Bearbeitung aufbehielt, und die Zeit, in welcher er, entfernt vom Ruder, ganz unnütz zu ſein ſchien, ward ſolchergeſtalt die nützlichſte für's Vaterland.

Guſtaf hatte ſeine Reiſe zu Thalborf angefangen und beſchlos ſie auch zu Thalborf. Er fand Amalien wohlauf, und — alle ihre arme Verwandten bei ihr.

Karl hatte den Hausverwalter nach dem Gute, wo die alte Gräfin geſtorben, geſchickt, um Nachrichten einzuziehen, wie es jetzt daſelbſt ſtehen möge; weil Amalie, die zu früh von Hauſe weggekommen war, ſelbſt darüber keine rechte Auskunft zu geben wuſte. Durch dieſen hatte er erfaren, daß der Fürſt zu S. auf erhaltene Nachricht von dem Tode der Gräfin das Gut gleich in Beſitz nehmen laſſen, und daß dieſe nur in Folge eines beſondern Vergleichs bis an ihren Tod den Nießbrauch davon gehabt. Ihr Gemahl nehmlich, ein alter auswärtiger General, war mit dem Fürſten ſtets geſpannt geweſen und hatte deshalb, als er, weil er ſah, daß er keinen Sohn erhielte, bei dieſem um weibliches Lehen angehalten, von ihm abſchlägliche Antwort empfangen. Darüber entrüſtet, hatte er gedrohet, alle gemachten Verbeſſerungen wieder zu zerſtören; worauf ſich der Fürſt mit ihm dahin verglichen, daß ſeine Wittwe einſt bis an ihren Tod das Gut bewohnen und benutzen ſolle, wie er. Die Töchter hatte es geheiſſen, ſollten ſich einmahl an der übrigen Verlaſſenſchaft der Eltern begnügen. Da nun Amalie noch die einzige Erbin hierzu war, ſo fiel ihr allerdings noch ein anſehnliches Vermögen zu. Der Fürſt zu S. hatte aber anicht auch

dieſes in Beſchlag nehmen und den ſämtlichen Verwandten der Gräfin andeuten laſſen, binnen einer beſtimmten kurzen Zeit das Gut zu räumen. Dieſe Zeit war faſt um, als Wilhelmi's Hausverwalter daſelbſt ankam. Er hatte den Auftrag zugleich mitgenommen, den Unglücklichen Troſt zuzuſprechen, und ſo hatten ſie ſich Alle nach Thaldorf gemacht, um der Troſtquelle näher zu ſein.

Eine der erſten Fragen Guſtafs war, ob Amalie nun den Ueberſchlag der künftigen Bedürfniſſe ihrer Verwandten gemacht. Sie überreichte ihm ſelbigen mit dem Zuſatze — „es iſt auf jeden Fall zu viel, gnädigſter Herr; wenn der Fürſt zu S. nicht mein Vermögen in Beſchlag genommen hätte, ſo könnte ich ſelbſt dazu beitragen; mein Schwiegervater aber will es thun.“

Guſtaf, in dem ſich jedes Gefühl empört. Ihr Vermögen in Beſchlag genommen? Wohl zur Strafe noch? Das ſoll er ſchön wieder hergeben müſſen. Ja, was ſich Fürſten doch manchmahl herausnehmen! — Aber weder Sie, noch mein Miniſter, ſollen beitragen; ich laſſe meine Pflichten nicht gern von Andern erfüllen. Machen Sie mir Gelegenheit, daß ichs den

armen Leuten ſelbſt ſagen könne, daß ich für ſie ſorgen will.

Amalie führte ihren alten Liebhaber nach einer Stunde in den Saal, wo alle ihre Verwandten verſammlet waren.

Guſtaf, als er ihren Ueberblick hat, wehmüthig. Sie liebe unſchuldige Märtirer und Märtirerinnen für mich insgeſamt, ſein Sie von dieſem Augenblick an wieder zufriden und verlaſſen Sie ſich auf mich. Was der eine Fürſt böſe macht, das mus der andere wieder gut machen; darum gibts der Fürſten Mehrere. Ich könnte mir es nicht verzeihen, daß Sie für mich leiden müſſen, wenn ich es nicht gleich ſo gut mit Ihnen gemeint hätte. Seither war ich auſſer Stande, mein Gutmeinen auch zu erfüllen; iezt kann ich es. Was könnte meinem Herzen ſüſſer ſein, als ſolches nun zu thun? Sie ſollen insgeſamt iährlich ſo viel von mir erhalten, daß Sie nach Ihrem Stande leben können. Ich ſchreibe ſofort deshalb an meinen Miniſter, bei dem Sie unmittelbar in dieſen Tagen gleich die erſte Hebung thun können. Und dabei will ich nicht im geringſten geniren; ſondern Jeder von Ihnen kann ſeine Penſion verzehren, wo er am liebſten leben mag. Vergeſſen Sie nun nur alle die Leiden, welche Ihnen

ein unglücklichgewesener Fürſt wider ſeinen Willen verurſacht hat.

Amalie, durchdrungen von den erhabenen Geſinnungen Guſtafs, ſtattete ihm ihren Dank ab, den er wirklich von Wort zu Wort anhörte. Er nannte ſie darauf ſeine ewige Freundin und entſchuldigte ſich, daß er ſie ausreden laſſen, damit, daß er einmahl auch habe hören wollen, wie Engel danken. Sämtliche Wiedererfreute baten ſichs zur Gnade aus, ihre Penſion im Lande ihres Wohlthäters verzehren zu dürfen; worüber Guſtaf auch ſehr zufriden war. Er ſchrieb ſogleich an ſeinen Miniſter, blieb einige Tage zu Thaldorf und unterhielt ſich auf das freundſchaftlichſte mit der Geſellſchaft, von der immer einer nach dem andern hocherfreut von Thaldorf abzog. Endlich waren Guſtaf, Amalie und Karl wieder allein.

Guſtaf. Ich habe mit Fleis hier gewartet, bis ſie Alle fort wären. Eine Bitte an Sie, meine Lieben, — Sie begleiten mich nun nach Guſtafshöhe.

Amalie und Karl ſtimmten ein. Guſtaf beſtellte noch etwas heimlich an den Hausverwalter.

Bei der Ankunft auf Guſtafshöhe, führte der Fürſt ſeine Gäſte erſt ins Schlos und begab

ſich hernach allein in den Garten. Da muſte der Gärtner mit ſeinen Leuten ſogleich die Roſenlaube wieder öfnen, den Grabhügel wieder herſtellen und das nachgeſchickte Kreuz drauf ſetzen. Als Alles fertig, lud Guſtaf Amalien in den Garten ein. Nach einigen Umhergängen anderwärts brachte er ſie an die Roſenlaube und ſtand ſtill.

Amalie, als ſie Hügel und Kreuz mit ihrem Nahmen erblickt, ihn innigſt erſchüttert anſehend. Ach Gott! (reicht ihm die Hand) Ach mein Gott!

Guſtaf, unter den lebhafteſten Rückerinnerungen. Ja, hier, hier habe ich recht gelitten, — recht gebetet — fürchterlich gelitten — feierlich gebetet . . . Doch, es iſt nun Alles gut . . . (reicht Karln die andere Hand) Lieber Wilhelmi, es iſt nun kein Gedanke des Neides mehr in meinem Herzen. Leben Sie auf das höchſte glücklich mit dieſer herrlichen Seele. Aber — Sie haben mir dann doch einmahl die Eine genommen; ſo hoen Sie m'r die Andere. Einſtweilig ſollen Sie unter dem Karakter eines Hofraths reiſen.

Karl, ſich dankbar verbeugend. Mit Freuden — befehlen Sie nur, wohin?

Gustaf. Sie sollen mir die Prinzessin von Z. holen. Wenn sie noch frei ist, bekomm' ich gewis keinen Korb.

Karl. O diese kenne ich von N. aus. Das ist eine vortrefliche Prinzessin und ein edler Hof. Wie glücklich wird sich das Vaterland schätzen, in ihr seine Fürstin zu erblicken!

Gustaf. Ich liebte sie vor Allen, bis an jenen Abend, wo — — — . Da schlich sie in den Hintergrund. Nun tritt sie wieder ganz hervor und mein Herz schlägt wieder nach ihr, wie vorher. Aber — nun noch eine Frage, lieber Hofrath. Werden Sie mir auch Ihre Amalie unterdessen anvertrauen? Ich wünschte, daß sie ietzt meine Gesellschafterin bliebe.

Karl, sich äuserst beschämt fühlend. Gnädigster Herr, ich schätze mir es zur Ehre.

Gustaf. Nicht so! aber Ihr Vertrauen ist mir Viel werth. — Ihre Reise bleibt ein Geheimnis unter uns; selbst Ihr Vater mus nichts davon wissen. Ich habe ihm durch meine Zurückkunft eine doppelte Freude versprochen, und er mus mit meiner Luise eben so überrascht werden, wie längsthin mit Ihrer Amalie. Und — Sie reisen morgen und reisen so schnell, als möglich.

Gustaf schrieb sogleich die erforderlichen Briefe und gab Karln Ordre ihm zwei Kouriere zu schicken, den einen gleich nach erhaltener Antwort von Luisen und ihren Eltern, den andern mit der Nachricht vom Tage der Abreise mit der Braut, damit er ihr entgegen kommen könne.

Karl wand sich aus den Armen seiner Amalie und überlies sie auf Treu und Glauben seinem Herrn. Gustaf verlebte von Stund' an mit ihr die mehreste Zeit in der Rosenlaube. Da erzählte er ihr alle seine ihrentwegen ausgestandenen Seelenleiden, soweit seine Bewusstseinszeit gereicht hatte; da erzählte sie ihm ihr ganzes Schicksal von dem Abend auf seinem Schlosse an bis an den Morgen, wo sie zu P. Gattin geworden war. Noch unendlich mehr, als vorher, lernte er sie in diesem längeren traulichen Umgange schätzen; aber er blieb völlig Herr über sich selbst. Amalie faßte ebenfals noch weit erhabenere Begriffe von ihm, als sie je gehabt. Täglich wiederholte er den Gedanken gegen sie, daß dis die Vorbereitungsstunde zur bevorstehenden allerseitigen Glückseligkeit wären, die sie lange, recht lange geniessen wollten.

Der erste Kourier kam an und brachte das Jawort. Der zweite folgte bald nach und bestimmte die Abreise der Prinzessin Braut. Gustaf reiseze ihr in Amaliens Begleitung entgegen. Eben wollte er über eine Brücke fahren, als Luise von der andern Seite her gleichfals überfahren wollte und halten lies. Schnell lies er auch halten und führte Amalien über die Brücke. Sobald Karl Beide erkannte, stieg die Prinzessin auch aus und er führte sie entgegen. Die erste Bewillkommnung geschah also zwischen Himmel und Wasser.

Karl übergab an Gustaf Luisen; Gustaf an Karln Amalien. Gustaf fragte Luisen, ob sie gern zu ihm und in sein Land komme; als sie ihm dieses mit der holdesten Naivetät versicherte, umarmte er sie auf das dankbarste und stellte ihr Amalien als ihre erste Hofdame vor.

Luise wuste schon Alles, was diese betraf. Gustaf selbst hatte es für rathsam gehalten, in einem besondern Briefe, den ihr Karl in geheim übergeben muste, ihr in gedrängter Kürze eine so authentische Erzählung davon zu machen, wie sie sein ärgster Feind der Wahrheit gemäs nur machen konnte. Wäre es möglich, hatte er gedacht, daß dis Verhältnis ein Stein des Anstosses für sie einst werden könnte, so sei es

am beſten, daß der Stein bei Zeiten und von ihm ſelbſt durch treue Entdeckung aus dem Wege geräumt würde. Auch hatte Karl noch überdis den Auftrag erhalten, auf jede Frage, die Luiſe der Sache wegen thäte, ehrlich zu antworten, und ihr Alles zu erzählen, was ſie wiſſen wolle.

Auf die Prinzeſſin, welche Guſtafs edlen Karakter kannte, hatte die ganze Sache weiter keinen Eindruck gemacht, als daß ſie zu Karln geſagt — ich bin doch begierig, Ihre Frau zu ſehen. Karl ward auf der Brücke von ihr gefragt, ob die Entgegenkommende es ſei. Als ihr alſo Guſtaf Amalien als ihre erſte Hofdame darſtellte, empfing ſie ſie ſehr liebreich, und man ſah es ihr an, daß ſie bei ſich ſelbſt dachte — er hat nicht Unrecht gehabt.

Karl und ſeine Frau muſten ſich in Guſtafs Wagen ſetzen und voraus fahren; Guſtaf ſtieg mit Luiſen in Karls Reiſewagen ein. Die alte Zuneigung des fürſtlichen Brautpaars gegen einander war auf der Stelle wieder da und erſtieg mit jeder Viertelmeile noch einen höheren Grad.

Ueber Alles froh langte Guſtaf mit ſeiner Luiſe auf Guſtafshöhe an und der erſte Kirchenrath erhielt ſchleunig Befehl, ſogleich und ohne

auch dem Miniſter ein Wort davon zu ſagen, aus der Reſidenz anhero zu kommen.

Guſtaf führte Luiſen in den Garten, wo ſie eine Stunde allein zubrachten. Hernach wurden Karl und Amalie auch dahin gerufen. Guſtaf ging nun voran nach der Roſenlaube und blieb da ſtehen. Luiſe, als ſie den Grabhügel und das Kreuz erblickt, flog in Amaliens Arme und ſprach — hier wollen wir uns treue Freundſchaft ſchwören. Als Guſtaf dis hörte, traten ihm die Thränen in die Augen. Er ging mit Karln auf die Seite und flüſterte ihm zu — Hier wollen wir ſie ein wenig allein laſſen; nun iſt Alles, wie ichs wünſchte.

Der Kirchenrath ſtellte ſich mit gröſſeſter Schnelligkeit ein und, als er hörte, was er hier ſolle, ſtaunte er. Guſtaf fragte ihn, ſo, wie er ihn ſah, — „mein Miniſter weis doch nichts davon?“ Die Einſegnung geſchah in der Roſenlaube. Guſtaf umarmte ſeine Luiſe an Amaliens Grabhügel als ſeine Gemahlin, und Luiſe beſtimmte dieſe Laube zu ihrer Lieblingslaube im ganzen Laude, in der Alles ſo in derſelben Einrichtung bleiben ſollte, wie es jetzt wäre.

„Nun nach Hause, rief Gustaf aus: da mit wir gerade ankommen, wenn mein Mündel sicher im tiefsten Schlafe liegt.“

Gustaf fand sich diesmahl getäuscht.

Wilhelmi hatte im ganzen Lande seine Vertrauten. So hatte er nicht nur seit der Abreise seines Herrn erfahren, wo sein Herr an jedem Tage gewesen sei, sondern wußte auch, daß selbiger jetzt auf Gustafshöhe sich aufhalte, daß Karl unsichtbar geworden und daß Amalie allein bei Gustaf sei. Anfangs hatte er seine Besorgnisse darüber für sich behalten; bald jedoch hatte er sie an Lenz mitgetheilt, der ihn immer auf den edlen Karakter des Fürsten hingewiesen und behauptet hatte, daß Karl unstreitig in Familienangelegenheiten eine Reise nach dem Gute der verstorbenen Gräfin gemacht habe. Von dem Augenblicke an aber, als man ihm berichtet, der Kirchenrath habe einen Expressen erhalten und sei schleunig das Thor nach Gustafshöhe passirt, war er in die äuserste Unruhe gerathen und hatte durchaus auch nach Gustafshöhe gewollt, um den Fürsten, wenn es möglich wäre, daß er — —, von einem Schritte abzuhalten, der — —. Lenz hatte

ihn blos noch durch Provokation auf den bidern Karakter des Kirchenraths, der sich auch zu fürstlichen Niederträchtigkeiten nicht hergeben würde, davon abzuhalten vermocht; indessen war er durchaus nicht zu Bette gegangen, sondern angezogen geblieben, und Lenz, der sich dafür hätte todtschlagen lassen, daß der Minister diesmahl falsch ahnde, war nicht von ihm gewichen.

Nachts um ein Uhr, als Geräusch im Schlosse entstand, stos Wilhelmi seine Thüre auf, während daß Gustaf mit Luisen in sein Zimmer schleichen wollte.

Gustaf, Luisen versteckend. Sind Sie doch noch auf dem Platze? Guten Abend — guten Abend — hier bin ich wieder.

Wilhelmi. Schönen guten Abend! Aber — Sie hatten ja eine Dame bei sich?

Gustaf. Nun, so hilfts weiter nichts. Sie sind ein alter Kraus. (holt Luisen und führt sie in Wilhelmi's Zimmer) Hier ist meine Gemahlin.

Wilhelmi, als er sah, daß es Amalie nicht sei, konnte nichts, als traurig hochaufseufzen.

Guſtaf. Es iſt die geweſene Prinzeſſin von Z. Ihr Sohn hat ſie mir holen müſſen; das iſt die Strafe, die ich ihm diktirt habe.

Wilhelmi, der zurückſinkend von Lenz aufgefangen wird. Ach Fürſt und Herr — ach Fürſt und Herr — welche Freude — —

Guſtaf. Ja, ja, doppelte Freude, wie ich Ihnen verſprach.

Luiſe. Gott, welch ein Original von edlem Manne! Mein Guſtaf, ſegnen Sie ſich, ſo einen Miniſter zu haben!

Wilhelmi ſank völlig hin und muſte auf einen Lehnſtuhl gebracht werden. Guſtaf hielt ſeinen Kopf von der einen, Luiſe von der andern Seite. Lenz machte beſcheiden Platz und ſah unverrückt Luiſen an.

Luiſe, die dis bemerkt. Nun — Sie betrachten mich auch recht.

Lenz, dreuſt. Das iſt wohl kein Wunder, meine Gnädigſte; denn von Ihnen hangt nun Alles ab. Wir Uebrigen ſind, wie Sie ſehen, bis zum Hinſinken fertig.

Luiſe, zu Guſtaf. Iſt das Ihr Lenz etwa?

Guſtaf, ſeinen Miniſter küſſend. Ja.

Luiſe, zu Lenz. O ſo ſein Sie nur recht vergnügt! Sie ſollen mich bald näher kennen lernen.

Wilhelmi, der alle ſeine Kräfte zuſammenraft, aufſteht und niderfällt. Empfange, Gott, von mir im ganzen Lande den erſten Dank; morgen dankt dir das ganze Land. Ach Herr — nun läſſeſt du deinen Diener in Frieden fahren —

Guſtaf, der ihn mit Lenz wider aufhebt. Nein, das ſollen Sie noch nicht. In Frieden hier bleiben, noch lange nun hier bleiben ſollen Sie.

Luiſe, die innigſt gerührt Wilhelmi die eine und Lenz die andere Hand reicht. Seien Sie mir behülflich, in dieſem Lande, wo ich ein Fremdling bin, recht viel Gutes zu thun.

Wilhelmi ſank von neuem auf ſeinen Lehnſtuhl. Guſtaf bat Lenz ihn zu Bette zu bringen und die Nacht hindurch bei ihm zu bleiben. Gott, ſprach Luiſe, was für ein Paar brave Männer haben Sie um ſich, und — folgte Guſtaf dahin, wohin er ſie führte.

Da gab's eine Nacht — herrlich für Lenz, noch herrlicher für Guſtaf, am herrlichſten für Wilhelmi. Dieſer ſchlief ſo ruhig und ſo lange, wie er ſeit vielen Jahren nicht geſchlafen hatte, und als er zu Guſtaf kam, fand er ſchon Luiſen, Karln, Amalien und Lenz bei ihm. Er näherte ſich ehrfurchtsvoll Luiſen.

„Ich war in der Nacht für Freude auſſer mir; entſchuldigen Sie gnädigſt mein Benehmen dabei. Nun ſind alle Wünſche des Landes erfüllt; Ihre Ankunft zu uns wird zwiger Segen für die Nachwelt ſein. Sie ſind hier nicht ſo fremd, wie Sie denken. Man kennet Sie; man hat Sie her geſehnt; ſo wird die Nation, ſchon hocherfreut über die geſchehene Vermählung ihres Fürſten, in Entzücken gerathen, wenn ſie vollends hört, daß Sie die angekommene Landesmutter ſind. Ja, Landesmutter ſind Sie nun — eine erhabene Beſtimmung! Ihr Herz ſchlägt gewis ganz für ſelbige; o ſo verleihe Ihnen der oberſte Geiſt iederzeit Kraft, ſie zu erfüllen!“

Luiſe verſicherte ihm, daß ſie die Zufriedenheit der Nation zu verdienen ſuchen werde, und bat ihn nochmals, auch ihr dabei, wie ihrem Gemahle, auf allen Seiten behülflich zu ſein.

Dem Miniſter muſte nun ſeine Neugier über den ganzen Hergang der ſo ſchnell geſchehenen Vermählung geſtillt werden, und, weil er noch andere Fragen auf ſeinem Herzen hatte, ſo ging er mit Karin in ſein Zimmer, der ihm daſelbſt auch ſeine und Amaliens Anſtellung und das gute Verhältnis zwiſchen Luiſen und Amalien berichtete. Froh, wie ein König,

kehrte

kehrte er nun zum Fürsten zurück, und man fing an, über die Solennitäten zu reden, welche der geschehenen Vermählung wegen anzuordnen wären.

Gustaf. Von Solennitäten für mich bin ich kein Freund, wie Jeder weis. Wenn ich nun auch sagen wollte, daß sie diesmahl meiner Gemahlin zu Ehren geschähen, so denkt doch meine Gemahlin ebenso, wie ich, und so mus sie auch gleich anfangs als eine Feindin des höfischen Pomps hier auftreten. Es war bis eine Ursache mit, warum wir so in der Eil und bei Nacht hier ankamen. Ich will Solennitäten anstellen, ja, aber nicht für mich und im Schlosse, sondern im Lande und für mein Volk. Lassen Sie mich einmahl Alle meinen eigenen Gang gehen; gewis soll Jeder mit mir zufriden sein. Heute ist Ruhetag, und auch die Tafel wird abgesagt. Morgen soll zusammen gespeiset werden.

Gustaf war ein ächtreligiöser Fürst. So eine unversöhnliche Feindschaft er gegen Bigotterie und Pfafferei und gegen allen unfruchtbaren Must theologischer Sisteme hegte: so hing sein Herz doch fest an der Idee eines höchsten

Wesens, und sein Glaube an Gott war der lebendigste. Er fing im eigentlichsten Verstande Alles mit Gott an. Wäre er ein blosser Privatmann gewesen, so hätte er genug daran gehabt, sich dessen im Stillen bewust zu sein; als Fürst aber hielt er sich für verpflichtet, diesen frommen Gang seiner Seele auch öffentlich zu zeigen und dadurch sein ganzes Volk zu seiner Nachahmung aufzufordern. Auf den nächsten Tag also gleich ward seiner Vermählung wegen ein Dankfest in allen Kirchen der Residenz angesetzt. Dis war der Anfang der beschlossenen Solennitäten.

Schon war die Bekantmachung davon unter der Presse, als die grosse Begebenheit der Landesgeschichte ruchbar zu werden anfing. Die ganze Residenz gerieth in Bewegung; die näheren Herrschaften eilten herbei; Alles wollte die Landesmutter sehen. Gustaf lies die zudringlichen Volkshaufen bitten, heute seiner Lust Ruhe zu lassen, und versprach, daß sie morgen Jeder sehen sollte. Die gedruckte Anmeldung des Dankfestes stellte die Neugierigen vollends zufrieden. Für das ganze übrige Land ward dieses Fest auf einen der nächsten Sonntage verlegt.

Gustaf wohnte mit seiner Gemahlin und der gesammten Dienerschaft der Gottesverehrung in der grössesten Stadtkirche bei, wo der erste Kirchenrath die Dankpredigt hielt. Dieser Mann, ganz voll von den seligen Aussichten der Zukunft, redete Luisen öffentlich an und sagte ihr, was die Nation von ihr erwarte. Luise stand auf, und, als er seine Anrede an sie geschlossen, breitete sie ihre Arme gen Himmel, als riefe sie Gott zum Zeugen, daß sie Alles nach ihren besten Kräften leisten wolle. Gustaf, als er dis sah, gerieth in Enthusiasmus, vergas, wo er war, und drückte sie vor der ganzen zahllosen Versammlung an sein Herz. Der Kirchenrath schlos mit einem Segens-gebet für das Vaterland, wobei Gustaf und Luise niederknieeten. Ihrem Beispiele folgte die ganze Gemeine.

Nach der Kirche musten sich die Landstände und die ganze Dienerschaft im grossen Schlossaale versammlen, wo ihnen Allen der Fürst seine Gemahlin vorstellte. Der Direktor des landständischen Kollegiums trat hervor.

„Noch sind unsere Herzen zu voll — noch sind die Empfindungen, welche uns über alle Erwartung so hinrissen, zu überwältigend — noch gebrichts uns an Sprache — — —

Theureſte Landesmutter, wir empfangen ſie ſegnend; wir ſegnen Sie mit dem ewigen Segen des Vaterlandes. Guſtaf, der Zweite, hat die Wünſche ſeines Volks erfüllt — Guſtaf, der Zweite, hat die Wünſche ſeines Volks durch die Wahl, die er getroffen, ganz erfüllt. Wir hatten einſt eine Fürſtin, die das Verderben des Vaterlandes ward; Sie werden das Heil deſſelben ſein. Mit einer Zuverſicht, der nichts gleicht, legen wir dieſen Glauben in Ihre Hände nider. Leben Sie das längſte Leben der Sterblichen hier und befeſtigen Sie das Glück eines treuen Volks auf immerwährende Zeiten.“

Es war ein achtzigjähriger aber noch heiterer Greis, der alſo ſprach. Luiſe ward durch ſein Silberhaar und durch die Redlichkeit ſeiner Aeußerungen, die aus allen ſeinen Geberden und Minen hervorleuchtete, ſo gerührt, daß ſie ihm kaum antworten konnte.

„Es geht mir, wie Ihnen. Mir iſt Alles noch ſo neu, noch ſo überwältigend, daß ich nur wenig erwiedern kann. Ich finde hier, ohne es verdient zu haben, ein ſo gutes Vorurtheil gegen mich; wer wäre ich, wenn eine ſo wackere Nation ſich in mir getäuſcht finden ſollte? Nein, ich werde ſuchen, die allgemeine

Ueberzeugung hervorzubringen, daß man sich noch zu wenig von mir versprochen habe. Ich will die treueste Gattin meines Gemahls — ich will die erste Freundin meines neuen Vaterlandes sein. Und, werde ich so glücklich, die Wohlfart dieses Staats bis auf die spätesten Zeiten zu sichern, so will ich mich erst ganz der Bestimmung freuen, die mir der allheilige Regirer des Schicksals der Völker anvertrauete."

Gustaf lies Luisen Muße, sich mit den Landständen zu unterhalten, und zog Wilhelmi auf die Seite.

„Nun, nachdem ich der Religion mein Opfer gebracht, interessirt mich der Staat. Wie weit sind Sie mit der zweiten Umschaffung der Dinge hier?"

Wilhelmi. Wir sind fertig; d. h. in den Hauptsachen ist Alles wieder im vorigen guten Gleise. Das Uebrige findet sich nach und nach, so, wie die einzelnen ersten Umstände immer eintreten, die es betrift.

Gustaf, höchstfreudig. Nun, so wollen wir uns heute auch einen recht vergnügten Tag machen. — Wie konnten Sie in so kurzer Zeit die grosse Metamorphose vollenden?

Wilhelmi. Weil ſich nicht der geringſte Widerſtand fand, und weil Jeder auf ſeinem Poſten ganz als Mann dabei half.

Guſtaf. Aber — wie machte ſich meine Geiſtlichkeit dabei?

Wilhelmi. Gut bismahl. Auch die eigentlichen Mantelträger dreheten nun bei veränderten Winde den Mantel wieder nach dem neuen Winde. Ein Paar Quenſtädter Geſellen ſind ausgewandert; vermuthlich hatten ſie ſich an dem Lohne, welchen der Meiſter empfing, geſpiegelt.

Guſtaf. Glückliche Reiſe! — (greift in die Taſche und gibt Wilhelmi ſeine Schreibtafel) Hier will ich Ihnen Etwas zum Andenken meiner Landesreiſe verehren.

Wilhelmi, als er die erſte beſte Seite darin geleſen. Ei herrlich, herrlich! (blickt den Fürſten mit devoter Zärtlichkeit an)

Guſtaf. Es iſt freilich nur ein Gemengſel von rohen Produkten; wer weis auch, ob ſie alle etwas taugen? Indeſſen hoffe ich doch, daß Manches darunter ſein ſolle, welches unter der Verarbeitung einträglich für mein Volk werden kann. Blättern Sie es in müßigen Stunden durch und ſagen mir dann über Eins nach dem Andern Ihre Meinung. Die Tafel

ſelbſt aber ſoll hernach zu einem gewiſſen Behufe aufbewahrt werden. Dieſe meine kurze Reiſe war wenigſtens nützlicher für mein Land, als meine ehemahlige lange.

Wilhelmi, ſanftes Feuer in den Augen. Sagen Sie das nicht, glücklichſter Fürſt. (zeigt auf Luiſen)

Guſtaf, der ihn ſchnell vor ſich hinhält. Ei über den Hofmann! Ja, ja, es iſt auch wahr; ſonſt hätte ich ja nun Luiſen nicht. (führt ihn äuſerſtvergnügt zur Geſellſchaft zurück. Zu Luiſen) Wenn Sie wüſten, was mein Miniſter ietzt ſprach!

Der Hofcourier meldete die Tafel an. Guſtaf lud die ganze Verſammlung nun zur Freude ein und ſetzte ſich zwiſchen Luiſen und Amalien. Er ſelbſt gab das Beiſpiel des frohesten Muths, brachte die erſte patriotiſche Geſundheit aus und forderte die Landſtände auf, damit fortzufaren. Der Direktor nahm ſein Glas und ſprach — „Nachkommenſchaft des fürſtlichen Hauſes, ſo lange die Sterne des Himmels währen!“ Wilhelmi ſtand auf, ging zu Luiſen und brachte ihr den Zuſatz — „Nehmlich in linea recta.“ Kaum hörte dis Guſtaf, ſo rief er laut — in linea recta — in linea recta!

und ſchnell lief das in linea recta um die ganze Tafel her. Luiſe wollte das Latein verdeutſcht wiſſen; Wilhelmi aber erwiederte ihr, daß ihr ſolches nur ihr Herr Gemahl verdeutſchen dürfe, und ſchlich nach ſeinem Stuhle zurück. Luiſe bekam ein höheres Roth, ſammlete ſich aber ſchnell wieder und brachte die Geſundheit aus — „Langes Leben noch dem Miniſter dieſes Landes!“ Wilhelmi erhub ſich ehrerbietigſt und erwiederte — Ich wünſche mir nichts mehr, als den Anfang meiner lateiniſchen Geſundheit noch zu erleben und dann arbeitend zu ſterben.

Nach der Tafel nahm Guſtaf Luiſen und ging mit ihr allein durch die ganze Reſidenz, wo Alles herzuſtrömte, die Landesmutter zu ſehen. Luiſe nahm durch ihre Anmuth und Leutſeligkeit alle Herzen für ſich ein und theilte ſofort mit Guſtaf die Liebe, welche er bei ſeinem ganzen Volke genos. Die Reſidenzſtädter hatten eine allgemeine Illumination veranſtalten wollen; Guſtaf aber hatte ſie verbeten und dafür angerathen, daß ſich heute Jeder mit den Seinigen ſo luſtig machen möchte, wie Er. Dis geſchah. Groſſe und kleine Geſellſchaften waren allenthalben beiſammen; und ſo hatte

Luiſe das Vergnügen, lauter geputzte Leute in der ganzen Stadt um ſich her zu erblicken.

Als das neue Fürſtenpaar aufs Schlos zurückkehrte, war öffentliche Promenade im groſſen Schlosgarten. Auf die Promenade folgte Ball. Guſtaf eröfnete ihn mit Luiſen und führte ſie hernach dem Miniſter zu, der auch den letzten Tanz ſeines Lebens mit ihr machte. An Luiſens Stelle nahm der Fürſt Amalien. Beide ſahen einander unverwandt an; keiner ſprach; ieder dachte daſſelbe. Als der Tanz geendigt, fragte Guſtaf Amalien, ob ſie auch ietzt an ienen Abend gedacht habe; ſie bejahete es und führte ihn zu Luiſen. Um Mitternacht verſchwand das Fürſtenpaar und die ganze Geſelſchaft folgte bald ihrem Beiſpiele.

Guſtaf begab ſich Tags drauf mit Luiſen und Amalien nach Guſtafshöhe, um ſich daſelbſt ſo lange aufzuhalten, bis das Dankfeſt im ganzen Lande gefeiert wäre. Karl machte unterdeſſen eine Reiſe nach dem Gute ſeiner Schwiegermutter und nahm bündige Fürſchreiben an den Fürſten zu S. mit. Luiſe und Amalie befeſtigten in der Roſenlaube ihren Freundſchaftsbund auf Zeit und Ewigkeit, und

Guſtaf fühlte ſich dadurch ganz unausſprechlich glücklich.

Nach allgemeingefeiertem Dankfeſte in den Tempeln des Landes ſprach der Fürſt — nun ſoll es auch mein ganzes Volk ſo machen, wie wir es machten, als wir zu Tempel geweſen waren — und kehrte zur Reſidenz zurück. Da traf er die Verſäumung, daß die geſamte Nation ſich auf ſeine Koſten luſtig machen ſollte. Er lies dis ſo einrichten, daß alle Städte und Dörfer, welche auſſer dem Umkreiſe von einer halben Tagesreiſe um die Reſidenz her lagen, ihren Freudentag zuſammen hätten, die übrigen aber ſo eingetheilt würden, daß nur immer ſo viel an einem und demſelben Tage jubelten, als er gemächlich an einem Tage bereiſen könnte, ohne deshalb die Nacht auſſer der Reſidenz zubringen zu dürfen.

Wilhelm legte ihm vor der Bekanntmachung des Volksfeſtes den Ueberſchlag des fürſtlichen Aufwands dazu vor, den er nur ganz mäſſig angeſchlagen hatte. Das iſt zu wenig, verſetzte Guſtaf und legte allenthalben noch zu. Der Miniſter ſchwieg und ſah ihn an.

„Ich bin wohl ein übler Wirth? Nein, nein, das bin ich darum nicht. Das iſt ein semel pro semper, und mein Volk vergißt

es ewig nicht. Der Gedanke an die Ankunft meiner Luiſe in dis Land mus mit dem Gedanken an einen beiſpielloſen Freudentag des Landes aſſocirt werden; das iſt die rechte Ideenaſſociation; ſie verſinnlicht der Nation das, was Luiſe ihr ſein ſoll. An andern Höfen wird bei ſolchen Gelegenheiten ein Feuerwerk abgebrannt. Wenn ich nun auch ſo geſpielt hätte? Als üblichen Fürſtenpomp hätte es wohl Niemand getadelt. Da wäre aber das Geld auf die unnützeſte Weiſe in die Luft geflogen; ſo erquickt ſich mein Volk damit.“

Wilhelmi fand dieſe fürſtliche Erklärung ſo gros und ſchön, daß er ſelbſt eine Summe Gelds nach Thaldorf ſchickte, für die die daſigen Einwohner insgeſamt den Freudentag, wenn er an ihrer Grenze gefeiert würde, mitfeiern ſollten.

Guſtaf, ſobald die Jubeltage im erwähnten Umkreiſe um die Reſidenz her angingen, beſuchte mit Luiſen die jubelnden Ortſchaften. Allenthalben verſicherte er, er komme nicht, um zu ſtören, ſondern durch den Anblick ſeiner Gemahlin die Freude vollkommen zu machen. Die naiſſten Ausdrücke der biderſten Herzensgüte der Landleute beſonders rührten Luiſen, um die ſich immer gleich Alles verſammlete, oft

bis zu Thränen, und nirgends verließ sie eine Gemeine, ohne die Versicherung zu erhalten, daß man von dem heutigen Tage noch den Kindeskindern erzählen würde, die davon wieder ihren Kindeskindern erzählen sollten.

In der Mitte dieser Tage, als Gustaf eben am Abend hochvergnügt auf sein Schloß zurückkehrte, traf eine Estafette an ihn ein. Sobald er die Depesche erbrochen, ging er allein in ein Nebenzimmer und schloß sich ein. Es ward Mitternacht und er kam nicht wieder zum Vorschein. Luise ward ängstlich; Wilhelmi noch ängstlicher. Man horchte am Zimmer; es rührte und regte sich nichts darin. Wilhelmi eilte aus dem Schlosse, um zu versuchen, ob er von aussenher nichts entdecken könnte.

Da stand Gustaf am offenen Fenster, hatte die Arme über einander gelegt und sah starr zum Vollmonde auf.

Wilhelmi eilte zurück und klopfte an. „Ich bin's; Hallo der Zweite ists.“ Der Fürst machte auf und sah wie eine Leiche aus.

„Was begegnet Ihnen — einziger Trost des Vaterlandes?

Guſtaf, bebend. Meine Mutter iſt todt. Und — da leſen Sie einmahl — —

Die Herzogin von . . war's, welche an Guſtaf Adelguldens plötzlichen Hintritt meldete. Sie ſetzte zu ſeiner Kränkung hinzu, daß kein Zweifel ſei, daß die unerhörte öffentliche Rache, welche er an den Grafen N. u. ſ. w. genommen, davon die einzige Urſache geweſen wäre.

Wilhelmi, als er den Brief geleſen. Edelſter Fürſt, ich verehre gewis Ihr Naturgefühl, das Sie jetzt ſo überwältigt. Ich wünſchte, daß die ganze Welt Sie in dieſem Augenblick ſähe, wie ich Sie ſehe. Unverzeihlich aber iſt und bleibt der Herzogin der hämiſche Vorwurf, mit welchem ſie ihre Nachricht begleitet. Mir kommt die Nachricht gar nicht unerwartet. Ihre Frau Mutter hat hier im Lande ſchon Anfälle gehabt, die ihr einen plötzlichen und nahen Tod verkündigten.

Guſtaf, zu ſich kommend. Das wäre?

Wilhelmi. Ja, Fürſt Ferdinand hat mir's noch zu Thalborf erzählt.

Guſtaf. Wenn ich aber doch gemacht hätte, daß die Anfälle früher repetirten?

Wilhelmi. Hätten Sie Böſewichter nicht ſtrafen ſollen? Das muſte Ihre Frau

Mutter erwarten. Ja, ſie hat gewis eine noch weit härtere Strafe für ſelbige erwartet.

Guſtaf, wieder in ſich gekehrt. Noch einmahl ſprechen hätt' ich ſie mögen.

Wilhelmi. Jetzt laſſen Sie es ſich lieb ſein, daß dis nicht geſchehen iſt. Unſtreitig würde es zu Aeuſerungen gekommen ſein, welche Ihnen nun leid werden könnten. So iſts beſſer. Sie können ihr ruhig nachſehen; hat ſie aber in ihrer Todesſtunde noch einiges Bewuſtſein gehabt, ſo wird ihr ihr eigenes Herz — —

Guſtaf, auf und nider gehend. Ach ſchweigen Sie — ſchweigen Sie! Freilich, wollte Gott, daß ſie beſſer geweſen wäre! aber — es iſt doch meine Mutter, die nun todt iſt.

Wilhelmi. Sohn waren Sie nur einer Einzigen — Vater ſind Sie vieler Tauſende. Dieſe leben Alle noch und die Zufriedenheit derſelben hangt von der Ihrigen ab. Sie haben der Natur Ihr Opfer gebracht; kommen Sie und ruhen Sie in den Armen der Liebe aus!

Guſtaf. Ach — es iſt auch wahr — meine arme Luiſe — ſie mag nicht wiſſen, was mir ſei — —

Wilhelmi. Sie iſt äuſerſt traurig. Eilen Sie, ſie zu beruhigen.

Mit diesen Worten führte der Minister seinen Herrn zu Luisen und überlies ihr das Weitere.

Am Morgen war Gustaf schon in aller Frühe wieder bei Wilhelmi.

„Ich habe mich nun wieder gesammlet. Gott verzeihe meiner Mutter alles das Böse, was sie diesem Lande gethan hat! Ich will Alles vergessen und blos für mein Volk leben. Uebel aber ists, daß die Dinge iezt gerade so zusammentreffen; die Volksluſtbarkeiten und die Nachricht von meiner Mutter Tode.

Wilhelmi, stuzig. Diese wird doch iene nicht unterbrechen? das wäre ia Böses, das Ihre Frau Mutter noch im Tode für die Nation stiftete.

Gustaf. Nein, das ist mein Wille nicht; aber — auswärts wird man sagen, ich liesse den Tod meiner Mutter feiern.

Wilhelmi. Das kann man nicht; denn die Freudentage fangen ia morgen nicht erst an. Fürst und Herr, es ist Alles zu notorisch, was Ihre Frau Mutter gethan hat und was Sie iezt thun; glauben Sie mir es doch. Vielmehr, wenn nun die Freudentage unterbrochen würden, dürfte man vielleicht gar Zweifel in Ihren eigenen Karakter setzen. Sie pflegen

ſich in als eine Perſon zu betrachten, die blos für Ihr Volk da iſt, und ſo müſſen Sie ſogar morgen ſo gut, wie heute, dem Volksfeſte beiwohnen.

Guſtaf. Das dürfte mir doch ſchwer fallen. Und — ebenſo iſts dann auch mit der Trauer. Bei meines Vaters Tode iſt ſehr tief getrauert worden. In meinem Leben könnte ich die Poſſe nicht mitmachen; und, wenn mir heute meine Luiſe ſtürbe, ich könnts nicht. Aber nun iſts gerade der erſte Fall der Art, daß mir die Mutter ſtirbt. So wirds auswärts heißen, daß ich damit ſagen wolle, daß ſie auch keinen Aler verdiene.

Wilhelmi. Laſſen Sie dis auch geſagt werden; ich wollte aber faſt Bürgſchaft dafür ſtellen, daß es kein Menſch ſagte. Was ſollte die Nation zu dieſer Trauer denken? Man wird die Todte ruhen laſſen, dafür ſtehe ich; aber — ſie betrauren, oder ſie auch nur betrauren ſehen, das iſt, verzeihen Sie meinem Patriotismus, vom Vaterlande zu viel gefordert. Und — Guſtaf, der Erſte, ſchafte die Trauer im Lande ab; ſollte ſie Guſtaf, der Zweite, wieder einführen? Das würden Sie aber, gnädigſter Fürſt, ſobald Sie Ihre Frau Mutter betrauerten.

Guſtaf.

Gustaf. Natürlich; denn Jedem meiner Bürger ist seine Mutter so viel, wie mir die meinige. Dieser Gedanke ists eben, der so viel auf mich vermag. Ich habe mich immer geärgert, so oft ich von Hof- und Kammertrauer las; besonders, wenn sie da Statt hatte, wo die Bürger gar aus sich schon Gesellschaften errichtet hatten, die der unchristlichen Mummerei entsagten. Ein einziges solches Beispiel, das hernach der Hof wieder gab, muste nothwendig Alles wieder verderben.

Wilhelmi. Hier würde dis gewis ganz besonders der Fall sein; oder es müste so gemacht werden, wie zu F., wo durch ein Landesgesetz die Trauer abgeschaft und der Herrschaft allein vorbehalten ward.

Gustaf, lachend. Das ist noch schöner. Ein Regale mehr! Man wird dadurch dem Volke haben versinnlichen wollen, daß seine Grossen aus einer edleren Masse gebildet und daß auch die Leichen derselben noch respektabler wären, als andere. Mit dem Tode aber, der sich Alles unterwirft, hören die Prärogatifen der Fürsten auf und ihr Körper ist so gut von Erde und von derselben Erde, wie die Körper ihrer Bürger und Bauern. — So mag dann auch meintwegen auswärts über mich

geurtheilt werden, wie da will; ich will überhaupt thun, als ignorirte ich den Tod meiner Mutter.

Wilhelmi. So werden Sie sehen, daß die Nation in ihre Fusstapfen auch hierin trete; und dis allein ist auch für ihre Frau Mutter das Beste.

Als die Zeit kam, in welcher Gustaf sich an den vorigen Tagen zu den Volkslustbarkeiten verfügt hatte, sah ihn Wilhelmi mit Luisen wirklich fortfahren und freuete sich sehr darüber. Schon breitete sich die Nachricht von Adelgul-dens Tode aus; Gustaf aber lies sich nichts ansehen, sondern mischte sich allenthalben unter seine frohen Unterthanen mit der theilnehmendsten Mine. Hierdurch geschah es wirklich, daß Adelgulden kein Fluch weiter nachgeschickt ward; man hörte die Nachricht von ihrem Tode ganz gleichgültig an und überlies sie im Stillen einem höheren Richterstuhle.

Nach völlig geendigten Volksfesten richtete Gustaf sein fürstlichhäusliches Leben auf den edelsten Fus ein. Der Nachbar Ferdinand war unter den angrenzenden Fürsten der Einzige, mit dem er Umgang hielt. Uebrigens beharrete er auf allen Seiten bei seiner Aufwandlosigkeit; die grosse Tafel abgerechnet, welche er für seine

Dienerschaft unterhielt. Er stand früh auf und arbeitete im Kabinet bis gegen Mittag. Die Nachmittage brachte er bald mit Luisen allein, bald mit Luisen und Amalien zu. Wöchentlich ward ein Abend auf Gustafshöhe verlebt, und, wenn eine Reihe von schönen Tagen folgte, so geschah eine Reise tiefer ins Land hinein, um nach und nach Luisen auch mit den entfernteren herrlichen Gegenden bekannt zu machen.

Luise war zu bescheiden, sich in Regirungsangelegenheiten zu mischen, und Gustaf zog sie dabei auch nie ins Spiel. Dennoch wuste er sie ihrem edlen Herzen gemäs zum Besten des Vaterlandes zu beschäftigen. Er gab ihr die Oberaufsicht über das Armenwesen und über alle wohlthätige Anstalten im ganzen Lande und deklarirte sie für die allgemeine Fürsprecherin für unglückliche Rechtschaffene; so, daß sie im Kurzen ihr Versprechen erfüllte, das gute Vorurtheil, das man für sie gehabt, noch übertraf und die angebetete Huldgöttin des Landes ward.

Karl kam von seiner Reise vergnügt zurück und brachte zu Amaliens grosser Freude den ehemahligen Sekretär ihrer Mutter mit. Der Fürst zu S. hatte ihn anfangs sehr mürrisch aufgenommen; nach einer zweiten langen Konferenz aber, die er mit ihm gehabt, war das

Gerechtigkeitsgefühl in ihm in aller Fülle erwacht. Karl, nicht zufriden, nur für sich selbst gesorgt zu haben, hatte den Augenblick benutzt und für den Vestungsgefangenen um Gnade gebeten. Amalie beschenkte den Mann, der für sie so unschuldig gelitten hatte, und Gustaf setzte ihm zum Sekretär im Kabinet an, wo nun auch Karl, weil Lenz oft kränkelte, der Gehülfe seines Vaters ward. „Ziehen Sie ihn selbst zu, sprach Gustaf zu Wilhelmi in einer geheimen Unterredung; so kann er vielleicht einst bei Gustaf, dem Dritten, Hallo, der Dritte, werden.“

Die Hofnung zu Gustaf, dem Dritten, kam ihrer Erfüllung näher. Luise fühlte sich als werdende Mutter, und so gingen die allergeheimsten, allervertrautesten Unterredungen zwischen ihr und ihrem Gemahle an. Gleich am Tage der Entdeckung drückte er sie mit noch nie gehabten Gefühlen an sein Herz, und erhielt von ihr dafür die freiwillige Versicherung, daß sie eine exemplarische Fürstenmutter werden wollte.

„Ich bin gesund, und so will ich auch für alle Kinder, die mir Gott gibt, ganz Mutter

ſein, wie jede andere gute Mutter. Ich ernähre ſie in der erſten Zeit aus mir ſelbſt, verpflege Sie ſelbſt und will blos eine weibliche Perſon zur Seite haben, die mir dabei zur Hand geht.“

Guſtaf, ihr beide Hände gefaltet reichend. Ach das iſt ein herrlicher Anfang zu den glücklichſten Ausſichten für unſere Kinder. Haben Sie dafür in voraus den innigſten Dank von mir und vom ganzen Lande.

Luiſe. Schon aus Eigennutz müſte ich ja ſo handeln. Wie ſollte ich mir denn die erſten Liebkoſungen meines Kindes und ſein erſtes ſanftes Lächeln von einer Andern entwenden laſſen, die dazu von mir ſogar das Recht abgetreten bekäme? Nein, nein, ich will die Leiden zwar gern dulden, welche die Natur für uns Mütter beſtimmt hat; aber dafür will ich auch die erſte Herrlichkeit erndten, womit ſie bald anfangs gleich ihre Märtirerinnen lohnt. Und — ſollten meine Kinder es ſchlechter haben, als andere? Sollte ihre Geſundheit an Leib und Seele Preis gegeben werden, ſobald ſie das Licht der Welt erblicken, darum, weil ſie es als Fürſtenkinder erblicken? Eben darum, weil ſie dis ſind, bin ich doppelt verpflichtet, meine Mutterbeſtimmung ganz gegen ſie zu

erfüllen; ihnen und dem Staate, dem sie zugehören, bin ich es schuldig, Alles zu thun, was in meinen Kräften ist, daß sie auf keine Weise verderben werden.

Gustaf, der auf sie, wie auf ein Orakel, gehört hatte. O wie glücklich fühle ich mich nun erst in den Armen meiner Göttlichen, die mir alle Worte aus der Seele spricht, so, daß ich gar nichts hinzuzusetzen weis!

Luise, alles Lob von sich ablehnend. Mein Geliebtester, ich würde auch so denken und handeln, wenn ich kein Beispiel davon gesehen hätte. Aber ich habe eine Mutter, die mir so vorgedacht und vorgehandelt hat, und ich trete blos in ihre Fusstapfen. Wir Kinder insgesamt sind gar nicht auf die gewöhnliche Art erzogen worden. Unsere Eltern waren immer mitten unter uns, gaben uns nie Miethlingen Preis und verhüteten dadurch, daß der Saame der Hofthorheiten, Hofleidenschaften und Hoflaster früh in unser Herz gestreuet würde. Ich weis den Werth einer guten Erziehung zu schätzen, und so soll dis für alle Kinder grosse und für Fürstenkinder noch grössere Glück auch den Kindern zu Theile werden, die mich einst Mutter nennen.

Guſtaf, recht aus dem Herzen. Daran wollen wir vereinigt arbeiten. Sie arbeiten mir gut vor, und ich arbeite Ihnen nicht ſchlechter nach. Die Hauptſache iſt, daß einſt Niemand mit ihnen zu früh von ihrer vornehmen Geburt ſprechen dürfe. Hierin liegt die wahre Quelle von allen Arten von Inhumanität, die hernach erwachſene Fürſtenkinder leider ſo häufig ausüben.

Luiſe. Davon müſſen ſie nichts eher wiſſen, als bis es keinen falſchen Eindruck mehr auf ſie macht, und dann müſſen wir ſelbſt es ſein, die es ihnen ſagen, und müſſen es ihnen gleich ſo ſagen, daß ſie ſich vermöge ihrer Geburt verpflichtet fühlen, die beſten Menſchen im ganzen Lande zu werden. Eine gute Auswahl wenig ſie alsdann umgebender Leute vermag hier in der That Alles.

Guſtaf. Ich baue, wenn wir Söhne bekommen, für ſelbige auf den jungen Wilhelmi Viel.

Luiſe. Und ich, wenn uns der Himmel Töchter ſchenkt, auf Amalien Alles.

Guſtaf. Beſonders müſſen ſie, ſobald ſie ſelbſt Kräfte genug haben, ſich nicht mehr bedienen laſſen.

Luiſe. Sonſt machten wir ſie ja ſtillſchweigends mit ihrer vornehmen Geburt zu früh bekannt und lieſſen ſie ſelbſt die erſte thörichte Einbildung drauf bauen.

Guſtaf. Und — den Menſchen im Menſchen, er ſei, wer er ſei, ſchätzen — ach, das ſollen ſie recht früh lernen.

Luiſe. Glauben Sie, mein Theuerſter, dabei haben wir weiter nichts zu thun, als daß wir ſie nur nicht das Gegentheil ſehen laſſen. Ich habe ſelbſt einige meiner jüngeren Geſchwiſter mit erzogen; da habe ich mich lebendig überzeugt, daß das menſchliche Herz zur Achtung ſeiner Mitmenſchen geneigt ſei, und daß nur Alles darauf ankomme, daß es von auſſenher und durch fremden Einflus nicht verſchraubt werde.

Guſtaf. Und — zu Austheilern unſerer Wohlthaten wollen wir ſie machen, ſobald ſie Sinn dafür haben.

Luiſe. Darum iſt mir das Amt, womit Sie mich beehrt haben, nun doppelt angenehm. Dieſe meine Amtsführung wird die beſte Schule für die Kleinen ſein. (beide Arme erhebend) Ach Gott, ich thu' auch, als wenn ich ſie ſchon hätte.

Gustaf. Und — von allen Vorurtheilen fern und frei sollen sie bleiben; für wahre Religion aber sollen ihre Herzen schlagen lernen und ewig schlagen.

Luise. Diese könnte getrost blos von den Müttern allen Kindern beigebracht werden. Ich will den Müttern dieses Landes das erste Beispiel davon geben. Mein Katechismus ist sehr kurz; der Hofprediger aber, der mich konfirmirte, war mit ihm zufriden und sagte, ich solle nur dabei bleiben; das Uebrige Alles meinte er, wäre blosses Kirchen- und Sektenthum, wovon das eigentliche Christenthum Nichts wissen wolle.

Gustaf. Und — Söhne, wenn wir sie erhalten, sollen Philosophie studiren, als wenn sie einmahl ihr Brodt davon haben wollten.

Luise. Das überlasse ich Ihnen.

Gustaf. Ja, sie, die die Köpfe aufklärt und die Herzen veredelt, ist auch die Mutter aller Fürstenweisheit und aller Fürstentugend. Durch Bildung der Prinzen zu ihr wird der wahre Grund zum Heile der Völker gelegt. Mit dem unphilosophischen Fürsten spielen die Vorurtheile, wie die Leidenschaften, und die Leidenschaften, wie die Minister, und die

Minister, wie die Pfaffen. Dis Alles beweiſet ſonnenklar die alte und neue Geſchichte. Wo aber ein denkender Kopf am Ruder ſas, da ginas immer gut und ging ſo lange gut, als er daran ſas. Fürſten dieſer Art lieben auch nur ſolche Vergnügungen, die ſich zu ihrer Beſtimmung ſchicken, und dis allein iſt ſchon ein unendlicher Gewinn für die Völker.

Luiſe. Da verſpreche ich mir auch Viel von der Einrichtung unſeres Hofes und unſerer ganzen Lebensart. Gewis wird dieſe auf unſere Kinder dieſelben Eindrücke machen, welche eine ähnliche meiner Eltern auf mich machte. Wer entfernt von eitler Pracht und von wildem Geräuſch erzogen wird, der liebt hernach auch Beide nie.

Guſtaf. Sinn für wahre Fürſtenfreuden wollen wir unſern Kinder einflöſſen; Aufwand ſollen ſie nur am liebſten auf Beglückung ihrer Mitmenſchen machen lernen; und ſo werden ſie einſt, wenn es Gott gefällt, uns zu ihrer Erziehung beiſammen zu laſſen, einen edlen Beitrag zur Fürſtengeſchichte liefern, die, ich muß es geſtehen, noch immer der traurigſte Theil der Menſchengeſchichte iſt.

Unterredungen dieſer Art wurden von dem treflichen Fürſtenpaare täglich fortgeſetzt. Luiſe hatte eine ſehr glückliche Niederkunft und beſchenkte das Land mit einem Prinzen.

Guſtaf küſſte Mutter und Kind tauſendmahl um die Wette, eilte mit dem Kinde in ſein Schlafkabinet, blieb da mit ihm eine Zeitlang und trug es dann zu Wilhelmi. „Da iſt mein Nachfolger; Gottes Segen habe ich ihm ſchon erbeten; geben Sie ihm auch Ihren Segen.“

Wilhelmi lachte und weinte zugleich. Er nahm, ohne ſprechen zu können, das Kind und betrachtete es lange mit ſeitwärts geſenktem Haupte. „Ja, du biſts — du wirſts ſein — — die erfüllte Hofnung des Vaterlandes. Du kleiner Menſchgewordener Engel, halte dich ein Jahrhundert lang in den Gefilden der Erde auf, und dann erſt kehre als geweſener Segenſtifter in deine Heimat zurück. (nach einer Weile) Ach glückliches Land! Ach glücklicher Vater! (trägt in Freudenthränen ſchwimmend das Kind zur Mutter, indem Guſtaf ihm folgt)

„O Sie Hochgelobte — da haben Sie den himmliſchen Kleinen wieder, mit dem Sie eine ganze Nation beglückten. (legt das Kind

in Luisens Arme) Da, da, wo er jetzt ist, sei er in seinen ersten Jahren am meisten! Ach welch ein Tag der Tage war der Tag Ihrer Ankunft in dis Land! Nun, nun, Verehrungswürdigste, sind unsere Hoffnungen gekrönt, unsere Aussichten befestigt. Haben Sie Dank — tausend noch Dank!“

Der ehrwürdige Minister muste sich setzen; so ris ihn sein patriotischer Affekt um.

Luise, als sie sieht, daß er sich erholt hat. Ich freue mich mit Ihnen. Ich wäre gern geworden, wenn ich nur um diesen Preis dem Lande einen Prinzen hätte geben können. Nun aber, da die Natur auch so wohlthätig für mich gewesen ist, will ich auch blos für mein Kind leben, weil ich dadurch für die ganze Nation lebe. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie ich nun erst das Glück ganz empfinde, eine Fürstin zu sein. Machen Sie doch recht bald dem ganzen Lande sein Heil bekannt.

Wilhelmi bat sichs darauf von Gustaf aus, die Bekantmachung ganz nach seinen Einfällen zu veranstalten. Er bestieg das schönste Ros im Stalle, lies vor sich her trompeten und pauken und ritte durch die ganze Residenz. Ganz voran ritte ein Herold, der, so oft Trompeten- und Paukenpause ward, die frohe Geburt

eines Erbprinzen ausrufen muste. Die ganze Stadt ward bald ein allgemeines Freudengeschrei. Eine Deputation der Landstände erschien unverzüglich, den angekommenen Nachfolger Gustafs zu bewillkommen. Wilhelmi hatte, sobald er seinen Ritt vollendet, unaufhörlichen Ueberlauf, der ihn endlich bewegte, an Gustaf Anzeige davon zu thun.

„Glücklichster Fürst. Sie hassen Cerimonie und sind bis ietzt Ihren Grundsätzen darin treu geblieben; diesmahl aber müssen Sie sie aufgeben. Ich weis mir nicht anders zu helfen. Die Nation will durchaus am Tage, wenn der Prinz getauft wird, ihm ein Fest feiern, und ich kann sie nicht davon zurückhalten

Gustaf. Gut; so mag sie es thun.

Die Nachricht von der ertheilten fürstlichen Erlaubnis erweckte im ganzen Lande neues allgemeines Frohlocken. Man erfur zugleich, daß Gustaf, um auch die entferntesten Ortschaften daran Theil nehmen zu lassen, den Taufstag des Prinzen verlegt habe. Dis ward misverstanden, und man sah es für einen fürstlichen Wink an, der allgemeinen Freudebezeigung den vollkommensten äuserlichen Glanz zu geben. Mit den Residenzstädtern wetteiferten nun deshalb die übrigen Städter, mit den Städtern

die Landleute. Der Geist des Aufzuges besonders, der von der Kaufmannschaft, die sich in kostbarer Uniform schauen lassen wollte, ausging, verbreitete sich überall. Wilhelm erfuhr dies noch vor der Zeit und ahndete nichts Gutes. Wenigstens glaubte er, seinen Herrn erst darüber sondiren zu müssen; damit nicht etwa die ganze Erlaubnis der öffentlichen Lustbarkeiten mit einem Verbote derselben sich endigten möchte.

Gustaf, als er die Relation davon empfängt. Warum nicht gar — Aufzüge? Hat denn etwa das ehemahlige militärische Wesen hier meinem Volke so gefallen? Ich dächte, Bürger und Bauern wären seiner so satt geworden, daß sie auch vor jeder Rückerinnerung daran einen Ekel hätten. Oder, will man mir etwa eine Neigung dazu beibringen, wenn man mir zeigen will, wie schön es lasse, wenn Alles in geschlossenen Reihen daher marschiert, ein Hause nach dem andern zu paradieren beginnt und etwa auch ein kleines vor den übrigen gepudertes Leibregiment dabei erscheint? Warlich, Jeder sollte doch Gott bitten, daß ihn dergleichen Anblicke nie wieder schön fänden! Oder soll gar dadurch voraespukt werden, daß mein Prinz, zu dessen Ehren es eigentlich

geſchehen ſoll, einſt — — —, und will die Nation ſelbſt die Vorſprecherin machen?

Wilhelmi, der die ganze Zeit über Beifall gelächelt hatte. Ich habe es gedacht, mein geliebteſter Fürſt, daß Sie den Aufzugsplan ſo aufnehmen würden; darum hielt ichs für nothwendig, Sie früh genug davon zu benachrichtigen. Noch iſts Zeit; noch kann Alles hintertrieben werden.

Guſtaf. Dafür ſorgen Sie ja; oder ich laſſe den Prinz auf der Stelle taufen — —

Wilhelmi. Nein, gnädigſter Herr; ich ſtehe dafür, daß aller Aufzug unterbleibe. Die Erlaubnis dazu mus ja ſo erſt geſucht werden.

Guſtaf. Sagen Sie meinem Volke, ich begriffe nicht, wie ſich arbeitſame Stände ſo vergeſſen könnten, daß ſie glaubten, wenn ſie ſich ihrem Fürſten recht würdig zeigen wollten, müſten ſie ſich ihm als Soldaten zeigen. Ich lieſſe ſie fragen, ob ſie denn ihren Werth ganz verkennten und gutwillig dieſem Stande den erſten Rang im Staate einräumten. Setzen Sie hinzu, daß der mir liebſte Aufzug, in dem ich alle meine Mitbürger erblickte, der wäre, wenn ich ſie recht arbeiten ſähe, und ihre

ſchönſte Staatsuniform, wenn ſie durch ihre Arbeit wohlhabend wären. — Ich habe, wenn ich die Erlaubnis zur Feier der Geburt meines Sohnes gab, dis ſo verſtanden, daß ſie ebenſo beſchaffen ſein ſolle, wie meine Vermählungsfeier, nur mit dem Unterſchiede, daß man ſie auf eigene Koſten anſtellen will. Dagegen habe ich auch noch nichts, und es mag ſich jeder Ort ſo luſtig machen, wie er will. Hieraus folgt, daß auch alles Illuminationsweſen, wenn man es etwa vorhätte, wegfälle; denn auch hiervon haben die Leute nichts, und Licht und Oel können ſie beſſer gebrauchen. Man ſoll ſich ſo vergnügen, daß man etwas davon habe.

Wilhelmi theilte dieſe höchſte Willensmeinung auf der Stelle den ihm nächſten Behörden mit, von denen ſie mit jeder Stunde ſich weiter verbreitete; ſo, daß die Nation ſich auch nicht einmahl durch Anſuchung um Erlaubnis einer abſchläglichen Antwort ausſetzte.

Am Taufage erſchien Fürſt Ferdinand, der dazu eingeladen war. Der Taufakt geſchah öffentlich und in der größeſten Stadtkirche, wo die Volksverſammlung ſo groß, als am Vermählungsfeſte, war. Luiſe, die ſchon völlig wieder-

wiederhergeſtellt war, befand ſich auch in der Kirche. Man ſang — Nun danket Alle Gott. Drauf trat der erſte Kirchenrath an den Taufſtein und hielt eine kurze meiſterhafte Rede; nach deren Beendigung Luiſe ihr Kind ſelbſt zur Taufe brachte. Ferdinand, Guſtaf und Wilhelmi nahmen die Stellen der Taufzeugen ein. Um ſie her ſtellten ſich ſämtliche Landſtände in einem Halbzirkel. Der Prinz bekam die Nahmen Guſtaf Ferdinand.

Als der erſte Taufakt vollbracht war, folgte ein zweiter. Ferdinand, Guſtaf und Wilhelmi blieben als neue Taufzeugen ſtehen: die Landſtände gingen zurück. Luiſe brachte noch ein Knäblein zur Taufe, das Amalien gehörte, die vor einigen Tagen entbunden worden war, und die Nahmen Ferdinand Guſtaf erhielt.

Auf den zweiten Taufakt folgte noch ein dritter. Luiſe holte noch ein Knäblein, welches einige Stunden vorher auf dem Markte gefunden worden war und das ſie ſich ſogleich hatte bringen laſſen. Sie gab es an Guſtaf, daß er es zur Taufe hielte, und trat an ſeiner Stelle neben Ferdinand und Wilhelmi. Der kleine Findling erhielt die Nahmen Louis Wohlaufgehoben.

Da der Kirchenrath in dem Gebete nach dem dritten Taufakt den Täufling genau genug bezeichnete: ſo machte der ganze hier geſchehene heilige Vorgang auf die zahlloſe Verſammlung noch unendlich tiefere Eindrücke. Jeder fühlte nun innigſt, daß Fürſt Guſtaf an Gleichheit aller Menſchen vor Gott glaube, und wuſte nicht, ob er ſeine Religioſität, oder ſeine Humanität, mehr bewundern ſollte.

Das neue Tedeum ward bei Trompeten und Pauken geſungen. Luiſe verlies die Kirche; ihr folgten Wilhelmi, Ferdinand, Guſtaf. Wilhelmi trug den Erbprinz, Ferdinand Karls Sohn, Guſtaf den kleinen Findling. Luiſe allein ſtieg in den Wagen und lies ſich alle drei Kinder reichen, die ſie in ihren Schos nahm. Ferdinand, Guſtaf, Wilhelmi folgten zu Fus; Wilhelmi ging in der Mitte beider Fürſten. Staunend ſtand bald die ganze Gemeine vor der Kirche, ſah dem edelpopulären Guſtaf nach und überzeugte ſich, daß dis der ſchönſte Aufzug ſei, den er ſelbſt heute habe veranſtalten können.

Amaliens Zimmer ward ſogleich der Sammelplatz der ganzen kleinen Taufſteingeſellſchaft.

Da ſie eine üble Nacht gehabt, ſo war Karl nicht von ihr gewichen; iezt befand ſie ſich beſſer. Ferdinand war der Erſte bei ihr und brachte ihr ihr Kind unter den herzlichſten Segenswünſchen zurück. Ihm folgte ihr Schwiegervater, deſſen Segnungen noch tiefere Eindrücke auf ſie machten. Bald kamen auch Guſtaf und Luiſe und bezeigten ihr ihre Theilnehmung. Der kleine Findling war bereits einer wackern Bürgersfrau übergeben worden, die es ſäugen muſte und im Schloſſe ihre Wohnung bekam.

Guſtaf. Die drei Knaben, welche heute zuſammen getauft worden ſind, ſollen auch zuſammen erzogen werden. Gott erhalte ſie alle drei! Ferdinand ſoll meines Guſtafs erſter Freund ſeines Alters einſt ſein; und ſo wird ihre künftige Freundſchaft durch ihr Beiſammenſein von Kindheit auf am feſteſten gegründet werden. Louis ſoll einmahl Guſtafs Kammerdiener werden; dann wird Guſtaf, der von Kindheit an Alles mit ihm theilt, ihn auch als den treuen Diener, der allenthalben für ſeine Gemächlichkeit ſorgt, menſchlich zu behandeln wiſſen. Ich weis am beſten, wie viel ich an meinem braven Leibjäger habe.

Ferdinand. Ich habe iezt auch einen äuſſerſtguten Menſchen. (ein Jäger kommt herein,

der an Ferdinand etwas zu bestellen hat) Da ist er.

Amalie, indem der Jäger wieder hinaus gehen will, sich aufrichtend. Komm' Er doch noch einmahl zurück, lieber Mann.

Jäger, ihr näher tretend. Was befehlen Sie?

Amalie, ihn erst betrachtend. Ist Er nicht ehemals — — (sich selbst schnell unterbrechend) Ja, warlich er ists.

Jäger, fast zu gleicher Zeit. Ja wohl bin ichs.

Amalie, zur Gesellschaft. Das ist der Husar, der mich einst befreiet hat.

Karl, auf ihn zueilend. Ist es möglich? Wie? Er ist der Mann, dem ich meine Amalie zu danken habe? O komm' Er mit mir auf mein Zimmer.

Wilhelmi, der voll Erstaunen ihm die Hand reicht. Nein, bleib' Er lieber hier und erzähl' Er, durch was für ein Wunder Er noch lebe. Wir hören gewis Alle gern.

Ferdinand, betroffen. Und davon hast du mir noch nichts gesagt?

Jäger. Ihre — verzeihen mir, ich glaubte, es könne mir schädlich sein.

Gustaf, zu Ferdinand. O mein Geliebter, lassen Sie ihn doch erzählen! Erzähl' Er, erzähl' Er — —

Jäger. Wie ich da zu St. nur die Worte hörte — warte, du sollst das Gelag bezahlen — da war ich schon froh und schloß daraus, daß man uns zwar nachgesetzt habe, daß sie aber glücklich entkommen sein müsse. Deine Regimentsstrafe willst du gern ausstehen, dacht' ich, wenn dis nur ist; denn die gute Mamsel hatte mir durch Erzählung ihrer Schicksale das Herz so gerührt, daß es sich über sie hätte erbarmen müssen, und wenn's von Stein gewesen wäre. So treu ich immer gedient, so muste ich mich doch entschliessen, zu ihrem Besten ein Ungetreuer zu werden. Ich dachte — sie ist eine Unschuldige — du allein kannst sie befreien — so must du sie befreien.

Gustaf. Brav gedacht, wenn nicht als Husar, doch als Mensch. Der Mensch kommt zuerst, hernach kommt der Husar.

Jäger. Sobald ich zum Regimente kam, erfur ichs mit Gewisheit, daß sie entkommen sei, und nun ging ich mit Freuden in mein Verhör. Ich gestand gleich Alles, setzte aber hinzu, daß ichs aus christlichem Herzen gethan,

weil die Mamſel mich durch ihre Unſchuldsthränen ſo bewegt, und unterwarf mich, wenn dis keine Entſchuldigung ſein könnte, der Strafe. Eine ſchöne Entſchuldigung für einen Huſaren, ſprach der Auditeur; das chriſtliche Herz ſoll dir angeſtrichen werden.

Guſtaf, hitzig. Wie hies dieſer Unmenſch?

Jäger. Bär hies er.

Guſtaf. Und war auch ein Bär.

Jäger. Ja, das iſt wohl wahr, aber es wäre doch um mich geſchehen geweſen, wenn der liebe Gott nicht ſeinen Engel geſendet hätte. Alles Andere hätte mir nichts geholfen. Wirklich hatten meine Kameraden, die beim Kriegsrecht waren, dafür geſtimmt, daß diesmahl die Geſetze gemildert werden möchten, waren aber deshalb in Arreſt gekommen; und ſo ward mir der Galgen zuerkannt.

Karl zu Amalien, als er ſie plötzlich blas werden ſieht. Liebe — du haſt dich doch nicht entſetzt?

Amalie, aufſeufzend. Etwas; aber — er lebt ja noch — ſo iſts ſchon gut. Las ihn nur weiter erzählen.

Jäger. Sogar mein braver Rittmeiſter kam zu mir und lies ſich von mir Alles erzählen, um ſich für mich höchſten Orts ſelbſt zu verwenden.

„Du warſt der beſte Mann in meiner ganzen Schwadron, ſagte er, ich werde für dich das Aeuſerſte thun.“ Da drückte er mir die Hand und verlies mich gerührt, wie ein Vater, der ſeinen Sohn verliehren ſoll.

Guſtaf, hohe Freude in den Augen. Wie hies der Edle?

Jäger. Güte hies er.

Guſtaf. Iſt ia wieder der Nahme mit der That?

Jäger. Ja, ſo war er auch, und das ganze Schwadron hätte ſein Leben für ihn gelaſſen. Seine Verwendung für mich und all das gute Zeugnis, das er mir gegeben, war aber umſonſt. Man könne aus gewiſſen Urſachen dismahl keinen Pardon geben — war die Antwort geweſen, die er erhalten. Und ſo bliebs dabei, daß ich aus chriſtlichem Herzen hangen ſollte. Unſer Prediger ſollte mich zum Tode bereiten; ich erwiederte aber, daß ich dazu ſchon völlig bereitet ſei. So ward ich nach einigen Tagen hinaus geführt. Mein Gemüth war unterwegs ſo ruhig, als wenn ich ſpatzieren ginge. Wäre heute Krieg, dacht' ich ſo müſteſt du auch dran; dann tödteteſt du wohl erſt einige Menſchen und würdeſt dann getödtet, und ſo ſtürbeſt du als Mörder. Jetzt ſtirbſt

du als Befreier. Haſt du im Herrendienſt Unrecht gethan, ſo haſt du im Gottesdienſt Recht gethan.

Guſtaf, ganz voll von Empfindung. O über den braven Huſaren!

Jäger. Indem ich gehenkt werden ſollte, kamen ihrer Zwei querfeld ein in geſtrecktem Galop zum Galgen geſprengt und der Erſte davon ſchwenkte ein weiſſes Schnupftuch und ſchrie Halt — Halt! Es war unſer gnädigſter Erbprinz, der von einer langen Reiſe geſund wieder nach Hauſe kam. Als er ſich mit dem Kommandeuer unterredet, befohl er, daß die Exekution Anſtand haben ſolle, und ſprengte nach der Stadt fort. Nach zehen Minuten war er wieder beim Galgen und rief — Pardon!

Amalie, ihre natürliche Farbe wieder bekommend. Ach — Gott ſei Dank! (ihm die Hand reichend) Er braver, über Alles braver Mann, in was für ein Unglück hatte ich ihn geſtürzt!

Jäger. Schadet nichts, Ihro Gnaden; es war mir unter dem Galgen nicht leid und ich wäre gern für Sie geſtorben. Aber freilich lebe ich nun noch lieber. — Was meine Kameraden für eine Freude hatten, das kann ich

nicht beſchreiben. Sie fielen alle über mich her und jubelten wie die Kinder, wenn der heilige Chriſt beſcheert hat. Ich ward zu meinem Rittmeiſter gebracht; wie dieſer rechtſchaffene Mann mich empfing, das will ich auch in meinem Leben nicht vergeſſen. Bei ihm lag ſchon Geld, mich als Bedienter zu kleiden. Der Erbprinz hatte es geſchickt. Dieſer nahm mich in Dienſte, entlies mich nach drei Tagen wieder, beſchenkte mich, gab mir ſchriftlichen Abſchied und ſchickte mich zum Grafen von W., deſſen Jäger ich ward. Die übrigen daſigen Bedienten hatten aber mein gehabtes Schickſal ausgekundſchaftet und nekten mich damit. So bat ich den Grafen um meine Entlaſſung. Er gab ſie mir und ſetzte hinzu, er wolle dennoch weiter für mich ſorgen und mich recht weit weg rekommandiren. Und — ſo kam ich zu meinem ietzigen gnädigſten Herrn.

Guſtaf, der ihm die Hand gibt. Braver Mann — braver Mann! (zu Ferdinand) Ihro Liebden — eine Bitte — dieſer Mann gehört mir zu nach allen Rechten — —

Ferdinand. Nein, nein; er iſt einmahl mein und ich bin froh, daß ich ihn habe.

Amalie, unwiderſtehlich Wenn ich ihn aber mir ausbäte — könnten Sie ihn mir verſagen, gnädigſter Herr?

Ferdinand. Die Frau Gevatterin bringt mich in Verlegenheit. (zum Jäger) Willſt du denn lieber hier dienen, als bei mir?

Jäger, ganz treuherzig. Ich darf dazu nichts ſagen; freilich wohl — —

Ferdinand. Nun, ſo bleib hier, wenn ich fortreiſe. Es iſt auch wahr, du gehörſt nun eigentlich hieher.

Amalie. Ich danke Ihnen, huldreichſter Fürſt, daß Sie mich in den Stand ſetzen, durch eigene Belohnung dieſes gegen mich ſo bravgewesenen Mannes eine meiner erſten Pflichten erfüllen zu können.

Guſtaf. Sonderbar! Nun wäre Alles wirklich wieder beiſammen, was nur zuſammen gehört. Doch — mein Arzt B. fehlt noch. (zu Wilhelmi) Können Sie ihn mir denn nicht widerverſchaffen?

Wilhelmi. Er iſt ein Schweitzer und bleibt dabei, daß er auf keine Weiſe wieder aus ſeinem Vaterlande gehe.

Der Jäger vertauſchte mit Freuden ſeine Uniform, und auf Amalien that der Gedanke, ihrem Retter, was er für ſie gethan, und

gelitten, vergelten zu können, so heilsame Wirkung, daß sie sich sofort äuserstwohl befand.

Nun gingen die Lustbarkeiten am Hofe, in der Residenz und im ganzen Lande an. Luise war selbst mit an Tafel und Gustaf hatte seinen Scherz mit dem Minister über seine erfüllte ehemahliche lateinische Gesundheit nicht wenig. Gegen Abend fuhr der Fürst mit seiner Gemahlin, die den Prinz bei sich hatte, in einem offenen Wagen durch die ganze Residenz, wo er allenthalben erst mit Musik und dann mit Jauchzen empfangen ward. Der ganze Tag ward übrigens bei Hofe ebenso, wie das Vermählungsfest, gefeiert. Gustafs Unterthanen folgten dem Beispiele ihres Herrn. Sie machten sich herzlich lustig, überschritten aber dabei nicht das menschliche Maas. Allenthalben waren Gesetze der Anständigkeit durch gemeinsame Uebereinkunft festgesetzt worden, unter denen das erste war, daß mit Mitternacht, wie bei Hofe, Alles aus einander ginge. Allenthalben war ein Sittenrichter gesetzt, der streng über die geselschaftlichen Gesetze hielte, und dem Alle pünktlich Folge leisteten. So fiel auch nicht eine einzige Ausschweifung am freudigsten der Tage im ganzen Lande vor, und ein ganzes Volk blieb mitten im grossen Volks-

lubel Menſch. Guſtaf, als er hernach hiervon hörte, ſah nun völlig, daß auch in Anſehung der Moral in einem Lande Alles möglich ſei, ſobald der Fürſt nur wollte, und war ſtolz auf ſeine Nation, wie ſeine Nation ſtolz auf ihn war.

Der Freudentag war dahin; aber ſein Geiſt blieb zurück und ſiedelte ſich nun in dieſem Lande erſt recht eigentlich an. Jeder ſah die allgemeine gute Ordnung und die Freiheit in allen ihren Arten nicht nur wiederhergeſtellt, ſondern nun auch geſichert; und ſo war es, als wenn von nun an vom Miniſter an bis zum Taglöhner Alles noch froher und eifriger arbeitete. Lenz aber ward in der Maſſe ſchwächer, in welcher der Miniſter ſtärker zu werden ſchien. Die Aerzte riethen ihm, eine völlige Arbeitpauſe zu machen, und er bat den Fürſten, einige Zeit bei ſeinem Bruder zubringen zu dürfen. Guſtaf billigte das Erſtere, wollte ihn aber durchaus unter ſeinen Augen verpflegt wiſſen. Da Lenz hierüber ſeine Traurigkeit immer ſtärker äuſerte, ſo ward ihm endlich nachgegeben. Guſtaf nahm innigſt gerührt

von ihm Abſchied, und es war, als ſprächen ſeine Augen — dich ſehe ich wohl nicht wieder.

Wilhelmi's vermehrte Thätigkeit zeigte ſich vorzüglich in Anſehung der Reiſeſchreibtafel des Fürſten, welche er, nachdem er ſie mit eigener Hand abgeſchrieben, an den erhabenen Eigenthümer zurückgegeben hatte. Wenn auch der ausführbaren Verbeſſerungsvorſchläge Mehr darin waren, als der unausführbaren: ſo waren doch Viel davon von der Art, daß es nicht rathſam war, eher an ſie zu denken, bis Succeſſion da wäre. Deſſen ungeachtet war ſchon manches Wahrhaftiawohlthätige ins Werk geſetzt worden, und die erſte Aufmerkſamkeit des Miniſters hatten die fürſtlichen Worte auf ſich gezogen — „was helfen alle die ſchönen Schriften, die ſeit einiger Zeit über die Rettung Verunglückter und Scheintodter erſchienen ſind, wenn ſie nicht in Ausübung gebracht werden? In weſſen Kräften ſteht dis aber anders, als in den Kräften der Fürſten? Alſo iſt es eine Fürſtenpflicht, dis zu thun; und alſo — und alſo — —“

Die traurige Gelegenheit zu dieſer kleinen aber herrligen Note hatte ſich dem menſchlichen Guſtaf in einem Dorfe dargeboten, wo er eben dazu kam, als fünf erwachſene Bauernſöhne auf

einmahl begraben wurden. Seine Frage war auf der Stelle, was für eine Epidemie hier herrsche; man antwortete ihm aber, daß die hingen Leute an keiner Krankheit gestorben, sondern bei Ueberfart des benachbarten Flusses ertrunken wären. „Haben denn bei Keinem von so vielen die Mittel, welche man gegenwärtig hat, etwas helfen wollen?“ fragte er schnell weiter. Da erfur er, daß drei davon frühzeitig genug gefunden und aus dem Wasser gebracht worden wären, daß man aber keine Anstalten zu ihrer Rettung weiter zu machen gewust, als daß man sie auf Kopf gestellt. Im grössesten Unwillen darüber hatte er der Gemeine ihre Unwissenheit und Unthätigkeit vorgeworfen; die Gemeine hatte zwar dazu geschwiegen, ihn aber dabei so angesehn, als wenn sie sagen wollte — Ja, wer ist denn Schuld daran?

Nun fehlte es in Gustafs Lande zwar an solchen Rettungsanstalten nicht ganz; aber es ging damit, wie in andern Ländern, daß sie sich nur auf die Städte, aber nicht auf die Dörfer, erstreckten. So traf Wilhelmi nun die gemessenste Verfügung, daß sie im ganzen Lande allgemein würden. Die besten darüber vorhandenen Schriften wurden von der fürstlichen Kammer angeschaft und drei Exemplare

davon jeder Dorfgemeine geſchenkt; wovon eins der Prediger, eins der Schulmeiſter und eins der Schultheis empfing. Dieſe muſten ſie ſtudiren, und es ward ihnen zur Pflicht gemacht, auf die erſte erhaltene Nachricht von Verunglückten an Ort und Stelle zu ſein und nach der gedruckten Anleitung zu handeln. Die Schulmeiſter muſten die Jugend über die groſſen Kapitel der Humanität unterrichten, und die Prediger zuweilen in der Kirche darüber katechiſiren. Jede Gemeine muſte die erforderlichen Werkzeuge und Mittel zur Rettung der Verunglückten aller Art anſchaffen, die der Schultheis in genaue Verwahrung bekam; und oft und zu unbeſtimmten Zeiten muſten die Phiſici im Lande herumreiſen und Nachſicht halten, ob auch Alles bei einander und in gutem Zuſtande ſei. Prämien aber wurden den Helfern nicht ausgeſetzt, weil Wilhelmt glaubte, daß ſie den Karakter der Nation verdürben.

Ebenſo waren auch ſchon mehrere dem Fürſten auf ſeiner Landreiſe gethane Vorſchläge oder von ihm ſelbſt gemachte Anträge realiſirt worden; wie z. E. daß alte Gemeinenſchulden, die nur noch fortdauerten, weil kein Theil ſich zu den Koſten verſtehen wollte, ohne alle Koſtenerſtattung niedergedrückt wurden; daß verſchi-

dene Landstrassen bequemer verlegt wurden; daß ein Kanal gegraben ward, der zwei Flüsse mit einander verband, u. s. w.

Nun aber kam auch die Reihe an die Punkte, die zwar gleich ausführbar an sich waren, deren Ausführung aber in Ansehung der Fortdauer sehr auf Succession beruhete. Hieher gehörte vorzüglich die Verminderung der fürstlichen Jagd- und Lustschlösser. Dergleichen gab es mehr, als zum Ueberflus, im Lande, und sie schadeten der Bevölkerung nicht nur ungemein, sondern beengten auch die angrenzenden Dorfschaften oft dergestalt, daß diese bei aller ihrer Arbeitsamkeit nie zu solchem Wohlstande gelangen konnten, wie andere. Um sie her waren allemahl die grössesten Gärten; zuweilen auch beträchtliche Teiche. Ebenso hatte jedes auch seine Wiesen und andere Ländereien, welche die Kastelläne, Hausverwalter und Aufseher zur Benutzung hatten. So, mit allem Zubehör in Anschlag gebracht, nahmen sie in der That auf das unnützeste einen schönen Theil des Landes ein. Als Wilhelmi diesen Punkt der fürstlichen Schreibtafel in Rege brachte, erklärte sich Gustaf also — —

„Die Jagdschlösser können alle abkommen. Ich habe sie nicht besucht und werde sie nicht besuchen.

besuchen. Ich bin kein Jäger, und, so Gott will, soll in diesem Lande nie ein Fürst Jäger wieder erscheinen. Die Jagd ist und bleibt ein rohes Vergnügen, wird leicht Leidenschaft, wie das Spiel, u. s. w. Es wäre also Thorheit, die Jagdschlösser länger zu erhalten, und, wenn man sie auch einfallen lassen könnte, so ists doch Schade um das Terrain, das sie einnehmen, und alle die Aufseherstellen darin sind weiter nichts, als Stellen privilegirter Müssiggänger. Was die Lustschlösser betrift, so sollen ausser Gustafshöhe nur zwei bleiben, die in den schönsten Gegenden liegen. Aller guten Dinge Drei; daran ists genug. Die Nation hat deshalb nicht zu fürchten, daß ihre Fürsten sie alsdann in den Distrikten nicht mehr besuchen sollten, wo sie keine Schlösser mehr haben. Ein Fürst kann in jedem Privathause ebensogut abtreten und in jeder Hütte ebensogut schlafen, und braucht dazu nicht immer ein eignes Schloß für sich vorzufinden. Wäre dis nothwendig, so lobte ich mir die Schnecke, die, weil sie auch nur in einem eigenen Hause logiren und pernoktiren kann, die Sache wenigstens weniger kostenspielig betreibt und das eigene Haus allerwärtshin mit sich fortträgt."

Wilhelmi lächelte.

Gustaf, mitlachend. 's ist die Wahrheit.

In Folge dieser fürstlichen Erklärung ward sofort eine Kommission nidergesetzt, welche alle die Schlösser, die nun eingehen sollten, bereisen muste, um hernach ihr Gutachten darüber abzustatten, durch welche Art von Veräuserung jedes derselben dem Lande am meisten geholfen wäre. Kaum ward dieses bekannt, so meldeten sich mehrere reiche Partikuliers, die einzelne derselben für sich zu Landsitzen kaufen wollten. Wilhelmi muste die Anträge auf ausdrückliches Verlangen der Kauflustigen melden und setzte hinzu — daß sie sie gut bezahlen würden, ist kein Zweifel; aber — —

Gustaf. Schlechterdings nicht! Ob ein Banquier ein Schlos hat, oder nicht? Damit würde meine ganze Absicht bei der Sache verfehlt. Meinen ärmeren Unterthanen will ich aufhelfen, die zu wenig Acker und Wiesewachs haben; Bevölkerung des Landes will ich befördern; und ich hoffe, daß beides zugleich erreicht werden solle.

Die Kommission theilte in ihrem Berichte sämtliche Schlösser in zwei Klassen ein; in solche, deren Bezirk an angrenzende Gemeinen, die zu kleine Güter hätten, vertheilt werden könnte, und in solche, deren Umkreis,

weil die benachbarten Dorfschaften Ackers genug hätten, neue kleine Kolonien unterhalten würde. Es ward also gleich zur Vertheilung der ersteren gegen einen mäßigen Erbzins geschritten; die Schlösser wurden niedergerissen, die brauchbaren Materialien und die Meublen verkauft, und die Aufseher auf Pension gesetzt. Was aber die letztern betraf, so schlug Wilhelmi vor, daß sie zu guten Fabrikanstalten dienen könnten, und daß dazu weiter nichts nöthig sei, als daß sie öffentlich zu diesem Behufe ausgeboten würden; da sich ausländische Fabrikanten genug dazu finden würden. Dis war ganz nach Gustafs Bevölkerungsplane. Er genehmigte es und sah im kurzen seine beiden Zwecke erreicht. Die ärmeren seiner Bauern wurden so wohlhabend, wie die übrigen, und segneten den wackern Landesvater, der lieber weniger unnütze Landschlösser und mehr nützliche glückliche Landleute haben wollte. Fabrikanten, mehr als Schlösser, meldeten sich aus dem Auslande, legten auf den sonst von Ratzen und Mäusen bewohnten Sälen Manufakturen aller Art an, bebaueten den Bezirk umher für ihre Arbeiter und schufen so diese ehemahligen Einöden in kleine Flecken um, die von Menschen wimmelten.

Ein anderer auf Succeſſion beruhender Punkt, der bald nach Erſcheinung des dritten Guſtafs zur Sprache kam, betraf die Vollkommenheit des Eigenthums im ganzen Lande. Mehr, als zehenmahl, hatte ihn der Fürſt in ſeiner Schreibtafel notirt. Wilhelmi glaubte ſeinen Herrn zwar zu verſtehen, lies ihn ſich aber doch ſelbſt ausführlicher darüber erklären.

„Die Hände, welche ein Menſch hat, ſind doch wohl ſein unbeſtreitbarſtes Eigenthum. Mithin ſoll in meinem Lande ieder Menſch ſeine Hände auf ehrliche Weiſe gebrauchen können, wie er will. Zu nichts in der Welt ſoll erſt Konceſſion geſucht werden dürfen, ſobald es ein nützliches Gewerbe iſt. Ob man es verſtehe, das iſt eigene Sache eines Jeden, und das mus man Jedem ſelbſt überlaſſen; ebenſo mus man ihm aber auch überlaſſen, ob er Luſt dazu habe, und ihm dieſe Luſt nicht beſchweren, noch viel weniger ihn darin hemmen. Man hat ſich häufig gegen mich über verſagte Konceſſionen beklagt; das beſte Mittel iſt alſo, daß Niemand dergleichen mehr ſuchen dürfe. Das Geld ſeither dafür, wenn ſie ertheilt worden, gegeben werden muſte, empört mich vollends; denn mir thut ja Niemand Abbruch damit, er handthiere, wie er wolle, was ſoll er denn

alſo erſt an mich dafür zahlen? Thäte er aber Andern Abbruch, wie kann ich mir Geld dafür geben laſſen, daß ich ihm erlaube, Andern Abbruch zu thun? Es iſt iedoch mit dem ſogenannten Abbruche, den ein Bürger den andern thun ſoll, gar nicht ſo übel, wie man denkt. Das Publikum gewinnt offenbar dabei. Es hat nun die Wahl, bei wem es arbeiten laſſen, von wem es kaufen will u. ſ. w. Wer nun eine Sache zum Beſten macht und zum Beſten hat, der ſetzt ſie zum erſten ab. Würde wirklich irgend eine Erwerbsart zu ſtark beſetzt: ſo wird ein Theil ſich von ſelbſt zurückziehen und eine andere ergreifen. Alſo — nicht nur das geſchloſſene Gilden- und Innungsweſen, ſondern alles Gilde und Innungsweſen ſoll weg. Oder, wollen die Innungen ia fortdauren, ſo ſoll doch keinem, der nicht darin iſt, ihre Arbeit und Handthierung weiter gewehrt werden dürfen. Alle Privilegien, die exiſtiren, hören von nun an auch auf; wer etwas verſteht und treiben will, der gibt ſich ſelbſt das Privilegium dazu. Hat Jemand für die Erneuerung ſeines Privilegiums beim Antritte meiner Regirung etwas gegeben, ſo ſoll es ihm zurückgezahlt werden; Mehr kann er nicht ver-

langen, denn ich hätte sie ihm damals ebenso gut abschlagen können.“

„Ebenso soll von nun an auch Jeder in meinem Lande mit seinem immobilen Vermögen, wie mit seinem mobilen, machen können, was er will. Eins, wie das andere, wenn er sonst in rechtmäßigem Besitze davon ist, ist sein; so muß auch Gebrauch und Genuß des einen für ihn nicht eingeschränkter sein, als Genuß und Gebrauch des andern. Das ganze hier noch übrige Lehenswesen hört mithin auf. Meine Ritter werden dis gern sehen; aber ich verlange auch dafür von ihnen, daß ihre Einsassen auf denselben Fuß gesetzt werden, wie die übrigen Bauern im ganzen Lande. Sollten diese die einzigen minder glücklichen Landleute im Staate sein? Sollten sie, wenn sie um sich her Alle ihrer Art im blühendsten Wohlstande erblicken, einen Versuch machen müssen mit Beten, daß ihre sogenanten Herrschaften ohne Erben stürben, damit sie nur endlich einmahl an mich verfielen? Was für Schaden das Lehenswesen stifte, habe ich leider auf meiner Reise gesehen. Da ist der alte Baron W.. dessen Gut nach seinem Tode an mich verfiele; Alles, was auf die Nachwelt Bezug hat, lässet er eingehen und ist nur bedacht, Geld zusammen zu scharren,

um seine weitläuftigen weiblichen Verwandten zu entschädigen; zu welchem Behufe er dann einen Pachter hat, der einer der ärgsten Bauernplacker in ganz Deutschland ist. Auch dis ist eine Bedingung, die ich meinen Vasallen mache, daß sie von nun an ihre Güter nicht mehr verpachten, sondern entweder selbst benutzen oder administriren lassen sollen; denn ich will durchaus im ganzen Lande keinen Pachter dulden. Diese Art Menschen hat nun einmahl kein Gefühl für den Bauer, schadet dem ganzen Staate und ist, wenn Theurung entsteht, fast immer daran Schuld. Noch willkommener wird die Abschaffung der Lehensverfassung der grossen Anzahl unter meinen Bauern sein, deren Güter auch Lehengüter sind. Mehr, als zehen solcher Güter habe ich gesehen, die aus ähnlichen Gründen keinen bessern Anblick gewährten, als der Rittersitz des Barons W. Nun werden sie bald ein besseres Ansehen gewinnen; nun wird der Bauer nicht mehr fluchen, wenn ihm lauter Töchter geboren werden; nun wird manche arme Waise an Kindes Statt aufgenommen und mancher weitläuftige Verwandte versorgt werden; oder der kinderlose Lehensasse, wenn er hierzu nicht Lust hat, wird sein Gut an einen Andern verkaufen, der

darauf eine zahlreiche Familie bauet. So soll Jeder ohne Unterschied Haus und Hof, Acker und Alles, was er hat, verkaufen dürfen, wie er will. Gerichtlich sollen zwar die Käufe bestätigt werden müssen, damit iede Ortsobrigkeit von ihren Einwohnern die gehörige Kenntnis habe; aber es soll den Leuten dabei auch nicht die geringste Schwierigkeit in den Weg gelegt werden."

„Wie Jeder mit seinem Grunde und Boden thun können soll, wie er will: so soll auch Jeder auf seinem Grunde und Boden thun können, was er will, sobald es ihm nützt und sein Nachbar dadurch nicht der Wut der Elemente Preis gegeben wird. Wer aus seinem Hause einen Garten machen will, der thue es; wer seinen Garten mit Häusern bebauen will, der thue es auch. Wenn vor diesem oder ienem Hause ein neues Gasthofsschild hangt, darnach soll so wenig gefragt werden, als wenn auf dieser oder iener Anhöhe eine neue Windmühle hervorragt. Jeder benutze seinen Grund und Boden nach seinem besten Ermessen. Ich thue im Nahmen aller meiner Nachkommen und auf ewige Zeiten auf alles dagegen streitende Verzicht. Schön ists schon, daß keine Gemeine die andere, kein Bauer den andern

im Gebrauche und Genuſſe eigenthümlicher Ländereien mehr ſtören darf; aber es mus noch beſſer hier werden. Alle Gemeinen, alle Bauren ſollen auch darin von keinem ihrer Fürſten mehr geſtört werden. Nicht nur, wer aus ſeinem Acker eine Obſtplantage, aus ſeiner Wieſe einen Teich machen will, dem ſoll es freiſtehen; ſondern, wer ſein Feld lieber in Buſch verwandeln und im Buſche ſich einen Thiergarten anlegen will, dem ſoll es auch verſtattet ſein. Ja, das Recht des eigenthümlichen Grundes und Bodens ſoll ſich nicht nur bis auf Pflugtiefe oder Ellentiefe erſtrecken, ſondern ſo weit und tief Jeder graben und bohren will. Was er da findet, iſt ſein, als wenn er es auf der Oberfläche fände. Findet er Porcellanerde, ſo kann er damit handeln, wie er will. Er kann ſie verkaufen; er kann ſelbſt eine Fabrik anlegen. Alles nach ſeinem Gefallen. Findet er Kalk, ſo ſtehe es bei ihm, ob er einen Steinbruch verſuchen wolle; gelingt dieſer und er hat Luſt zur Kalkbrennerei, ſo etablire er ſie, wie die Ziegelſcheunen. Ich begreife das Recht nicht, das ich dazu hätte, wenn ich behaupten wollte, daß unter dem Grunde und Boden meiner Einwohner in einer gewiſſen Tiefe im ganzen Lande wieder mein

Grund und Boden angehe. Geht denn etwa in einer gewissen Höhe der Atmosphäre auch eine Eigenthumsatmosphäre im ganzen Lande für mich an? Nein, ich gehe so weit, daß Jeder, wer einen Berg hat, ihn nicht nur eben mit Weinstöcken bepflanzen, sondern auch in seinen Eingeweiden Erzgruben anlegen möge, wenn er sich gute Ausbeute davon verspricht."

Da Gustaf diese seine Willensmeinungen dem Minister schriftlich übergab: so bat sich letzterer einige Zeit aus, um darüber nachzudenken. Er machte hernach verschidene Einwendungen dagegen; der Fürst beharrte aber durchgängig dabei. „Ich will an die Stelle des Spielgeistes, schloß er, den Spekulationsgeist in meinem Lande versetzen; das ist ein guter Geist. Meine Bürger und Bauern sollen über ihren Wohlstand raffiniren lernen. Es fehlt nicht an klugen Köpfen unter ihnen; kluge Ausländer, wenn sie davon hören, werden sich dazu gesellen; Stof zur Bearbeitung liegt noch genug roh da; lieber Minister, Sie sollen Ihr blaues Wunder sehen."

Die Lehensverfassung ward also abgeschaft und die übrigen Verfügungen, die Vollkommenheit des Eigenthums betreffend, wurden

öffentlich bekannt gemacht. Alle, die Privilegien beſaſſen, kamen zwar dagegen ein, wurden aber mit der eigenhändigen Replik des Fürſten zurückgewieſen, daß es wohl erhört ſei, daß Theile für das Ganze litten, aber nicht umgekehrt. Gegen einen der Misvergnügten kamen jedoch immer Tauſende von Frohlockenden, und auch jene beruhigten ſich endlich. Sie erhielten das Löſungsgeld zurück und ſuchten das, was ſie durch die allgemein wohlthätigen Neuerungen auf der einen Seite einbüſſten, auf einer andern wieder zu gewinnen. Die Rege, welche nun vollends unter allen Einwohnern des Landes entſtand, übertraf Alles, was die Geſchichte der Staaten von der Art aufzuweiſen hat, und erregte den Neid aller benachbarten Völker. Jeder wünſchte unter Guſtafs Flügeln leben zu können; viel ausländiſche Reichen wanderten ein; Häuſer und Güter ſtiegen im Preiſe; allenthalben wuchſen neue Anlagen empor; Guſtaf ward in allem Verſtande in der Maſſe auch reicher, in der ſein Volk wohlhabender ward; ſeine Einkünfte wurden gröſſer, ohne den geringſten Menſchendruck zu veranlaſſen; noch gröſſer aber ward ſeine Freude, die er allemal empfand, ſo oft er auch nur einen

Spaziergang auf Stundenweite von der Residenz machte.

Noch ein anderer wichtiger Punkt, der zu derselben Zeit reguliert ward, war die Erleichterung der Theilnahme der Landeseinwohner an den Waldungen des Landes. Gustaf hatte auf seiner Reise über den Holzartikel so viel Klagelieder gehört, daß er bald, wenn er dergleichen wieder hörte, blos einen Baum in seine Schreibtafel zeichnete, der ihn daran zurückerinnern sollte. Für Wilhelmi war dieser Umstand um so auffallender, weil er es gewesen war, der den großen Wald bei M. niederzuschlagen angerathen hatte. Es zeigte sich aber bald, daß die Klagen keineswegs den Holzmangel, sondern die Holztheurung betrafen.

Gustaf fragte zuförderst den Minister, ob er über folgende Grundsätze mit ihm einig sei — — Holz ist, wie Brodt, ein für alle Menschen unentbehrlicher Artickel — das Holz in einem Lande wächset eigentlich und zuerst für die wirklichen Einwohner desselben Landes — das Bauen mit Holz ist die nützlichste Verwen-

dung des Holzes — —. Wilhelmi konnte nicht anders, als beipflichten

„Gut, verſetzte Guſtaf, ſo wollen wir von dieſen drei Grundſätzen ausgehen. Mein Herz hangt noch an einem vierten, der mich wenigſtens bei dem ganzen Arrangement, das jetzt getroffen wird, im Stillen leiten ſoll. Ich denke nehmlich oft, obs die Natur mit ihren Waldungen nicht ebenſo habe achalten wiſſen wollen, wie mit ihren Waſſerquellen, aus welchen Jeder, wen dürſtet, ſeinen Durſt löſchen darf. — — Die Bewohner meiner Dörfer haben es in Anſehung des nothdürftigen Brennholzes offenbar beſſer, als meine Städter. Jene haben faſt alle ihre eigenen kleinen Holzſchläge, und wenn ſelbige auch nur in Weiden und Rüſtern beſtehen, die ſie köpfen; dieſe aber müſſen jeden Scheid Holz kaufen. Wie können dis die Armen, deren doch, ſo lange es Städte geben wird, jede Stadt hat? Wir haben Brodt und Holz in Paralliele geſtellt. Nun reichen wir ja aus den Armenkaſſen Leuten, die kein Brodt verdienen können, Brodt; was folgt daraus? Dis doch wohl nicht, daß ſie das Geld, daß ſie zu Brodt bekommen, für Holz ausgeben ſollen? So fröre ſie zwar nicht, aber es hungerte ſie dafür. Für die wirklichen

Armen mus alſo in Anſehung des Brennholzes eine beſſere Anſtalt getroffen werden, als ſeither. Soll das Allmoſen, das ſie bekommen, etwa vermehrt werden? So müſten auch die Beiträge zu den Allmoſenkaſſen vermehrt werden; wie kämen aber die beitragenden Bürger zu dieſer neuen Verpflichtung, da der Ueberflus des Holzes allein ſchon ſie derſelben überheben kann? Die Tage zu vermehren, an welchen jeder Arme hingehen und ſo viel Holz brechen darf, als er will, halte ich nicht für rathſam. Vielmehr ſollen dieſe Tage ganz abgeſchaft werden; denn die Waldungen werden dadurch offenbar ruinirt. Auch iſt durch die Erlaubnis, ſelbſt zu brechen, und wenn ſie jahrauslahrein Platz fände, gerade dem ärmſten Theile der Armen, den abgelebten und kranken Armen, ganz und gar nicht geholfen. Ich will alſo, daß alle wahre Arme, die Holz noch weniger, als Brodt, verdienen können, ihr Brennholz ganz unentgeldlich aus meinen Waldungen erhalten ſollen. Jede Ortsobrigkeit ſoll jährlich das Verzeichnis derſelben und die Summe ihrer Nothdurft bei meiner Kammer einreichen; darauf ſoll beim Holzſchlage Rückſicht genommen, ja, es ſoll noch allemahl auf Ueberſchus dabei gedacht werden. So iſt mei-

nen Armen geholfen, und ich bin lebendig überzeugt, daß die Waldungen hierdurch weniger verliehren, als durch das eigene Brechen des Holzes. Dis ist also das Erste, was sogleich einzurichten wäre. Wenn die Bürger, welche Pferde und Wagen halten, sehen, daß ich ihnen mit meinem Beispiele vorgehe, so werden sie mir gewis nachfolgen und sich an jedem Orte vereinigen, das den Armen unentgeldlich abgelassene Holz auch unentgeldlich vor ihre Thüren zu fahren."

„Sodann ists ja doch in der That enorm, in welchem Preise jetzt das Holz aller Art steht. Hält man den Preis vor hundert Jahren dagegen, so erschrickt man vor der Last, die der Menschheit aufgelegt ist. Und wohin soll das endlich aus? Ich weis wohl, daß das Holz in andern Ländern noch theurer sei, als hier; dis macht aber meine Sache nicht aut. Auch bei mir ist das Holz theurer, als es sein mus, wenn auch der wohlhabende Bürger sich nicht gedrückt fühlen soll. Man hat mir gesagt, daß die Ausländer und die Verflösser daran Schuld wären. Diese überböten sich selbst, und dann nähme man den gesteigerten Preis auch für die inländische Konsumtion an. Das ist aber die höchste Unbilligkeit und streitet gegen

den zweiten Grundsatz, den wir festgesetzt haben. Daß Ausländer und Verführer das Holz hier ebenso bezahlen, wie sie es anderwärts bezahlen müssen, das lasse ich mir gefallen; warum sollten sie den Gewinn allein haben? Für alle Einwohner dieses Landes aber soll von nun an und auf ewige Zeiten ein gemäßigter Holzpreis ausgemacht werden, der das Mittel zwischen dem gegenwärtigen und dem vor hundert Jahren hält, und bei dem es, so lange Holz hier wächst, sein Verbleiben haben soll. So wollen es Gott, die Natur und die Humanität, so werden die Völker bei Zufriedenheit erhalten, und so ist ein Punkt mehr beseitiget, der sie zu Staatsumwälzungen antreiben könnte; dahingegen unerschwingliches Steigern der ersten, nothwendigsten Bedürfnisse ebenso, wie das Monopolium mit selbigen, auch die vernünftigste Nation endlich rasend macht."

„Und nun noch der dritte Theil des neuen Holzwesens! Ich habe mir sagen lassen, daß das sogenannte Nutz- oder Bauholz verhältnißmäßig noch höher gestiegen sei, als das Brennholz. Ich bin erstaunt, als man mir berechnete, daß jetzt eine bloße Hütte zu bauen so viel koste, als vor dreißig Jahren noch ein großes Haus. Daß es nun in Ansehung desjenigen

Bauholzes,

Bauholzes, das ins Ausland verfahren werden kann, bleibe, wie es jetzt ist, dagegen habe ich wieder nichts; aber für meine Unterthanen soll sich die Sache nun gerade umkehren. Unser dritter Grundsatz besagt, daß das Bauen mit Holz die nützlichste Verwendung des Holzes sei; folglich soll das Bauholz hier verhältnismässig in noch gemässigteren Preisen zu ewigen Zeiten stehen, als das Brennholz. Die Natur der Sache gibt ja schon diesen Rath. Beim Brennholze kann allerdings Jeder, wer nur will und seine Leute dazu anhält, eher Ersparnis machen, als beim Bauholze. Was einmahl zu einem Hause gehört, das mus sein; auch ists besser, daß man so dauerhaft baue, als möglich. Wie viele werden jetzt durch die ungeheuren Preise der Hölzer vom Bauen abgeschreckt! Wie vereinigt sich dis aber mit meinem Wunsche nach Anbau und Bevölkerung meines Landes? Also — lieber Minister, richten Sie auch diesen Punkt ganz nach meinem Willen ein. Wir werden dadurch bald schönere Städte erhalten; diejenigen Stände, welche von Bauten leben, werden mehr Nahrung haben, und es werden Reihen von Häusern aufwachsen, wo wir nimmermehr eine Hütte erwartet hätten. Ja, das Bauwesen soll den

Leuten so leicht gemacht werden, als möglich. Wer nicht gleich das nöthige Holz baar bezahlen kann, dem soll es gestundet werden. Jeder soll sich selbst die Termine dazu setzen dürfen; und wenn sie auf zehen Jahre hinaus reichten."

Wilhelmi, der den guten Holzzustand des Landes kannte und der Nation iede Erleichterung so gern gönnte, als ihr Fürst, hatte es blos noch mit Verhinderung der Unterschleife zu thun, die dabei getrieben werden könnten. „Das ist Sache meiner Kammer, versetzte Gustaf; ich habe aber zu meinem Volke ein zu unbegrenztes Zutrauen, als daß ich es so einer Undankbarkeit fähig halten sollte. Ereignete sich ja der Fall, so könnte die Strafe darauf gesetzt werden, daß der Unterschleifmacher hernach sein nöthiges Holz so theuer bezahlen müsse, wie der Ausländer."

Die Nation, als sie von dieser fürstlichen Einrichtung hörte, sah sie als die Krone an, welche Gustaf auf alle seine übrigen Werke setze, und vergötterte ihn nun fast. — Ebenso wurden nach und nach auch noch alle übrige Verbesserungen, die die unschätzbare Schreibtafel enthielt, bewirkt, und Gustafs Land näherte sich dadurch dem realisirten Ideale eines

vollkommenglücklichen Landes mit iedem Jahre mehr.

Lenz kam nicht wieder. Gustaf schickte zu mehreren mahlen Aerzte hin, lies den dortigen Arzt über seinen Zustand Bericht erstatten, konsulirte allenthalben Männer von medicinischem Rufe, lies ganze Fakultäten ihr Gutachten geben — — Alles lief darauf hinaus, daß Lenz nur bei gänzlicher Geschäftslosigkeit noch einige Jahre leben könne. „So will ich ihm diese nicht rauben“ hatte der dankbare Fürst gesprochen und ihm eine ansehnliche Zulage gethan, um sich iede noch so kostbare Stärkung verschaffen zu können. Die Nachricht von Lenzens Tode kam kurz vorher an, als Luise das Land schon mit dem dritten Prinzen beschenkte.

Wilhelmi, der nichts davon wuste, fand seinen Herrn in tiefer Traurigkeit, glaubte, daß diese etwa von Besorgnissen über Luisens bevorstehende Niederkunft herrühren möge, und wollte ihn durch Zurückerinnerung an ihre zwei ersteren glücklichen Entbindungen trösten.

Gustaf. Ach, das wird schon gut gehen, daran zweifle ich nicht. Aber — mein Leon ist nicht mehr.

Wilhelmi, in voller Simpathie. Ist er nun todt? Der Wackere! Der treue Theilnehmer an allen ehemahligen Leiden! Der Starke, der mich so oft stärkte! — Die Aerzte hatten sein Leben ungefär bis itzt bestimmt.

Gustaf. Ich weis es. Aber es thut weh, einen braven Diener zu verliehren. Zum ersten mahle empfinde ich dis heute.

Wilhelmi. Heil Ihnen von Ihrem eigenen Herzen für diese Denkart! Die Vorsehung wird Sie dafür immer mit Männern umgeben, die Ihr Vertrauen zu verdienen suchen werden.

Gustaf. Ach ia, ia, für einen Fürsten ist kein grösseres Gut, als treue Räthe. Wie kann er denn Alles mit eigenen Augen sehen? Viel mus er immer durch ihre Augen sehen; wenn nun diese mit Eigennutz, Unpatriotismus und Bürgerhas gerichtet werden? Noch weniger kann er Alles mit eigenen Händen thun; das Meiste will er ia blos, daß es geschehe. Durch seine Räthe mus es geschehen. Fehlt es diesen an Biedersinn und Menschenliebe, so geschieht sein bester Wille entweder gar nicht, oder doch nur halb. Ich

kann mir es gar nicht vorstellen, wie ein Fürst undankbar gegen einen braven Diener handeln könne, und wenn der Undank auch nur darin bestände, daß er ihn bald vergessen könnte.

Wilhelmi. Man betrachtet uns als Werkzeuge, die, wenn sie durch langen Gebrauch zerbrechen, auf die Seite geworfen werden, und ruft blos dazu — Andere her!

Gustaf. Das — Andere her — möchte immerhin sein, weil der Staat durch den Tod seiner öffentlichen Personen nicht leiden darf; wie diesen Andern aber zu Muthe werden mag, wenn sie das Schicksal der baldigsten Vergessenheit sehen, welches ihre Vorgänger haben?

Wilhelmi. Dafür gehts dann auch so, gnädigster Herr, wie es größtentheils geht. Die Nachfolger spiegeln sich wirklich an diesem Schicksale ihrer Vorgänger und sorgen bei Zeiten selbst auf Unkosten der Völker für die Ihrigen, weil sie in voraus wissen, daß diese nach ihrem Tode ebenso werden verlassen, wie sie selbst vergessen, sein werden.

Gustaf. Das thut mir am meisten weh, daß Lenz gar keine Familie hinterlässet. So bin ich gar nicht im Stande, mein immerwährendes Andenken an ihn durch immerwährende thätige Dankbarkeit zu bezeugen. Ich kann

nichts, als ihm eine Urne ſetzen. Dis ſoll geſchehen auf Guſtafshöhe in der Roſenlaube. — Ach lieber Miniſter, und dann miſcht ſich heute in meine traurigen Empfindungen noch die bange Ahndung davon, wie mir vollends einſt ſein werde, wenn Sie mich verlaſſen werden.

Wilhelmi. Ich verlaſſe Sie nicht. Meine Konſtitution verkündigt mir einen andern Tod und ich hoffe bei Ihnen zu bleiben bis an den letzten Augenblick. Sie werden mich ſterben ſehen — denken Sie an mich.

Guſtaf. Das ſoll eben nicht ſein; Sie ſollen nicht ſterben.

Wilhelmi, mit philoſophiſchem Lächeln. Alſo — auch der beſte Fürſt kann einmahl von ſeinem Miniſter zu viel fordern? Laſſen Sie mich immer auch ſterben; der Tod hat auch ſein Gutes für uns Alle.

Guſtaf. Nun, ja doch, ſterben zwar, aber nicht eher, als ich.

Wilhelmi. Das wünſchen Sie ja nicht; das wäre ein gros Unglück für das Land. Aber — ſein Sie getroſt; ſo geſchwind ſterbe ich noch nicht, das glaub' ich nun ſelbſt. Die immer ſtärker werdende Befeſtigung des Heils des Vaterlandes befeſtigt auch in der That meine vor einiger Zeit gewankte Natur.

Der Leibjäger trat freudig herein und verkündigte die eben erfolgte glückliche Geburt eines dritten Prinzen.

Wilhelmi, ganz auſſer ſich. Wenn das ſo fortgeht, ſo glaub' ich bald ſelbſt, daß ich in meinem Leben nicht ſterbe. (geht an den Fürſten) Sehen Sie, ſo folgt auf Leid immer Freude wieder. Kommen Sie zu der Gebenedeieten, welche Sie und Ihr ganzes Land ſo hoch ſegnet.

Wilhelmi führte Guſtaf zu ſeiner Gemahlin und wollte an der Thüre zurückgehen.

Luiſe. Nein, kommen Sie nur mit herein! (zu Guſtaf, mit nach ihm ausgebreiteten Armen) Nun, mein Theuerſter, was ſagen Sie zu mir? Bin ich nicht eine gute Landesmutter?

Guſtaf, an ihre Bruſt ſich ſenkend. Ach — meine Geliebteſte — meine Ewiggeliebteſte — Gott macht mich doch ganz unausſprechlich glücklich durch Sie.

Luiſe. Es iſt unmöglich, daß Sie ſich ſo glücklich fühlen können, wie ich mich. Ich zerſchwebe faſt in Wonne.

Guſtaf. Drei Söhne — drei Söhne!

Luiſe. Ja wohl, ja wohl! (äuſerſtgeſpannt) Und einer immer ein lieberer Engel, als der andere!

Guſtaf. Drei Söhne von einer ſo guten Mutter!

Wilhelmi, in einiger Entfernung. Glückliche Eltern! Seliges Vaterland!

Guſtaf. Ja, und wiſſen Sie, was mein Miniſter ſagt? Nun will er auch in ſeinem Leben nicht ſterben.

Luiſe, heiter, wie eine Verklärte. Recht ſo! Recht ſo! Das Sterben ſoll auch nun abkommen; wir wollen Alle nicht ſterben. Mir iſt ganz erſtaunendwohl — ganz erſtaunendwohl — (greift ſich vors Herz) Ach — Ach —

Guſtaf, ſich entſetzend. Was denn? Was denn?

Luiſe, mit hochaufſteigender Bruſt. Ach — Ach! (hebt die Arme gen Himmel) Hab' ich doch meine Beſtimmung erfüllt! (läſt die Arme ſinken und ſtirbt)

Guſtaf ſtand, wie ein Stein; Wilhelmi ſtand, wie ein Stein. Die Accoucheuſe drängte ſich zwiſchen ſie durch, ſah, was ge-

schehen war, sprang an die Thür und schrien — Hülfe!

Karl war der Erste, der herzu eilte; ihm folgten alle Bedienten, die im Schlosse waren. Jeder glaubte, es sei Feuer. Sobald man gesehen, was sich ereignet hatte, lief Alles aus einander, um Helfer zu schaffen. Karl war der Einzige, der zurück blieb, um den Fürsten, oder seinen Vater, wenn sie umsänken, aufzufangen.

Die Aerzte kamen — die Wundärzte kamen — Alles ward versucht; Luise blieb todt und war durch Schuld der Natur in ihrem Blute erstickt.

Gustaf ward aus einem Steine plötzlich wieder das bewegungvollesie Wesen, war äusserstthätig bei den letzten Rettungsversuchen, sprach, da er sah, daß Alles nichts half, ganz ruhig und als wenn ihm gar nichts wäre — sie hat ihre Bestimmung erfüllt und ich will die meinige erfüllen — ging auf sein Zimmer und — schrieb Trauerbriefe.

Wilhelmi, der kurz vorher nie hatte sterben wollen, wünschte auf der Stelle sterben zu können, und ward zu Bette geführt.

Amalie, die kaum das Kindbette verlassen hatte, lies sich, als ihr die entsetzliche Geschichte

beigebracht ward, den neugebornen Prinzen bringen und bestimmte ihm sogleich ihre zweite Beust.

Karl wollte eben einen Kourier an Fürst Ferdinand abfertigen, als dieser von ungefär zum Besuche kam.

Ferdinand, als er die Schreckenspost an Ort und Stelle selbst erhalten, drängte sich zu seinem Freunde Gustaf ein, von dem der Leibjäger erzählte, daß er in aller Ruhe sitze und schreibe. Karl begleitete ihn dahin.

Gustaf, wie ein Held an Ferdinand die Hand reichend. Sie kommen, wie gerufen. Eben ist meine Luise gestorben — und zwar ganz unpäßlich. Der Brief an Sie ist schon fertig. Allewelle schreibe ich an Luisens Eltern.

Ferdinand, über Gustafs unerwartete und unbegreifliche Ruhe in äuserster Verlegenheit. Ich beklage — ich beweine — (fällt ihm um den Hals) Ach Gott, welch ein Unglück — welch ein Unglück!

Gustaf, ohne aus seiner Stimmung zu kommen. Ja freilich ists das; indessen, wer kann sich helfen — es ist einmahl geschehen, und ich habe mich darüber gefasst. Ihr letztes Wort war — hab' ich doch meine Bestimmung erfüllt — und so mus mein erstes

Wort ſein — ich will meine Beſtimmung auch erfüllen.

Karl, als er dis Alles gehört, eilte zu ſeinem Vater, um ihm ſeine Unruhe und Angſt Guſtafs wegen zu benehmen. „Der Fürſt iſt völlig gefaſſt; kommen Sie, Vater!“ Wilhelmi bekam Herz, erhub ſich von ſeinem Lager und ging mit.

Guſtaf, als er den Miniſter erblickt. Wo ſo lange? Befanden Sie ſich übel? Ja, ja, man ſiehts Ihnen an.

Wilhelmi, der wohl Thränen, aber keine Worte, hat. Jammer — Jammer — um meine Fürſtin und um Sie — — (breitet die Arme nach ihm)

Guſtaf, geſetzt. Nicht ſo! Sein Sie Philoſpoh! Mit uns Menſchen iſts nicht anders. Heute roth, morgen todt. Auch iſt dergleichen gar nichts Neues. So ſtarben ſchon viel Mütter kurz nach der Entbindung. Daß es dismahl eine Fürſtin trift, macht den Vorgang nur wichtiger. Die Natur agirt aber bei einer Fürſten Mutter nicht anders, als bei jeder andern Mutter. Das ſchreibe ich auch eben ihren Eltern.

Wilhelmi konnte nichts, als ſtaunen. Mit offenen Munde machte er blos den halb-

trunknen Zuhörer, während daß Gustaf über Luisens Tod immer so fort philosophirte, bis ihn Ferdinand unterbrach.

„Wollen Sie nicht etwa mit den Aerzten über sich selbst sprechen, Geliebter? Etwas dürften Sie doch wohl thun müssen.“

Gustaf. Ich? Mir fehlt ja nichts. Im Gegentheil — mir ist wohl. (nimt den Brief an Luisens Eltern in die Hand und lieset)

Ferdinand gab den Uebrigen einen Wink und ging mit ihnen in Wilhelmi's Zimmer. Ein Arzt, der bei der Hand geblieben war, ward unterdessen zu Gustaf geschickt.

Ferdinand. Das ist kein natürlicher Zustand. Was meinen Sie?

Wilhelmi. Es könnte ja wohl ein ganz besonderer Beistand sein, den ihm Gott schenkte. Er ist ja ein so guter Fürst.

Ferdinand. Dergleichen Beistand könnte ihm doch nur durch Religion und Philosophie zu Theile werden; aber dazu ists zu früh. Wenns nach vier Wochen wäre. Denken Sie doch nur an die vorigen Zeiten; er ist ja noch derselbe Mann.

Karl. Mir ist nun auch nicht mehr wohl darüber zu Muthe. Es ist zu viel, was er leistet.

Arzt, der dazu kommt. Ich bin ganz kurz abgefertigt worden. (zuckt die Achseln) Meine Hülfe sei nicht nöthig, heisst's.

Ferdinand. Meinen Sie das auch? (der Arzt schüttelt den Kopf) Was halten Sie von seinem Zustande?

Arzt. Es ist Ueberspannung, die Fühllosigkeit erzeugt hat.

Ferdinand. Wohin wird diese führen?

Arzt. Das kann ich nicht bestimmen; ich fürchte aber — Alles.

Ferdinand. Wie lange wird sie noch dauren?

Arzt. Keine vier und zwanzig Stunden.

Ferdinand zu Wilhelmi, der die Hände ringt. Ich bleibe hier — sein Sie ruhig!

Der Arzt ward von Ferdinand auf die Seite geführt, der sich lange mit ihm unterhielt. Drauf entfernte sich Ferdinand mit Karln über zwei Stunden. Wilhelmi apostrophirte unterdessen unaufhörlich Lenzens Schatten und wünschte sich zu ihm. Karl kam zurück; Ferdinand aber verfügte sich zu Gustaf und war lange bei ihm allein.

Ferdinand bei seiner Zurückkunft, zu Wilhelmi. Noch ist der Zustand derselbe. Ja, er hat ganz kaltblütig mit mir über die Beerdi-

gung gesprochen. Drei Tage soll die Leiche noch hier bleiben; dann soll sie nach Gustafshöhe abgeführt werden, wo er die Einsenkung in der Rosenlaube selbst besorgen will. Dis wird sich wohl verbieten; es ist aber gut, daß wir wissen, wo er sie begraben haben will. — Sein Sie nur über Alles ruhig; es komme, wie es wolle — es ist auch auf den äußersten Fall gesorgt.

Wilhelmi sas in sich versenkt und sah in die Zukunft hin, wie wenn er an einem Herbstmorgen ins freie Feld hinsähe. Bald stieg Nebel vor ihm auf; bald fiel er wieder; bald ward der Nebel wieder so dick, daß er ihm alle Aussicht verbarg. Gustafs philosophische Periode hatte aber noch früher ein Ende, als der Arzt vermuthete. Ferdinand, der immer bei ihm ab- und zuging, brachte die Nachricht, daß er dafür halte, jetzt geschehe der Transitus.

Arzt. Wie zeigt er sich?

Ferdinand. Mein Freund sieht vor sich hin und scheint sich nicht mehr um das, was um ihn her vorgeht, zu bekümmern.

Arzt. Nun, so gehts noch; ich fürchtete etwas Schlimmeres.

Ferdinand beſtätigte nach einem abermahligen Beſuche ſein Urtheil aufs neue; Alle verfügten ſich zu Guſtaf.

Die Verwandlung war ſchon vollendet. Der unglückliche Fürſt war der Auſſenwelt gänzlich abgeſtorben; alle ſeine äuſerlichen Sinne ſchliefen. Ob er aus ſich Gedanken ſchöpfe, oder ob er das Geſchehene rekapitulire, oder ob er in Fantaſieen ſchwebe, oder ob er ganz ebenſo gedankloſ, wie ſinnloſ, ſei, war nicht zu beſtimmen; doch glaubte der Arzt das letztere. Man machte allerlei Verſuche, ihn zum Aufmerken zu bringen, die aber insgeſamt fehlſchlugen. Man redete ihn an; man fragte ihn; man ſtellte ſich vor ihn hin; man machte plötzliches Geräuſch — er nahm an nichts Theil. Amalie ward gerufen; auch ſie bewirkte keine Veränderung. Die beiden kleinen Prinzen wurden zu ihm geführt und liebkoſeten ihn; er ſchien ſie nicht zu bemerken.

Wilhelmi, in Verzweiflung. Nun, gute Nacht, o Welt! Gehab dich wohl, Vaterland! Das iſt derſelbe Zuſtand wieder, in dem er einſt war, und noch um viel Grade höher.

Arzt. Ich glaube das nicht.

Ferdinand. Sagen Sie mir, könnte dieſer Zuſtand permanent werden?

Arzt. Nein; auch er iſt bloſſer Tranſitus.

Ferdinand. Tranſitus — wozu?

Arzt. Ich hoffe — zur Vernunft, und durch dieſe mit der Zeit zu wahrer philoſophiſcher Ruhe. Voran wird freilich erſt ein ſtarkes Gefühl des erlittenen Verluſts gehen.

Ferdinand. Iſt ihm iezt durch Nichts zu Hülfe zu kommen? Wäre ein Aderlas nicht gut?

Arzt. In den erſten Tagen nicht, gnädigſter Herr; hernach aber. Jetzt iſt das beſte, wir laſſen ihm völlige Ruhe. Ich hoffe, daß Alles gut gehen ſolle. Sehr lange wird der gegenwärtige Zuſtand auch nicht dauern.

Ferdinand. Was machen wir aber mit der Leiche, wenn ſie nicht mehr zu halten iſt?

Arzt. Es iſt ſehr zu wünſchen, daß er ſie nicht wieder ſehe; und dazu iſt dieſer ſein Zuſtand wenigſtens gut.

Wilhelmi, die Worte halb verſchluckend. Er wird nicht wieder nach ihr fragen.

Luiſens Leichnam forderte ſeine Beerdigung mit aller Macht der Fäulnis. Amalie nahm das traurige Geſchäft auf ſich, ſolche auf Gnaſaſohöhe zu bewerkſtelligen. Eine Stunde vorher,

vorher; ehe man mit der Leiche abfur, endigte sich Gustafs Sinnlosigkeit. „Wo ist meine Luise?“ war seine erste Frage.

Ferdinand. Sie ist schon begraben.

Gustaf. So mus ich hin und sie wieder herausnehmen lassen; ich mus sie noch einmahl sehen.

Man suchte ihm diesen Einfall auf alle mögliche Art auszureden; aber er beharrete dabei und befohl, auf der Stelle anspannen zu lassen. So erfur er dann, daß sie eben erst begraben werden solle, und drang darauf, sie sogleich noch einmahl zu sehen und dann nach ihrem Grabe zu begleiten. Das Letztere verbat der Arzt schlechterdings; vor dem erstern aber warnte er ihn, weil der Anblick der Fürstin schaudererregend sei. Gustaf drang durch und ward ins Leichenzimmer begleitet.

Amalie, als sie ihn eintreten sah, eilte ihm entgegen und bat ihn, sich nicht von neuem auszusetzen.

„Ich will — ich mus meine Luise noch einmahl sehen.“

Der Sargdeckel ward abgenommen. Fürchterlich unscheinbar lag da eins der ehemahligen schönsten weiblichen Geschöpfe und erregte in derselben Masse Entsetzen, wie es noch vor

wenig Tagen allgemeine Bewunderung erregt hatte. „Das wäre ſie?“ rief Guſtaf aus, ſank um und ſank in Amalieus Arme. Man brachte den ohnmächtigen Fürſten in ſein Schlafkabinet, und Amalie eilte in gröſter Geſchwindigkeit mit der Leiche fort.

Als Guſtaf wieder zu ſich kam, wurden ihm einige Stärkungen gereicht. Das Gefühl ſeines groſſen Verluſts ergrif ihn nun allgewaltig und er fing an jämmerlich zu klagen. Man muſte ihm alle drei Prinzen bringen, und er ſegnete ſie ein, wie ein abſcheidender Vater. Den Neugebornen nahm er in ſeine Arme, und ſragte ihn — du ärmſter unter uns Armen, wer wird nun deine Mutter ſein? „Amalie, fiel Wilhelmi ſchluchzend ein; ſie ſäugt ihn neben ihrem Kinde.“ Da weinte Guſtaf überlaut. Der Arzt beredete ihn nun zu einem Aderlaſſe und machte ihm auf einige Tage ſelbſt den Tiſchzeddel. Guſtaf klagte jämmerlich fort und fühlte ſich ſchwach. Ein langer Schlaf ſtärkte ihn zwar; aber er erwachte und klagte zugleich wieder. Amalie begab ſich nach ihrer Rückkehr allein zu ihm.

„Tiefgebeugter Herr, ich habe Ihre Stelle vertreten und ſie ruhet nun in meinem Grabe.“

Guſtaf. Ich danke Ihnen. Ich habe meine Schuldigkeit nicht erfüllen können; aber ich wills gutmachen, wie ich Alles gern gutmache, und ihr bald auf immer dahin folgen.

Amalie. Einſt, ja, wollen wir ihr Alle folgen. Erſt aber wollen wir thun, was ſie ſo gern gethan hätte und die Hofnungen des Landes erziehen.

Guſtaf, die Hände empor hebend. O wie könnte ich meinen Verluſt lange überleben? Ich habe zu viel verlohren. (ſeufzt mit aller Herzenskraft) Ach Gott — ach du mein Gott!

Amalie. Ja, Sie haben unausſprechlich viel verlohren. Eins Ihrer ſanfteſten und heiligſten Verhältniſſe iſt zerſtört; aber zwei ſind noch da und ſtehen unerſchütterlich feſt — das Verhältnis zu Ihren Prinzen und das Verhältnis zum Vaterlande.

Guſtaf. Ach — dieſe drei ſind Eins. Mit Zerſtörung des Einen davon — —

Amalie, ihn nicht ausreden laſſend. Nein, gnädigſter Herr, ſo dürfen Sie nicht fortdenken, und alſo werden ſie auch nicht ſo fortdenken. Ihr edles Herz wird ſelbſt Ihnen zu Hülfe kommen, und ſie werden als derſelbe religiöſe Beiſpielgeber, der Sie bei ieder Gelegenheit ſo gern ſind, auch für die äuſerſte

Lage des Lebens Ihrem Volke ein Exempel hinstellen, das alle Ihre vorigen übertrift. Noch ists zu viel für Sie; noch begehrts kein Mensch von Ihnen; noch verlangen Sie es von sich selbst nicht. Wenn aber erst der Gedanke — Hier ist keine menschliche Schuld, sondern blos Verfügung des Höchsten — von Ihnen recht deutlich gedacht werden wird; wenn sich die Vorstellung ebenso deutlich dazu gesellen wird — den Fügungen des Höchsten sich unterwerfen und sie mit Ergebenheit gutheissen ist die höchste Weisheit, ist thätige Religiosität — dann, dann, o mein geliebtester Fürst — —

Gustaf, tief durchdrungen von dem, was er gehört. Ich weis nicht, wie es ist. Diesmahl verlässet mich Alles — auch die Religion.

Amalie. Haben Sie Geduld; die Religion ist bescheiden und lässet den natürlichen Gefühlen den Vortritt.

Gustaf. Wie konnte das geschehen, daß mir Die entrissen, ja wörtlich, entrissen ward, die der Grund aller meiner Thätigkeit, Zufriedenheit und Lebensluft sogar war? Ist es nicht, als sollte mir dadurch aller Trieb, da zu sein und wirksam zu sein, verleidet werden?

Daß dis wenigſtens das wahre Mittel hierzu war, erfare ich nun.

Amalie. Es geſchah ia nicht abſichtlich hierzu; das, was geſchehen iſt, hatte nur beizu die Wirkung, welche Sie ietzt empfinden, aber nicht auf immer empfinden werden. Sie glauben ia mit mir, daß der Gang der Natur in keiner Sache durch unmittelbare höhere Dazwiſchenkunft abgeleitet werde; wie, wenn nun gar der geliebteſten Fürſtin ihre Konſtitution gleich nach der erſten Niderkunft den Tod bereitet hätte?

Guſtaf, barſch. So wäre, ſtatt drei, nur eine mutterloſe Waiſe da.

Amalie, ſchmeichelhaft. Ach nein, ſie ſollen alle drei nicht mutterlos ſein. Ich will Mutterſtelle vertreten. Den von der Natur Verlaſſenen habe ich mir ſchon zugeeignet, und die beiden übrigen ſollen auch nicht von meiner Seite kommen, ſo lange Sie nicht wollen.

Guſtaf, an Amaliens himmliſchen Augen ſaugend. Ach — ich habs gehört, Beſte, was Sie meinem armen Neugebornen thun — —

Amalie. Ich bin ia geſund und ſtark genug dazu, und er liegt ſo gern und ſo ruhig in meinem Schoſſe, als wenn ich ſeine Mutter wäre.

Guſtaf, weinend. Ach — bleiben Sie ja meine Freundin!

Amalie hatte ihn kaum verlaſſen, ſo huben ſeine Jammerklagen wieder an. Das Auffallendſte war, daß es ihm nicht einfiel, nach Guſtafshöhe zu wollen. Der Arzt erklärte dis durch den fürchterlichen Eindruck, welchen Sophiens Anblick im Sarge auf ihn gemacht hätte. Ebenſo wenig bekümmerte er ſich im geringſten um Volk und Regirungsgeſchäfte, und es war, als hätte er vergeſſen, daß er Fürſt wäre. Im ganzen Lande hatte die Nachricht von Luiſens Tode eine Niderlage der Gemüther bewirkt, und, obgleich Ferdinand bei Zeiten Karln, der um alles, was geſchehen war, wuſte, angewieſen hatte, den Landſtänden und Jederman ohne Unterſchied zu ſagen, daß auch auf den äuſerſten Fall die beſten Masregeln für die Nation genommen wären, ſo, daß Jeder den Ausgang ruhig abwarten könne: ſo herrſchte doch überall die tiefſte Seelentrauer. Man beſeufzte die edle Luiſe, die der Ausbund der Fürſtinnen geweſen und für die Nachwelt des fürſtlichen Hauſes zum Opfer geworden war; man beſeufzte den in ſeiner Art einzigen Guſtaf, deſſen Leiden darüber für unüberſtehlich gehalten wurden und dem man

die traurigſte Zukunft weiſſagte. Nicht nur alle Vergnügungen, ſogar die in Familien, wurden eingeſtellt, ſondern viele Geſchäfte ruheten auch, oder wurden doch ganz matt-herzig betrieben, ſo, daß es ſchien, als wäre nicht nur der Geiſt der Freude, ſondern auch das Leben von der Nation entwichen.

So vergingen vierzehen Tage, nach welchen Guſtafs *laute* Klagen ſich in *ſtille* verwandelten. Man bemerkte nun, daß er oft in ſein Schlafkabinet gehe. „Ich weis, was er da thut, ſprach Wilhelmi, als der Leibiäger ihm dieſe Nachricht brachte; nun mus ſichs bald zeigen, was aus ihm werden wird.“ Ganz unerwartet verlangte Guſtaf ſeine Kinder zu ſehen. Amalie brachte ſie ihm. Er weinte und ſeufzte zwar, als er ſie erblickte; aber er küſſte und liebkoſete ſie auch auf das zärtlichſte, that allerlei Fragen ihrentwegen an Amalien und lies das väterlichſte Beſorgtſein für ſie überall durchblicken. Sie blieben einige Stunden bei ihm und er befand ſich ſo gut unter ihnen, daß er ihnen noch an demſelben Tage in Amaliens Zimmer nachfolgte. Von der Zeit an nahm er faſt ſeinen immerwährenden Aufenthalt daſelbſt und machte ſich viel mit den Kleinen zu thun.

Der Arzt hörete dis kaum, ſo trat er als ein guter Prophet auf. „Nun wirds bald ſo kommen, wie ich geglaubt habe. Für das eine heilige Verhältnis hat er wieder Gefühl bekommen; das Gefühl für das andere wird ebenfals wieder erwachen. Seine Kinder werden es ſein, die ihn der Nation wieder in die Arme führen, und wir werden ihn als wahren Philoſophen ſo ſprechen hören, wie er in der Periode ſeiner Fühlloſigkeit ſprach.“ Wilhelmi, der Karln ſeither allein hatte arbeiten laſſen, bekam hierdurch einen elektriſchen Schlag und glaubte, daß er, wenn dis möglich wäre, nicht ſpater wieder thätig werden müſte, als Guſtaf. Er kehrte zur verlaſſenen Arbeit zurück; doch ſah es ihm Karl bei jedem Geſchäfte nur zu ſehr an, daß er als ein Mann arbeite, der immer noch zwiſchen Furcht und Hofnung ſchwebt.

Als wieder einige Wochen ſo vergangen waren, lieſſen auch Guſtafs ſtille Klagen nach und er ward mit jedem Tage ruhiger. Das Leben unter ſeinen Kindern, Amaliens Zureden, Gebet und ſtilles Nachdenken ſtärkten ihn zuſehends. Er fragte nach einer gewiſſen Landesangelegenheit; Wilhelmi ward über dieſe Frage neubeſeelt, ſtattete ihm unter Freuden

thränen Bericht darüber ab und muste hernach auch Karin und den Arzt herbeirufen.

Gustaf. Nun habe ich wieder vollkommendeutliche Ideen. Der Schlag war zu hart, der mich traf. Aber — seid Alle zufriden; ich bin wieder ganz der, der ich war. Ich bin nun einmahl dazu bestimmt, daß mich die Liebe nicht glücklich machen soll; so unterwerfe ich mich und thue Verzicht auf sie. Habe ich doch drei Kinder — habe ich doch ein ganzes Volk — o Befridigung genug für die edelsten Triebe meines Herzens! So lange ich lebe, wird zwar der Gedanke, daß ich meine Luise so früh verlohr, mir ein Stich durch die Brust sein; aber mir ist doch nur geschehen, was vielen Männern schon vor mir geschah. Daß ich ein Fürst bin, macht bei der Natur und bei allen ihren Operationen keine Ausnahme. Und — Gott hat so gewollt — wer wäre ich, wenn ich die Kraft dieser Vorstellung durch mein Verhalten nicht lauter predigen wollte, als alle meine Prediger sie predigen können? Ein Fürst ist nur erst dann wahrhaftig Fürst, wenn diese ebenso auf ihn würkt, wie auf den Nidrigsten in seinem Volke. Die ganze Nation soll also an mir von Anfang bis zu Ende ein Beispiel gehabt haben. Sie soll mich erst als

Mensch und unterdrückt von der Gewalt der Naturgefühle erblickt haben; sie soll mich nun aber auch als Christ und wiederemporgehoben durch die Alltraft der Religion erblicken. Ich freue mich darauf, einst mit meiner Luise in Gefilden eines ewigeren Lebens wieder vereinigt zu werden. Ich will ihr bis dahin oft nachsehen. Ich will oft bei ihrem Grabe sein. Dis Alles aber soll mich nicht ab- sondern aufspannen, und ich will immer fester glauben, daß sie die letzten Worte, welche sie sprach, zu meiner Belehrung gesprochen habe. Ja, ja, sie hat ihre Bestimmung erfüllt; so mus, so will ich auch die meinige erfüllen. Ich will für meine Kinder und für mein Volk leben. Ich will dieses immer glücklicher machen und iene so erziehen, daß sie gewis in meine Fusstapfen treten und den Volksbeglückungstrieb, den schönsten der Fürstentriebe, in diesem Fürstenhause bis auf die späteste Nachwelt fortpflanzen. "

Wilhelmi, feurig, wie ein Jüngling, lief an Gustaf hin, der ihn nach Luisens Tode zum ersten mahle wieder herzlich umarmte.

„Ja, ja, so will ich thun, und das verspreche ich auf das heiligste. Sie aber, braver Mann, müssen nun auch noch recht lange bei mir bleiben. "

Wilhelmi. Ach gewis, gewis — je länger, deſto lieber.

Arzt, zu Wilhelmi und Karln hernach. Iſts nicht einerlei Sprache, welche die Kühlloſigkeit und die wahre Philoſophie führen? Aber ach — wie klingt ſie aus dem Munde der letztern ſo unweit ſchöner!

Der beruhigte Fürſt erfüllte ſein Verſprechen. An demſelben Tage noch lud er Amalien zur erſten Wallfart nach Luiſens Grabe ein. Wirklich fand er auf derſelben Stelle Luiſens Grabhügel, wo er einſt den Grabhügel Amaliens hatte aufwerfen laſſen. Das ſchwarze Kreuz überraſchte ihn; denn ſtatt Amalie ſtand nun Luiſe daran. Er umfaſſte es ſchnell.

„Ach ja, ja; die Eine begrub ich im Geiſte hier — die Andere ward hier in der That begraben. Doch ſie ſelbſt nicht — ihre irrdiſche Hülle nur. (richtet ſich auf und blickt gen Himmel) Du vollendeter Geiſt, du meine nun ganz himmliſche Luiſe, habe Dank für die ſeligen Jahre, welche du mir hierniden verſchaft haſt; habe Dank für den Märtirertod, den du für dein zweites irdiſches Vaterland ſtarbſt. Nun biſt du im eigentlichen

Vaterlande und freuest dich rein und hoch über deine erfüllte Bestimmung. Bete für mich, daß ich auch die meinige erfülle; vielleicht vereinigen sich zuweilen unsere Gebete. Dann, dann, wenn auch ich vollbracht, schwinge ich mich dir nach und wir theilen wieder unsere Freudengenüsse, und theilen vorzüglich den schönsten unter allen, ein Menschenpaar auf der Erde gewesen zu sein, dessen Andenken auf ihr lange im Segen sein wird."

Gustaf fing an Blumen zu pflücken; Amalie half ihm und band Guirlanden, womit sie beide das Kreuz umwanden. Hernach hatten sie noch eine lange traute Unterredung in der Rosenlaube, und Amalie erneuerte ihr Versprechen am Grabe ihrer Freundin auf das feierlichste, bei ihren hinterlassenen Kindern ihre Stelle ganz zu vertreten. „Sein Sie auch mir, versetzte Gustaf, unbeschadet Ihres Karls und meiner Luise nun noch Mehr, als Sie mir waren, da Luise noch lebte." Amalie antwortete durch sanften Händedruck.

Gleich nach vollbrachter erster Wallfart arbeitete Gustaf im Kabinet wieder mit voller Thätigkeit. Kaum erfur dis die Nation, so kehrte auch Leben und Freude wieder zu ihr in aller Fülle zurück. Jeder machte sich zur Feier

des gröſſesten aller Feste bereit; Niemand wollte jedoch ſeinem Fürsten vorgreifen. Guſtaf aber erklärte gegen den Miniſter, daß dismahl gar nichts geſchehen ſolle; weil er ſonſt nur in ein Gewirre von vermiſchten Empfindungen gerathen würde, das dem Lande ſchädlich werden könnte. „Ein Jeder trage, ſprach er, was geſchehen iſt, wie ich; ein Jeder arbeite wieder ſo unverdroſſen, wie ich — das iſt wohl die beſte Feier ſo ganz ungleichartiger Gefühle.“

Luiſe hatte bekanntlich das öffentliche Amt der Menſchenliebe im Lande verwaltet. Jetzt trug es Guſtaf Amalien an, die es auch über ſich nahm. Als Luiſens darüber geführte Papiere durchſucht wurden, fand ſichs, daß ſie aus ſich ſelbſt im Stillen auſſerordentlich viel Gutes gethan. Die Unglücklichen, welche dis betraf, hatten ſich aus Beſcheidenheit nach ihrem Tode nicht weiter gemeldet. Guſtaf, als ihn Amalie hiervon unterrichtete, ward äuſerſt gerührt, ſchätzte ſeine verlohrne Luiſe noch höher und befohl, daß durch ihren Tod ſchlechterdings kein Menſch weiter verlohren haben ſolle, als Er.

Die groſſe Dienertafel war die traurigen Wochen hindurch eingeſtellt geweſen. An dem Tage, da ſie wieder ihren Anfang nahm, ſtellte

ſich auch Fürſt Ferdinand ein. Guſtaf ſprach mit philoſophiſcher Ruhe über Luiſens Tod; worauf Karl von Ferdinand den Auftrag bekam, die Urkunde, welche der Fürſt an ihrem Sterbetage unterſchrieben, wieder herbeizubringen. Es war Guſtafs Teſtament, worin auf ſeinen frühern Todesfall Ferdinand zum Vormunde ſeiner Kinder eingeſetzt war. Ehe es vernichtet ward, muſte es Wilhelmi erſt noch leſen, der nun in vollem Affekt erſt Ferdinanden für ſeine grosmüthige Fürſorge, und dann die Providenz noch mehr dafür, daß ſie ſelbige überflüſſig gemacht habe, pries.

Karl ward zum Oberhofmeiſter der Prinzen ernannt. Ihm ward noch ein Hofmeiſter zugeordnet, der unter ſeiner Direktion das Erziehungsgeſchäfte betrieb und die immerwährende Aufſicht über die beiden älteren derſelben hatte. Guſtaf hatte dieſen aus einer groſſen Anzahl junger Männer, die ihm in Vorſchlag gebracht wurden, ſelbſt gewählt und ihn auch ſelbſt über ſeine ganze Funktion inſtruirt. Um ihn deſto mehr zu feſſeln, ward ihm ſein anſehnlicher Gehalt nach vollbrachter Erziehung aller drei Prinzen auf Lebenszeit geſichert.

Rhodig zog mit ſeinen Eleven in den Schlosgarten. Ausbildung der Körperſtärke,

Abhaltung von böſen Beiſpielen und Stimmung des Herzens zum höchſten Wohlgefallen an ſtilleren Freudengenüſſen ſollte der Anfang ihrer Erziehung ſein; und ſo war Guſtaf überzeugt, daß dis Alles nicht glücklicher bewirkt werden könnte, als im Schoſſe der Natur. Hier ſtärkten ſie ſich durch freie Luft und durch immerwährende Bewegung in ſelbiger. Hier waren ſie von aller fremden Geſellſchaft entfernt und waren doch nicht ohne Geſellſchaft; denn Karls Sohn und Louis Wohlaufgehoben, ein Paar gleichgutmüthiger Kinder, waren unaufhörlich mit ihnen. Hier bekamen ſie einen Garten im Garten, den ſie beſäeten und bepflanzten und bald ganz allein bebaueten. Als der kleine Guſtaf den erſten Baum ohne alle Beihülfe gepflanzt hatte, wuſte er ſich recht breit damit, und Rhodig machte ihm einen langen Glückwunſch darüber, wobei er Gelegenheit nahm, ſeinen Eleven deutlich zu machen, daß Kinder eine Ehre darin ſetzen müſten, wenn ſie Alles ſich ſelbſt thun könnten und keiner Hülfe und Bedienung mehr bedürften, weil dis nur ein Nothbehelf für die zarteſte Kindheit ſei. So wetteiferten ſie nun, einer dem Andern, ohne Rhodig herbeirufen zu dürfen, zu helfen, und kamen bald ſo weit, daß Jeder ſich ſelbſt

genug war. Rhodig machte keinen Unterschied unter ihnen, sondern behandelte sie alle auf gleichliebevolle Weise. Die Kinder wuchsen herrlich heran, waren lauter Leben und Feuer und zeigten edle Geistesanlagen. Die Obstkern wurden ihnen inokulirt, und sie überstanden sie so glücklich, daß sie während derselben immer im Freien sein konnten. Endlich kam auch der jüngste Prinz dazu und ward ein Gärtner, wie seine Brüder. Alle gewöhnten sie sich auf das innigste an die stilleren Freuden der Natur, und der Tag, an welchem sie jährlich aus dem Garten aufs Schloß zogen, war für sie der traurigste im Jahre, so, wie der Wiedereinzug in den Garten allemahl das schönste Fest für sie ward.

Gustaf verordnete nun, daß mit der Erziehung weitere Fortschritte geschähen. Rhodig hatte schon den Anfang gemacht, die Kinder mit muntern Erzählungen zu unterhalten, aus denen am Ende immer ein guter moralischer Grundsatz entsprang. Nun lehrte er sie lesen und gab ihnen dazu ähnliche kleine Geschichten in die Hände, die sie abwechselnd ihm wiedererzählen mußten. Der Hauptgesichtspunkt, den er bei der Auswahl faßte, war, daß er jeder

Art

Art von menschenfeindlichen Gesinnungen an ihren Seelen entgegenarbeitete. Ganz vorzüglich flößte er ihnen Achtung für jeden guten und nützlichen Menschen ein, er möchte sein, wer er wolle, und wuste ihnen durch Beschreibung der vielfachen menschlichen Bedürfnisse so richtige Begriffe von der Verschidenheit der Stände beizubringen, daß sie sie nicht in höhere und nidere, sondern in mehr und weniger nützliche und nothwendige einthellen lernten; wodurch dann die sogenannten untersten ihren Augen bald die wichtigsten wurden. Aufs Lesen folgte Schreiben, Rechnen und Zeichnen. Rhodig war auch ein guter Musiker; und so befohl Gustaf, daß er den Kindern zugleich Klavierstunden gäbe. Der älteste Prinz vorzüglich bekam bald viel Neigung zur Musik, und sein Vater freuete sich ausserordentlich darüber. „Das gibt gute Regenten, sprach er; Natur und Musik gehen Hand in Hand, führen zu einem Ziele und bilden das beste fürstliche Temperament. Ein Fürst, der beide wahrhaftig liebt, wird nie Freund des leeren Geräusches und der steifen Cerimonie, wird nie Hipochondrist oder Wüstling, wird nie Barbar gegen Menschen, auch gegen Thiere nicht.“ Mit Inbrunst sas der edle Fürst oft dabei, wenn

ſein Sohn ſpielte, und brachte ihm ſelbſt dann die ſchönſten neueſten Kompoſitionen.

Naturkunde und Geographie wurden die erſten Wiſſenſchaften, zu welchen Rhodig ſeine Eleven einweihete. Mit beiden fing er im Schlosgarten ſelbſt an. Er belehrte ſie über die Gegenſtände, die in demſelben waren, und machte hernach mit ihnen kleine Wanderungen ins Feld. Ebenſo kam er vom Garten mit ihnen aufs Vaterland, lehrte ſie dieſes kennen, machte dann mit ihnen kleine Gedankenreiſen in die benachbarten, dann gröſſere in die entferneteren Länder u. ſ. f. Die jungen Leute fuhren und ſegelten ebenſogern in Gedanken mit ihm, als ſie mit ihm botaniſiren gingen.

Drauf kam die Reihe an die Religion. „Hier vermiſſe ich meine ſelige Luiſe, ſprach Guſtaf; ſie wollte allen Müttern im Lande ein Beiſpiel geben und den Glauben an Gott und Unſterblichkeit ihren Kindern beibringen. Ach wie herrlich würde ſie dis ausgeführt haben! So gut, wie ſie, können wir's beide nicht; doch ſagen Sie mir Ihren Plan.“ Rhodig hatte ſeinen Plan ſchon fertig, der ganz kurz war und Guſtafs vollkommenen Beifall erhielt. Er beſchäftigte ſich blos mit den eigentlichen Religionslehren, die den Glauben aller ver-

nünftigen Menſchen ausmachen, bewies ſie aus der Vernunft und aus allen Vernunftbeweiſen für ſie durch die Wichtigkeit, welche ſie für das menſchliche Herz ſelbſt haben, die ſtärkſte Kraft. Sodann lies er ſeine Zöglinge dieſe Lehren im Evangelienbuche wiederfinden und machte ihnen das Chriſtenthum und ſeinen Stifter verehrungs- und liebenswürdig. Zuletzt erzählte er ihnen von den ſogenannten Kirchenlehren und von ihrer Streitigkeit und leitete ſie an, ſelbige nicht höher zu würdigen, als ſie in der That an Werthe haben. Als er damit fertig war, meldete er es der erhaltenen Vorſchrift gemäs dem Vater.

Guſtaf nahm ſeine drei Söhne und fuhr mit ihnen nach Guſtafshöhe. Er führte ſie in den Garten. Sie hatten gehört, daß ihre Mutter da begraben liege, und vertheilten ſich überall, ſie zu ſuchen. Der Jünaſte fand das Grab zuerſt, ſetzte ſich drauf und hielt das Kreutz feſt umſchloſſen, als ſeine Brüder hernach auch zur Roſenlaube eintraten. Der Vater belauchte ſie in der Nähe, ohne daß ſie ihn bemerkten.

Der junge Guſtaf, nachdem eine tiefe Stille unter ihnen geherrſcht. Die gute Mutter — hier liegt ſie alſo.

Adolf. Sie nicht; ihre Gebeine nur noch. Weiſſ'ſt du nicht, was uns der liebe Herr Rhodin gelehrt hat?

Emil. Meinetwegen muſte ſie ſo früh ſterben.

Adolf. Du und wir werden ſie wiederſehen. Sie hat durch ihren frühen Tod nichts verlohren; unſer guter Vater verlohr nur dadurch.

Emil. Wie mich der Vater nur noch ſo lieb haben kann, da ich ihn um ſo Viel gebracht habe!

Adolf. Das biſt du ja nicht geweſen; du konnteſt nicht dafür. Es hat ſo ſein ſollen, und es hätte bei meiner Geburt ebenſogut geſchehen können.

Guſtaf. Wir wollen den guten Vater auch recht dafür tröſten und die beſten Menſchen werden. Das wollen wir Alle der lieben Mutter heute hier verſprechen.

Jetzt konnte ſich Vater Guſtaf nicht länger halten; er ſprang hinter der Hecke hervor, lief zur Rosenlaube und drückte alle ſeine drei Kinder an ſein Herz.

„Ihr treuherzigen Seelen — auf euch ruhet der Geist eurer Mutter. Haltet Wort und habet ewig von mir Dank dafür. Ich wollte euch nicht eher hierher führen, als bis ihr über Tod und Grab die rechten Begriffe hättet. Aber ach — wie hat mich darnach verlangt! Sehet, eure Mutter ist nun schon längst in der bessern Welt; meine Zeit hienieden ist gewis auch schon größtentheils verstrichen; ihr, so lang ihr noch seid, gehet einst denselben Weg, den eure Eltern gingen. Wer aber hier kein guter Mensch ist, der wird dort kein glücklicher Mensch. O so gebet mir heute neben diesen Kreutze recht feierlich die Hand drauf, daß ihr brav und rechtschaffen sein, noch sein wollet, wenn ich lange schon, wie eure Mutter, von euch bin; damit wir in den Gefilden der Glücklichen auch alle einmahl wieder beisammen sein mögen.“

Gustaf, Adolf und Emil streckten ihre Hände zugleich dem Vater hin, der sie lange festhielt und dann mit seinen Kindern niederkniete.

„Hier bete ich mit ihnen zum ersten mahle zu dir — du aller Wesen Vater! Ach wie oft, wie oft betete ich einst hier allein! Gott, in welchen Irrgängen des Schicksals und der

Empfindungen darüber habe ich schon wandeln müssen! Doch, du hast Alles wohl gemacht. Diese meine Drei sind es, die mich über Alles trösten, über Alles zufriden stellen. Wohl mir, daß sie so weit sind, daß sie deine Anbeter wurden! Ach, segne ferner ihre Erziehung, daß ich sie mit Glück vollende! Las sie einst die besten Menschen in diesem Lande sein, und gib, daß mein Nahme auch als Vater nahme lange nach meinem Tode noch von vielen Tausenden mit Freuden genannt werde "

Gustaf stand auf, lies seine Kinder sich aufs Grab setzen und redete sie also an — —

„Ebenso ists nun auch Zeit, mit euch über euren Stand in der menschlichen Gesellschaft zu sprechen. Daß ich ein Fürst bin, das wisst ihr, und ihr seid meine Söhne. Solche Fürstensöhne werden Prinzen genannt. Ich habe euch nie so nennen lassen; auch hat euch Niemand seither so nennen dürfen. Wenns nun in der Folge geschieht, so werft keine kindliche Thoren und bildet euch nichts darauf ein. Die Welt spricht einmahl so; es ist aber, wenn Jemand euch Prinz nennt, weiter nichts, als wenn er zu euch sagte — du, der du kaum einen Fürsten zum Vater hast. So vernünftig seid ihr schon, daß ihr einsehet, daß man sich

auf ſeinen Vater nichts einbilden könne. Wer ſich etwas einbilden will, der mus ſich auf ſich ſelbſt etwas einbilden können; er mus nicht gemeine Kentniſſe haben, mus mehr, als gewöhnlich, gutg ſinnt ſein und weit mehr Nutzen ſtiften, als Andere. Bleibet nun aber auch ſo vernünftig, wie ihr iezt ſeid. Laſſet euch durch keinen Liebediener und ſogenannten Fürſtenknecht einen Sparren über eure Prinzheit in den Kopf ſetzen. Und, wenn ihr nun zuweilen unter andere Prinzen kommet, ſo laſſet euch auch durch dieſe nicht verſchrauben. Ihr werdet ſehen, daß es Prinzenbrut gibt; Fürſtenſöhne, die vor den Wiſſenſchaften Feuer gegeſſen haben, die andere Menſchen kaum über die Schultern anſehen, ihre Bedienten mishandeln, die roheſten Vergnügungen lieben und ſich alle mögliche Zügelloſigkeiten erlauben, weil ſie glauben, daß ihnen Niemand etwas ſagen dürfe. Zeichnet euch vor ihnen aus als meine Söhne! Nichts iſt vermögend, auch euch wahren Werth zu geben, als euer Kopf und euer Herz. Fahret fort, beide recht auszubilden, und findet nicht darin eure Ehre, daß ihr Prinzen, ſondern darin, daß ihr kluge und gute Menſchen ſeid. Aller Augen ſind auf euch gerichtet; gebet allen Volks-

söhnen das nachahmungswürdigste Beispiel. Die Nation hat große Erwartungen von euch; täuschet sie nicht. Einer von euch wird einmahl nach meinem Tode Fürst. Das ist nun in diesem Lande so; allenthalben ists nicht so, und wenn einmahl die Fürsten abkommen — es ist alles der Veränderung unterworfen — so hat die Freude auch hier ein Ende. Daß ihr darum loset, wer von euch Fürst werde, ist hier nicht üblich, sondern der Aelteste von euch wird mein Nachfolger. Das mus euch aber in brüderlicher Liebe für einander nicht stören; denn erstlich ists gar keine leichte Sache, ein guter Fürst zu sein, und dann ists auch noch nicht ausgemacht, ob Gustaf am Leben bleibe. Junge Leute sterben auch oft. Lebt er aber, wenn ich sterbe, wie ich wünsche, so soll nicht nur so für euch übrige gesorgt sein, daß ihr es in der Welt besser habet, als Millionen Andere, sondern ihr könnet auch als Brüder seine treuesten Freunde und Rathgeber sein. Haltet dann lebenslang recht an einander und seid immer so friedlich beisammen, wie ihr es als Kinder in unserem Garten waret. Liebet euer Vaterland vor allen Ländern der Welt und ehret unsere Nation, die eine der bravsten auf Gottes Erdboden ist. Sie hat mir unschätzbare

Beweiſe davon gegeben; ſie iſt in vorigen Zeiten ſchändlich gemishandelt worden und verdient nun, ſo viel Jahrhunderte hindurch glücklich zu ſein, als ſie Jahre lang unglücklich war. Nur dann, wenn ich mit der Ueberzeugung ſterben kann, daß ihr über dis Alles ſo denket, wie euer Vater, werde ich ruhig ſterben.“

Die wackern Söhne baten ihren Vater, daß er doch ja noch recht lange leben möchte, geſtanden ihm, daß ſie ſchon oft darüber nachgedacht, wer ſie wären, ſetzten aber hinzu, daß es ihnen nie eingefallen wäre und nie einfallen würde, auf ihre Prinzheit ſtolz zu ſein. Sie verſprachen, einander ewig ſo zu lieben, wie jetzt, und ihren Mitbürgern jederzeit ſo viel Gutes zu erzeigen, als ſie könnten. Emil fügte die Bitte noch hinzu, daß ſie doch öfter in dieſem Garten ſein könnten. „Hier iſts noch hübſcher, wie zu Hauſe, und die arme Mutter liegt hier ſo verlaſſen. Wenn ich immer hier wäre, ſo ſollten die Blumenbänder nicht verwelken.“

Vater Guſtaf. Es kann Rath dazu werden. Hier auf dieſer Stelle, wo ich jetzt ſtehe, will ich einſt begraben ſein. Das merket euch Alle.

Rhodig bezog bald drauf mit seinen Eleven das Schloss auf Gustafshöhe. Um ihm der Geschäfte nicht zu viel zu machen, wurden ihm noch zwei Lehrer zugesellt, die den Unterricht in ausländischen Sprachen besorgten. Wohlaufaedoben lernte französisch, englisch und italiänisch um die Wette mit. Gustaf war fast einen Nachmittag um den andern bei seinen Kindern; bald allein, bald mit Karln, der est zum Rechten sehen muste, bald mit Amalien. Mehrentheils traf er sie dann in der Gegend der Rosenlaube, oder in der Rosenlaube selbst, wo sie recht altklug zusammen sprachen.

Gustaf, zu Rhodig. Nun zur Philosophie mit meinen Söhnen! Und nebenzu zur ausgewählten Lektüre!

Zwei Jahre lang währete der philosophische Unterricht, den die Prinzen und Karls Sohn empfingen. Rhodig trug ihnen nichts vor, als was zur wahren Aufklärung gereicht, die Begriffe berichtigt, den Menschen angeht und im wirklichen Leben von Nutzen und Frommen ist. Seine Lehrart war populair und angenehm, und die jungen Philosophen baten ihn bald um Vermehrung dieser Art von Stunden. Er verwies sie statt dessen auf gewisse Bücher

und machte ihnen das eigene Nachlesen von nun an besonders wichtig.

Gustafs Instruktion, die Lektüre betreffend, lautete wörtlich also — — „Vor der Hand sollen die jungen Leute noch nicht lesen, was sie wollen, sondern nur, was ihnen gereicht wird. Hiervon sollen schlechterdings ausgenommen sein alle Schriften, die überspannte Ideen, Empfindungen und Forderungen enthalten; es mögen nun Ritterromane, oder Briefsammlungen, oder Selbstmordsgeschichten, oder Trauerspiele, oder Journale, oder sonst etwas sein. Man mus erst ganz klug sein, ehe man Narrheiten lesen kann. Gute Reisebeschreibungen, die ihre naturhistorischen, geographischen und statistischen Kentnisse vermehren, Biographieen wirklicher Menschen, die zugleich edle Menschen waren, moralische Schriften, die Moral für Menschen und nicht für Cherubs oder Satans enthalten, Anthropologieen unter allen Titeln sollen jetzt ihre Lektüre ausmachen. Nach Verflus eines Jahres soll der Hofmeister solche Bücher hinzuthun, in welchen den Fürsten und Fürstensöhnen die Wahrheit gesagt, den obern Ständen ihre Pflicht und den niedern ihr Recht gelehrt, Dienerwürde und Unterthan-

genwerth gepredigt und überhaupt das reine schlichte sympathetische Gefühl mit den abhelflichen und unabhelflichen Leiden der Menschheit geweckt und gestärkt wird. Am Ende, wenn sie verstehen Alles gehörig zu würdigen und wenn die ächten moralischen, politischen und religiösen Principen in ihnen feste Wurzel geschlagen haben, mögen sie lesen Alles, was schon geschrieben steht und was der Satan selbst, d. h. die Wollust, die Bigotterie und der Despotismus, noch eingeben werden."

Rudolf befolgte diese Instruktion genau. Besonders schaffte er im zweiten Jahre die besten Schriften von den benannten Arten herbei; weil er wohl wuste, daß sie, die für Prinzen eigentlich geschrieben werden, von Prinzen gerade am wenigsten gelesen werden. Karl brachte ihm von Zeit zu Zeit noch kleine Verzeichnisse derselben dazu. Unter einem dieser Verzeichnisse las Rudolf die eigenhändige Anmerkung Gustafs — „Das letzte Buch hier, das vom Entstehen und vom Untergange der Fürsten handelt, ist zwar heftig geschrieben, aber es enthält nichts, als die reine Wahrheit. Der Verfasser predigt den alten Grundsatz — wer nicht hören will, mus fühlen. Er hat Recht; aber leider wer-

den solche Schriften von denen nicht gelesen, die sie am ersten lesen sollten. Darum soll die Buch dreimahl gekauft werden, und jeder meiner Söhne soll ein Exemplar davon erhalten, und Rhodig soll sich nach vier Wochen den Inhalt desselben von ihnen erzählen lassen.“

Als der philosophische Kursus vollbracht war, holte Gustaf seine Söhne zur Residenz zurück, berief die Landstände, die Kollegien, die Kirchenräthe und die ganze höhere Dienerschaft zusammen, stellte ihnen die Prinzen vor und machte folgenden Antrag an sie — —

„Diese meine Söhne gehören nicht mir; es sind Prinzen, und wenn ich sie hiermit selbst dafür erkläre, so erkläre ich auch zugleich, daß sie dem Vaterlande zugehören. Ich habe sie seither erzogen; so bin ich auch der Nation schuldig, von ihrer Erziehung Rede und Antwort zu geben. Daß sie gesunde, muntere, unverdorbene, vollkräftige Jünglinge sind, lehrt ihr Anblick, und so bedarf es darüber keines Examens erst. Gehen Sie und suchen Sie an den Höfen solche junge Milch- und Blutmänner; drei dergleichen auf einmahl zu finden dürften Sie eine weite Reise machen müssen. O weh, o weh, wie gehts auf den Schlössern her! Was die Herzensgüte, den Patriotismus

und den Bürgersinn meiner Söhne betrift, so müssen Sie freilich Allerseits erst die Erfarung abwarten. Niemand kann darüber examiniren, als die Zukunft; dennoch wollte ich mich wohl dafür verbürgen, daß sie im Examen gut bestehen werden. Ja, ja, für ihr Herz stehe ich. Ob sie aber etwas gelernt haben, darüber solls heute zur Sprache kommen. Ich habe bekanntlich meinen Söhnen blos Privaterziehung geben lassen; meine Schulen, Gimnasien, Universitäten sind von mir ignorirt worden. Ich hatte meine Ursachen dazu. Diese brauche ich als Fürst nicht zu sagen; ich habe nur nöthig, zu beweisen, daß meine Söhne ohne sie gelernt haben, was sie lernen musten. Und — hierüber soll heute Examen sein; wer von Ihnen Allen Lust hat, zu examiniren, der trete hervor! Es sollte mir leid thun, wenn ich erst Einige namentlich dazu auffordern müste."

Der alte Wilhelmi lies sich dis nicht zweimahl sagen, sondern trat hervor, hub sein Examen an und examinirte über eine Stunde. Die Prinzen antworteten fertig. Aller Augen waren auf sie gerichtet; Gustaf aber bewunderte mehr seinen unvorbereiteten alten Minister, als seine Söhne. Wilhelmi strich durch alle Fächer

der wissenswerthen Wissenschaften, kam zuletzt aufs Fürstensach und fragte — wer ist im Lande eigentlich Fürst? Der junge Gustaf antwortete seinen Brüdern vor — „Der Klügste und Beste.“ Wilhelmi ging an ihn hin, umarmte ihn und sprach — recte dixisti.

Drauf trat der erste Kirchenrath auf und examinirte die Prinzen ebenfals über eine Stunde. Er nahm ihnen ihr Glaubensbekentnis erst über die Gottheit, und dann über die Menschheit, ab. Hernach breitete er sich über die philosophische und religiöse Geschichte aus und schlos mit der ächtesten Eintheilung der Menschen und der gesellschaftlichen Stände. Die Prinzen gaben auch nicht eine einzige unrichtige Antwort; besonders strengte sich der Erbprinz an, bei jeder Frage, von der er glaubte, sie betreffe ihn zuerst, auch der erste treffende Antworter zu sein.

Als der Kirchenrath sein Examen beschlossen hatte, näherte sich der Direktor des landständischen Kollegiums dem Fürsten und erklärte, daß es die unverantwortlichste Unbescheidenheit sein würde, wenn Jemand weiter etwas thun, als ihm zu drei so vortreflichen Söhnen den innigsten Glückwunsch abstatten, wollte. Gustaf nahm dieses Kompliment an, bezeigte seine

eigene vollkommene Zufriedenheit mit seinen Söhnen und lud diese selbst zum ersten mahle zur Tafel ein.

Sonntags drauf führte er sie auch zum ersten mahle zur Kirche und zum Altare zugleich. Dis geschah wiederum in der grössesten Stadtkirche. Vorher muste der erste Kirchenrath einige Unterredungen mit den Prinzen halten; ebenso lud auch Gustaf vorher Jeden von seiner Dienerschaft ein, der an dieser nicht nur religiösen, sondern auch für das ganze Land beispielvollen Begebenheit Theil nehmen wollte. Die Volksversammlung war dabei wieder fast unzählich und Gustaf befestigte auch durch diesen Religionsakt das Zutrauen, welches die Nation schon in höchster Masse zu ihm hatte, noch mehr.

„Nun sollet ihr eine Reise machen, sprach er zu den Prinzen, aber unter dem Versprechen, hernach zu Hause zu bleiben. Ihr sollet die Welt umher sehen, um alsdann im Vaterlande am liebsten zu sein; blos darum lasse ich euch reisen. Viel ist auf der Erde noch nicht für die Menschen geschehen, ausser was sie selbst für sie gethan hat. Ich meine hier ihre schönen Ansichten. Diese geniesset. Durchreiset Deutschland, die Schweiz und Italien.

Habet

Habet dann genug daran, sie einmahl gesehen zu haben; ihr sehet zugleich rundumher Menschen, die weit glücklicher sein könnten, als sie sind. Kehret dann in euer Vaterland gesund an Leib und Seele zurück, und tröstet euch, wenn ihr die romantischen Aussichten hier nicht habet, damit, daß ihr auf eins der glücklichsten Völker des Erdbodens blicket.“

Ehe die Reise der Prinzen vor sich ging, lies Gustaf den Findling Wohlaufgehoben zu sich kommen und eröfnete ihm seine Bestimmung.

„Du bist nun auch erzogen, und bis jetzt ist kein grosser Unterschied zwischen dir und meinen Söhnen gemacht worden. Nun aber geht der Unterschied an und ich setze dich hiermit in deinen künftigen Stand ein. Du gehst als Bedienter mit den Prinzen auf Reisen, und wenn ihr zurückkommet, wirst du Kammerdiener des Erbprinzen. Du solltst lebenslang sehr gut haben, ich verlasse mich aber auch darauf, daß du ihm treu und ehrlich dienest; denn er hat dir ja von Kindheit an so viel Liebe erzeigt. Dis soll der Dank sein, den du mir für alles

das Gute abſtatteſt, das du in meinem Hauſe genoſſen haſt.

Louis V. nahm mit Freuden ſeine Beſtimmung an; denn er hatte immer geglaubt, daß er, wenn er erzogen wäre, von den Prinzen getrennt werden würde, und hatte ſich dis als das gröſſeſte Unglück gedacht, das ihm begegnen könnte. Seine ganze Seele hing an Guſtafs Söhnen; beſonders hätte er für den älteſten, an den er ſich zuerſt gebunden, ſein Leben laſſen können. Er eilte alſo zu den Prinzen und meldete ſich ſelbſt bei ihnen als ihr nunmehriger Bedienter. Der Erbprinz erwiederte ihm — „Weil unſer Vater ſo will, ſo müſſen wir dich dafür annehmen; du ſollſt aber nicht als ein Bedienter, ſondern als ein alter Jugendkamerad, iederzeit von uns gehalten werden. Darauf verlas dich, und ich laſſe dich in meinem Leben nicht von mir.“

Karl bekam den Auftrag, als Oberhofmeiſter die Reiſe mitzumachen, und erhielt den Geheimerathskarakter. Guſtaf erlaubte ihm, ſeinen Sohn mitzunehmen. An Karls Stelle kam unterdeſſen der ehemahlige Sekretär der alten Gräfin, dem der Miniſter das ehrenvollſte Zeugnis gab, mit Hofrathskarakter, und Wilhelmi konnte ſich noch einige junge Männer,

die unter ihm arbeiteten, wählen, wie er wollte. Dieſer ehrwürdige Greis genos in ſeinem hohen Alter wider ſeine eigene ehemahlige Erwartung die ſtärkſte Geſundheit noch und arbeitete im Kabinet mit dem jüngſten Manne um die Wette. Wenn ſein Fürſt ihm Mäſſigung im Geſchäftseifer anrieth, ſo antwortete er allemahl mit ſeinem Wahlſpruche — arbeitend leben, arbeitend ſterben!

Die Abreiſe der Prinzen geſchah von Guſtafshöhe und an Luiſens Grabe ward der Abſchied genommen. „Machets, wie ich, waren Guſtafs letzte Worte, und kehret ſo brav in euer Vaterland zurück, wie euer Vater einſt.“ Gewis, gewis, riefen ſie noch Alle zum Wagen heraus.

Amalie hatte auſſer Ferdinand keinen Sohn weiter, aber zwei Töchter, mit deren Erziehung ſie ſich beſchäftigte. Guſtaf, von ſeinen Kindern getrennt, kannte ietzt kein gröſſeres Vergnügen, als wenn er unter den ihrigen ſein konnte, und genos es in des Grosvaters Geſelſchaft faſt an iedem Abend. Auch verging keine Woche, daß ſie nicht ſo alle zuſammen Guſtafshöhe beſuchten. Die ſämtlichen Geſchäfte waren nun in dem feſteſten beſten Gange; ieder Diener füllte ſeinen Platz aus

und that seine Schuldigkeit; eine allgemeine Zufriedenheit herrschte im glücklichen Lande; und so hatten Fürst und Minister mehr Musse, die Freuden der Natur und der Freundschaft zu geniessen. Der Tag, an welchem Briefe von den Reisenden ankamen, war allemahl ein hohes Fest für diese kleine Gesellschaft der Frohen, und als die letzten Briefe ankamen, begab sich Gustaf allein nach Luisens Grabe, um seine Söhne da wieder in Empfang zu nehmen, wo er von ihnen Abschied genommen hatte.

Sie kamen und fielen an die Brust des Vaters. Blühend und munter, wie sie ihn verlassen, sah er sie wieder, und das unverdorbene Herz, das sie mitgenommen hatten, blickte, als wieder mitgebracht, aus ihren Augen hervor. Er unterhielt sich lange mit ihnen am Grabe ihrer Mutter und, als er sich völlig überzeugt, daß sie noch so gut wären, als vor zwei Jahren, fuhr er mit ihnen nach der Residenz und stellte sie seinem Minister vor.

„Freuen Sie sich mit mir — hier sind meine lieben Söhne wieder, und so wieder, wie sie von uns gingen. Vollbracht — vollbracht nun das angelegentlichste Geschäft meines Herzens! Ach Gott sei ewig Dank dafür!“

Wilhelmi, durch seine Freudenthränen noch ehrwürdiger. O Sie hocherfreuter fürstlicher Vater, empfangen Sie durch mich die Glückwünsche der ganzen Nation. Nichts vermag die Freude auszudrücken, welche Alles, was in diesem Lande lebt und denkt, über diesen Tag haben wird. Und Sie, meine Hofnungsvollen Prinzen, sein sie ewig allgemein geliebt und gesegnet dafür, daß Sie so reines Herzens in ihr Vaterland zurückkehrten! Lieben Sie nun den Aufenthalt im Schosse unserer Nation vor allen und bestehen Sie überall in den Fusstapfen Ihres unvergeslichen Herrn Vaters. Segen, Ruhm und Nachruhm, Freude und Heil aller Art dann Ihnen, wie Ihm!"

Die Prinzen antworteten dem Minister sehr bider und rührend. Besonders sagte ihm der Erbprinz einige so originelle Worte, daß er sich nicht enthalten konnte, ihn auf die Seite zu leiten und sich lange mit ihm allein zu unterhalten. Gelabt und gesättigt führte er ihn dann bei der Hand zum Vater zurück und vergos Ströme von Freudenthränen.

Gustaf. Meine Söhne mögen nun erst von der Reise sich erholen, lieber Minister; hernach aber will ich, daß sie für das Vaterland thätig zu werden anfangen. Und da habe

ich folgenden Plan gemacht — — Der älteste, als mein Nachfolger, soll in das geheime Kabinet eintreten und da mit arbeiten, wie jeder Andere. Er kann sich unter Ihren Augen routiniren und Sie verstehens am besten, ihn vollends zum guten Fürsten zuzurichten. Adolf soll in das Justizkollegium kommen, und Emil in die Kammer. Beide sollen aber daselbst vor der Hand als Prinzen keinen Vorzug haben, sondern, wie jedes neueintretende Mitglied, den untersten Sitz einnehmen. Da von oben herunter votirt wird, so können sie schon aus den vor ihnen abgestatteten Votis lernen; suchen Sie aber auch ein Paar unter meinen älteren Räthen aus, die ihnen Vorlesungen über die Rechte und über die Kameralwissenschaften noch beizu halten. An Lektüre, hoffe ich, werden meine Söhne es ferner nicht fehlen lassen, und ich für mein Theil will auch recht oft und viel mit ihnen sprechen.

Der Minister fand diesen Plan sehr herrlich und introducirte selbst zur bestimmten Zeit jeden der Prinzen in das ihm angewiesene Kollegium. Der junge Ferdinand ward gleichfalls angestellt und zeigte bald, daß er so viel Kopf habe, als sein Vater. Die Nation, als sie von diesen Installationen der Prinzen hörte,

fand dadurch an ihrem Fürſten eine neue ſchöne Seite und erhub ihn ſehr deshalb, daß er ſeine Söhne nicht für privilegirte Müſſiggänger halte. „Ein ganzer Landesvater, hies es; er will nicht nur, daß unſere Söhne arbeiten, ſondern läſſet dieſen ſeine eigenen Söhne mit ihrem Beiſpiele vorgehen. O wir glücklichen Unterthanen!“ Jeder ſchien die endliche Beſtimmung der beiden jüngeren Prinzen zu ahnden und wagte einen Blick in die Zukunft, wo vermuthlich die drei Brüder, unbeſchadet der Erſtgeburtsrechte, Hand in Hand am Wohle des Vaterlands arbeiten würden.

Guſtaf hatte ſchon eine ſchöne Bibliothek und verwendete nun noch Mehr auf ſie, als ſonſt. Die Prinzen brachten den gröſſeſten Theil ihrer Nebenſtunden in ihr zu und bildeten ſich treflich daſelbſt aus. Spiel und Jagd hatten keinen Reiz für ſie. Zur Natur angeführt, blieben ſie ihr treu und waren, ſo oft ſie konnten, in der über Alles von ihnen geliebten Roſenlaube auf Guſtafshöhe. Reuten mochten ſie gern; man hatte aber kein Beiſpiel, daß ſie als Ritter ihr Thier mishandelten, oder ihr Leben aufs Spiel ſetzten. Der Geſchmack, die Grundſätze und alle Geſinnungen ihres Vaters waren gleichſam auf ſie fortgeerbt; wenigſtens

bestrebten sie sich, überall gute Kopieen dieses ächten Fürstenoriginals zu sein. Gustaf hatte ihnen standesmässige Einkünfte angewiesen, und sie machten den edelsten Gebrauch davon. In ihrer Kleidung waren sie simpel; grossen Aufwand machende Vergnügungen achteten sie nicht; aufs Geldsammlen liessen sie sich auch nicht ein. So hattens allenthalben die Dürftigen gut, wohin sie kamen; besonders kleideten sie gern Kinder aus bürgerlichen Familien, die sehr zahlreich und dabei nicht sehr wohlhabend waren, beschenkten sie mit guten Schulbüchern und trugen auch sonst noch zu ihren Erziehungskosten bei; so, daß die Nation sich bald überzeugte, daß nicht nur des Vaters, sondern auch der Mutter Geist auf ihnen ruhe.

Der edle Vater unterlies nicht, von Zeit zu Zeit sich mit seinen Söhnen allein und auf das trauteste zu unterhalten. Geschah dis vollends in der Rosenlaube auf Gustafshöhe, so erstieg er dabei allemahl den höchsten Grad eines fürstlichen Lehrers.

» Ich kann euch nicht genug, sprach er da einsmals zu ihnen, vor den Vorurtheilen eures Standes warnen. Ihr seid gereiset und habt

euch an den Höfen umgesehen; so müsset ihr zugeben, daß ich Recht habe. Wenn euch nun auch die Erziehung, die ihr empfinget, vor dem gewöhnlichen Prätensionswesen zu sichern scheint: so verlasset euch doch nicht ganz auf sie, sondern seid fortdauernd gegen euch selbst auf der Hut. Es ist nun einmahl so, daß ihr von allen Andern besondere äuserliche Ehrenbezeigungen erhaltet. Verstehet diese aber ja recht; ihr erhaltet sie nach eingeführter Weltsitte blos als Prinzen. Bei den äuserlichen Ehrenbezeigungen beruhet überhaupt das Meiste auf Konvenienz und der Schlus von ihnen auf die Verdienste des Empfängers gilt überall nicht, am wenigsten aber in unserem Stande. So ists dann also ein gefährlich Ding für junge Männer, wie ihr seid, sich allenthalben vorzüglich geehrt und ausgezeichnet zu sehen. Man kommt dabei nur gar zu leicht in Versuchung, diese äuserlichen Ehrenbezeigungen zum wirklichen Masstabe seines Werths zu machen, und verliehrt dadurch erst das richtige Selbstgefühl, worauf doch alle weitere Vervolkommnung beruhet, und nach und nach auch alle Humanität. Dis ist die eine Klippe, vor der ich euch warne; die andere sind die Schmeichler, die die eingeführten äuserlichen Ehrenbezeigungen noch über-

treiben und dis ausdrücklich in der Abſicht thun, den Prinzen Kopf und Herz zu verſchrauben. Es iſt unmöglich, zu machen, daß dergleichen Prinzenverderber ſich euch nie näheren ſollten. So rein ich auch meinen Hof davon halte, ſo glaube ich doch nicht, daß er ganz rein ſei. An mich wagen ſich ſolche Menſchen nicht mehr; ſo lerne ich ſie freilich nicht kennen. An euch aber machen ſie ſich, weil ſie glauben, euch noch bethören zu können. Erkennet ſie daran, wenn ſie euch ins Geſicht loben, wenn ſie iede gute Kleinigkeit an euch bewundern, oder wenn ſie es gar ſo arg machen, daß ſie einen wirklichen Fehler bei euch ſchön finden. Führet ſie gleich zum erſten mahle recht ab; dis iſt das beſte Mittel, hernach vor ihnen ſicher zu ſein. Es ſind Menſchen ſelbſt ohne Werth, und die eben darum, weil ſie dis fühlen und auf dem beſcheidenen Wege des Verdienſtes ihr Glück nicht machen können, die Schmeichlerrolle ergreifen, um ſich hierdurch emporzuſchwingen. Ihr Lob iſt Tadel; ihre Bewunderung wirkliche Beſchimpfung. Liebet und ſchätzet aber Jeden, der euch widerſpricht, der euch ehrlich ins Gleis zurückweiſet, wenn ihr heraus ſchrittet, der eure Irthümer mit Anſtand aufdeckt und euch immer die Wahrheit reicht.

Nur so werdet ihr in prinzlicher Vollkommenheit iederzeit fortschreiten und die Gefühle der Menschheit für Alles, was Mensch ist, lebenslang beibehalten.“

„Ach und diese suchet ia nie zu verliehren; sie sind in unserem Stande gar nicht die gewöhnlichen. Man schätzet sie aber an Fürsten und Prinzen ausserordentlichhoch und ihr könnet euch durch sie allein schon die Herzen aller Menschen versichern. Ich weis dis nicht anders zu erklären, als daß sie bei Unsersgleichen so selten sein müssen. Gebet nur auf die Zeitungen Acht; die unbedeutendste Humanität, wenn sie ein Fürst ausgeübt hat, wird öffentlich bekannt gemacht. Ein Bürger übt sie zehenmahl für einmahl aus und Niemand spricht davon. Mich verdriests allemahl um unsern Stand, wenn ich solche Zeitungsartickel lese; denn es ist mir, als läse ich die Note des Verfassers dabei — würde ichs denn in meine Zeitung setzen, wenn es nicht etwas Besonderes wäre? Da nun aber einmahl die Humanität an Fürsten noch so bewundert wird: so sehet ihr, wie leicht es euch vor allen andern Menschen werde, die grösseste Achtung zu erwerben. Was Andern blos als erfüllte Schuldigkeit angerechnet wird, wenn sie es thun,

das rechnet man euch, wenn ihr es thut, zu Verdienſten an. Wie könntet ihr nun vollends hinter Andern zurückbleiben wollen? Nein, ſuchet ſie vielmehr zu übertreffen und rechnet euch ſelbſt das, was euch Andere nach Weltbrauch zum Verdienſt anrechnen, blos als Schuldigkeit an. Den Urſprung unſeres Standes wiſſet ihr — die Geſchichte ſeiner nach und nach eingeführten Forterbung kennet ihr gleichfals. Es iſt unmöglich, daß die eine oder der andere uns zu thörichter Einbildung auf das, was wir ſind, verleiten könnte. Und, könnte dis geſchehen, was brauchte es mehr, als einen Blick in die Zukunft, um die Dünſte, die ſich um uns her ſammleten, im Hui zu zerſtreuen?«

»Ich ſitze hier nahe an meiner künftigen Grabſtäte. Wenn meine Gebeine hier liegen — was werde ich ſein? Fürſt gewis nicht; denn dort gibts keine Fürſten mehr, weil es keines Fürſten mehr bedarf. Ich werde dort äuſerlich nicht Mehr ſein, als Andere; ich werde nicht nach der Würde, die ich hier bekleidete, und nach den Vorzügen, die ich hier genos, ſondern nach meinem inneren moraliſchen Werthe tarirt werden, wie ieder Andere. Dis, meine lieben Söhne, ſage ich mir nun

gewis ſchon zum tauſendſten mahle, und es hat meinem Herzen immer ſehr wohl gethan. Wie könnte ich den geringſten Stolz darüber hegen, daß ich ietzt regire? Mein Regiment wird bald ein Ende haben. Ich nehme als Fürſt zwar die äuſerlichen Ehrenbezeigungen, weil ſie einmahl konventionel ſind, an; aber ich nehme ſie ſo an, daß ich mich einſt vor allen, die ſie mir ietzt abſtatten müſſen, ihrer nicht ſchämen dürfe. Handelt ſo, wie ich, und befeſtigt euch, wenn ich nicht mehr durch meine Sprache auf euch wirken kann, an meinem Grabe noch durch das Andenken an mein Beiſpiel in ungeſchminkter Humanität.“

„Die Diener des Staats betrachtet als eure Gehülfen und gehet mit ihnen offen und ohne Cerimonie um. Dis ſtärkt ſie in Arbeitsluſt und in Arbeitstreue, und — was wären Fürſt und Vaterland ohne ſie? Eure eigene Bedienten behandelt als Menſchen, denen ihr dienen würdet, wie ſie euch dienen, wenn das Schickſal einen Tauſch in eurer gegenſeitigen Stellung getroffen hätte. Die ganze Nation erkennt für eure Mitbürgerſchaft und laſſet Jeden euch antreten, wer da will und wo er will. Höret ihn ruhig an; antwortet ihm ſanftmüthig; befridigt ihn, wenn ihr ihm nicht helfen

könnet, wenigſtens durch die Art, wie ihr ihm die Unmöglichkeit der Hülfe eröfnet. Die leidende Menſchheit bleibe euch heilig! Ihr treffet ſie auch in der beſten Staatsverfaſſung in den unterſten Ständen immer noch häufig an. Hier geſchieht wenigſtens für ſie, was geſchehen kann. Hier ſind die gemäſſigſten Abgaben; hier hat Jeder Freiheit, zu arbeiten und zu verkehren, wie er will; hier bekommt der Arme, der nicht arbeiten kann, Brodt und Holz. Ihr ſeid gereiſet; ich berufe mich getroſt auf euch, wenn eine Parallele gezogen werden ſoll. Wie habt ihrs im Auslande gefunden? Was habt ihr geſehen?“

Erbprinz. Tafeln — tauſend Tafeln!

Guſtaf. Was für Tafeln?

Erbprinz. Die gerade von Allem das Gegentheil beſagten. An hohen Pfählen ragten ſie, daß ſie Menſchenhände nicht erreichen konnten, und oben hatten ſie ein Wetterdach, daß der Regen die Schrift nicht auslöſchen ſollte. Z. E. binnen zwei Meilen drei Zolltafeln; oder an den Büſchen Warnungstafeln mit dem Bilde eines Mannes, der karren mus, und mit der Unterſchrift — Strafe derer, die einen Zacken abbrechen.

Adolf. Auch ſolche Tafeln, auf welchen ein Galgen gemahlt war, unter dem man las — Für die, welche Wildpret erlegen.

Emil. Ja, in Italien Grenztafeln ſogar, an denen ſtand — wer ſich dem beeidigten Militär beim Viſitiren, ob er Kontrebande bei ſich habe, widerſetzt, der wird auf der Stelle erſchoſſen.

Guſtaf. Da habt ihr's; und wie ſprach man in ſolchen Ländern über die Regirung?

Erbprinz. Traurig. Es wäre darauf angeſehen, hies es, daß die Armen erfrieren und die Bauren vor Hirſchen und Schweinen nicht mehr erndten ſollten. Und in dem letztern Lande war Alles in Gährung. Ganze Geſellſchaften von armirten Kontrebandirern ſchlugen ſich zuſammen und in ieder Nacht fielen an den Grenzen Scharmützel vor, wobei viel Blut vergoſſen ward und das Militär am Ende immer den Kürzern zog.

Guſtaf. O weh, o weh, wohin will das aus? Iſt der oberſte Stand auf ſolche Weiſe nicht ſelbſt daran Schuld, wenn die unterſten ſich gegen ihn aufmachen? Fordert er ſie nicht recht feierlich dazu auf? Ich habe anders gedacht, ſegne mich dafür und werde mich einſt, wenn ich kein Fürſt mehr bin, erſt recht da-

für segnen. Ich wünsche aber auch, daß nun zu ewigen Zeiten Alles hier so bleibe, wie es ist. Darauf müsset ihr mir heute alle die Hand geben, und du, Gustaf, vorzüglich. Versprechen müsset ihr mir, daß ihr auch euren Kindern einmahl denselben humanen Prinzengeist einflössen und euch von ihnen wieder versprechen lassen wollet, daß sie ihn ihren Kindern einflössen. Ich wäre sonst nur ein erheiterndes Phänomen am Staatshimmel gewesen und man würde meine Nachkommen ebenso verfluchen, wie man mich gesegnet hätte.

Alle drei Prinzen gaben den Vater bider die Hand; der junge Gustaf gab ihm beide Hände und fügte hinzu — „Unser Vater soll recht spät sterben; ja, er soll gar nicht sterben, sondern in seinen Nachkommen fortleben, so lange es Nachkommen gibt.“

Zu einer andern Zeit lenkte Gustaf mit seinen Söhnen das Gespräch auf die Religion.

„Ich trat meine Regirung gerade in einem Zeitalter an, wo das Licht allenthalben mit der Finsternis kämpfte. Bei uns hat das Licht gesiegt. Allerwärts gings nicht so; entweder der Kampf dauert noch fort, oder die Finsternis

hat

hat einen ſcheinbaren Sieg davon getragen. Ich wüſte nicht, was ich von Menſchen denken ſollte, wenn Einer von euch ie die Finſterniß wieder begünſtigen könnte. Bei den Grundſätzen, in welchen ihr erzogen worden ſeid, halte ich dis für eine platte Unmöglichkeit. Es iſt ia auch zu thöricht, ſich als Fürſt von Prieſtern gängeln zu laſſen, und zu ſchlecht, ſie, im Herzen über ſie ſpottend, das Volk gängeln zu laſſen. Wie geſagt, darüber bin ich eurentwegen ganz ruhig. Sorget nur immer für aufgeklärte Kirchenräthe, Superintendenten und Inſpektoren; das Uebrige macht ſich ſelbſt. Mit der ſogenannten Toleranz nehmet euch in Acht. Daß ſie wider die hieſigen Landesgeſetze ſei, wiſſet ihr; doch, dis hätte nichts zur Sache gethan. Wie bald iſt ein Landesgeſetz aufgehoben! Ich dachte aber ſo — „durch meine Reformen im Religionsweſen iſt allen chriſtlichen Partheien und Sekten, die Klüger ſind, als man ſeither hier zu Lande war, geholfen, und ſie werden mit Freuden eine Heerde und ein Hirte mit uns werden. Was ſollen aber die Dümmeren hier? Sie laſſen einmahl das Proſelitenmachen nicht; wer alſo auf eine ſtupide Art Gott verehren will, der mag bleiben, wo er iſt. Unſere Gottesverehrungen

ſind von der Art, daß ihnen ieder vernünf-tige Menſch ohne Anſtos ſeines Gewiſſens beiwohnen kann. Wer hieran nicht genug hat, dem kann ich nicht helfen; öffentliche Alfanzereien leide ich im Lande nicht.“ Aus demſelben Grunde habe ich mich auch nie entſchlieſſen können, Juden in dis Land aufzunehmen. Ich will von ihrer Unſauberkeit und von ihrem Hange zum Betruge nicht reden; ſondern — ſie ſind und bleiben ein unaufzuklärendes Volk. Sie haben dem Chriſtenthume von Anfang geſchadet — alles Unvernünftige in ſelbigem rührt von ihnen her; ſie ſchaden dem Chriſtenthume noch durch den Kontraſt, den ſie mit der reinen Vernunftreligion deſſelben machen. Gott ſprach zu Moſe — das iſt der kraſſe Meſſiasterminus, der allen Orthodoxen noch feſt im Kopfe ſitzt und der alle chriſtliche Landes- ſowohl, als Moralgeſetze noch zu einem tüdiſchchriſtlichen Miſchmaſche macht. Alſo — wenn ich ein wüſtes Land hätte, das ich verſchenken könnte, ſo möchten die Juden immer dahin ziehen und ſich ihren eignen König wieder wählen, ihren Tempel wieder bauen, wieder opfern und zu Hofe bei dem Herrn Zebaoth dienen, wie ſie wollten; unter meiner vernünftigen Nation aber kann ich ſie mit ihren alten

heiligen Poſſen und Fratzen nicht ausſtehen. Ihre Anhänglichkeit an ihre Geſetze und Gebräuche iſt in meinen Augen kein Verdienſt; ich betrachte ſolche als einen Beweis von Unempfänglichkeit gegen vernünftige Ideen. Alle andere Völker kommen doch in Jahrhunderten weiter; warum denn dieſes Volk in Jahrtauſenden nicht? Darum, weil Nachdenken nur weiter bringt; was ſollen aber Menſchen bei uns, die nicht nachdenken wollen?

„Wenn ich euch aber ſo zur ewigen Feindſchaft gegen die Finſternis auffordere: ſo ſeid und bleibet auch Freunde des wahren Lichts. In der Finſternis ſieht man nichts, weil man nichts ſehen kann; es kann aber auch derſelbe Fall im Lichte werden, wenn man ſich das Licht dicht vor die Augen hält. Verſtehet mich ganz, wenn ich ſo ſpreche. Die Feinde des Lichts, die Verfinſterer, weiſſagen jetzt bei jeder Gelegenheit, daß ſo lange aufgeklärt werden würde, bis ſich die ganze Religion in Waſſer auflöſete. Der Teufel wäre weg, ſagen ſie z. E. und die Reihe würde an Gott auch bald kommen. So fade dis klingt, ſo verdient es doch die Beherzigung jedes guten Fürſten. Wenn es möglich wäre, daß die Menſchheit hierin von einem Extrem zum andern fiele — — und warum

ſollte denn nicht möglich ſein? ſie iſt ja auf allen andern Seiten ſchon von Extrem zu Extrem gefallen — — wie ſchrecklich wäre das!!! Glaubet ja den Philoſophen nicht, die die Moral zur Baſis der Religion machen wollen; hätten ſie mehr wahre Menſchenkentnis, ſo würden ſie die Religion Baſis der Moral ſein laſſen. Haltet, ich beſchwöre euch hier, wo mein Staub einſt ruhen wird, haltet ſelbſt und in euren Nachkommen und im ganzen Lande auf wahre Religion. Es beſteht keine groſſe menſchliche Geſellſchaft ohne ſie; es beſteht keine einzelne menſchliche Glückſeligkeit dauerhaft ohne ſie. Drei Götter laſſet fahren; aber den einzigen Gott haltet feſt. Den Genugthuer verlanget nicht; thut aber ſo ſelbſt genug, wie er euch lehrte. Fleiſch und Knochen übergebet der Erde auf ewig; euch ſelbſt aber denket lebend und ſterbend in der Hand eines Allſchaffenden, Allumſchaffenden und Allwiederſchaffenden, der euch in eurem zweiten Daſein nach eurem Verhalten im erſten behandeln wird. Fanget alles Gute mit Gott an; Böſes verbannet ganz von euch. Seid Freunde des Gebets, wie ich. Ach — Kinder, Kinder, dem Gebete habe ich unſäglich viel zu danken. Wüſtet ihr die ganze Seelen- und Herzensgeſchichte eures

Vaters — wie würdet ihr über die Kraft des Betens erſtaunen! Das Weſen, zu dem ich bete, laſſe euch nie dergleichen Erfarungen machen; aber ich ſage euch, das Gebet hat mir mehr, als einmahl, meine Vernunft wieder gegeben. Es bleibt ewigwahr — Das Gebet des Gerechten vermag viel, wenn es ernſtlich iſt — nur mus der Gerechte nicht etwa Regen erbitten oder verbitten wollen.“

„Habet aber ia nicht genug daran, für euch ſelbſt religiös zu ſein; ſeid es auch öffentlich. Warum wolltet ihr euch ſchämen, den Gott, den ihr im Herzen verehret, auch im Angeſichte der ganzen Nation zu verehren? Ihr beweiſet warlich dadurch erſt recht die Aufrichtigkeit eurer Verehrung Seiner. Und das religiöſe Beiſpiel des Fürſtenhauſes iſt das ſicherſte Mittel zur Religioſität in allen Bürger- und Bauerhäuſern. Jede Nation, ſobald ſie ihre Prinzen liebt, ahmt ihnen nach. Der Prinzenton wird Hofton, der Hofton Reſidenzton, der Reſidenzton Landſtädteton, der Landſtädteton Dorfton. Drücket alſo in allen euern öffentlichen Handlungen den Glauben an Gott, die Ehrfurcht für ihn und die Zuverſicht auf ihn unverkennbar aus. Thut und lebet ſo, daß man es euch dabei anſehe, daß ihr, die

ihr keinen Landrichter über euch habet, einen Weltrichter über euch erkennet. Haltet auf religiöse Hofleute, Diener und Bediente; duldet keinen um und neben euch, der, wie ohne Gott, in der Welt lebt. Seid fleissig, wie euer Vater, in den öffentlichen Gottesverehrungshäusern. Das ist kein Judenthum, sondern ächtes Christenthum; denn Gemeinenweise und doch dabei still und ohne Geräusch Gott verehren ist der wahre Geist des letztern. Was würde aus den niderern Volksklassen werden, wenn wir keine Kirchen mehr hätten? Diese aber zum fleissigen Eingehen in sie zu bewegen ist eigenes fürstliches Beispiel weit besser, als alle fürstliche Befehle. Euren Mitbürgern also wäret ihr's schon schuldig, den religiösen Versammlungen beizuwohnen; glaubet mirs aber, ihr seid es auch eurem eigenen Herzen schuldig. Prinzen bedürfen oft weit mehr, erinnert und ermahnt zu werden, als Bürger und Bauern; denn sie leben weit mehr in Zerstreuungen, als diese, und alle Zerstreuungen machen leicht pflichtvergessen. Wenn dis nun auch nicht der Fall bei euch sein wird, so könnet ihr doch nicht in Abrede sein, daß ihr in derselben Stunde die guten Gedanken, welche euch brave Religionslehrer mittheilen, nicht immer

zu Hauſe gehabt haben würdet. Sagt mir, kann man der guten Gedanken zu viel haben? Seid endlich auch verſichert, daß ihr, wenn ihr auch Prinzen ſeid, doch zuweilen des Troſtes bedürfen werdet. Es iſt aber himmliſch angenehm, ſo einen Troſt ganz unerwartet mitten unter Tauſenden aus dem Munde eines einzelnen Mitbürgers zu hören; es wird uns dabei, als hörten wir ihn vom Himmel. Du lieber Guſtaf beſonders, wenn du mein Nachfolger wirſt, mache es ja, wie ich, und weihe wichtige Begebenheiten deines Hauſes und Volkes durch ausdrücklich dazu beſtimmte heilige Tage ein. Las allemahl die Feſte am Hofe und im Lande erſt auf das Feſt in den Kirchen folgen. Ich habe halbe Wunder für die Volksmoralität davon geſehen, und du wirſt ſie auch ſehen.“ “

So breitete ſich der väterliche Lehrer nach und nach über alle für Fürſten und Prinzen wichtige Kapitel aus und hatte an ſeinen Söhnen allemahl die aufmerkſamſten und gerührteſten Zuhörer dabei.

Der Erbprinz vermählte ſich mit einer Luiſen ähnlichen Fürſtentochter, die er benfals

auf ſeinen Reiſen kennen gelernt hatte. Wilhelmi ward darüber, daß er auch dis noch erlebt hatte, ſo in Freude geſetzt, daß er den Volksfeten, die bei dieſer Gelegenheit gegeben wurden, von Anfang bis zu Ende beiwohnte. In der erſten Zuſammenkunft im Kabinete darauf war er ſo aufgeräumt, daß Guſtaf zu mehreren mahlen ſagte — Nun, das iſt wahr, Gott geb' es Ihnen zu Gute, ſo ein glücklicher Greis gehört unter die Seltenheiten des Vaterlandes. Er ſas eben und ſchrieb in einer wichtigen Landesangelegenheit; da legte er die Feder ſchnell nider, lächelte den Fürſten an, ſenkte ſein Haupt und verſchied. Es geſchah kein Krampf, keine Zuckung, und, als er ſchon todt war, konnte man noch die Zeilen, welche er geſchrieben hatte, auslöſchen.

Guſtaf wollte ſichs durchaus nicht einreden laſſen, daß er geſtorben ſei. „Es kann nicht ſein, es kann nicht ſein, rief er aus; er liegt blos in einer Ohnmacht.“ Wilhelmi aber kam durch Nichts wieder ins Leben zurück. So lies ihn der Fürſt aufs Bette bringen und beharrete dabei, daß er wieder aufſtehen würde. Der Leichnam blieb Leichnam, ward kalt und ſteif. Als Guſtaf nun völlig überzeugt ward, ſein alter treuer Miniſter ſei dahin, ging er in

die Einſamkeit ſeines Zimmers und weihete ihm da die erſten Stunden des dankbarſten Angedenkens. Drauf lies er ſeine drei Prinzen, Karln und Amalien kommen und ſprach —

„Das iſt nun der zweite Todesfall, der ſich an von mir geliebteſten Menſchen ſo unplötzlich vor meinen Augen ereignet. Dieſer aber ſoll von mir ſtandhafter ertragen werden, als der erſte. Sogar alle Kondolenzen wollen wir gegen einander aufheben. Ich weis, wen ich verlohren habe; er iſt mir aber als mein treueſter Freund nur vorangegangen, und gewis nicht auf lange. Viel ſpäter hat er mich verlaſſen, als er ſelbſt vor Zeiten dachte. Wie glücklich war ſein hohes Alter! Wie über alles Beiſpiel ſanft ſein Tod! Ich will das Entſetzen über die Urplötzlichkeit ſeines Hingangs gern gelitten haben, da ſie es zugleich war, die ihn aller gewöhnlichen Leiden des Todes überhub. Ach Gott — könnte ich doch einſt auch ſo ſterben! Wie ſeelenvergnügt war er in ſeiner letzten Stunde! Sein letzter Augenblick war noch Gedanke; denn er lächelte mich an, als er die Feder niedergelegt hatte. Wiſſen Sie, warum er dis that? Er wollte mir damit ſagen — „Siehſt du, Fürſt, Gott erfüllt auch meinen letzten Wunſch — ich ſterbe arbeitend.“

Nun, ſo iſt ihm Alles geſchehen, was er wollte, und ſo müſſe keiner von uns darüber unzufriden ſein; er ging gewis als der Allerunfridenſte von hinnen. Nach Thaldorf gehören ſeine heiligen irdiſchen Ueberreſte nicht. Was ſollen ſie im Auslande? ins Vaterland, nahe an die Fürſtengruft gehören ſie. Ich beſorge das Begräbnis und werde dabei ganz meine Schuldigkeit thun.“

Die Leiche ward nun ſimpel eingeſchlagen und im groſſen Schloſsaale zur Schau ausgeſtellt, wo ſie mehrere Tage ſtand und Jeder ſie ſehen konnte, wer wollte. „Keine Regel ohne Ausnahme, hatte Guſtaf geſagt. Hier ſtarb ein Mann, der Allen wohlgewollt hat und den Alle dafür herzlich geliebt haben. Er ſtarb unerwartet. So iſts daſſelbe Verhältnis, als wenn ein Gutthäter plötzlich den Gegenſtänden ſeiner Gutthätigkeit entriſſen wird, wer könnte es dieſen verſagen, wenn ſie ſein Antlitz noch einmahl zu ſehen verlangten? Die ganze Nation iſt in dieſem Falle; ja, ich möchte lieber ſagen, ſie iſt in dem Falle einer zahlreichen Familie, die ihren Vater plötzlich verlohr; ſo ſehe ihn noch einmahl die ganze Nation. Ehrwürdig liegt die verlaſſene Hülle da, und der thätige und frohe Geiſt hat im Scheiden von

ihr noch ſichtbare Ausdrücke der Zufriedenheit über ſein langes edles und heilſames Leben auf ihr zurückgelaſſen; gewis thut der Anblick davon auf Tauſende auch die rechte Wirkung, und — ſo ſegnet mein Wilhelmi im Sarge noch.“

Der groſſe Saal ward bald einer Kirche gleich, die von Tagesanbruch an bis in die ſinkende Nacht gleichgeſtopft voll iſt. Fromme Stille herrſchte neben dem Sarge, wie an einem Altare, und Millionen Thränen floſſen um ihn her. Kein einziger Einwohner des Landes, der geſund war und nahe genug dazu wohnte, lies den Leichnam des patriotiſchen Miniſters ungeſehen. Guſtaf war faſt ſtündlich einmahl im Saale und erquickte ſich an dem dankbaren Geiſte der Nation. Es ward ihm allemahl, als ſähe er das Vorſpiel von dem, was einſt bei ſeinem eigenen Tode geſchehen würde.

Am Begräbnistage erhielt der ganze Hof und die geſamte Dienerſchaft Befehl, ſich in ſchwarzer Kleidung in dem Schloſſale neben der noch offenen Leiche zu verſammlen. Sobald ſie beiſammen waren, erſchien Guſtaf auch ſchwarzgekleidet, trat neben den Sarg, ſetzte den Hut auf und hielt folgende Rede — —

„Bei dem Tode auſſerordentlicher Männer iſt einige einfache Cerimonie erlaubt. Da ich einmahl wollte, daß einige Worte bei dieſem Sarge noch geſprochen würden, ſo durfte ich mir es nicht nehmen laſſen, ſie ſelbſt zu ſprechen. Nicht, als wenn ich ſie am beſten ſprechen würde; — doch ja, auch dis — aber nur in dem Verſtande, wie ich es meine. So aus dem Herzen könnte ſie Niemand ſprechen, als ich. Mein vertrauteſter, mein älteſter Freund iſt mir geſtorben. An Niemand, an ſich ſelbſt nicht, hing er ſo, als an mir. Niemand ſah iederzeit ſo in mein Herz hinein, wie er. Mein Führer war er in meiner Jugend; mein Rathgeber während meiner ganzen Regirung; mein Tröſter in allen meinen Leiden. Wer hat durch ihn ſo viel verlohren, als ich? Auf mich folgt die Nation. Ja, ja, auch ſie hat unermeslich verlohren. Er war der Mann, der ihre Glückſeligkeit zweimahl neu ſchuf, der mit raſtloſer Thätigkeit für ſie arbeitete und dem ſie alles das Heil zu danken hat, das ſie ietzt genieſſt. Wie brav hat ſich ſein Patriotismus in allen den Stürmen, die über ihn ergingen, erhalten! Wie kam er, alles erlittenen Undanks ungeachtet, ſo gern wieder, da ich ihn rief! Wie kehrte er ſogar

zum zweiten mahle mit noch gröſſerer Freudigkeit in des Vaterlands Schos zurück! Er macht in der Miniſtergeſchichte Epoke, und des zweiten Hallo wird, wie des erſten, in dieſem Lande, ſo lange es von Menſchen bewohnt wird, mit heiliger Ehrfurcht gedacht werden. In allen meinen Kollegien ſoll ſein Bild aufgeſtellt werden; ſelbſt im geheimen Kabinett; damit er immer gleichſam noch bei uns ſei und Jeder bei Allem, was er rathet und thut, ſich fragen möge, ob Er es gutheiſſen würde. (ſtreckt die Arme gen Himmel) O du verklärter Patriot, du unſchätzbarſter Schatz deines Fürſten — wer tröſtet mein Volk, wer tröſtet mich über deinen Verluſt? Einziger in deiner Art — du ſelbſt. (läſſet die Arme wieder ſinken) Ja, ja, er tröſtet uns Alle. Sehen Sie auf dis Leichengeſicht her; wohnt nicht noch bei allen Zerſtörungen, die die angehende Verweſung ſchon anrichtet, Ausdruck des vollkommenſten Erhörtſeins und des höchſten Seelenfriedens darauf? Iſt es nicht, als rieſe er uns zu — „Habe ich nicht lange genug gelebt? Habe ich nicht drei Fürſten gedient und unter ihnen unabläſſig gearbeitet? Wer unter euch wird mir's nachthun? Bin ich nicht arbeitend geſtorben? Dis, dis wünſchte ich mir. Ich

wünſchte mir vorher noch viel Mehr; dis aber war das Letzte. Und Alles, Alles ward mir gewährt; auch dis. So ſtehet als Männer neben meinem Sarge und verlanget Alle nicht Mehr für mich, als ich ſelbſt verlangte.“ Wir wollen dieſen richtigen Ausſprüchen beipflichten. Er, der immer Recht hatte, ſoll auch dismahl Recht behalten. Ihm iſt nun wohl und beſſer, als uns Allen. Er verdient es; ſo folge ihm keine bange Klage, ſondern glückwünſchende Ehrfurcht nach. Sein Loos wird über lang oder kurz das unſrige und wir gehen ihm Alle nach. Vielleicht bin ich Einer der Erſten von uns, der ſeinen Weg betritt. Laſſen Sie uns alle ſo lange für die Nation arbeiten, als wir können, und ſo wacker und unermüdet arbeiten, wie Er. Glückt es uns nicht, wie Ihm, noch arbeitend für das Vaterland zu ſterben, ſo wollen wir doch, ſequend das Vaterland noch, ſterben. Unſer letzter Gedanke ſoll ſein — Vaterland! Vaterland! Vaterland! — — Ich ſchätze Sie Alle, meine geliebteſten Räthe und Diener, und begnüge Ihnen bis heute bei dem Sarge des Erſten unter Ihnen. Sollte ich einſt nicht von Ihnen Abſchied nehmen können, ſo nehmen Sie das, was ich heute hier ſage, für den Abſchied an.

Mein Wilhelmi, (klopft der Leiche die Backen) Ach du! — ach du! — mein Wilhelmi ſchwebe Ihnen immer vor Augen und reihe Sie zu ſeiner immerwährenden Nachfolge! Und du — (umarmt den Erbprinzen) mein Erſtgeborner, mein Nachregirer, vergiß des Miniſters Wilhelmi ſo wenig einſt, wie deines Vaters! Er, er hat dir glückliche Tage bereitet und dir deine Beſtimmung leicht gemacht. Nimm heute ein Beiſpiel an mir und ſchätze treue Staatsmänner ſo hoch, als ich; verlohren iſt ſonſt dein und des Landes Wohlergehen. Sei dankbar, ſei dankbar gegen ſie; nichts brandmarkt einen Fürſten mehr, als Undank gegen patriotiſche Räthe und Diener. (fällt über die Leiche noch einmahl her; der erſte Kirchenrath ergreift ihn und ſpricht — thun Sie das nicht, gnädigſter Herr!) O laſſen Sie mich doch; es iſt ja zu guter Letzt. (richtet ſich auf und drückt mit beiden Händen das Todtengeſicht) Adieu! — Nun machet den Sarg zu!“

Guſtaf half ſelbſt den Sargdeckel aufſlegen. Die Verſamlung bekam ein Zeichen, aus einander zu gehen. Die Leiche ward in der Nacht in aller Stille nach Guſtafshöhe abgefaren. Guſtaf reiſete ihr ganz allein nach und begrub

ſie in der Roſenlaube queer vor Luiſens und ſeinem künftigen Grabe.

Der Leibjäger brachte die Nachricht, daß der Fürſt drei Tage in ungeſtörter Einſamkeit auf Guſtafshöhe ſein wolle. Am vierten Tage kam er wieder und lud ſowohl die fürſtliche, als die Wilhelmiſche Familie, hinaus. Guſtaf nahm Amalien an den einen und die Erbprinzeſſin an den andern Arm und führte ſie in den Garten.

Die Roſenlaube war noch einmahl ſo groß gemacht und überall mit Blumenketten umwunden. Luiſens Kreuz war mit einfachem Vergißmeinnicht geſchmückt. Neben ihrem Grabhügel waren noch zwei andere aufgeworfen. Hinter ihnen queervor lag Wilhelmi und neben ſeinem Hügel ſtand Lenzens Urne. Ganz hinten ragte noch ein Grabhügel hervor.

Guſtaf, als die ganze Geſellſchaft in der Roſenlaube ſtilldenkend beiſammen war. Ach, wie heilig hier — nicht wahr? — ach, wie heilig! Unter lauter jetzigen und künftigen Gräbern! Blumen vollauf dabei! Man muß ſich beim Leben nur die Sache ſchon recht ſchön machen; im Tode iſt ſie es ſo wohl. Wenn das

das Alles, was hier umher gepflanzt iſt, erſt recht grünen und blühen wird, o wie werden die Zeiſige hier ſchwitſchern, die Hänflinge hier ſingen, die Nachtigallen hier ſchlagen! Wie werdet ihr Alle gern hier beiſammen ſein, wenn ich längſt nicht mehr bin! Da liegen die vermoderten Gebeine meiner Luiſe — hier ſoll mein Körper einſt liegen — dort liegt meines alten, lieben, theuren Wilhelmi's Hülle. Ganz hinten ſoll man einſt meines Leibjägers Leichnam begraben. Wie er immer bei mir war, ſo ſoll auch ſeine Aſche nicht weit von der meinigen aufbewahrt werden. Aber herzlich von mir einſt, und noch, und ewiggeſchätzte Amalie, Ihr Grab mus dem meinigen auf der einen Seite ſo nahe ſein, wie Luiſens Grab auf der andern. Dazu habe ich doch wohl Recht? (zu Karln) Hier gleich darneben iſt ja dann auch noch Platz für Sie. (zu Karln und Amalien) Sagen Sie Beide — Ja!

Karl und Amalie. Ja!

Guſtaf. Nun, dann iſts Alles, wie ichs wünſchte. Für euch Uebrige iſt auch noch Platz genug hier. Ihr könnet auch die Laube noch mehr erweitern laſſen einſt; nur ſtöret dann unſere Hügel nicht. Die vornehmen Leichenbehälter unter den Schlöſſern und Schloß-

Leichen waren mir immer verhaſſt. Fleiſch und Knochen, ſie mögen gehört haben, wem ſie wollen, gehören in die Erde. Du biſt Erde und ſollſt wieder Erde werden — das iſt ein wahres Wort, in ſo fern es den Körper betrift. Hirtenkörper und Königskörper — einer, wie der andere, ward aus Erde und wird wieder Erde. Wie dumpfigt ſind die Fürſtenerbbegräbniſſe! Wie luftig iſt dieſe Roſenlaube! Dort macht die Fäulnis der Leichen halbe Peſtilenz; hier verwehet ſie der Weſt. Ich ſelbſt werde in jener Welt nicht Mehr ſein, als mein guter Bürger und Bauer; ſo ſoll auch mein nachgelaſſener Leichnam hier nicht Mehr ſein, als Meiſter Schulzens oder Bauer Stephans Leichnam. — Ich habe, wie ihr ſehet, hier neue Bänke machen laſſen; ſetzet euch, wir wollen uns noch Eins hier ſchwatzen.

„Liebet Alle das Leben hienieden, ſo lange ihr es haben könnet; aber nur, um noch mehr Gutes thun zu können, und um euch noch edler zu jenem Leben vorzubereiten. Es iſt doch Alles zu kleinlich hier, zu unvollkommen und kümmerlich. Hätte man nicht die Ausſicht nach dorthin — was wär's? Sagt Alle, was wär's? Ein Kommen und Gehen, ein Laufen und Müdewerden, ein Verbundenwerden und

Wiedergetrenntwerden. O weh, o weh, wenns weiter nichts wäre! So möchte ich nicht nur nicht Fürſt geweſen — nein, ich möchte lieber gar nicht geweſen ſein. Aber — jubelt mit mir, Unſterbliche; es iſt Mehr, als bis. Es wird nicht nur gekommen, um zu gehen; es wird auch gegangen, um wiederzukommen. Es wird nicht nur gelaufen, um müde zu werden; es wird blos müde gelaufen, um von neuem unzuermüdend zu laufen. Es wird nicht nur verbunden, um getrennt zu werden; es wird getrennt, um auf ewig wieder verbunden zu werden. Ah, wie klingt dis ſo herrlich und ſo ſchön! Nun laſſt uns frölich ſein, daß wir kamen! Nun laſſt uns wacker laufen! Nun laſſt uns herzlich beiſammen ſein! Einſt, einſt wird Alles mit uns anders und viel beſſer ſein. Mich gelüſtet doch gar zu ſehr, zu wiſſen, wie's droben iſt. Luiſe weis es längſt; Wilhelmi weis es nun auch ſchon. O ihr glücklichen Beide! Doch — euer Guſtaf kommt euch bald nach. (ſieht äuſerſtheiter die Geſelſchaft an) Ja, ja, ich bin der Erſte, der nachgeht, und Amalie drückt mir dann die Augen zu. "

Amalie ſtand auf und bat den Fürſten, einen Umhergang im Garten mit ihr zu machen.

Sie zog ihn nach und nach durch allerlei Gegenstände der Natur von seinen süssen Schwärmereien ab, kam hernach auf das häusliche Glück und stimmte ihn zuletzt durch eine Frage völlig um.

„Wie würden Sie darüber denken, gnädigster Herr, wenn zwischen Ihren Herren Söhnen und meinen Töchtern sich ein sanfteres Verhältnis entspönne?“

Gustaf, sehr heiter wieder. O das würde mir unaussprechlich angenehm sein. Ich bitte Sie, sagen Sie mir, halten Sie es für wahrscheinlich?

Amalie. Ich glaube etwas bemerkt zu haben, und eben darum war ich schuldig, Ihnen sofort Anzeige davon zu thun, damit die Sache, wenn sie nicht Ihren Beifall fände, noch bei guter Zeit hintertrieben werden könnte.

Gustaf. Nein, nicht hintertreiben, ja nicht hintertreiben; befördern vielmehr! Wie schön wäre das, wenn wir nun durch unsere Kinder am Ende doch noch näher verbunden würden! Und was für herrliche Gattinnen würden meinen Söhnen zu Theile!

Amalie. Sind sind meine Töchter gewis; glücklich machen werden sie einst ihre Männer — dafür stehe ich.

Guſtaf. O kommen Sie wieder zur Roſenlaube!

Die übrige Geſelſchaft promenirte ſchon in einiger Entfernung von der Laube. Adolf führte die eine Tochter Amaliens, Emil die andere. Guſtaf ging auf ſie zu und las in den Augen der Prinzen nun auch, was ihm Amalie entdeckt hatte. Auf das liebreichſte fragte er ſie, ob ſie ihm etwas zu ſagen hätten. Emil, der in ſeines Vaters Augen ebenſo richtig las, erwiederte eilig — ach ja wohl, beſter der Väter!

„Dort an heiliger Stäte ſoll es geſchehen.“ Mit dieſen Worten ging Guſtaf voran zur Laube und Alle folgten ihm.

Adolf. Glücklich würden wir Beide ſein, wenn Jeder von uns die Edle, welche er am Arme hat, auf ewig die Seinige nennen dürfte.

Guſtaf, lächelnd. Wollen ſie euch denn?

Amaliens Töchter, mit voller Grazie der Unſchuld und Beſcheidenheit. Ja!

Guſtaf, zu den Töchtern. Wollen es denn auch Ihre Eltern, meine lieben Seelen?

Karl und Amalie. Wenn Sie, gnädigſter Herr, damit zufriden ſind, an unſerer vollkommenſten Zufridenheit kann wohl kein Zweifel ſein.

Guſtaf, ernſthaftgütig. O wer wäre ich, wenn ich nicht meine Einwilligung auf der Stelle und von ganzem Herzen geben wollte? Welche Wahl könnte meinen Söhnen mehr zur Ehre gereichen, ihnen eine glücklichere häusliche Zukunft verſprechen und meinen Wünſchen auf allen Seiten gemäſſer ſein, als dieſe? — Ach hätte das mein Alter noch erlebt! — (umarmt erſt Amaliens Töchter und dann ſeine Söhne) Nun, ſo werdet recht ſelig neben einander und durch einander! Gern, gern will ich, wenn es Gott gefällt, noch Zeuge davon ſein. O wie habt ihr meiner Seele wieder Schwung gegeben! Was für eine Abwechſelung von Empfindungen! Meine geliebteſten Kinder, ich danke euch dafür. Nun wollen wir auch noch recht vergnügt beiſammen leben. Verbindet euch nun feierlich, wann ihr wollet.

Die beiden Prinzen ſanken dankbar an ihren Vater hin; ihrem Beiſpiele folgten ihre Bräute. Die ganze Geſelſchaft verlies Guſtafshöhe ſo frölich, als ſie traurig hingekommen war, und die Vermählungen wurden ſofort in aller Stille vollzogen.

Unmittelbar darauf lies Guſtaf alle ſeine drei Söhne zu ſich in den Schlosgarten kommen, wo ſie gröſtentheils erzogen worden waren.

„Hier ſetzet euch zu mir und höret meine wichtigſten väterlichen Entſchlieſſungen. — Ich habe keine Wünſche mehr, als für euch und für mein Volk. Mir liegt, wie ich euch oft geſagt, äuſerſt daran, daß ihr immer als gute liebe Brüder zuſammen leben möget. So will ich ſelbſt die Bande unter euch noch mehr ſtärken. Adolf ſoll Präſident im Juſtizkollegium werden, und Emil Kammerpräſident. Wenn dann Guſtaf einmahl das Regiment führt, ſo hat er ſeine zwei erſten Räthe an ſeinen leiblichen Brüdern. Der Sohn meines wackern Alten mag ihm dann ſein, was ſein Vater mir war; dieſes Verhältnis paſſt ſehr gut zu dem ehemaligen, in welchem jener als Oberhofmeiſter mit ihm ſtand, und Adolf und Emil werden ihrem Schwiegervater dieſe Ehre ſchon gönnen. Durch dieſen meinen Plan hoffe ich das herzlichſte Vernehmen unter euch Allen auf immer zu befeſtigen; auch zweifle ich nicht, daß ich dadurch für das Heil meines Volks auf das beſte ſorge. Wenn ihr dann auf allen den erſten Staatsſtellen mit vereinigten Kräften arbeitet und in einem Geiſte ſo nachar-

beitet, wie ich euch vorgearbeitet habe — o wie feſt, wie unerſchütterlich feſt wird das Glück des Landes ſtehen! Und, damit die Nation ſehe, daß ich Alles, auch das letztmöglichſte, zu dieſem Behufe thue: ſo ſollſt du, lieber Guſtaf, zu meinem Mitregenten erklärt werden. Wäreſt du nicht ein Sohn, auf den ich Verlas nehmen könnte, ſo dürfte mich vielleicht ſchon eine andere Urſache, als die, die ich habe, dazu beſtimmen. Es iſt nehmlich eine häufige Erfarung, daß eine Veränderung in der Regirung Veränderungen in der ganzen Staatsverfaſſung nach ſich ziehe, und daß der Nachfolger, wenn er auch das Gegentheil mit der Hand zugeſagt hat, umkehre, was ſein Vorfar veranſtaltet hat. Man ſagt daher den Erbprinzen gewöhnlich nach, daß ſie nicht eher richtig beurtheilt werden könnten, als bis ſie zur Regirung kämen. Wenn alſo der Nachfolger ſchon an der Seite des Vorfaren die Verfaſſung, wie er ſie einſt findet, ſelbſt mit angeordnet und unterhalten hat: ſo mus er ſie hernach auch, um ſich nicht Dementi zu geben, beibehalten. Ich habe aber, wie geſagt, dieſe Urſache bei meinem Plane nicht, ſondern verlaſſe mich feſt auf dich. Ich

möchte aber ſchon gern von fern ſehen, wie du einmahl nach meinem Tode regiren wirſt. Da will ich dann zuweilen dich allein regiren laſſen und thun, als wäre ich ſchon todt, und als erführe ich doch Alles noch, was in meinem Lande vorginge. In allen Ständen lehren ja ſo die Väter ihre Söhne zu, wenn dieſe werden, was jene ſind; warum ſollte es nicht in unſerem Stande auch ſo zum Beſten gehen? Ehre und Liebe — Alles, was für Fürſten das ſchätzbarſte iſt, ſollſt du jetzt ſchon mit mir theilen, und je mehr man mich über dich noch bei meinem Leben vergäſſe, deſto lieber ſollte mir's ſein. — Seid ihr nun über dieſe Erklärung mit mir auch Alle zufriden?“

Erbprinz. Ach Vater — gütigſter Vater — wie könnten wir Ihre edelſten Geſinnungen verkennen? Aber ich weiß nicht, wie mir dabei wird, wenn ich ſchon regiren ſoll; es iſt, als hätten wir Sie ſchon verlohren, oder ſollten Sie doch bald verliehren.

Guſtaf. Das folgt nicht. Ich regire ja auch noch mit. Vielmehr, wenn ich hernach ſterbe, iſt dir das Regiren ſchon etwas Altes und es bedarf dann gar keine neuen Feierlich-

leiten und ich — ſchleiche mich unbemerkbar aus der Welt.

Erbprinz. So laſſe Sie das oberſte Weſen noch ſo lange über mir regiren, als Sie ſchon allein regirt haben. Ich will Ihnen alle Ihre Geſchäfte erleichtern, Sie alles Verdruſſes überheben und ſo für das allgemeine Wohl leben, daß Sie noch hören ſollen, wie man die Erziehung, welche Sie mir gegeben haben, nun, wenn ich die höchſte Probe ihrer Güte ablege, erſt auch aufs höchſte ſegne.

Guſtaf, ihn an ſich drückend. Ich höre dis im Geiſte ſchon, du Lieber, und es thut dem Vaterherzen ſchon im voraus über Alles wohl.

Folgenden Tags muſten ſich Hof und Dienerſchaft mit den Landſtänden im groſſen Schloſſaale verſammlen. Daß irgend ein Avancement vorwalte, erwartete Jeder. Guſtaf kam mit ſeinen drei Prinzen. Es wurden zwei Stühle vorgerückt. Guſtaf ſetzte ſich und lies den Erbprinzen zu ſeiner Rechten ſitzen. Zu ſeiner Linken ſtellten ſich Adolf und Emil. Vor ihnen ſtand die ganze Verſammlung im groſſem dreifachen Halbzirkel.

Guſtaf. Vor einigen Tagen ſtand ich hier in einer traurigen Angelegenheit; heute

bin ich in einer frölichen hier. So gehts im gewöhnlichen Menſchenleben; ſo gehts im Fürſtenleben; und es iſt ſchon recht, daß es im letztern ebenſo geht; ſonſt vergäſſen die Fürſten, daß ſie auch nur Menſchen ſind. Erſt Begräbnis; dann Hochzeit. Bald auch Kindtaufe — die Erbprinzeſſin tritt in die Fuſtapfen meiner Luiſe. Heil — dreimahl Heil unſerm Vaterlande! (zeigt auf Adolf) Hier iſt nunmehro der Chef des Juſtizdepartements. (zeigt auf Emil) Hier der Chef des Kammerweſens. (zeigt auf Guſtaf) Und hier ſitzt zu meiner Rechten mein künftiger Nachfolger in der Regirung dieſes Landes als Mitregent. Ich mus ſchlechterdings ſehen, wie er es macht, wenn er regirt. Nach meinem Tode möchte ich doch wohl nichts mehr davon erfaren, wie es hier herginge; ſo will ich angenehme Ahndungen davon vergewiſſert wenigſtens mitnehmen. Ich fordere den Aelteſten von Ihnen, den ehrwürdigſilberhaarnen Direktor des landſtändiſchen Kollegiums auf, meinem Sohne dazu im Nahmen Aller zu gratuliren.

Der hohe Greis gerieth in die äuſerſte Verlegenheit. Er kam zwar heran, aber, ſtatt zum Erbprinzen zu gehen, ging er zum

Fürſten, zog die Arme hoch an ſich und ſtammelte — ich kann nicht.

Guſtaf, ihm die Hand reichend. Warum denn nicht?

„Mir kommts ſo vor, als ahndeten Ihro — Ihren baldigen Tod, und dieſen mag ich nicht erleben.“ (der Erbprinz blickt ſchnell ſeitwärts ſeinen Vater an)

Guſtaf. Sie ſprechen, wie mein Sohn. Aber nicht doch, nicht doch! ſo iſts ja nicht gemeint. Ich bleibe ja Fürſt; ich lege die Regirung nicht nider; ich ſterbe auch noch nicht; ich will blos ſehen, wie ers macht, wenn er regirt. Dis kann ich ja hernach, wenn ich todt bin, nicht. Denken Sie doch nur, was jede Regirungsveränderung für Umſtände und Weſen macht. So thun wir's kurz ab und es iſt hernach nichts weiter nöthig; und ſo bleibt Alles jetzt beim Alten, und, wenn ich dann todt bin, auch beim Alten.

„Nun hab ich mich zwar etwas wieder geſammlet, aber ſo doch nicht, daß ich ein geſchickter Sprecher dieſer Verſammlung ſein könnte. Ihro — Vortrag kam mir ſo unerwartet. Ich — —“ (ſiehet ſich nach einem Subſtituten um)

Guſtaf. Sprechen Sie ein Paar Worte, und damit gut; Sie ſprechen ſie gewis aus dem Herzen.

„So gehe es noch lange wohl Guſtaf, dem Vater, und dann noch länger Guſtaf, dem Sohne! Wir verehren mit gleicher Ehrfurcht Vater und Sohn.“

Guſtaf, in die Hände ſchlagend. Das war brav; das war brav. (ſieht die ganze Verſammlung an, die ſich tief neigt) Ein Thema zwar nur, aber ſehr paſſend, und Stof zu einer ſtundenlangen Rede. (gibt dem Erbprinzen einen Wink) Mein Sohn!

Erbprinz, der aufſteht und den reſpektablen Greis umarmt. Ich will die Liebe und das Vertrauen der Nation zu verdienen ſuchen, wie Beide mein Vater hat. Der Allmächtige ſegne Ihr Alter!

Guſtaf, als der Greis wieder an ſeinen Plaz getreten. In Zukunft alſo gelten meines Sohnes Befehle, wie die meinigen, und ſeine Nahmensunterſchrift wird reſpektirt, wie die meinige, wenn auch dieſe nicht dabei ſteht. Alles, was er ſpricht, ſchreibt und thut, iſt ebenſo, als hätt' ichs geſprochen, geſchrieben, gethan. Darnach haben ſich Alle und Jede zu achten. Meinen Prinzen Adolf und Emil

wollen die Kollegien, an deren Spitze ſie nun treten, wacker beiſtehen. Es wird dieſen gleichviel ſein, meine Söhne ſitzen unten, oder in der Mitte, oder oben. Wenn ich ein Deſpot wäre, ſo müſte die Nation bei ſolchen Anſtalten zittern; da ich aber ein hinlänglich genug erklärter Volksfreund bin, ſo hoffe ich, daß die Nachrichten, welche ſie heute empfängt, ihr zur Freude gereichen werden. Das ganze letzige Fürſtenhaus dieſes Landes wird alſo in Zukunft wie ein Herz und wie eine Seele am Heile des Landes arbeiten. Kann ich als Landesvater beſſere Anſtalten treffen? Von der Güte meines Guſtafs überzeugt, glaube ich gewis, er werde es dahin bringen, daß mein Volk einſt über meinen Tod keine Thräne vergieſſt. Und dis — will ich eben gern; denn ſterben müſſen wir einmahl doch Alle, und iſt das Haus beſtellt, ſo kann das Haus ruhig ſein. — — Hiermit wäre die Abſicht, wozu wir uns heute verſammleten, erreicht; was nun öffentlich noch geſchehen ſoll, werde ich baldigſt verfügen. (Der Fürſt reicht dem Erbprinzen Mitfürſten den Arm und führt ihn aus dem Saale.)

Karl muste sofort eine Notifikationsformel an die Nation, den grossen bevorstehenden Landesvorgang betreffend, entwerfen. Gustaf korrigirte noch Manches darin und suchte sich besonders über die eigentliche Absicht seines Entschlusses zu verdeutlichen, damit es seinem Volke bei der Nachricht davon nicht ginge, wie dem Direktor der Landstände, der sie für eine Annonce von seinem baldigen Tode hielt. So ward das Formular von allen Kanzeln und auf allen Gerichtsstellen im Lande verlesen und hernach öffentlich angeschlagen.

Am Tage der Huldigung Gustafs des Dritten ward Alles ebenso eingerichtet, wie bei der Huldigung Gustafs des Zweiten; nur mit dem Unterschiede, daß dismahl nichts verlesen ward, sondern der Mitfürst selbst sprach. Beide Gustafe erschienen in ihren Staatskleidern auf dem Balkon und begrüßten die Nation ehrerbietig. Der Vater setzte seinen Hut wieder auf; der Sohn legte ihn neben sich.

Gustaf der Dritte, nach feierlichem Trompetenschall. Mitbürger! Früher, als wir Alle erwarteten, trat ich hieher; doch, dem Herrn aller Völker sei Dank, nicht bei der gewöhnlichen Gelegenheit. Mein Herr Vater lebt noch und ich habe die Ehre, hier neben

ihm zu ſtehen; freuet euch darüber alle mit mir hoch und hehr! Es iſt Ihm gefällig geweſen, mich, ſeinem einſtigen, durch die Geſetze des Landes ſtipulirten Nachfolger, ietzt ſchon zum Mitregenten zu erklären. Keiner von euch ſoll dadurch zur Furcht veranlaſſt werden, als werde Er euch bald auf irgend eine Weiſe verlaſſen; ſondern ihr ſollet insgeſamt den Gedanken ergreifen und feſthalten, daß Er damit blos für euer Aller fortdauerndes Glück noch väterlicher ſorgen wollen. In der Regirungskunſt von ihm unterrichtet, ſoll ich ſie nun auch vor ſeinen Augen noch ausüben; damit er gelegentlich bei der Ausübung die Lücken noch ausfüllen könne, welche auch der vollſtändigſte mündliche Unterricht in allen Arten von Wiſſenſchaften und Künſten laſſen mus. Verehret und ſegnet Ihn auch hiefür — Ihn, der Alles, was Fürſten iemals zum Heile ihrer Völker thaten, für euch that und ſo auch das Allerletzte noch thun wollte. Ich ſchätze die Ehre, welche mir widerfärt, in ihrem ganzen Umfange; mein Herz iſt über ſie und über meine Beſtimmung in einem Drange der allgewaltigſten Gefühle. — Sie, mein Herr Vater, empfangen Sie zuförderſt vor allen dieſen unſern Tauſenden den heiligſten Dank Ihres

Sohnes

Sohnes dafür, daß Sie ihn auch auf die höchste Weise in Stand setzen wollen, von seiner Nation einst ebenso geliebt und gesegnet zu werden, wie Sie. Ach — so denken nicht immer die Vorfaren in den Regirungen; sie entfernen vielmehr oft den bestimmten Nachfolger von allen öffentlichen Geschäften, damit er ohne alle Routine und Kunde auf sie folge, dürftig gegen sie absteche und lange nach ihrem Tode noch das Volk bewege, ihren Schatten wieder herbei zu rufen und ihn anzuseufzen. Sie, Sie wollen lieber durch Ihre Nachfolger in Vergessenheit gebracht werden ... Nimmermehr wird dis geschehen, Patriot Vater. Und, wenn ich der besten Fürsten Einer werde, so wird die Nation einstimmig bekennen, daß Sie mich dazu gemacht. Ja, und wenn auch Ihre spätesten Nachfolger noch lauter gute Fürsten sein werden: so wird die ganze Nachwelt noch sagen, daß die lange Reihe wackerer Regenten in diesem Lande durch Sie gestiftet worden sei. O wie weit schöner wird es in der Geschichte klingen — lieber der Anführer einer ganzen guten Fürstenrothe, als der einzige Gute unter ihnen gewesen zu sein. Ich verspreche Ihnen hier öffentlich und feierlich,

wie mit dem heiligſten Eide, in Ihre edlen Fusſtapfen zu treten; ich verſpreche Ihnen, einſt aus allen meinen Kräften eben ſo auch wieder für einen guten Nachfolger zu ſorgen, wie Sie. Leben Sie nun auch noch recht lange und erblicken Sie noch Ihre Kindeskinder von dem Alter, wie Ihre Kinder jetzt; damit Sie mit der feſteſten Ueberzeugung einſt zur Oberwelt aufſteigen, daſs das Heil dieſes Landes auf ewige Zeiten geſichert ſei. (Guſtaf, der Zweite, umarmte jetzt Guſtaf, den Dritten, lange; Freudenthränen floſſen auf dem Balkon; Freudenthränen floſſen auf dem ganzen Schloſsplatze.) — — Mitbürger, nun wende ich mich an euch noch einmahl. Ihr kennet mich noch zu wenig; aber ihr ſollt mich nun, da ich in das heiligſte Verhältnis mit euch trete, bald näher kennen lernen. Jetzt glaubet mir nur aufs Wort — (legt die Hand auf die Bruſt) dis Herz ſchlägt ganz für euch und ſoll, ſo lange es ſchlägt, für euch ſchlagen. So lang ich noch bin, ſo bin ich doch vorbereitet genug durch Angewöhnung zur Vaterlandsliebe von Kindheit auf, und — befinde mich an der Seite eines geübten Vaters. Religion, Ordnung, Freiheit, blühender Wohlſtand ſtehen in dieſem Lande nun ſchon lange genug feſt; alle nützliche

Anſtalten ſind getroffen; was bedarf es mehr, als nur Alles ſo zu erhalten, wie es ietzt iſt? Dis iſt nicht ſchwer und ſoll mir die unverletzlichſte Pflicht ſein. So, wie Alles in dieſem Augenblick iſt und bleibt, da ich Mitregirer werde, ebenſo ſoll auch Alles bleiben, wenn ich einſt Alleinregirer bin. Dieſe Verſicherung iſt euch gewis die liebſte; ſo empfanget ſie hier in der Gegenwart meines Vaters und in der Allgegenwart Gottes! Behaltet für meinen Herrn Vater die herzlichſte Liebe und das herzlichſte Zutrauen; laſſet aber auf Ihn bei eurem Herzen mich unmittelbar folgen; es ſoll euch nie leid werden, und ich will euch durch alle Handlungen meines Lebens darin zu beſtärken ſuchen. Wie Er denkt, will ich denken; wie Er lebt, will ich leben. Oft, recht oft wollen wir uns gemeinſchaftlich den Segen des Himmels dazu erflehen, daß uns all unſer gutes Vornehmen wohl gelinge. Wie meine Wohnung immer euch Allen offen ſteht, ſo bitt' ich mir beſonders den Beſuch derer unter euch aus, die in ihrem Fache die bewährteſten Kentniſſe beſitzen. Jeder, wer glaubt, mir einen guten Rath geben zu können, der ertheile ihn mir ia. Verheelet mir nichts, wovon ihr meinet, daß es gut wäre, wenn ich es wüſte. Bringet

mir treuherzig Alles, was über die Fürsten und das Regirungswesen geschrieben wird, und wenn es noch so hart und so bitter wäre. Wozu nützt es sonst, wenn es meinem Stande nicht vorgelegt wird? — Und nun, so müsse es wohl gehen fernet euch und euren Kindern und euren spätesten Nachkommen! Mit diesem Wunsche segne ich euch — segnet mich mit demselben Wunsche — dis sei die Huldigung, die ihr mir jetzt ein, für allemahl leistet! — — —

Nach einer kleinen Pause erscholl das — Es lebe Gustaf, der Zweite! Es lebe Gustaf, der Dritte! Es leben die Gustafe alle zu ewigen Zeiten! — Darauf fielen Trompeten und Pauken ein.

Gustaf, der Zweite, verlohr sich vom Balkon und lies seinen Sohn allein stehen. Die Nation verstand ihn. „Er versinnlicht uns, hies es, wie er eher abgehen und wie sein Sohn alsdann allein unser Regent sein wird.“ Die ganze simple Cerimonie endigte sich, wie ehemals, und Gustaf, der Dritte, begab sich vom Balkon zu seinem Vater.

Der noch tief gerührte Vater hielt ihn lange an seiner Brust fest. Endlich redete er ihn an. „Jetzt ging ich dir vom Balkon in mein Zimmer voran und du folgtest mir hieher

nach. Einſt gehe ich dir voran vom Regentenſitze zum Throne des Weltrichters; auch dahin wirſt du mir folgen. Ich getröſte mich eines guten Urtheils; regire du ſo, daß du auch ein gut Urtheil empfängſt. Mit determinirter Bravheit erwiederte der Sohn — Gewis, Vater — bei allem Beiſtande, den ich mir von Gott wünſche — gewis!

Die Kollegia hatten Befehl erhalten, an ihren Plätzen zu ſein. Guſtaf, der Dritte, führte ſeinen Bruder Adolf erſt als Chef des Juſtitzdepartements, und dann ſeinen Bruder Emil als Chef des Kammerdepartements ein. An beiden Orden hielt er als wirklicher Fürſt eine kurze Rede, worin er die Räthe bat, ſeinen Brüdern mit Rath und That beizuſtehen, und ſeine Brüder ermahnte, Gerechtigkeit und Menſchenliebe ſich bei allen ihren Sentenzen leiten zu laſſen, treuen Rath anzunehmen und mit ihm zugleich für das allgemeine Wohl lebenslang unverdroſſen thätig zu ſein.

Mittags war groſſe Tafel; hernach Concert und Ball. Die Nation trieb es, wie der Fürſt an ſeinem Hofe. An öffentliche Feierlichkeiten ward nicht gedacht; dafür aber waren frohe Familienzuſammenkünfte durch das ganze Land. Jeder ſah nun erſt recht ein, wie gut

es der Fürſt durch dieſen Tag gemeint, da ſein künftiger Nachfolger ſich anheiſchig gemacht, nicht die geringſte Veränderung einſt vorzunehmen, die zur Beeinträchtigung des Volks gereichen könnte. „Es geht euch alſo, ſprachen die Väter zu den Kindern und die Grosväter zu den Enkeln, einſt ebenſogut, als uns; eure Tage werden wie unſere Tage ſein, und die Guſtafe haben kein Ende.“

Einige Jahre hindurch betrieben die beiden Guſtafe die Regirung nun dergeſtalt, daß ſie bald Beide zuſammen befohlen und unterſchrieben, bald der Vater, oder der Sohn, allein nur befohl und unterſchrieb. Am Geburtstage des Mitfürſten darauf beſchenkte ihn der Vater mit ſeiner ehemahligen Reiſeſchreibtafel. „Damit ſich die Nation an Alles gewöhne und es ihr nicht auffalle, wenn du in Zukunft bei meinem Leben noch auf Monate, oder länger, ohne mich regirſt, ſo will ich zuerſt auf einige Zeit ohne dich regiren. Da haſt du das Andenken einer für das Land ſehr wohlthätiggewesenen fürſtlichen Reiſe; mache es nun, wie ich, und thu jetzt dieſelbe Reiſe. Sieh unterwegs oft in die Schreibtafel, ob noch etwas

vergeſſen worden ſei. Höre allenthalben auf die noch übrigen Wünſche der Nation und komm dann auch mit einer eigenen Tafel dito zu mir zurück.“

Der junge Fürſt reiſete zwar und reiſete mit noch gröſſerem Vergnügen, als ſein Vater einſt, kam aber mit leerer Tafel wieder.

Guſtaf, als ſein Sohn ihm dieſe gezeigt hat. Nun glaubſt du doch wohl, was ich dir immer ſagte? die Unpatrioten, die Volksfeinde perſifliren den braven Miniſter, der für das Volk ſpricht, wie den Schriftſteller, der für die Menſchheit überhaupt ſchreibt, und ihr ewiges Gerede iſt, das Volk kriege nimmer ſatt. Den Fürſten raunen ſie ins Ohr — wenn ſie erſt anfingen, auf die Lamenten zu hören, ſo würden ſie nicht fertig damit werden, und, hätten ſie A geſagt, ſo müſten ſie B ſagen u. ſ. w. Die Schurken! Sind ſie nicht obendrein noch dümmer, als ein A B C ſchütze? Sie wiſſen nicht einmahl, daß das A B C ein Ende habe. Mit Z hörts ja auf; wie können Sie alſo durch dieſen Vergleich es verſinnlichen wollen, daß ein Fürſt, der auf Volksklagen zu hören anfange, nie fertig werde? Er komme bis an Z., ſo iſt er fertig; und, daß er bis dahin komme, dazu

hat er seine ganze politische Existenz. Ich weis besser, wer nimmer satt kriege. Die armen Völker kriegen warlich satt. Mag es immer wahr sein, daß die Minister öfter daran Schuld sind, als die Fürsten, wenn die Völker über Noth und Mangel klagen; das entschuldigt keinen Fürsten. Wähle dir bidere, patriotische Minister, spricht iedes Volk mit Recht zu seinem Herrn, oder, wenn du's nicht kannst, so las sie uns wählen. Erwäge nur einmahl, lieber Sohn, wie der Menschheit zu Muthe sein mag, wenn sie, die darum blos Fürsten machte, damit Jeder sein Glück, das er sich schafte, ungestört von den Andern geniessen könnte, nun erfaren mus, daß ein von ihr gemachter Fürst selbst sie insgesamt um Glück und Glücksgenus bringe! So wären sie doch warlich lieber ohne Fürsten geblieben; gegen den Glücksstörer Ihresgleichen könnten sie alsdann doch Nothwehr ausüben. Aber — sag mir, wie ward dir, als du gar nichts in deine Tafel schreiben konntest?

G. der Sohn. O — hineinschreiben hätte ich genug können; nur nichts von der Art, was Sie verlangten. Sonst hätten tausend solcher Schreibtafeln nicht zugereicht. Bester Vater, sollte ich Ihnen Alles das wiedersagen,

was mir mit wahrhaftigdeutſcher Biderheit zu Ihrem Ruhme und Nachruhme geſagt worden iſt — p wann würde ich damit fertig? Doch ia, ich bin gleich fertig damit. Allenthalben einerlei und daſſelbe; allenthalben tauſend Stimmen und nur eine Stimme.

G. der Vater. Höre auf — es iſt gut. Mein Volk hat mich alſo wohl recht lieb?

G. der Sohn. Warlich, wie es Gott nur haben kann. Es iſt auch überall ſo ein blühender Wohlſtand im Lande, ein Leben und Verkehr, daß ich nicht glaube, daß es irgendwo auf der Erde etwas Aehnliches gebe. Recht leicht, Einziger unter den fürſtlichen Vätern, haben Sie mir es gemacht, als Fürſt von einer ganzen Nation geliebt zu werden.

G. der Vater, die Augen voll Wonnethränen. Du machſt mir die ſeligſte Stunde meines Lebens heute. Las mich etwas allein! — —

Der fromme Fürſt blieb nicht lange allein. Auf die gehabte ſelige Stunde ſchlug ſofort eine andere ebenſo ſelige. Der Mitfürſt wartete ſchon wieder auf ihn, als er aus ſeinem Schlafkabinet zurückkam, und brachte ihm die fröhliche Nachricht, daß ſeine Gemahlin, die vorher ſchon mit einer Prinzeſſin niedergekom-

men war, nun auch von einem Prinzen entbunden ſei.

G. der Vater, dem Sohne beide Hände reichend. O Tag der Tage, den du mir ſchafſt! (den Sohn entzückt umarmend) Lieber, las mich noch einmahl allein!

Nach einer ganzen Stunde begab ſich der bis in den dritten Himmel verſetzte Grosvater in das Zimmer der fürſtlichen Wöchnerin.

„Nun Freude die Fülle und liebliches Weſen in dieſem Lande immer und ewiglich! Dank, Dank, liebe Tochter, liebe Landesmutter, für das unſchätzbare Geſchenk, das Sie mir und allen unſern Tauſenden gemacht haben! So froh war ich in meinem Leben nicht, als ietzt. Sehet mich doch Alle an, Kinder, ſehet mich doch recht an; bin ich denn nicht die Freude ſelbſt? Höre, mein Guſtaf, als du ankamſt, war ich ſchon wie auſſer mich ſelbſt verſetzt; nun aber, da ich Guſtaf, den Vierten, noch ſehe, — Kinder, vergebt mir's — ich weis nicht, wie mir iſt — ich glaube, an ſo einer Freude könnte ein ehrlicher Fürſt ſterben.“

Jeder der Anweſenden erſchrack und die Umſtehenden hielten gleich den vortreflichen Fürſtenmann, der ſich aber nach einigem Hin-

und Herwanken bald wieder sammlete und ausrief — „Nein, nein, ich sterbe diesmahl nicht; aber das sage ich euch Allen, es soll ein Fest an meinem Hofe gefeiert werden, wie noch nie gefeiert worden ist, und im ganzen Lande soll ein Jubel sein, wie noch nicht gewesen ist.“

Der Grosvater lies sich den Enkel reichen.

„Ach du, mein lieber Nachkomm im zweiten Gliede, du mein zweiter Nachfolger in der Regirung, wenn es Gott gefällt, wie ist dir in meinen Armen? Doch, du weissest noch von nichts; aber mir, mir ist doch gar zu himmlisch wohl, da ich dich halte. Eine noch viel weiter ausgedehnte Aussicht in die seligsten Zukünfte meines Volks hast du mir mitgebracht. Ach bleib ja leben, Engelskind, bleib ja leben! Daß du auch ein Gustaf werdest, dafür wollen wir sorgen. Auf meinem Schosse sollst du einst oft sitzen, wie ich auf meines Grosvaters Schosse sas, und dann — und dann —“

Man nahm Gustafen, der in zu heftige Rührung zu gerathen schien, den Enkel wieder ab; worauf er mit dem Sohne auf die Seite ging.

„Es soll die letzte Feierlichkeit sein, die ich veranstalten helfen will; also las sie mich allein veranstalten. Alle folgenden richte du ein, wie du willst. Es betrift zugleich die höchste Freude, die mir Gott nur widerfaren lassen konnte; also soll sie sich vor allen vorhergegangenen auszeichnen. Man sagt es den Grosvätern überall nach, daß sie an ihren Enkeln noch mehr Wohlgefallen hätten, als an ihren Kindern, und es mag dis auch wohl in der menschlichen Natur seinen guten Grund haben. Bei mir aber kommt dazu, daß ich ein Fürst Grosvater bin. Da ich mein Volk so unaussprechlich liebe, was konnte sich froheres für mich ereignen, als daß ich nun noch um eine Generation weiter sein Heil gesichert sehe? Von dieser Seite betrachtet mich Alle dismahl; auch hoffe ich, daß Jeder wirklich diese Seite treffen und Alles, was ich thue, für öffentlichen Ausdruck des höchsten Patriotismus erklären werde.“

Nach Verlauf einiger Stunden ritten alle fürstliche Bediente unter vorreutenden blasenden Postillions ab, um die glückliche Geburt eines Erbprinzen im zweiten Gliede im ganzen Lande zu verkündigen. Noch vor Abend erschien ein fürstlicher Befehl, daß alle Schulden wegen

Sitzende frei und los sein sollten, ohne daß die Gläubiger an ihren rechtmäßigen Forderungen etwas einbüssen dürften. Zu gleicher Zeit ergieng eine Verordnung, daß alle Gefängnisse geöfnet werden sollten, diejenigen ausgenommen, in welchen überwiesene Mörder und Räuber sässen. Bis zum angesetzten allgemeinen Dankfeste im ganzen Lande verrichtete der grosmüthige und frohherzige Fürst täglich eine öffentliche grosse That. Am Dankfeste selbst ward der vierte Gustaf in der Kirche getauft. Die sämtlichen Landstände vertraten die Stellen der Taufzeugen, und der alte Direktor, so schwach er nun war, lies sichs nicht nehmen, das der Nation so willkommene Kind zur Taufe zu halten. Drauf waren drei Tage Ferien in allen Kollegien und Geschäften. An diesen war allgrosse Tafel bei Hofe und überaus zahlreicher Ball; wozu täglich ein anderer beträchtlicher Theil der bravsten Residenzbürger eingeladen ward. Trompeten und Pauken waren dabei in grössester Rege und die Gesundheit des neuen Erbprinzen ward allemahl unter Kanonendonner getrunken. Auf diese drei Hoftage folgten zehen Tage für die Nation. Der Fürst öfnete seinen Schlosgarten, der zehen Nächte hindurch erleuchtet ward. An jedem Tage

wurden fünfhundert Billets an Bürger und Bauern ausgetheilt, die alsdann in verschiedenen Sälen reichlich bewirthet wurden und tanzten. Gustaf besuchte allemahl diese seine Gäste auf eine Stunde, und so, wie er da war, liessen sich auch die Trompeten und Pauken hören, und zu der Erbprinzengesundheit, die die Bauern tranken, donnerten so viel Kanonen, als an den drei Hoffesttagen. Als alle diese Feierlichkeiten beschlossen waren, ging die Nation zu ihren Arbeiten und der Fürst zu seinen Geschäften zurück. Kein Misbrauch der fürstlichen Güte hatte sich ereignet; Anstand und gute Sitten hatten an allen den zehen Volkstagen geherrscht. Die ganze Nation hatte die Absicht des Fürsten dabei durchgesehen und sein herrlicher Karakterzug, wie er auch über das Wohl der spätesten Nachwelt noch die landesväterlichste Vorfreude empfinde, ward allgemein darin erkannt und er dafür wie ein Unsterblicher geliebt.

Einige Monate darnach sprach der zweite Gustaf zum Dritten — „Was ich während deiner Landreise dir vorgethan habe, das thu

mir nun nach. Ich will auf einige Zeit nach Gustafshöhe und da die Landluft einathmen. Besuch mich fleissig da, bald allein, bald mit den Uebrigen, wie du willst.“

Der brave Sohn hatte bei der ersten Entfernung seines Vaters von dieser Art eine traurige Empfindung. Es war ihm, als hätte er den Vorschmack vom Tode desselben. Ohne mit ihm erst die Sachen zu überlegen, veranstaltete und verordnete er nun blos aus sich, fand aber eben hierdurch mit iedem Tage mehr, wie leicht ihm sein Vater durch die eingeführte und befestigte Ordnung der Dinge im Lande die Regirung gemacht habe. Fiel etwas Ausserordentliches vor, so beehrte er diesen erst mit Vorlegung seiner Meinung, um seine bessere, oder seinen Beitritt dazu, zu erhalten.

Gustaf, der Zweite, kam zur Residenz zurück und regirte wieder mit. Als er die dem Winter über gethan, ging er mit dem Frühlinge zugleich wieder nach Gustafshöhe und verbat sich das Fragen um seine Meinung in iedem vorkommenden Falle, und wenn er auch noch so ausserordentlich wäre, bis zu seiner Zurückkunft. „Besuchen magst du mich fleissig, setzte er hinzu, lieber Sohn; aber von Regirungssachen wollen wir gar nicht sprechen.“

Der ganze Sommer verſtrich noch auf ſolche Art. Mit dem Winter kehrte der Vater zur Reſidenz zurück und beſchäftigte ſich damit, daß er Alles, was ſein Sohn unterdeſſen ohne ihn verfügt hatte, genau unterſuchte. Mit der reinſten und uneigennützigſten Freude überzeugte er ſich, daß er nun überflüſſig ſei, und daß ſein Tod, wenn er heute geſchähe, kein Verluſt weiter für die Nation wäre.

„So iſts recht, du wackerer dritter Guſtaf; ſo hab' ichs gewünſcht. Mache es nur ſo, wenn ich lange nach Guſtafshöhe gereiſet bin, ohne wiederzukommen, und ſtelle dir immer vor, als könnte ich wiederkommen und nachſehen, wie du regirteſt. Doch, auch dis wird nicht nöthig ſein. Dein Geiſt und mein Geiſt ſind, wie ich nun völlig ſehe, gleichſam ein und derſelbe Geiſt zweimahl. Unſer Volk büſſte alſo nichts dabei ein, und wenn der meinige in dieſer Minute die Unterwelt verlieſſe. O wie ſchön iſts, wenn jede öffentliche Stelle immer ſo beſetzt iſt, daß die Leute zwiſchen Vorfar und Nachfolger gar keinen Unterſchied bemerkten, wenn ſie nicht ein anderes Geſicht erblickten, oder einen andern Nahmen hörten. Wenn ſie z. E. in der Noth ver-

vertrauensvoll sprechen, lasst uns zu unsern Amtsrath gehen, ohne seinen Nahmen zu nennen, weil der Amtsrathsdienst bei Menschengedenken mit lauter Menschenfreunden besetzt war — was für eine herrliche Sache ist das für die, die zu seiner Gerichtsbarkeit gehören! Wie unweit herrlicher und schöner aber ists, wenn die erste Staatsstelle, unter deren Gerichtsbarkeit das ganze Land gehört, immer mit solchen Subiekten besetzt ist, die gleich menschenfreundlich, gleich patriotisch denken, und wenn Jahrhunderte hindurch das Volk in der äußersten Noth einmahl, wie das andere spricht — lässt uns nur zum Fürsten gehen — ohne einmahl daran zu denken, wie er jetzt, oder dann, heisse, und gerade so, als wenn er immer derselbe Mann bliebe, weil er immer dasselbe Prädikat führt und Fürst heisst. Wohl unserem Lande, daß dis hier der Fall ist — weil mir deshalb! Mein Volk und ich können nun meinen Tod ruhig abwarten. Es wird kein Klaggeschrei über meinen Hinscheid sein, keine Furcht dabei die Einwohner anwandeln. Eine blosse mir geweihete Stille wird man bemerken, die aber bald überstehen wird, weil sich Niemand verwaiset, sondern Jeder so mir Vater wohlversorgt und glücklich fühlt,

wie vorher. Und — dahin wollt' ichs eben bringen; drum that ich mit dir so, wie ich that. Heil mir — Heil mir!"

Von nun an wohnte der zweite Gustaf fahrauslabrein auf Gustafshöhe und kam nur dann und wann auf einige Tage zur Residenz. Aeuserstielten war er im Kabinet und ebenso selten unterschrieb er mit. Allein befohl und unterschrieb er gar nicht mehr. Die Nation gönnte ihm die Ruhe, weil sie die ungewöhnliche Zubereitung derselben für ein fürstliches Meisterstück ansah, das er geliefert hätte. Unbemerkt kam er zur Residenz; unbemerkt verlies er sie wieder; und das zehnte mahl wuste man nicht, ob er im Orte, oder ausheimisch, sei.

Der Familienfreuden wurden für ihn viel. Seine drei Söhne beschenkten ihn mit Enkeln und Enkelinnen um die Wette, und er konnte ihrer nicht genug bekommen. Der vierte Gustaf muste ihm oft nach seinem Lankhause gebracht werden und Amalie muste iederzeit die Ueberbringerin sein. Endlich blieb der Erbprinz bei ihm, und — Amalie auch. Der gewesene Heimeister des Mitfürsten erbot sich selbst, auch den Sohn zu erziehen, wie er den Vater erzo-

mir nicht mehr. Ich bin auch in der That nun völlig fertig mit Allem, was ich hierniden zu thun hatte, kann abkommen und freue mich auf irgend einen neuen Beruf, der mir droben wieder zu Theile werde. Wollt' ich die Grosvaterschwäche haben, daß ich nun auch meinen Enkel noch als Mitfürsten meines Sohnes wieder erblicken möchte: so könnte ich den Urenkel auch noch als Mitregenten erblicken wollen u. s. f. Man mus auf der Erde auch endlich genug haben. Ich hab's. Mich verlangt allmählich nach einer andern Welt; mich verlangt, mit Luisen nach so langer Trennung nun bald wieder vereinigt zu werden. Und dann kommen Sie bald nach. Dort wollen wir Alle wieder recht zusammenhalten und uns, wie hier, die liebste Gesellschaft sein. Es ist doch recht schön, wenn man in den Wohnungen der Auserwählten seine Auserwählten gleich bei der Hand hat.

Amalie. Die Ewigkeit wird unsere Freundschaft noch höher segnen, als diese kurze, flüchtige Zeit. Ich erwarte dis wenigstens gewis von der Einrichtung jenes Lebens.

Gustaf. Wenn dort gelohnt und vergolten werden soll, so müssen wir ja auch noch

wiſſen, wofür. Das deutliche Andenken an dieſes Leben mus uns alſo nach dem Tode bleiben. Und — wenn dis iſt, ſo wird es ſich nicht blos auf Handlungen und Begebenheiten, ſondern auch auf die Perſonen erſtrecken, die dabei ins Spiel kommen. Eine Theilung des Andenkens iſt ganz undenkbar. Folglich werden wir uns auch wiederkennen, ſobald wir uns wiederfinden; und das Wiederfinden iſt ebenfals nothwendig, wenn dort gelohnt und vergolten werden ſoll.

Amalie. Da auch in dieſem Leben Alles Grundlage, Anfang, Zubereitung iſt, ſollte Freundſchaft das Einzige ſein, das im Tode abgeſchnitten würde? Sie thut ja dem Herzen ſo wohl; ſie iſt ja unſer Liebſtes auf der Erde. Nein, nein, ſie iſt gewis auch Grundlage und Zubereitung geweſen. Wozu aber anders, als zu noch reinerer, innigerer, beſeligenderer Trautheit?

Guſtaf. Wenn wir uns dann wiederfinden, wiederkennen und im erſten Augenblick gleich die irdiſchen Bande in voller Kraft wieder erneuern, was für eine Seligkeit wird das ſein!

Amalie. Mit unſerer gegenwärtigen Vorſtellungskraft faſſen wir dis nicht; und noch

weniger die Beſchaffenheit unſeres Zuſtandes dort. Unſere Geſchäfte — unſere Genüſſe — — wer mag ſie angeben?

Guſtaf. In dem, was die Weiſen und Guten hier am liebſten thaten, am höchſten ſchätzten, liegen doch unſtreitig die Winke dazu.

Amalie. Ja, aber auch dieſe ſind vielleicht nur ſehr ſchwache und leiſe Winke. Doch wohl dem, der auch auf ſie geachtet hat! Sie wurden uns einmahl gegeben, und ſo erwählten wir das Sicherſte und Beſte, daß wir ihnen Folge leiſteten. Nur wenig Menſchen achten auf ſie; die leiſen und ſanften Winke für jenes Leben gehen unter den lauten und groben Reitzen für dis Leben für Millionen verlohren. Erziehung, Lebensart und Beiſpiel ſind leider Schuld hieran. Ach wie ſelig ſind wir dagegen! Wir haben die höhere Menſchheit in uns zu entwickeln geſtrebt; ſo wird ſie einſt weiter ausgebildet, vollkommen ausgebildet werden können.

Guſtaf. Und ſo dürfte im Ganzen auch wohl die Idee richtig ſein, daß in dieſer fernern Entwickelung und Ausbildung der höheren Menſchheit in uns unſere künftigen Geſchäfte, und in den Gefühlen, die daraus für uns ent-

ſpringen, unſere künftigen Genüſſe beſtehen werden.

Amalie. Es iſt angenehm, darüber zu grübeln; es fantaſirt ſich auch herrlich darüber. Laſſen Sie uns aber immer auf die allgemeine einfache Vorſtellung zurückkommen und im feſten Glauben an ſie beharren, daß dort Alles beſſer — von uns ſelbſt an bis auf den unterſten Beſtandtheil unſeres Zuſtandes — Summaſummarum, Alles beſſer ſein werde.

Guſtaf, Amaliens rechte Hand auf ſeine Augen legend. So — ſo einſt! Es bleibt bei der Abrede.

Ungefähr nach einem Jahre bekam der Fürſt Zufälle, die ihn ſeinen baldigen Abgang erwarten lieſſen. Amalien entdeckte er ſie, der ganzen übrigen Familie aber wurden ſie verſchwiegen. Einsmals, als dieſe bis auf das jüngſte Kind zum Beſuche bei ihm auf Guſtavshöhe war, ward er auſſerordentlich heiter und geſprächig, unterhielt ſich mit Jedem lange, nahm jeden ſeiner Enkel auf den Schos und liebkoſete ihn und begleitete ſie insgeſamt bei der Abreiſe bis an die Wagen. „Wiſſen Sie, was ich

heute gemacht habe? sprach er hernach zu Amalien. Ich habe von der ganzen Familie im Herzen Abschied genommen. Nicht, als wenn sie mich nicht wieder fände, sondern — am Ende möchte nicht Zeit genug dazu sein.“

Die Familie besuchte ihn nach, wie vor. Er war stillheiter in ihrem Schosse und Amalie sah es ihm an, daß er sie allemahl gleichsam fragte — sehe ich euch doch noch einmahl wieder? — An einem milden Spättage im Jahre lies er seinen ältesten Sohn allein zu sich kommen und führte ihn in die Rosenlaube.

„Lieber dritter Gustaf, die Zeit des Zweiten ist schier um; dis will ich dir vertrauen.“

G. der Sohn. Ach nein doch — theuerster Vater! Warum glauben Sie das? Wie kommen Sie darauf? Sie haben ja noch so ein munteres Ansehen.

„Eben dis hangt genau mit meiner Erwartung zusammen. Ja, ja, du kannst dich drauf verlassen. Und — beruhige dich darüber! Altershalber könnte ich freilich noch eine Zeitlang leben; aber meine Konstitution streitet dagegen. Wozu ist auch das Leben? Doch nur — um zu vollbringen, was man zu vollbringen hat. Ich habe vollbracht, weis

nichts weiter, und ſo hat mein längeres Leben auch im Grunde keinen Zweck mehr.“

G. der Sohn. Freude an ihrer Familie — immer mehr Freude noch an ihr zu genieſſen — — verdienen Sie nicht das? Iſt dis alſo nicht Lebenszwecks genug?

„Ich habe deren Mehr genoſſen, als tauſend Fürſten genieſſen. Ich verehre die Gottheit im tiefſten Staube dafür und rufe ſie an, daß es meiner ganzen Familie nach meinem Tode noch wohlgehe. Auſſerdem weis ich weiter nichts mehr, als, daß ich euch vorangehe; — folget mir Alle zu eurer Zeit ſelig nach. Von meinem Volke habe ich ſeit geraume Zeit Abſchied genommen und die Fürſtenbande fallen laſſen. Von meiner Familie nahm ich unlängſt Abſchied, als ich euch bis an den Wagen begleitete, und lies auch die Familienbande fallen. Heute will ich von dir beſonders Abſchied nehmen.“

G. der Sohn. O herzlichſter Vater — das müſſe noch Zeit haben! (fällt an ſeinen Buſen)

„Nein, Beſter, las es mich immer heute thun. Nicht, als wenn ich darum heute oder morgen gleich ſtürbe, ſondern — Abſchied ge-

nommen iſt beſſer, als nicht Abſchied genommen. Verlas mich deswegen nicht! Nur will ich gern im Tode wegſchleichen und es ſoll über meinen Hinſcheid nicht das geringſte Geräuſch entſtehen. — — Lebe und regire du lange nach mir und halts einmahl wieder ſo mit deinem Sohne, wie ich mit dir! Liebe deine Brüder und ſorge für ihre Famili.! Liebe dein Volk und las es nie eine andere Thräne über dich vergieſſen, als die der Dank und die Freude weinen! So wirſt du überall erndten, wo ich geſäet habe; du wirſt der Preis der Menſchheit ſein, und dein Hingang zum Weltrichter wird dir ſo leichtherzig fallen, wie er deinem Vater fällt. (drückt ihn recht an ſich) Sohn, höre, höre, bleib ia ein guter Fürſt — es gibt der Böſen genug — dort ſpreche ich dich wieder.“

G. der Sohn, von Wehmut gedämpft, ſich aber emporrichtend. Bei allen ietzigen und künftigen Gräbern hier — Vater — Vater — gewis — gewis!

„Nun, ſo wäre auch dis abgethan — ſo falle auch hin das Band mit dir! Von nun an ſprechen wir blos von gleichgültigen Dingen. Alſo — hier begräbſt du mich, begräbſt mich

so still, wie Luise begraben ward, und äuserst hernach im geringsten durch nichts, daß du deinen Vater begraben hast. Nach und nach mags dann immer im Lande ruchbar werden; nur nicht das geringste Geräusch oder Wesen soll die Nachricht von meinem erfolgten Tode machen. (sieht auf und blickt durch die obere Oefnung der Laube gen Himmel) Nun, oberster Geist, ruf mich, wenn du willst!"

Es war in der folgenden zehnten Nacht, als Amalie plötzlich durch den Leibjäger geweckt ward. Der Anfall war wieder vorüber, als sie zum Fürsten kam; aber er fühlte, daß selbiger bald repetiren und ihm den Transitus bereiten würde. So nahm er von dem Leibjäger den dankbarsten Abschied, mit der Bitte, ihn nun für diese Welt zu verlassen. Der Leibjäger wollte nicht weichen. „So mus ich dir sterbend noch befehlen. Verlas mich, Treuer!" Der Leibjäger ging lautjammernd hinaus.

Gustaf, zu Amalien, indem er nach ihrer linken Hand greift. Geschwind — geschwind — die Stunde schlägt. (als er seine Hände

Oswald, der Greis.

Oder

Mein letzter Glaube,

als

Nachlas zugleich für meine Freunde.

Herausgegeben

von

C. F. Sintenis.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer, d. Jüng.
1817.

Universitäts-
München
Bibliothek

An Euch.

Ich widme euch hiermit eine Schrift, deren Bearbeitung den Schlus meiner Geiſtesübungen an höheren Gegenſtänden ausmacht. Unſtreitig liegt euch daran, zu wiſſen, wie ich am Ende über Alles, was uns ſehr angeht, gedacht und geglaubt habe. Hier findet ihr es. Ich verſichere euch dabei, daß, wie mein Auge, des Leibes Licht, mir noch treu iſt, meine Denkkraft, das innere Licht, dieſelbe Treue noch mir leiſte. Um die Wette wollte ich noch mit euch algebraiſche Aufgaben löſen, und aſtronomiſche Berechnungen anſtellen. Dis ſage ich euch blos darum, daß ihr nicht etwa meinen möget, man müſſe dis und das, was ſich in dieſem meinem Nachlaſſe für euch befinde, für Folge gewöhnlich eintretender Geiſtesſchwäche im hohen Alter erklä-

ren. Zum zweiten male — wo nicht Kind, doch Knabe — wird wohl gesagt, wenn Greise meines Alters ihre Urtheile fällen, und — ist oft wahr; auf mich aber also wendet diese Sage nicht an. Meine Meinungen sind blos abgebrauset, wie meine Neigungen; ich denke kaltblütiger, wie ich kaltblütiger will. Es wird euch einst gehen, wie mir. Daß alsdann mein letzter Glaube auch euer letzter Glaube werde, wünsche ich nicht nur, sondern hoffe es auch. Ich habe Alles, was ihr hier leset, in meiner Greisseinsamkeit nochmals reiflich überdacht und erwogen; ia, ia, so ist mein letzter Glaube, wie mein letzter Wille es ist, daß ihr die Papiere, welche ihn enthalten, für euer Eigenthum anerkennen möget. Machet damit, was ihr wollet; behaltet's für euch, oder gebt's weiter — gebt's meinetwegen der ganzen Welt! Vielleicht stifte ich dann auf der Erde noch Gutes, wenn ich schon längst nicht mehr auf ihr hause.

O. d. Gr.

Ich bin — bin wirklich; denn wenn es mir etwa blos so vorkommen sollte, als wenn ich wäre, oder wenn ich's blos träumen sollte, daß ich wäre, so müste ich ia doch da sein, um es mir so vorkommen lassen zu können, als wenn ich wäre, oder um es träumen zu können, daß ich wäre. Hierauf steift sich mein Glaube an meine wahrhaftige Existenz am Grabe noch, und ich spotte als Greis noch so herzhaft über die, welche Existenzselbsttäuschung und Existenztraum lehrten, wie ich schon als Jüngling über sie spottete. Ich spotte über sie eben so, wie ich über diejenigen spotte, welche in meinen Tagen den Glauben an ihre Selbstexistenz so übertrieben, daß sie darüber dem Glauben an die wirkliche Existenz der Welt ausser ihnen öffentlich Hohn sprachen. Sollten alle diese Afterlehrer nicht durch die politischen Ereignisse unseres Zeitalters bekehrt, und, wie zum Glauben an sich selbst, so auch zum Glauben an die Wirklichkeit der Aussenwelt, gebracht worden sein? Doch — sollte auch dis nicht der Fall sein, so mögen sie es mir nicht verargen, wenn ich ihnen, wie aus dem Grabe, zurufe — Wollt ihr Thoren sein, so

machet wenigſtens keinen Verſuch, auch eure Zeitgenoſſen thöricht zu machen; es iſt ein ſchimpflicher Verſuch, und — er gelingt euch auch nicht. Die Menſchen fühlen ihre eigene Exiſtenz und die wirkliche Exiſtenz der Auſſenwelt zu ſehr, als daß ſie euch Beifall geben könnten.

Gern aber geſtehe ich auf der andern Seite, daß all mein langes, fortgeſetztes und tauſendmal wiederholtes Nachdenken über mich ſelbſt, oder darüber, was ich eigentlich ſei, mich auch nicht um ein Haar breit weiter gebracht habe, als ich war, da ich's zum erſten male trieb. Dennoch iſt mir es nicht leid, und ich rathe vielmehr Jedem dazu, wer zu wahrer Achtung gegen ſich ſelbſt kommen will; denn erfährt man dadurch auch nicht, was man ſei, ſo erfährt man doch dadurch, was man nicht ſei, und — wie viel iſt ſchon hiermit gewonnen! Ich bin nun nehmlich auf das lebendigſte überzeugt, daß der Körper nicht Ich ſei. Was ich, wenn ich vor den Spiegel trete, darin erblicke, das bin ich nicht ſelbſt, ſondern das iſt blos mein, und gehört mir blos zu — ſo ungefähr, wie das Haus, worin ich wohne, oder das Kleid, welches ich trage. (Kein Wunder alſo, wenn ich einſt wirklich aus dem Körper zöge, und einſt wirklich den Körper ablegte?) Schon der allgemeine Sprachgebrauch hierüber iſt mir nicht unwichtig. Man ſpricht nehmlich — mein Kopf, mein Magen, meine Hand, mein Fus u. ſ. w. Zu erwiedern hierauf, daß ſo auch nur von einzelnen Theilen des

Körpers die Rede sei, wäre nichts erwiedert; denn es geht dem Ganzen, wie den einzelnen Theilen, die es zusammen ausmachen. Man spricht ia auch nicht — ich Körper, sondern — mein Körper; so mus ia doch ein besonderes Etwas sein, das den ganzen Körper sein nennt. Scheinbarer wäre der Einwurf dagegen, daß man ebenfals spreche — meine Seele. Allerdings spricht man auch so; aber es ist entweder Hebraismus, so, daß meine Seele Ich bedeutet, oder es ist gar nichts gesagt. Wird wirklich in demselben Verstande „meine Seele" gesprochen, wie „mein Körper" gesprochen wird, so müste ein Drittes sein, das Körper und Seele sein nennte. Der Körper kann doch wohl nicht sagen „meine Seele", wie die Seele sagte „mein Körper"? Wollte man dieses Dritte Geist nennen, so käme man dadurch auch nicht weiter ins Verständliche; denn man spricht ia auch „mein Geist", und so müst's sogar ein Viertes geben, das „mein Leib, meine Seele, mein Geist" spräche. Meine Seele und mein Geist ist aber Einerlei, und das Eine, wie das Andere, bedeutet, wenn Sinn dabei sein soll, Ich. Also — Ich und mein Körper — so mus es lauten, wenn man wirklich etwas dabei denken will. In meinen letzten Tagen ärgere ich mich daher noch mehr, als ie, darüber, daß man den Menschen in Leib und Seele eintheilt. Fast ists doch in der That so, als wenn man den Kleidträger in ihn und das Kleid, oder den Hausbewohner in ihn und das Haus, eintheilen

wollte. Gewis iſts, daß man in unſerer Gegend nicht nackend gehen könne, ſondern eine Bekleidung haben müſſe — gewis, daß man in unſerer Gegend nicht im Freien hauſen könne, ſondern eine eigentliche Behauſung haben müſſe; und ſo mags auch immerhin gewis ſein, daß das Ich nicht ohne Körper beſtehen könne. Ja, dis iſt ſogar mein feſter Glaube. Auch höhere Geiſterarten, als die ſogenannt menſchliche, können nur beſtehen in körperlichen Umgebungen, und blos Gott, der allerhöchſte Geiſt, kann als Ausnahme davon gedacht werden, weshalb er ia auch der Unbegreifliche genannt wird. Alſo — ich wiederhole es, das iſt mein feſter Glaube, daß Ich nicht ohne Körper beſtehen könne. Der Körper iſt das Werkzeug, durch welches die Auſſenwelt auf mich Veränderungen macht, und ich Veränderungen auf die Auſſenwelt mache. Nicht wirken, nicht empfinden könnte ich ohne ihn; ia, nicht einmal denken und Bewuſtſein von mir ſelbſt haben könnte ich ohne ihn. Deſſen ungeachtet aber bleibts doch immer Zweierlei — Er und Ich.

Hier tritt nun eben das Selbſtgefühl zum Beweiſe ein, wovon der erwähnte Sprachgebrauch ſchon ein Beweisvorlaut war. Ich fühle mich bei verſchloſſenen Augen und bei verſtopften Ohren; ich fühle mich, wenn ich gar nichts empfinde. Ebenſo fühle ich mich bei hangenden Armen und bei liegenden Füſſen; ich fühle mich, wenn ich gar nichts wirke. Sobald ich aber die Augen aufſchlieſſe, ſehe ich, und ſobald ich die Verſtopfung

der Ohren wegnehme, höre ich. Ich bins alſo, der ſieht und hört; nicht die Augen ſehen, ſondern ich ſehe durch ſie — nicht die Ohren hören, ſondern ich höre durch ſie. Ebenſo — ſobald ich die Arme zum Greifen bewege, greife ich, und ſobald ich die Füſſe zum Gehen bewege, gehe ich. Ich bins alſo, der greift und geht; nicht die Arme greifen, ſondern ich greife durch ſie — nicht die Füſſe gehen, ſondern ich gehe durch ſie. Noch einmal geſagt — ich gebe ia zu, daß ich ohne Augen nicht ſehen, ohne Ohren nicht hören, ohne Arme nicht greifen, ohne Füſſe nicht gehen könnte; ich kanns aber doch mit meinem Sehen und Hören, mit meinem Greifen und Gehen halten, wie ich will. Ja, ich kann den ganzen Körper niderlegen und wieder aufrichten, wie ich will; ich mus alſo, ſo innig ich mit ihm auch vereinigt bin, doch von ihm verſchiden ſei. Nicht Er iſt Ich, ſondern was in ihm denkt und will, ſieht, hört und handelt, iſt Ich. Die Arme ſollen doch einmal greifen, wohin ich nicht will, und die Füſſe gehen, wohin ich nicht will; ſobald ich aber ſage — Arme, greifet dort- oder dahin, Füſſe gehet dort- oder dahin, ſo müſſen ſie es thun, und, ſobald ich zu Bette gehen will, mus der ganze Körper ſich hinlegen, und ſobald ich wieder aufſtehen will, mus der ganze Körper ſich wieder aufrichten. Geſchieht von dieſem Allem etwas im Gegentheile, ſo iſts blos ein Beweis, daß ſich der Körper zu ſelbiger Zeit in einem unnatürlichen Zuſtande befinde — in einem Zuſtande, worin Blutser-

bitung, oder Nervenkrampf, oder Magenüberladung, oder ſonſt etwas, die Stelle meines Willens ſich anmaſſet und vertritt. Mit den inneren Handlungen, welche zur Erhaltung des Lebens gehören, mags immerhin anders ſein. Freilich habe ich nicht die Gewalt über meine Eingeweide, wie über meine körperlichen Extremen, und der Umlauf des Bluts, die Verdauung, die Zubereitung des Milchſafts, das Athemholen geſchieht ohne mich. Huſten, niesſen mus ich ſogar, ſobald es mir antommt. Dis alles aber rührt von der innern Einrichtung, vom Bau und Mechanismus des Körpers her, die ſo beſchaffen ſein muſten, wie ſie ſind, wenn der Körper ſich gehörig entwickeln, und ein halbes oder ganzes Jahrhundert hindurch beſtehen ſollte. Es war auch gar nicht nöthig, daß ich Gewalt über die Vitalaktionen bekäme; wenn ich den Körper nur gebrauchen kann zum Wirken, ſo iſts ſchon genug. Was noch Mehr iſt, es war auch gar nicht möglich, daß ich eine ſolche Gewalt bekäme. Wie ſollte ichs denn z. B. anfangen, daß ich das Blut zum Herzen herein und wieder heraus führte? Dis mus ia ſchon geſchehen, wenn ich exiſtiren ſoll; ich müſte alſo ſchon exiſtiren, um erſt fortzuexiſtiren. Wärs aber auch möglich, ſo wär's doch in moraliſcher Hinſicht nicht gut für mich geweſen. Es iſt doch wohl kein Menſch, der nicht gewiſſe Stunden ſeines Lebens gehabt hätte, in welchen ihm ſein Leben zum Ekel ward; wenn man in ſolchen Stunde: blos ſagen dürfte — **Blut, ſtehe ſtill!** —

ſo wette ich darauf, daß alle Menſchen als Selbſtmörder ſtürben. Wenn man aber zu dieſem Behufe erſt weitläuftig Hand an ſich legen muß, und die Schmerzen bedenkt, welche damit verbunden ſind, ſo läſſt man in den mehreſten Fällen davon wieder ab.

Ich kam auf dis alles, indem ich auf mein Selbſtgefühl mich berief, daß der Körper nicht Ich ſei. Nun gehe ich noch weiter. — — Wenn ich denke, Betrachtungen anſtelle, wenn ich will, Entſchlieſſungen faſſe, ſo wird mein Selbſtgefühl vollkommen. Ich fragte oft alle meine äuſerlichen und innerlichen Körpertheile, ob ſie zum Denken und Wollen, zu meinen Betrachtungen und Entſchlieſſungen beitrügen; ſie gaben mir aber keine Antwort darauf. Dis iſt nehmlich ſo gemeint, ob ſie dazu beitragen, daß ich ſo, und nicht anders, denke, ſo, und nicht anders, will. In der geſamten völligſten Ruhe des Körpers mache ich vielmehr meine Schlüſſe und meine Plane. Gäb's auch etwa einzelne Theile deſſelben, welche zu einem gewiſſen Wollen mich reitzten, ſo ſtehts doch noch immer bei mir, ob ich ihren Reitzungen nachgeben wolle, oder nicht. Selbſt mit dem Empfinden verhält ſichs ſo. Allen Kitzel, allen Schmerz empfinden nicht die Körpertheile, denen er widerfährt, ſondern ich empfinde ihn; beide widerfahren mir durch ſie. Die abgenommene Hand, der abgenommene Fus mögen geſtreichelt oder geſtochen werden; es thut ihnen weder wohl, noch weh. Aber auch die blos unterbundene Hand und der blos unterbundene

Aus mögen auf dieſelbe verſchidene Weiſe behandelt werden; weder ſie, noch ich, empfinden etwas davon. Dis zwingt mich allerdings zu der Meinung, daß alle Empfindungen aus äuſerlichen und innerlichen Theilen im Kopfe geſchehen, im Gehirn, wo der Urſprung des ganzen Nervenſyſtems iſt. Das Gehirn aber kann doch auch nicht ſelbſt empfinden, ſondern es mus etwas ſein, das durch daſſelbe empfindet, alſo — Ich. So bemerke ich auch, daß beim Denken und Wollen der Kopf allein mitarbeite; (daher es dann auch wohl kommt, daß ich, wenn ich vor dem Spiegel ſtehe, aus den Augen mir hervorzublicken ſcheine.) Ja, ia, ſo iſts, und die geringſte Verletzung meines Gehirns kann all mein Denken und Wollen unrichtig und unvernünftig machen. Dabei bleibt aber doch das Ich, dem es blos durch die Gehirnverletzung unrichtig und unvernünftig gemacht wird. Auf ſolche Weiſe iſts mir erwieſen, daß der Körper nicht Ich ſei, und ſo weis ich nach allen dieſen Betrachtungen doch wenigſtens, was ich nicht ſei.

Was ich dann aber eigentlich ſei, iſt mir ein Geheimnis, und wird mir ewig ein Geheimnis bleiben. Die herrliche Inſchrift, welche am Tempel zu D. geſtanden haben ſoll, kann von der Selbſterkenntnis nur in moraliſcher Hinſicht verſtanden werden, und da iſt in der That nichts nützlicher und geſegneter, als das Streben, ſich ſelbſt immer beſſer kennen zu lernen; weder aber zur Selbſtveredlung, noch auch nur zur Erhöhung der Daſeynsgenüſſe, würde es das Geringſte

beitragen, wenn man ſein eigentliches Weſen erkennte. Daß nun dis nicht möglich ſei, und daß deshalb mir, was ich im Grunde ſein möge, ewig ein Geheimnis bleiben werde, iſt leicht ſonnenklar darzuthun. Ich müſte nehmlich ſonſt zweimal da ſein. Ein Ich müſte ſein, das das Ich erkennte, und ein Ich, das vom Ich erkannt würde. Indem ich dis ſchreibe, komme ich mir allerdings poſſirlich vor; aber ſo poſſirlich handeln alle die in der That, welche in Anſehung ihres Weſens ſich ſelbſt erkennen wollen. Alles, was ich, wenns mit dem Erkennen ſo gemeint wird, erkennen ſoll, mus ſchlechterdings auſſer mir ſein. Daß ich alſo ſogar meinen Körper ſo erkennen, und an der Hand der Anatomie Alles wörtlich, ſilblich, buchſtäblich angeben kann, woraus er beſteht, iſt mir eben ein neuer, und der allergröſſeſte Beweis, daß der Körper nicht Ich ſei. Der Einwurf, daß ich ebenſo an der Hand der Pſichologie angeben könnte, woraus der Geiſt beſtehe, iſt durchaus ungegründet. Ich ſpreche zwar von Empfindungsvermögen, Wahrnehmungsvermögen, Aufmerkensvermögen, Urtheilsvermögen u. ſ. w.; aber alle dieſe Vermögen machen den Geiſt nicht aus, wie die Glieder und Theile den Körper, ſondern gehören ihm auch blos zu, wie der ganze Körper. Spreche ich denn nicht auch zugleich — meine Empfindungen, meine Attention, mein Judicium, u. ſ. w.? So lautet auch ſchon wieder der bloſſe Sprachgebrauch; ich fühle aber auch in der That, daß, wenn ich z. B. aufmerke, nicht mein

Aufmerkensvermögen aufmerke, und daß, wenn ich zurückdenke, nicht mein Erinnerungsvermögen zurückdenke, und daß, wenn ich schliesse, nicht mein Schliessungsvermögen schliesse, sondern — daß ich aufmerke, daß ich mich zurückerinnere, daß ich schliesse, u. s. w. Es bleibt also schlechterdings beim Ich, dem der Körper zugehört als Hülle, und dem die Geistigkeiten zugehören blos als Eigenschaften — es bleibt bei einem gewissen hohen Etwas — das ist Ich.

Die Frage, wie dasselbe entstanden oder geworden sei, rechne ich zu den allerüberflüssigsten, wie zu den unzubeantwortendsten Fragen. Zu den unzubeantwortendsten — weil ich, wenn ich mir selbst unerforschlich bin, noch weniger im Stande sein kann, mein Gewordensein zu erklären; zu den allerüberflüssigsten — weil es genug für mich ist, daß ich da bin und mich fühle; ob ich weis, wie ich ward, oder nicht. Genug, ich bin da, und danke dafür, daß ich da bin.

Die Ueberzeugung, daß der Körper nicht Ich sei, ist also, wie gesagt, Alles, was ich durch mein Nachdenken über mich selbst gewonnen habe; sie genügt mir aber auch, und ich wollte schon, daß sie alle Menschen hätten. Nur bei ihr gelangt man zu wahrer Achtung gegen sich selbst, und betreibt seine höhere Ausbildung mit Eifer. Man schätzt zwar den Körper, wie er es verdient, als das Vehikel, welches uns mit der Aussenwelt verbindet, als Instrument des Empfindens und Wirkens; man glaubt aber eben darum auch, daß das

Ich nicht für ihn, ſondern daß Er für das Ich da ſei, folglich das Geringere — dem Fusgeſtelle gleich, auf dem eine ſchöne Säule ragt, für die es auch nur da iſt. Man bewundert den Körper ſeiner herrlichen Organiſation wegen; ſtaunt aber über das Ich ſeiner unendlich erhabeneren Eigenſchaften und völligen Weſensunergründlichkeit wegen. Man fühlt ſich verpflichtet, den Körper ſo lange, als möglich, in ſeinem vollkommenen Zuſtande zu erhalten zu ſuchen; man fühlt ſich aber auch noch weit mehr verpflichtet, in ihm noch immer richtiger denken, edler wollen und ſchöner handeln zu lernen. Man befridigt die körperlichen Triebe, aber nur, damit die geiſtigen befridigt werden können, und alſo auch nur ſo, daß die gehörige Befridigung der letzteren Statt finden könne, und ſetzt ſich deshalb männlich ihnen entgegen, wenn ſie in Leidenſchaften ausarten, und auch als ſolche Befridigung verlangen. Dis Alles entſpringt aus der Ueberzeugung, daß der Körper nicht Ich ſei, und eben darum wünſchte ich ſie allen Menſchen. Wer ſie hat, der bahnt ſich dadurch auch den Weg zum Glauben an ſeine Fortdauer, aus dem erſt die höchſte Achtung für uns ſelbſt entſteht. Tod, denkt er, wird zwar einſt mein Schickſal ſein; daraus folgt aber nun nicht, daß Ich durch ihn vergehen müſte, wie der Körper; denn der Körper iſt ja nicht Ich. Wollte ihm Jemand den Einwurf machen, daß er doch auf einzelne Weiſe, partiell, mit dem Körper leide, das Geſicht z. B. oder das Gehör verliehre, ſobald die Ge-

ſichts- und Gehörsnerven untauglich würden, oder die Lebhaftigkeit, das Gedächtnis, wohl gar den Verſtand verliehre, wenn er ſehr alt würde, und daß er mithin auch im Totalvergange des Körpers total leiden, d. h. mit dem Körper völlig vergehen müſſe: ſo kann er immer antworten, daß in jenen Fällen ihm doch die Kräfte zu ſehen, zu hören, lebhaft zu ſein, ſich zu erinnern und zu denken blieben, ſich aber blos des unvollkommenen körperlichen Zuſtandes wegen nicht äuſern könnten, und daß alſo der eingeworfene Vergleich nicht paſſend ſei. Würde dann ihm zurückerwiedert, daß er doch ſelbſt geſtehe, daß Ich könne ohne Körper gar nicht exiſtiren: ſo kann er auch immer zurückantworten, daß er damit nicht gemeint habe, daß das Ich gerade nur in dieſem, und in keinem andern Körper, gerade nur in demſelben Körper, wie er jetzt iſt, exiſtiren könne. Würde er dann endlich gefragt, woher ein anderer Körper kommen ſolle, und ob ein anderer Körper nicht auch ein anderes Ich begründen würde: ſo kann er auch die letzte Antwort noch geben, daß der neue Körper ſchon in dem alten enthalten ſein könne, als feinere Organiſation, die von der gröberen jetzt nur noch umhüllt ſei, nach deren Abhüllung, die eben den Tod blos ausmache, das Ich forteriſtiren, und folglich als daſſelbe Ich forteriſtiren werde.

Mit meinem Nachdenken über Gott iſt es mir nicht beſſer gegangen, als mit dem Nachdenken über mich ſelbſt; ich erkannte blos dadurch, was Gott an ſich nicht ſei, keineswegs aber, was er eigentlich und ſeinem Weſen nach ſein möge. Dis ſetzt mich aber gar nicht in Verwunderung; denn, wenn ich nicht einmal angeben kann, was Ich, ein blos hohes Etwas, ſei, wie viel weniger werde ich angeben können, was das allerhöchſte Etwas, Gott, ſei! So wenig ich nun darum an mir ſelbſt zweifle, weil ich mir dem Weſen nach verborgen bin und bleibe, ſo wenig zweifle ich auch darum an Gott, weil er mir in derſelben Hinſicht verborgen iſt und bleibt. Wider den Nichtglauben an mich ſchützt mich, wie geſagt, mein Selbſtgefühl; ſo ſchützt mich vor dem Nichtglauben an Gott gleichſam ein Gottesgefühl. Wie ich das meine, will ich bald ſagen. Jetzt erſt noch einmal zu dem Gedanken zurück, daß ich mit allem meinem Nachſinnen darüber, was Gott eigentlich ſein möge, blos erkannt habe, was er eigentlich nicht ſei.

Dieſemnach alſo iſt Gott nicht die Welt. Die Welt iſt ſo wenig Gott, als der Körper Ich iſt; ſie iſt blos ſein, wie der Körper blos mein iſt. Das heiſſt aber — ſie ſtammt und hangt von ihm ab, und er exiſtirt für ſich — iedoch überall wirkend in ihr. Hier geht ſeine Unbegreiflichkeit an, die ſich damit endigt,

daß er ſich in ſeiner Unbegreiflichkeit ſelbſt begreift — ſein eigenes Weſen vollſtändig erkennt.

Wie? die Welt wäre Gott? — Was verſtehet ihr unter der Welt? Den bloſſen unendlichen Weltraum doch wohl nicht? So ungereimt es euch klingen mag, wenn man von Unendlichkeit eines Raums ſpricht, ſo noch ungereimter klingt es mir, daß Gott der bloſſe Weltraum — gedacht als endlich, oder als unendlich — ſein ſolle . . . Alſo — die Sterne zuſammen, welche als ebenſo viel einzelne Welten in dem Weltraume ſchweben, wären Gott? Klingt dis nicht gleich wieder ebenſo ungereimt? Dieſe Sterne ſind Theile, und ihr Ganzes, das ſie ausmachen, mag wohl als ein Körper gedacht werden, wie die Theile, welche meinen Körper ausmachen, zuſammen Körper genannt werden. Wirklich dachte man ſich auch ſchon das Univerſum ſo; die ſich's aber ſo dachten, ſprachen auch von einer Weltſeele — ganz analog der Sprache vom menſchlichen Körper, in welchem die Seele, das Ich, wohnt — und verſtanden darunter eben Gott, den groſſen Er, deſſen Körper gleichſam die Welt ſei. So wenig ich es auch auf meine alten Tage mit dieſer Meinung halten mag, weil ich immer mehr einſehen gelernt habe, daß ſie die Lehre von Gott nur noch mehr verwirre, ſo beſagt doch ſie auch, daß die Welt ebenſo nicht Gott ſei, als mein Körper nicht Ich iſt.

Wer ſtatt Welt lieber Natur ſpricht, und meint, die Natur ſei Gott, kommt dadurch nicht weiter. Meint

er damit das Universum, so hat er alles das auch wider sich, warum von der Welt mit Recht gesagt wird, daß sie nicht Gott sein könne; meint er aber damit die Summe von Kräften, welche überall wirken, so kommt er dadurch auch nicht aufs Reine. Bei wirkenden Kräften mus doch ein Etwas gedacht werden, das die Kräfte in sich enthält, besitzt, dem sie eigen sind, und das mit ihnen wirkt, und — so denkt er dennoch dunkel ein besonderes Wesen, dem die Naturkräfte zugehören, wie er ein besonderes Etwas denken mus, dem die menschlichen geistigen Kräfte zugehören. Ich halt's für Spielerei, statt Gott Natur zu sagen, und, wenn man die, welche sie treiben, in die Enge bringt, so müssen sie selbst bekennen, daß sie unter Natur nur verstehen, was andere Leute unter Gott verstehen. Warum also nicht lieber gleich Gott sagen? Klingt dis etwa nicht philosophisch genug? Der wahre Philosoph hälts mit Gott, und ich schlage mich zu ihm; ich glaube von ganzem Herzen an Gott, ohne ihn zu erkennen. Man spricht wohl von Erkentnis Gottes; diese betrift aber nicht seine Essenz, sondern seine Existenz, seine Majestät und seine Einflüsse auf die Welt.

Gott ist mir sonach das allerhöchste Etwas, welches für sich existirt, und einzig und allein ohne Abstammung und Abhängigkeit existirt, von dem aber Alles abstammt und abhangt — an dieser Vorstellung lasse ich mir genügen, ohne mich auf weitere Spekulationen über Gott

an ſich einzulaſſen, die doch nur immer und ewig vergeblich ſein würden, wie die Spekulationen über mich ſelbſt. Ich freue mich, bei dieſer Denkweiſe den Stifter des Chriſtenthums auf meiner Seite zu haben, den ich zwar als Greis nicht etwa anzubeten anfange, den ich aber doch als Greis noch mehr verehre, als vor dreiſſig, oder zwanzig Jahren. Wie ich dis meine, wird ſich aus der Folge dieſes meines Glaubensnachlaſſes ergeben. Genug, Jeſus von Nazaret ſchnitte alle Spekulationen über Gott dadurch ab, daß er ſagte — „Gott iſt ein Geiſt“ — und drang nur darauf, daß man alſo Gott nicht körperlich, ſondern geiſtig, verehren ſolle. Dafür ſei ihm Lob und Preis von der geſunden Vernunft in Ewigkeit! Amen!

Daß es ein allerhöchſtes Etwas — auch genannt allervollkommenſtes Weſen — gebe, ward und wird alſo demonſtrirt — — —

„„Iſt denn nicht ſchon der Eine Deinesgleichen vollkommener, als der Andere? Wenn du aber auch den vollkommenſten Menſchen kennteſt, ſo würdeſt du ſeine Vollkommenheit noch immer ſehr beſchränkt finden, und dir alſo über die geſamte Menſchheit hinaus Weſen denken können, die den Menſchen übertreffen, und bei denen ſich die Vollkommenheitsſchranken erweitern. Was könnte dich abhalten, über dieſe hinaus wieder eine Weſenart zu denken, für die ſich die Schranken noch mehr erweiterten, und über dieſe hinaus auch wieder weiter

ſo, u. ſ. f.? Sollteſt du nun endlich nicht auf ein Weſen kommen müſſen, das ohne alle Schranken vollkommen ſei — auf ein Weſen, in deſſen Maieſtät du dich denkend verlöhreſt? Warlich, die Unterverniinfte weiſen dich auf eine oberſte Vernunft, die Untermächte auf eine oberſte Macht, die Untergüten auf eine oberſte Güte hin, und ſo ſtehſt du bei einem Allweiſen, Allmächtigen und Allgütigen, bei Gott, ſtill, weil du nicht nur endlich irgendwo ſtillſtehen muſt, ſondern weil du auch in der That nur in ſeiner Idee volle Genüge und Sättigung für dich findeſt.“ “

Ich habe gegen dieſe Demonſtration eines allerhöchſten Etwas nichts, pflichte ihr vielmehr von ganzem Herzen bei. Der Vernunft iſt ein Urbild aller Vollkommenheit gleichſam eingedrückt, und, ſobald ſie ſich gehörig im Menſchen ausbildet — dis iſt aber die Sache — verlangt der Menſch nach Gott, ia, er ſehnt ſich recht nach ihm — ſo iſt mein feſter Glaube.

Sobald nun ein allerhöchſtes Etwas angenommen wird, mus auch angenommen werden, daß daſſelbe nicht nur fiir ſich exiſtire, und einzig und allein ohne Abſtammung und Abhängigkeit exiſtire, ſondern daß auch Alles von ihm abſtamme und abhange; denn ſonſt wäre es das allerhöchſte Etwas nicht. Hierdurch wird auch in der That der Begrif von Gott erſt vollſtändig.

So gebe ich dann auch denen Recht, welche behaupten, der Glaube an Gott gehe in seiner ganzen Vollständigkeit aus dem Menschen selbst hervor, wenn sie es nehmlich damit so meinen, wie ich; ja, ich habe nichts dagegen, wenn sie hier schon das Gottesgefühl finden, von dem ich sagte, daß es der Mensch gleichsam habe.

Nur muß ich erstlich bemerken, daß Gott jetzt wenigstens nicht mehr den Menschen auf solche Weise kund werde, sondern daß man ihn ihnen geradezu predige. Mit andern Worten heißt dis — Juden und Christen wird von ihren Erziehern und Lehrern auf das allerfrüheste schon von Gott vorgeredet; Niemand kommt also im eigentlichen Verstande mehr aus sich selbst auf ihn.

Ich lasse mir es gern gefallen, daß man hierauf erwiedere — „wenn dann aber doch Juden und Christen zur Vernunftzeit gelangen, und Rücksprache mit sich selbst über den ihnen blos eingeimpften Gottesglauben halten, so müssen sie ihm Beifall geben, und — so geht er dann auch gleichsam aus ihnen hervor als wahrer und ächter Glaube." Ich frage aber — kommt ihnen dabei nicht sonst noch etwas zu Hülfe, oder bewirkt dis blos die ihnen gleichsam angeschaffene Idee eines allerhöchsten Wesens?

Wie sollte mir hier nicht gleich der Weg einfallen, welchen Paulus auf dem Areopag einschlug, um den

Athenienſern den unbekannten Gott, welchen ſie verehrten, zu verkündigen? Er benutzte zwar ſchön die Idee eines allerhöchſten Weſens, welche tief im Menſchen liegt; er wies aber auch auf die Welt hin, durch welche ſich dieſes allerhöchſte Weſen ſo geoffenbart, und ſeine bloſſe Idee gleichſam ſo realiſirt habe, daß man es faſt mit Händen greifen könne. Hier iſt dann doch wohl die Rede von dem Gottesgefühle erſt recht, von welchem ich ſagte, daß es der Menſch gleichſam habe.

Nun aber auch zur Hauptfrage — wie kamen denn die Menſchen auf Gott, ehe ihnen Gott von Eltern und Schulmeiſtern gepredigt ward? Selbſt ſchlieſſen muſten ſie da alſo; wie ſchloſſen ſie nun? Schloſſen ſie ſo — „ein allerhöchſtes Etwas iſt da, und daher iſt Alles, was da iſt, da" — „Gott iſt, und ſo iſt auch die Welt" — — oder ſchloſſen ſie ſo — „die Welt iſt da, Gott iſt da —?" Man müſte ſich in der That nicht nur auf die Geſchichte der Urwelt der Vernunft, ſondern auch auf ſeine eigene Vernunft, nicht verſtehen, wenn man nicht der letzteren Meinung zugethan wäre.

Ich weis daher nicht, wie mir ward, als ich neuerlichſt einen Philoſophen behaupten hörte, die Natur verbürge nicht Gott, ſondern verberge ihn. Will denn, dacht' ich auf der Stelle, dieſer Mann wirklich für klüger geachtet ſein, als der, deſſen „daß man weis, daß Gott ſei, u. ſ. w." ſo lange als Sprache nicht

blos der gesunden, sondern der allergesundesten Vernunft gegolten hat? Und — warum will er für klüger geachtet sein? dachte ich weiter. Der Beweis, welchen er dafür führt, daß die Natur Gott, statt zu verbürgen, verberge — (man hört gleich das Wörterspiel, worauf es hier angelegt zu sein scheint) ist doch in der That zu elend. Offenbar nehmlich hat er nur die Natur auf der Erdenwelt im Auge; wie? ist denn die Erde der Hauptschauplatz der wirkenden Gottheit? Aber auch da — was will er denn Anderes, als daß Leben in Tod übergehe, und Tod wieder in Leben — daß Bau in Trümmer zerfalle, und aus Trümmern wieder gebauet werde? Räumt er nur das Letztere ein, was kann, was will er gegen das Erstere haben? Verlangt er Ewigkeit zufälliger Dinge? Wäre ein ewiges altes Einerlei schöner, als immerwährende Verjüngung? . . .

Auf dieselbe Weise könnte man also auch sagen, die Geschichte verbürge Gott nicht, sondern verberge ihn. Da entstehen ja auch Reiche und Staaten, und vergehen wieder, und aus den Trümmern derselben steigen wieder neue Reiche und Staaten hervor, die wieder in Trümmer zerfallen, aus denen wieder neue hervorsteigen. Dennoch hält's der wahre Geschichtkundige mehr mit dem Glauben an Gott, als mit dem Nichtglauben Gottes, wenn auch gleich der Beweis für Gott aus der Geschichte ebenfals wohl zu

klein sein dürfte, weil er blos die Geschichte eines ärmlichen Planeten enthält. Ins Grössere können wir ihn nicht bringen; denn wir wissen nicht einmal von der Geschichte der Mondbürger, geschweige von der Geschichte der Bürger unserer Sonne und der unzähligen übrigen Sonnen . . .

Und — damit ich Alles sage, auf dieselbe Weise könnte man auch sogar behaupten, das Gewissen verbürge Gott nicht, sondern verberge ihn. Wie klein ist nehmlich die Anzahl derer, welche für die Stimme des Gewissens, diese innere Gottesstimme, gebürende Achtung haben, gegen die Zahl derer, die sie verspotten, oder wohl gar nicht einmal vernehmen! Ich mag die Heiligen und die Bösewichter und die blossen Thiermenschen, oder mit andern Worten, die, welche das sittliche Gefühl in hohen Ehren halten, und die, die es mit Füssen treten, und die, die es gar nicht bekamen, warlich nicht gegen einander berechnen, damit nur nicht alle meine Achtung für die Menschheit sich verliehre; aber — welcher sittlichgebildete und sittlichgesinnte Mensch wird auch wohl darum den hohen Beweis für Gott aus seinem Gewissen aufgeben, weil er rechts und links um sich her Ungewissenhaftigkeit, oder gar Gewissenlosigkeit, erblickte?

Hiermit sei genug gesagt deshalb, wenn ich mich dahin erkläre, daß die Natur auch in meinen letzten Tagen noch Gott mir nicht verberge, sondern verbürge.

Ich mach's, wie Abraham, der Vater aller Gottesgläubigen, mache es aber auch ganz so, wie er, und halt's mit der Natur im Grossen — mit dem Sternhimmel; dieser würde mir Gott predigen, wenn es mir auch sonst an eigentlichen Gottespredigern gefehlt hätte. „Kannst du die Sterne zählen?" — allerdings schon viel gesagt, wenn der Altvater des Gottesglaubens so zu sich sprechen hörte; aber nun — wie Unendlichmehr ists, zu sich sprechen zu hören — „Wisse, diese unzähligen Sterne sind — eine kleine Zahl abgerechnet — lauter Sonnen, wie der dir in seinem Glanze so gros und blendend, daß du nicht einmal in ihn hineinsehen kannst, leuchtende Stern, den du eigentlich Sonne nennst, und der des Erdballs Mutter und Pflegemutter ist — — wisse, sie sind noch ungeheuerweiter von der Erde entfernt, als dieser, dessen Entfernung schon über zwanzig Millionen Meilen geschätzt wird — — was meinst du nun, wie noch weiter sie von sich unter einander selbst entfernt sein mögen — sie, die vielleicht noch grössere Sonnen sind, als die Erdsonne ist, welche doch um anderthalb Millionen mahl grösser sein soll, als die Erde, welche sie bescheint, und dadurch zur Mutter alles Lebendigen macht . . . Verliehrst du dich nicht also schon in dem Raume, in welchem alle diese Sterne — Sonnen — zusammen schweben? Verliehrst du dich aber nicht noch weit mehr in der Ordnung, mit welcher sie in ihm schweben, und die, so lange es Beobachter des Sternhimmels gab, die-

ſelbe iſt? Findeſt du dich nun — denke recht darüber nach — irgendanderswo wohl wieder, als in einem Allerhöchſten, deſſen Werk und ewiges Werk dieſe Ordnung iſt?"

Ich frage getroſt Alle, die es mit der Vernunft ehrlich halten, ob ſie nicht dieſer meiner Meinung ſind. Sonſt könnts wirklich zutreffen, daß die Vernunft zu Verſtande gebracht werden müſſe, wie derſelbe Philoſoph ſehr originell dafür hielt, welcher behauptete, die Natur verbürge nicht Gott, ſondern verberge ihn.

Alſo — der Sternhimmel verkündigt mir Gottes Ehre, wie er ſie der Urwelt ſchon verkündigte; als wovon die heiligen Schriften des Volks, welches, als Volk betrachtet, den wahren Gott zuerſt verehrt zu haben ſcheint — wenn auch nicht auf die wahre Weiſe — voll von Beweiſen ſind. Wer findet nicht auch gleich die Benennung Gottes in Iſrael — der Herr Zebaot — in dieſer Hinſicht ſehr wichtig? Ausgemachtwahr aber iſts, daß diejenige Himmelsgegend unſerer Halbkugel (der ſogenannten alten Welt) welche ihrer ſtets herrlichen Nächte wegen die Wiege der Aſtronomie war, auch die Wiege der Religion (im höheren Verſtande nehmlich) ward. Wo man ſich auf den Sternhimmel zuerſt verſtehen lernte, da lernte man ſich auch zuerſt auf Gott verſtehen. Ich wünſchte daher, daß eine Art von Volksaſtronomie, (die doch gar nicht

ſchwer ſein könnte) in den Schulen gelehrt würde, und glaube feſt, daß dis das eigentliche Mittel ſei, dem Atheismus, welcher iezt ſo um ſich greift, und der ſchlechterdings zuleyt der völlige Ruin der Menſchheit werden mus, mit Glück entgegen zu arbeiten.

Deſſen ungeachtet aber laſſe ich doch auch den Beweis für Gott aus der Natur im Kleinen, oder aus der Natur auf der Erdenwelt, nicht ſinken. Die Oekonomie der Natur auf der Erde weiſet, wenn man ins Detail geht, ebenſo auf Gott hin, wie die Oekonomie des Himmels, und — was noch Mehr iſt, begreiflicher und alſo verſtändlicher für uns. Daher vermuthlich auch ſchon mehrere gute Volks- und Volksſchulenbücher hierüber, welche ihren Verfaſſern zur Ehre noch bei der Nachwelt gereichen werden . . .

Freilich aber mus ich immer, zur Natur im Groſſen, zum Sternhimmel, zurückkehren, um die wahre hohe Predigt der Natur von Gott zu hören. Wie der ungebildeteſte Menſch durch den bloſſen Anblick des Sternhimmels in einer ſeiner Prachtnächte an ihn, den Sternhimmel ſelbſt, hingezogen, unwiderſtehlich hingezogen wird, ehe recht zu wiſſen, wie ihm geſchehe: ſo wird der gebildetere Menſch in einer ſolchen Prachtnacht nicht nur an ihn hin, ſondern auch durch ihn an Gott hingezogen, unwiderſtehlich hingezogen, und weis recht gut, wie ihm geſchehe; denn es iſt ihm gerade ſo, als ginge Gott, den Niemand

geſehen hat, noch ſehen wird und kann, in ſeiner Majeſtät vor ihm vorüber.

Neben dem Beweiſe für Gott aus der Natur habe ich auch alle Hochachtung gegen den Beweis für Gott aus dem Gewiſſen. Ja, es iſt mir ganz ſo, als hörte ich Gott, wenn mein Gewiſſen ſpricht, wie mir iſt, als ſähe ich Gott, wenn ich zum Sternhimmel ſchaue. Sternhimmel über mir — Sternhimmel gleichſam in mir. Der um mich her wirkt, der in mir ſpricht; der in mir ſpricht, der um mich her wirkt — ſo iſt mein Glaube. Hier ſind nun aber zwei Schlüſſe; welchen von beiden machten die Menſchen zuerſt, ehe ihnen Gott von Eltern und Schulmeiſtern gepredigt ward? Schloſſen ſie eher ſo — „der in mir ſpricht, der auſſer mir wirkt" — oder ſo — „der auſſer mir wirkt, der in mir ſpricht" —? Mit andern Worten — iſt der Beweis für Gott aus dem Gewiſſen älter, oder der Beweis für Gott aus der Natur?

Ich mus der letzteren Meinung ſein. — Es kommt mir nehmlich zuförderſt mit dem Gewiſſensbeweiſe gleich ſo vor, wie mit jenem Beweiſe, welchen diejenigen aus der Bibel für Gott führen, deren Dafürhalten nach die Bibel Gottes Wort iſt. Wer in der Bibel Gottes Wort leſen ſoll, der mus ſchon an Gott glauben; wie könnte er ſonſt ſein Wort in ihr zu leſen meinen? Alſo — wer in ſeinem Gewiſſen Gottes Wort hören, oder Gottes Stimme vernehmen ſoll, der mus auch

ſchon anderweit von Gott überzeugt ſein; wodurch nun aber wohl anders, als durch die Natur? geſetzt auch nur, daß der Donner, dieſe äuſere Gottesſtimme, im Inneren des Menſchen wiederhallte. Wenns nicht ſo wäre, wie hätte es Atheiſten geben können, die ſehr gewiſſenhaft lebten? Warum hörten ſie denn in der Stimme ihres Gewiſſens nicht Gottes Stimme? Sie waren noch nicht anderweit von Gott überzeugt; wie konnten ſie glauben, ihn zu hören, wenn ihr Gewiſſen ſprach? Man ſagt daſſelbe damit, wenn man ſagt — weil ſie Gott nicht auſſer ſich fanden, ſo fanden ſie Gott auch nicht in ſich . . . Hierauf etwa zu ergegnen, daß es auf ſolche Weiſe mit dem Beweiſe für Gott aus der Natur nicht beſſer ſtehe, als mit dem Beweiſe für Gott aus dem Gewiſſen, und daß man alſo, um Gott wirkend zu ſehen, auch ſchon anderweit von ihm überzeugt ſeyn müſſe — paſſt doch in der That ganz und gar nicht. Wenn man nehmlich in der Stimme ſeines Gewiſſens Gottes Stimme zu hören meint, ſo kann die Vernunft immer auftreten und ſagen — ich bins, die in dir ſpricht; kann ſie aber auch wohl hintreten und ſagen — ich bins, die auſſer dir ſchafft und wirkt —? Vielmehr mus ſie ia, wenn ſie wahre Vernunft ſein will, beim Anblick der Welt auf Gott hinweiſen . . . Ferner — ſteigt denn der Menſch auch wohl vom Ueberſinnlichen zum Sinnlichen herab, oder erhebt er ſich nicht erſt vom Sinnlichen zum Ueberſinnlichen? Nun iſt aber der Beweis für Gott aus dem

Gewiſſen ganz überſinnlich, der Beweis für Gott aus der Natur aber anfangs ganz ſinnlich, und wird hernach erſt überſinnlich; folglich bahnt er dem ganz überſinnlichen Beweiſe aus dem Gewiſſen den Weg . . . Ebenſo — erkannte man eher eine moraliſche Weltordnung, oder eine phiſiſche? Ward nun offenbar die letztere früher erkannt, ſo ſchlos man auch aus ihr früher auf Gott . . . Ob man wohl vom Sittengeſetz einen Begrif hätte, wenn man nicht erſt Begriffe von Naturgeſetzen hätte? Ob man alſo wohl zuerſt ſo ſchlos — „der das Sittengeſetz gab, gab auch die Naturgeſetze" — oder nicht vielmehr ſo — „der die Naturgeſetze gab, gab auch das Sittengeſetz" —? Man mag alſo den Beweis für Gott aus dem Gewiſſen vortragen und aufſtellen, wie man will, ſo erſcheint er jünger, als der Beweis für Gott aus der Natur. Dis beſtätigt auch die Geſchichte der Urwelt. „Kannſt du die Sterne zählen?" — dieſe Frage ging bei Abraham voran, und dann erſt hies es bei ihm — „wandle vor dem allmächtigen Gott und ſei fromm!" Ja, beſagt die alte heilige Sage vom erſten Menſchen nicht daſſelbe? „Adam, wo biſt du?" — dieſen Zuruf glaubte er dann erſt zu vernehmen, nachdem er in der Kühle des Abends bei einem fernen Gewitter Gott reden zu hören gemeint hatte, weil ſich dem Sünder bei dieſer maieſtätiſchen Naturwirkung die Vorſtellung eines furchtbaren Richters aufdringt. Indeſſen leuchtet auch allerdings aus dieſen Erzählungen hervor, daß der Beweis für

Gott aus dem Gewiſſen dem Beweiſe für Gott aus der Natur leicht folge, oder, daß man Gott, wenn man ihn erſt in der Natur fand, auch bald in ſeinem Gewiſſen höre. Wie ich dis daher gern zugebe, ſo geſtehe ich auch ſogar ein, daß das Gottesgefühl, von dem ich ſagte, daß es der Menſch gleichſam habe, durch das Gewiſſen erſt ſeine ganze Vollkommenheit erhalte.

Ich denke mir alſo die drei Beweiſe für Gott, von welchen hier die Rede war, in folgender Zeitordnung. Zuerſt kam der Beweis aus der Natur — dann der Beweis aus dem Gewiſſen — zuletzt der Beweis aus der Idee eines allerhöchſten Etwas, die der Vernunft ſchlechterdings vorſchweben mus, ſobald ſie den zu ihr gehörigen Grad der Ausbildung erreicht hat. Eben darum aber bleibt dieſer Beweis auch der letzte, und wir bilden uns nur ein, er komme zuerſt, weil er als erſter Schulbeweis bei uns figurirt. Sonſt müſte man auch glauben, die Philoſophie komme eher, als der geſunde Menſchenverſtand, der ſie doch wohl erſt erzeugt.

Was übrigens den Vorwurf anbelangt, welchen man der Natur macht, daß ſie die moraliſchen Eigenſchaften Gottes nicht lehre, ſo glaube ich ietzt noch, darauf zu antworten nicht nöthig zu haben, wie ich immer glaubte. Die höchſte Weisheit kann durchaus nicht ohne die höchſte Heiligkeit ſein; wo ſich alſo iene findet, da mus auch ſogleich dieſe gefunden ſein. Nun

predigt iene der Sternhimmel, folglich — u. ſ. w. Machet mir doch den Glauben an Gott nicht ſo ſchwer, ihr Weiſen meiner Zeit! Ihr bringet mich ſonſt dahin, daß ich gar ausrufe — „ich bin, alſo iſt Gott.“ Müſtet ihr aber nicht auch hierin hören die Sprache des allerinnigſten Gottesgefühls?

Gott exiſtirt ohne alle Abſtammung, die Welt auſſer ihm aber ſtammt von ihm ab; Beides aus dem Grunde, weil er als das allerhöchſte Etwas gedacht wird.

Mit der Frage, wie die Welt von Gott abſtamme, geht es mir ganz ſo, wie mit der Frage über mein eigenes Entſtanden- oder Gewordenſein; ich rechne ſie nehmlich auch zu den allerüberflüſſigſten, wie zu den unzubeantwortendſten Fragen. Zu den unzubeantwortendſten — weil ich, wenn mir Gott an ſich unerforſchlich iſt, noch weniger im Stande ſein werde, das Gewordenſein der Welt durch ihn zu erklären. Zu den allerüberflüſſigſten — weil es genug für mich iſt, daß die Welt da iſt; ob ich weis, wie ſie entſtand, oder nicht. Traun, ſie iſt da, wie ich da bin, und ich finde mich ſelig in ihr, und weis, wem ich, wie mich ſelbſt, ſo auch dieſe meine Seligkeit in ihr, zu danken habe.

Ich bedaure daher alle die Mühe, welche man ſich gegeben hat, und noch gibt, über die ſogenannte Schä-

pfung der Welt zu grübeln, und halte sogar solch Grübeln nicht nur für ebenso vergeblich, als das Grübeln über Gott, den Schöpfer, selbst, sondern auch für in der That gefärlich für den Gottesglauben. Wenigstens mus ich der Meinung sein, daß dergleichen Grübeleien Menschen, die gar nicht den Beruf haben, Welten nachzuschaffen, nicht geziemen; daß es also viel räthlicher für sie sei, an der einfachen Vorstellung sich zu begnügen, Gott habe die Welt durch seinen allmächtigen Willen geschaffen. Wollen sie aber dennoch dabei ein weiteres Wie sich denken, so ists ihnen, als freien Wesen, zwar unverwehrt; nur, daß sie sich vorsehen, daß ihre Denkweise sie nicht, statt näher an Gott hin zu führen, weiter von Gott ab führe. Besser aber wär's ia doch in der That wohl auf ieden Fall, man grübelte lieber über den Zweck und die Einrichtung der Welt, als über den Ursprung der Welt, und grübelte besonders über die Würde und Bestimmung des Menschen, und — grübelte auf das höchste über die Mittel, wie es anzufangen sei, daß die Menschheit im Ganzen diese ihre Bestimmung glücklich erreiche. Von solchem Grübelwesen wäre wenigstens doch noch etwas zu erwarten, das nützte und frommte. Dis aber nicht allein, sondern es kleidete Menschen auch eigentlich recht; denn, wenn sie auch nicht den Beruf bekamen, Welten nachzuschaffen, so bekamen sie doch den Beruf, in ihrer Welt, in der Menschenwelt auf Erden, Gottes Heils-

werk, als Nacharbeiter dabei, aus allen Kräften fortzusetzen, und der Vollendung immer näher zu bringen.

Es ist mir sehr lieb, bei dem Rathe, welchen ich gebe, an der simplen Vorstellung sich zu begnügen, daß die Welt von Gott durch seinen allmächtigen Willen abstamme, die älteste Urkunde des Menschengeschlechts zur Vorgängerin zu haben. Mag auch immerhin der Jude Philo schon die darin aufgezählten sechs Schöpfungstage eine bäurische Simplicität genannt, und sonach den Glauben an sie blos zum untersten Volkstheile hingewiesen haben; mag auch sogar, wenn man liberaler handeln, und dieses Sechstagewerk nicht einmal auf die wirkliche Weltschöpfung, sondern blos auf die Ausbildung der schon geschaffenen Erde, deuten wollte, es widersprechend klingen, daß die Erde schon hätte aufgehen lassen Gräser, Kräuter und Bäume, ehe es eine Sonne für sie gegeben, die sie beschiene und fruchtbar machte; so lässt sich doch nicht nur der Gedanke mit Beifall anhören, daß die aufgezählten sechs Tage nur andeuten sollen, auch die Allmacht wirke stufenweise, wenn sie Weltschöpferin wird, sondern wahr ists doch auch und bleibts, daß es keine einfältigerhabenere Darstellung von dem Entstehen der Welt durch Gottes allmächtigen Willen geben könne, als diejenige ist, welche die besagte heilige Urkunde enthält. „Gott sprach — es werde Licht! und da ward Licht.“ Man weis ja auch, wie dieser

dritte Bibelvers auf einen der edelſten Heiden, der vom Erhabenen ſchrieb, ſo allgewaltig wirkte. Hören möchte ich doch auch in der That von den Weiſen meiner Zeit, wie Gottes allmächtiger Wille beſſer ausgedrückt, beſchrieben, verſinnlicht werden möge, als durch — „Gott ſpricht blos — es werde!" Mag doch Gott immerhin jener Urkunde nach ſechsmal hinter einander ſo geſprochen haben ſollen; genug, ſo oft er ſprach, ward, wie ſie ebenfals angibt, und zwar immer, was er ſprach. Oder — ſoll etwa gar keine Ausdrückung, Beſchreibung, Verſinnlichung des allmächtigen Willens Gottes mehr gewagt werden? So dürfte dann auch wohl gar von einem allmächtigen Willen Gottes überhaupt und an ſich ſelbſt nicht mehr geredet werden; denn auch dis wäre ia wohl zu menſchlich von Gott gedacht? Ja, was noch Mehr iſt, ſo möchte Gott ſelbſt wohl für uns verlohren ſein. So wenig ich nehmlich mit dem groben Anthropomorphismus zu ſchaffen haben mag, ſo fürchte ich doch, daß, wenn bei der Lehre von Gott auf die menſchliche Denkweiſe gar keine Rückſicht mehr genommen, und iede bildliche Vorſtellung aus ihr verbannt werden ſoll, Niemand am Ende ſich gegen ſich ſelbſt darüber werde verſtändigen können, was er eigentlich damit denke, wenn er den höchſten aller Gedanken — Gott — zu denken verſucht. Laſſt uns, Zeitgenoſſen und Nachkommen, nicht von einem Extrem zum andern ſpringen! — wir verliehren ſonſt Alles. Ich habe

mehr, als ein Buch, das in meinen Tagen über Gott geschrieben ward, um seine Idee auf das übersinnlichste ins Lichte und ins Reine zu bringen, gelesen; aufrichtig aber gestehe ich, daß ich durch diese Lektüre nicht aus der Irre, sondern erst recht in die Irre geführt ward, und daß mich blos die durch mich selbst erhaltene Festigkeit meines Glaubens an Gott davor schützte, daß ich nicht in den afterphilosophischen Irrgarten wirklich gerieth . . .

Sonst gefiel es mir sehr, den Satz — „wo eine Welt ist, da mus auch ein Gott sein" — umzukehren, und umgekehrt zu schliessen — „wo ein Gott ist, da mus auch eine Welt sein." Welt ohne Gott, und Gott ohne Welt — Beides schien mir gleichfalsch. Kann Gott, fragte ich auch wohl, ohne Wirksamkeit gedacht werden? . . Kann er seiner Majestät sich bewust sein, wenn kein Weltspiegel derselben für ihn da ist? . . Kann er sich allselig fühlen, wenn er seine Seligkeit nicht in unzählichen verschiedenen Graden um sich her mittheilt? . . Ich glaubte sogar den weisen Nazaräner dabei für mich zu haben, wenn er gesprochen, sein Vater wirke immer (bisher). Daraus entstand dann freilich der Satz, daß die Welt ewig sei, wie Gott; aber auch seintwegen hielt ich mich für beruhigt, weil Philosophen zu demonstriren wusten, daß die beiden Meinungen, die Welt sei ewig, und, Gott sei ihr Schöpfer, so gut neben einander bestehen könnten, daß man,

um ſie ganz zu vereinigen, nur ſagen dürfe, Gott habe die Welt von Ewigkeit her geſchaffen. Jetzt aber denke ich anders, und bin überzeugt, daß die eine Meinung die andere geradezu aufhebe, und daß die Welt nicht ewig und geſchaffen zugleich ſein könne, weil ſie ſonſt — man drehe und wende ſich, wie man will — geſchaffen und nicht geſchaffen zugleich wäre. Geſchaffenworden=ſein ſetzt irgend einen Anfang voraus, man ſchiebe ihn auch ſo weit hinauf, als man will; eine Schöpfung von Ewigkeit her iſt alſo ein ſo völliger Widerſpruch, als es nur einen geben kann. Was die angeführten Worte des Weiſen von Nazaret betrift, ſo ſollen ſie ia offenbar dem ganzen Zuſammenhange nach, in dem ſie zu leſen ſind, nur die Rechtfertigung darüber ſein, daß er einem Unglücklichen am Sabbat (ein Verbrechen in den Augen der Blödſinnigen ſeines Volks) geholfen hätte. „Mein Vater iſt immer thätig — auch am Sabbat — und ich mus es ebenfals ſein.“ Wer ſieht nicht auch gleich, daß er hier beizu ſchon das ganze iüdiſche Sabbatsweſen, dem er ein Ende machen wollte, und das blos auf vorgeſpiegelte Schöpferruhe am er=ſten ſiebenten Tage gegründet worden war, recht in der Wurzel angrif? Uebrigens iſt es ia auch be=kannt genug, daß er, ſtatt von Ewigkeit der Welt zu reden, vielmehr ausdrüklich von einem wirklichen Welt=anbegin (ehe dann die Welt war) geſprochen, ſo, wie er auch von einem Anfange aller Kreaturen ſprach, die Gott geſchaffen. — Kann ich aber auf iene drei

obigen Fragen, welche ich sonst that, nicht genugthuend antworten, so verweise ich mich iezt, weil mir das Wesen der Gottheit verborgen war und blieb, demüthig über sie zur Ruhe, und halte es blos damit, Gott anzubeten, wie als Vater der Welt, so auch als Vater der Zeit.

Hiermit lässt sich iedoch mein Glaube an das unzuberechnendhohe Alter der Welt, oder des Weltalls, auf das vollkommenste verbinden. „Im Anfang schuf Gott" — so besagt die älteste heilige Urkunde; also — ia doch, ia doch ganz gewis — Anfang... **wann** aber Anfang?

„Von Erschaffung der Welt, nach Calvisii Rechnung fünftausend siebenhundert u. s. w. Jahre" — so oft ich diese Worte in unsern Kalendern, und zwar recht an der Spitze derselben, las, fand ichs unbegreiflich, daß die Censoren sie immer noch ungestrichen liessen. Wer mag das Alter des Weltalls schätzen? wer? . . Calvisius? . . Nun, so hat er dann doch wohl sattsam bewiesen, daß er sich dazu nicht eignete . . . Sonderbar aber auch genug, daß es in der zweiten Kalenderzeile heisst — von der allgemeinen Sündflut zur Zeit Noä fünftausend und etliche Jahre." Fast müste man denken, die Censoren selbst hätten dadurch, daß sie beide Zeilen hinter einander stehen liessen, den Calvisius mit seiner Berechnung in der ersten lächerlich machen wol-

len. Angenommen nehmlich auch, er hätte blos von Erſchaffung der Erde geſprochen, (welches aber durchaus nicht wahr iſt) ſo würde er nicht nur dennoch des gröſſeſten Irthums zu beſchuldigen ſein, ſondern auch — wer beantwortet nun die Frage, wo Adam geblieben ſei? Neunhundert und dreiſſig Jahre ſoll er gelebt haben; rechnet man nun fünftauſend und etliche Jahre ſeit der allgemeinen Sündflut von fünftauſend ſiebenhundert u. ſ. w. Jahren ſeit Erſchaffung der Erde ab — — woher ſollen ſeine angegebenen Lebensjahre kommen? . . In Noä Kaſten müſte er wenigſtens miteingegangen ſein, u. ſ. w. Mein Rath wäre daher ganz zuletzt noch, alle Zeitberechnungen der Art geradehin aufzugeben. „Störet nicht in die Dämmerung zu ſehr hinein, ihr möchtet ſie ſonſt zur Stockfinſternis machen!“

Daß aber auch ſelbſt die Erde unweit älter ſei, als ſie ſonach Calviſius angegeben hätte, läſſt ſich aus ihrem Inneren ſattſam genug beweiſen; — ob ich gleich hiermit nicht der Meinung beigetreten ſein will, daß ihr Alter an hunderttauſend Jahre betragen möge. Ungeheure Veränderungen ihrer Oberfläche durch Ueberſchwemmungen, gänzliche Umwälzungen durch Erdbeben, mag ſie wohl überſtanden, und durch die Elemente Feuer und Waſſer oft unausſprechlich gelitten haben; wenn alſo Calviſius, ſtatt von Entſtehung des Univerſums an zu rechnen, oder ſtatt auch nur von

Entſtehung der Erde an zu rechnen, blos von der letzten oder jüngſten Totalrevolution der Erde an gerechnet hätte, ſo würde ſeine Rechnung ſich der Richtigkeit mehr näheren. Das Alter der ietzigen Menſchheit wenigſte s lie'e ſich damit wohl vereinigen. Wie wir z. B. das Alter der Buchdruckerkunſt berechnen können, ſo können wir auch das Alter der Schreibkunſt berechnen — das Alter der bloſſen Tradition freilich nicht ſo genau — und, wie wir das Alter der wahren Geſchichte berechnen können, ſo auch das Alter der fabulöſen Geſchichte — ziemlich wenigſtens; denn, wenn auch freilich in der Folge Alles mit ſchnelleren Schritten vorwärts ging, ſo läſſt ſichs doch aber auch nicht glauben, daß vorher die Menſchheit ſo unendlichlange zurückgeblieben ſein werde.

Von der Erde, die ein Stern unter Sternen im Allraume iſt, ſchlieſſe ich auf alle übrige Sterne, und halte ſie insgeſamt auch für Schauplätze der wirkenden Gottheit — mögen's ſein nur beleuchtete, oder ſelbſtleuchtende Welten, Planeten, oder Sonnen; ia, ich glaube ſogar ſo ſchlieſſen zu müſſen: „Wenn die Erde als ein bloſſer Planet, ſchon ein ſo erhabener Schauplatz der wirkenden Gottheit iſt, wie noch weit erhabenere Schauplätze derſelben mögen ſein die Sonnen — von unſerer Sonne an nicht nur bis zu der auſſer ihr uns nächſten — dem Glutſtern (Sirius) — ſondern auch bis zu der von uns allerentfernteſten, welche uns

durch das bisher beſte Fernrohr blos ſchimmert! Wie nicht nur bis zum Hinſinken verehrungswürdig, ſondern auch über meine Herzenskraft liebenswürdig, wird mir durch dergleichen Vorſtellungen des Univerſums Schöpfer und auch mein Schöpfer — Gott! Hätten ſie doch alle Menſchen! Wer ſollte denn das ins Herz geſchriebene Sittengeſetz des Alleinewigen und ohne alle Abſtammung Exiſtirenden, der überall — ach, ein alle Begriffe überſteigendes Wort — überall — wohlthut, und ſegnet, nicht gern befolgen?

Gewiß ſteht dann aber auch, wenn es ſich um des Weltalls Sache ſo verhält, eben ſo, wie auf der Erde, auf iedem Stern, eine Art geiſtiger Weſen an der Spitze der Natur daſelbſt, die ſich von Betrachtung des Schönen zum Meiſter aller Schöne erhebt . . . Ha, mit welcher Andacht lehrt mich vollends dieſe Vorſtellung den Sternhimmel anſchauen! Er — das Univerſum — iſt alſo nicht nur der Allſchauplatz der wirkenden Gottheit, ſondern auch — ihr Alltempel. Mit Entzücken — ach, wie freue ich mich des mir bis ietzt erhaltenen Sehſinns, und danke dafür! — ia, mit dem höchſten Entzücken ſtehe ich in meinem hohen Alter noch in einer wolkenloſen Nacht ſo hoch, als möglich, aufgereckt — nicht blos zum Monde — für den ich zwar allen ihm gehörigen Reſpekt habe, aber doch alſo nur Mondesreſpekt haben kann — ſondern auch, und weit mehr, zu dem Geſamtheere der mir entgegen-

flammenden, oder auch nur entgegenleuchtenden, oder auch wohl gar nur entgegenflimmernden Himmelslichter — — und denke: „So seid ihr dann, ihr ungezählten und unzählbaren Sterne allzumal, lauter einzelne Hallen des über alle Vorstellung grossen Heiligthums, welches sich der oberste Geist selbst erbauet hat, und so ertönt durch aller Himmel Himmel hin das schöne Gotteslob der gesamten geschaffenen und über euch verstreuten Geisterwelt; wer wäre ich, wenn ich, auch Geist, obgleich zur Zeit noch in Staub gehüllt, nicht eifrigst in das Alltedeum einstimmte?..

Glaubte ich nun, so schliessen zu müssen, daß, wenn die Erde schon so ein erhabener Schauplatz der wirkenden Gottheit wäre, die Sonne und alle Ihresgleichen noch weit erhabenere Schauplätze derselben sein würden, so glaube ich nun auch also fortschliessen zu müssen: wenn schon an der Spitze der blossen Erdennatur so ein hohes Etwas, als der Mensch ist, sieht, was für erhabenere Geisterarten mögen es sein, die an der Spitze der Natur auf ihren Sonnen stehen! Hierauf gründet sich dann auch meine Zustimmung zu dem Judenglauben an Engel und Erzengel; nur mit dem Unterschiede, daß ich nicht glaube, daß dergleichen höhere Geisterarten von Hause aus, d. h. von dem Stern aus, dessen Einsassen sie sind, Wanderungen auf andere Sterne hin machen können. Sie sind nehmlich ebenfals verkörpert, und wie unser Körper von der Na-

tur des Sterns Erde iſt, auf dem wir hauſen, ſo müſſen auch ihre Körper von der Natur der Sonnen ſein, welche ſie bewohnen. Sollten ſie nun wandern, wie z. B. auf unſre Erde, ſo müſten ſie erſt ihren Sonnenkörper ab- und einen Erdenkörper dafür anlegen, den ſie bei der Zurückkehr zur Heimat auch wieder abzulegen und gegen ihren eigentlichen Körper wieder zu vertauſchen hätten. Verſtehe ich mich aber wohl ſelbſt, indem ich dis ſchreibe? . . Weg mithin auch mit allem Glauben an Engelsbeſuche, oder auch nur an gegenwärtige Einflüſſe der Engel auf uns! . . Daß wir aber — auf den Fall, daß uns noch ein höherer Zuſtand bevorſteht — nach auf immer abgelegtem Erdenkörper in einer Art von Sonnenkörper uns zu ihnen geſellen werden, will ich gern glauben, und freue mich deshalb, daß das Chriſtenthum von unſerer künftigen gröſſeren Aehnlichkeit mit Engeln nicht nur, ſondern auch von unſerem künftigen Umgange mit ihnen, ſpricht. So wären dann alſo die Sonnen auch zugleich die beſtimmten ewigen Wohnungen ſolcher geiſtigen Weſen, die auf den Planeten, wie in Baumſchulen, gezogen, und dann auf ſie verpflanzt würden, um da erſt recht zu gedeien, ſo zu gedeien, daß ſie der Gottheit immer ähnlicher würden, ihr immer näher kämen, ohne ſie ie zu erreichen. Dieſer Gedanke hat für mich zu viel Liebliches, als daß ich mich nicht am Grabe noch, oder vielmehr am Grabe erſt recht, an ihm erquicken ſollte.

Ob die Erde einen allerjüngſten Tag haben werde? Ich glaub's. Den Planeten traue ich überall nicht viel zu; ſie kommen und gehen. Daß ſie kommen, habe ich erlebt; lebte ich ein Leben von Jahrhunderttauſenden, ſo würde ich auch erleben, daß ſie wieder gingen. Offenbar hat ſich die Erde aus dem Element „Waſſer" hervorgearbeitet; wie kann es anders kommen, als daß das entgegengeſetzte Element „Feuer" Rache dafür an ihr nehme, und ſie zerſtöre? Beides lieſſe ſich ſogar, wenns nöthig wäre, mit heiligen Dokumenten belegen. Vom zweiten Bibelverſe an „der Geiſt Gottes ſchwebte auf dem Waſſer," bis auf die merkwürdige Stelle des Petrus, in der vom Entſtehen der Erde aus Waſſer und von ihrem Vergehen durch Feuer geredet wird — — doch, es bedarf ſolcher Dokumente nicht. Vom höchſten Erdrücken Aſiens ſtammt alle Kultur der Menſchheit, folglich auch die Menſchheit ſelbſt, ab — alſo die Erde arbeitete ſich aus dem Waſſer hervor; ſo wird dann aber auch des Waſſers auf ihr noch immer weniger, und in dem Maſſe, wie dis ſich vermindert, vermehrt ſich das Feuer in ihr immer mehr — wohin ſoll es? Exploſionen deſſelben werden der Erde zwar helfen ſo lange, als möglich; endlich aber wird Feuer doch ihr Ende ſein, wie Waſſer ihr Anfang war. Es bedarf alſo dazu keines Kometen, daß ſie ſo ein Ende nehme; ihr eigenes Inneres wird es ihr bereiten. Die Menſchheit kann aber noch lange ganz getroſt auf ihr leben, und, wenn es

ſich ſo verhielte, daß ſie ſchon hunderttauſend Jahre alt wäre, warum ſollte ſie nicht noch hunderttauſend Jahre beſtehen können? Das groſſe Weltmeer, dächte ich, bürge dafür. Möchten die Menſchen nur ſtreben auf ihr zu werden, was ſie werden ſollen! möchten ſie ihre ihnen angeſchaffene Würde immer tiefer fühlen, und ihre erhabene Beſtimmung immer feſter vor Augen haben!

Würde und Beſtimmung des Menſchen — wichtige Gegenſtände für den Denker! . . .

So unbekannt ich mir ſelbſt, oder in Anſehung des Weſens, bin, ſo ſehr kenne ich mich in der mir angeſchaffenen Würde — ſchier hätte ich geſagt — Maieſtät, und, was wärs weiter, wenn ich ſo ſagte? Heiſſts nicht auch in der älteſten heiligen Urkunde, daß Gott den Menſchen nach ſeinem Bilde geſchaffen habe? Alſo — der Menſch, wenn auch freilich nicht Ebenbild, doch Abbild, Nachbild der Maieſtät Gottes. Mit andern Worten — wie Gott über alles im geſamten Weltall hervorragt, ſo ragt der Menſch über Alles auf der Erde hervor; oder noch mit andern Worten — wie Gott das allerſelbſtſtändigſte Weſen im Univerſum iſt, ſo iſt der Menſch das einzige Weſen auf dem Planeten Erde, dem eine Art von Selbſtſtän-

digkeit nachgerühmt werden kann; denn — frei iſt ſein Wille.

Ja, frei iſt mein Wille und dis iſt die mir angeſchaffene Würde. Mit Vernunft begabt, kann ich mich ſelbſt beſtimmen zu meinem Thun und Laſſen. Keine bloſſe Organiſation, kein bloſſer blinder Trieb regirt mich; ich kann mich ſelbſt regiren nach meinem eigenen Ermeſſen, ſobald ich nur will. Davon, daß dis ſo ſei, und daß ich mich ſelbſt beſtimmen kann, habe ich mich tauſendmal überzeugt. Nicht nur, daß ich oft nachher, wenn ich raſch gehandelt hatte, und einſah, daß ich richtig gehandelt hätte, mir nichts davon zur Ehre rechen mochte, weil ich nichts davon wuſte, und daß ich alsdann, wenn ich einſah, daß ich unrichtig gehandelt hätte, mir Alles davon zur Schande rechnen mochte, ſobald mein Blut abgebrauſet war — ſondern auch, ich habe bei kaltem Blute in wichtigen Angelegenheiten oft mit mir überlegt, wie ich handeln ſolle, und habe nachher befunden, daß ich handelte, wie ich wollte. Ein bloſſer Zufall war dis doch wohl nicht. Ich kanns ia heute noch wieder verſuchen, und werde ſehen, es geſchehe wieder ſo. Ich kanns verſuchen in Fällen, wo ich auf drei - viererleiweiſe handeln kann. Wenn ich dann da doch am Ende finde, daß ich gerade auf die Weiſe gehandelt habe, zu der ich aus Gründen mich ſelbſt neigte, oder mich entſchlos, ſo mus ich doch wohl frei ſein? Zu ſagen — „das biſt du ſo wenig,

als der, welcher blind seiner Sinnlichkeit folgt — Sklav bist du vielmehr so gut, wie er, blos mit dem unbedeutenden Unterschiede, daß er Sklav seiner Triebe ist, während daß du Sklav deines Raisonnements wirst" — ist nichts gesagt. Ob auf den Fall der besagten Sklaverei der Unterschied so unbedeutend sein würde — wozu noch diese Frage? Genug, für ein Vernunftwesen ist das vielmehr die einzigwahre und rechte Freiheit, wenn es blos als ein solches handelt, und nur aus Raisonnement thut und läßt. Daß es richtig und unrichtig raisonniren, und also auch richtig und unrichtig thun und lassen könne — davon ist hier die Rede nicht; wenn es nur raisonnirt, und darnach thut und läßt. Auf jeden Fall bestimmt es sich dann selbst, und ist also wahrhaftigfrei, sobald es nur frei sein will.

Wie aber? bestimmen uns nicht oft blos die Befehle Anderer zum Thun und Lassen? Sind wir also da wohl frei? Allda antworte ich — mich bestimmen sie nicht. Meine Richtschnur — (ich fühle es lebhaft durch, wie sehr ich mich durch den blossen Scherzgebrauch dieses Worts erniedrige) — werden sie nur dann, wenn sie von der Art sind, daß ich sie mir schon selbst gab, oder doch in Erwägung eingetretener Umstände noch geben würde . . . Daß dis bei vielen Tausenden nicht der Fall sei, gebe ich gern zu; aber warum ist er's nicht? Es kommt mir damit ganz

ſo vor, wie mit der richtigen Erfarung, daß viele Hunderttauſende nur ſo thun und laſſen, wie ihre ſinnlichen Begierden ihnen gebieten. Wie dis blos Folge des Erwachſens bei Erziehung zu grober Sinnlichkeit iſt: ſo iſt auch ienes ſehr häufig blos die Folge des eigentlichen Sklavenſinnes, bei dem man geboren und erzogen ward. Ueberall, wo die eigentliche Leibeigenſchaft — das Allerſchändlichſte in der Menſchheit, was man ſich denken kann — noch herrſcht, mus es ia ſo ſein. Die Menſchen in ihr wiſſen's nicht beſſer, als daß der Wille ihrer Gebieter blindzu geſchehen müſſe; ihr eigener Wille bleibt ihnen ganz unbekannt — wie könnten ſie ihn zur Sprache, auch nur zur Sprache bei ſich ſelbſt, bringen? Man hat deſſen ungeachtet die Leibeigenſchaft gerühmt — was rühmen Güter und Länder beſitzende Unholde nicht, ſobald ſie Vortheil für ſich dabei finden? — man hat wenigſtens geſagt, die Menſchen fänden ſie ſo wenig läſtig, daß ſie ſich nicht einmal aus ihr wünſchten; welche Thiermenſchen müſſen ſolche Menſchen ſein, in deren Buſen dieſer Wunſch nicht einmal aufſteigt, noch weniger gedeiet! und iſt es vor dem Richterſtuhle der menſchlichen Natur zu verantworten, daß man ſie ſo niderdrückt? Ich kann mir nich's Entſetzlicheres denken, als daß ganze Haufen ſo abgeſtumpft werden, daß ſie für Willensfreiheit gar keinen Sinn haben . . . Zu einer gewiſſen Art von Leibeigenſchaft geben ſich diejenigen an ihre Gebieter hin, welche ſich durch Furcht und Hofnung verleiten

laſſen, ihre Willensfreiheit gegen ſie zu verleugnen; ob man gleich von ihnen ſagen kann, daß ſie ſich doch wenigſtens nach Gründen, die ihnen Furcht und Hofnung vorhalten, ſelbſt beſtimmen. Hierüber iſt nun meine Meinung dieſe — daß mich kein Anderer wider meinen Willen zu handeln zwingen könne, ſobald ich mich an ſeine Verheiſſungen auf den Fall, daß ich ihm gehorchte, und an ſeine Drohungen auf den Fall, daß ich ihm nicht gehorchte, nicht kehre, kurz, Freuden und Leiden, Leben und Tod, nicht achte. O welche groſſe Beiſpiele behaupteter Willensfreiheit enthält in dieſer Hinſicht die Geſchichte! Feſte Seelen, feſt, wie die Felſen mitten im Meere, zeigten Wüterichen und Tirannen, daß ihre Gewalthaberei nur ſcheinbar ſei, trotzten ihren Drohungen, ſpotteten über ſie mitten unter Qualen, und bewieſen ſo, daß der Menſch frei ſei, ſobald er es ſein wolle.

Steht es ſchon um die eigene Willensfreiheit bei fremden Geboten ſo, wie noch weit beſſer wird es um ſie bei bloſſen fremden Beiſpielen ſtehen! Das Höchſte wäre doch wohl dis, daß die Gebieter ſie gäben. Es könnte allerdings ſein, daß ſie ſich ihre Beiſpiele als halbe Gebote dächten; indeſſen — wer ſelbſtſtändig genug iſt, aus ihren ganzen Geboten nichts zu machen, der wird noch ſelbſtſtändiger ſein, auf ihre halben, auf ihre bloſſen Beiſpiele, gar nicht zu merken. In allen übrigen Fällen, wo die Gebieter ſie nicht

geben — wer wollte da ſich durch ſie beſtimmen laſſen, und blindzu ihnen gemäs thun und laſſen? . . Freilich — ſeine Gebieter ſind Freunde und Geliebte, und ſie gebieten oft weit glücklicher, als die groben; es ſteht doch aber immer bei uns, ob wir uns an ſie anſchlieſſen wollen, und wie viele haben auch ſchon dadurch, daß ſie dis nicht thaten, ihre Freunde und Geliebten dahin vermocht, daß ſelbige ſich an ſie anſchloſſen!.. Das Beiſpiel des groſſen Haufens vollends — wie könnte man ihm Gewalt über ſich einräumen? Der groſſe Haufe gleicht einer Heerde ohne Hirten; Niemand geht im Grunde voran, ſondern Alle laufen zugleich — wie? und da mitlaufen wollen? Mode — für die Mehreſten freilich ein allmächtiges Wort; wer aber ſich ſelbſt achtet, der fröhnt ihr nicht, ſondern hälts nur dann freiwillig mit ihr, wenn ihr Erfundenes von der Art iſt, daß er es ſelbſt erfunden zu haben wünſchen möchte! Iſt dis nicht, ſo bleibt er bei ſeinem Gedünken, und findet ſeine Ehre darin, von dem groſſen modeſüchtigen Haufen ein Sonderling geſcholten zu werden — geſetzt auch, daß es ihn von Genüſſen, die man nur in der Welt und mit der Welt haben kann, ausſchlöſſe. Mein Urtheil über die Beiſpiele iſt daſſelbe, als über die Befehle; wie ich einen Befehl nicht befolge, wenn er nicht von der Art iſt, daß ich ihn mir ſelbſt gäbe, ſo achte ich auch auf kein Beiſpiel, wenn es nicht von der Art iſt, daß ich's Andern geben möchte . . .

Man sagt es den Umständen nach, daß sie die Willensfreiheit des Menschen beschränkten. Ich gebe es blos zu auf den Fall, daß sie unvorhergesehen, unerwartet, urplötzlich eintreten: ja, da bekenne ich sogar, daß alsdann alle Willensfreiheit aufhören könne. Wenn man nehmlich nicht einmal weis, was geschehen werde, und doch sofort, wenn es geschieht, thun oder lassen soll, wie kann man sich da bestimmen, wie man thue oder lasse? Die Umstände reissen alsdann mit sich fort, wie die Ströme, und man thut oder lässt, wie sie's mit sich bringen. Ich möchte den Heldenmenschen sehen, der sich in ihrem Strudel festhielte. Sobald dis aber nicht der Fall ist, kann der Mensch auch gebieterisch werden wollenden Umständen Trotz bieten, und er ist alsdann blos in derselben Lage, in welcher er bei tirannisirenden menschlichen Gebietern ist, daß er Hofnung und Furcht, d. h. Gewinn und Verlust, nicht achte. Daß iedoch Umstände oft dazu beitragen, daß wir uns so, und nicht anders, bestimmen — wer wird dis leugnen? Gewis geschieht dis einmal ums andere; dann sind sie es ia aber doch nicht, welche uns bestimmen, sondern wir bestimmen uns nach ihnen, und in Rücksicht auf sie. Sie gehören alsdann zu den Gründen, aus welchen wir handeln; wer aber nach Gründen handelt, der ist frei, und — nur er ist frei. Viele glauben zwar, der in der höchsten Leidenschaft handelnde Mensch sei der eigentliche Mensch, und, wie er sich in seiner höchsten Kraftfülle zeige, so zeige er sich auch in

ſeiner höchſten Freiheit, weil er auch ſogar die Feſſeln der Vernunft abwerfe; daß ſie aber doch bedenken möchten, daß ein ſolcher Menſch die Feſſeln der Leidenſchaft trage! Von welchen Feſſeln hat er nun wohl mehr Ehre — von dieſen, oder von jenen? Wird nicht etwa hier auch in der That nur mit dem Ausdruck „Feſſeln" geſpielt? Soll dis nicht der Fall ſein, nun, ſo kann doch wohl weiter nichts damit geſagt werden ſollen, als, daß der ſich ſelbſt beſtimmende Menſch etwas haben müſſe, wornach er ſich ſelbſt beſtimme. Nun gibts aber für ihn weiter nichts, als Vernünftigkeit und Sinnlichkeit; ſollte er ſich alſo nach dieſer beſtimmen, ſo würde aus ihm ein bloſſes Thier, ſtatt daß er, wenn er ſich nach iener beſtimmt, ein Menſch iſt und bleibt.

Ich bin willensfrei; dis iſt meine menſchliche Würde. Ganz Daſſelbe iſts, wenn ich ſpreche — ich gehöre zur ſittlichen Welt, deren Karakter es iſt, ſich ſelbſt beſtimmen zu können. Ich ſoll aber auch ein ſittlichgutes Weſen ſein, und ſoll mich bei meinem Handeln nur zum Guten, keineswegs aber zum Böſen, beſtimmen, um Gottes Abbild erſt recht zu werden, der immer nur das Gute wählt.

Wie? wäre es möglich, daß man glauben könnte, man habe die Willensfreiheit erhalten, um das Böſe zu wählen? Dis iſt ia ganz gegen den Karakter der

Vernunft, auf der sie beruhet. Und — wie stehts denn auf Seiten des Wahren und Falschen? Lehrt uns Beides die Vernunft darum unterscheiden, daß wir das Falsche glauben sollen? Was würde man sagen, wenn Jemand dis behauptete? Welcher Mensch glaubt auch wohl lieber das Falsche, als das Wahre, wenn er es dafür anerkennt? Für unsinnig müste man so einen Menschen erklären. Drei Akte der Vernunft sind hier zu bemerken. Erst lehrt sie das Wahre; dann empfiehlt sie es, und endlich stellt sie darüber zur Rede, ob man es angenommen. Ebenso ists auf Seiten des Guten und Bösen. Lehrt uns die Vernunft darum Beides unterscheiden, daß wir das Böse wollen sollen? Dis ist eben so wenig denkbar. Wie also jeder Mensch, der nicht unsinnig ist, lieber das anerkannte Wahre, als das anerkannte Falsche, glaubt, so soll er auch lieber das anerkannte Gute, als das anerkannte Böse, wollen. Ebenfals gibts hier drei Akte der Vernunft. Erst lehrt sie das Gute, dann macht sie es zur Pflicht, und endlich zieht sie zur Verantwortung darüber, ob man es auch erkoren. Hell und klar liegts also am Tage, daß der Mensch seine Willensfreiheit nur edel gebrauchen müsse. Wie die Willensfreiheit an sich selbst seine eigenthümliche Würde ist, so ist der edle Gebrauch derselben seine eigentliche Bestimmung. Ha! wie leuchtet mir hier schon meine erhabene Bestimmung zur Liebe des Guten — zur Tugend — ein!

Wie man ſich aber auch freuet, wenn man das Wahre angenommen hat, ſo wird man auch dann nur völlig zufriden mit ſich ſelbſt, wenn man das Gute gewählt hat. Dieſe Zufridenheit tritt alsdann iederzeit ein, wenn die Vernunft ihren dritten Akt beginnt, und vor ihren Richterſtuhl darüber fordert, ob man auch, wie ſie lehrte und antrieb, gewollt und gethan habe, und ob das Selbſtbewuſtſein dis verſichere . . . Ueber den angenehmen Zuſtand hinaus, in welchem wir uns auf dieſen lehteren Fall befinden, iſt nichts höheres Angenehmes zu denken. Die reinen Naturfreuden, die Freuden der Freundſchaft und Liebe, die Freuden des Wahrheitbeſitzes — alle, wie ſie hier aufgezählt ſind, haben ſie groſſen Werth; die Freuden eines guten Gewiſſens aber haben den allergröſſeſten Werth. Wie iſt doch alſo unſere ganze Weſenseinrichtung von der Art, daß wir uns zur ſittlichen Güte, zur Tugend und zu treuer Erfüllung unſerer Pflichten, der unvollkommenen ſowohl, als der vollkommenen, berufen achten und fühlen müſſen!

Wirft man einen Blick auf die Geſelſchaft, in der man lebt, ſo überzeugt man ſich auch bald, daß ihr Wohl nur darauf beruhe, daß man das Gute wähle, weil es ihr allein nüzlich ſein kann. Wenn lauter Wähler des Böſen, lauter Uebertreter der Pflicht, beiſammen lebten, ſo könnte die Geſelſchaft gar nicht beſtehen, ſondern löſete ſich gleich ſelbſt dadurch auf. Es

iſt aber nicht genug, daß nur Einige das Pflichtgebot in Ehren halten, ſondern es iſt die Schuldigkeit Aller. Je Mehrere ſchon ſolche Verehrer des Guten ſind, deſto höher ſteigt das allgemeine Wohl; welch einen Gipfel der Vollkommenheit würde es erſteigen, wenn der Pflichtgeiſt der allgemeine Geiſt in der Geſellſchaft wäre! Alsdann könnte man mit Recht ſagen, daß die Tugend ebenſo gewiß glücklich mache, als ſie ſelig macht.

Da dis nun aber nicht der Fall iſt, ſo muß der gebildetere Menſch recht viel auf ſeine Seligkeit abrechnen, wenn es ihm mit der Glückſeligkeit nicht gehörig fortwill. Sie iſts, die ihm nie fehlſchlägt, und ſie muß ihm, als einem ſittlichen Weſen, über Alles gehen. Welche äuſerliche Macht, welcher Tirann könnte uns wohl um das Wohlgefallen an uns ſelbſt bringen? Vielmehr, wenn man für ſeine Liebe zum Guten auch noch ſo ſehr leiden müſte, deſto höher würde das Wohlgefallen an uns ſelbſt ſteigen. Diese Vorſtellung iſts, welche dergleichen Leiden unausſprechlich verſüſſt. Man kann ja in der That von der Wahrheit und Reinheit ſeiner Liebe zum Guten nicht mehr überzeugt werden, als wenn man das Bewuſtſeyn hat, auch ungeachtet aller Unfälle für das Gute halte man es doch mit ihm, und bleibe ihm treu zugethan. Hier fühlt man ſich in der höchſten Würde eines moraliſchen Weſens, und, je mehr die Glückſeligkeit gebricht, deſto mehr nimmt das Seligkeitsgefühl und der Seligkeitsgenuß zu.

Inzwiſchen mus die Sache doch auch nicht ſo übertrieben werden, als wenn das Gute ganz verlaſſen und völlig unbegleitet von guten äuſerlichen Folgen ſei, und als wenn man keinen gewiſſeren Weg zur Unglückſeligkeit aller Art einſchlagen könne, als dadurch, daß man Pflichttreue ausübe. Ich habe dieſe Sprache oft gehört, ſah aber immer die darauf an, welche ſie führten, wie ſie verſtanden ſein wollten, und beklagte ſie, wie ihren Irthum. Mich wenigſtens hat die Liebe zum Guten öfter glücklich, als unglücklich, gemacht, und, wenn das Letztere auch zuweilen geſchah, ſo bekam ich durch den Gang der Dinge bald wieder Erſatz dafür. Ich lege nun ſogar am Grabe das Bekentnis noch ab, daß manches Unheil, das mich bei ihr traf, mich nicht getroffen haben würde, wenn ich behutſamer und mit geringerer Heftigkeit ſie an den Tag gelegt und ausgeübt hätte. Manche Feindſchaft und Verfolgung, die ich bekam, hätte ich nicht bekommen, wenn ich — ja nicht geſagt, das Gute unterlaſſen hätte, bis verſteht ſich ſo wohl — ſondern wenn ich etwas mehr Nachgiebigkeit gehabt, mich in den Karakter der gegen mich handelnden Perſonen mehr einſtudirt, auch etwas mehr Geduld gehabt hätte, einen günſtigeren Zeitpunkt abzuwarten und zu benutzen; itzt ſehe ich ein, daß ich, wenn ich beſonders das Letztere gethan, mich am Guten nicht verſündigt hätte; ſo aber verſündigte ich mich in der That nur ohne Noth an mir ſelbſt. Ich möchte ſchon meine Freunde, die auch Freunde des Guten ſind,

fragen, ob sie nicht auch bei Zurücksicht auf ihr längeres Leben dasselbe Geständnis abzulegen bereit wären. Man muß in der That nicht genug daran haben, das Gute zu lieben, und für die Pflicht Feuer und Flamme werden zu können; man muß sich dabei auch in Zeiten und Menschen zu schicken wissen. Morgen vielleicht schon wäre dasselbe Gute mit geringeren Schwierigkeiten verknüpft gewesen, als heute — warum also gerade heute es unternehmen, und nicht morgen dazu abwarten? Ein Anderes wäre es, wenn es durch Aufschub bis morgen ganz unmöglich würde; dis ist doch aber wohl nur selten der Fall. Hätte man auch die Launen und Schwächen der Menschen, gegen die man auftrat, zu tragen gewußt, so hätten sie sich vielleicht eben so angeschlossen, wie sie sich ohnedis entgegenstämmten. Ich rede offen und frei aus meiner eigenen Lebensgeschichte, und kehre nun von dieser Digression auf mich zur Sache zurück.

Abgerechnet ganz außerordentliche Zeiten des Weltunwesens, unter welchen die Kriegszeiten hoch obenan stehen, bleibt es immer wahr, daß Tugend und Rechtschaffenheit in der Regel der gerade Weg zur Glückseligkeit sind, wie sie der einzige Weg zur Seligkeit sind. Wer z. B. für die Seinigen redlich sorgt, der hat gewiß auch in den mehresten Fällen seine Freude an ihnen; wer seine Mitbürger ehrlich behandelt, der wird in den mehresten Fällen auch gewiß wieder von ihnen ehrlich und gut behandelt; wer sich als wahrer Men-

ſchenfreund zeigt, der bekommt auch gewis in den mehreſten Fällen wieder Gegenbeweiſe der Menſchenliebe. Aber — ſo iſts; Viele bilden ſich Mehr ein zu ſein und zu leiſten, als ſie wirklich ſind und leiſten, und, wenn dann nicht Jeder ſo gegen ſie iſt, wie ſie fordern, und nicht Jeder ihnen das leiſtet, was ſie begehren, ſo ſeufzen ſie oder ſchreien wohl gar über Undank der Welt und über Ungerechtigkeit des Schickſals.

Mus denn auch gerade das Gute, welches du dir wünſcheſt, dir zu Theile werden, um dich zu dem Bekentniſſe zu bewegen, daß Tugend auch äuſerlich lohne? Vielleicht wird dir im Falle ſeines Auſſenbleibens manches ebenſo wünſchenswürdige, oder gar noch wünſchenswürdigere Gute zu Theile — beſinne dich, und achte darauf, und ſei nicht undankbar, ſondern ſchätze es .. Muſt du denn auch gerade jedes Gute erhalten, das du verdienſt, ſo, daß der vollkommenſte Zuſammenhang zwiſchen deinem Thun und Genieſſen ſei? So berechne doch, wie unzählichviel Gutes du erhältſt, worüber du gar nicht nachweiſen kannſt, wie du es verdient, oder wie du dazu beigetragen hätteſt, das du es erhieltſt. Traun, du wirſt dann mehr die Freigebigkeit des Schickſals, als ſeine Ungerechtigkeit, zu beſingen haben ... Alles, was die Auſſenwelt uns geben ſoll, hangt von zu vielen und zu mannigfaltigen Umſtänden ab; bald ſind uns dieſe günſtig, bald ungünſtig, und wir verlangten in der That etwas Ungereim-

tes, wenn wir wollten, daß sie uns immer nur günstig wären. Zufriedenheit mit unserem Loose ist nicht nur Klugheit, sondern auch Pflicht für uns. Diese Zufriedenheit, wenn sie von der Zufriedenheit mit uns selbst begleitet wird, macht uns glücklich, wie die letztere selig; was wollen wir weiter?

So bleibt dann der Hauptsatz fest stehen — der Mensch ist zur Tugend, zur Liebe zum Guten, zu treuer Erfüllung seiner Pflichten, welche ihm die Vernunft nachweiset, berufen, wie er die Ehre geniesst, sich selbst zu seinem Thun und Lassen bestimmen zu können. Aus der Uebergewalt und Oberherrschaft des blossen Instinkts soll er sich allmählich hervorarbeiten, erst durch blos sinnliche, hernach durch vernunftgemässere Willkür, zur wahren sittlichen Freiheit, in der er durchaus nur das Gute zu wählen vermag. Zu dieser allmählichen Hervorarbeitung ist er keineswegs zu schwach; es wäre dann, daß er von Kindheit an niedergedrückt, abgestumpft und moralisch verkrüppelt würde. Wird aber frühzeitig in ihm das Gefühl seiner hohen Würde geweckt, wird er zum Nachdenken über sein Thun und Lassen gewöhnt, lässt man ihn in der Wahl seiner Handlungsweise nach Gründen, sobald die Vernunft in ihm rüstig erscheint, sich üben, so erklimmt er eine Freiheitshöhe nach der andern. Er erfüllt endlich seine Pflichten — sie mögen ihm geboten werden, oder nicht, weil er sie sich selbst gebietet — er mag Beispiele davon

vor ſich haben, oder nicht, weil er keines derſelben bedarf — die Umſtände mögen ſie ihm erleichtern, oder erſchweren, weil er im letzteren Falle noch mehr Ehre davon hat — ſein Glückſeligkeitstrieb mag dabei ſeine Rechnung finden, oder nicht, weil ſein Seligkeitsverlangen dabei allemal befridigt wird. So mus ich thun, denkt er, alſo will ich auch ſo thun. Dadurch, daß er in ähnlichen Fällen oft nach dieſer Regel handelt, bildet ſich ein ſittliches Gefühl in ihm, und leitet ihn zulezt ohne alles weitere Raiſonnement auf das ſicherſte zum Richtighandeln. Fehlt er zuweilen hierbei, weil es Gelegenheiten ſind, die ſich nur ſelten für ihn ereignen, und wo doch ſchnell von ihm gehandelt werden mus, oder weil ſich das Böſe ihm in der Geſtalt des Guten, oder doch des Erlaubten, zeigt, und er nicht genug auf ſeiner Hut deshalb iſt, ſo ſieht er ſeinen Fehler bald ein, vergütet ihn, und bildet ſich eine Regel, wie er bei wieder erſcheinender ähnlicher Gelegenheit handeln müſſe und wolle — ſo, daß ſeine ſittliche Güte dadurch im Grunde nichts verliehrt. Dieſe könnte alsdann nur verliehren, wenn er das Böſe, welches er wählte, als erkanntes Böſes, und bei vollem Bewuſtſein und mit Vorſaz wählte, etwa, weil es ihm ſinnlich behagte, oder weil er dadurch eine unzeitige, ungerechte, unmäſſige Forderung einer Begierde ſtillte; einer ſolchen Wahl des Böſen aber iſt er ia nicht fähig.

Ueberhaupt, wenn der Saz, daß der Menſch zur Tugend beſtimmt ſei, abgehandelt wird, ſo mus er in

der Abhandlung alſo lauten — der Menſch iſt bestimmt, in der Liebe des Guten unaufhörlich zu wachſen, das Gute immer herzlicher, eifriger, reiner, vollkommener zu wollen und auszuüben. Dis kann der Menſch auch wirklich, ſobald er nur will. Kann er denn nicht auch im Böſen wachſen? Woher iene Böſewichter, die das Entſetzen der Welt erregen? Wurden ſie es auf einmal? Traten ſie gleich als ſolche auf? Nein, ſie wurden es erſt durch Uebung, und zwar durch lange Uebung im Böſen, und würden noch immer vollkommener darin geworden ſein, wenn ſie Zeit und Freiheit dazu länger gehabt hätten. Woher alſo auch iene Heiligen, die der Glanz der Welt ſind? Sie wurden es ebenfals durch lange Uebung im Guten, und würden auch noch immer vollkommener darin geworden ſein, wenn ſie noch länger gelebt hätten. Wenn man daher einen Menſchen nur erſt auf guten Wegen ſiehet, ſo laſſe man ihm auch nur Zeit; er wird gewis ſeinen Beruf zur Tugend immer treflicher erfüllen. Man enthalte ſich aller übertriebenen Forderungen an ihn, thue dergleichen, wenn man ſie nicht laſſen kann, lieber an ſich ſelbſt, und trage Alle[3], was man kann, dazu bei, daß er vor ſchier gewaltſamen äuſerlichen Verführungen geſichert werde.

Die Verhältniſſe, in welchen ſich der zur Tugend beſtimmte und berufene Menſch mit Gott befinde, ſind

leicht anzugeben. Betrachtet man Gott auch blos als das Urbild aller ſittlichen Güte, ſo kann der Menſch ihm nur gefallen, wenn er nach höherer Aehnlichkeit mit ihm ſtrebt, und als ein Weſen, das ſich zu ſeinem Thun ſelbſt beſtimmen kann, wie er, ſich auch freiwillig zum rechten Thun beſtimmt, wie er. Betrachtet man Gott als Geſetzgeber in der moraliſchen Welt, ſo kann er ebenfals nur Wohlgefallen am Menſchen haben, wenn er die Erfüllung des Sittengeſetzes liebt und treibt. Dieſes Geſetz, das Geſetz des Rechtthuns, ward allen ſittlichen Weſen, als ſolchen, gegeben, alſo auch — den Menſchen; ſie erhielten es von der oberſten Vernunft durch ihre Vernunft. Daher dann auch die Meinung, daß ſie es ſich ſelbſt geben müſten, wenn Gott es ihnen nicht gegeben hätte; eigentlich aber kann dis wohl nur auf die ſogenannten noch ganz beſondern äuſerlichen Offenbarungen des Geſetzes gedeutet werden, ſo, daß alſo der Sinn iſt, wenn dieſe auch nicht da wären, der Menſch hätte das Geſetz doch, ſeine Vernunft gäbe es ihm, d. h. er müſte ſich's ſelbſt geben. Daß dis ſo ſei, beweiſet die nähere Bekanntſchaft mit der Menſchheit, und ſelbſt unter den Wilden trift man Spuren dieſes Geſetzes an. Die richtigere Einſicht deſſelben aber, und ſeine umſtändlichere Erklärung, oder die Anwendung davon, als eines blos allgemeinen Geſetzes, auf alle beſondere und verſchidene ſittliche Verhältniſſe und Lagen des Menſchen, findet man freilich nur bei Gebildeteren, bei Menſchen, deren

Vernunft mehr ausgewirkt ward; welches auch sehr natürlich ist. Gewis ist diese bestimmtere Anwendung des Gesetzes auf einzelne Fälle die Hauptsache; man kann die verschiedenen Angaben derselben Gebote nennen, die zusammen das Gesetz ausmachen. Wer also Andern das Gesetz lehrt, mus ihnen auch die Gebote lehren; oder er hat ihnen nur blutwenig gelehrt. „Ich soll recht thun — wie thue ich denn aber recht in dieser Hinsicht, in jener Hinsicht, in dieser sittlichen Lage, in jener sittlichen Lage?" — diesen Fragen mus der Gesetzlehrer so viel, als möglich, sogar zuvorzukommen suchen, und sie, als noch nicht gethan, schon beantworten.

Gott kann, sagte ich vorhin, als Gesetzgeber in der sittlichen Welt, nur Wohlgefallen an denen haben, welche das Gesetz lieben, und der Erfüllung desselben sich aufrichtig befleissigen. An dieser Befleissigung den sittlichen Kräften nach, welche man hat, mus es dann aber auch eben so genug seyn, wie bei körperlichen Arbeiten an der Befleissigung nach seinen körperlichen Kräften, welche man hat. Wird ein vernünftiger und guter Mensch von Seinesgleichen, die unter seinem Befehle stehen, Mehr verlangen, als sie schaffen können? Wie? und der Allweise und Allgütige sollte von uns eine höhere Tugend fordern, als die ist, der wir gewachsen sind? Alles, was er, als ein Solcher, fordern kann, besteht nur darin, daß wir auf der Stelle leisten,

was wir auf der Stelle leiſten können, um ſein Geſetz des Rechtthuns zu erfüllen, und daß wir durch fortgeſetzte Uebung im Guten wachſen im Guten, oder in der Erfüllung ſeines Geſetzes.

Wie aber, wenn das Erſtere nicht einmal der Fall iſt, mus da der groſſe Geſetzgeber ſich nicht von uns beleidigt finden, auf uns zürnen, und von uns Genugthuung fordern, damit er uns verzeihen könne?.. Alle dieſe Vorſtellungen mögen immerhin auf menſchliche Geſetzgeber paſſen; auf den allerhöchſten Geſetzgeber aber paſſen ſie nicht. Gottes Wohlgefallen an uns blos wird unterbrochen durch Nichterfüllungs-Uebertretungsfälle des Geſetzes, wird aber ſofort wiederhergeſtellt, wenn wir das Geſetz wieder erfüllen, oder doch zu erfüllen uns aufrichtig beſtreben. Bedarf es da im Grunde wohl eines beſondern göttlichen Geſandten an uns, der uns dis erſt bekannt mache, und der uns beſonders erſt lehre, der wahre, einzigwahre Weg zur ſogenannten Vergebung der Sünden, oder eigentlich zur neuen Gottwohlgefälligkeit, ſei ſogenannte Buſſe, oder eigentlich neue Tugend? Lehrt uns dis nicht ſchon unſere Vernunft? Gewis, ebenſo beſtimmt, wie ſie uns lehrt, daß Uebertretung des Geſetzes uns Gott misfällig mache! Geſetzt aber doch, es wäre ſo ein Gottesgeſandter erſchienen, vielleicht — um dem Unfuge, welchen vom Aberglauben ſich nährende Prieſter mit dem Volke überall trieben, wie durch eine

Stimme von Himmel gleichsam ein Ende zu machen, müsten wir nicht an ihn glauben, weil er treu das bestätigt hätte, was sein allerhöchster Sender uns durch die Vernunft, sobald sie nur einigermassen sich ausbildet, schon lehrte?.. Bedarf es nun aber auch wohl vollends eines solchen Mittlers für uns, der zwischen Gott und uns hintrete, den Arm der göttlichen Rache gegen uns aufhalte, durch seine vollkommene Tugend unsere unvollkommene decke, und durch seinen Opfertod unsere Sünden büsse, damit dem Gesetzgeber nur Genugthuung geschehe? O wehe doch dem, der auf solche Vorstellungen verfällt! weit entfernt ist er von aller wahren Verehrung Gottes, wie von aller wahren Würdigung des Menschen. Welche Zusammenstellung von Begriffen — ein Allerhöchster und ein Rache athmer! nur den ungebildetesten Menschen kleidet Rache. Genugthuung also doch wohl dem grossen Gesetzgeber? Gut, wenns einmal so sein müste, aber von wem und durch wen alsdann? Doch wohl nur, wie vom Gesetzbrecher, so auch durch den Gesetzbrecher. Kann denn meine moralische Verschuldung auf einen Andern wandern, so etwa, wie eine Geldschuld, die ein Anderer für mich bezahlte? Ebensowenig kann dann auch das Verdienst eines Andern auf mich wandern, und meine eigene Verdienstlosigkeit decken. Sollte dis etwa dadurch geschehen, daß ich mir es recht herzlich zueignete? Diese herzliche Zueignung eines fremden Verdienstes — wenn man sich etwas Verständliches

dabei denken will — darf nur darin beſtehen, daß man ſich ganz nach demſelben bilde, und ſo ſind wir wieder, wo wir waren, bei eigener Beſſerung, bei Selbſtheiligung. Ein Andrer kann uns nicht heiligen — wir ſelbſt müſſen uns heiligen; ſein Beiſpiel aber kann uns dabei zur Leitung dienen. Was ſollten wir auch von Gott denken, wenn wir glaubten, ein Anderer könnte uns vor ihm heiligen? Käme dis nicht ebenſo heraus, als wenn wir meinten, Gott, der Allerheiligſte, ſähe, wenn er einen Hochheiligen unſeres Geſchlechts fände, über uns Unheilige weg, ruhete mit ſeinen Blikken blos an dieſem, und lieſſe ſich's nun ſo vorkommen, als wären wir ſo heilig, wie er, oder lieſſe uns um ſeinetwillen unſere Unheiligkeit für frei ausgehen? Keins von Beiden aber lieſſe ſich vereinigen mit der geringſten Achtung gegen Gott — als Gott... Wenn übrigens die Vernunft es ſchon für halbe Blasphemie erklären mus, Gott durch Thieropfer verſöhnbar zu machen, ſo mus ſie es für ganze Blasphemie erklären, Gott gar durch ein Menſchenopfer verſöhnbar zu machen, und noch dazu bei der Nebenvorſtellung, daß Gott ſelbſt zu ſo einem Opfer die Anſtalten, ia, auſſerordentliche Anſtalten, gemacht, und den allervortreflichſten Menſchen ſich dazu auserſehen habe. In der That, mein hohes Alter hält mich nicht ab, über dergleichen Afterideen — die auch gar nicht für das neue Jeruſalem (Chriſtenheit) paſſen — aus Ehrfurcht gegen Gott noch ſo in Harniſch

zu gerathen, wie einſt am Schluſſe meiner Jugend. „Ohne Blutvergieſſen geſchieht keine Vergebung" Blut mus Gott ſehen — welch eine Idee! Ich freue mich deshalb um ſo herzlicher, daß der alte chriſtliche Lehrer, welcher ſie aufſtellte, ſie durch den Zuſatz „nach dem Geſetz" in das alte Jeruſalem zurückverwies . . . Genugthuung aber überhaupt, ſobald nicht von willkürlichen Menſchengeſetzen, ſondern von dem in der Natur ſittlicher Weſen begründeten Sittengeſetze, die Rede iſt, gebürt nicht dem Geſetzgeber, ſondern dem Geſetze ſelbſt, und — nimmt ſich dieſes ſie nicht auch, und zwar nur gerade an dem Subjekt, das ſie verſchuldete? Straft es nicht ſeine Uebertreter? Gewis, es ſtraft ſie in der Regel ſo, wie es in der Regel ſeine Befolger lohnt, und zwar alsdann, ſobald eigene Beſſerung nicht etwa noch Erlas zu bewirken vermag, auf eine unerläsliche Weiſe. Hat man ie gehört, daß der Glaube an einen Mittler, der zwiſchen Gott und den Sünder, oder richtiger geſprochen, zwiſchen das Sittengeſetz und den Uebertreter deſſelben, hingetreten wäre, den Uebertreter von den ſchon eingetretenen Strafen des Geſetzes befreiet hätte? Vielmehr habe ich's ſelbſt oft mit angeſehen, wie ſich unſere Wüſtlinge, die ſich die reiſſende Gicht, oder die Waſſerſucht, zugezogen hatten, bei aller Ergreifung ienes Glaubens, der ihnen gepredigt ward (vielleicht würden ſie ſolche Wüſtlinge nicht geworden ſein, wenn er ihnen nicht gleich von Ju-

gend auf geprediget worden wäre) — ſich doch ſo lange hinquälen muſten, bis der Tod — der eigentliche und einzigwahre Mittler zwiſchen ihnen und dem ſie ſtrafenden Geſetze — ihren Leiden ein Ende machte. Ebenſo habe ich's auch mitangehört, daß beharrliche Uebelthäter, wenn am Ende doch das Gewiſſen ſeine unverjährbaren Rechte an ihnen noch ausübte, und eben darum, weil ihm die Ausübung derſelben ſo ſpät erſt gelang, ſie gar fürchterlich betrieb, ſich verfluchten und vermaledeiten, und von einem Mittler für ſich nicht einmal etwas wiſſen wollten, weil es nun, da ihre Leidenſchaften ſie nicht mehr verfinſterten, ihnen zu ſehr einleuchtete, daß blos wirkliche Beſſerung, die aber weiter nicht möglich war, ſie über ihr geführtes Leben, das eine lange Reihe von Unthaten geweſen, beruhigen könne, und ich bin feſt überzeugt, daß zehen Krucifixe, die man vor ſie hingeſtellt hätte, ſie nicht beruhigt haben würden . . . So liegts offenbar tief in der geſamten Einrichtung des Menſchen, daß das heilige Sittengeſetz ſowohl ſeine äuſerlichen, als auch ſeine inneren Beſtrafungen, an dem, der es übertrat, ſelbſt, vollzieht, wie es ſie auch nur an ihm ſelbſt vollziehen kann. Ueber den letzteren Gedanken nur noch die Fragen — „kann ein Anderer für uns gichtbrüchig, oder waſſerſüchtig, werden? kann ein Anderer für uns Gewiſſensfoltern, oder Verzweiflung, übernehmen?" So müſte er ja in der That aufhören, Er zu ſein, und müſte Wir werden. Doch — wozu auch dieſe Fra-

gen noch? Jeder, wie gesagt, der sich reissende Gicht, oder Wassersucht, zugezogen hat, leidet daran bis an sein Ende, und Jeder, wer sich Gewissensfolter, oder Verzweiflung, bereitete, wird gefoliert bis an sein Ende, und stirbt den Tod der Verzweiflung — eigenmächtig wohl gar, wenn man ihm freie Hand dazu lässt. Bedauren mus man also in der That den grossen und edlen Stifter des Christenthums, wenn er, der sich freilich seine Gemeine, die Christenheit, theuer, ia, auf das möglichstheuerste — welcher Erkauf gleicht wohl dem Erkaufe durch Märtirertod? — wirklich erkauft hat, in dem Unbilde eines stellvertretenden Mittlers hingestellt wird, da er doch ein solcher gar nicht sein wollte, sondern vielmehr darauf drang, daß der Mensch selbst seine grosse Menschensache mit Gott abmachen solle — ganz so, wie er auch glauben lehrte, daß Gott seine grosse Gottessache, die Providenz, selbst mit dem Menschen abmache.

Providenzglaube — ha! welch ein Glaube! wie hing ich von ieher an ihm, und, ie älter ich ward, immer fester an ihm! wie belohnte er mich dafiir mit Seelenruhe, die auch immer fester ward, und die ich gern, wenns angehen könnte, allen meinen Freunden als ein Andenken an mich vermachte! Ja, Gott hat seine grosse Gottessache, die Aufsicht über meinen Gang durchs Le-

ben, ſelbſt ſo mit mir abgemacht, daß er keines Mittlers bedarf, der ihn mit mir iiber hier und da, wo ich mich von ihm verlaſſen fand, ausſöhnen miiſte; er ſelbſt hat ſich durch die Folgezeit mit mir ausgeſöhnt, ſo ausgeſöhnt, daß ich ietzt ſchon Alles gutzuheiſſen geneigt bin, was mir geſchehen iſt, und ſo erwarte ich, auf ihn vertrauend, ein Weiteres fiir mich, wo er das, was allenfals noch auszumitteln wäre, gleichermaſſen ohne alle fremde Vermittelung ſelbſt ſo ausmitteln und ausgleichen wird, daß ich ſtaunend, aber dankbarfroh ſtaunend, vor ihm niderſinken werde ...

Das Schickſal hats gewollt — wenn ich dieſe Sprache höre, erinnere ich mich daran, daß man auch ſpreche — die Natur hats gethan. Man thäte auf ieden Fall beſſer, daß man gleich ſpräche — Gott hats gewollt, wie man beſſer thut, wenn man gleich ſpricht — Gott hats gethan. Am Ende nehmlich miiſſen diejenigen, welche vom Schickſale reden, doch auch auf Gott zuriickkommen, wie die, welche von der Natur reden, wenn ſie ihre Rede ſich ſelbſt verſtändigen wollen. Auch denen gehts ſo, welche dafiir ſprechen — der Himmel hats gewollt. Wie bei wirkenden Kräften ein wirkliches Weſen gedacht werden mus, das die Kräfte beſitzt und mit ihnen wirkt, ſo mus auch bei geſchehenden Verfiigungen ein wirkliches Weſen gedacht werden, das die Verfiigungen treffen will und trift. Hierbei bleibe ich ſtehen, und ſo verachte ich am

Ende meines Lebens noch, und zwar mehr, als ie, ſowohl mit Auguſtinus den Glauben an einen bloſſen Zufall, durch welchen Alles ohne Vernunft regirt werde, als auch mit Seneka die Meinung, daß eine blinde Nothwendigkeit Alles in einer unvermeidlichen Ordnung erfolgen laſſe. Wie könnte der Zufall die Ordnung, welche doch wirklich noch da iſt, und ſowohl in der phyſiſchen, als in der moraliſchen Welt, rühmlichſt beſteht, bewirken, wenn ihn nicht wenigſtens etwas Höheres, ein groſſer Geiſt, leitete? Sind wir alſo nicht doch, indem wir bei ihm zu ſein meinten, im Grunde bei einem höchſten Weltregirer? Dis haben auch Viele eingeſehen, welche an ihn glaubten, und glaubten daher zugleich, daß auch er unter der Gewalt Gottes ſtehe. In der That, ſonſt könnte man ihn ia auch wohl mit gleichem Rechte gar zum Grundleger und Stifter der beſtehenden Ordnung, zum Weltſchöpfer, wie zum Weltregenten, machen; als wodurch dann aber auch wohl alles vernünftige Denken über das geſamte Weltweſen ein Ende hätte. Uebrigens, wenn wir nur dieſes und ienes, was geſchah, für zufällig geſchehen zu erklären pflegen, ſo meinen wir zwar allerdings damit etwas ganz Anderes; dächten wir aber recht über die Sache nach, ſo würden wir vielleicht gerade in dergleichen für blos zufällig erklärten Ereigniſſen den höchſten Beweis für Gottes Weltregirung finden. Unter den früheren Weiſen fand auch dieſer Glaube wirklich Statt, und daher ſo man-

che ihrer Aeuſerungen über das ſogenannte Zufallsſpiel, derentwegen man zwar ſpäterhin ſie verlachte, die aber bei unbefangenen Denkern ihrer Religioſität noch immer zur Ehre gereichen ... Was die blinde Nothwendigkeit anbetrift, ſo iſts doch gewis auch gleich vernünftiger, zu glauben, daß ein Allweiſer einer offenbar planmäſſigen und daher unausſprechlichen Ordnung der Dinge vorſtehe, und ſolche unter allen Umſtänden aufrechtzuhalten wiſſe, als daß ſie Alles, was ſich ereignet, in einer blos unvermeidlichen und daher nichts beſagenden Ordnung ſich ereignen laſſe. Die Unvermeidlichkeit, welche hiervon angegeben wird, kann auch gar nicht bewieſen werden; vielmehr iſt das Gegentheil von ihr auf der Stelle erwieſen. Gebieten denn nicht die willensfreien Menſchen unaufhörlich über den Gang der Dinge mit? Gehts nicht ſo her ſowohl in der phiſiſchen, als in der moraliſchen Welt? Wo bleibt alſo die unvermeidliche Ordnung? Es iſt mir lieb, daß ſich die Sache ſo verhält, denn nun iſts doch wohl ſonnenklar, daß, wenn die Menſchen über den Gang der Dinge mitgebieten, Etwas, das höher iſt, als ſie, wieder über ſie gebieten müſſe, damit die Welt ſo beſtehen könne, wie ſie doch wirklich beſteht ... Läſſt ſich der Glaube an Gott auch in der That wohl als ganz vollſtändig denken, wenn man nicht auch an Gott, als Weltregirer, glaubt? Gott ſoll mir ja das allerhöchſte Etwas ſein, deſſen Begrif mir gleichſam einge-

ſchaffen, und deſſen Bild mir gleichſam angeſchaffen ſei; wie er alſo in meinen Augen Dieſes nie werden könnte, wenn die Welt, oder Alles, was auſſer ihm da iſt, nicht von ihm abſtammte, ſo würde er auch in meinen Augen gleich wieder aufhören, Dieſes zu ſein, wenn die von ihm abſtammende Welt nicht auch immerwährend von ihm abhinge.

Wie die Welt von Gott abhange, weis ich ſo wenig anzugeben, als, wie ſie von ihm abſtamme. Beides rührt davon her, daß mir Gott an ſich unerforſchlich iſt. Genug, wie ich allenthalben Kräfte nach einer ihnen eigenthümlichen, ihnen gleichſam vorgeſchriebenen Richtung wirken ſehe, und dis für ein erſtes Werk halte, ſo halte ich auch, wenn deſſen ungeachtet Unordnung entſtanden iſt, die Zurückkehr der Ordnung für ſein ferneres Werk — beſonders, wenn ich ſie aus der bloſſen Urrichtung der Kräfte nicht zu erklären weis. Bei dieſer Vorſtellung laſſe ich's bewenden, und zwar in der phyſiſchen ſowohl, als in der moraliſchen Welt.

Man hat dem allerhöchſten Etwas wohl gern blos das Regiment in der moraliſchen Welt anweiſen wollen; ich ſehe aber nicht ein, wie Gott die moraliſche Welt regiren könne, wenn er nicht auch Herr der Natur iſt. Beſteht denn nicht die moraliſche Welt in der phyſiſchen Welt? oder mit andern Worten — ſind nicht alle überſinnliche freihandelnde Weſen in Sinnlichkeit

eingehüllt? Soll ihnen alſo Vergeltung für ihre Thaten, für ihre Wahl des Guten, oder Böſen, geſchehen, ſo mus Gott, der oberſte Vergelter, auch über die Natur gebieten können, um ſie auch äuſerlich zu lohnen und zu ſtrafen. Es kann nehmlich nicht genug daran ſein, daß ſie von ihm ſo eingerichtet wurden, daß das Sittengeſetz ſelbſt in der Regel dieſe Funktion verrichte; wie, wenn nun doch Fälle genug vorkommen, in welchen es ſie nicht verrichtet??? Soll da etwa blos auf inneren Vergelt zurückgewieſen werden? Dis dürfte doch wohl nur auf die Erfüller des Sittengeſetzes anwendbar ſein, keineswegs aber auf die Uebertreter deſſelben. So gewis es nehmlich iſt, daß der gute Menſch für den äuſerlichen Lohn, welchen er verdient und nicht erhält, ſich durch den Lohn ſeines Gewiſſens zu entſchädigen weis, ſo gewis iſts auch, daß böſe Menſchen, wenn ſie nur äuſerlich nicht leiden, ſich ſehr häufig über die Strafen ihres Gewiſſens hinwegzuſetzen wiſſen. Soll nun da nicht, damit Vergelt geſchehe, Gott, ſobald er will, daß Vergelt geſchehe, als Weltregirer auch in die Natur eingreifen können? An dieſen Satz, den ich habe beſtreiten helfen, glaube ich am Ende meines Lebens wieder von ganzem Herzen. Ich glaube beſonders darum an ihn, weil ich ſpäterhin Zeuge von ganz auſſerordentlichen Strafgerichten geworden bin, welche die Natur an der Stelle des Sittengeſetzes vollzog. Mögen Andere immerhin ſolche Vorgänge den Elementen blos zuſchrei-

ben, welche zufälligerweiſe ſie bewirkt; ich finde es für vernünftiger, ſie dem Herrn der Elemente zuzuſchreiben, und komme ſonach wieder auf meinen ſchon geäuſerten Grundſatz zurück, daß eben ſolche für blos zufälligegeſchehen erklärte Ereigniſſe gerade den höchſten Beweis für Gottes Weltregirung ausmachen; denn nicht, daß ſie überhaupt geſchahen, ſondern daß ſie gerade da geſchahen, als ſie geſchahen, und als heilloſes Menſchenböſes auf das höchſte zur Strafe reifte, iſt doch wohl zum bloſſen Zufalle zu viel.

„Du glaubſt alſo im Ernſt an Wunder?“ Auf dieſe Frage antworte ich getroſt — nennet es, wie ihr wollet, woran ich glaube, und denket euch unter Wunder, was ihr wollet; ich bin der Meinung, und halte ſie für ſehr richtig, daß zu einem ſogenannten Wunder von Gottes Seite nicht Mehr erfordert werde, als zur Gewöhnlichkeit der Dinge, und daß ſein bloſſer allmächtiger Wille, der Alles als ſein Werkzeug gebrauchen kann, ienes ebenſo bewirke, wie dieſe — mit dem Unterſchiede etwa, der aber nur für uns Unterſchied iſt, daß er ienes immer auf der Stelle, dieſe aber von Anbegin bewirkt.

Würde weiter gefragt, warum alſo Gott nicht allemal allmächtig zutrete und eingreife, wenn der gewöhnliche Gang der Dinge nicht Gerechtigkeit pflegt, ſo würde ich weiter erwiedern, daß es auch Fälle genug geben könne, in welchen ſeine Weisheit aus höheren

Hin- und Rückſichten es nicht räthlich findet, auf ſolche Weiſe zuzutreten, und daß es ſonſt einen ſtarken Beweis für eine künftige Welt weniger geben würde, wenn in der gegenwärtigen durch vollkommene Juſtizpflege Alles ausgemittelt und abgemacht würde.

Diejenigen, welche dem Satansglauben ergeben ſind, müſſen vollends ſich gezwungen fühlen, Gottes, als höchſten Weltregirers, beſondere Hinzutritte und Dazwiſchenkünfte anzunehmen; denn wie ſollten ſonſt die heilloſen Unordnungen, deren Anrichtung ſie ihm zueignen, wieder beigelegt werden können, oder wie ſollte er abgehalten werden, ſein vermeintes Höllenunweſen auf der Erde ohne Unterlas zu treiben? Ich aber glaube an dergleichen Gotteszutritte zur groſſen Menſchenſache, ohne an den Satan zu glauben, und nicht, weil Satan auf Erden mitregirt, ſondern weil die Menſchen daſelbſt mitregiren, unter welchen oft viele von ſataniſchem Schlage ſind, und deren Machinationen nur ein Ober- und Höchſtregirer begrenzen und wieder vereitlen kann.

Mein Nichtglaube an den Satan übrigens beruhet auf ſehr guten Gründen. Erſtlich — zur Erklärung des Urſprungs des Böſen bedarf ich ſeiner nicht, ſondern kann dieſen ohne ihn erklären. Das phiſiſche Böſe entſpringt aus derſelben Einrichtung der Natur, aus welcher das phiſiſche Gute entſpringt. Sollte die Einrichtung ſo ſein, daß ienes nicht wäre, ſo könnte

auch dieſes nicht ſein. Jenes entſpringt alſo nur beizu, dieſes aber abſichtlich, und übertrift ienes an Menge auf das höchſte. Das moraliſche Böſe in der Erdenwelt iſt blos Menſchenwerk, wie das moraliſche Gute in ihr. Nimmt man etwa auch an, daß ein übermenſchliches Weſen von Satans entgegengeſetzter Beſchaffenheit die Menſchen zum Guten antriebe? Warum ſoll alſo Satan gerade es ſein, der ſie zum Böſen antreibt? Sie fallen darauf ohne ihn; ihre häslichen Leidenſchaften, Wolluſt, Stolz, Neid, Hab- und Herrſchſucht geben es ihnen ein, wie dem Edlen ſein edler Sinn das Sittlichſchöne und Erhabene eingibt. Mangel an Körperkunde erzeugte die Meinung von ſataniſchen leiblichen Beſitzungen, und Mangel an Seelenkunde die Meinung von dergleichen geiſtlichen. Wie gut iſts doch, daß der Satansglaube ſank! Heilloſen Unfug hat er in der Welt angerichtet. Guten Menſchen verurſachte er nichts, als Angſt und Schrecken, beſonders, wenn ſie meinten, daß Gott ſie wohl eine Zeitlang in der Gewalt des Satans laſſen könne, um ihre Tugend recht zu prüfen; den Böſen aber war er höchſt willkommen, weil ſie auf ſolche Weiſe all ihr Böſes auf fremde Rechnung ſchreiben konnten.

Wäre die Exiſtenz eines ſolchen Weſens, wie Satan gedacht wird, auch wohl vereinbar mit einem vernünftigen Glauben an Gott? Ich mus dis verneinen; denn entſtanden müſte er doch irgend einmal ſein —

durch wen also anders, als durch Gott, der einzig und allein ohne alle Abstammung existirt. Entweder er wäre nun gleich so böse entstanden, oder er wäre es mit der Zeit erst geworden. Im ersteren Falle — welch ein Gedanke, daß Gott ein solch Wesen geschaffen hätte! Im letzteren Falle — kann ein sittliches Wesen, das noch weit höhere Vernunft, als der Mensch, haben soll, wirklich auch wohl so böse werden? Hätte Gott nicht auch vorhersehen müssen, daß es so böse werden möchte? Würde er es auch da haben schaffen wollen? Wie? ein Wesen sollte er haben schaffen wollen, das ihm bei seinen guten Anstalten immer im Wege wäre, ia, sogar entgegenwirkte? Etwa, um seine Uebermacht über dasselbe am Ende doch immer zu beweisen? Bis dahin aber, daß dis geschähe, sollte es so viel Unheil anrichten können, als es wollte? Welche Vorstellungen! wie heben sie offenbar allen vernünftigen Glauben an Gott auf! ... „Sind denn aber, könnte gesagt werden, die Menschen nicht auch Gottes Anstalten oft genug im Wege? Muste dis Gott nicht auch vorhersehen? Müste man also nicht auch fragen, warum er sie geschaffen habe?“ Menschen, würde ich hierauf erwiedern, sollten ia die Geisterwelt ausmachen, welche an der Spitze der Erdenschöpfung stände, und musten also sein; wozu aber Satan? Sind übrigens die freien Menschen Gottes Anstalten im Wege, so sind sie es doch nur bei seinen Anstalten für sie selbst. „Aber wie ists mit dem Thierquäler? Ist er nicht Satan für die Thiere?“

Gut; gehören denn dieſe aber nicht wenigſtens doch auch zu der ſinnlichen Welt, in der der Menſch lebt? So mus er, der Freie, auch auf ſie wirken können, wie er will, gut und böſe; nicht ſelten wird er auch für das Letztere hart geſtraft. Satan aber würde auf keinen Fall zur Erdenwelt gehören; warum ſollte alſo ſo ein überböſes Weſen ſein, das in ihr Schaden anrichten könnte, wie es wollte?

Noch Mehr. Satan, wenn er auch wirklich exiſtirte, könnte, als ein geſchaffener endlicher Geiſt, doch nur verkörpert exiſtiren. Zum Stern Erde nun nicht gehörig, und keinen irdiſchen Körper habend — nur Verrückte glauben ihn *geſehen* zu haben — müſte er einen andern Körper haben, und mithin auch zu einem andern Stern gehören. Auf dem Stern aber, wo er eigentlich zu Hauſe wäre, müſte er dann auch zu Hauſe bleiben, und könnte ſo wenig die Erde beſuchen, als — wie ſchon gedacht — höhere *gute* Geiſter von ihrem Stern herab ſie beſuchen können.

Ja, das Letzte noch. So ein Weſen, wie Satan beſchrieben wird, könte ſeine Exiſtenz nicht weit fortſetzen können, ſondern müſte längſt ſchon durch ſich ſelbſt zerſtört worden ſein; ganz nach dem Grundſatze jenes alten Kirchenvaters — daß, je verderbter etwas ſei, deſto näher es auch ſeinem Untergange ſei.

Alſo — weg mit dem Satansglauben, der überhaupt, wie an ſich unſauber, ſo auch ſehr unſaubern

Urſprungs iſt, indem er in der Heidenwelt entſtand, und aus dieſer erſt ſpäterhin in die Judenwelt verpflanzt ward, aus der er hernach wieder in die Chriſtenwelt überging — aber ganz, wie weiter unten ſich zeigen wird, wider den Willen ihres Errichters. Satans wegen mithin bedürfte ich des Glaubens an beſondere Gotteshinzu- und Dazwiſchentritte nicht, wohl aber, wie geſagt, der Menſchen wegen, die allerdings auf Erden mitregiren, und nicht ſelten ſo mitregiren, als wenn ſie Satane wären. Wie ich behauptete, daß es keine unvermeidliche Ordnung geben könne, die Werk bloſſer blinder Nothwendigkeit ſei, weil die Menſchen über den Gang der Dinge mitgebieten: ſo behaupte ich auch nun, daß Gott alſo eingreifen können müſſe, um ſolchen Menſchen, welche das Mitgebieten ſchändlich misbrauchen, Einhalt thun, und die durch ſie geſtörte weiſe und heilige Weltordnung wiederherſtellen zu können. Kurz, wie mein Glaube an Gott überhaupt dadurch erſt ganz vollſtändig wird, daß ich ihn mir auch als Weltregirer denke, ſo kann auch mein Glaube an ihn als Weltregirer beſonders nicht eher ganz vollſtändig werden, als bis ich ihn mir denke, wie er, ſobald er es für gut findet, allmächtigwollend hinzutreten und eingreifen könne. Ich kann mir wenigſtens ſein höchſtes Oberregiment nicht anders vorſtellen, als ſo. Beſchuldigte man mich deshalb einer zu menſchlichen Vorſtellungsweiſe, ſo wollte ich mir doch dieſe Beſchuldigung lieber gefallen laſſen, als daß es von

mir heissen sollte, ich schriebe dem Zufalle das zu, was Gott gehört. Zwischen beiden Erklärungsweisen hätte ich ja offenbar nur die Wahl, und so weis ich, welche davon ich zu Ehren meiner Vernunft zu wählen hätte.

Keineswegs kann ich iedoch denen beipflichten, welche dafür halten, der Mensch sei *als Beter* im Stande, solche ausserordentliche Hinzutritte Gottes zu bewirken. Was sollte man von dem Allweisen denken, wenn er sich's von Menschen auch nur erst müste sagen lassen, wann dergleichen von ihm zu thun wären, oder wenn er sie vollends am Ende nur thäte, weil er unabläßig darum angerufen würde, da er sie sonst nicht gethan hätte? Wie? er wüste aus sich selbst nicht, wann sie nöthig wären? Wie? er müste zu nöthigen erst bewegt werden, oder liesse sich gar zu für unnöthig von ihm gehaltenen bewegen? Hinge nicht Gott auch auf solche Weise vom Menschen ab, statt daß der Mensch von Gott abhangen soll? Wenn also auch wirklich solche Ausserordentlichkeiten auf das Gebet einzelner oder mehrerer Menschen erfolgen, so erfolgen sie nicht *durch's* Gebet, sondern blos *nach* dem Gebete, und würden erfolgt sein ohne alles menschliche Beten. Ich bin gewis ein grosser Freund des Gebets, wie ich gar kein Freund unnützer Handlungen bin, wenn sie auch noch so heilig liessen; aber die Kraft des Gebets ist in meinen Augen von ganz anderer Art, als die hier erwähnte, welche man, wenn es sich wirklich mit ihr so

verhielte, wie angegeben wird, gar richtig Wunderkraft nennen könnte. Das Gebet an ſich blos kann iedoch in der Auſſenwelt und in dem Gange der Dinge, über den oft ein dichter Schleier gedeckt iſt, überhaupt nichts abändern; wär's aber der Fall, daß ich ſelbſt darin eine heilſame Abänderung machen könnte, mich aber zu ſchwachen Muths dazu fühlte, ſo kann allerdings das Gebet meinen Muth ſtärken, ſie zu verſuchen und zu bewirken, und wollte ich dann ſagen, mein Gebet habe ſie bewirkt, ſo könnte ich zwar ſo ſprechen, es wäre aber doch immer ſehr uneigentlich geſprochen. Ich ſuche die Hauptkraft des Gebets darin, daß mich daſſelbe mehr zur Zufridenheit mit dem Gange der Dinge, wenn er mir läſtig iſt, ich aber ihn nicht abändern kann, zu ſtimmen, bei Gefaren mich geſetzter und unerſchrockener zu machen, und in wirklich ſchon eingetretenen groſſen Nöthen zur völligen Hingebung an mein Verhängnis mich zu bewegen vermöge. Dieſe Gebetskraft iſt nicht abzuleugnen, und aus dem Weſen des Gebets leicht zu erklären. Die lebhaften Anerinnerungen an den Allerhöchſten und an ſein heiliges Walten über Alles nehmlich, welche eigentlich das Gebet zum Gebet machen, müſſen dergleichen beſeligende Eindrücke auf ein frommes Gemüth ſchaffen, und ſo kann es in der That zuweilen geſchehen, daß das Gebet Wunder gleichſam bewirke, aber nicht in der Auſſenwelt und um den Menſchen her, ſondern am Menſchen ſelbſt — moraliſche Wunder. Wie es vom Providenzglau-

den entſteht, ſo gibt es hernach dieſem Glauben das volle Leben, und er erzeugt alsdann iene Unerſchütterlichkeit, iene Standhaftigkeit und Beharrlichkeit, durch welche ſchon oft erhabene Märtirer die Welt in Erſtaunen ſetzten. Ich habe die Gebetskraft, von welcher ich hier rede, ſelbſt genug empfunden, und bitte alle meine Freunde, ihren Genus ſich recht fleiſſig zu gewähren. Sie bleibt, wenn man nur mit Eifer betet, nie unwirkſam, und vielleicht lieſſe ſich hiervon auſſer der bereits gegebenen einleuchtenden Erklärung noch eine andere geheimere angeben. Möchte ich dieſer Vermuthung wegen auch noch ſo laut verſpottet werden; mein Verſpötter wüſte doch wohl ſo wenig anzugeben, was Gott und der Menſch ſei, und wie der Menſch von Gott abhange, als ich. Warum ſollte ſich alſo der Geiſt Schäpfer nicht ihm allein bekannte Wege zu ſeinen geſchaffenen Geiſtern haben vorbehalten können, auf welchen er ſtärkend in ſie einwirkte? Und — wäre dis von ihm geſchehen, eignete ſich das Gebet nicht ganz beſonders dazu, ihn in den Stand zu ſetzen, dieſer Wege ſich zu bedienen, oder ſie ihm von menſchlicher Seite zu öfnen? Sei iedoch, wie ihm ſei — genug die Gebetskraft iſt da; ſo laſſt uns nicht iiber ihren Zuſammenhang ſtreiten, ſondern ſie zu unſerer Stärkung benutzen! . .

„Die Nachdenkenskraft iſt aber auch da, läſſt ſich aus dem Weſen des Nachdenkens ebenſo leicht erklären, wie die Gebetskraft aus dem Weſen des Gebets,

und jeder eifrige Nachdenker empfindet ſie, wie dieſe ieder eifrige Beter empfindet; ſo könnt's alſo auſſer der gewöhnlichen einleuchtenden Erklärung auch wohl noch eine geheimere von ihr geben, und ſo könnte ſich der Geiſt Schäpfer auch wohl ſolche ihm allein bekannte Wege zu ſeinen geſchaffenen Geiſtern vorbehalten haben, auf welchen er erleuchtend in ſie einwirkte?".. Was könnte ich meinem Siſtem nach, welches ſich darauf gründet, daß Niemand weis, was Gott und der Menſch ſei, und wie der Menſch von Gott abhange, auch hiergegen haben, ſobald es ſich nur mit der geheimeren Erklärung der Nachdenkenskraft ebenſo verhalten ſoll, wie es ſich mit der geheimeren Erklärung der Gebetskraft verhält, d. h. ſobald das eifrige Nachdenken nur als das Mittel betrachtet wird, die dem Geiſte Schäpfer allein bekannten Wege zu ſeinen geſchaffenen Geiſtern, welche er ſich vorbehalten hat, zu ihrer Erleuchtung zu öfnen, wie das Gebet das Mittel iſt, dergleichen Wege ihm zu ihrer Stärkung zu öfnen?

„So wären wir alſo wieder bei dem Offenbarungsglauben?".. O ſtreitet doch nicht um Wörter! Es iſt ia Alles Offenbarung, was wir wiſſen.

„Du meinſt aber offenbar auſſerordentliche Offenbarung.".. Nun, wie ihr wollet; ihr verſtehet mich doch wohl, wie ichs mit ihr halte?

„Ja, Eingebung ſogar würdeſt du meinen.".. Auch hiergegen habe ich nichts! genug, ich habe mich

vor ieder Misdeutung ſicher geſtellt, dadurch, daß ich Nachdenken, eifriges Nachdenken dazu fordere. Ihr könnet mir alſo nicht mit Recht den Vorwurf machen, daß ich bloſſen Schwärmern das Wort redete. Man hörts ia auch gleich, wenn Schwärmer ſchwärmen; wie dürften ſie ſich mit göttlicher Eingebung brüſten? Stoſſet ihr euch aber ſo ſehr an dem Ausdruck „Eingebung," ſo leſet dafür einen andern, deſſen ſich ein Freund des Hiob bedient haben ſoll. „Der Anhauch des Allmächtigen (Odem des A. überſetzte Luther)" macht die Leute verſtändig. Nach der älteſten Philoſophie ſtellte man ſich nehmlich alles geiſtige Gute als etwas von Gott dem Menſchen eingehauchtes vor; wie vielmehr verdienen dieſe Vorſtellung ſolche Erkentniſſe, zu welchen ein ſehr eifriger Nachdenker vorzugsweiſe gelangt! Der bildliche Ausdruck „anhauchen" iſt übrigens von der Art, wie der Ausdruck „ſprechen." „Gott ſprach — es werde Licht; da ward Licht" — „Gott haucht die Menſchen an; ſo werden ſie erleuchtet" — iſt nicht das Eine, wie das Andere, die beſte Verſinnlichung der Allmacht Gottes, und heiſſt es nicht ausdrücklich — „der Anhauch des Allmächtigen" —? Ich will hier nicht wiederholen, was ich ſchon geſagt, daß es nicht rathſam ſei, bei der Lehre von Gott gar keine Rückſicht auf die menſchliche Vorſtellungsweiſe nehmen zu ſollen, ſondern fordere blos alle eifrige Nachdenker auf, zu geſtehen, ob ihnen in den glücklichſten Stunden ihrer geiſtigen Anſtrengung

nicht immer so zu Muthe gewesen, als würden ihnen die schönsten neuen Einsichten, welche die Ausbeute derselben waren, gleichsam zugewehet. Sei iedoch, wie ihm sei — genug, die Nachdenkenskraft ist da, und so lasst uns auch nicht über ihren Zusammenhang streiten, sondern sie zu unserer Erleuchtung benutzen! Je eifriger wir beten, desto mehr stärkt uns das Gebet; ie eifriger wir nachdenken, desto mehr erleuchtet uns das Nachdenken — hierbei bleibts, und dagegen ist nichts einzuwenden.

Gab es nun, wie gesagt, Beter, welche die Gebetskraft so ausserordentlich stärkte, daß sie mit ihrem Märtirerthum die Welt in Erstaunen setzten: so gab es auch Nachdenker, welche die Nachdenkenskraft so ausserordentlich erleuchtete, daß sie ihrer Weisheit wegen von der Welt angestaunt wurden. Man hat sie wohl Inspirirte genannt, und — was könnte ich bei meiner Meinung, welche ich über den Anhauch des Allmächtigen geäusert, dagegen haben? Es kommt am Ende doch also wohl auf Eins hinaus, ob man sie mit diesem Nahmen belege, oder ob man sie Denker und Weise vom ersten Range nenne. Genug, sie wurden erleuchtet, vor Millionen wohl erleuchtet, und erleuchteten um sich her und nach sich hin Millionen wohl wieder. Ihrer Erscheinung hat die Menschheit alles höhere Gute zu danken, welches sie besitzt. Sie wurden Staatenerrichter, Gesetzgeber, Aberglaubensvertreiber, Sitten-

verbeſſerer, Religionsreformatoren und Belehrer über Alles, was wahr, ſchön, gros und heilig iſt. Mit Recht betrachtet man ſie als hellleuchtende Beweiſe einer höheren Providenz, welche ſich ihrer als Hauptwerkzeuge bediente, ihren weiſen und liebenswürdigen für unſer Geſchlecht entworfenen Plan allmählich auszuführen. Die höchſtauffallende Weiſe, wie ſie dazu gebildet wurden, indem ſie gröſtentheils Autodidakten waren — die Zeit, in der ſie erſchienen, und die ſich beſonders dazu eignete, daß ſie die groſſen Segenſtifter für die Welt würden, welche ſie wurden — die Umſtände, welche deshalb ihnen vorangingen, und ſie begleiteten — — dis Alles zuſammen weiſet uns bei ihrem Erſcheinen noch immer mehr an einen oberſten Weltregirer hin, der ſie gleichſam ſendete.

Ueberhaupt gilt auch von der Geſchichte, was von der Natur galt. Mag immerhin, meint' ich, der Sternhimmel, oder die Natur im Groſſen, es ſein, worauf ſich der volle und zwingende Beweis für Gott gründet; ſo bleibt doch der Beweis für Gott aus der Natur im Kleinen, oder aus der Natur auf der Erdenwelt, auch immer ehrwürdig genug, und iſt zugleich, weil wir bei ihm ins Detail gehen können, um ſo begreiflicher und verſtändlicher für uns. Ebenſo füge ich nun hinzu — Mag auch immerhin der Beweis für die Providenz aus der Geſchichte uns zu kleinlich ſcheinen, weil dabei nur von der Geſchichte eines einzigen

bloſſen Planeten und ſeiner Bürger die Rede ſein kann, und wir über die Erde hinaus von Allem, was im Univerſum vorgeht, nichts weiter erkunden, als höchſtens etwa, daß ein neuer Stern ſich zeigte, oder ein alter ſich zu zeigen aufhörte; ſo iſt er doch dem Nachdenkenden auch ſehr wichtig, da er ſein eigenes Geſchlecht, das Menſchengeſchlecht, betrift, und er ihn, weil er bei ihm auch ins Detail gehen kann, ſehr begreiflich und verſtändlich für ſich finden mus. Beſtimmt man den Begrif einer höheren Weltregirung überhaupt mit Recht alſo, daß ſie in der weiſeſten und dem erhabenſten Zwecke der Weltſchäpfung völlig angemeſſenen Weltverwaltung beſtehe, ſo möchte ich doch in der That wiſſen, was wir, um an ſie zu glauben, weiter brauchten, als die Erdenverwaltung, in die wir ſelbſt von allen Seiten her eingeflochten und eingewebt ſind, und die uns bekannt genug iſt.

Ach — die Geſchichte der Menſchheit — welch eine laute und über Alles verſtändliche Predigt eines höheren über ſie waltenden Genius iſt ſie!.. Auf die Frage, ob die Menſchheit, von der ich hier rede, noch die urſprünglicherſte, oder ſchon die zehnte auf einander gefolgte ſei, laſſe ich mich nicht weiter ein. Die Erde zeigt, wie bekannt, durch ihr Inneres ſattſam genug, daß ſie ungeheure Veränderungen ihrer Oberfläche durch die Elemente Feuer und Waſſer erlitten habe; man mus alſo annehmen, daß nur ſeit ihrer letzten oder jüng-

ſten Totalrevolution die iehige Menſchheit beſtehe. Da könnte man nun zwar auf der einen Seite behaupten wollen, daß es auch vor derſelben Menſchheit gegeben haben müſſe, weil es ſonſt dem Stern Erde an derjenigen Weſenart gefehlt, die an der Spitze der Schöpfungen auf ihm ſtehen ſollte; man könnte aber auch auf der andern Seite die Hipotheſe dagegenſtellen, daß die Erde vielleicht viele Revolutionen erſt durchgehen müſſen, ehe ſie zu einem Wohnplatze für Menſchen ausgeſchaffen worden ſei. Wie es iedoch darum auch ſtehen mag — genug, ich rede von der iehigen Menſchheit, ſei's noch die erſte, oder ſchon die zehnte, und — nun zu ihrer Geſchichte zurück!

Offenbar hat ſie ſich, von allen Seiten betrachtet, gleichſam aus dem Staube emporgearbeitet; wie ſie auch noch immer in dem Beſtreben fortfährt, ſich noch weiter und immer weiter emporzuarbeiten. Man nehme die Sprache, oder die geſelſchaftliche Verfaſſung, oder das ſittliche Gefühl, oder die Künſte und Wiſſenſchaften, oder die Religion — kurz, man nehme Alles, was ihr vor andern Erdenweſenarten zur eigentlichen Auszeichnung, zur Ehre und zum Segen, gereicht; wie ſtand es damit um ſie auch nur vor drei Jahrtauſenden noch? und wie weit iſt ſie nun darin! Mit welchen Hinderniſſen hat ſie dabei kämpfen müſſen! Was für gewaltſame Zurückdrängungen aus der muthig angetretenen Laufbahn zu ihrem groſſen Ziele hat ſie von

Zeit zu Zeit erlitten! Besagen uns dis die Nachrichten, welche wir von ihr haben, nicht deutlich und zuverläſſig genug? Wie hätte ſie nun in ienen Kämpfen ſo beſtehen können, als ſie doch wirklich beſtand — wie von dieſen Rückſchritten immer wieder vorſchreiten mögen, als welches doch wirklich geſchah, wenn ſie dabei ſich allein überlaſſen geweſen wäre?

„Wenn ich daran denke, ſprach ein alter Weiſer in Iſrael, wie du von der Welt her gerichtet haſt, ſo werde ich getröſtet" — und welcher Geſchichtkenner unterſchreibt nicht auch dieſen Ausſpruch?.. Wenn wir nehmlich bei der groſſen Menſchheitsſache überall Mangel an gehöriger Juſtitzpflege, die doch ſchlechterdings zur moraliſchen Weltordnung gehört, zu finden glauben, ſo liegt dis mehrentheils an der Kürze unſerer Dauer auf der Erde. Wir erleben die Folgen von dem, was ſich zu unſerer Vorfaren Zeiten ereignete, ohne von dieſen Ereigniſſen ſelbſt Zeuge geweſen zu ſein; ſo verſtehen wir uns auf ihren Zuſammenhang nicht. Ueber den Eintritt der Folgen von dem aber, was zu unſern Zeiten geſchah, ſterben wir weg, und ſo wiſſen wir nicht anzugeben, wozu es geſchah; unſere Nachkommen iedoch werden ſie erleben. Hier tritt nun die geſchriebene Geſchichte der Vorwelt ein, und läſſt uns über die Ereigniſſe der Vorzeit ein richtigeres Urtheil fällen. Wenn wir dann da ſehen, wie aus groſſem Weltböſen oft noch gröſſeres Weltgutes entſtehen

muſte, ſo ſchöpfen wir Vertrauen zur Folgezeit in den Bedrängniſſen unſerer Tage, geſtärkt in dem Glauben an einen allerhöchſten Weltregirer. Vor Allem ſichtbar in der Weltgeſchichte iſt das ſtrenge Wiedervergeltungsrecht, welches ſo oft an Tirannen und an von dem Geiſte der Tirannei beſeelten ganzen Staaten und Völkern ausgeübt ward, und das unmöglich einen bloſſen Zufall zu ſeinem Vollſtrecker haben kann.

Dieſes Wiedervergeltungsrecht zeigt ſich ſogar in der Chronik einzelner Familien, ja, in der Lebensgeſchichte einzelner Menſchen. Wie wohl thut doch der, welcher über Alles von Wichtigkeit, was er that, und was ihm nachher geſchah, ganz unvoreingenommen für ſich ſelbſt, und ſo unpartheiiſch, als wenn es einen Andern beträfe, in einſamen Stunden oft nachdenkt! Er wird häufig darüber zu erſtaunen Gelegenheit haben, wie ihm, und zwar wohl nach langer Zeit erſt, und auch wohl auf die unerwarteteſte Weiſe, Gleiches mit Gleichem vergelten ward. Eine wirkliche Abneigung gegen den Gottesglauben müſte er alsdann haben, wenn er den Grund davon lieber in einem bloſſen Ohngefähr finden, als eine höhere Providenz dabei geſchäftig erblicken wollte.

„Sollte es aber, wenn es auch wirklich eine Providenz der Art gäbe, nicht zu erniedrigend für ſie gedacht ſein, daß man auf ſolche Weiſe offenbar annähme, ſie bekümmere ſich auch um einzelne menſchliche An-

dividuen?“ — Mir will dis nicht einleuchten; vielmehr wird ſie mir dann erſt recht ehrwürdig, wenn ſie im Kleinen ſich ebenſo offenbart, wie im Groſſen. Ja, ſie kann mir ja dann auch nur erſt wahrhaft zum Troſte gereichen, wenn ich mir auch mein einzelnes Leben überhaupt unter ihrer Aufſicht und Leitung denken darf. Schüttle ſein Haupt darüber, wer will, wenn ich ausrufe — „das iſt das Stärkendſte für mich, daß ich glaube, derſelbe allmächtige Weiſe, deſſen Sache das Heil der Menſchheit iſt, mache auch mein Heil zu ſeiner Sache — er, der den Sonnen ihre Bahnen anwies, habe auch mir meine Laufbahn angewieſen — er, der das Schickſal des Univerſums regirt, regire auch mein Schickſal.“ Ich habe bei dieſem Glauben Weiſe und Edle genug auf meiner Seite, und mein langes Leben hat mich in ihm ſo befeſtigt, daß ich noch getroſt auf ihn ſterben will. Möchte nur Jeder auf die beſondern Providenzbeweiſe, welche er empfängt, frömmer, als gewöhnlich, achten; ſo würde er darüber denken, wie ich.

Wie oft kommt es z. B. ganz anders, als wir dachten und wollten, für uns, aber beſſer am Ende, als wenn es ſo gekommen wäre, wie wir dachten und wollten! Wir hatten wohl einen Lieblingswunſch, einen allerhöchſten Wunſch, auf deſſen Erfüllung wir unſer ganzes Lebensglück ſtellten, und beſtrebten uns deshalb aus allen Kräften, ihn erfüllt zu ſehen; alles unſeres

Beſtrebens ungeachtet aber blieb er doch immer unerfüllt, und ein eintretender widriger Hauptumſtand vereitelte ihn endlich gänzlich. Wir verſanken darüber in eine Art von Schwermut; die Folgezeit aber belehrte uns, daß ſeine Erfüllung unſer wahres Unglück geweſen ſein würde, und ſo prieſen wir uns in dem Maſſe ſelig, wie wir uns vorher für unſelig erklärt hatten, dankbarfroh ausrufend — ach, wie gut, daß es nicht geſchah! Oder wir ſträubten uns wohl, in eine gewiſſe Berufsweiſe, Verbindung, Lebenslage einzugehen, weil ſie uns auf das höchſte zuwider war; unſer Sträuben dagegen aber war vergeblich, und ein Hauptzwang, gegen den nichts zu ſchaffen war, geſchah, ſo, daß wir in ſie eingehen muſten. Als wir einige Zeit in ihr zugebracht hatten, gewöhnten wir uns an ſie, fanden das Gute, welches ſie wirklich für uns hatte, lernten es ſchätzen, wurden überzufriden damit, und riefen auch dankbar aus — ach wie gut, daß es geſchah!.. Wie oft kämpften wir bei wackern Unternehmungen mit einem Hinderniſſe, dem alle unſere Kräfte nicht gewachſen waren; es war aber, als riefe uns eine höhere Stimme zu — ermüde nicht, las den Muth nicht ſinken! und mit Blitzgeſchwindigkeit war das Hindernis weg, oder verwandelte ſich gar in ein Beförderungsmittel für uns. War es etwa ein Feind, ſo ſank er plötzlich dahin, oder ward durch einen unerwarteten Vorfall, der uns ihm nothwendig machte, und in dem wir ihn durch unſere Großmuth beſchämten,

in einen Freund umgeſchaffen, der ſofort noch mehr mit uns war, als er vorher wider uns geweſen war ... Wie merkwürdig mus uns die Geſchichte unſerer Gefaren ſein! Von denen, welchen wir in unſern erſten Lebensjahren glücklich entkamen, wüſten wir freilich nichts, wenn ſie uns nicht erzählt worden wären; mit ihnen war's aber nicht abgethan, ſondern Gefaren entſtanden für uns auch weiterhin und immerhin. Wie oft zitterten wir da einer ſehr groſſen Gefar, die ſich uns näherte, entgegen, und wie hub ſich unſere Bruſt ſo hoch, als ſie vor unſern Augen verſchwand! Wir wollten vor ihr fliehen, und ſie floh vor uns. Wie oft muſten wir aber zitternd in ſie eingehen, und, als wir uns in ihr befanden, geſellten ſich fremde Kräfte zu den unſrigen, und wir überwanden ſie glücklich!.. Wirkliches Unglück, das uns unverdienterweiſe traf, ward oft die Grundlage unſeres Glücks, und wir würden dieſes nicht erhalten haben, wenn wir jenes nicht hätten ausſtehen müſſen. Des Beiſtandes im fortdauernden Unglück wie viel iſt nicht, und von Seiten oft, woher wir ihn gar nicht erwarteten! Der Augenblick, in welchem wir auch die letzte Hofnung zur Rettung aufgeben zu müſſen glauben, führt nicht ſelten die Rettung ſelbſt herbei.

Je auſſerordentlicher die Menſchen ſind, deſto mehr dergleichen beſondere Providenzbeweiſe enthält auch ihr Leben. Wie ſchön iſts daher doch in dieſer Hinſicht

auch, Biographieen von ihnen zu haben — beſonders ſolche, die ſie ſelbſt ſchrieben? Eine im vernünftigen und zugleich innigen Gottesglauben mehr ſtärkende Lektüre kann es kaum geben. Dennoch bin ich überzeugt, daß jedes einzelne Menſchenleben, wenn es auch noch ſo gering ſchiene, und in einem bloſſen Winkel der Welt verlebt würde, Stellen genug habe, wo man die unſichtbare Hand nicht verkennen kann, welche uns leitet. Ich laſſe mir meine gemachten eigenen Erfarungen der Art nicht nehmen, und feiere noch die Stunden, in welchen ich ſie machte, als meine verlebten allerheiligſten Stunden. Mein Providenzglaube überhaupt ſteht alſo felſenfeſt, und, möchten daher auch noch ſo viel Räthſel in meinem eigenen Lebensgange, wie in dem Leben Anderer, ia, in der Geſchichte meines ganzen Geſchlechts, übrig bleiben, die man als Gegenbeweiſe dieſes Glaubens hinſtellen wollte, ſo baue ich ia, wie geſagt, auf ein Weiteres für mich und für uns Alle, worin die Auflöſung derſelben zu rechter Zeit gehörig erfolgen wird.

Damit ich auf ſo ein Weiteres bauen lernen möchte, ward ich von meinen Erziehern frühzeitig in den Glauben an Auferſtehung der Todten eingeweihet. Wie Knaben ſind — es gefiel mir, zu hören: „mein Sohn, wie du dich iezt Abends zu Bette legſt und einſchläfſt,

Morgens dreuf aber wieder erwachſt und wieder aufſtehſt, ſo wird auch einſt das Grab dein Bette, du ſtehſt aber auch vom Todesſchlafe wieder auf. Etwas Deutlicheres über die allergröſſeſte Menſchenſache glaubte ich gar nicht hören zu können; dachte ich mir dann vollends den heiligen allgemeinen Auferſtehungsmorgen mit allen den Feierlichkeiten, wie er mir beſchrieben ward, ſo fühlte ich mich iugendlichſt eraltirt. Als ich aber mein Selbſterzieher ward, fand ich, daß iener Glaube ſich vielmehr dazu eigne, alle Hofnung auf ein Weiteres dem Menſchen zu benehmen, und — dieſer Meinung bin ich noch.

Wenn ſich's nehmlich — nach Ausſage meiner Erzieher — mit dem Grabe ſo verhielte, wie mit dem Bette, ſo würde ia der eigentliche Menſch ins Grab gelegt, wie ſich der eigentliche Menſch zu Bette legt. Wäre aber dis — o wehe dann uns! Unſer Daſein ſchlöſſe ſich alſo wirklich mit Tod, Verfaulung, Verweſung, Zerſtäubung; wie ſollte es ie wieder anheben können? Auch nur die geringſte Lücke darin — geſchweige gar eine Lücke von Jahrtauſenden — ſo wär's darum geſchehen. Es iſt ia mit der Perſönlichkeit nicht, wie mit der Muſik, die nach einer Pauſe von halben oder ganzen Takten wieder beginnt. Gern gebe ich zwar zu, daß es ſehr natürlich ſei, wenn ungebildete Menſchen, die an ein Weiteres für ſich glauben, auf eine künftige Auferſtehung hoffen — und in der

That findet man dieſe Hofnung unter allen ſolchen gläubigen Völkern, die ſich noch nicht zur reinern Lehre von Unſterblichkeit des Geiſtes, oder vom Unvergange des Selbſt, erheben konnten — eine ſolche Hofnung aber begründet nicht den Glauben an etwas Weiteres, ſondern zerſtört ihn völlig; denn iſt das Selbſt einmal dahin, ſo iſts auf ewig dahin, und ſoll das künftige Leben nicht als durch die höchſte Kontinuität mit dem gegenwärtigen verbunden gedacht werden, ſo iſt an gar kein künftiges Leben zu denken.

Mir ſcheint's, als wenn man dis durchgefühlt hätte; indem man die kraſſe Auferſtehungslehre dadurch zu mildern ſuchte, daß man ſprach, der eigentliche Menſch ſolle ia nicht begraben werden, ſondern nur ſein Körper, und dieſer ſei es, der wieder aufſtehe. Hier aber häuft ſich nun vollends Widerſpruch auf Widerſpruch. Steht denn iezt des Morgens mein Körper auf, oder ſtehe ich auf? Traun — bei Allem, was wahr und heilig iſt, traun — ich ſtehe auf; dis heiſſt mit andern Worten — ich laſſe meinen Körper aufſtehen. Ich müſt's alſo auch ſein, der am ſolennen Auferſtehungsmorgen auferſtände; dis heiſſt ebenfals mit andern Worten — ich müſt's ſein, der alsdann ſeinen Körper auch wieder aufſtehen lieſſe. Werde ich nun aber nicht mit ihm begraben, wie kann ich ihn wieder aufſtehen laſſen? Hier, hier zeigt ſich der groſſe, unermeslichgroſſe Unterſchied zwiſchen Bette

und Grab. Ich müſte alſo wenigſtens erſt zurückkehren ins Grab zum Körper; in welcher Beſchaffenheit fände ich ihn aber da? Wie jetzt des Morgens etwa, da ich nur nöthig habe, ſeine während des Schlafs wohlerhaltenen Arme und Füſſe in Bewegung zu ſetzen? Hilf Himmel, was finge ich mit ſeiner Aſche an, oder wo fände ich ſie auch nur beiſammen? Unterdeſſen müſte ich doch auch als Forteriſtirender irgendwo geweſen ſein; wie käme ich von da wieder zu ihm zurück? Kann endlich auch wohl das Ich, der Menſchengeiſt, die ſogenannte abgeſchiedene Seele, ohne irgend einen Körper exiſtiren? Gewis ſo wenig, als irgend ein anderer geſchaffener und endlicher Geiſt! Exiſtirt alſo der Menſchengeiſt im Tode fort, ſo mus er auch gleich einen andern Körper erhalten; erhält er aber dieſen — wozu den vorigen wieder? Ein zweiter Tod alſo gleichſam — iſts denn aber nicht an dem einen Tode genug? Ein zweiter Körpertauſch wenigſtens — erſt Tauſch des alten gegen den neuen, und dann wieder Tauſch des neuen gegen den alten; ich frage nochmals — wozu? War der alte etwa ſo herrlich? Ich mag den meinigen nicht wieder; ob ich gleich kein Krüppel war, ſo hat er mir doch Noth genug gemacht. Die Verklärungshipotheſe bringt die Sache nicht aufs Beſſere; denn ſie kann ſich doch nur auf Gottes allmächtigen Willen begründen — warum ſollte ich alſo nur halb auf dieſen Willen bauen, und nicht lieber gleich ganz? Warum ſollte ich nicht lieber gleich in meiner

Sterbestunde meine Körperverklärung — sie möge da übrigens geschehen, wie sie wolle — erwarten, als erst in meiner sogenannten Auferstehungsstunde, die nach vielen Jahrtausenden erst schlagen soll, und — gewis niemermehr schlägt?

Durch dergleichen Raisonnement ward ich, nachdem ich mein eigener Erzieher geworden war, bald dazu bewegt, dem gesamten Auferstehungsglauben — er heisse grober, oder feiner, ganzer oder halber — zu entsagen, ja, ich möchte ihn antreffen unter Heiden, oder unter Juden, oder unter Christen (daß er unter diesen wenigstens gar nicht angetroffen werden sollte, wird sich in der Folge zeigen) ihm zu entsagen, ohne jedoch dem Glauben an ein Weiteres für mich zu entsagen. Vielmehr schlos sich dieser Glaube nun erst recht fest, und immer fester, an mich an. Es war mir nicht anders, als wenn er aus mir selbst hervorginge. Ich dachte nehmlich nach über Gott und über mich, und, je mehr ich solch Nachdenken trieb, desto mehr huldigte ich ihm. Vermuthlich ist es den Nachdenkenden immer so gegangen; weil dieser Glaube auf dem Erdboden so allgemein ward — er mag nun angetroffen werden als Auferstehungsglaube, oder als Unsterblichkeitsglaube.

Seine völlige Allgemeinheit soll zwar, wie man uns versichert, nicht Statt finden; hinlänglich erwiesen aber ists, daß der grösseste Theil der uns bekannte

Völker ihm zugethan ſei. Woher anders kann dis kommen, als daher, daß er dem Menſchen ſehr nahe liegen müſſe, und ſich gleichſam aus ihm ſelbſt hervorarbeite? Sollte nun aber nicht auch daraus folgen, daß er Wahrheit ſei? Wenigſtens ſchloſſen ſchon weiſe Römer ſo. „Wenn die Völker, ſprach Cicero im Allgemeinen, in irgend einer Meinung übereinſtimmen, ſo iſts, als hörte man ein Gebot der Natur, ſo zu meinen.“ Seneka wendete dieſen Grundſatz auf den Glauben an ein Weiteres ausdrücklich an — „Wenn über dieſen Glauben die Rede entſteht, ſo hat die Uebereinkunft der Menſchen in ſelbigem bei mir kein geringes Gewicht für ihn.“ Der Einwurf, daß dergleichen groſſe Völkerübereinſtimmung auch zuweilen in offenbaren Kommenten Statt gefunden habe, kann hier der guten Sache durchaus nicht Eintrag thun. Wenn dergleichen auch war, ſo dauerte ſie doch nicht länger, als bis die Aufklärung kam. Die Aſtrologie z. B., welche man ſo gern zum Beweiſe dafür anzuführen pflegt, daß aus dem Konſenſus der Völker in einer Meinung kein Schlus auf die Wahrheit derſelben zu machen ſei — verſchwand ſie nicht bald unter ſolchen Völkern, die aufgeklärter wurden? Verhält ſichs mit der Verehrung der Gottheit durch Opfer nicht ebenſo? Verſchwindet dieſe nicht auch unter ieder Nation, bei der es lichter Tag wird? Iſt denn dis aber auch wohl der Fall mit dem Glauben an das Weitere für uns? Wird dieſer Glaube unter aufgeklärten Völkern nicht noch in höhe-

rem Grade angetroffen? Worin nun unaufgeklärte und aufgeklärte Völker übereinſtimmen, ſo zu meinen mus Gebot der Natur und mus Wahrheit ſein. Es geht dem Zukunftglauben, wie dem Gottesglauben; die wildeſten Nationen haben dieſen, und die kultivirteſten haben ihn am meiſten. Auch er geht aus dem Menſchen ſelbſt hervor, und, je nachdenkender der Menſch wird, deſto mehr. Unter beiden Glauben iſt alſo eine groſſe Aehnlichkeit in Anſehung ihres Urſprungs.

Man kann aber noch Mehr behaupten; man kann auch ſagen, daß ſich der Zukunftglaube auf dem Gottesglauben erſt recht erbaue. Darum ſprach ich vom Nachdenken über Gott und über mich. Wer wirklich an etwas Höheres über ſich glaubt, der mus auch an etwas Weiteres und Höheres für ſich glauben. Gott und Ewigkeit hangen als Vorſtellungen innigſt zuſammen, und zwar ſo zuſammen, daß die letztere aus der erſteren folgt, und nicht blos folgt, ſondern auch am Ende nothwendig folgen mus. Die ganze religiöſe Menſchengeſchichte ſpricht auch dieſer Behauptung das Wort. Nimmt man die bibliſchreligiöſe — überall iſt der Glaube an Zukunft, wo man ihn in der Bibel findet, oder auch nur zu finden glaubt, auf Glauben an Gott gegründet — vom Pſalmbuche an bis zum Buche der Weisheit und zum zweiten Buche der Mackabäer. Selbſt um den eigentlichen Volksprediger höherer Zukünfte verhielt ſichs ſo; Hingang zum Va-

ter war ihm sein Tod, und einer seiner Biographen läſſt ihn noch sterbend sprechen — „Vater, dir übergebe ich meinen Geist.“ Aus der aufſerbiblisch-religiösen Menschengeschichte führe ich zum Beweise dafür, daß der Zukunftglaube vom Gottesglauben abstamme, nur die einzige Aussage des Cicero an — „derselbe Pherecid, welcher nach Bericht seines Biographen, des Diogenes Laertius, zuerst Theologus genannt worden, hat auch zuerst gelehrt, daß der Menschengeist unaufhörlich fortdaure.“

Es gibt vielerlei Gedankenreihen, durch welche sich der Glaube an ein Weiteres für uns aus dem Glauben an Gott ableitet; hier nur einige davon. — —

Glaube ich an Gott, so kann und darf, ia, so mus ich auch an menschliche Fortdauer glauben ... Gott wird nehmlich gedacht als oberster Vorsteher der moralischen Weltordnung, also auch als gerechtester Vergelter der guten und bösen Anwendung des freien Willens der Menschen. Läſtern würde ich ihn in der That, wenn ich nicht auch zugestehen wollte, daß er dergleichen Vergelt nach Möglichkeit ausübe. Bald wird von ihm die Tugend durch sich selbst gelohnt, und das Laſter durch sich selbst gestraft; bald lohnt er die Tugend und straft das Laſter durch den Gang der Dinge, dem er auch vorsteht. Ein Schmeichler seiner Justizpflege würde ich aber auf der andern Seite sein, wenn ich nicht zugleich eingeſtände, daß er solchen Vergelt

keineswegs immer ausübe. Die Gottloſen, hat man wohl zu ſeiner Rechtfertigung geſagt, nehmen doch wenigſtens ein Ende mit Schrecken, und den Gerechten mus es zuletzt noch gut gehen; aber auch hiervon — wenn ſeine Rechtfertigung damit auch abgethan ſein könnte — iſt weder das Eine, noch das Andere, immer wahr. Ha! wie wird mir vollends, wenn ich an die zahlloſe Menge von Rechtſchaffenen denke, welche ſeit dem Entſtehen des geſelſchaftlichen Lebens für Wahrheit und Recht, für Freiheit und Vaterland nicht nur litten, ſondern auch ſtarben, und noch immer leiden und ſterben müſſen?! Warlich, ich müſte den Vorhang vor Gottes ganzer Gerechtigkeitspflege lieber gleich niderfallen laſſen, wenn ſich mit dem Tode unſer Daſein ſchlöſſe, und Gott kann nicht anders ehrengerettet werden, als durch Glauben an ein Weiteres für uns, wo alle Lücken, die in der Vergeltung gelaſſen wurden, wohl gar gelaſſen werden muſten, von ihm gehörig ergänzt werden ſollen, und wo erſt der vollkommene Schauplatz ſeiner Gerechtigkeit ſich bilden wird... Gewis leitete man durch dieſe Gedankenreihe den Zukunftglauben auch zuerſt aus dem Gottesglauben ab.

Glaube ich an Gott, ſo kann und darf, ja, ſo mus ich auch an menſchliche Fortdauer glauben... Alle Weltseinrichtungen werden nehmlich nun von mir gedacht als ein Werk Gottes, des Allweiſen und Allguten — folglich auch die menſchliche. Nun iſt der Menſch

vorzugsweiſe vor Allem, was mit ihm zugleich auf der Erde lebt, im Beſitze der Vernunft; durch die Vernunft aber ward er des eigentlichen Erkennens und Wollens nicht nur überhaupt, ſondern auch der Ausbildung und Vervollkommnung ſeiner Erkenntnis und ſeines Willens, fähig, und zwar einer ſolchen, die gar keine Grenzen haben ſoll, ſondern bis ins Unendliche gehen kann. Zu dieſer iſt er alſo offenbar beſtimmt und berufen. Wie lieſſe ſichs nun mit der Weisheit Gottes vereinigen, wenn unſere Exiſtenz mit dem Tode ein Ende hätte? Widerſpräche alsdann unſere Weſenseinrichtung nicht unſerer Dauer? Auf der einen Seite alſo Anlagen von ihm in uns zu unendlichem Wachsthum in Weisheit und Tugend, alſo auch Beſtimmung und Beruf dazu, und auf der andern Seite unſer Daſein ſelbſt ein endliches Daſein? Reime dis zuſammen, wer es zuſammenreimen kann; ich vermags nicht. Weit richtiger vielmehr würde meiner Meinung nach auf den Fall unſerer Daſeinsbeendigung mit dem Tode von unſerm allweiſen Einrichter gehandelt worden ſein, wenn er uns alsdann nicht nur eines unüberſehbaren Wachsthums in Weisheit und Tugend, ſondern auch aller Weisheit und Tugend, unfähig gemacht, und — und ganz ohne Vernunft gelaſſen hätte... Wie lieſſe ſichs aber auch mit der Güte Gottes vereinigen, wenn unſere Exiſtenz mit dem Tode ein Ende hätte? Sind denn nicht ſchon die bloſſen Anlagen von ihm in uns zu unendlichen Fortſchritten in Weisheit und Tugend als

Verheiſſungen von ihm zu betrachten, daß wir dergleichen Fortſchritte ſollen thun **können**? Setzt dis aber nicht voraus, daß alſo auch unſer Daſein kein endliches Daſein ſein ſolle? Wie? und der Allgute ſollte ſeine Verheiſſungen, welche er gleichſam in unſere Weſenseinrichtung ſchrieb, unerfüllt laſſen? Lüſtern, **mit Recht** lüſtern nach unendlichem Sein ſollten wir durch ſeine Schuld geworden ſein, und nachher ſamt unſerer von ihm ſelbſt angerichteten Lüſternheit ins Unſein übergehen? Reime dis zuſammen, wer es zuſammenreimen kann; ich vermags nicht. Vielmehr gerathe ich in ein wirkliches Entſetzen vor Gottes Geſinnungen, wenn **dieſes** Menſchenſein **alles** Menſchenſein umfaſſte, in ſich hätte, und ſchlöſſe. Gibt es denn nicht Herrliche genug, welche dem durch ihre Weſenseinrichtung erhaltenen groſſen Berufe, in Weisheit und Tugend unaufhörlich zu wachſen, aus allen Kräften ein Genüge zu leiſten ſtreben? Und — dafür ſollte ihr Lohn ſein, daß ſie ſelbſt im Tode aufhören müſten, zu ſein? Lieber wollte ich doch nicht an Gott glauben, als ſo etwas glauben. Ich glaube aber von ganzer Seele an ihn — den Allweiſen und Allguten, deſſen Werk die menſchliche Weſenseinrichtung iſt, und — ſo gewis nun dieſe ein Werk Gottes iſt, ſo gewis wird auch der Menſch durch Gott zu beſtehen nie aufhören.

Glaube ich an Gott, ſo kann und darf, ja, ſo mus ich auch an menſchliche Fortdauer glauben. . . Das

Heil aller Arten von Vernunftwesen wird nehmlich alsdann von mir gedacht als seine Sache, ia, als Sache, welche er, der Allregirer, ganz vorzüglich regirt und besorgt — folglich auch das Heil der Menschheit, welche die irdische Vernunftwesenart ausmacht. Dieses Heil besteht darin, daß Licht, Recht und Wohlfart, oder Wahrheit, Tugend und Glückseligkeit, durch allgemeine Aufklärung, durch allgemeine Veredlung und durch allgemeine Erlösung vom Uebel das Eigenthum unseres ganzen Geschlechts würden. Die hier gemachte Menschenheilsschilderung ist ganz aus der Natur des Menschen geschöpft, die sittlich und sinnlich zugleich ist, die also auch allen Menschen ohne Unterschied, die man zusammen die Menschheit nennt, gleicheigen ist. Daß nun diese grosse Angelegenheit der Menschheit — ihr Heil — auf der einen Seite gar nicht ohne Gott und seine Leitung gedacht werden könne, ist zwar erwiesen genug — erwiesen dadurch, daß die Menschheit nach allen gewaltsamen Zurückdrängungen von ihrem Heile, die sie von Zeit zu Zeit erlitte, immer wieder zu demselben vordrang — als welches nicht hätte geschehen können, wenn sie sich selbst überlassen gewesen wäre; auf der andern Seite fragt man dann aber auch mit Recht, warum die grosse Menschheitsangelegenheit, wenn sie von Gott regirt und besorgt werde, nicht schon weiter gediehen sei, und warum es bei blossen abwechselnden Vorschritten und Rückschritten, Wiedervorschritten und Wiederrückschritten für sie sein

Wewenden habe. Die Antwort hierauf — daß es Gottes Wille ſo ſei, genügt mir durchaus nicht; vielmehr wird mir, wenn ich ſie höre, als ſchlüge mir Jemand vor den Kopf, oder als durchbohrte er mir das Herz. Wie? ſo ein bloſſes ewiges Herumdrehen im Kreiſe, das mit ihr geſchähe, machte die ganze göttliche Regierung derſelben aus? .. „Nun, ſo überlas es der Folgezeit, daß ſie endlich weiter gedeihen werde!" Bald hingeſprochen! — erwiedere ich; die Folgezeit wird werden, was die Vorzeit war, ein Hin und Her, ein Wiederhin und ein Wiederher, und dieſelben Urſachen, welche bis ſeit Menſchengedenken bewirkten, werden es auch bewirken, ſo lange die Tage des Menſchengeſchlechts währen. Jeder wahre Beobachter des Ganges der Dinge unter dem Monde weis, wo ſie liegen, und da, wo ſie liegen, werden ſie immer liegen. Mir iſts wenigſtens nicht zu verdenken, wenn ich am Heile der Menſchheit verzweifle. Ich habe als Jüngling und als Mann ein wunderſchönes (europäiſches nehmlich) Zeitalter für ſie verlebt; es war das Zeitalter, wo Katharine, Joſeph und Friedrich — allerſeits **Groſſe**, — regirten. Ich geſtehe es frei, das ich ſelbſt damals dachte — nun gehts mit dem Menſchheitsheile vorwärts, recht vorwärts, ſo vorwärts, daß es kaum damit wieder rückwärts gehen kann. Aber ach — wie fühle ich mich nun mit der Menſchheit zugleich in meinen Erwartungen getäuſcht! Als Greis habe ich noch ein Zeitalter erleben müſſen, wo das Menſchenheil nicht nur den

Krebsgang wieder antrat, ſondern auch ſo antrat, daß wohl kaum ein Menſchenalter zureichen dürfte, ihn zum Vorwärtsgange wiederumzuſchaffen. Daß dieſe Umwandlung einſt auch gewis wieder geſchehen werde — daran zweifle ich zufolge der Geſchichte zwar keineswegs; ſie wird aber ebenfalls geſchehen, um ſich mit neuen Krebsgängen zu ſchlieſſen. Was ſoll denn alſo ſo ein Unweſen und Misverkehr bei der groſſen Menſchheitsſache mitten unter den Augen Gottes, ihres Regirers, und mitten in ſeiner Hand — daß ich mich ſo ausdrücke — bedeuten?.. Ich ehre ſehr den chriſtlichen Heidenbekehrer, welcher ausrief — „Wer hat des Herrn Sinn erkannt, oder wer iſt ſein Rathgeber geweſen? Wer hat dem Herrn etwas zuvor gegeben, das ihm wiedervergolten werden müſſe?“ — aber mich müſſe Niemand über den groſſen Punkt, von dem ich rede, hiermit abweiſen wollen! Die Menſchheit hat doch in der That dem Regirer ihrer heiligen Angelegenheit etwas zuvor gegeben — nehmlich Vertrauen auf ſeine heilige Regirung und Leitung derſelben; iſt er nicht alſo als das allerhöchſte moraliſche Weſen gehalten, dieſem Vertrauen, das er ſelbſt ihr eingab, Genüge zu leiſten? Nicht einmal erwähnen will ich hier, daß, wenn endlich auch eine, wer weis welche tauſendſte, Generation dieſe Genügeleiſtung erhielte, bei allen vorhergeweſenen doch Gott im Rückſtande damit geblieben ſein würde. Ich füge blos hinzu — Gottes Rathgeber bin ich freilich nicht geweſen; ſeinen Sinn

aber habe ich erkannt. Er lautet mir alſo — „Mit dieſer Welt ſolls ia für die Menſchheit nicht abgethan ſein — deshalb geht ihr Heil bald vor- bald rückwärts, und dann wieder vor- und dann wieder rückwärts; eine höhere Welt iſt zu ihrer Aufnahme bereit, in der ihr Heil immer vorwärts, und nie wieder rückwärts, gehen wird.“ So wird das groſſe Menſchheitsräthſel gelöſet, aber auch nur ſo allein. Pflanzſchule blos für uns ſollte unſer Erdſtern mit ſeinen Nächten, Wintern und Kriegen ſein, um von ihm einſt verſetzt zu werden auf ſeinen Sonnenſtern, wo ewiger Tag, ewiger Frühling und ewiger Friede unſere Seligkeit und Glückſeligkeit zur Reife bringen werden. Befinde ich mich alſo hier nicht wieder bei dem Glauben an ein Weiteres für uns?

Glaube ich an Gott, ſo kann und darf, ia, ſo mus ich auch an menſchliche Fortdauer glauben. . . Gott wird nehmlich gedacht als Vater des Univerſums, folglich auch der Geiſterwelt. Er, der Ewige und Allſelige, ward Schöpfer, um auch um ſich her Sein, Leben, Freude und Seligkeit zu verbreiten. Seligkeit aber, als das Höchſte, kann nur von geiſtigen Weſen in Empfang genommen und genoſſen werden; folglich iſt die Geiſterwelt der höchſte oder Hauptzweck ſeines ewigen Schöpferbeſchluſſes. Für ſie iſt ia auch in der That die Körperwelt nur da; ganz ſo, wie unſer eigener Körper für das Ich, den Menſchengeiſt, da iſt. Sollte nun Gott wohl ie den höchſten Zweck, den

eigentlichen wahren Zweck, den Hauptzweck ſeines Erſchaffens, aufgeben können, wollen, oder gar müſſen? Wie? müſſen? ſo wäre er nicht allmächtig? Und wie? können, oder wollen? ſo wäre er weder allweiſe, noch allgut. Bei Gottes Allmacht, Allweisheit und Allgüte alſo — Alles, was zur Geiſterwelt, zur Welt der Intelligenzen, gehört, mus beſtehen, ohne Ende beſtehen. Zu ihr gehört dann aber nun auch der Menſch, der irdiſchverkörperte Geiſt, welcher an der Spitze der irdiſchen Körperwelt ſteht; er wird alſo auch im Tode beſtehen, auch er wird ohne Ende beſtehen. Ewig wird er, der gewordene Gottesverehrer, in die hohe und immer höhere Huldigung und Anbetung einſtimmen, welche die geſamte durch den ganzen Sternhimmel zerſtreute Geiſterwelt der Gottheit leiſtet und leiſten wird.

Durch dieſe und ähnliche Gedankenreihen leitet ſich allerdings der Glaube an ein Weiteres für uns gleichſam von ſelbſt aus dem Glauben an Gott ab, oder wird doch wenigſtens auf ihm erſt recht feſt erbauet. „Ich bin, alſo iſt Gott" rief ich oben aus; ſo rufe ich auch nun wieder aus — „Gott iſt, alſo werde ich ſein."

Welch ein Glaube iſt nun aber dieſer Glaube! Daß es Menſchen genug gebe, welche an ſeiner Wahrheit zweifeln, weis ich, ſo, wie ich auch weis, daß man, wenn man nur ein redlicher Zweifler iſt, durch das Zweifeln eben zur ächten Ueberzeugung von

ihm gelangen könne; daß es aber auch Menschen gebe, welche wollen, daß er nicht Wahrheit sein möge, möchte ich doch gar zu gern nicht glauben. Wie grobsinnlich muß schon der sein, der sich blos nichts daraus macht, ob er im Tode, wo seine thierischen Genüsse freilich ein Ende haben, fortdaure, oder nicht; wie wahrhaftig verworfen aber und welch ein Feind aller Weisheit und Tugend derjenige, welchem sogar sehr daran liegt, daß etwas nicht wahr wäre, in dessen Wahrsein alle wirkliche Menschen erst vollkommene Beruhigung finden! Gott! wie fühlt sich doch der Mensch nur dann erst ganz in seiner Menschenwürde, in der Würde, mit welcher er über die gesamte übrige Erdenschöpfung hervorragt, wenn er, das sittliche Wesen, sich auch als ein unsterbliches Wesen, ja, als ein Wesen, denkt, das tausenderlei Arten von Toden, wenn sie auch auf einander folgen sollten, nie zerstören könnten! Ueber alle sogenannte Zeit erhaben, betrachtet er nun als seine eigentliche Zeit die Ewigkeit, sieht dem ersten aller möglichen Tode, er geschehe, wann und wie er wolle, gelassen entgegen; ja, geht, eilt ihm sogar, wenns die Pflicht erfordert, mit Heroismus entgegen, und tritt ihn, den Alltreter, sterbend im Geiste mit Füssen. Wie höchstlieb und höchstwerth wird ihm nun aber auch Alles erst, was ihm schon immer lieb und werth war — von seinen Erkentnissen an bis zu seinen Gesinnungen — von seinen Gesinnungen an bis zu seinen Thaten — von seinen Thaten an bis zu seinen

Verbindungen. Alles war ſchön und edel — daß es dis ſei, darauf hielt er immer —; Alles bleibt ihm nun aber auch unverlohren, wie er ſelbſt nicht verlohren geht; Alles nimmt er dahin mit, wohin er ſterbend abgeht. Und nun — die Hauptſache. Das ſchöne und edle Alles, welches er ſonach einſt als von der Erde geborgenes und erbeutetes Gut betrachten wird, ſoll nur die Grundlage ſein, auf der er dann noch Schöneres und Edleres, und noch immer Schöneres und Edleres, ia, ohne Ende noch immer Schöneres und Edleres, erbauen wird. Aus ſeiner irdiſchen Weisheit wird eine himmliſche und noch immer himmliſchere, aus ſeiner irdiſchen Tugend eine himmliſche und noch immer himmliſchere, aus ſeiner irdiſchen Segenſtiftung eine himmliſche und noch immer himmliſchere, aus ſeiner irdiſchen Freundſchaft und Liebe eine himmliſche und noch immer himmliſchere werden. Welche Seligkeitsausſichten für ihn! Ein ewiger Progres zeigt ſich ihm in Allem Schönen und Edlen — ein Progres, der ihn ohne Maas, Grenze und Schranke dem erhabenſten Geiſte, der ſein gütiger Urheber iſt, immer näher bringt — doch ohne ihn ie zu erreichen — immer ihm ähnlicher macht — doch ohne ihm ie gleich zu werden. Freudenthränen rieſeln, indem ich dis denke, aus meinen alten, der Thränungskraft ſchon faſt beraubten Augen nider. . . O du groſſer unbekannter und mir doch bekannter Urheber meines Seins — wie bete ich dich nun erſt recht an, da du auch mein ewiger Erhal-

ter biſt! Verſchmähe meine erſte Anbetung dafür nicht, welche ich noch, glaubend nur, und im Staube noch, dir leiſte! Enthüllt vom Staube und ſchauend — im wirklichen Beſitzſtande meiner Fortdauer — ach dann — ach dann — — —

Mir iſts mit dem Fortdauerglauben gegangen, wie mit dem Providenzglauben — ſollten nicht auch beide ein und derſelbe Glaube ſein? Gewiß, ſie ſinds; eine ſolche höhere Providenz, wie die über den Menſchen waltende iſt, kann nicht anders, als ewig, über ihn walten. Doch — abgeſehen hiervon — ich will nur ſagen — wie ich von ieher, d. h. von der Zeit an, da ich mein eigener Erzieher ward, an dem Providenzglauben hing, ſo hing ich auch in demſelben Sinne von ieher an dem Fortdauerglauben, und, wie ich, ie älter ich ward, immer feſter an dem Providenzglauben hing, ſo hing ich auch, ie älter ich ward, immer feſter an dem Fortdauerglauben. Jetzt, da ich ſo nahe, ſo faſt dichtnahe am Grabe bin — ach, was iſt er mir! Er iſt mir das Alles in Allem. . . Mit Bedauern alſo, ia, mit tiefer Wehmut, feiere ich in dieſen Augenblicken das Andenken eines meiner ſehr verehrten, ia, ich kann ſagen, höchſt verehrten deutſchen Zeitgenoſſen, der nicht nur Dichter, Alterthumskenner und Philolog, ſondern auch Philoſoph — Alles vom erſten Range — war, und der als Greis ſein Glaubensbekentnis dahin ablegte, daß er auf Unvergänglichkeit gern Verzicht thue, und blos wünſche,

sanft zu vergehen. Ich denke anders, und lasse es ununtersucht, wie er sich selbst so sinken lassen konnte. Ich wünsche mir zwar allerdings auch ein sanftes Ende, aber nur für Hier; nicht sanft zu vergehen, sondern sanft überzugehen wünsche ich, und harre mit Unerschütterlichkeit auf ein Weiteres, ia, auf ein Ewigweiteres für mich. Stets zwar fand ich das Raisonnement wichtig, wozu das Vernunftwesen Mensch gewesen sein sollte, wenn sein Sein im Tode aufhörte, wozu es alsdann Weisheit und Tugend gesammelt, sich immer mehr intellektuel und moralisch ausgebildet, die ganze bunte und oft überbunte Karriere von Thun und Leiden gemacht, und Freundschaft und Liebe so unendlich geschätzt hätte; ietzt aber fühle ich die Wichtigkeit dieses Raisonnements auf das allertiefste. Nun wäre ich auf den Fall meines Vergangs durch den Tod doch in der That gezwungen, über mich selbst, über Alles, was ich lernte, wollte und that, und mir geschah, zu spotten, mein ganzes Gewesensein als ein Schattenspiel an der Wand, als ein Seifenblasenwesen, zu betrachten, mich zu ärgern über jede Anstrengung und Aufopferung, zu welcher ich mich gutherzig hergab, und die Bande zu verwünschen, welche ich mit meinen Lieben, die ich hinterlasse, gleichsam nur geknüpft hätte, um mir meine letzten Stunden noch mehr zu erschweren. Doch — wohl mir! Ich bedarf nun jenes Raisonnements nicht einmal mehr — gar keines Beweises für höhere Zukünfte für mich bedarf ich mehr;

ich habe bereits wirkliches Vorgefühl von ihnen. Ich fantasire nicht, indem ich so schreibe; ich habe völliges Bewusstsein von selbigem, und halte es für den hohen Lohn, mit welchem der, der uns die höheren Zukünfte bereitete, seine Gläubigen an sie noch auf Erden schon und in der Nähe des Transitus in sie begnadigen wollte. Machets nur, wie ich, rufe ich allen meinen Freunden zu; gesellet euch durch Nachdenken über Gott und euch zur Schaar dieser Gläubigen, und schliesset euch durch solch fortgesetztes Nachdenken noch immer mehr an sie an, so werdet ihr, wenn eure letzte Erdenstunde bald schlagen will, mit jenem wirklichen Vorgefühle begnadigt werden, wie ich. O wie sehe ich in den herrlichsten Minuten desselben nun auch sogar lächelnd die Lieben, welche ich hinterlasse, an, und zwinge sie dadurch beinahe auch zum Lächeln! Sie bleiben meine Lieben; sie folgen mir zu ihrer Zeit, und wir werden einander dort, wohin ich ihnen vorangehe, und sie mir nachfolgen, gegenseitig noch lieber werden. Hiervon bin ich so überzeugt, wie von unserer Fortdauer selbst und an sich. Wer einmal glaubt, daß auf die gegenwärtige Welt eine künftige folge, der mus auch glauben, daß so, wie die gegenwärtige Welt die Trennungswelt war, die künftige Welt die Wiedervereinigungswelt sein werde, d. h., daß die, welche hier gern traut und wacker beisammen waren, auch dort wieder beisammen sein werden. Ueber diesen für jede

ächtempfindsame Seele so wichtigen und so heiligen Punkt raisonnirte ich ebenfals stets also — — —

„Wie? Grundlage wäre dieses erste Sein in Allem, was das Höhere für uns ausmacht und betrift, worauf im weiteren Sein fortgebaut werden sollte? Wie? auf Weisheit, Tugend und Wirksamkeit, die iezt für uns begannen, sollte also einst fortgebauet werden, und auf schönen und edlen Verbindungen, die wir jetzt knüpften — nicht? Gehören sie nicht ebenfalls zu unserem Höheren? Wozu hätten wir sie denn auch sonst so herzlich geknüpft, wenn sie der Tod wirklich zernichten sollte? Wozu hätten wir auf diesen schrecklichen Fall uns so an sie gewöhnt? wozu sie immer mehr zu wahren Verkettungen gemacht? wozu so viel für sie gelitten und leiden müssen? Nein, der Gott der Liebe wird wahre und edle Liebe nie aufhören lassen!"

„Unmöglich könnte ich auch selig einst sein ohne die ächten und eigentlichen Meinen . . . Man sage nicht, die Zeit leiste ia hier schon auf der entgegengesetzten Seite Viel, und bringe es am Ende dahin, daß man die abgeschiedenen Seinigen nicht mehr vermisse. Bei den allerletzten menschlichen Gefühlen sei's geschworen — lieber wollte ich hören, daß man spräche, die Zeit könne es am Ende dahin bringen, daß man ihnen Glück dazu wünsche, daß sie von der Erde abgerufen wurden, ehe noch die Noth der Menschheit aufs höchste stieg. In diesem Falle befinde ich mich wirklich selbst. Heil dir, und Heil dir, und Heil **dir**, Heil euch Al-

len; meinem Herzen Theure und Werthe, die ihr nicht mehr erlebtet, was ich noch erleben muß! — ſo rufe ich ietzt oft aus; wie wäre es aber deſſen ungeachtet möglich, daß ich ſie, denen ich ſo nachrufe, nicht vermiſſen ſollte? Hat übrigens die Zeit auſſer ſolchen eintretenden allgemeinen ſchweren Nothſtänden, und ſonſt noch, Kräfte, das Andenken an liebe Todte zu erleichtern, ſo hat ſie ſelbige doch nur an der Hand der Religion, welche Wiedervereinigung mit ihnen hoffen läſſt. Nur mit dem Nichtvermiſſen bleibet mir weg — ſpreche ich — denn es iſt durchaus unmöglich für mich. Wie es nun aber hiermit ietzt um mich ſteht, ſo wirds auch ewig um mich ſtehen. Dauert denn nicht die Perſonalität fort? Bleibe ich nicht ſterbend Derſelbe — der, der ich bin? Wäre dis nicht, ſo machet das Buch zu, und ſchreibet kein Wort weiter von Fortdauer des Menſchen — ſchlieſſet die Kirche zu, und prediget kein Wort weiter von ihr — ihr ſchreibet ſonſt ohne allen Verſtand, und prediget ohne allen Verſtand. Fortdauern — nicht als Derſelbe, ſondern als ein Anderer — alſo ein Anderer werden, und doch fortdauern — — — o Unſinn aller Unſinne! Dauert aber die Perſönlichkeit fort, ſo dauert auch das Bewuſtſein fort, und die Rückerinnerung dauert, wie das Gedächtnis, fort. Wie ſollte es alſo möglich ſein, daß ich dort die geliebten Meinigen, wenn ſie nicht bei mir wären, nicht vermiſſte? Es wird eben ſo unmöglich ſein, als es hier war. Wie könnte ich aber, wenn ich

Hier tröſtete mich über die unvermeidliche Trennung von ihnen doch noch die Hofnung auf dortige Wiedervereinigung mit ihnen; wie aber dort, wenn dieſe Hofnung fehlſchlüge, auf immer fehlſchlüge? Fand ich nicht auch dadurch meine gegenwärtigen Freuden erſt wahrhaftigſchön, daß ich ſie mit meinen Lieben theilte? So kann ich auch nur dann meine künftigen Freuden erſt wahrhaftigſchön finden, wenn ich mit ihnen ſie theile. Die Aeuſerungen des Dankgefühls, welches in meiner Bruſt gegen ſie und in ihrer Bruſt gegen mich nie erſterben kann, darf ich doch endlich auch wohl noch mit in Berechnung bringen, wenn die Rede davon iſt, daß ich einſt ſelig ſein ſoll. Iſt dis alſo wirklich Gottes Wille, ſo mus er auch meine Wiedervereinigung mit meinen Herzlichgeliebten wollen."

„Soll ich denn nicht auch ewig in Weisheit und Tugend wachſen? Bringt dis nicht die Natur und der Begrif eines Vernunftweſens, das ewig zu dauern beſtimmt iſt, mit ſich? .. Gern gebe ich nun zwar zu, daß ein ſolcher Progres für mich unter allen Weiſen und Guten Statt finden könne — ia, ich geſtehe ſogar, daß ich mich auf den Umgang mit Vielen derſelben, welche ich blos namentlich kannte, und die ihre Erdenexiſtenz weit entfernt, an Ort ſowohl, als an Zeit, von mir, führten, ſehr herzlich freue; unter welchen Menſchen aber und mit welchen Menſchen zugleich kann iener Progres für mich beſſer gedeien, als unter denen, unter welchen ich hier der Weisheit und Tugend mich

ſie vermiſſte, und auf immer vermiſſen ſollte, ſelig ſein? ergab, und mit denen zugleich ich hier ſchon in Weisheit und Tugend wuchs? Dis iſt ia doch wohl an ſich gleich ſo ſonnenklar, daß es gar keines Beweiſes weiter bedarf. Wie ſollte ich alſo auf der einen Seite den Beruf erhalten haben, bis ins Unendliche hin in Weisheit und Tugend zu wachſen, und wie ſollte nicht auch auf der andern Seite dafür geſorgt ſein, daß ich mit ſolchen Menſchen, die ich die wirklichen Meinen nenne, wieder vereinigt und ohne Aufhören vereinigt würde?"

„Denke ich endlich an den gemeinſchaftlichen Gottespreis, ſo thue ich mit allem Recht zwei Fragen. Wo fand er hier wohl herzlicher Statt, als unter und bei denen, welche in innigen Verbindungen ſtanden? Wo wird er alſo auch dort, als noch weit höherer, gewiſſer noch herzlicher Statt finden, als unter und bei denſelben? Ach, wie oft tröſtete ich meine Lieben und lies mich von ihnen tröſten über die Dunkelheiten des Ganges unſerer Schickſale mit dem Lichte, das einſt die Ewigkeit über ihn verbreiten würde! Wir, wir zuſammen ſchicken uns alſo auch einſt ganz vorzüglich dazu, den, der der groſſe Schaffer dieſes Lichtes ward, auf das allerherzlichſte zu preiſen. Wie? und wir ſollten nicht wiedervereinigt werden — nicht auf immer wiedervereinigt werden?"

Dieſes Raiſonnement über die Fortdauer meiner mir theuerſten Verbindungen fand ich zwar von ieher ſo wichtig, wie das obenangeführte Raiſonnement über

meine Fortdauer an ſich ſelbſt, iezt aber müſte ich doch in der That ebenfals ſeine Wichtigkeit erſt auf das allertiefſte fühlen. Kommts denn nun mit mir nicht bald, recht bald dahin, daß ich vorgehe den Meinen, die mir hinterblieben, und nachgehe den Meinen, welchen ich hinterblieb? Wie mus mir das Herz alſo doppeltſtark ſchlagen, wenn die Rede davon iſt, ob überhaupt ein Wiederverein mit ihnen zu hoffen ſei! Doch, ich bedarf des Raiſonnements hierüber iezt ſo wenig, als des Raiſonnements über meine Fortdauer überhaupt. Wie ich wirkliches Vorgefühl von meinen höheren Zukünften iezt habe, ſo iſt mir auch ſchon, als würde ich von meinen vorangegangenen Lieben wieder in Empfang genommen, und als ſtände ich in Bereitſchaft, meine mir nachbleibenden Lieben wieder in Empfang zu nehmen. Ich fantaſire ebenfals nicht, wenn ich ſo ſchreibe, ſondern rufe mit vollem Bewuſtſein allen meinen Freunden zu — Machets nur ſo, wie ich, und liebet die wahren Eurigen recht herzlich; ſo wird euch, wenn die Stunde bald ſchlagen will, in der ihr ihnen theils nachgehen, theils vorangehen ſollet, auch ihrentwegen ſo ſein, wie mir.

Nicht nur aber an Wiedervereinigung blos mit meinen Lieben glaube ich, ſondern ich labe mich auch an den Vorſtellungen der ſchöneren Beſchaffenheit unſeres künftigen Wiederbeiſammenſeins ... Wir ſelbſt, ſie und ich, werden vollkommener ſein. Welche Geiſtesſchwächen, welche Herzensſchwächen hatten wir hier einander

wechſelſeitig nachzuſehen! Wie oft wurden wir an einander irre durch Differenz in Hauptmeinungen und in Hauptgeſinnungen! Dort, nach abgelegter Erdenhülle, wirds nicht mehr ſo ſein. Welch ein weit höheres Wohlgefallen werden wir alſo an einander haben können! Auch die Welt, in der wir uns befinden werden, wird vollkommener ſein. Wie oft ſtören uns iezt feindſelige Menſchen, und wie noch öfter feindſelige Zeiten, aus denen Sorgen, Noth und Gram für uns entſtehen, und die wohl gar Ausſichten in noch ſchlimmere Zukünfte uns öfnen, in den Genüſſen, welche wir an einander ſchöpfen können und wollen! Einſt, in der Welt des Friedens, wird auch dis nicht mehr ſein. Auch ungeſtörter von auſſen werden wir da die höheren Genüſſe an einander ſchöpfen ... Und — dabei wird noch obendrein keine Furcht vor irgend einer Wiedertrennung weiter obwalten. Wenn wir iezt auf das allertrauteſte beiſammen ſind, und der Gedanke — „doch einmal aus einander" — ergreift uns, wie wird uns da? Iſt uns nicht, als würden wir ſchon einander genommen? Nun, auch dis einſt in der Welt des Lebens ohne Tod nicht mehr. Der unendliche Progres in Allem, was unſer Höheres ausmacht, oder auch nur betrift — dieſer Progres, zu dem wir beſtimmt ſind, bürgt dafür. Welch eine Freudenfülle wird uns alſo durchſtrömen, wenn es heiſſen wird — „wiedergegeben einander, und **auf immer** wiedergegeben." —!

Univ. Bibl. München

Auf das allerherzlichſte ſchlieſſe ich mich daher an den Stifter des Chriſtenthums an, der auch nicht nur Wiederbeiſammenſein derer, die ſich lieben, ſondern auch weit ſchöneres Wiederbeiſammenſein derſelben, lehrte, und — ſo geſchehe dann auch hier der Tranſitus von den Erklärungen meines letzten Glaubens überhaupt zu den Erklärungen meines letzten Glaubens über das, was ihn beſonders betrift!

Daß ich dieſen Ihn — von nun an nenne ich ihn blos bei ſeinem Nahmen, den ich auch nach altem Brauche deklinire — alſo, daß ich Jeſum von Nazaret als Greis nicht etwa anzubeten anfange, ihn aber doch als Greis noch mehr verehre, als vor dreiſſig, oder zwanzig Jahren, habe ich ſchon oben geſagt, und zugleich verſprochen, mich näher darüber zu erklären, wie ich dis meine. Alles, was ich nun noch weiter ſchreibe, enthält dieſe Erklärung.

Man hatte es bei meiner chriſtlichreligiöſen Erziehung ſehr dadurch verſehen, daß man mir Jeſum als einen zweiten Gott, neben dem es ſogar noch einen dritten gäbe, hinſtellte. Es war unmöglich, daß ich, als ich mein eigener Erzieher ward, und ſelbſt nachzudenken

anfing, dieſen Glauben beibehalten könnte. Meine Vernunft erklärte ihn für widerſinnig, und mein eigenes Leſen des Evangelienbuchs überzeugte mich auch, daß Jeſus ſelbſt ihn nie gewollt hätte. Wie es nun aber in ſolchen Fällen jungen feurigen Nachdenkern geht, ſo ging's auch mir — ich ſprang von einem Extrem zum andern. War mir Jeſus erſt zu Viel geweſen, ſo ward er mir nun zu Wenig. Viel trug hierzu meine Religionslektüre bei, die ich ſehr eifrig trieb. Man verleidete mir den Glauben an die Aechtheit des Evangelienbuchs, und endlich dadurch gar den Glauben an Jeſum Chriſt, d. h. den Glauben, daß Jeſus je exiſtirt hätte. So blieb es lange mit mir — indeß, ich darf es mir zum Ruhme nachſagen, ohne daß ich deshalb hätte aufhören ſollen, ein Chriſt zu ſein. Ich beruhigte mich auch auf dieſen äuſerſten Fall damit, daß das Chriſtenthum, es möchte nun blos von der Erde ſtammen, oder vom Himmel gekommen ſein, doch die allerklügſte Religion ſei, welche man ſich denken könne — ſo nehmlich, wie es im Evangelienbuche ſelbſt enthalten iſt. „Es iſt da, ſprach ich zu mir, es erleuchtet, heiligt, tröſtet — ſegnet alſo die Menſchheit auf allen Seiten — ſo bekümmere dich um ſeinen Urſprung weiter nicht!“ Ich gebrauchte daher meine Nachdenkenszeit lieber, um mich in den Grundſätzen der wahren chriſtlichen Religion, die ich durchaus als Grundſätze der wahren Vernunftreligion fand, immer mehr zu befeſtigen, und betrieb dabei meine Amts-

Standes- Hauſes und übrigen Lebensgeſchäfte — die ſich immer mehr häuften, gar unverdroſſen. Als dieſe mir aber mehr Muſſe wieder lieſſen, fing ich mein Nachdenken über das Chriſtenthum ſelbſt, über ſein Entſtehen u. ſ. w. von neuem an, und kam ſo allmählich zu den Ueberzeugungen, mit welchen ich nun ſterben will.

Man hat es dem Pabſte Leo, genannt der Zehnte, nachgeſagt, daß er einſt zu einem ſeiner Vertrauten geſprochen — „das Mährchen von Chriſto hat uns viel eingebracht" — ich halte es aber mit Bayle, der beſonders in dieſer Hinſicht ein ganz unverwerflicher Richter iſt, und ſo etwas durchaus nicht auf ihn kommen laſſen will. „Leo der Zehnte — ſo raiſonnire ich, nachdem ich geleſen habe, was von ihm geſchrieben ſteht — mag immerhin zu den verworfenſten Päbſten gehört haben; dazu aber war er ein zu kluger Mann, als daß er ſo etwas Dummes und Erzdummes hätte ſprechen können." Ich möchte auch ſchon blos fragen, ob man es glauben würde — und wenns auch hundert Schriftſteller, die am Ende einander blos ausgeſchrieben, und allerſeits aus der allerverdächtigſten Quelle geſchöpft haben, verſicherten — daß ein Hoheprieſter zu Jeruſalem einſt geſprochen: das Mährchen vom Moſes hat uns viel eingebracht — oder daß ein Mufti zu Konſtantinopel einſt geſpro-

chen: das Mährchen vom Muhamed hat uns viel eingebracht. Auch bei der höchſten Frivolität hätte weder ein Hoheprieſter, noch ein Mufti, ſo ſprechen können — alſo auch kein Pabſt etwas Aehnliches; denn es iſt zu abgeſchmackt. Wie iede philoſophiſche Schule ihren Stifter hat, nach deſſen Nahmen ſie ſich nennt, ſo auch iede kirchliche Gemeinheit. Kann man nun wohl daran zweifeln, wenn man von Pythagoräern hört, daß es einen Mann, der Pythagoras hies, gegeben habe, oder, wenn man von Platonikern hört, daß es einen Mann gegeben habe, der Plato hies? In der That, alsdann hätte nicht nur aller hiſtoriſche Glaube, ſondern auch alle geſunde Vernunft, ein Ende. So müſſen dann aber auch folgende Schlüſſe gelten — ſo gewis es eine moſaiſche Religion gibt, ſo gewis mus auch ein Mann, Nahmens Moſes, exiſtirt haben, und ſo gewis es eine muhamedaniſche Religion gibt, ſo gewis mus auch ein Mann exiſtirt haben, der Muhamed hies. Gelten nun dieſe Schlüſſe, wie ſie ſchlechterdings gelten müſſen, ſo gilt auch mein letzter Schlus — „ſo gewis es eine Religion Jeſu Chriſti gibt, ſo gewis mus es auch einen Jeſus Chriſtus gegeben haben.“ Ich bekenne es aufrichtig, daß ich mich vor mir ſelbſt ſchäme, daß es einſt eine Zeit für mich gab, in der ich hierauf nicht zukam, ſondern im Stande war, das erneuerte Schwatzwerk von fabula de Christo meines Anhörens zu würdigen, da es doch noch unſinniger iſt, als die Schrift de tribus impostoribus;

denn — ob Moſes, Jeſus und Muhamed durch Stiftung ihrer Religionen die Welt betrogen haben, oder nicht, darüber mag man diſputiren — müſſen ſie aber nicht exiſtirt haben, wenn ſie ihre Religionen in die Welt einführen, und die Welt durch ſie betrogen haben ſollten? Sobald dieſe Frage für lächerlich gefunden würde, wäre doch warlich des Unſinns auf Gottes Erdboden kein Ende mehr, und ſo müſte ich mich warlich auch deshalb ſchon ſelig preiſen, daß mein Sein auf ſo einem Gotteserdboden nun auch bald, recht bald, ein Ende hätte.

Davon alſo, daß ein Menſch, Nahmens Jeſus, der den ehrenvollen Beinahmen „Chriſtus" hat, wirklich gelebt habe, bin ich kaum weniger überzeugt, als ich davon überzeugt bin, daß ich ſelbſt lebe... Freilich aber — was nun die eigentlichen übrigen Nachrichten von ihm betrift — ſo habe ich nichts weiter vor mir, woraus ich ſie, die Achtung gegen mich ſelbſt unbeſchadet, ſchöpfen könnte, als — das ſogenannte Evangelienbuch, oder die Quaternion von Biographien Jeſu, wie ſie iezt noch beſteht, im zweiten Jahrhundert der chriſtlichen Kirche aber erſt in Ordnung gebracht worden ſein ſoll. Auch an dieſem Nachſatze ſtoſſe ich mich iedoch nicht. Aus den ſogenannten apoſtoliſchen Briefen nehmlich, welche wir noch beſitzen, leuchtet ſonnenklar hervor, daß man in der allererſten chriſtlichen Kirche eine wirkliche Zurückkunft Jeſu, als des ſein ſollenden Meſſias,

oder Chriſtus, erwartete, und zwar eine ſehr baldige. In wie fern er ſelbſt dazu Veranlaſſung gegeben habe, ſoll hernach unterſucht werden. Da man nun aber einmal eine ſolche Erwartung hegte, warum hätte man ſich um Schriften über ihn ſehr bekümmern, und ſie ſorgfältiger Aufbewahrung werth achten ſollen? Sobald er wiederkam, wozu ſchriftliche Nachrichten, ihn betreffend, weiter? Wenn dergleichen alſo auch wirklich umhergetragen wurden, ſo hielt man ſich doch nicht an ſie, weil man ihrer nicht zu bedürfen glaubte. An mündliche Tradition der Lehrer, welche Jeſu Nachlehrer zu ſein behaupteten, hielt man ſich wenigſtens mehr, und that meines Erachtens — unter den angegebenen Umſtänden — auch recht daran. Als aber Jeſus nicht nur nicht bald, ſondern auch gar nicht, wiederkam, ſah man ſich freilich mit groſſem Bedenken nach ihm um; indeß eben hierdurch fand man ſich bewogen, ſich nun an ſchriftliche Nachrichten von ihm, an ſeine Biographieen zu halten, und — ſo entſtand das ſogenannte Evangelienbuch, welches ich nun auch ſo nehme, wie es da iſt. Eine Harmonie der vier Evangeliſten mag ich freilich nicht ſchreiben. Ich habe geleſen und dreimal wieder geleſen, was zu ihrem Behufe gelehrte und gute chriſtliche Männer geleiſtet haben; ich habe aber gefunden, daß es dieſen Harmonieſchreibern gegangen ſei, wie den Theodiceeſchreibern. Die beſte Theodicee iſt der Glaube an ein Weiteres für die Menſchen, und ſo iſt auch die beſte Harmonie der vier Evangeliſten, daß

man ſich mehr an die Hauptſachen, als an die Neben-ſachen, in ihren Erzählungen halte. Mir iſts iedoch lieb, daß ſie nicht völlig harmoniren. Es kann alſo auch offenbar nicht ihr Vorſatz geweſen ſein, die Nachwelt gemeinſchaftlich zu betrügen — als wozu ſie eine beſſere Verabredung hätten unter ſich treffen müſſen; ſondern Jeder ſchrieb, was er wuſte, und wie er es wuſte. Die Hauptſachen bei ihnen — in welchen ſie harmoniren — bleiben alſo Wahrheit, und erſcheinen dem Nachdenkenden eben dadurch erſt recht als Wahrheit, daß in den Nebenſachen bei ihnen Disharmonie angetroffen wird. Wie nun aber aus dieſer Disharmonie hervorleuchtet, daß ſie nicht etwa eine Uebereinkunft darüber getroffen hätten, die Nachwelt zu täuſchen: ſo bürgt ſie auch dafür, daß ihnen das, was ſie ſchrieben, nicht - wie man oft behauptete — von Gott eingegeben worden ſei; denn es müſte wenigſtens ſonſt harmoniſcher ausgefallen ſein. Uebrigens darf man ia auch nur leſen, was Lukas ſeinem Freunde Theophil ſchrieb, daß er ſich nehmlich nach Allem, was er ihm von Jeſu berichte, erſt ſehr genau erkundigt habe - um iene Behauptung auf der Stelle von ſich zu weiſen.

Dadurch, daß ich mich hier ſo äuſere, widerſpreche ich mir keineswegs in Anſehung meiner obigen Aeuſerungen über Offenbarung, Eingebung und Inſpiration. Dort war ia gar nicht die Rede von einer göttlichen

Eingebung der Art, wie diejenige geweſen ſein würde, deren gehabten Genuß man gern den vier Evangeliſten zueignen möchte; wer könnte auch dergleichen überhaupt nur annehmen, ohne, wenn er recht nachdenkt, zu fühlen, wie tief er Jeden, dem er nachſagt, daß er ſie genoſſen habe, und den er dadurch hoch zu erheben meint, herabſetze? Wozu macht er ihn anders, als — zu einem bloſſen Sprachrohre Gottes? Daß ein Menſch zum Sprecher Gottes werde, d. h. durch eifriges Nachdenken über das Wahre und Gute zum Lehrer des Wahren und Guten — zu einem Manne, werde, durch den Gott gleichſam zu ſeinen Brüdern ſpricht — zu einem Lehrer, gleichſam von Gott gekommen — dis iſt die höchſte Ehre für ihn; einen Menſchen aber zum bloſſen Sprachrohre Gottes zu machen, iſt ſeine tiefſte Schändung, weil dadurch ſeine Nachdenkenskraft ganz im Hintergrunde gelaſſen wird, ohne die er doch gleich aufhört, Menſch zu ſein. Und — daß alsdann, wenn der Glaube Statt findet, daß es bloſſe Sprachröhre Gottes geben könne, den Schwärmern die weiteſten Thore geöfnet werden, hat ſeine volle Richtigkeit. Verſchreien ſie nicht ſo ſchon insgeſamt das Nachdenken? Nun, ſo werden ſie es noch mehr verſchreien, und es bis in den Abgrund der Hölle verdammen, um mit ihren Meinungsthor- und Tollheiten ihre Zeitgenoſſen, und wohl gar ihre Nachkommen noch, auf das ärgſte zu verführen. Ich freue mich daher nicht wenig darüber, daß der bi-

dere Luther über dieſen groſſen Gegenſtand ebenſo dachte: Die Fanatiker ſeiner Zeit trugen unſtreitig dazu bei, daß er mit dem krafferen Inſpirationsglauben nichts zu thun haben wollte — wofür ich ihm als ein ächter Proteſtant auf das herzlichſte danke.

Alſo — ich muß mich wiederholen — oben, wo ich von Offenbarung, Eingebung und Inſpiration ſprach, war nicht die Rede von dem, was man gemeinhin unter göttlicher Eingebung verſteht — bei der man am Ende wohl gar annimmt, daß jedes Wort, das der Schreiber ſchrieb, ihm von Gott diktirt worden ſei — (faſt möchte man fragen, ob es ſich nicht etwa auch mit jeder Wortsveränderung, die ſeine Abſchreiber machten, ja, mit jedem Schreibfehler, den ſie begingen, ſo verhalten ſolle) — ſondern ich ſprach blos davon, daß man die wichtigen und heiligen Reſultate groſſer Anſtrengungen der Nachdenkenskraft Offenbarung, Eingebung und Inſpiration nennen könne, wenn man wolle. Wie läſſt ſich dis aber auf Abfaſſung einer bloſſen Lebensbeſchreibung anwenden, zu der man die Data insgeſamt ſchon vor ſich hat? Kann man eine ſolche auch wohl unter die wichtigen und heiligen Reſultate groſſer Anſtrengungen der Nachdenkenskraft zählen? Weit eher gebürte dieſe Ehre einem Romane, deſſen Verfaſſer den Zweck gehabt hätte, zu ſchildern den allervollkommenſten Menſchen, oder anzugeben, wie der Menſch es zu machen habe, wenn er möglichſtnahe

an Gott kommen wolle. Ich wünschte schon, daß dieſen Gedanken alle diejenigen recht beherzigen möchten, welche die göttliche Eingebung des Evangelienbuchs behaupten. Wozu nehmlich wollen ſie die vier Evangeliſten am Ende machen? Wenn alſo auch nicht zu bloſſen Sprachröhren Gottes — zu heiligen Romanſchreibern etwa? dis waren dieſe Wackern aber nicht, ſondern wahre Biographen waren ſie; ſie erzählten, wie geſagt, was ſie wuſten, und wie ſie es wuſten. Dazu gehörte dann folglich auch keine groſſe Anſtrengung der höheren Nachdenkenskraft, ſondern blos Anſtrengung ihrer Erinnerungskraft, welche ihnen das treu zum Niderſchreiben diktirte, wovon ſie ſelbſt Zeuge geweſen waren, oder was ihnen von Andern bezeugt worden war . . . Ich finde es — im Vorbeigehen hier geſagt — als einen groſſen Beweis von einer über das Chriſtenthum waltenden höheren Providenz, daß uns die Alles zerſtörende Zeit von den ſämtlichen ſehr zahlreich geweſenſeinſollenden Lebensbeſchreibungen Jeſu gerade zwei zurückließ, die von wirklich geweſenen Begleitern dieſes Herrlichen herrühren ſollen, und zwei, die Verfaſſer haben ſollen, welche ihre Nachrichten nur vom Hörenſagen hatten. Offenbare Uebereinſtimmung der Apoſtelausſage alſo mit der Volks- und Zeitausſage, und offenbare Uebereinſtimmung der Volks- und Zeitausſage mit der Apoſtelausſage! Was kann man nun mehr fordern, um an die Wahrheit der Hauptſachen im Evangelienbuche zu glauben?

Wie ich aber alſo nicht nur keine genoſſene Eingebung im gewöhnlichen dogmatiſchen Sinne, ſondern auch nicht einmal Eingebung, Offenbarung und Inſpiration in meinem Sinne, den vier Evangeliſten zugeſtehe: ſo finde ich mich auch ihren bis auf uns gekommenen Berichten nach — aus denen ich nun alles Weitere, das ich glaube, ſchöpfe, ohne mich bei irgend einer Gelegenheit wieder deshalb beſonders zu rechtfertigen — völlig bewogen, anzunehmen, daß Jeſus unter Allen, die iemals über das höhere Wahre und Gute nachdachten, Offenbarung und Eingebung am meiſten genoſſen habe, und der Inſpirirteſte geweſen ſei — Alles nehmlich ſo verſtanden, wie ich es meine — oder, daß er unter ihnen der Erſte und der Glücklichſte geweſen, oder, daß die Anſtrengungen ſeiner Nachdenkenskraft die wichtigſten und heiligſten Reſultate gehabt haben. So oft ich über ſeine Lehre nachdachte, überzeugte ich mich hiervon, und, ſo oft ich ietzt noch bei Ablegung meines letzten Glaubensbekentniſſes auf ſie zurückkomme, erneuert ſich dieſe Ueberzeugung in mir. Erſter unter allen Sprechern Gottes — der Logos — iſt er mir.

Hier als Einſchiebſel, oder als Nachtrag zum Lobe der vier Evangeliſten — wie man es nennen will — eine kleine Gedankenreihe, welche mir ſeit zwanzig Jahren viel Vergnügen gemacht hat. . .

„Der Vernunft iſt ein Urbild aller Vollkommenheit gleichſam eingedrückt, ſprach ich, und, ſobald ſie ſich gehörig ausbildet, entſpringt die Gottesidee aus ihr ſelbſt; der Menſch verlangt alsdann nach Gott, und ſehnt ſich recht nach ihm. Ebenſo iſt der Vernunft auch ein höchſtes Abbild Gottes gleichſam eingedrückt, und gleich nach der Gottesidee entſpringt auch aus ihr ſelbſt die Gottesſohnsidee, die Idee eines Menſchen, der unter allen ſeinen Brüdern der Nächſte an Gott iſt; der Menſch verlangt alsdann auch nach ſo einem Gottesſohne, und ſehnt ſich recht nach einem Vollkommenſten ſeines Geſchlechts, der es an Weisheit und Tugend am weiteſten bringt.“

„An der Spitze der Erdenweſen ſteht der Menſch; muß nicht wieder auch ein Menſch ſein, der an der Spitze der Menſchheit ſteht? Gewiß ſteht und muß ſtehen auch auf jedem Stern an der Spitze der auf ihm hauſenden Vernunftweſen ein Vollkommenſter ſeines Geſchlechts, ein Gottähnlichſter, ein Gottesſohn in ſeiner Geſtaltsart.“

„Alle Vernunftweſen ſind zur Aehnlichkeit mit Gott in Weisheit und Tugend beſtimmt; irgend Einer muß auch unter den Erdenvernunftweſen, unter den Menſchen, ſein, der dieſe Gottähnlichkeit am meiſten erreicht. Und wie? wenn Er das Vorbild ſein ſollte von dem, was wir alle einſt werden würden? Schon könnte man ihn das Ebenbild Gottes nennen; doch, das ſchickt ſich nicht — Gott hat kein Ebenbild, hat

nicht Seines gleichen. Es gebürte ſich alſo nur, ihn das höchſte Abbild Gottes in Menſchengeſtalt zu nennen."

O wie ward mir, ie öfter ich mir dieſe kleine Gedankenreihe vorhielt, die Geſchichte Jeſu Chriſti immer willkommener nicht nur, ſondern auch immer glaubhafter!

Aus der Jugendgeſchichte Jeſu — alſo von ſeiner eigentlichen Bildungsgeſchichte — iſt uns wenig Mehr, als Nichts, bekannt. Johannes, ſein Allervertrauteſter, läſſt ihn gleich als Mann auftreten — Markus desgleichen — Matthäus (im Grunde betrachtet) ebenfals (ſ. Kap. 3. 13.); denn ſein vorhergehendes Erzählen — wenn es auch noch ſo ächt ſein ſollte — gehört nicht zur Sache, die ich meine, hat übrigens auch gar kein Intereſſe für mich. Lukas iſt der Einzige, welcher ſich etwas auf die Jugendgeſchichte Jeſu einläſſt. Worin beſteht aber Alles, was er darüber ſagt? Er meldet blos, daß Gottes Huld ſich an Jeſu vorzüglich ausgezeichnet habe, indem er frühzeitig ſchon die herrlichſten geiſtigen Anlagen gezeigt, läſſt ihn davon in ſeinem zwölften Jahre eine Probe im Tempel zu Jeruſalem ablegen, und dann in ſeinem dreiſſigſten Jahre erſt wiedererſcheinen. Dis iſt alſo Alles; für mich aber iſt es genug. Ich ſehe das

aus, daß es sich mit ihm ebenso verhalten habe, wie mit allen grossen Männern, die, mit bewundernswürdigen geistigen Anlagen von der Natur ausgestattet, grösstentheils sich selbst bildeten, wobei ihnen blos gewisse äuserliche Umstände zu Hülfe kamen. Er gehört, wie diese, unter die hellleuchtenden Beweise einer höhern Providenz, welche sich ihrer als Hauptwerkzeuge bediente, ihren weisen und liebenswürdigen für unser Geschlecht entworfenen Plan allmöhlig auszuführen; ia, er ist der hellleuchtendste Beweis der Providenz, er ist der, den sie zu demienigen Werkzeuge erkor, durch welches sie die Ausführung ihres Plans einmal schneller befördern wollte, als iemals. Autodidakt war er, unter allen Autodidakten der Erste; mit andern Worten heisst dis — Gott war nicht blos mit ihm, sondern war auf das höchste mit ihm. Nachdenken war seine Sache, und Gott segnete die Anstrengungen seiner ganz vorzüglichen Nachdenkenskraft so, daß sie die wichtigsten und heiligsten Resultate hatten. Auf solche Weise ward er der, der er geworden ist. Was die Umstände betrift, welche ihm dabei behülflich waren, so denke ich darüber folgendermassen — —

Maria — zwar keine Mutter Gottes, aber doch eine göttliche Mutter — war seine Mutter. Wer, mit ausgezeichneten höheren Anlagen geboren, erst am Busen, dann im Schosse, dann unter den Augen einer solchen Frau von Geist und Herz, wie diese war, aufzuwachsen das Glück hat, kann mit Recht

von Glück ſagen; es bleibt nehmlich dabei, daß die Furcht des Herrn — wie ältere und neuere Weiſe in Iſrael ſprachen — der Weisheit Anfang ſei, oder, daß von ächter Pietät ausgegangen werden müſſe, wenn man, mit hoher Nachdenkenskraft begabt, es im Nachdenken weit und hoch bringen will. . . Im elterlichen Hauſe nicht nur, ſondern auch im Verwandtenzirkel, fand Jeſus die Erwartung der baldigſten Ankunft eines Meſſias herrſchend, und wuchs alſo auch mit ihr auf. Immer hörte er von ihr ſprechen, und ſo ward ſie auch die ſeinige. . . Dabei hatte er Gelegenheit, die heiligen Schriften ſeiner Nation zu leſen; wie? dis kann ich freilich nicht beſtimmen — doch vielleicht in ſeinem elterlichen Hauſe ſelbſt. . . So denke ich mir die Umſtände, welche ihm dabei behülflich waren, daß er das werden konnte, was er ward.

Man hat wohl die galiläiſchen Schulen ſeiner Zeit gerühmt, um ſeine hohe Ausbildung zu erklären; ich kann aber dieſer Meinung nicht beiſtimmen. Die Antwort, welche das Sinedrium dem Nikodemus gab, als er das Wort für ihn führte — „Forſche in der Geſchichte, und überzeuge dich ſelbſt, ob iemals ein Prophet aus Galiläa aufgetreten ſei" — müſte mich ſchon davon abhalten; der Ausruf des Nathanael aber, den er ſelbſt für einen wahrheitliebenden Mann erklärte — „Läſſt ſich wohl von Nazaret etwas Gutes erwarten?" — verleidet mir vollends die Sache ganz. Daß er von den Eſſäern, welche ihn in ihre Geſelſchaft

aufgenommen, gebildet worden sei, will mir ebenfals nicht behagen. Ich will gern alles das Gute glauben, welches Philo und Josephus diesen Leuten nachgerühmt haben; es wird ihrer aber doch in der ganzen evangelischen Geschichte auch nicht einzigesmal gedacht — welches unmöglich der Fall sein könnte, wenn sichs mit ihm so verhielte — und Lukas lässt ihn ausdrücklich so lange im elterlichen Hause, bis er ihn am Jordan, aus Galiläa kommend, um sich da vom Johannes taufen zu lassen, vor uns wieder aufstellt. Daß er etwa mit diesem Johannes vorher vertrauten Umgang gehabt, muß ich bezweifeln; weil es geradezu heisst, daß derselbe so lange in der Einsamkeit sich aufgehalten habe, bis er Beruf bekommen, sich den Israeliten als öffentlicher Lehrer zu zeigen. Wärs iedoch auch wirklich der Fall gewesen — wie hätte dis seine hohe Ausbildung bewirken können? Waren sie denn nicht Beide von gleichem Alter? Nennt Jesus, der sich das Licht der Welt nennt, nicht auch den Johannes blos eine Lampe?

Einem solchen Geiste, wie der grosse Nazaräner, war es auch in der That an den heiligen Schriften seines Volks genug, um durch Nachdenken über sie das zu werden, was er ward. Daß er sie fleissig gelesen, ist sonnenklar; denn er war wohl bewandert in ihnen — vom Pentateuch an bis zum Psalmbuche, und vom Jesaias an bis zum Daniel. Aus allen citirte er ia Stellen genug. Sogar in den Apokriphen war er es; denn

wie viele moraliſche Sentenzen hat er nicht offenbar aus ihnen entlehnt und ſich eigen gemacht? Daß Jeſus aber ein Freund des Nachdenkens überhaupt, und zwar vom erſten Range, geweſen ſei, iſt eben ſo ſonnenklar. Ja, frühzeitig war er es ſchon; davon zeugt der Vorgang im Tempel, wo ſein erſt zwölfjähriger Verſtand ſchon das Erſtaunen der Lehrer der Nation erregte. Darum liebe ich dieſe Erzählung, und danke dem Lukas für ſie. Nachher blickt ja auch überall bei ihm ein Geiſt hervor, der auf das höchſte nachgedacht haben mus. Wie vernunftmäſſig ſind alle ſeine Belehrungen über Wahres und Gutes! Wie einleuchtend ſind alle ſeine Beweiſe! wie richtig alle ſeine Schlüſſe! wie natürlich alle ſeine Folgerungen! Wie weiſe benahm er ſich bei Einführung der groſſen Gottesverehrungsreform, welche er ſtiften wollte! Welch einen Scharf- und Tiefblick zeigte er überall! welchen Witz! welche Gegenwart des Geiſtes bei unerwarteten Vorgängen und Fragen! welche Unerſchrockenheit und welch ein Muthsfeuer, das ſelbſt ſeinem höchſten Richter noch Achtung für ihn abzwang, und dieſen gleichſam mitergrif! Dis alles konnte durchaus nur Folge der gröſſeſten und anhaltendſten Anſtrengungen ſeiner Nachdenkenskraft ſein.

Indem er nun ſein beſonderes Nachdenken über die heiligen Schriften der Nation trieb und forttrieb, und dabei zugleich durch das groſſe bürgerliche und ſittliche Elend, welches er um ſich her ſah, tief und immer tiefer

gerührt ward, fing er an, die alten Weiſſagungen, welche man für meſſianiſche hielt, auf ſich zu deuten, und ſo fühlte er den Beruf, der Meſſias zu werden, welchen man ohnehin, wie ſchon geſagt, zu ſeiner Zeit mit der gröſſeſten Sehnſucht und auf das baldigſte erwartete. Wie dieſes Berufsgefühl ihn, gerade Ihn, ergriffen habe — dieſe Frage kommt mir nun eben ſo vor, als wenn Jemand fragen wollte, wie und warum Luthern gerade das Berufsgefühl ergriffen habe, Reformator des verfallenen Chriſtenthums zu werden. Ein ſolcher Reformator war auch genug geweiſſagt worden, und konnte es mit Recht werden; denn am Ende mus doch aller Irthum der Wahrheit wieder weichen. Luthern waren dieſe Weiſſagungen bekannt, und waren im Grunde ſeine eigenen; wie deutete er ſie aber auf ſich, oder wie entſtand in ihm das Berufsgefühl, der geweiſſagte Reformator zu werden? Er hatte Gelegenheit, die heiligen Urkunden des Chriſtenthums zu leſen, ſtudirte ſie mit Eifer, und dachte mit höchſter Anſtrengung über ſie nach. Da fand er den ungeheuern Unterſchied zwiſchen Chriſtenthum und Pabſtthum, und ward ſchon hochgeſpannt. Augenzeuge ward er zugleich von dem immer mehr zunehmenden Elende der chriſtlichen Kirche und von dem immer wachſenden Unweſen, das die Päbſte in ihr trieben; ſo ward er noch höher geſpannt. Er fühlte in ſich Kraft, ſich den Fortſchritten dieſes Unweſens zu widerſetzen. Kraft erzeugt Trieb; ſo bekam er auch Widerſetzungstrieb,

und ſo bildete ſich in ihm das Berufsgefühl, Reformator der chriſtlichen Kirche zu werden, durch Kraft- und Triebgefühl dazu. Ganz ſo war es mit Jeſu.

In der Wüſte, ia, in iener Wüſte, in iener ländlichen Einſamkeit, in welche ihn ſein Nachdenkenstrieb — dieſer heilige, göttliche Geiſt — führte, um daſelbſt völlig ungeſtört und lange über ſein Berufsgefühl ſowohl überhaupt, als auch über die künftige Verwaltung ſeines Berufs, nachzudenken, brachte er auch ſein Nachdenken auf das höchſte. Er war eben Mann geworden, hatte alſo das Alter erreicht, welches er haben muſte, wenn er öffentlich in Iſrael auftreten wollte, ſah aber auch ein, daß ſein öffentlicher Auftritt nun geſchehen müſſe, wenn er ie geſchehen ſolle; er wählte alſo offenbar die rechte Zeit, wie den rechten Ort, zu dieſen höchſten Anſtrengungen ſeiner Nachdenkenskraft. Vierzig Tage lang trieb er ſie, und dieſen vierzig Tagen hat eigentlich die Welt all das unſchätzbare Gute zu danken, welches er für ſie geſtiftet hat. Er genos in ſelbigen Offenbarung, Eingebung und Inſpiration - Alles ſo, wie ich es meine — auch auf das höchſte; mit andern Worten bios — dieſe höchſten und längſten Anſtrengungen ſeiner Nachdenkenskraft gaben auch die allerwichtigſten und allerheiligſten Reſultate. Hier ſind erſten derſelben — — Sein Berufsgefühl ward das allerinnigſte, und ſein Entſchlus, dieſen Beruf — welchen er, er möchte ſich

betrachten, von welcher Seite er wolle, als von der göttlichen Providenz an ihn ergangen anerkennen müsse — auch wirklich zu übernehmen, der allerherzlichste und allerfesteste ... Die erzählte Versuchungsgeschichte in der Wüste — welche ich auf sich beruhen lasse — gereicht wenigstens seinem Herzen sehr zur Ehre. Teller sprach einst — „die Versuchung mag nun wirklich in äuserlichen Vorspiegelungen bestanden haben, oder blos durch Erregung dahin gehöriger Bilder in der Vorstellungskraft geschehen sein; so bleibt die Hauptsache immer dieselbe, daß nehmlich Jesus die unbeweglichste Treue gegen Gott bewiesen habe" — und dieses Urtheil eines der Ehrwürdigsten meiner gewesenen Zeitgenossen unterschreibe ich von ganzem Herzen ... Daß übrigens die ersten Resultate der höchsten Anstrengungen der Nachdenkenskraft Jesu in der Wüste von mir richtig angegeben werden, beweise ich dadurch, daß Jesus unmittelbar aus der Wüste in die grosse Welt sich begab, sofort in seinen Beruf wirklich einging, und — öffentlich als Messias auftrat. In welchem Verstande aber?

Es liegt am Tage, daß die jüdische Nation im Ganzen an dem Messias, oder Christus, nach welchem sie sich zu Jesu Zeiten so innigst sehnte, nur einen Heiland, Erlöser und Retter haben wollte, der sie vom

Römerioche befreie, und ihr eigenes altes Reich wiederherſtelle. Wenn die Oberprieſter unter Chriſtus weiter nichts verſtanden, als König von Iſrael — (Iſt er Chriſtus, Iſraels König, ſo ſteige er vom Kreuze u. ſ. w.) — welcher Meinung muſte das Volk ſein? Dabei bleibts doch aber immer auch wahr, daß es an einzelnen Hellerdenkenden nicht gefehlt habe, welche wenigſtens mit der frohen Ausſicht auf das künftige Meſſiasreich gewiſſe höhere Ideen verknüpften, und von ihrem Chriſtus nicht blos eine weſentliche Staatsverbeſſerung, ſondern auch eine noch weſentlichere Kirchen- und Sittenverbeſſerung, erwarteten, auf die viele der alten Weiſſagungen, die man für meſſianiſche hielt, auch ſchon hingedeutet hatten. Wenn es Weiber in Samaria ſogar gab, welche des Glaubens waren, daß der Meſſias, oder der verheiſſene König, wenn er käme, über Alles belehren werde — ſollte es nicht auch Männer in Judäa gegeben haben, welche denſelben Glauben hatten? Ich dächte, es kämen deren auch in der evangeliſchen Geſchichte genug vor. So weit kam aber gewis kein einziger Jude, daß er ſich das hochgeprieſene Meſſiasreich blos als ein Reich der Wahrheit und Tugend, das mit gar keiner politiſchen Revolution verknüpft wäre, vorgeſtellt hätte. Man denke doch nur an die allerletzte Frage, welche ſogar die Apoſtel an Jeſum gethan haben ſollen; ſo lautete ſie — „Herr, wirſt du nun das Königreich an unſere Nation bringen?“ . . . Hier haben wir dann alſo

eine dreifache Art von Messias — einen blos weltlichen — einen halb weltlichen und halb geistlichen — und einen blos geistlichen. Von welcher Art wollte Jesus sein?

Man würde sehr irren, wenn man glaubte, daß ihm das politische Wohl seiner Nation nicht am Herzen gelegen hätte. Jeder grosse Mann ist an sich schon Patriot; für seinen Patriotismus aber bürgen noch besonders die Thränen, welche er vor Jerusalem beim letzten Anblicke desselben weinte; ia, es bürgt dafür seine Verbittung fremder Thränen, welche auf dem Wege nach Golgatha für ihn geweint wurden. Wer kann seine Herzensausgüsse bei beiden Gelegenheiten hören, ohne sich fest davon zu überzeugen, daß er gern auch der Retter Israels in weltlicher Hinsicht, der Erlöser seines Volks vom Römerioche, geworden wäre? Nur sah er der Sache auf den Grund, und fand die Ursache des politischen Verfalls der Nation in ihrem sittlichen Verfalle, von dem wieder ihr falsches Gottesverehrungswesen die Ursache war. Er wollte also zwar ieiner Retter und Erlöser werden, aber nicht unmittelbar, sondern mittelbar. Nicht an die Spitze des Volks wollte er gegen die Römer treten, sondern durch Aufklärung und Veredlung wollte er sein abergläubisches und sittlichverderbtes Volk so stark und tapfer machen, daß es sich, die dazu gehörigen Kräfte allmählig gewinnend, endlich selbst vom Römerioche befreiete. Darum drang er auf Annahme und Befolgung seiner Beleh-

rungen, erklärte sein Erscheinen für den letzten Versuch, welchen die Providenz mache, seine Nation zu retten, sagte ihr auf den Fall, daß sie ihn verwürfe, ihren gänzlichen Untergang vorher, und blickte dann über sie weg auf andere Nationen, welche seine Belehrungen erhalten, annehmen und befolgen, und dadurch weise, gut und glücklich werden würden. Nur in diesem Verstande trat Jesus öffentlich als Messias auf, und daß er sich hierzu bestimmte, war das dritte von den allerwichtigsten und allerheiligsten Resultaten der Anstrengungen seiner Nachdenkenskraft in iener Wüste. Versteht man sich nur einigermassen recht auf die Versuchungsscene, welche bei seinem Aufenthalte daselbst auf einem sehr hohen Berge vorgefallen sein soll, von dem man in alle Provinzen des Landes hinsehen konnte, und denkt man sich dabei, wie er die Vorstellung „dis Alles könnte ich bekommen, wenn ich dem alle Laster erzeugenden Aberglauben huldigte," standhaft von sich abwies, so unterschreibt man gewis meine Meinung.

Also — nicht König von Israel wollte er werden. Er, der sich so wenig in weltliche Händel geradezu zu mischen pflegte, daß er einem Mitbürger, der ihn nur bat, seinem Bruder zuzureden, daß er die Erbschaft mit ihm theile, zur Antwort gab — „wer hat mich zum Richter oder zum Theiler zwischen euch gesetzt?" — schlug die Krone von Judäa edelmüthig aus, und zog sich ganz allein auf eine Berghöhe zurück, als er merkte,

daß das Volk ihn mit sich fortführen und zum Könige ausrufen wollte. Weit entfernt, eine Rebellion gegen die Römer einleiten zu wollen, rieth er vielmehr von aller Rebellionssucht, welche er unter der Nation in so hohem Masse antraf, ächtpatriotisch ab. Braucht man, um dis zu glauben, auch wohl weiter etwas von ihm zu hören, als den weisen und in der verfänglichsten Lage mit so vieler Geistesgegenwart gethanen Ausspruch — „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist" —? Doch — um alle diejenigen, welche ihn so gern als lüstern nach dem Judenkönigthum ausschreien möchten, zum Schweigen zu bringen, darf man sie ja nur an seinen gehabten Vortritt vor seinem höchsten Richter erinnern, der ihm zugleich die schönste Gelegenheit gab, sich über die eigentliche Art seines Messiats auf das deutlichste zu erklären. (Ich halte, nebenzu gesagt, viel vom Pilatus. Er verdient dis durch die Mühe, welche er sich gab, das Leben Jesu zu retten; freilich aber, wem es als Richter am Ende so geht, wie ihm, daß man schreiet — „gibst du diesem Manne die Freiheit, so bist du selbst deinem Kaiser nicht treu" — besonders, wenn es der Fall ist, daß der Vorgänger im Amte als ein Opfer gleicher Beschuldigung gefallen ist — der ist wohl zu entschuldigen, wenn er zuletzt zum öffentlichen Händewaschen greift, dabei aber noch ausruft — „Ich habe keine Schuld an dem Tode dieses Unschuldigen; die Verantwortung dafür möget ihr auf euch nehmen.") Hier ist die unschätzbare Erzäh-

lung von jenem erwähnten Vortritte Jesu vor dem Pilatus, für die ich dem Johannes, welcher sie lieferte, im Geiste in die Arme sinke.

„„Pilatus. Ists wahr, daß du dich zum König der Juden aufwirfst?

Jesus. Kommt diese Frage aus dir selbst, durch mein dir bekanntgewordenes öffentliches Betragen etwa veranlasst, oder haben meine Feinde sie dir in den Mund gelegt?

Pilatus. Das Letztere — wenn du willst; denn deine Nation und ihre Oberpriester haben mir dich als Kronprätendenten, als Streber nach ihrem Königthume, als seinwollenden Judenreichswiederaufrichter überliefert.

Jesus. Mein Reich ist nicht von der Art irdischer Regirungen. Wäre mein Reich von dieser Art, so hätte ich Soldaten, Leute, die für mich und mit mir kämpften. Nun ist aber mein Reich nicht von dieser Art.

Pilatus. So willst du also doch für einen König gehalten sein?

Jesus. Allerdings erkläre ich mich für einen König — nur nicht für den Judenkönig. Ich bin nehmlich geboren worden, um Wahrheit zu lehren, und wer ein Freund der Wahrheit ist, der gibt mir Beifall,

folgt mir, und — ist mithin gleichsam mein Unterthan.“ “

Wie ich sagte, für diese Erzählung sinke ich dem, der sie lieferte, im Geiste in die Arme ... Hier hat dann also Jesus selbst die Art seines Messiats bestimmt genug angegeben; wozu mithin weitere Nachforschungen deshalb? Lässt man ihm den Königstitel, welchen er sich nie gab, oder von Andern auch nur annahm, ohne sich darüber gehörig zu erklären, so wollte er König in einem höheren Reiche sein, als das Judenreich, oder irgend ein anderes weltliches Reich, war. König im Gottesreiche, im Himmelreiche, (welches Einerlei ist, weil die späteren Juden Gott Himmel nannten) im Reiche der Wahrheit und Tugend, wollte er sein. Dieses Reich sollte kein tausendjähriges sein, dergleichen sich nach dem Zeugnisse des Josephus die Pharisäer unter ihrem Messiasreiche dachten, sondern ein ewiges. Auch sollte dieses Reich sich zwar über die Weltvölker verbreiten, aber nicht in dem Verstande, wie es ebenfals die Pharisäer meinten, wenn sie behaupteten, daß der Messias, der neue König von Israel, den Davidsthron zum höchsten Weltthrone erheben, und sich alle Völker der Erde unterwerfen würde. Doch — es ist Zeit, vom Königstitel Jesu abzusehen, und die Sache zu fassen, welche sein Königthum, als ein blosses Bild, andeuten sollte. Der grosse Glaubens- und Sittenverbesserer wollte er

werden, nach dem ſich die Beſſeren unter ſeiner Nation ſehnten, iedoch, ohne eine politiſche Revolution zu bewirken, dergleichen ſich dieſe von ihrem Meſſias immer noch verſprachen. Erlöſer, Retter, Befreier vom Joche der Prieſter und der Laſter wollte er werden durch Einführung einer vernünftigeren, ia, der einzigwahren Gottesverehrung, der reingeiſtigen, bei der nicht nur alle Opfer und Gaben, ſondern auch alle heilige bloſſe Aeuſerlichkeiten, wegfallen, indem nur auf Erfüllung des ins Herz geſchriebenen Sittengeſetzes, des einzigen wahren Gottesgeſetzes, bei ihr gehalten wird, und die man mit dem Verfaſſer des Briefs an die Hebräer das Melchiſedeckſche Prieſterthum, oder die Gottesverehrung, welche ſchon Melchiſedeck trieb, nennen kann. Licht wollte Jeſus werden — zuförderſt Licht ſeines Volks, und dann Licht der Welt — ganz nach Angabe der alten Weiſſagungen, die er auf ſich deutete.

Daß er bei der Uebernahme des Meſſiats in dieſem Verſtande für ſeine eigene äuſerliche Wohlfart ſchlecht ſorge, konnte und muſte er wohl vorherſehen. Ja, er konnte und muſte es vorherſehen, daß er ſogar als Opfer dafür fallen würde. Er nahm's ia offenbar auf mit ſeiner Prieſterſchaft, deren ganze Exiſtenz auf dem alten iüdiſchen Kölerglauben beruhete. Hatten nun ſeine Vorgänger, die Propheten, die Lehrer in Iſrael, welche blos behaupteten, daß es mit Opfern nicht abgethan ſei, ſondern daß der Opferer ſich auch

beſſern, und ſo erſt wahrhaftig ſich heiligen müſſe, ſchon das traurigſte Endſchickſal gehabt, wie vielmehr muſte er es erwarten, er, dem man's gleich anhörte, daß er alle Opfer für unnöthig halte, und blos auf wahre Selbſtheiligung, auf Beſſerung, dringe? Hat er denn nicht auch von ſeinem Märtirertode für das Gottesreich, für das Reich der Wahrheit und Tugend, ehe er ihn ſtarb, genug geſprochen? Hier erſcheint er mir dann aber auch warlich in ſeiner höchſten moraliſchen Gröſſe. Ich denke mir ihn nehmlich als den Mann, der die Wahl hatte unter zwei Kronen — unter der Krone von Judäa und unter der Dornenkrone. Jene ſchlug er aus; dieſe nahm er an. In iener Wüſte, wo er ſechs Wochen lang hauſete, kam der Entſchlus, dieſe anzunehmen, wie der Entſchlus, iene auszuſchlagen, zur Reiſe. Da ſtellte er ſich den doppelten Ausgang, welchen er haben könnte — das Beſteigen des Davidsthrones und das Beſteigen des Miſſethäterkreuzes — deutlichſt vor, und — beſtimmte ſich zum letzteren. Darum ſagte ich, daß dieſen vierzig Tagen die Welt eigentlich alles das Gute zu danken habe, welches er ihr geſtiftet hat. Aber nun auch — welch ein Mann dieſer Mann! Paulus drückt dis gar herrlich aus, wenn er ſpricht — er, der hätte können reich ſein, ward arm, damit wir durch ſeine Armut reich würden." Ich weis nicht, wie ich es beſſer geben ſollte, wenn ich über dieſen Gegenſtand nachdenke.

Jesus, indem er das Messiat so übernahm, wie er es übernahm, trat auf als Gottesgesandter, ia, als Erster unter allen Gottesgesandten. Seine Nation hielt ihren kommenden Messias dafür, und so muste er, wenn er es sein wollte, sich auch dafür erklären. Ich habe bereits oben meine Meinung zu erkennen gegeben, daß man alle hocherleuchtete Männer, deren sich die höhere Providenz als Hauptwerkzeuge bedient, um ihren weisen und liebenswürdigen für unser Geschlecht entworfenen Plan allmählich auszuführen, gleichsam als Gesendete von ihr zu betrachten habe; sollte man nun nicht den Höchsterleuchteten, dessen sich Gott als Werkzeugs bediente, um die Ausführung dieses Plans einmal schneller zu befördern, gleichsam als den Ersten unter allen Gottesgesandten betrachten? In dieser Qualität (in göttlicher Gestalt, wie Paulus sagt) also wirklich auftretend, forderte er Glauben an sich, oder Glauben, daß er der geweissagte allergrösseste Lehrer, der Lehrer, von Gott gekommen, sei. Sein Lehrgebäude selbst hatte er in iener Wüste zu Stande gebracht, und hierin besteht dann auch das letzte der allerheiligsten und allerwichtigsten Resultate der höchsten Anstrengungen seiner Nachdenkenskraft daselbst. Wir hätten nun also alle diese Resultate beisammen — zuförderst ward sein Gefühl zum Berufe des Messiats das allerinnigste — dann entschlos er sich, diesen Beruf zu übernehmen, auf das allerherzlichste und allerse-

ſteſte — dann wählte er unter den beiden Meſſiaten, dem weltlichen und dem geiſtlichen, dem Weltbeherrſcherthum und dem Weltbelehrerthum, das letztere, aller Leiden ungeachtet, welche ihn dafür erwarteten — und endlich entwarf er die Lehre ſelbſt, welche er der Welt verkündigen wollte.

Den Glauben an ſich, welchen er verlangte, durfte er nicht als blinden Glauben verlangen, und verlangte ihn auch nicht als einen ſolchen; fordern durfte er nicht, daß man auf ſein bloſſes Wort und ohne alles Weitere ihn für den Erſten aller Lehrer, für den Lehrer von Gott gekommen, halten ſolle, und forderte auch ſo etwas nicht; legitimiren muſte er ſich deshalb, ein Kreditif ſeiner höchſten Gottesgeſandtſchaft muſte er aufzeigen, und zeigte es wirklich auf, legitimirte ſich als Erſter aller Lehrer wirklich.

Meine Meinung über Wunder überhaupt habe ich bereits abgegeben; ich habe mich alſo nur noch über die Wunder, welche Jeſus gethan haben ſoll, zu erklären. Auch hier fange ich alſo an — „nennet die auſſerordentlichen Thaten, welche ihm nacherzählt werden, wie ihr wollet — mir gilts gleich;" nur, ſie als wirkliche Fakten in Zweifel zu ziehen — dazu kann ich mich nicht hergeben. Sie ſind zu ſehr, zu tief und zu feſt in die ganze evangeliſche Geſchichte eingewebt,

ſo, daß oft das, was ſogleich und zunächſt auf ſie erfolgt ſein ſoll, gar nicht zu erklären ſein würde, wenn ſie nicht ihre Richtigkeit hätten. Mit dem Glauben an ſie ſteht und fällt alſo der Glaube an die ganze uns gelieferte Geſchichte Jeſu. Ich ſetze nun aber auch die Frage hinzu, welche mir auch die Frivolſten meines Zeitalters nicht übelnehmen können — „ſollte es unanſtändiger, oder anſtändiger für Gott gedacht ſein, wenn er einen Menſchen, dem er den auſſerordentlichen Beruf gegeben, erſter Belehrer über das Wahre und Gute zu ſein, und dem er deshalb die höchſten Geiſteskräfte verliehen, auch höhere Kräfte anderer Art verliehen hätte — beſonders, da er unter ſeiner Nation auftrat, unter einer Nation, die auf Wunder und Zeichen ſo ſehr hielt? Ueberhaupt — was wiſſen wir davon, wie Gott auf uns wirke, und durch uns wirke; wie mögen wir alſo darüber urtheilen, wie er auf und durch den Erſten unſeres Geſchlechts gewirkt habe? Reichet mir die Hand, ihr, die ihr hierüber von mir abſtimmet! — wir ſind ia doch Brüder, d. h. wir wiſſen über unſere eigene groſſe Hauptſache, über unſere eigentliche Verbindung mit Gott, im Grunde Alle nichts. Dennoch füge ich dieſem meinem Glaubensbekentniſſe über die Wunder Jeſu noch ein anderes Glaubensbekentnis bei — dieſes nehmlich, daß ich mir aus den moraliſchen Wundern, welche er an ſich ſelbſt verrichtete, Mehr mache, als aus den phiſiſchen, welche er um ſich her verrichtet haben ſoll. Hatte er zu dieſen einmal

die Kräfte — was hatte er weiter nöthig, als ſie zu gebrauchen? Stehts nicht um ieden Handarbeiter ſo, der ſeine Handkräfte gebraucht? Zu ienen Wundern aber, zu den moraliſchen, muſte er ſich ſelbſt die Kraft geben — ſein eigener freier Wille muſte dazu einſtimmen. Weit höher ſchätze ich alſo nicht nur ſeine Worte — „ſoll ich den Kelch nicht trinken, den mir mein Vater reicht" — als die von ihm erzählte Waſſer in Wein Verwandlung zu Kana, ſondern auch ſein Gebet für ſeine Mörder geht mir weit, weit über den ihm gelungenen Ausruf an einer Felſengruft — „Lazarus, komm heraus!"

Zu behaupten, daß ſich Jeſus, um ſeine höchſte Gottesſendung zu beweiſen, und ſich darüber zu legitimiren, daß er der Erſte aller Lehrer ſei, gar nicht auf ſeine auſſerordentlichen Thaten (Wunder genannt) berufen habe, wäre Thorheit. Ich kenne wohl den zweideutigen Sinn, in welchem er von den Werken ſprach, welche er in Gottes Nahmen thue; man darf aber nur Joh. 10. leſen, um ſich zu überzeugen, daß ich Recht habe. Er kannte ia auch ſeine Nation, der ohne auſſerordentliche ſinnliche Beweiſe nicht beizukommen war, und ſo nahm er ſie, wie ſie war, und behandelte ſie ſo, wie er ſie behandeln muſte. Durch ungewöhnliche und ihr unerklärliche Thaten muſte er ſie erſt auf ſich aufmerkſam machen, damit ſeine Lehre bei ihr hernach deſto beſſeren Eingang fände.

Wie nun aber das hier Geſagte Wahrheit iſt, ſo iſt auch das Folgende Wahrheit ... „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder ſehet, ſo glaubet ihr nicht" — dieſer einzige Ausſpruch müſte Jeden ſchon davon überzeugen, daß Jeſus, um ſeine höchſte Gottesſendung zu beweiſen, und ſich darüber zu legitimiren, daß er der Erſte aller Lehrer ſei, ſich keineswegs vorzüglich, noch weniger einzig und allein, auf ſeine auſſerordentlichen Thaten (Wunder genannt) berufen habe. Er beſtand aber auch ſelbſt feierlich darauf, daß er ein höheres Zeugnis für ſich habe, welches Gott, oder ſein Vater, als Urheber der Menſchenvernunft dadurch für ihn ablege, daß ſeine Lehre mit dieſer auf das vollkommenſte übereinſtimme. Herrlich iſt ſchon in dieſer Hinſicht ſeine öffentliche Frage — „Wer unter euch kann mir eine Unwahrheit — einen Widerſpruch mit der geſunden Vernunft — zur Laſt legen? Rede ich aber lauter Wahrheit — mus eure eigene Vernunft zu Allem, was ich lehre, Ja ſagen — warum glaubet ihr mir nicht?" Noch herrlicher aber in derſelben Hinſicht iſt ſeine Aeuſerung — „Die Lehre, welche ich vortrage, iſt nicht Menſchenerfindung, ſondern des Vaters, deſſen Geſandter ich bin. Wer gern deſſen Willen thut, der wird über dieſe Lehre entſcheiden können, ob ſie göttlich ſei, oder ob ich mir das Anſehen eines göttlichen Lehrers nur anmaſſe." Wer kennt nicht auch ſeinen Ausruf, den er, wenn er etwas Wichtiges gelehrt hatte, zu mehreren malen that — „wer

Ohren hat, zu hören, der höre — wer Verſtand hat, der denke nach, ob ich nicht Recht habe" —?

Ausgemachtwahr iſts alſo, daß Jeſus ſich als höchſter Gottesgeſandter vorzüglich auf die vollkommenſte Uebereinkunft ſeiner Lehre mit der geſunden Menſchenvernunft berufen, und ſich durch ſie hauptſächlich als Erſter aller Lehrer legitimirt habe. Muſte es nicht auch ſo ſein? Wer auch nur als beſonderer Sprecher Gottes auftritt, darf im Ganzen wenigſtens nicht die allgemeine urerſte Sprecherin Gottes, die Vernunft, bei dem, was er ſpricht, wider ſich haben; denn wie könnte Gott, wenn er erſt durch einen allgemeinen, und dann durch einen beſondern Sprecher, zu Menſchen ſprechen wollte, ſich ſelbſt widerſprechen? Wer aber nun vollends als Erſter unter allen beſondern Sprechern Gottes, als der Logos, auftritt, der mus aus demſelben Grunde ſo ſprechen, daß iedes ſeiner Worte mit der urerſten Sprecherin Gottes, der Vernunft, auf das höchſte übereinſtimme. Von dieſer Art finde ich dann auch die geſamten Belehrungen Jeſu, und eben darum glaube ich an ihn. Ich beſtätige hiermit, was ich oben ſchon ſagte, daß es im Grunde zwar keines beſondern göttlichen Geſandten an uns bedürfe, der uns über unſere groſſe Angelegenheit, Vergebung der Sünden bei Gott genannt — folglich noch weniger über alles Uebrige — erſt belehren müſſe, weil die Vernunft

ſchon uns hinreichend belehre — — daß wir aber doch, wenn ſo ein Gottesgeſandter erſchienen wäre, vielleicht — um dem Unfuge, welchen vom Aberglauben ſich nährende Prieſter mit dem Volke überall trieben, wie durch eine Stimme von Himmel gleichſam ein Ende zu machen, an ihn glauben müſten, weil er treu das beſtätigt hätte, was ſein allerhöchſter Sender uns durch die Vernunft, ſobald ſie nur einigermaſſen ſich ausbildet, ſchon lehrte.

Meine Meinung über die Auferſtehung Jeſu, iſt dieſelbe, wie über die Wunder Jeſu. Wie es dabei bleibt, daß er ſich als höchſter Gottesgeſandter vorzüglich auf die Uebereinkunft ſeiner Lehre mit der geſunden Menſchenvernunft berufen, und ſich durch ſie hauptſächlich als Erſter aller Lehrer legitimirt habe, daß es aber auch Thorheit ſein würde, zu behaupten, daß er ſich dieſer ſeiner Qualität wegen gar nicht auf ſeine auſſerordentlichen Thaten, Wunder genannt, berufen habe, ſo erkläre ichs auch für Thorheit, zu behaupten, daß er ſich in dieſer Hinſicht gar nicht auf das auſſerordentliche Ereignis für ihn, Auferſtehung genannt, berufen habe. Ich dächte, der Vergleich, welchen er zwiſchen ſich und Jonas anſtellte, und zwar bei der Gelegenheit, als er feierlich aufgerufen ward, ſich zu legitimiren, wäre ſchon Bürge dafür. Wie viele ſeiner übrigen Aeuſerungen aber, welche er unaufgerufen, theils früher, theils ſpäter, that,

zeugen ebenfals dafür! .. Wollte ich hier einen Seitenblick auf die Apoſtel thun, ſo fände ich zehen Beweiſe für einen davon, daß ſie vollends ſeiner Legitimation wegen gar ſehr auf ſeine geſchehene Auferſtehung bauten. Der einzige Ausſpruch des Paulus werde iedoch nur von mir angeführt — „Iſt Chriſtus nicht auferſtanden, (ſo iſt euer Glaube eitel) ſo iſt eure ganze Religion falſch.“ Wie Jeſus ſelbſt es mit ſeinen Wundern machte, ſo machten es ſeine Apoſtel hernach wenigſtens auch mit ſeiner Auferſtehung; er bediente ſich iener, um die Aufmerkſamkeit ſeiner Volks- und Zeitgenoſſen auf ſich zu erregen, damit ſeine Lehre bei ihnen deſto beſſern Eingang fände, und ſie bedienten ſich dieſer, um durch die Predigt derſelben, allenthalben, wohin ſie kämen, die Herzen für die Lehre des groſſen Auferſtandenen, deren Verbreiter ſie ſein ſollten, in voraus zu gewinnen...

Die Frage — wie Jeſus darauf habe kommen können, ſelbſt an ſeine Auferſtehung, ehe ſie wirklich geſchah, zu glauben, und ſie daher auch vorher zu verkündigen, iſt bald beantwortet. Unter den alten Weiſſagungen, die man für meſſianiſche hielt, befanden ſich nehmlich auch ſolche, welche, wie man glaubte, auf die Auferſtehung des Meſſias hinzielten. Zum Belege hierüber ſei es am ſechzehnten Pſalm genug, welchen nach Ausſage der Apoſtelgeſchichte Petrus und Paulus ausdrücklich ſo verſtanden. Man glaubte ſogar alte

Schriftſtellen zu finden, die die Auferſtehung des Meſſias am dritten Tage enthielten. Es ſtehe nun aber um alle die meſſianiſchen Weiſſagungen, wie es wolle — genug, Jeſus deutete ſie, wie geſagt, auf ſich, und daher dann auch ſein Glaube an ſeine künftige Auferſtehung und ſeine Vorherverkündigung derſelben. Für ein Zeichen, für etwas Auſſerordentliches, das Gott noch ganz beſonders zu ſeiner Legitimation thun werde, hielt er ſie ſelbſt, und — ſo glaubte, hoffte und harrte er feſt auf ſie.

Wie er ſie ſich aber vorgeſtellt haben möge — dieſe Frage gehört zwar allerdings unter die ſchwerer zu beantwortenden, iſt jedoch keineswegs dem Nachdenkenden wirklich unbeantwortlich. Neben der Erzählung des Lukas nehmlich, daß Jeſus dem Einen ſeiner Mitgekreuzigten verſichert habe, heute noch mit ihm im Paradiſe zu ſein, gibt es auch eine Erzählung des Johannes, daß er nach ſeiner Auferſtehung zur Maria von Magdala geſagt, noch habe er ſich nicht zu ſeinem Vater erhoben, nun bald aber werde er ſich zu ihm erheben. Beide Erzählungen ſtehen im offenbaren Widerſpruche mit einander; aber ſelbſt aus dieſem Widerſpruche leuchtet am Ende — mir wenigſtens — noch deutlicher hervor, wie er ſich ſeine Auferſtehung gedacht haben möge.

Ich nehme, den Grundſätzen meines Glaubens an die evangeliſche Geſchichte gemäß, beide Erzählungen

für richtig an. Wenigſtens ſehe ich nicht ein, warum neben den Ausſagen des Matthäus und des Markus, daß ſogar die mit Jeſu zugleich gekreutzigten Miſſethäter ihm ſein Endſchickſal höhniſch vorgeworfen hätten, nicht auch der Bericht des Lukas von dem Vorgange zwiſchen ihm und dem Einen von ihnen beſtehen können ſolle. Jene drücken ſich ia nicht beſtimmt ſo aus, daß wirklich beide Miſſethäter ihn verhöhnt, ſondern ſagen blos, daß er auch ſogar von den mit ihm gekreutzigten Miſſethätern verhöhnt worden ſei; wie leicht iſt da ſo eine Verwechſelung des Duals mit dem Singular geſchehen, welche dieſer, nehmlich Lukas, nach dem, was er genauer erkundſchaftet hatte, korrigirte! Dieſe Korrektion iſt mir um ſo glaubwürdiger, weil ich mir es kaum denken kann, daß es zwei Teufel in Menſchengeſtalt unter ſolchen Umſtänden auf einmal geben könne; daß ſie mir aber höchſt willkommen ſei, kann man mir aufs Wort glauben. Ich betrachte nun nehmlich die Schedelſtäte als die Stäte, auf der ſich die Menſchheit in allen ihren drei groſſen Abſtufungen zeigt. Einen Heiligen ſehe ich auf Golgatha, der Heiliger war und blieb — einen Sünder ſehe ich, der Sünder war und blieb — und einen Sünder, der Sünder war, aber nicht Sünder blieb. Iſt dis nicht ganz das verwirklichte Bild der Menſchheit, wie man es ſich nur entwerfen kann und entwerfen mus? ... Uebrigens ſage ich es noch blos beizu, und, um es nur geſagt zu haben, daß ich mit der ver-

geſchlagenen neuen Interpunktion der Worte „warlich, ich ſage dir, heute wirſt du mit mir im Paradiſe ſein", und die anrathet, das Komma nicht vor heute, ſondern hinter heute, zu ſetzen, ſo, daß man nicht leſen müſſe — ich ſage dir, heute wirſt du mit mir im Paradiſe ſein — ſondern — ich ſage dir heute, du wirſt mit mir im Paradiſe ſein — gar nichts zu ſchaffen habe; ſie iſt auf jeden Fall zu widerſinnig.

Da ich nun beide Erzählungen — die des Lukas von dem Vorgange mit dem Schächer auf Golgatha, wo Jeſus gekreutzigt ward, und die des Johannes von dem Vorgange mit der Maria von Magdala in dem Garten, wo er begraben ward, für wahr und richtig annehme, ſo dient mir auch der Widerſpruch, in welchem ſie mit einander ſtehen, dazu, der Sache recht auf den Grund zu kommen, wie ſich Jeſus ſeine gewis erwartete Auferſtehung eigentlich vorgeſtellt haben möge. Nach der erſteren Erzählung glaubte er offenbar, daß er an ſeinem Hinrichtungstage noch ins zweite Leben übergehen würde; wie hätte er ſonſt ſagen können — „heute wollen wir im Paradiſe ſein" —? Nach der letzteren Erzählung war er an ſeinem Auferſtehungstage offenbar davon überzeugt, daß er noch nicht ins zweite Leben übergegangen ſei; wie hätte er ſonſt ſagen können — „ich habe mich noch nicht zu meinem Vater erhoben, ſondern werde mich nun erſt bald zu ihm erheben" —? Ob die Worte „Rühre

mich nicht an," welche er zur Maria von Magdala dabei vorausgesprochen, nicht ein zurückgekehrtes Schmerzengefühl ſeiner erhaltenen Wunden andeuten möchten — laſſe ich hier ununterſucht. Genug, es leuchtet mir nun deutlich ein, daß er ſich ſeine Auferſtehung vorher ſo vorgeſtellt habe — „er verlaſſe am Kreuze ſeinen Körper wirklich, werde aber in denſelben nachher wieder zurückkehren." Wie er ſeine Zurückkehr aus dem Paradiſe für möglich gehalten, gehört meines Erachtens hieher gar nicht. Kurz, er erwartete zu ſeiner völligen Legitimation als erſter Gottesgeſandter und als erſter Weltbelehrer noch das Auſſerordentlichſte für ſich ... So lautet meine Meinung darüber, wie ſich Jeſus ſeine erwartete und erharrte Auferſtehung gedacht haben möge. Wer ſich beſſer auf dieſe groſſe Sache zu verſtehen meint, der ſage es mir; ich will gern am Grabe noch von ihm lernen. Aufrichtig geſtehe ich aber, daß ich kaum glaube, daß etwas Beſſeres über ſie zu ſagen ſein möchte.

Das Bekentnis meines Glaubens an die geſchehene Auferſtehung Jeſu lege ich hiermit feierlich ab; wie ich ſie mir aber vorſtelle, mus aus dem bisher Geſagten ſchon in voraus einleuchten. Ja, ich halte ſie für ausgemachtwahr; denn was ſollte ich ſonſt von den Männern denken, die ſie zuerſt erzählt und zuerſt gepredigt haben? Wären ſie Selbſtgetäuſchte, oder vor-

ſätzliche Welttäuſcher, geweſen? Das Letztere kann nicht ſein; denn ſie ſtarben ia gröſtentheils auf und für ihre Ausſagen von ihr. Es müſte alſo das Erſtere ſein. Aber auch dis kann nicht angenommen werden; denn ihre Ausſagen ſind zu ausfürlich und zu umſtändlich, als daß man ſie für Selbſtgetäuſchte halten könnte. Ich will zum Beweiſe hiervon nur die Ausſage des Petrus in dem Hauſe des Kornelius anfüihren — „Gott hat den getödteten Jeſus am dritten Tage auferweckt, und ihn ſich zeigen laſſen, zwar nicht dem ganzen Volke, ſondern blos uns, den dazu vorher erkornen Zeugen; wir haben aber ſogar wieder mit ihm gegeſſen und getrunken, nachdem er auferſtanden war von den Todten.“ Dieſe Ausſage iſt mir in ieder Hinſicht, wie ſich bald ergeben wird, äuſerſt wichtig ... Wie ich nun über die auſſerordentlichen Thaten Jeſu (Wunder genannt) urtheile, ſo urtheile ich auch über das auſſerordentliche Ereignis für ihn (Auferſtehung genannt). Mit dem Glauben an dieſes, wie mit dem Glauben an iene, ſteht und fällt die Wahrheit der ganzen evangeliſchen Geſchichte. Ich ſetze auch des Chriſtenthums ſelbſt wegen groſſen Werth auf das Erſtere — nur aber nicht den Werth, welchen Paulus darauf ſetzte, ſondern blos den Werth, welchen der ſelbſt, den es betraf, darauf ſetzte. Nie würde ich den Ausſpruch unterſchreiben, daß, wenn Jeſus nicht auferſtanden wäre, die ganze chriſtliche Religion falſch wäre; kann denn die Wahrheit einer Religion auf einer Begebenheit be-

ruhen? Nein, sie beruhet auf ihrer Uebereinkunft mit der gesunden Vernunft, und, hat sie diese offenbar für sich, so ist sie ohne alles Weitere wahr. Dabei bleibe ich aber doch der Meinung, daß die Auferstehung Jesu noch ein besonderes Siegel gewesen sei, welches Gott auf die Wahrheit seiner Lehre gedrückt habe. Dafür erklärte er sie selbst, und darum hofte und harrte er auf sie. Diesen Werth also, den er auf sie setzte, setze ich auch auf sie. Daß sie eine Veranstaltung Gottes gewesen, bedarf, sollt' ich denken, an sich gleich keines weiteren Beweises; daß aber der erste Prediger derselben, Petrus, sie dafür erklärt habe, ist aus seinem angeführten Ausspruche im Hause des Kornelius auf der Stelle sichtbar. (Dis diene zuförderst zur näheren Verständigung meiner Aeuserung, daß mir dieser Ausspruch in jeder Hinsicht wichtig sei.) Uebrigens schliesse ich dann also — „Hat Gott veranstaltet, daß der begrabene Jesus wieder auferstand, so mus dieser Jesus der gewesen sein, für den er sich erklärte, „nehmlich — der Erste unter allen Gottesgesandten, oder der Erste unter allen Lehrern, durch welche Gott neben der allgemeinen Sprecherin Vernunft noch besonders zum Menschengeschlechte sprach, der wahre Messias in höherem Verstande; denn wie könnte Gott eine so ausserordentliche Auszeichnung einem falschen Messias, und, wenn auch nicht gar einem Irrlehrer, doch einem blossen Prätendenten der ersten Gottesgesandtschaft und ersten besonderen Lehrerwürde, wi-

verfahren laſſen, und noch dazu, wenn ſich dieſer ſogar in voraus auf ſie berufen hätte?

Indem ich alſo am Grabe noch denſelben Werth auf die wirklich geſchehene Auferſtehung Jeſu in Hinſicht der Wahrheit ſeiner Lehre ſetze, welchen er ſelbſt in dieſer Hinſicht in voraus auf ſie ſetzte, bekenne ich aber auch am Grabe noch, daß ich ſie mir nicht ſo vorſtelle, wie er ſie ſich dachte, ehe ſie wirklich geſchah, ſondern ſo, wie er ſie befand, als ſie wirklich geſchehen war. Ich glaube alſo nicht, daß Jeſus am Kreuze ſeinen Körper verlaſſen habe, und hernach im Grabe in ihn zurückgekehrt ſei, ſondern ich glaube, daß er in ſeinem Körper in die Felſengruft gelegt worden, und dann in demſelben aus der Felſengruft wieder hervorgegangen ſei; kurz, ich glaube, er habe ſein Grab am dritten Tage — nach ſechs und dreiſſig Stunden (Mehr kommt nicht heraus, wenn man den gelieferten Erzählungen nach zu rechnen anfängt) — ganz ſo wieder verlaſſen, wie er hineingebracht worden war. Ich glaube alſo auch, daß ſein eigentlicher und wahrer Uebergang aus dem erſten Leben in das zweite erſt ſpäter — aber ſo ſanft — erfolgt ſei, daß man ihn wohl unter dem Bilde einer Himmelfart ſich vorſtellen möge.

Indem ich hier der Himmelfart Jeſu Erwähnung thue, will ich als ein vergreiſeter Greis blos noch meinen mich überlebenden jüngeren Zeit- und Glau-

bensgenoſſen Folgendes wohl zu bedenken überlaſſen... Johannes ſagt von einer ſogenannten Himmelfart, oder von einer Himmelfart im kirchlichen Verſtande, gar nichts. Wie wäre es möglich, daß er davon hätte ſchweigen können — er, dem ſein Herr und Meiſter ſo lieb war, wie er ihm war, und der von der Hoheit (Herrlichkeit) deſſelben, wie ſie nur eigen ſei dem Unvergleichbaren, der vom Vater kam, (von einer Herrlichkeit, als des eingebornen Sohnes vom Vater,) ſo gern zu ſprechen pflegte? Hier hätte er doch wohl die ſchönſte Gelegenheit gehabt, mit der Herrlichkeit Jeſu ſeine Erzählungen von ihm ebenſo zu beendigen, wie er ſie mit ihr anhub; aber — wie geſagt — er ſpricht keine Silbe davon. Mit dem Matthäus, der auch, wie Johannes, bei einer ſichtbaren Himmelfart Jeſu zugegen geweſen ſein müſte, verhält ſichs faſt ebenſo, und er erzählt blos, daß der Lehrer von den eilf Schülern auf dem galiläiſchen Berge, wohin er ſie beſchieden, Abſchied genommen habe. Es bleiben alſo blos übrig Markus und Lukas, die, wohlgemerkt, von Allem, was ſie erzählen, keine Augenzeugen geweſen ſein können; aber — auch ſie gehen in ihrem Berichte von einander ab. Doch wären ſie wohl noch zu vereinigen, wenn es nicht einen zweiten Bericht des Lukas gleich im Anfange der ſogenannten Apoſtelgeſchichte gäbe, der auch einzig und allein zu dem Glauben an eine ſolche Himmelfart Jeſu, wie ſie die Kirche hernach annahm, den Grund gelegt hat. Hierbei

iſt dann aber wohl zu erwägen, daß Chriſoſtomus geſtehe, die Apoſtelgeſchichte ſei auch zu ſeiner Zeit noch vielen chriſtlichen Gemeinen ganz unbekannt geweſen..

Ich kehre von dieſer Digreſſion auf die Himmelfart Jeſu zur Auferſtehung Jeſu zurück. Dieſe verliehrt dadurch keineswegs etwas von ihrem Werthe, den ſie als ein von Gott noch beſonders aufgedrücktes Siegel auf die Wahrheit der Lehre Jeſu, oder als ein ſogar ſinnliches Gotteszeugnis dafür, daß Jeſus der erſte Gottesgeſandte, für den er ſich erklärte, geweſen ſei, haben ſoll — wenn man ſich ihr Geſchehenſein ſo vorſtellt, wie ich es mir vorſtelle. Am Ende gilt es ja doch wohl gleich, wie Gott, der ſie veranſtaltete, ſie veranſtaltet habe; genug — wenn ſie wirklich geſchehen iſt. Zur Ungebür thue ich als ein eisgrauer Mann auch warlich die Frage nicht, ob es nicht der Weisheit Gottes angemeſſener ſei, wenn er ſie natürlich und nicht übernatürlich, veranſtaltet hat. Ganz natürlich aber konnte ſie von ihm veranſtaltet werden durch die Art, wie Jeſus hingerichtet ward, und durch die Art, wie er begraben ward. Wäre Jeſus, ſtatt gekreutzigt zu werden, gekröpft worden, oder wäre er als Gekreutzigter noch gerädert worden, wie die mit ihm Gekreutzigten, oder wäre er auch nur als ungerädert gebliebener Gekreutzigter ſo tief in der Erde begraben worden, wie wir unſere Leichen zu begraben pflegen — und wäre

er dann doch auferſtanden, ſo wäre die göttliche Veranſtaltung ſeiner Auferſtehung allerdings eine übernatürliche geweſen. Von allen den drei hier angenommenen Fällen paſſt aber kein einziger auf ihn. Er ward gekreutzigt, blieb, weil man ihn für ſchon todt erklärte, ungerädert, und ward in einer Felſengruft beigeſetzt; folglich u. ſ. w. Bemerken will ich blos hier noch, daß die Füſſe Jeſu bei ſeiner Kreutzigung nicht, wie ſeine Hände, durchnagelt, ſondern nur mit Strikken umbunden worden, ſo, daß dadurch keine Fusnägelmahle entſtehen konnten. Nicht nur bürgen hiefür die Beſchreibungen, welche wir von der Kreutzigungsſtrafe überhaupt haben, ſondern auch — wären dergleichen da geweſen, ſo würde der nicht ungläubige, ſondern blos unleichtgläubige Thomas ſie auch haben ſehen wollen, und Jeſus ſelbſt würde ihm ſeine Füſſe, wie ſeine Hände, zur Unterſuchung dargeboten haben — wovon aber weder das Eine, noch das Andere, Johannes uns berichtet hat. Dieſe Bemerkung iſt in Betref der natürlich geſchehenen Auferſtehung Jeſu von groſſer Wichtigkeit; von noch gröſſerer Wichtigkeit in dieſer Hinſicht aber iſts, daß Johannes, wenn er eines Lanzenſtichs gedenkt, der Jeſu nachher noch, als man ihn ſchon für todt erklärt, beigebracht worden ſei, dieſen Stich nicht für einen Stich ins Herz, ſondern nur für einen Stich in die Seite, ausgibt, und daß ſowohl Thomas ſeine Hand blos an die Seite Jeſu zu legen begehrt, als Jeſus ihm blos ſeine Seite zur Unterſuchung darſtellt.

Hier bietet ſich mir der Uebergang zum Beweiſe meines Glaubens, daß Jeſus ganz ſo, wie er in die Felſengruft gelegt worden, aus ihr wieder hervorgegangen, und daß ſeine Auferſtehung eine Zurückkehr in das erſte Leben — ein eigentliches Wiederaufleben — geweſen ſei, von ſelbſt dar. Ich mag die ſämtlichen Evangeliſtenberichte von ſeiner Auferſtehung leſen, ſo oft ich will, und mag ſie gegen einander halten, wie ich will — genug, ich mus bei meinem Glauben ſtehen bleiben und beharren ... Gleich die erſte Nachricht davon, daß Jeſus auferſtanden ſei, und die noch bei ſeiner Gruft einige Freundinnen, welche blos kamen, um ſeinen Leichnam nach vornehmer Orientsſitte zu balſamiren, empfingen — wie lautet ſie? „Ihr ſuchet den gekreuzigten Jeſus; wie könnet ihr aber den Lebenden bei den Todten ſuchen? Er iſt nicht mehr hier; er lebt wieder — ſehet da den Ort, wo er gelegen hat.“ Dieſer Ort war leer, und es lagen auf ihm blos Binden, und in einiger Entfernung lag das Tuch, welches über das Haupt Jeſu gelegt worden, zuſammengelegt. Von ſeinem Körper war in der Gruft nichts mehr zu ſehen. Wie er alſo in ſie gebracht worden war, ſo war er auch aus ihr wieder weggegangen. Noch war keine Verklärung mit ſeinem Körperweſen geſchehen; er befand ſich noch nicht im zweiten Leben, ſondern im erſten wieder.. Wie ſehr leuchtet dis vollends aus dem ſchon erwähnten Vorgange zwiſchen ihm und dem Thomas hervor! Doch — um nicht zu weitläuftig zu werden, mache ich

lieber gleich von iener erſten Nachricht, ſeine geſchehene Auferſtehung betreffend, einen Sprung auf die letzte Erzählung, die zu ihrer Bewahrheitung ganz beſonders geliefert ward, und ſich auch vorzüglich dazu eignet. Sie beſteht darin, daß Jeſus, nachdem er begraben worden, mit ſeinen Apoſteln ſogar wieder gegeſſen und getrunken habe. Nun dann hätte in der That alle geſunde Vernunft ein Ende, wenn man nun nicht glauben wollte, Jeſus ſei ganz ſo, wie er begraben worden, wieder auferſtanden, und habe ſich im erſten Leben nachher eben ſo wieder befunden, wie vorher. So meinte ichs hauptſächlich, wenn ich ſagte, daß mir die Ausſage des Petrus im Hauſe des Cornelius in ieder Hinſicht äuſerſt wichtig ſei. Glaubte man etwa, mich hierüber durch meine eigene Anführung der Aeuſerungen des Chriſoſtomus, die Apoſtelgeſchichte — in der allerdings die ſchöne Corneliade nur befindlich iſt — betreffend, zum Schweigen bringen zu können, ſo berufe ich mich auf die reinen Evangeliſtenberichte ſelbſt, welche Lukas und Johannes von den Mahlzeiten geliefert haben, die Jeſus nach ſeiner Auferſtehung mit ſeinen Jüngern gehalten.

Nun, dächt' ich, hätte man auch die allernatürlichſte Erklärung davon, warum ſich Jeſus, als Auferſtandener, nicht öffentlich, ſondern nur ſeinen Freunden, gezeigt habe. Da er ganz ſo, wie er begraben worden, wieder auferſtanden war, was würde geſchehen

ſein, wenn er ſich öffentlich gezeigt hätte? Man würde ſich ſeiner nochmals bemächtigt, und ihn nun erſt auf ſo eine Weiſe getödtet haben, daß kein Wiederaufleben für ihn weiter möglich geweſen wäre. Er hatte das warnendſte Beiſpiel am Lazarus vor ſich, der ſich nach ſeiner Auferweckung öffentlich ſehen ließ. Wird uns nicht ausdrücklich berichtet, daß die Oberprieſter den Entſchluß gefaſſt hätten, dieſen aus dem Wege räumen zu laſſen? Nun — ſo würde es ihm auch gegangen ſein. O wie weiſe handelte alſo der groſſe Auferſtandene, daß er ſich im Ganzen verborgen hielt, und nur dann und wann ſeinen Lieben und Vertrauten ſich zeigte, die ihn gewiß nicht verriethen! Den Apoſteln aber muſte er ſich zeigen, damit ſie ihn als wirklich Auferſtandenen der Welt verkündigten, und ſo, wie er, für ſeine Lehre ſich aufzuopfern völlig geneigt würden; ſo zeigte er ſich dann ihnen auch, und zwar auf eine ſolche Weiſe, das ihre Einbildungskraft ſie ſchlechterdings nicht etwa täuſchen konnte.

Bei Allem, was ich nun über die Auferſtehung Jeſu — als natürlich geſchehen — geſagt habe, bleibt der groſſe Werth, welchen ich ſo, wie Jeſus ſelbſt, auf ſie ſetze — — (wie könnte ich auch nur den Anſchein bekommen, mich über ſo einen wichtigen Gegenſtand unnöthigerweiſe zu wiederholen?) — — doch ausgemachtwahr. Sie iſt das von ihm geforderte Zeichen für ſich, wofür er ſie ſelbſt erklärte. Gott hat

dadurch, daß er ihn, wie er vorher gesagt, von den Todten auferweckte, auch noch ein besonderes äußerliches Siegel auf seine außerordentliche Sendung gedrückt, und ihn auch noch sinnlich als den Ersten unter allen Lehrern, welche es noch außer der Urlehrerin — Vernunft — gibt, legitimirt. Wie sollte er ihn sonst von den Todten auferweckt haben? (Die Auferweckung selbst sei übrigens geschehen, wie sie wolle.)

Es ist Einerlei, ob man sagt, Jesus sei als erster Gottesgesandter aufgetreten, oder ob man spricht, er sei als Gottessohn aufgetreten. Wie seine Nation ihren kommenden Messias für den Ersteren hielt, so hielt sie ihn auch für den Letzteren; wenn er also der Messias sein wollte, so muste er sich ebenso für den Letzteren erklären, wie für den Ersteren. Daß er es wirklich auch gethan, darüber hebe ich von den vielen Beweisen den allerfeierlichsten aus, welchen sein erzähltes Verhör vor dem Oberpriester Kaiphas liefert. Aus eben diesem Verhöre leuchtet aber auch deutlich hervor, daß die Benennungen, Messias (Christus) und Gottessohn bei den Juden gleichbedeutend waren. Wer dis hierauf noch nicht glauben will, der überzeuge sich davon dadurch, daß sogar der Busenfreund Jesu beide mit einander verwechselt. „Wer glaubt,

daß Jeſus der Chriſtus ſei" — „wer glaubt, daß Jeſus Gottes Sohn ſei" — ſo lautets 1 Joh. 5.

Man braucht mich daran nicht zu erinnern, daß ich geſagt habe, gleich nach der Gottesidee entſpringe aus der Vernunft auch die Gottesſohnsidee; ich erinnere mich ſelbſt daran. Ob ſich aber Jeſus ſeine Gottesſohnsſchaft ſo gedacht habe, wie ich mir eine Gottesſohnsſchaft überhaupt denke, darüber könnte noch die Frage entſtehen. Ich für mein Theil glaub's. Daß er ſie ſich aber nicht ſo gedacht habe, wie ſie ſich ſeine Kirche hernach dachte und wohl gar noch immer denkt, davon bin ich auch auf das allerlebendigſte überzeugt. Dazu war er nicht nur zu weiſe — (iſt dis etwa zu profan über ihn geſprochen? nun, ſo höret lieber ganz auf, von ihm zu ſprechen) — ſondern auch ſeine eigenen hieher gehörenden Aeuſerungen bürgen dafür. Wo hat er ſich für Gott Nüm. 2., oder für einen zweiten Gott, erklärt? Wann hat er iemals geſagt, er ſei Gott der Sohn? Sprach er nicht blos davon, daß er Gottes Sohn ſei? Iſt nicht unter beiden Ausdrücken ein noch mehr, als himmelweiter, Unterſchied? Man höre doch auch nur folgende Ausſprüche von ihm, die ſich leicht vermehren lieſſen — „Du ſollſt Gott nur anbeten, und ihm allein nur huldigen" — „Was nennſt du mich vollkommen? Niemand iſt vollkommen, als nur ein Einziger, nehmlich Gott" — „Der Vater iſt gröſſer, als ich" — „Ich erhebe mich nun bald zu eurem

Vater und zu meinem Vater, zu eurem Gott und zu meinem Gott" — mus man alsdann nicht das Urtheil des Paulus unterschreiben, daß er, obgleich in göttlicher Gestalt, sich doch nicht Gotte an die Seite gesetzt, sich nicht Gleichheit Gottes angemasst habe? Wie unschätzbar wird mir seine Bescheidenheit, wenn ich ihn kurz vor seinem Tode beten höre — „Ewige Wonne gibts, wenn man dich als den allein wahren Gott, und Jesum als den Messias, als deinen Gesandten (als in göttlicher Gestalt erschienen) anerkennt" —! Hier hat er selbst den grossen Unterschied zwischen Gott und sich klar und deutlich angegeben und festgesetzt; er selbst wollte nur erster Gottesgesandter, erster von Gott feierlich eingeführter Menschheitsbelehrer, sein. Was würde er also dazu sagen, wenn er hörte, daß ihn die von ihm gestiftete Kirche hernach angebetet habe, wie Gott — ihn, der selbst so ein herzlicher Anbeter Gottes war, und unter allen Gottesanbetern nur der Erste, der Vorgänger in der wahren Gottesverehrung, wie der Anweiser zu ihr, sein wollte? Was würde er sagen, wenn er hörte, daß noch in unsern Zeiten ein christlicher König einen grossen Preis auf eine Schrift gesetzt, welche seine Gottheit vollständig bewiese? Unstreitig würde es ihm gefallen, wenn er zugleich hörte, daß von allen deshalb eingeschickten Schriften keine für des ausgesetzten Preises würdig erklärt worden sei.

Ich kann hier nicht umhin, Joh. 10. ganz besonders zur Lektüre zu empfehlen, wenn man recht wissen will,

wie Jeſus ſelbſt über die ſich zugeeignete Gottesſohnſchaft gedacht habe, und auch von Andern nur gedacht wiſſen wollte. Hier wird nehmlich folgender Wortwechſel angeführt, der zwiſchen ihm und den Juden vorfiel, als ſie ſeiner einzigen Aeuſerung wegen — „ich und der Vater ſind Eins" — ihn ſteinigen wollten.

Jeſus. Ich habe viel heilſame Machtthaten unter euch verrichtet, die ich nur durch in mir wohnende Gotteskraft verrichten konnte; (viel gute Werke habe ich euch erzeigt von meinem Vater) um welcher von dieſen Thaten willen wollet ihr mich ſteinigen?

Die Juden. Wir wollen dich keiner Wohlthat wegen ſteinigen, ſondern wegen der Gotteslöſterung, daß du, ein Menſch, dich ſelbſt Gott an die Seite ſetzſt. (Daß du ein Menſch biſt, und machſt dich ſelbſt einen Gott.)

Jeſus. Heiſſt es nicht in euren heiligen Schriften — ich ſprach, ihr ſeid Götter —? Wenn nun die Schrift (Pſ. 82, 6.) — und bei dem, was die Schrift ſagt, mus es doch wohl bleiben (die Schrift kann doch nicht gebrochen werden) — ſogar Menſchen Götter nennt, gegen die ein drohender Gottesausſpruch gerichtet iſt, (ihr werdet ſterben, wie Menſchen, und als Tirannen zu Grunde gehen) wie könnet ihr behaupten, ich läſtere Gott, weil ich blos für Gottes Sohn mich erklärt habe — ich mich, den Gott doch offenbar durch

die ihm ertheilten Machtthatenkräfte für seinen ersten Gesandten erklärt (der Vater geheiligt und in die Welt gesendet) hat? Verrichte ich nicht solche Thaten, die nur Gott durch mich verrichten kann, (die Werke meines Vaters) so erkennet meine Gottessohnsschaft nicht an (glaubet mir nicht); müsset ihr aber zugestehen, daß ich die Thaten, welche ich doch, wie ihr selbst zugebet, wirklich verrichte, nur dadurch verrichten könne, daß Gott, der Allmächtige, mit mir in einer ganz besondern Verbindung stehe, so erkennet meine Gottessohnsschaft an, (glaubet mir wenigstens ihrentwegen, wenn ihr auch meinen eigenen Versicherungen, sie betreffend, nicht Glauben beimessen — mir nicht glauben — wollet) und überzeuget euch durch sie, daß Gott und ich mit einander in der engsten Verbindung stehen. (Daß der Vater in mir sei, und ich im Vater — daß ich und der Vater, wie ich gesagt habe, Eins sind.)

Braucht man nun wohl ausser diesem Wortwechsel, welchen Jesus mit den Stumpfdenkenden und Uebelgesinnten seiner Nation geführt hat, weiter noch etwas darüber zu lesen, wie er selbst über seine Gottessohnsschaft gedacht habe, und wie er gewollt, daß auch ieder Andere — besonders seine eigene Kirche — wenn sie vollends die Zeiten der Ruhe und Reife erst geniessen würde — über sie denken sollte? .. Ganz zuletzt will ich iedoch nur noch erwähnen, daß Jesus selbst, um allem Verdachte auszuweichen und vorzubeugen,

daß er über ſeine Gottesſohnsſchaft wie über eine wirkliche zweite Gottesſchaft denke, oder ſich vorſtelle, er ſei der zweite Jehova, Gott Num. 2., weit, weit öfter Menſchenſohn, als Gottesſohn, ſich genannt habe. (Alſo — es bleibt bei 1 Timoth. 2, 5. „der Menſch, Jeſus Chriſtus"). Mit Recht komme ich bei dieſer Gelegenheit noch einmal auf ſein Verhör vor dem Oberprieſter Kaiphas. Auch hier ſogar, wo er ſeine Gottesſohnsſchaft ſo feierlich betheuerte, verwechſelte er ſie ſogleich wieder mit ſeiner Menſchenſohnsſchaft — obgleich allerdings in ſo pompöſen Ausdrücken, daß Kaiphas, der ihren eigentlichen Sinn nicht verſtand, zur Bezeigung ſeines Entſetzens über ſie ſein Gewand zerriß. Als Jeſus dis ſah, mochte er wohl bei ſich ſelbſt nach Joels Weiſe ſprechen — „Lieſſeſt du doch dein Kleid ganz, und zerreiſſeſt lieber dein Herz!"

Von dieſer Nebenbetrachtung über die Gottesſohnsſchaft Jeſu eile ich nun zu meinem Hauptſatze zurück, daß ſich Jeſus, als er Glauben an ſich forderte, zum Beweiſe, daß er ſelbigen verdiene, und daß man ihn für den Meſſias in höherem Verſtande, für den Erſten unter allen Gottesgeſandten zur Belehrung der Menſchheit — als für den er ſich erklärte — zu halten habe, vorzüglich auf die Uebereinſtimmung ſei-

ner Lehre mit der gesunden Vernunft berufen. Diese sei es also auch, an der ich mich zur Stärkung meines Glaubens an ihn in einigen der heitersten Stunden meines hohen Alters noch einmal recht ergötze! . .

Ich fange doch wohl mit Recht bei der Gottesverehrungsweise, welche er einführen wollte, oder bei dem Kultus, der der seinige war, und den er zum allgemeinen zu machen wünschte, an. Man hat in den neuesten Zeiten unter Kultus in sehr specieller Hinsicht die äuserliche Gottesverehrung, besonders den sogenannten öffentlichen Gottesdienst, verstehen wollen; dis ist aber ganz gegen den Sprachgebrauch. Kultus bedeutet Gottesverehrung überhaupt; es bietet sich also gleich die Vorstellung dar, daß es mehr, als eine Art des Kultus, mehr, als eine Gottesverehrungsweise, geben könne, und so entsteht die grosse Frage, welche Jesus eigentlich habe in die Welt einführen wollen. Es war, wie schon gesagt, die reingeistige, bei der nicht nur alle Opfer und Gaben, sondern auch alle heilige blosse Aeuserlichkeiten, wegfallen, indem nur auf Erfüllung des ins Herz geschriebenen Sittengesetzes, des einzigen wahren Gottesgesetzes, bei ihr gehalten wird. (Daß man als Beter, wie Jesus selbst, gen Himmel blicken und auf die Erde niderfallen könne, gehört hieher nicht; denn dis sind keine blossen heiligen Aeuserlichkeiten

ſondern nur körperliche Ausdrücke der innigſten geiſtigen Verehrung Gottes.) Jener reingeiſtige Kultus, welchen Jeſus lehrte, war keineswegs ein an ſich ganz neuer, ſondern im Grunde ein uralter, und ich habe ihn ſchon das Melchiſedeckſche Prieſterthum genannt. Man kennt die graue Erzählung von dem Vorgange zwiſchen Abraham und Melchiſedeck, und den ſchönen Kommentar, welchen der Brief an die Hebräer zu ihr liefert. Offenbar war Abraham, wenn er auch der Vater aller Gläubigen (in der Iſraelitiſchen Kirche nehmlich) genannt wird, in der geiſtigen Gottesverehrung noch nicht ſo weit gekommen, wie Melchiſedeck; denn er hatte noch zu viel mit der äuſerlichen Beſchneidung, mit Altarbau und mit Opfern zu thun, und ging in Hinſicht der letzteren ſo weit, daß er, der heiligen Sage gemäs, einſt ſogar ſeinen eigenen einzigen Sohn opfern wollte. Melchiſedeck diene iedoch nur als ein Bibelbeleg zur Wahrheit der Behauptung, daß es auch in den früheſten Zeiten ſchon einzelne Weiſe gab, welche die einzigwahre — die reingeiſtige — Gottesverehrung trieben. Dieſe nun zur Gottesverehrungsweiſe einer ganzen groſſen Geſelſchaft, (Kirche genannt) die ſich auf dem Erdboden immer mehr verbreitete, zu machen, war der Hauptzweck Jeſu. Gott, ſprach er, iſt ein geiſtiges Weſen, nichts, als Geiſt; wahrhaftig und ſeiner würdig kann er alſo auch nur auf eine geiſtige Weiſe – durch Geſinnungen, mit welchen man ihm allenthalben und in allen Dingen ergeben iſt —

verehrt werden. Gott, ſetzte er hinzu, iſt Vater, ganz Vater; ſeine wahre Verehrung kann alſo auch blos im Thun ſeines Willens beſtehen, der von ihm ſeinen Kindern ins Herz geſchrieben ward. Mus nun nicht zu dieſen beiden Hinſtellungen Gottes und zu den aus ihnen gemachten Folgerungen die geſunde Vernunft Ja und Amen ſagen? Kann ſie ſich Gott an ſich anders, wie als blos Geiſt, denken? Sonſt wäre er ia nicht das allerhöchſte Weſen, das durchaus durch keine körperlichen Schranken eingegrenzt ſein kann. Wenn ſie ſich aber ihn ſo denken mus, ſo kann ſie ſich ſeine wahre Verehrung nicht anders, als auch reingeiſtig, denken. Kann ſie ſich Gott in ſeinem Verhältniſſe zu uns Menſchen anders, wie als ganz Vater, denken? Wäre er ſonſt das Urbild aller Weisheit und Güte? Wenn ſie ſich ihn aber ſo denken mus, ſo kann ſie ſich ſeine wahre Verehrung nicht anders, als auch reinkindlich, denken, bei der blos Gehorſam gefordert wird, oder herzliche Geneigtheit, ſo zu thun und zu leiden, wie Gott will. Wie verletzt doch alſo Jeder alle eigentliche Ehrfurcht für Gott, der ihn für verehrbar durch Aeuſerlichkeiten hält! ia, wie verletzt er ſogar alle Ehrerbietung für ſich ſelbſt! Hat er denn nichts Beſſeres, als ſein Sinnliches? warum tritt er alſo mit ſeinem Sittlichen nicht hervor? Dis iſt nun aber eben der allerwichtigſte Uebelſtand, welchen die Gottesverehrungsweiſe, die es mit dem Aeuſerlichen zu thun hat, anrichtet; wer ihr ergeben iſt, der

glaubt, er habe es als Gottesverehrer mit ihr abgethan, und — ſo denkt er an nichts weiter. „Ich opfere, ich gabe, ich räuchere, ich waſche mich" — hiermit iſt ſein Kultus angefangen und vollendet. Prieſter im gewöhnlichen Verſtande – erſt Götzenprieſter, und dann falſche Gottesprieſter — hatten aus Eigennutz dieſen alle Moralität verwüſtenden Kultus eingeführt, oder doch befördert. Bei Opfern und Gaben befanden ſie ſich wohl; ſo kümmerte es ſie nicht, wie ſehr auch die Bringer der Opfer und Gaben dabei verwilderten. Angegriffen muſte es alſo bei der Einführung der einzigwahren Gottesverehrung werden, wenn die Menſchen ihr Sittliches — ihr groſſes und heiliges Menſchenthum — ſchätzen und auszubilden ſuchen ſollten. Wie als eine Stimme von Himmel muſte der Zuruf an ſie erſchallen — „nur durch Erfüllung des euch ins Herz geſchriebenen Gottesgeſetzes, nur durch Thun des Willens Gottes, nur durch Tugend, könnet ihr Gott wahrhaftig verehren." Dieſen Zuruf unternahm Jeſus, und unternahm ihn auf das feierlichſte — ia, ſo feierlich, daß er ſich für ihn kreuzigen lies. Was für eine Tugend er nun gelehrt, darüber hernach noch ganz beſonders. Jetzt blos die Bemerkung — indem er Sittenverbeſſerer werden wollte, muſte er erſt Glaubensverbeſſerer, Belehrer über die wahre, einzigwahre Gottesverehrungsweiſe, werden.

Von der Gottesverehrungsweiſe, welche er lehrte, gehe ich zur Gottesverſöhnungsweiſe über, die er lehrte ... Ich habe meine Meinung über das ganze Gottesverſöhnungsweſen im Rahmen der geſunden Vernunft oben ſchon ausfürlich genug geſagt, und ſo kann ich ohne Weiteres nun geradezu behaupten, daß die Vernunft ebenſo Ja und Amen zu der Belehrung Jeſu über die wahre Gottesverſöhnung, wie zu ſeiner Belehrung über die wahre Gottesverehrung, ſagen müſſe, weil ſolche — im Grunde ganz dieſelbe iſt, welche ſie ſelbſt ſchon gab. Blos der Beweis hiervon iſt mir alſo noch übrig ... Ich könnte mit Recht hier viel darauf ſtellen, daß es ſchon ſehr Zweierlei ſei, ob von einer Verſöhnung Gottes mit dem Menſchen, oder von einer Verſöhnung des Menſchen mit Gott, die Rede ſein ſolle, und ebenſo könnte ich auch leicht darthun, daß Jeſus es nur mit der letzteren zu thun gehabt habe; doch — es bleibe bei dem Ausdruck — Gottesverſöhnung — überhaupt! Wie lautet nun da die Belehrung Jeſu über die wahre Weiſe derſelben? Sie iſt ganz harmoniſch mit ſeiner Belehrung über die wahre Weiſe der Gottesverehrung, und muſte es auch ſein. Gottesverehrung, hatte er geſagt, iſt nur Tugend, Thun des Willens des Vaters im Himmel; ſo ſprach er dann auch, Gottesverſöhnung iſt nur neue Tugend, Wiederthun des Willens des Vaters im Himmel. Wie er bei der Gottesverehrung mit gar keinen Opfern zu thun hatte,

ſo hatte er es auch bei der Gottesverſöhnung am allerwenigſten mit Sünd- und Sühnopfern zu thun. Auf Beſſerung blos drang er, und lies deshalb predigen Buſſe und Vergebung der Sünden allen Völkern. Wer hieran noch nicht genug hat, der leſe ſeine Erzählung vom verlohrnen Sohne, in der er ſo weit geht, daß er nicht nur den Vater an der Zurückkehr deſſelben genug haben, ſondern auch ſogar ihm ein Maſtkalb ſchlachten läſſt! Tiefer, als ſo, konnte er doch wohl die in Iſrael eingeführten Sünd- und Sühnopfer nicht ernidrigen. Trat er denn aber nicht auch recht eigentlich dazu auf, um dem geſamten Opferweſen, es habe Nahmen, wie es wolle, ein Ende zu machen?

„Wird denn aber nicht ſein Tod als das Sünd- und Sühnopfer aller Sünd- und Sühnopfer ausdrücklich hingeſtellt???“ Ich antworte kurz hierauf — von ihm ſelbſt nicht; und ſo fällt der ganze Einwurf in ſich zurück — denn was kann Er dafür, wenns Andere thaten? Daß einige ſeiner Apoſtel es wirklich gethan, liegt am Tage, ſo, wie es ſonnenklar iſt, daß der Verfaſſer des Briefs an die Hebräer in der Sache am allerweiteſten gegangen — welches aber, wie ſich gleich zeigen wird, auch ſehr leicht zu erklären iſt. Man würde ſehr irren, wenn man dieſe Art der Hinſtellung des Todes Jeſu zu den geheimen Aufträgen etwa zählen wollte, welche die Apoſtel von ihm für die Zukunft

ihrer Amtsführung erhalten hätten; zu dieſen gehörte vielmehr der Auftrag, dem ganzen jüdiſchen Kirchenweſen, das er ſelbſt, als ein weiſer Reformator, vor der Hand noch ſtehen lies, mit der Zeit ein Ende zu machen, und, wie die Beſchneidung und den Sabbat, ſo auch alle Opfer — vom täglichen Morgenopfer an bis zum jährlichen groſſen Verſöhnungsopfer — abzuſchaffen. Nein, man ſieht deutlich genug, daß die Apoſtel ſich jener Art der Hinſtellung des Todes Jeſu eigenmächtig bedient haben, aber doch — in der beſten Abſicht. Sie wollten ſich nehmlich dadurch offenbar die Ueberführung der Juden, denen ihr Opferdienſt ſo ſehr am Herzen lag, zum Chriſtenthum erleichtern, und ſo ſtellten ſie ſelbigen zu ihrer Beruhigung als ein Opfer, das Jeſus auf einmal und für alle vollendet habe, als ein Sünd- und Sühnopfer aller Sünd- und Sühnopfer, hin. Mit der herzlichſten Offenheit geſteht dis Paulus — (1 Kor. 9, 20.) „den Juden bin ich geworden als ein Jude, auf daß ich die Juden gewinne.“ Er ſei nun alſo der Verfaſſer des Briefs an die Hebräer, oder nicht, ſo iſts doch nun auch auf der Stelle erklärt, warum gerade in dieſem Briefe die Sache am weiteſten getrieben worden ſei. Iſt er denn nicht ganz ausdrücklich ein Brief an die Judenchriſten? Was geht denn aber nun dieſe von den Apoſteln für Judenchriſten als nöthig erachtete Hinſtellung des Todes Jeſu uns weiter an, die wir weder Hebräer ſind, noch geweſen

ſind, aus einer langen Reihe von chriſtlichen Voreltern abſtammen, und mit dem Opferdienſte nie etwas zu ſchaffen hatten? Inzwiſchen ſei es doch auch zum Ruhme der Apoſtel geſagt, daß ſie bei aller ihrer Herablaſſung zu den Judenchriſten den Hauptzweck des Chriſtenthums weder ſelbſt aus den Augen verlohren, noch ienen aus den Augen rückten. Was den Paulus anbelangt, ſo verweiſe ich deshalb blos auf Röm. 12, 1. (Bei der Barmherzigkeit Gottes ermahne ich euch, Brüder, daß ihr euch ſelbſt als ein heiliges, Gott wohlgefälliges Opfer darſtellen möget. Euer Geiſt ſei der Gottheit geweiht!) Den Petrus betreffend iſt es auch deshalb an 1 Petr. 2, 5. genug. (Ihr wurdet zu Prieſtern geweiht, die nach der Vorſchrift Jeſu Chriſti geiſtige Opfer darbrächten, welche Gott wohlgefielen.) Ueberhaupt mus man, wie Teller ſprach, die Vergebung der Sünden, welche den Juden und Heiden in den erſten Tagen des Chriſtenthums beſonders angekündigt ward, nicht mit der Vergebung der Sünden im Ganzen verwechſeln, von der im neuen Teſtament die Rede iſt, und unter der man ſich blos das göttliche Wohlgefallen an iedem zurückkehrenden und ſich beſſernden Sünder zu denken hat — wie die ſchon angeführte Erzählung Jeſu vom verlohrnen Sohne auf das deutlichſte beſagt.

Wenn ich aber vorhin behauptete, daß Jeſus ſelbſt ſeinen Tod nie als ein Allſünd- und Allſühnopfer hingeſtellt habe, ſo erwarte ich ganz ruhig den Beweis vom

Gegentheile. In ſeinen Aeuſerungen, die von der Art, wie etwa folgende, ſind, kann er doch in der That nicht liegen — „Ich laſſe mein Leben für meine Schafe" — „ich gebe mein Leben zum Löſegeld für Viele." Wer wird es leugnen, daß ſich Jeſus für ſeine Kirche aufgeopfert habe? Wer wird aber auch ſein durch ſeinen Tod bezahltes Löſegeld ſo verſtehen, als wenn es Gottes wegen, und nicht der Prieſterſchaft wegen, hätte bezahlt werden müſſen, deren eingeführte falſche und blos auf ihren eigenen Vortheil berechnete Gottesverehrungs- und Gottesverſöhnungsweiſe durch ſeine Lehre abgebracht werden ſollten, durch dieſe aber nicht anders abgebracht werden konnten, als wenn er auf ſie ſich kreuzigen leſſe?.. Das Einzige alſo, was noch gegen mich geſagt werden könnte, würde darin beſtehen, daß Jeſus bei der Einſetzung des Abendmahls ausdrücklich geſprochen, ſein Blut werde vergoſſen zur Vergebung der Sünden; allein nach ſeinen anderweitigen Aeuſerungen über die freie Gnade Gottes ohne alle Verſöhnopfer und blos auf erfolgte Beſſerung kann er auch hiermit nichts Anderes gemeint haben, als daß er für die Einführung ſeiner Lehre, oder der neuen Religion, ſterbe, durch die alle Sündopfer, welche die alte Religion vorgeſchrieben, aufgehoben werden ſollten, und die zur Erlangung der Sündenvergebung weiter nichts, als Buſſe, (Beſſerung) vorſchreibe. Nennt er denn nicht ausdrücklich auch ſelbſt ſein Blut das Blut des neuen Teſtaments, oder das Blut, das für die neue

Religion vergoſſen würde? Bemerkenswerth iſts dann doch aber auch, daß Matthäus allein jenen Zuſatz — zur Vergebung der Sünden — habe; Markus und Lukas wiſſen nichts davon. Erſterer läſſt Jeſum blos ſagen — mein Blut, das für Viele vergoſſen wird — und Letzterer läſſt ihn gar nur ſagen — mein Blut, das für Euch vergoſſen wird. Darin ſtimmen aber alle drei überein, daß er ſein Blut das Blut des neuen Teſtaments genannt, oder das Blut, welches zur Stiftung der neuen Religion und ſeiner Kirche vergoſſen werde.

Hierbei muß es dann aber auch bleiben, und ſo behält der freiwillige Tod Jeſu einen unausſprechlichen Werth, ohne ein Allſünd- und Allſühnopfer zu ſein. Ja, es bleibt dabei, daß Jeſus ſich aufgeopfert habe, um die wahre Gottesverehrung in die Welt einzuführen, und eine Kirche zu ſtiften, welche ihr ergeben, und dadurch weiſe, gut und ſelig ſei. Es bleibt dabei, daß er ſich ſelbſt gegeben zur Erlöſung vom Joche des Aberglaubens und der Sünde, und daß er ſich ſeine Gemeine, die groſſe Geſelſchaft der Gottesverehrer nach ſeiner Anweiſung, durch ſein eigenes Blut theuer erkauft habe, u. ſ. w. u. ſ. w. Für ſolch beiſpielloſes und in ſeiner Art einziges Märtirerthum erhielt er dann auch die Herrlichkeit, von der er ſagte, daß Gott ſie ihm ſchon vor Weltbeginn beſtimmt habe. Seine Gemeine entſtand nicht nur, ſondern beſtand auch, vergröſſerte ſich

immer mehr, beſteht noch und wird beſtehen, ſo lange es geſunde Vernunft gibt, und er regirt ſie durch ſein kräftiges Wort — durch ſeine mit iener vollkommen übereinſtimmende und daher zum Glauben an ihn hinzwingende Lehre. Wer ihm aber nachſagen kann, daß er die eingeführten Sündopfer durch ſeinen Tod *dergeſtalt* habe aufheben wollen, daß er ſich ſelbſt als das Sündopfer aller Sündopfer ein- für allemal hingeſtellt — oder wer ihm nachſagen kann, daß er Büſſer, Genugthuer und Stellvertreter für Andere habe ſein wollen, auf deſſen Verdienſt man ſich vor Gott berufen könne, der verſündigt ſich ſchwer an ihm — an ihm, der darauf beſtand, daß Jeder ſeine groſſe Angelegenheit (ſeine Sündenſchuld) ſelbſt und durch eigene Beſſerung mit Gott abzumachen habe — an ihm, der geradezu erklärte, daß er nur *vor*thue und *vor*leide, damit Jeder ihm *nach*thue und *nach*leide, ſo thue und leide, wie er. Hat denn auch wohl irgend etwas die Unſittlichkeit mehr befördert, als iene Lehre von vikariſcher Satisfaktion? Wie könnte man ſie alſo dem Heiligen zutrauen, der gern die ganze Welt heilig gemacht hätte, und der hauptſächlich darauf ausging, der Sittlichkeit aufzuhelfen? In der That, ſo hätte er ia ſelbſt wieder nidergeriſſen, was er erſt durch ſeine Anweiſungen zur wahren Gottesverehrung gebauet hatte..

Ein ſchöner Beſtandtheil der Belehrungen Jeſu war auch der groſſe, dem durch ſeinen Nationalegoismus

ſtumpfſinnigen Iſraeliten ganz fremde Gedanke, daß Gott als der Gott und Vater aller Völker zu betrachten ſei. Mag es auch immerhin wahr ſein, daß der Erſte unter den Apoſteln noch bei ſeiner bereits angetretenen Amtsführung ſchwer daran ging, an dieſen Gedanken zu glauben; ſo iſts doch auch nicht weniger wahr, daß ihn Petrus, wenn er ihn auch nicht, ſo lange er noch in der Schule Jeſu war, in vielen Aeuſerungen ſeines Meiſters ſchon hätte finden können, doch in dem Befehle des ſcheidenden Meiſters, mit ſeiner Lehre unter alle Völker ohne Unterſchied zu gehen, hätte finden müſſen. In welch einer herrlichen und völligen Harmonie ſteht nun aber nicht auch dieſer Gedanke mit der geſunden Vernunft! Wie? Gott ſollte von allen Völkern der Erde nur ein Volk ſich ausgewählt haben, dem er gnädig ſein wolle; und noch dazu ein Volk, das ihm die Auswahl ſchlecht verdankte, ſo, daß er alſo auch ſogar einen Fehlgrif dabei gethan? Das Letztere nicht einmal mit in Anſchlag gebracht — was würde man von einem Menſchen halten, der ein einzelnes von ſeinen vielen leiblichen Kindern zum Gegenſtande ſeiner Liebe blos willkürlich erköre, und die übrigen alle zurückſetzte, oder gar verſtöſſe? Iſt denn Gott nicht ſchon im gewöhnlichen Verſtande aller Völker Gott? Iſt er nicht ihr allerſeitiger Schöpfer? Nun, ſo mus er auch in höherem Verſtande ihr Gott und Vater ſein, und auch ihr allerſeitiges Heil wollen. Mit Recht fragte daher Paulus — iſt Gott nur der Juden Gott,

oder iſt er auch der Heiden Gott? und antwortete im Nahmen der geſunden Vernunft darauf — gewis iſt er auch der Heiden Gott, da ia nur ein einziger Gott iſt. Dieſer Mann betrachtete ſich nehmlich als einen beſonders an die Heiden berufenen Chriſtenthumslehrer, (als Apoſtel der Heiden) und daher dann auch ſein köſtlicher Ausſpruch — Gott will, daß allen Menſchen geholfen, dadurch geholfen werde, daß ſie zur Erkentnis der Wahrheit kommen. Mag nun auch Petrus nicht gleich beim Antritte ſeines Lehramts über dieſen groſſen Gegenſtand des Chriſtenthums ächtchriſtlich gedacht haben, ſo lernte er doch nachher in dem Corneliusſchen Hauſe ſo denken, und rief daſelbſt aus — „So werde ich dann auch durch die Erfarung belehrt, daß Gott keinen Unterſchied zwiſchen Völkern und Völkern mache, ſondern daß in ieder Nation, wer die Religion des Rechtthuns übt, ſeine Gnade habe.“ Ich überſetze die letzteren Worte abſichtlich ſo, weil ich vermöge der erhabenen Vorſtellungen, welche ich mir von Gott, ſobald ich im eigentlichen Verſtande an ihn glauben will, zu machen habe, den Satz — daß er die Perſon nicht anſehe — auch dahin ausdehnen und deuten mus, daß er auch Jedem, der etwas anderes Göttliches, als ihn, verehrt, es aber durch Rechtthun verehrt, ia ſogar dem Atheiſten, dem, der gar nichts Göttliches verehrt, aber doch das Rechtthun liebt, gnädig ſein werde — weil Rechtthun bei Gott die Hauptſache iſt, und weil Jeder, der

recht thut, oder das ihm ins Gewiſſen geſchriebene Sittengeſetz befolgt, im Grunde ihn doch verehrt, indem er, der einzigwahre Gott, es iſt, der dieſes Geſetz in alle Gewiſſen ſchrieb ...

Jetzt will ich den Providenzglauben — dieſen ſo heiligen Glauben — in Betracht darauf nehmen, wie ihn Jeſus gelehrt habe. Wie die geſunde Vernunft ihn lehre, habe ich oben ſchon weitläuftig erörtert; es liegt mir alſo ebenfals, wie bei der von Jeſu gelehrten Gottesverſöhnungsweiſe, blos der Beweis ob, daß er ihn ganz auch ſo gelehrt ... Er nannte Gott nicht nur den Vater Himmels und der Erde, ſondern auch den Herrn Himmels und der Erde, und ſtellte ihn alſo nicht blos als Urheber des Univerſums, ſondern auch als perennirenden oberſten Aufſeher, Vorſteher, Verweſer, Beſchicker des Univerſums — nicht blos als Welteinrichter, ſondern auch als Weltregirer — hin. Mein Vater, ſprach er deshalb auch, wirkt immer (bisher), und, wenn auch hieraus, wie ſchon zugeſtanden, nicht die Ewigkeit der Welt folgt, ſo folgt doch wenigſtens die immerwährend fortdauernde thätige Fürſorge Gottes für die von ihm geſchaffene oder gewirkte Welt daraus, welche auch durch den Sabbat nicht unterbrochen würde. Lies ſich Jeſus vom Himmel zur Erde herab, kam er vom Univerſum auf unſern Sonne und Regen bedürfenden winzigen Planeten, ſo beſchrieb er Gott als den, der ſeine Sonne aufgehen

laſſe (über Gute und Böſe) und der regnen laſſe (über Rechtſchaffene und Laſterhafte). Durch ſeine eigenen auſſerordentlichen Thaten, welche er nur unter allerhöchſtem Beiſtande verrichten konnte, bewies er zugleich, daß Gott in die Natur allmächtig eingreifen könne, wie er wolle. So belehrte Jeſus über das göttliche Erdenregiment in phiſiſcher Hinſicht; wie belehrte er nun darüber in moraliſcher Hinſicht? Hier ſei es an dem einzigen Ausſpruche genug, welchen er bei Gelegenheit ſeiner Vorausſagungen der Zerſtörung Jeruſalems that — „dis werden die Straftage (die Tage der Rache) ſein, wo Alles, was längſt geſchrieben ſtand, in Erfüllung gehen wird.“ Kam er auf die Geſchichte der Menſchheit — wie benutzte er ſie, um nicht nur zu beweiſen, daß ſich die Menſchheit habe aus dem Staube hervorarbeiten müſſen, ſondern auch um zu beweiſen, daß ihr dis nicht ohne einen höheren Beiſtand gelungen ſein würde! Freilich war ſeine Hauptſache das Religionsweſen — wie dieſes auch die Hauptſache aller Menſchen ſein ſollte — und ſo nannte er dann die Kirche, zu deren Stiftung er ſich von Gott beſtimmt hielt, das Reich, das bereitet wäre ſeit Anbeginn der Welt. Wer müſte auch nicht hierin ſeiner Meinung ſein, ſobald er erwägt, wie ſich die Menſchen erſt von der Ohngötterei zur Abgötterei, dann von der Abgötterei zur Verehrung des einzigwahren Gottes, und dann wieder von der falſchen Verehrung des einzigwahren Gottes zu ſeiner wahren Vereh-

rung erhoben haben, wie dieſe lange Zeiten hindurch blos von einzelnen Weiſen getrieben worden, und wie ſie Jeſus im eigentlichen Verſtande erſt in die Welt eingeführt, und ſie wenigſtens zum Kultus eines groſſen, groſſen Theils des Menſchheitsvolks gemacht habe? .. Ueber den Satz aller Sätze bei der Providenzlehre, daß ſich Gott auch um iedes menſchliche Individuum beſonders bekümmere, lies ſich Jeſus alſo aus — „Selbſt die Haare eures Haupts ſind gezählt“ — „kein Haar von eurem Haupte kann ohne Gottes Willen verlohren gehen.“ Um dieſen ebenſo unerhörten, als hochtröſtlichen Gedanken einzuleiten, warf er unmittelbar vorher die Frage auf — ob man nicht um einen Pfennig zwei Sperlinge kaufe, da er doch theuer verſichern könne, daß auch nicht ein Sperling umkomme, ohne daß Gott davon wüſte, und rief unmittelbar nachher aus — „ihr ſeid Mehr werth, als viel Sperlinge.“ Daß dieſer Ausruf nicht blos die Apoſtel, ſondern ieden Menſchen, angehe, verſteht ſich ia wohl von ſelbſt; ſo iſt dann aber auch iener Gedanke — der Haargedanke — nicht blos auf die Apoſtel, ſondern auch auf alle Menſchen, zu deuten. Er ſoll iedoch blos beſagen, daß ſich Gott auch um die geringſte Kleinigkeit, welche den Menſchen betreffe, bekümmere, u. ſ. w. Ueber auſſerordentliche Menſchen urtheilte Jeſus auch ganz ſo, wie ihre Erſcheinungen belehren — daß nehmlich ihr Leben äuſerſt-beſondere Providenzbeweiſe enthalte, und, da er ſich

für den Erſten unter ihnen, für den allerauſſerordentlichſten Menſchen, hielt und feierlich erklärte, ſo lebte und webte er auch in dem Glauben an eine allerſpecielliſte über ihn waltende Providenz. Von ſeiner Behauptung an, daß Gott ihn nie allein laſſe, bis zu dem Verweiſe, welchen der zu ſeiner Nothwehr ſich aufmachende Petrus erhielt — „Sollte ich den Kelch nicht trinken, welchen der Vater mir darreicht?“ und von dieſem Verweiſe wieder an bis zu der höchſtherzhaften Zurückweiſung, welche der ſeine Macht über ihn in Erwähnung bringende Pilatus von ihm ſich gefallen laſſen muſte — „Du hätteſt keine Macht über mich, wenn ſie dir nicht von oben eingeräumt (gegeben) wäre“ — wie häuft ſich Beweis auf Beweis dafür! Den allerſtärkſten Beweis aber für ſeinen gehegten Glauben an eine allerſpeciellſte über ihn waltende Providenz enthalten freilich die Worte, welche Nathanael von ihm zu hören bekam — „von nun an werdet ihr den Himmel geöfnet, und die Engel Gottes bei mir ab- und zugehen ſehen.“ Wer ſich auf Vorſtellungs- und Ausdrucksweiſe der Hebräer verſteht, erklärt dieſe Worte gewis ſo, wie ich ſie hiermit erkläre ...

Nun will ich auch noch einiger Aeuſerungen Jeſu, den Menſchen in den allerwichtigſten moraliſchen Hinſichten betreffend, Erwähnung thun, um auch an ihrer herrlichen Uebereinkunft mit der geſunden Vernunft mich zu ergötzen ... Wie feierlich hat er die menſchliche

Willensfreiheit anerkannt, welche ſich auf der menſchlichen Vernunft ſelbſt begründet! Kündigte er nicht Jedem Vergeltung nach ſeinen Werken an? Wo Vergeltung ſein ſoll, da muß Zurechnung ſein, und wo Zurechnung ſein ſoll, da muß freies Thun und Laſſen ſein. Er dehnte dis von den Werken bis auf die Worte aus — „Deine Reden werden dich am Gerichtstage freiſprechen, und deine Reden werden dich verdammen.“ In dieſer dem Menſchen angeſchaffenen Willensfreiheit, oder in der dem Menſchen durch die Vernunft ertheilten Macht, ſich ſelbſt zu ſeinem Thun und Laſſen zu beſtimmen, fand er die natürliche Aehnlichkeit des Menſchen mit Gott — hatte er nicht Recht? So beſtand er dann aber auch auf noch höhere Aehnlichkeit des Menſchen mit Gott, auf die Aehnlichkeit mit Gott, welche der Menſch ſelbſt ſich dadurch verſchaffen müſſe, daß er, der, wie Gott, ſich ſelbſt beſtimmen kann, ſich auch nur, wie Gott, immer zum Guten beſtimme. „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt“ — kann dis etwas Anderes ſagen ſollen, als — beſtimmet euch ſtets nur zum Guten, wie Gott —? Hatte er nicht auch hierin Recht? Je ſchwerer nun das Gute ſei, zu dem man ſich ſelbſt beſtimme, meinte er, deſto mehr ſteige man an Gott hinan. „Liebet eure Feinde — (was iſt ſchwerer, als Feindesliebe?) ſo ſeid ihr wirkliche Kinder des Vaters im Himmel“ ... Ich komme nun auf den hohen Werth, welchen er auf die urſprüngliche Güte der menſchlichen Na-

tur ſetzte. Kann eine Lehre unvernünftiger ſein, als die, daß der Menſch ſchon als Sünder geboren werde? Wer hat nicht auch, ſobald er nur will, täglich Gelegenheit, ſich an der Herzensgüte geſunder und noch unerzogner Kinder zu erfreuen? Was geht wohl über die Mitfreude und über das Mitleid derſelben? Gewis, ſie ſind das verwirklichte Bild ächter Humanität, die die Grundlage zu allem Guten iſt. Wie herrlich harmonirt hiermit der Ausſpruch Jeſu — „Wehret den Kindern den Zutritt zu mir nicht — ſie ſind noch gut — (ſolcher iſt das Himmelreich)! Wie noch herrlicher harmonirt damit die Weiſung, welche er ſeinen nach dem höchſten Range im Gottesreiche wettſtreitenden Schülern gab, indem er einen Knaben herbei rief und ihn mitten unter ſie ſtellte — „wenn ihr nicht wieder werdet wie die Kinder, ſo werdet ihr nicht einmal in das Gottesreich aufgenommen werden" —!.. Wer ſo über die urſprüngliche Güte der menſchlichen Natur denkt, der eignet gewis auch dem Menſchen Kräfte, ja, groſſe Kräfte zum Guten, zu. Ganz ſo Jeſus. Er lehrte nicht blos, daß man ſtreben (trachten) zuerſt ſolle nach Gottes Reiche, und nach der Tugend, die Gott wohlgefällt; er lehrte auch, daß man ringen ſolle, durch die enge Pforte zu gehen. Zum bloſſen Streben aber gehört ſchon Kraft, und zum Ringen gar noch weit mehr Kraft; wie hätte er alſo dergleichen Anforderungen an den Menſchen thun können, wenn er den Menſchen nicht für ſtark genug gehalten hätte, ihnen

Genüge zu leiſten? Ueberhaupt hätten ſie auch in der That alle ſeine ſo dringenden Ermahnungen, den Willen Gottes zu thun, gar keinen Sinn gehabt, wenn der Menſch den Willen Gottes zu thun, und immer beſſer zu thun, nicht vermöchte ... Dabei wuſte er aber doch auch das nachherige Böſe im unböſegebornen Menſchen ſo vernunftmäſſig zu erklären, daß auch die erſten Pädagogen der Welt ihm dabei Beifall geben müſſen. Zu voraus muß ich hier bitten, wohl zu bemerken, daß er keinesweges über alle und iede Erwachſene den Stab gebrochen habe. Er theilte die Menſchen ausdrücklich in gute und böſe ein, und, wie er von rechtſchaffenen Knechten und von ſchlechten Knechten ſprach, ſo ſprach er auch nicht nur von Buſſe thuenden Sündern, ſondern auch von Gerechten, die der Buſſe nicht bedürften. Hier folgt nun iene Erklärung, derentwegen ich ihn als den gröſſeſten Menſchenkenner verehre — „ein guter Menſch bringt Gutes hervor aus dem guten Schatze ſeines Herzens, und ein böſer Menſch bringt Böſes hervor aus dem böſen Schatze ſeines Herzens.“ Offenbar ſtellte er hierdurch auf Erziehung Alles; denn der Herzensſchatz, oder der Vorrath von Geſinnungen, welche in der Folge herrſchend werden, wird in der Jugend geſammelt. Bauen alſo die Erzieher auf den guten Anlagen der menſchlichen Natur wohl fort, ſo nimmt der Zögling gewis gute Geſinnungen an, und macht ſie ſich ſo eigen, daß er ſie als Erwachſener immer zu

Tage legt; überlassen sie ihn aber auf gut Glück sich selbst, oder lassen sie ihn gar durch Verführung verwildern, so ists um seine guten natürlichen Anlagen geschehen, und er nimmt schlechte Gesinnungen an, die er hernach auch immer offenbart. Ist denn in der That nicht Alles so, wie es Jesus hier beschreibt? ..

Ich schliesse mit den Belehrungen Jesu über die menschliche Fortdauer, deren Glaube, meinem schon abgelegten Bekentnisse nach, jetzt das Alles in Allem mir ist. Die Vernunft lehrt diesen Glauben — wie ich hinlänglich dargethan habe — und Jesus lehrte ihn auch. Hierüber bedarf es doch wohl keines Beweises weiter. Trat er denn nicht — wie Alles, was wir von ihm lesen, unwiderleglich besagt — als öffentlicher Lehrer desselben auf? Lag es nicht offenbar in seinem ganzen für sich entworfenen Messiasplane, ihn, der frühzeitig schon in seiner ganzen Reinheit das bloße Eigenthum einzelner Weisen gewesen war, ebenso allgemeiner zu machen, wie die wahre Gottesverehrungsweise, welcher auch sehr früh schon einzelne Weise ergeben gewesen waren? .. Sehr freue ich mich, ehe ich zur Hauptsache komme, noch bemerklich machen zu können, daß ich Jesum zum hochehrwürdigen Vorgänger bei meiner geäußerten Meinung habe, daß der Providenzglaube und der Fortdauerglaube ein und derselbe Glaube wären. „Eine solche höhere Providenz, sprach ich, wie die über den Menschen waltende ist, kann

nicht anders, als ewig, über ihn walten;" und — wie ſprach Jeſus? Er, der den Ausſpruch gethan — „Sogar eure Haupthaare ſind ſämtlich gezählt" — ſetzte auch den Ausſpruch hinzu — „Niemand kann euch aus meines Vaters Hand reiſſen." Iſt dis nicht ganz Daſſelbe? .. Doch — nun zur Hauptſache zurück! Jeſus lehrte nicht blos den Fortdauerglauben, welchen die Vernunft lehrt, ſondern er lehrte ihn auch ganz ſo, wie die Vernunft ihn lehrte. Er lehrte auch, daß unſer künftiges Leben als durch die höchſte Kontinuität mit dem gegenwärtigen verbunden gedacht werden müſſe; als wofür ſeine einzige Erzählung vom reichen Manne und vom Lazarus — auf die ich hernach nochmals ſehr zurückkommen werde — Bürgſchaft genug leiſtet. So lehrte er auch nicht nur die innigſte phiſiſche, ſondern auch die innigſte moraliſche Verbindung beider Leben. Vergeltungswelt war ihm die künftige Welt. Auſſer der eben gedachten Erzählung, in der dieſe Vorſtellung gleichfalls enthalten iſt, will ich nur noch ſeine Worte anführen — „Die Böſen werden einſt die verdiente Strafe, die Guten hingegen die zukünftige Belohnung empfangen." (Matth. 25, 46.) Ebenſo lehrte er auch den Progreß des Menſchen in der künftigen Welt. Wie er ſprach — „Wir werden zu dem Vater kommen, und unſere Wohnung bei ihm nehmen" — ſo ſprach er auch — „In jenem Leben werden die Menſchen den Engeln Gottes im Himmel gleich ſein." Mag immer-

hin der eine dieſer Ausſprüche immer dunkler ſein, als der andere, ſo leuchtet doch aus ihnen, wie in ſchönem, ſanftem Morgenlichte, die Behauptung hervor, daß der Menſch einſt auf der groſſen Schöpfungsleiter nicht etwa auf derſelben Stufe, auf der er iezt ſteht, ſtehen bleiben, oder gar eine Stufe abwärts treten, ſondern vielmehr eine Stufe aufwärts ſteigen werde, um daß (die Sache in moraliſchem Verſtande genommen) der Tod ihn nicht von Gott weiter *abführen*, ſondern ihn zu Gott weiter *hinführen*, ihn nicht unvollkommener, ſondern vollkommener, als er iezt iſt, machen werde. Ganz nun ebenſo, wie die Vernunft, lehrte Jeſus endlich auch noch das, was mir bei dem Fortdauerglauben das Reizendſte iſt — Wiedervereinigung ienſeits des Grabes mit denen, welche uns diſſeits des Grabes ſo unendlich theuer und werth waren, und zwar einen noch ſchöneren Wiederverein, als der gegenwärtige erſte Verein war. Beides erhellt ſchon aus den vorhin angeführten Stellen — „*wir* werden zu dem Vater kommen“ — und — „dort werden die Menſchen *Engel* ſein.“ Wie pflegte ſich aber auch ſein eigenes Herz auf das freudigſte zu heben, wenn er an ienen Wiederverein mit *ſeinen* Lieben und Freunden dachte! Nicht nur ſeine lezten Unterhaltungen mit ihnen, ſondern auch ſein Gebet, womit er ſich zu ſeinen Leiden einweihete, beweiſen bis auf das liebenswürdigſte. Dis ward ia eben auch, weshalb ich meinen allerherzlichſten Anſchluß an ihn verſicherte ... O wie berief er ſich

doch alſo mit Recht zum Beweiſe, daß er den Glauben an ſich, welchen er fordere, auch wahrhaftig verdiene, vorzüglich auf die Uebereinſtimmung aller ſeiner Belehrungen mit der geſunden Vernunft, und wie habe ich mich an dieſer nun zu guter Letzt noch einmal ſo hoch ergötzt!

Bis jetzt gedachte ich nur einmal gelegentlich der Weisheit, mit welcher Jeſus als auftretender Meſſias in höherem Verſtande, als erſcheinendes Licht der Welt, als ſeinwollender Reformator in Glaubensſachen — Alles dieſes iſt Eins — zu Werke gegangen ſei; nun aber wird es Zeit, daß ich ſie recht ausdrücklich erwäge, und ihn in ihr ebenſo, wie in der freiwilligen Uebernahme ſeines Märtirerthums für ſeinen der Menſchheit ſo heilſamen Zweck, bewundere...

Allmählich — ſo lautete das Motto, welches er ſich bei Um- oder Neuſchaffung der moraliſchen Erdenweſenwelt, der Menſchenwelt, vorſchrieb und wählte, und um ſo mehr mit vollem Rechte wählen konnte, weil die allerälteſte heilige Urkunde ſeines Volks beſagte, daß auch der Allmächtige bei Urſchaffung des Univerſums allmählich zu Werke gegangen ſei, und ſechs Tagewerke daraus gemacht habe...

Wer den Plan für ſich entwirft, das Heil vieler Völker, und, wenns möglich wäre, der ganzen Welt,

zu ſtiften, der muß auch dieſen Plan unter irgend einem einzelnen Volke erſt betreiben, von dem ſich das geſtiftete Heil hernach allmählich und mit der Zeit unter andere und mehrere Völker verbreiten könne. Bei einem Theile muß angefangen werden, was vielen Theilen, oder gar dem Ganzen, nützlich werden ſoll. Dieſem unbeſtreitbaren Grundſatze gemäß, trat Jeſus mit ſeiner Weltheilsſtiftung unter ſeinem Volke auf. Dieſes ſollte zuerſt durch ihn erleuchtet werden, und dann ſollte das Licht von ſelbigem in alle Welt ausgehen. Da er nur auf einige Jahre ſeiner Lehramtsführung rechnen durfte, ſo beſchränkte er ſich damit auch blos auf ſeine Nation. Seine von ihm gebildeten Nachlehrer muſten ſeinem Beiſpiele hierin, ſo lange er lebte, folgen. Ganz zuletzt erſt gab er ihnen den Befehl, mit ſeiner Lehre unter die Weltvölker zu gehen; iedoch befohl er ihnen auch da noch ausdrücklich, zu Jeruſalem mit ihrer Predigt den Anfang zu machen. So blieb er Patriot bis zum Augenblick ſeines Verſchwindens von der Erde, und liebte, wie die Seinen, ſo auch ſein Vaterland, bis an ſein wirkliches zeitliches Ende.

Ob er nun gleich darauf ausging, den ganzen Moſaismus ſelbſt unter ſeinem Volke abzuſchaffen, ſo war er doch auch hierbei weiſe eingedenk des ſehr bewährten Erfarungsſatzes, daß, wer zu viel auf einmal leiſten wolle, gemeiniglich gar nichts leiſte. Er grif alſo für ſeine Perſon erſt blos den Phariſäismus,

über die Zusätze, an, welche die Volkslehrer von der pharisäischen Sekte zu den eigentlichen mosaischen kirchlichen Geboten, die an sich schon drückend genug waren, in neueren Zeiten noch willkürlich gemacht hatten. Hierbei hatte er dadurch schon Viel für sich, daß er, so oft er auf einen derselben kam, dreust fragen konnte — wo hat das Moses, euer Moses, dessen Ansehen doch nur bei euch gelten darf, geboten? Es kam dann aber auch dazu, daß das ganze pharisäische Heuchlerwesen schon die Volkslehrer von der sadducäischen Sekte gegen sich aufgebracht hatte, und daß es Jeden aufbringen muste, der vernünftig darüber nachzudenken angeleitet ward. Den Pharisäismus grif er also ohne Weiteres an; den Mosaismus selbst aber lies er noch weislich stehen, und gab für seine Person blos Winke davon, daß auch ihm seine Endschaft bevorstehe.

So z. B. äuserte er, der selbst beschnitten worden war, über die Beschneidung sich nicht weiter, als daß sie eigentlich nicht vom Moses erst eingeführt worden sei ... So lies er ferner den Sabbat in seiner Heiligkeit, feierte ihn selbst, und beseitigte blos das hämische Vorurtheil, als wenn der Mensch für den Sabbat, und nicht der Sabbat für den Menschen, da sei, durch freimüthige Hülfleistungen an selbigem ... So gestand er dem Tempel sein Gotteshausansehen zu, besuchte ihn selbst, wenn er sich in seiner Nähe befand, fleissig, lehrte oft in selbigem, reinigte ihn von den ihm

zugefügten Entweihungen mit thätlichem Eifer, bezahlte auch sogar die jährliche Kopfsteuer an ihn, und weissagte blos eine Zeit, wo man weder auf dem Berge Zion, noch auf dem Berge Garizin, den gewöhnlichen äuserlichen Kultus mehr betreiben würde ... So schafte er, für den seine Mutter selbst ihr Opfer gebracht hatte, auch die Opfer nicht ab, sondern gebot sie unter gewissen Umständen sogar zu bringen, lehrte blos, daß das Opfer nicht den Opferer heilige, sondern daß der Opferer das Opfer heiligen müsse, (Matth. 5, 23.) und daß Menschenliebe überhaupt Gotte besser gefalle, als ein Opfer, und erwiederte dem Gesetzgelehrten, welcher bis in Ansehung aller Brandopfer und Schlachtopfer zugestand, daß er nicht fern vom Gottesreiche sei ... So hub er auch den Unterschied der Speisen nicht förmlich auf, sondern that im Allgemeinen nur den Ausspruch, daß den Menschen nichts, was in den Mund komme, wohl aber, was aus dem Munde komme, verunreinigen könne, und gab die Gründe davon allgemeinverständlich genug an ... So lies er auch die drei hohen Feste der Juden einstweilig stehen, feierte sie nach allen Vorschriften mit, besonders das letzte Passah noch, und benutzte erst den Schluß der Mahlzeit desselben dazu, daß er seinen Vertrautesten andeutete, die ganze mosaische Kirchen- und Religionsverfassung (das alte Testament) solle nun einer neuen Religion Platz machen, für deren Stiftung und Einführung sich aufzuopfern (sein Blut zu vergiessen) er sofort hingehen wolle ...

Daß dergleichen Winke, welche Jesus blos über die dem Mosaismus durch ihn bevorstehende Endschaft gab, nicht ganz unverstanden blieben, ist aus der evangelischen Geschichte klar, so, wie es vorzüglich klar ist, daß die Volkspriester und die pharisäischen Volkslehrer sie am besten verstanden, weil blos ihrentwegen seine Hinrichtung durch diese bewirkt ward. Man denke doch nur an den einzigen Vorgang, da ihn Einer der Letzteren einsmals — um ihn auf die Probe zu stellen — befragte, welches Gebot im Gesetzbuche er für das vornehmste halte, und wie er diese Frage beantwortete. Er gedachte da weder des Gebots der Beschneidung, noch des Gebots des Sabbats, noch des Gebots des Opferns, noch des Gebots des grossen Versöhnungstages, oder des Passah. Ueberhaupt war ja sein ganzer Religionsvortrag offenbar blos auf eine moralische Religion angelegt; wie konnten Priester und pharisäische Lehrer dabei ruhig bleiben, daß diese iemals Platz finden sollte? Hätte er sich aber nicht an blossen Winken von vorhabender Abschaffung des Mosaismus begnügt, so würde man ihm nicht drei Jahre, sondern keine drei Wochen, Zeit gelassen haben, öffentlich zu lehren. Das einzige laute Wort — „ich will die vom Moses vorgeschriebene Gebräuche aufheben (ändern die Sitten, welche uns Moses gegeben hat)" — würde ihn ebenso auf der Stelle vor das Sinedrium gebracht und zum Tode reif gemacht haben, wie den Stephanus, der doch nur beschuldigt ward, von ihm behauptet zu haben, daß er so etwas leisten würde.

Doch — zurück zur Sache! Jesus gab also blos Winke von bevorstehender Abschaffung des Mosaismus, und überlies es seinen Nachlehrern, den Aposteln, die Abschaffung desselben selbst zu besorgen. Allmählich — von dieser Idee, welche alle Kirchen- und Glaubensreformatoren wohl beherzigen sollten, ging er überall weisest aus. Fortgehen sollten seine Apostel da, wo er stillgestanden und hatte stillstehen müssen. Daß sie dis auch wirklich gethan, soll gleich gezeigt werden; vorher nur erst noch die Bemerkung, daß Jesus auch bei ihrer Instruktion, Bereitung und Bevollmächtigung dazu allmählich zu Werke gegangen sei. Ich habe zwar seinen Ausspruch sehr lieb — „Was ich euch im Finstern sage, das lehret am hellen Tage, und was ich euch ins Ohr raune, das prediget auf den Dächern" — auf die Abschaffung des Mosaismus aber kann ich diese Worte nicht deuten; denn die Apostel hörten sie schon bei ihrer ersteren Aussendung von ihm, bei der sie doch wohl, als während seines Lebens, so wenig davon hätten laut sprechen dürfen, als er selbst, wenn nicht sein ganzer geheimer Plan vereitelt werden sollte, und bei der sie auch ausdrücklich den Befehl von ihm erhielten, überall ihrer Nation blos bekannt zu machen, daß das Messiasreich bald anheben werde. Ich glaube also vielmehr, daß sie damals selbst noch nichts von bevorstehender Abschaffung des Mosaismus gewust; zu deren Begreifung sie bei ihrer Anhänglichkeit an die Idee des tausendjährigen

Reichs auch noch gar nicht reif waren. Hierdurch werde ich meiner Behauptung keineswegs ungetreu, daß es zu den geheimen Aufträgen, welche sie für die Zukunft ihrer Amtsführung von Jesu erhalten, gehöre, dem ganzen jüdischen Kirchenwesen, welches er noch stehen lassen müsse, ein Ende zu machen; mein Glaube aber ist, und mus es sein, daß sie diesen Auftrag von ihm erst ganz zuletzt, nach seiner Auferstehung und bei ihrer letzteren Versendung an die Völker ohne Unterschied, erhalten haben. Nicht nur waren sie in der That da erst reif dazu, weil sein Tod ihre falschen Ideen von der Beschaffenheit seines Messiats vernichtete, und seine Auferstehung sie zu den wahren Ideen davon stimmte; sondern — es wird auch vom Lukas gleich im Anfange der Apostelgeschichte erzählt, er habe als Auferstandener vierzig Tage lang mit ihnen vom Reiche Gottes gesprochen. Da also, und da erst, wäre der Auftrag, den Mosaismus, welchen er als ein weiser Reformator noch stehen lassen müssen, abzuschaffen, an sie erfolgt. Verhielte es sich nun wirklich so, wie Lukas berichtet, so müste es doch wohl Jedem auffallen, daß Jesus in den letzten vierzig Tagen seines Lebens ebenso die Apostel zu wahren Aposteln gebildet habe, wie er sich selbst in den letzten vierzig Tagen seines Privatlebens (in der Wüste) zum wahren Messias bildete. Wollte man aber auch auf den Bericht des Lukas nichts bauen, so bliebe es doch dabei, daß die Apostel zum Empfange jenes erwähnten Auf-

trags nicht eher, als zu der von ihm angegebenen Zeit, reif waren. Wie herrlich harmonirt hiermit Alles, was Jesus nach dem Berichte des Johannes ganz zuletzt noch, um sie über seinen Weggang zu beruhigen, zu ihnen gesprochen. Hier nur Folgendes davon — „Es ist euch gut, daß ich euch verlasse. Verliesse ich euch nicht, so käme der Wahrheitsgeist — der Geist des Nachdenkens — nicht zu euch. Noch Vieles hätte ich euch zu sagen, aber ihr könnet es noch nicht fassen. Wenn euch aber der Wahrheitsgeist werden wird, dann wird euch dieser in die ganze Wahrheit führen. Er wird euch die künftige Verfassung meines Reichs aufschliessen. (Was zukünftig ist, wird er euch verkündigen.) Er wird meine Lehre bestätigen (wird mich verklären). Er wird nur aus dem Meinigen nehmen, was er euch mittheilen wird.“ Diese letzten Worte deuten offenbar darauf hin, daß die Apostel die blossen Winke, welche Jesus von der gänzlichen Abschaffung des Mosaismus gegeben, nach seiner Trennung von ihnen mehr beherzigen, besser verstehen lernen, und sich dadurch bewogen fühlen würden, sich wirklich zu derselben aufzumachen, und so seinen grossen Erleuchtungsplan, den er nur einleiten konnte, völlig ins Werk zu setzen.

Daß dis auch in der That von ihnen geschehen sei, habe ich nun freilich noch zu beweisen; aber — wie leicht wird mir der Beweis davon! Mögen sie immerhin

dabei gewiſſermaſſen auch noch allmählich zu Werke gegangen ſein; genug, ſie haben doch endlich den Moſaismus gänzlich abgeſchaft. Wie herrlich klingt ſchon hierüber der einzige Ausſpruch des Paulus, der ſich ſelbſt für den Geringſten aller Apoſtel, ia, für unwerth, den Apoſtelnahmen zu führen, erklärte, weil er ehemals die chriſtliche Gemeine verfolgt hätte — „Niemand behellige euch weiter mit Vorſchriften, welche Speiſen und Getränke, oder die Feier von iährlichen und monatlichen Feſten, oder die Feier des Sabbats, betreffen! Dis alles war nur Schattenbild von etwas Vollkommeneren, das nachkommen ſollte; die Sache ſelbſt mus bei Chriſto geſucht werden" —! „Laſſt ihr als Chriſten euch noch beſchneiden, ſprach eben dieſer Mann, wozu hat euch Chriſtus gedient?" Wie er über die Opfer geurtheilt, habe ich nach Röm. 12, 1. ſchon erwähnt, und wie er über den wahren Tempel gedacht, iſt zu leſen Epheſ. 2, 20. Wenn nun der nachletzte und für den Geringſten ſich ausgebende Apoſtel ſo an völliger Abſchaffung des Moſaismus arbeitete, was hat man nicht gleich in voraus von dem erſten und von Jeſu ſelbſt für den vornehmſten erklärten Apoſtel in dieſer Hinſicht zu erwarten? Und ſo iſts dann auch. Wie Petrus über Tempel, Prieſterthum und Opfer gelehrt habe, beſagt ſein erſter Brief Kap. 2. ebenſo ſchön, als deutlich, genug. Vom Jakobus braucht man, um ſich zu überzeugen, daß er vom moſaiſchen äuſerlichen Kultus nichts mehr wiſſen wollen, weiter nichts

zu hören, als seine ächtchristliche Erklärung — „Das ist reine, unverfälschte Gottesverehrung vor Gott, unserem Vater, wenn man sich der Wittwen und Waisen in ihrem Elende annimmt, und sich von allen sittlichen Verderbnissen rein erhält.“ Was endlich den Johannes betrift, so kannte er ia, wie seine Briefe durchgängig beweisen, gar keinen andern Kultus, als den Kultus der Liebe ...

Ich gehe weiter. — — Wie Jesus die Abschaffung des Mosaismus selbst allmählich betrieb, so betrieb er auch nur allmählich die Abschaffung solcher irrigen Glaubensmeinungen, welche zwar eigentlich nicht mosaischen Ursprungs waren, die er aber doch unter seiner Nation als herrschende fand, und zeigte sich auch hierdurch als ein wahrhaftigweiser Reformator in Religionssachen ...

Wo hat z. B. Moses ie einen Satan gelehrt? Dennoch herrschte zu Jesu Zeiten der Satansglaube unter den Juden. Aus der babilonischen Gefangenschaft hatten sie ihn mitgebracht, und ihn hernach noch überbabilonisch ausstaffirt. Satan, d. h. der geträumte allgemeine Menschenfeind, war in ihren Augen der Urheber alles Bösen in der Welt, und sie schrieben ihm nicht nur das ganze Sittenverderben der Menschen, sondern auch alle leibliche Uebel und Krankheiten, zu. Hätte es Jesus da wohl wagen dürfen, den ganzen Satansglauben gleich für unsinnig, für so unsinnig,

als er in der That iſt, zu erklären? Wer herrſchende Volksirthümer — beſonders, wenn ſie von religiöſer Art ſind — gleich mit Stumpf und Stiel ausrotten will, der befördert ſie vielmehr noch; dis beweiſet die ganze Geſchichte des Irthums. Wie weiſe benahm ſich alſo Jeſus, wenn er, der auf Ausrottung des Satansglaubens ausging, und — weil es ſo ein greller und gotteslästerlicher Glaube iſt — ausgehen muſte, in dieſer Sache nicht weiter vorſchritte, als er wirklich nur geſchritten iſt, und das Uebrige dem Wahrheitsgeiſte, dem Nachdenkensgeiſte, den er einmal gar herrlich geweckt hatte, bei der Nachwelt überlies! Hier folge nun der avthentiſche Bericht davon, was er für ſeine Perſon in der Sache eigentlich gethan. — — In ſeinen wirklichen Volksunterweiſungen überging er den Satan ganz. Die ausführlichſte derſelben finden wir beim Matthäus in drei ganzen Kapiteln, und da — auch nicht ein Wort vom Teufel. Dadurch gab er doch wohl deutlich genug zu erkennen, daß er den geſamten Satans- oder Teufelsglauben nicht zur wahren Religion rechne. So beſtürmte er auch zwar die alte feſte Satansburg nicht; aber er untergrub ſie doch, und untergrub ſie ſo, daß ſie mit der Zeit von ſelbſt einſtürzen muſte. Ganz vorzüglich untergrub er ſie durch den Providenzglauben, ſo, wie er ihn lehrte. „Ohne Gottes Willen fällt kein Sperling vom Dache" — wie kann bei und mit dieſer Belehrung zugleich der furchtbare Teufelsglaube beſtehen? Wo alſo jener Glaube

nur erſt Platz gewinnt, da mus dieſer Glaube auch bald das Feld räumen. Ebenſo verhält es ſich mit den Aufſchlüſſen, welche Jeſus über den Urſprung des Böſen im Menſchen gab. „Aus dem Herzen kommen die böſen Gedanken, und durch eine ſchlechte Erziehung kommen ſie ins Herz, ſo, daß ſie mit der Zeit ein böſer Herzensvorrath werden, aus dem hernach lauter Böſes hervorgebracht wird.“ Kann hiermit auch wohl der Glaube beſtehen, daß der Teufel es ſei, der den Menſchen das Böſe eingebe, und ihr geſamtes Sittenverderben ſtifte? Jeſus heilte ferner auch Krankheiten, welche man dem Satan vorzüglich zuſchrieb; dis hies in der thörichten Judenſprache — er trieb die Dämone aus. (Nicht die Teufel, denn, wie die Juden nur einen Gott glaubten, ſo glaubten ſie auch nur einen Teufel, oder Satan, dem aber, als ihren Oberſten, ganze Schaaren von andern böſen Geiſtern, Dämonen, untergeordnet wären, durch die er die Menſchen in Beſitz nehmen und plagen laſſe. Luther hat dieſen Unterſchied, der doch im griechiſchen Text ſehr genau beobachtet iſt, in ſeiner Ueberſetzung häufig überſehen; ob er gleich finden muſte, daß Jeſus ſelbſt vom eigentlichen Teufel nur immer in der Einzahl ſprach.) Seinen Apoſteln lehrte Jeſus ebenfals die Heilungsweiſe jener erwähnten Krankheiten, oder die Austreibung der Dämone; auch jenen Siebenzig, welche er einſt vor ſich her ſendete, lehrte er ſie, und als dieſe freudenvoll hernach ihm berichteten, daß auch die Dämone ſich ihnen

unterwürfen, erwiederte er in einer Art von Entzükken — „Schon ſehe ich Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen“ — — Dis iſts ungefär, was Jeſus ſelbſt und für ſeine Perſon gegen den vernunftwidrigen und gotteslästerlichen Satansglauben gethan; es war aber auch daran zuförderſt genug. Beſonders ſind mir ſeine ſo eben angeführten Worte ſehr köſtlich; denn ich überſetze ſie alſo — „Schon ſehe ich im Geiſte nun einen Zeitpunkt voraus, in welchem der geſamte Satansglaube auf das ſchnellſte verſchwinden wird.“ Mag auch immerhin dieſer Zeitpunkt ſich länger verzögert haben, als Jeſus vielleicht ſelbſt dachte; ſo trat er doch endlich ein, und Phiſiologie und Pſichologie — von denen die Juden nichts wuſten, und die überhaupt erſt ſpät bearbeitet worden ſind — haben uns die ſogenannten leiblichen und geiſtlichen ſataniſchen Beſitzungen ſo natürlich erklären gelehrt, daß jezt ieder wahrhaftigvernünftige Menſch über den Teufel und ſeine Engel lacht ... Bei Allem, was ich nun geſagt habe, will ich keineswegs in Abrede ſein, daß Jeſus auſſer ſeinen wirklichen Religionsvorträgen gelegentlich Kondeſcendenz gegen den unter ſeiner Nation herrſchenden Satansglauben bewieſen zu haben ſcheine; aber auch dis gereicht ſeiner Weisheit zur Ehre. Wozu ſollte er ſich z. B. erſt damit abgeben, den Juden, wenn er einen Kranken, den ſie für dämoniſch hielten, wiederherſtellte und heilte, zu demonſtriren, daß er keinen Dämon aus ihm vertreibe? Sie hätten's

ihm doch nicht geglaubt; genug alſo, daß er ihn wieder geſund machte. So mochten ſie ſich davon vorſtellen, was ſie wollten, und, blieben ſie bei ihrer albernen Vorſtellung, ſo hatte er noch den Vortheil davon, daß ſie auch ſeine Uebergewalt über die Dämone anerkennen muſten. Warum ſollte er ferner die wirklichen Böſen unter den Juden nicht Satanskinder nennen dürfen, da er ſie nach ihrer eigenen Art zu denken, und ſich auszudrücken, nicht ſtärker für dergleichen Böſe erklären konnte, als ſo? Warum ſollte er nicht den Satan gegen dieſe einen Mörder und Lügner von Anfang auch genannt haben, wie ſie ſelbſt, da er es ihnen recht verſtändlichen wollte, daß das, woran ihrer eigenen Meinung nach ſelbiger — den er für ihren Vater deshalb erklären müſſe — ſeine Freude habe, auch ihre Freude ſei? Geſetzt alſo auch, er hätte hiermit auf die Geſchichte vom Falle wirklich angeſpielt, ſo hätte er es doch nur gethan, um einen guten Gebrauch von der Meinung der jüdiſchen Lehrer ſeiner Zeit zu machen, welche den Satan in der Schlange im Paradiſe gehauſet, und aus ihr zur Eva geſprochen haben lieſſen — als wovon die eigentliche Urerzählung aus Eden her keine Silbe beſagt ... Kaum brauche ich endlich auch wohl noch zu erwähnen, daß der Ausdruck „Satan oder Teufel," nicht immer, wenn er aus Jeſu Munde kam, den eigentlich ſogenannten Satan, oder den Judenteufel, bedeutete. „Einer von euch iſt ein Teufel" — ſoll dis etwas Anderes beſagen, als — Einer von euch iſt ein

Böſewicht —? Nennen wir nicht auf den heutigen Tag noch Böſewichtsſtreiche Teufeleien, ohne an einen wirklichen Teufel zu glauben, und blos darum, weil wir uns dem Herkommen nach über ruchloſe Uebelthaten nicht ſtärker ausdrücken zu können meinen? Ebenſo — „Geh von mir, Satan, du biſt mir anſtöſſig!" Hier wird nicht Judas etwa, ſondern ſogar Petrus, Satan genannt, und, was kann es dem ganzen Zuſammenhange nach weiter andeuten ſollen, als daß er dadurch für einen feinwollenden Verführer erklärt werde? Alſo auch ganz ſo, wie wir noch zu ſprechen pflegen, daß ein Menſch dem andern durch Verführung zum Satan werden könne. Daß Jeſus bei ſeinen Worten — „weg mit dir, Verführer!" — auch nicht einmal daran gedacht habe, daß dem Petrus ſein falſcher Rath, welchen er ihm gab, vom eigentlichen Satan eingegeben worden ſei, wird dadurch klar, daß er ausdrücklich die zu menſchliche Denkungsart des Apoſtels für die Urſache ſeines Unwillens über ihn angibt ... In wie fern die Apoſtel Jeſu in Ausrottung des ganzen Satansglaubens — der eigentlich nicht zum Moſaismus gehörte — weiter, als ihr Meiſter, der ſie nur begann, und nur beginnen konnte, gegangen ſind, will ich nicht weitläuftig unterſuchen; weil die Ausbeute davon nicht ganz genugthuend für mich ſein würde. Ich geſtehe alſo vielmehr frei, daß ich mit ihrer weiteren Behandlung jenes kohlſchwarzen Glaubens nicht zufriden bin; mag auch Teller, dem ich meine hohe exege-

tiſche Verehrung noch nach ienſeits hin nicht oft genug verſichern kann, in ſeinem Wörterbuche unter der Rubrik Satan, ſie zu vertheidigen ſuchen, wie er will. Am beſten gefällt mir unter ihnen noch Jakobus, der offen und bider ſprach — „Jeder reizt ſich ſelbſt zur Sünde, indem ſeine eigene Luſt ihn lockt und hinreiſſt" — denn auch ſogar bei allen Verſicherungen des Johannes, daß Jeſus ausdrücklich gekommen ſei, um die Werke des Teufels zu zerſtören, bleibt, wenn man recht den Zuſammenhang, in welchem er ſie gibt, lieſet, der Teufelsglaube ſelbſt immer noch unzerſtört. „Jeſus kam, damit wir nicht mehr, wie der Teufel, handeln ſollten" — ſo wollte er offenbar nur verſtanden ſein; bleibts dabei aber nicht immer noch bei dem Teufelsglauben? Ich für mein Theil bin daher auch lebendig überzeugt, daß Jeſus die wirkliche Ausrottung deſſelben weder ſeinen Apoſteln wirklich übertragen, noch ſie ihnen auch nur überlaſſen, ſondern ſie blos von der ſpäteren philoſophiſcheren Nachwelt erwartet habe. — —

Ganz ſo, und von allen Seiten ſo, wie es um den Satansglauben ſteht, ſteht es auch um den Glauben an Auferſtehung der Todten ... Moſes hatte dieſen ſo wenig gelehrt, wie ienen; denn ſein Ausſpruch, Gott könne tödten und wieder lebendig machen, wie er Wunden ſchlagen und wieder heilen könne, war weiter nichts, als Verſinnlichung der Allmacht Gottes.

Dennoch fand Jeſus den Auferſtehungsglauben unter ſeiner Nation nicht weniger herrſchend, als den Satansglauben. Auch ihn hatten die Juden aus der babiloniſchen Gefangenſchaft erſt mitgebracht, und die Phariſäer hatten ihn hernach ebenfals noch überbabiloniſch ausſtaffirt. Die Sadducäer ſind alſo eigentlich nicht deshalb zu tadeln, daß ſie von ihm nichts wiſſen wollten, ſondern darum, daß ſie mit ihm zugleich den Glauben an ein künftiges Leben aufgaben. Wie weiſe handelte alſo Jeſus auch dadurch, daß er ihn nicht nur nicht geradezu verwarf, ſondern ſich vielmehr, ſo viel es nöthig war, an ihn anſchmiegte. Er wollte der öffentliche Prediger des künftigen Lebens ſein; würde ſeine rohe und ungebildete Nation auch wohl nur verſtanden haben, was er damit meine, wenn er ſich nicht der Todtenauferſtehung, deren Glauben er unter ihr fand, als eines Bildes davon, bediente? Weggeworfen würde ſie vielmehr ſogar allen Glauben an ein künftiges Leben haben, wenn er geradezu geſagt hätte, daß an eine eigentliche Todtenauferſtehung gar nicht zu denken ſei. Ihm wars nur darum zu thun, daß geglaubt werde, mit dem Tode ſei es nicht für den Menſchen aus, und ſo ging er bei der Sache ſo zu Werke, und muſte ſo zu Werke gehen, wie er wirklich bei ihr zu Werke ging. Wie er ſelbſt über ſie gedacht habe, und über ſie auch nur gedacht habe wiſſen wollen, liegt in ſeiner Erzählung vom reichen Manne und vom Lazarus, auf die ich noch einmal ſehr zurückzukommen

verſprach, hell und klar am Tage. In ihr wird ausdrücklich beſagt, daß Lazarus ſogleich, als er geſtorben, im Abrahamsſchoſſe, und der verworfene Reiche ebenfals gleich nach ſeinem Tode in der Hölle geweſen ſei. Ueber die hierbei gebrauchte jüdiſche Bilderſprache hernach ein Mehreres. Genug — es war weder für den Lazarus, um in Abrahams Schos zu kommen, noch für den reichen Mann, um in die Hölle zu kommen, eine Todtenauferſtehung erſt noch nöthig, ſondern beide kamen durch den Tod gleich dahin, wohin ſie gehörten. Ja, was noch Mehr iſt, Beide werden auch als ſofort mit neuen Sinnen und Organen, folglich mit einem Körper, begabt beſchrieben, und führen alſo ein wahres und vollkommenes Leben auf der Stelle fort, wie vorher. Läſſt es ſich mit dieſer Erzählung auch wohl vereinigen, daß Jeſus gewollt, daß die Todtenauferſtehung — wenn man auch nur die Auferſtehung des Fleiſches darunter verſtände — einſt Glaubensartickel ſeiner Kirche, der Chriſtenheit, würde? So iſts dann aber auch an ſich gleich klar, daß er, ſo oft er wirklich von Auferſtehung geſprochen, ſie entweder blos als Bild und Verſinnlichung eines künftigen Lebens gebraucht, oder gar nur allegoriſch von ihr geſprochen habe. Was das Erſtere anbetrift, ſo beſchlos er ia ſeine berühmte Belehrung über die Auferſtehung der Todten, welche die Sadducäer ihm abnöthigten, nach Luc. 20. ausdrücklich mit den Worten — „Gott iſt nicht ein Gott der Todten, ſondern der Lebenden; Abraham, Iſaak

und Jakob — ſie alle — müſſen alſo bei ihm fortleben.“ Hat man nun wohl ie von einer geſchehenen Auferſtehung dieſer drei Erzväter geleſen? So liegts ia alſo am Tage, daß Jeſus das Auferſtehungsbild, da es noch dazu gerade vor ihn hingeſtellt ward, nur zur Verſinnlichung der Lehre von einem künftigen Leben, oder vielmehr gar von ununterbrochener menſchlicher Fortdauer im Tode, gebrauchte. Was das Letztere, oder ſein bloſſes Allegoriſiren, anbelangt, ſo macht auch ſelbſt die Stelle Joh. 5., auf die man ſo ſehr das Gegentheil zu bauen pflegt, keine Ausnahme davon; vielmehr beweiſet ſie es eben am meiſten. Wie hätte er ſonſt nach V. 25. ſagen können — „Ich betheure es euch: die Zeit iſt nicht mehr fern, ia, ſie iſt ſchon da, wo Todte (alſo doch wohl nur Moraliſchtodte?) den Ruf des Gottesſohns vernehmen, und die ihn vernehmen, zum Leben gelangen werden“ —? Ich ſchlieſſe, um Jeſum ganz zu verſtehen, wenn er von Auferſtehung ſprach, mit ſeinen Worten Joh. 11, 25. Luther überſetzt — „Ich bin die Auferſtehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich ſtürbe, und wer da lebt und glaubt an mich, der wird nimmermehr ſterben.“ Ich überſetze alſo — „Ich bin der von Gott verordnete Lehrer eines künftigen Lebens. Wer meine Belehrungen annimmt, der weis, daß er ſterbend fortlebe, und wer ſie recht lebendig annimmt, in ihren wahren Sinn recht eindringt, der weis, daß er ſelbſt im eigentlichen Verſtande gar nicht ſterbe“ ...

Die Fortſchritte, welche die Apoſtel in Abſchaffung des Auferſtehungsglaubens, den Jeſus noch zärtlich behandeln muſte, und zur Einführung des reinen Unſterblichkeitsglaubens, der eigentlich ſeine Sache war, gemacht, mag ich ebenfals nicht weitläuftig unterſuchen; weil der Austrag davon mir auch keineswegs genugthuend ſein würde. Im Grunde haben wir auch darüber keinen eigentlichen nachrichtlichen Nachlas weiter, als den, der den Paulus betrift; ich geſtehe aber offenherzig, daß ich nicht weis, was ich auch hieraus machen ſolle. Paulus ſchwankt offenbar in ſeinen Meinungen über den groſſen Gegenſtand, von dem die Rede iſt. Bald läſſts, als hätte er geglaubt, es bedürfe, um bei Chriſto zu ſein, keiner Auferſtehung, ſondern blos des Abſcheidens; bald ſagt er geradezu, die geſtorbenen Chriſten, welche er Entſchlafene nennt, müſten erſt auferſtehen, um zum Herrn emporgehoben zu werden. Wie ich ſage – ich kann mit ihm nicht zufriden ſein. Beſſer gefällt mir doch noch Petrus, wenn er blos ſagt, den Märtirern (den Todten) ſei die frohe Lehre verkündigt worden, daß, wenn Menſchen ihren Leib tödteten, Gott ihren Geiſt lebendig erhielte. Doch — dis möchte noch ſein; aber höchſt unzufriden mus man doch wohl mit dem Paulus werden, wenn er ſogar die Auferſtehung der Todten auf die Auferſtehung Jeſu gründete. Jeſus iſt auferſtanden — heiſſt dis etwas Anderes, als daß er am dritten Tage wieder aufgelebt und in das erſte Leben zurückgekehrt ſei? Wer alſo aus ſeiner ge-

ſchehenen Auferſtehung unſere künftige Auferſtehung folgert — was ſagt er damit? Dis daß wir, wie er, in das erſte Leben zurückkehren würden; iſt denn aber nicht von unſerem Uebergange ins zweite Leben die Rede? Ich mag nicht einmal erwähnen, daß wir alsdann nicht am jüngſten Tage, ſondern auch am dritten Tage ſchon, wie Jeſus, auferſtehen müſten, weil eine ſolche Auferſtehung ſonſt nicht möglich wäre. Hätte aber Paulus die Auferſtehung Jeſu, ſtatt auf ſie die Auferſtehung der Todten zu gründen, als einen Beweis für die Gewisheit eines künftigen Lebens hingeſtellt, ſo müſte man ihm Beifall geben; denn Gott, der ſie veranſtaltete, drückte dadurch noch ein beſonderes Siegel auf die Wahrheit ſeiner Lehre, zu deren Hauptbeſtandtheilen der Glaube an ein künftiges Leben gehört. So meinte es auch Petrus 1 Br. 1, 3. 'Gern will ich mir's gefallen laſſen, daß man den Paulus über ſeine Anhänglichkeit an Auferſtehung der Todten mit den phariſäiſchen Lehrſätzen, denen er frühzeitig eingeweihet ward, entſchuldige; wie er aber habe die Auferſtehung der Todten aus der Auferſtehung Jeſu beweiſen, und iene auf dieſe ſogar gründen können, iſt und bleibt mir unbegreiflich ... Da die Sachen in Anſehung der Abſchaffung des Auferſtehungsglaubens mit den Apoſteln ſo ſtehen, daß ſie damit keine wirklichen Fortſchritte gemacht, ſo gehts mir, wie bei Betrachtung des Satansglaubens, und ich mus der Meinung ſein, daß Jeſus ſie ihnen weder wirklich übertragen, noch auch nur über-

laſſen, ſondern ſie ebenfals blos von einer ſpäteren philoſophiſcheren Nachwelt erwartet habe. Eine Erwartung, mit der er ſich auch nicht getäuſcht hat; wenn ſie auch gleich noch ſpäter, als die Erwartung der Abſchaffung des Satansglaubens, erfüllt worden iſt. — —

Nun auch etwas über die Lehre von Vergeltung in dem künftigen Leben ... Natürlicherweiſe konnte Moſes, da er kein künftiges Leben lehrte, auch keine Vergeltung darin lehren. Alle ſeine Verheiſſungen und Drohungen — wie lauteten ſie alſo? Hier folgen ſie ſo, wie er ſie ſelbſt für ſein Volk nach 5 B. M. zuſammengedrängt haben ſoll — — (die Verheiſſungen auf den Fall des Gehorſams gegen Gott). „Ich will dein Brodt und dein Waſſer ſegnen. Regen ſoll kommen zu rechter Zeit, daß das Land ſein Gewächs gebe, und die Bäume im Lande ihre Früchte bringen. Ich will dir reichlich ſchaffen Oel und Moſt. Du ſollſt haben groſſe Rindvieh- und Schafheerden. Deiner Kinder ſollen viel ſein. Nichts untüchtiges und unfruchtbares ſoll unter dir ſein. Alle Seuchen und Krankheiten will ich von dir wenden. Alle ſchädliche Thiere ſollen aus deinen Grenzen verbannt ſein. Sieg ſollſt du über deine Feinde davontragen, und, wenn du ins Feld ziehſt zum Streite, ſoll das Schrecken vor dir hergehen. Sicher und in Frieden ſollſt du in deinem ſchönen Lande wohnen und ein hohes Alter erreichen.“ (Die Drohungen auf den Fall des Ungehorſams gegen

Gott). „Ich will den Himmel zu Eisen und die Erde zu Erz machen. Alle eure Mühe und Arbeit soll verlohren sein. Das Land soll sein Gewächs nicht geben, die Bäume ihre Frucht nicht. Umsonst sollet ihr säen, und eure Feinde sollen erndten. Geschlagen sollet ihr werden, so oft ihr streitet, und fliehen, ohne daß euch Jemand iagt. Wilde Thiere sollen eure Kinder fressen, und euer Vieh zerreissen. Mit bösartigen Fiebern sollt ihr gequält, durch die Pest sollt ihr aufgerieben werden. Schreckliche Hungersnoth soll sich dazu gesellen, und euch zwingen, eure Söhne und Töchter zu schlachten. Was am Ende von euch übrig bleibt, soll unter alle Völker zerstreuet werden." So lauteten die mosaischen Verheissungen und Drohungen, oder die Belehrungen des Moses über Vergelt für Tugend und Laster, und konnten nicht anders lauten; weil er über ein weiteres Leben über den Tod hin völlig schwieg. (Warum er dis gethan — er, der am egiptischen Hofe erzogen worden war, und also davon wohl wissen muste, gehört nicht hieher.) Da nun aber die Juden den Auferstehungsglauben aus Chaldäa mit zurückgebracht hatten, so hatten sie auch entweder ihn als Vergeltungsglauben zugleich mit zurückgebracht, oder ihn doch nachher dazu ausgebildet. Man könnte mit Fug und Recht das Erstere hiervon annehmen, weil alle Völker, die an ein Weiteres für den Menschen glaubten, auch an Vergeltung darin geglaubt haben, und vermöge der gesunden Vernunft an sie glauben musten. Doch — es sei,

wie es sei — welche Vorstellung machten sich die Juden von Vergeltung in dem künftigen Leben? Die Antwort hierauf ist — eine blos sinnliche. So also fand Jesus den Vergeltungsglauben unter seiner Nation; was sollte er thun? Hätte er ihre sinnlichen Begriffe von künftiger Vergeltung ganz auf die Seite geschoben, und dafür die reineren höheren Begriffe aufgestellt, so würde man ihn entweder gar nicht verstanden haben, oder doch mit seiner Vorstellungsweise nichts zu schaffen haben wollen. Was machte sich der gewöhnliche Jude aus Geist und Herz? der Magen war ihm lieber. „Selig, wer einst in dem göttlichen Reiche wird zur Tafel gezogen werden" (wer das Brodt isst im Reiche Gottes —) so erklärte sich sogar ein vornehmer Jude gegen ihn. Wohlgefühl, Schmerzgefühl — ohne jenes konnte man sich das künftige Heil, und ohne dieses das künftige Unheil nicht denken. Wie weise handelte Jesus also auch dadurch, daß er, der den Fortdauerglauben besonders als Vergeltungsglauben zu lehren hatte, sich an seine Volks- und Zeitbegriffe von künftiger Vergeltung, so viel es nöthig war, ebenso anschmiegte, wie an den Auferstehungsglauben. Daß er dis wirklich gethan, darüber bedarf es doch wohl für Jeden, der iemals das Evangelienbuch als wirklicher Leser in die Hand nahm, keines weiteren Beweises? Ich aber hätte freilich nun zu beweisen, daß die Sprache, welche er von dieser Art gelegentlich führte, blos Bilderſprache und weise Kondescendenz zu seinem

Volks- und Zeitgeiſte geweſen ſei. Eigentlich wäre die Erzählung, welche er ienem vornehmen Juden, der ſein Mitgaſt war, ſtatt aller Erwiederung auf ſein „Selig, wer das Brodt iſſt im Reiche Gottes“ lieferte, ſchon Beweiſes genug dafür. Ich kann aber doch die wunderſchönen und den von ihm ſelbſt gegebenen völligen Aufſchlus über ſeine bezeigte Akkommodation und Anſchlieſſung an Volks- und Zeitbegriffe enthaltenden Worte, welche Matthäus (Kap. 13, 32.) anführt, nicht übergehen. „Jeder wahre Lehrer des göttlichen Reichs mus es, wie ein Hausvater, machen, der aus ſeiner Vorrathskammer Altes und Neues hervorgibt.“ Der ganze Zuſammenhang, in welchem er dieſe Worte ſprach, müſte, dächt' ich, Jeden vollkommen davon überzeugen, daß er darüber ſo verſtanden ſein wollte, wie ich ihn darüber verſtehe. Er hatte nehmlich unmittelbar vorher davon geſprochen, daß die Laſterhaften einſt von den Rechtſchaffenen geſchieden, und in den glühenden Ofen geworfen werden, und da heulen und mit den Zähnen knirſchen würden. Dis war alſo das Alte, welches er über den Vergeltungsglauben aus ſeiner Vorraths- oder Lehrkammer hervorgab. So iſts dann folglich auch nur zu verſtehen, wenn er in der Erzählung vom reichen Manne und vom Lazarus von dem peinlichen Durſte des Erſteren in den Flammen der Hölle, und von den Erquickungen, welche der Letztere im Abrahamsſchoſſe genieſſe, ſprach. Wer dieſe Erzählung recht

wohlbedächtig lieſet, der findet in ihr auch ſchon das Neue, welches der groſſe Lehrer aus ſeiner Lehrkammer dabei zugleich hervorgab. Die Gewiſſensvorwürfe und Gewiſſensbiſſe, welche der ſchlechte Reiche empfand, und die für moraliſche Weſen das eigentliche hölliſche Feuer ſind, ſind wenigſtens darin nicht zu verkennen, und man ſieht es der ganzen Erzählung auf den erſten Blick an, daß Jeſus in ihr das künftige Leben als einen vollkommeneren Schauplatz der göttlichen Gerechtigkeit, ſowohl der belohnenden, als der beſtrafenden, hinſtellen wollte. Wie es ihm aber hierum vorzüglich zu thun ſein muſte, ſo brauchte er auch in ſeiner Lage nichts weiter deshalb zu thun, als was er wirklich deshalb that; — dreimal für einmal will ich dis gern ſagen. Als unzubezweifelnd trug er den künftigen Vergeltungszuſtand vor, und trug ihn ſo vor, daß ſein Zeitalter begreife, daß er von ihm ſpreche, überlies es aber der klügeren Nachwelt, die dabei gebrauchten ſinnlichen Bilder auf die Seite zu ſchieben, und ſich mehr zur moraliſchen Vergeltung zu erheben. Kann Jemand auch wohl nur den einzigen Ausſpruch von ihm leſen — „in jenem Leben wird man wie die Engel Gottes im Himmel leben" — ohne ſogleich einzuſehen, wie er es mit allen jenen Bildern gemeint haben möge? Paulus — man ſieht hieraus, wie ich ſeinen Verdienſten um die Aufklärung, welche das Chriſtenthum allmählich ſtiften ſollte, alles das dankbar zolle, was ihnen gebürt —

war es unter den erſten Nachlehrern Jeſu vorzüglich, der ſich zu jenen höheren Vergeltungsbegriffen erhub. Nicht nur leuchtet dis ſchon daraus hervor, daß er, ſo ein eifriger Vertheidiger des Auferſtehungsglaubens er auch war, doch auch von einer ſolchen herrlichen Umwandlung des geweſenen Erdenkörpers bei der Auferſtehung ſprach, mit der ſich weder Tafelerquickungen, noch Feuerpein, vereinigen laſſen; ſondern — die Stelle aller ſeiner Stellen hierüber (Röm. 2.) beſtätigt es auf ſo eine Weiſe, daß man ſich über ſie recht philoſophiſchhoch freuen mus. „Gott wird zur Zeit der völligen Beweiſung ſeiner Gerechtigkeitspflege als Richter in der moraliſchen Welt einem Jeden vergelten nach ſeinen Werken. Jammer und Angſt alsdann über Alle ohne Unterſchied, die laſterhaft waren; Preis aber, Ehre und Heil wird alsdann auch iedem Rechtſchaffenen zu Theile werden.“ Wie ſind hier nicht die ſinnlichen, ia, ich darf wohl ſagen, grob ſinnlichen Bilder, deren ſich Jeſus, wenn er vom ſeligen und unſeligen Zuſtande in iener Welt ſprach, bedienen muſte, ſchon ganz auf die Seite geſchoben! Bei Jammer und Angſt, bei Preis, Ehre und Heil, kann ſich ia doch wohl Jeder denken, was er will? Je vernünftiger er aber ſelbſt iſt, deſto vernünftiger wird auch das ausfallen, was er ſich dabei denkt. Vom Speiſen an einer himmliſchen Tafel und vom Durſtleiden in den Flammen der Hölle iſt wenigſtens offenbar hier nicht die Rede. Nimmt man endlich noch die ſchöne Stelle 1 Kor. 13. dazu — „unſer

Wiſſen iſt ieht Stückwerk u. ſ. w.“ — o wie liebens-würdig wird Paulus mit ſeinen Vorſtellungen von der künftigen Seligkeit! Gleichliebenswürdig iſt Johannes mit ſeinen Begriffen davon (1 Br. Kap. 3. V. 2.) — „Es iſt noch nicht erſchienen, was wir ſein werden, u. ſ. w.“ Traurig genug alſo, daß die ſowohl früheren, als ſpäteren Nachlehrer der Apoſtel nicht in die Fusſtapfen des Paulus und des Johannes bei der Sache eintraten, ſondern an den bloſſen Vergeltungs-bildern hangen blieben; noch trauriger aber alſo auch, daß es ſich auch ſogar nach anderthalb Jahrtau-ſenden mit den proteſtant'ſchen Kirchenlehrern noch, und zwar auch noch lange genug, ſo verhielt. Jedoch — auch auf dieſer Seite iſt endlich die Hofnung Jeſu auf volles Licht, das durch ihn aufgehen würde, erfüllt worden, und, ſobald man die Lehre von Auferſtehung des Fleiſches aufgab, gab man auch die Tafel im Him-mel und das Feuer in der Hölle, kurz, alle ſowohl grobſinnliche, als auch bloßſinnliche Vorſtellungen von Himmel und Hölle, oder von Seligkeit und Unſe-ligkeit in dem künftigen Vergeltungszuſtande, auf. Geſetzt nehmlich auch, daß es auf den heutigen Tag noch proteſtantiſche Kirchenlehrer gäbe, welche nicht nur an dergleichen Vorſtellungen ſelbſt noch klebten, ſondern ſie auch ihren Gemeinen öffentlich vortrügen, ſo würde doch auch die Erfarung lehren, daß ſie da-durch der guten Sache der künftigen Vergeltung mehr ſchadeten, als nützten. Sie wären offenbar in einem

ganz entgegen gesetzten Falle, als in welchem Jesus war, und, wie Jesus, wenn er über künftige Vergeltung sprach, von seinen Zeitgenossen gar nicht angehört worden sein würde, wenn er nicht in jüdischen Bildern davon gesprochen hätte, so würden sie, wenn sie von künftiger Vergeltung sprächen, von ihren Zeitgenossen nicht mehr angehört werden, wenn sie in dergleichen Bildern davon sprächen. Gottlob, daß ich noch diese Zeiten erlebt habe! Die Philosophie, als eine treue Schwester der Religion, hat sie bewirkt; Dank ihr dafür!... Eben diese hat dann auch während meines Lebens dem Glauben an die Ewigkeit der sogenannten Höllenstrafen ein Ende gemacht, und — wo ist ein Menschenfreund, der ihr nicht auch hiefür dankte? Dieser Glaube war, von allen Seiten betrachtet, zu krass, als daß er sich auch gleichsam ewig behaupten konnte. Jesus fand ihn unter seiner Nation; denn das höllische Feuer war nach Angabe der Pharisäer, welche die Meinung des Volks in Religionssachen leiteten, auch ein ewiges, d. h. (nach der Umschreibung des Josephus) nimmermehr aufhörendes, Feuer. Hätte er ihn also wirklich auch noch stehen lassen müssen, so konnte er doch sich auf die Nachwelt verlassen, daß sie, wenn sie erst den Glauben an ein höllisches Feuer aufgegeben hätte, auch den Glauben an ein ewiges Feuer aufgeben würde. Er, der die Freude im Himmel über einen Sünder, der auf Erden schon Busse thäte, so gros beschrieb, scheint auch damit haben andeuten zu

wollen, daß noch weit gröſſere Freude im Himmel über Sünder ſein werde, die endlich auch in der Hölle noch ſich beſſern würden. Der Kirchenvater Laktantius mag ihn wohl in ſeinem Jahrhundert (es war das Vierte erſt) ſchon darüber verſtanden haben. „Gottes Zorn, ſprach er nehmlich, dauert ewig fort gegen die, welche ewig ſündigen; diejenigen aber, welche zu ſündigen aufhören, machen Gottes Zorn ſterblich.“ Abgerechnet das Zornsbild — wo iſt iezt ein Mann von Kopf und Herz, der nicht dieſen Ausſpruch, welcher ſchon vor anderthalbtauſend Jahren geſchah, unterſchriebe? Gottes allervollkommenſte Gerechtigkeit wird wenigſtens doch gewis nicht damit gelehrt, wenn eine unendliche Dauer der Strafen ienſeits des Grabes gelehrt wird; — der allerhöchſte Grad von göttlicher Ungerechtigkeit vielmehr. Wie käme denn dis heraus, wenn Gott ſittliches Unweſen, Sünderweſen, welches in einem Leben getrieben ward, das bald ein Ende hatte — geſezt auch, daß es bis an den lezten Augenblick deſſelben getrieben worden wäre — nach wirklicher Beendigung deſſelben mit Strafen belegte, die gar kein Ende hätten? Nur dann lieſſe ſich ſo etwas noch hören, wenn ſolch Sünderweſen in ienem Leben auch ohne Ende fortgeſezt würde. (Ganz ſo dachte Laktantius.) Dis iſt ia aber bei der künftigen neuen Körper- und Welteinrichtung nicht einmal möglich. Wollte man hierauf erwiedern, daß dennoch der ewigfortdaurende Sünder-

ſinn am Sünder ewig beſtraft werden müſſe, ſo läſſt ſich auch eine ſolche ewige Fortdauer des Sünder*ſinnes* gar nicht denken. Was ſollte ein Menſch auch nur davon haben, daß er ſeinen böſen Sinn, den er nicht mehr befriedigen könnte, ia, der nicht einmal mehr gereizt würde, ewig fortſetzte? Aus bloſſer Klugheit ſchon müſte er ia ſeiner bald überdrüſſig werden. Es liegt aber auch an ſich gleich in der Natur eines Vernunftweſens, daß es endlich nach allen ſittlichen Verirrungen zur Sittlichkeit zurückkommen müſſe. Wenn dis nun wirklich geſchieht, oder — ich will mich einmal recht ächttheologiſch ausdrücken — wenn der Sünder zu Gott zurückkehrt, mus nicht Gott auch zum Sünder zurückkehren? — mus nicht alsdann ſo, wie die Strafwürdigkeit des Sünders, auch ſeine Beſtrafung, ein Ende haben? Ich empfehle Allen, die hierüber nicht mit mir einſtimmig ſein wollen, die ernſtliche Lektüre des Ezechiel, Kap. 18. — dieſes Kapitel iſt ein Kapitel aller Prophetenkapitel von V. 21. an bis zu V. 28. Schweigen möchte doch lieber ia Jeder, der hiergegen einwenden könnte, daß hier nur von *dieſem* Leben die Rede ſei. Wenn das *künftige* Leben ein *vollkommenerer* Schauplatz der Gerechtigkeit Gottes ſein ſoll, und wenn der aufgeklärte Moſesſchüler über Gottes Gerechtigkeit *hier* ſchon ſo dachte, wie vielmehr mus der aufgeklärte Chriſtusſchüler über ſie *dort einſt* ſo denken! „*Wenn der Sünder ſich bekehrt, ſoll er leben*“ (ſoll's gut haben) — bei dieſem

Grundſatze muß es bleiben; weil Gott gerecht iſt. Bekehrt ſich der Sünder nun erſt in iener Welt, ſo muß er auch in ihr hernach es gut haben (leben), und zwar um ſo mehr, weil die künftige Welt ein vollkommenerer Schauplatz der Gerechtigkeit Gottes ſein ſoll, als die gegenwärtige. Dis diene zugleich zur Auskunft darüber, warum der Grundſatz, daß nach erfolgter Beſſerung die Beſtrafung des Sünders ein Ende haben müſſe, iezt keineswegs immer vom Weltrichter befolgt werde. Man unterſcheide dabei auch nur moraliſche und phiſiſche Strafen! Jene verliehren ſich gewis immer mehr, ie mehr die Beſſerung fortgeſetzt wird; iſt dis aber nicht ſtets der Fall mit den phiſiſchen, ſo liegt der Grund davon in ihrer Beſchaffenheit. Iſt dieſe von der Art, daß ſie, wie z. B. bei völlig durch Lüderlichkeit zerſtörter Geſundheit, bis an den Tod fortdauern müſſen, ſo dauern ſie freilich bis an den Tod fort, und können nur in ienem Leben ein Ende haben; da werden ſie's dann aber auch durch Beihülfe der neuen Körpereinrichtung gewis haben. Möchte alſo immerhin ſogar auch Paulus noch von einem ewigen Verderben geſprochen haben, (2 Theſſ. 1, 10.) ſo hätte er doch die nachdenkende Vernunft dabei gegen ſich, und nur das, was dieſe ausſpricht, und was mit ihr übereinkommt, iſt glaubwürdige Wahrheit. Dis gilt nicht nur von den Sprüchen der Schüler, ſondern auch von den Sprüchen des Meiſters ſelbſt; darum appellirte dieſer auch, wie ſchon erwieſen iſt, ſo

gern und ſo oft an ſie, als an die oberſte Richterin in Glaubensſachen, und verlies ſich auf ſie, daß ſie überall, wo er hatte ſtillſtehen müſſen, weiter gehen, und mit der Zeit ſo weit gehen werde, als ſichs gehöre. Ganz ſo eingetroffen das Letztere, wie er dachte — auch in Anſehung der Lehre von der Dauer der zukünftigen Strafen. Zwar ward ich ſelbſt noch als Knabe nach einem chriſtlichen Glaubensbuche unterrichtet, worin auf die Frage — „wie würde dir zu Muthe ſein, wenn du etwa auch deine Angehörigen ewig in der Hölle brennen ſäheſt? würdeſt du darüber traurig ſein?“ — die Antwort gegeben ward — „Nein! weil mein Wille mit dem Willen Gottes übereinſtimmen wird“ — — wer verabſcheuet aber nicht iezt ſolchen Unſinn, geſezt auch, daß es noch ſo gut mit ihm gemeint geweſen ſein ſollte? Was dieſen Punkt, den ich, wenn ich gegen die Vorwelt nicht ungerecht ſein will, nicht ganz unberührt laſſen darf, anbetrift, ſo glaubte man allerdings faſt durchgehends, daß die Furcht vor ewigen Höllenſtrafen das rechte Mittel ſei, böſe Menſchen von ihrer Bosheit zurückzubringen; ich aber kann mich zu dieſem Glauben nicht bekennen — weil die Erfarung lehrt, daß an ſolchen Menſchen die Furcht vor einer lebenslänglichen Zuchthausſtrafe, die ſie doch auf ieden Fall als weit gewiſſer ihnen bevorſtehend betrachten müſſen, dergleichen Wirkung nicht zeigt. Wohl aber mus ich vielmehr auf der andern Seite dem bideren Naturmanne Rouſſeau beh

ſtimmen, wenn er behauptet, daß die Furcht vor ewigen Höllenſtrafen ſchon oft die Urſache davon geweſen ſei, daß auch gute Menſchen, die aber freilich ſich nicht als heilige Engel gefühlt hätten, in Verzweiflung an ihrer künftigen Seligkeit gerathen wären. Dis ſei genug über den Punkt des Gutmeinens mit der Predigt von zukünftigen ewigen Strafen!

Jetzt, da ich von der Behandlungsweiſe des vorgefundenen Vergeltungsglaubens, welcher ſich Jeſus bediente, geredet habe, bietet ſich mir auch eine beſondere Gelegenheit dar, meine Bewunderung über die Weisheit, mit der er als auftretender Meſſias in höherem Verſtande zu Werke ging, zu vollenden. Er traf nehmlich auch unter ſeiner Nation die Erwartung eines allgemeinen Weltgerichts, ja, ſogar eines gewiſſen Tags deſſelben, an, mit welchem die künftige Vergeltung anheben würde. Wenn Moſes, da er kein künftiges Leben gelehrt hatte, auch keine Vergeltung darin hatte lehren können: ſo hatte er auch, da er keine künftige Vergeltung gelehrt, keines Weltgerichts, mit dem ſie anhübe, gedenken können. Sucht man alſo den Urſprung des beſondern Glaubens an ein ſolches Gericht auf, ſo findet man ihn erſt bei den ſpäteren Propheten der Hebräer, welche gegen das Ende der babiloniſchen Gefangenſchaft lebten. Dieſe weiſſagten nehmlich einen ſchrecklichen Tag des Jehova, an welchem er die Heiden, welche ſein Volk ſo jämmerlich geplagt hätten, auf

das härteſte beſtrafen würde. Hieraus entſtand, wie ich wenigſtens (iedoch in Geſellſchaft vieler Männer, deren Stimme mehr gilt, als die meinige) meine, an der Hand des Glaubens an Vergeltung ienſeits des Grabes, ſobald dieſer wirklich da war, auch der Glaube an ein allgemeines Weltgericht, und an einen beſtimmten Tag deſſelben. Man findet wenigſtens ſchon die Spuren davon im Buche der Weisheit, welches etwa ein Jahrhundert vor Jeſu geſchrieben worden ſein mag. Die Lehrer von der phariſäiſchen Sekte hatten weiterhin dieſen Glauben — wenn auch freilich nur in Bezug auf ihr erträumtes tauſendjähriges Meſſiasreich — befeſtigt, und ſo fand Jeſus ihn unter ſeiner Nation herrſchend; wie benahm er ſich dabei? die Antwort hierauf iſt — mit derſelben Lehrerweisheit, wie immer. Ihm wars hauptſächlich um den Glauben an Vergeltung in dem künftigen Leben zu thun; ſo lies er ienen Glauben einſtweilig ſtehen, ſprach auch, wenn er von künftiger Vergeltung ſprach — um ſich volksverſtändlich darüber zu machen — von einem allgemeinen Weltgerichte, und bediente ſich ſogar des Bildes von einem gewiſſen Tage deſſelben, oder von einem iüngſten Tage, wie man ihn damals nannte. Wie er aber hierüber habe eigentlich verſtanden ſein wollen, und daß er damit ebenfals blos Kondeſcendenz zu ſeinen Volks- und Zeitvorſtellungen bezeigt habe, iſt doch wohl aus ſeiner ſchon oft erwähnten Erzählung vom reichen Manne und vom Lazarus er-

ſichtlich genug. Offenbar lehrte er nehmlich durch ſelbige, daß ſowohl gute, als böſe Menſchen, durch den Tod gleich dahin verſetzt werden, wohin ſie gehören. So entſteht dann alſo die Frage, ob dis ohne vorhergegangene Richterſentenz Gottes geſchehe, oder nicht. Man nehme das Eine, oder das Andere, an — es gilt (in Betref eines Weltgerichts) gleich. Wer ſich keiner Inkonſequenz bei ſeinem Glauben ſchuldig machen will, mus das Letztere annehmen. So nimmt er dann aber auch zugleich an, daß über Jeden, ſo, wie er aus der Sterblichkeit abgeht, eine ſpecielle göttliche Richterſentenz erfolge; mus man nun nicht aber auch mit Recht fragen — wozu, wenn dieſe geſchehen iſt, nachher noch, und, wer weis, wann, eine univerſelle? Wenn ieder Einzelne ſchon da iſt, wohin er gehört, wie können Alle zuſammen — es ſei nach zehntauſend Jahrhunderten, oder auch nur nach zwanzigtauſend Jahren, erſt dahin gewieſen und verwieſen werden, wohin ſie gehören, und — wo ſie ſchon wirklich ſind? Hiermit, dächt' ich, müſte dem Glauben an ein zu erwartendes Weltgericht — keineswegs will ich ſagen, Hohn geſprochen, ſondern blos auf Befehl der geſunden Vernunft ein Ende gemacht ſein; ſo, wie es nun auch erwieſen genug iſt, daß Jeſus, wenn er ſich an ihn anſchmiegte, blos ſo that, um mit ſeiner allerhöchſten Predigt von Vergeltung ienſeits des Grabes bei ſeinen Volks- und Zeitgenoſſen das gewünſchte Gehör zu finden. Ja, er that zu dieſem Be-

hufe noch Mehr, und ſeine Kondeſcendenz zu den gangbaren Vorſtellungen ging noch viel weiter. Wie er nehmlich den Glauben an ein bevorſtehendes Weltgericht unter ſeiner Nation antraf, ſo traf er auch den Nebenglauben unter ihr an, daß ihr erwarteter Meſſias daſſelbe halten würde. Da er nun als Meſſias auftrat, ſo kündigte er ſich auch als den künftigen Weltrichter an. Daß er dieſes wirklich gethan, dafür bürgt ſchon einzig und allein Matth. 25, 31. Wie er aber dabei eigentlich habe gedeutet ſein wollen, kann dem nachdenkenden Leſer des Evangelienbuchs in unſerem Zeitalter nicht entgehen. Er korrigirte nicht nur offenbar gelegentlich den geſamten Volksglauben an ein bevorſtehendes Weltgericht, und ſuchte ihn in einen bloſſen reinen Glauben an gewis bevorſtehende Vergeltung ienſeits des Grabes zu verwandeln; ſondern er ſprach auch ebenſo offenbar, wenn er von ſeiner meſſianiſchen Wiederkunft zum Gerichte ſprach, auf eine ſehr verſchiedene Weiſe davon. Wer wird nehmlich z. B. glauben, daß Jeſus, wenn er nach Matth. 16, 27. verſicherte, daß er einſt in ſeines Vaters Maieſtät, von ſeinen Engeln begleitet, erſcheinen werde, um Jeden nach ſeinen Thaten zu lohnen, und dann auf der Stelle ebenfals verſicherte, daß Einige, die bis mitanhörten, nicht ſterben würden, bis ſie ihn in ſeiner königlichen Hoheit geſehen hätten — wer wird, frage ich nochmals, glauben, daß er hier von ſeiner Wiederkunft zum Weltgerichte geſprochen habe? Offenbar ſprach er hier nur

von ſeiner Wiederkunft zum Gerichte über die Juden-
welt. Er hatte nehmlich ſeiner Nation auf den Fall,
daß ſie ihn verwerfen würde, den ganzen Untergang
ihrer Staatsverfaſſung angekündigt; da er nun dieſen
Fall vorherſehen konnte, ſo ſtellte er als von ihr ver-
worfener Meſſias ſich auch als ihren Richter und Ver-
urtheiler hin. Mit dem völligen Verwelken des jüdi-
ſchen Staats war das Aufblühen ſeiner Kirche verbun-
den; denn auf den Trümmern des Judenthums hat ſich
das Chriſtenthum aufgebaut. Durch ſein Kommen in
ſeinem Reiche und in aller ſeiner Königsglorie deutete
er alſo auf den Flor ſeiner Kirche hin, der eine natür-
liche Folge der Zerſtörung Jeruſalems werden muſte.
Da er nun aber, wie geſagt, ſobald er ſich als Meſſias
hinſtellte, ſich auch als allgemeiner Weltrichter hinſtel-
len muſte, ſo geſchah's, daß er von ſeinem Specialge-
richte über Judäa und von ſeinem Univerſalgerichte zu-
weilen zugleich ſprach. Da entſtand Misverſtand,
und muſte Misverſtand entſtehen. Von ganzem Her-
zen entſchuldige ich daher die Apoſtel, welche in dieſen
Misverſtand geriethen; Jeſum ſelbſt aber entſchuldige
ich deshalb, daß er dazu Veranlaſſung gab, mit Recht
auch dadurch, daß er nach dem Hauptgrundſatze der
wahren Lehrerweisheit, der da heißt **allmählich**,
überall zu Werke ging. Er verlies ſich auf die ſpätere
Nachwelt auch hierbei, und konnte hierbei ſich am
ſicherſten auf ſie verlaſſen; denn, wenn doch kein
Weltgericht gehalten ward, und das Gericht über die

Judenwelt ohne ſein perſönliches Beiſein vor ſich ging, ſo muſte man am Ende wohl einſehen, daß er es mit ſeinem wirklichen Wiederkommen überhaupt nur bildlich gemeint haben müſſe. Die Apoſtel nahmen Alles, was er darüber geſprochen, im eigentlichen Sinne, und dachten ſich nicht nur das Ende des jüdiſchen Staats und das Ende der Welt, das Gericht über Judäa und das jüngſte Gericht, zugleich, ſondern glaubten auch an ſeine baldige wirkliche Wiederkunft dazu. Paulus ſcheint ſogar gehofft zu haben, dieſe ſelbſt noch zu erleben. Wie die Apoſtel dachten und glaubten, ſo dachte und glaubte auch die ganze erſte chriſtliche Kirche, und daher, wie oben geſagt, geſchah's, daß man ſich ſo ſpät erſt mit Sammlung und ſorgfältiger Aufbewahrung der Schriften über ihn, oder ſeiner Biographieen, welche in einzelnen chriſtlichen Gemeinen umherliefen, befaſſte. Alles gut ſo — denn es kam ſo, wie es kommen muſte —; wir aber müſſen nun endlich, nach zwei Jahrtauſenden beinahe, Jeſum doch wohl ganz richtig verſtehen, und den Zeitpunkt, in welchem das Chriſtenthum durch Zertrümmerung des Judenthums herrſchende Religion ward, als das von ihm angekündigte und geleiſtete Wiederkommen in ſeiner Herrlichkeit betrachten, an ſein weiteres Wiederkommen zum ſogenannten jüngſten Gerichte aber nicht ferner denken. Ich für mein Theil trete mit folgender Ueberzeugung aus der Welt des Glaubens ab — — „So wenig ſich Jeſus im eigentlichen Verſtande für den Zerſtörer Je-

ruſalems gehalten haben wird, für den er ſich doch hinſtellte, ſo wenig hat er ſich gewis auch für den eigentlichen Weltrichter gehalten, ſondern ſich, als er ſich auch als denſelben hinſtellte, blos des hebräiſchen Typus der Lehre vom Meſſianiſchen Gerichte bedient, um ganz als Meſſias in den Augen ſeiner Nation zu erſcheinen. Jenſeits ſteht die vollkommenſte Vergeltung bevor — wollte er blos ſagen, wenn er von ſeinem Weltgerichte ſprach; ſo, wie er, wenn er von ſeinem Specialgerichte über Jeruſalem ſprach, auch weiter nichts ſagen wollte, als — für Jeruſalem ſteht nahe Zerſtörung bevor. Wie nun das Specialgericht über das einzelne iüdiſche Volk ergangen iſt ohne ihn, ſo wird auch (von einem Univerſalgerichte am iüngſten Tage, das nun endlich lange genug, und über alle Gebür lange, vergeblich erwartet worden iſt, ſei nicht mehr die Rede) ein Specialgericht über ieden einzelnen Menſchen im Tode gleich ergehen ohne ihn."

Als ich oben bewies, daß die Gottesverehrungsweiſe, welche Jeſus einzuführen auftrat — die Verehrung durch Thun des Willens Gottes, durch Tugend — von der geſunden Vernunft nicht blos gebilligt, ſondern auch für die einzigwahre anerkannt werden müſſe, verſprach ich noch, ganz beſonders darüber zu reden, was für eine Tugend er gemeint. Hiermit befaſſe ich mich alſo nun,

und zwar um ſo lieber, weil dadurch dem Glauben, daß er der Erſte aller Lehrer — der Lehrer im vorzüglichſten Verſtande von Gott gekommen (geſandt) — wirklich auch ſo geweſen ſei, wie er ſich dafür ausgab, die Krone aufgeſetzt wird. — —

Die ſogenannte Bergpredigt Jeſu iſt und bleibt die eigentliche Fundgrube ſeiner Sittenlehre. Ich nehme ſie, wie ſie Matthäus liefert — ohne mich darum zu bekümmern, ob Jeſus ſie ſo, wie ſie in ihrem ganzen Zuſammenhange da iſt, wirklich auf einmal gehalten habe, oder nicht. Genug, ſie iſt da, zur Lektüre da, und ieder wahrhaftiggute Menſch lieſet ſie gewis mit hoher Freude; denn ſie enthält die Quinteſſenz von Allem, was iemals die einzelnen Sittenlehrer unter den uns bekannten gebildeteren älteren Nationen nur bruchſtücksweiſe gelehrt haben. Ich danke dem Matthäus für ſie; wie ich dem Markus es nicht verdanken kann, daß er blos eine lange Erzählung davon liefert, wie Jeſus einſt fünf Tauſende, die eine lange Predigt von ihm gehört hätten, nachher geſpeiſet habe. Gewis ſtimmt ieder vernünftige Chriſt mit mir überein, wenn ich behaupte, Markus hätte Mehr geleiſtet, wenn er uns lieber die lange Predigt geliefert hätte. Alſo — nach der vom Matthäus uns erzählten Bergpredigt Jeſu lässt ſich's ſehr gut beſtimmen, was für eine Tugend Jeſus gemeint habe, wenn er die Tugend an ſich zur Würde der ein-

zigwahren Gottesverehrung erhub. Er meinte offenbar eine wahre, und nicht blos scheinbare Tugend; er meinte nicht eine halbe, sondern eine ganze wahre Tugend. Das allen Menschen ins Herz geschriebene und unwandelbare Sittengesetz, welches Paulus ganz vortreflich mit den Worten ausdrückt — „Hasset das Böse, und hanget fest am Guten" — erklärte er also: „Du sollst nicht nur kein grosses Böses thun, sondern auch kein kleines — du sollst nicht nur Böses gar nicht thun, sondern auch nicht einmal wollen thun — — du sollst Gutes nicht nur thun, sondern auch wollen thun — du sollst nicht nur kleines Gutes thun, sondern auch grosses." Dis ist in zusammengedrängtester Kürze der Inbegrif der ganzen Sittenlehre Jesu. Zum Beweise hiefür rufe ich blos aus — „Wer die Bergpredigt lieset, der merke darauf!" Mir liegt nun nur daran, daß ich darthue, daß so eine Tugend, wie sie Jesus gelehrt hat, auch von der gesunden Menschenvernunft nur als vollendete Tugend anerkannt werden könne. Hierüber nun das Weitere . . .

Ist es möglich, zu glauben, daß das heilige und allerheiligste Gottesgesetz — „hasse das Böse (Arge)" dadurch erfüllt werde, daß man nur kein grosses, oder grobes Böses thue? Macht denn

nicht ſchon oft wiederholtes kleines Böſes, wenn es zuſammengerechnet wird, am Ende ſo viel aus, als ein begangenes groſſes, und — oft wohl gar noch Mehr? Man denke doch nur hier an die Betrüger im Verkehr und Handel, die es lebenslang ſind, und dadurch ein anſehnliches Vermögen zuſammenbringen, das ſie, wenn's auch nicht an den dritten Erben kommt, doch wenigſtens ſterbend noch hinterlaſſen, und wofür ſie, wenn die Leichenpredigt gut bezahlt wird, noch obendrauf eine gar herrliche Leichenpredigt als geweſene kluge Geſchäftsmänner erhalten! Sind ſie nicht weit ärgere Diebe, als der wirkliche Dieb, dem noch dazu wohl gleich für die erſte halsbrechende Arbeit, welche er unternahm, und auf der er ſich ertappen lies, der Hals auch wirklich durch Urthel und Recht gebrochen wird? Ebenſo denke man doch auch nur an die Verfolger, welche Jedem, der nicht ſo will, wie ſie wollen, die Adern faſt zerquetſchen, und um ſich her wie Löwen und Tiger wirken! Sind ſie nicht weit ärgere Mörder, als der wirkliche Mörder, der — wohl gar in völliger Unbeſonnenheit — einen Einzigen auf der Stelle ums Leben brachte? Doch — genug hiervon, und nun weiter! Warum — frage ich nehmlich iezt — unterbleibt gröſtentheils nur das groſſe oder grobe Böſe? Wer die Erfarung zu Rathe zieht, antwortet folgendermaſſen hierauf ... Auf das groſſe Böſe ſind obrigkeitliche Strafen geſezt, auf das kleine Böſe aber nicht. Der Dieb muß den Strang befürchten — der

Mörder das Schwert; wer straft den listigen Betrüger im Verkehr? wer den unversöhnlichen Verfolger? Der grobe Verleumder sogar, welcher Andern Schandthaten nachsagt, die er nicht beweisen kann, mus wenigstens Abbitte und Ehrenerklärung im Gerichte thun; dem feinen Verläumder aber, welcher die edelsten Handlungen Anderer verkleinert, und ihnen die unwürdigsten Ursachen unterlegt, geht Alles frei aus. Es ist aufgemachtwahr, daß Viele von Begehung des grossen Bösen nur durch die Furcht vor den gesetzlichen Strafen abgehalten werden. Andere hält ihre wirkliche Unfähigkeit dazu davon ab. Sie haben entweder nicht Muth und Entschlossenheit genug, oder es fehlt ihnen sogar blos an körperlichen Kräften dazu. Auf den Mangel an gehöriger Gelegenheit, das grosse Böse auszuüben, ist auch viel abzurechnen, wenn die Rede davon ist, warum es oft unausgeübt bleibe. Dis gilt besonders von solchen Fällen, wo zwei Personen dazu gehören, und wenn alsdann die eine davon der andern nicht nach Wunsch dabei entgegenkommt. Ja, es kann sogar oft noch der letzte Segen sein, welchen eine gute Erziehung zurücklässt, daß diejenigen, welche sie erhielten, lebenslänglich vor groben Uebelthaten zurückschaudern müssen; da sie sich dann aber wohl durch Begehung und Wiederbegehung seiner Unthaten dafür schadlos zu halten wissen . . . Nehme ich alles hier Gesagte nochmals zusammen, so mus ich dabei beharren, daß es nicht möglich sei, zu glauben, daß das heilige Gesetz —

„haſſe das Böſe" — dadurch erfüllt werde, daß man nur kein groſſes oder grobes Böſes thue. Wie ſtimmt alſo die geſunde Vernunft auf der Stelle Jeſu bei, wenn er lehrte – **„du ſollſt nicht nur kein groſſes Böſes thun, ſondern auch kein kleines!"**

Mus ſie aber, wenn ſie weiter nachdenkt, nicht auch darüber ihm beiſtimmen, daß er lehrte – **„du ſollſt nicht nur gar kein Böſes wirklich thun, ſondern es auch nicht einmal wollen thun"** —? Es gibt einen alten Denkſpruch, der ſich noch aus dem Uriſrael herſchreibt, und hernach in den Schriften des alten Teſtaments ſowohl, als auch in den Schriften des neuen, wiederholt worden iſt, der aber zugleich ebenſo richtig, als alt, iſt — „Gott ſieht nicht an, was vor Augen iſt, ſondern das Herz ſieht er an." Ganz daſſelbe iſts, wenn man ſpricht — wahrer und ernſtlicher Wille iſt vor Gott ſchon ſo viel, als That. Ebenſo richtig gedacht, ſagte ich, als alt gedacht. Gilt denn ein ſolcher Wille nicht auch ſogar vor dem Richterſtuhle der bloſſen Menſchenvernunft gleichſam für That ſelbſt? Wenns nicht ſo wäre, wie traurig wären die Edlen daran, welche oft den beſten Willen haben, ihn aber entweder nicht ausführen können, oder nicht ausführen dürfen! Man läſſt ihnen aber ia auch Gerechtigkeit widerfaren im Kleinen und im Groſſen. Der einzelne

rechtschaffene Hülfsbedürftige dankt dem, der sein Helfer gern würde, wenn er es werden könnte, ebenso, als wenn er es wirklich geworden wäre, und eine ganze biedere gedrückte Mitbürgerschaft benimmt sich auf gleiche Weise gegen den bewährten Patrioten, der sie gewis druckfrei machen würde, wenn er nur dürfte. Nun, so müssen dann auch die Unedlen, welche den böseſten Willen haben, ihn aber nicht ausführen, nicht darum gut und wohl daran sein, daß sie ihn nicht ausführen, sondern müssen dieselbe Gerechtigkeit über sich ergehen lassen. Warum führen sie ihn nehmlich nicht aus? Entweder, weil sie ihn nicht ausführen können, oder weil sie ihn nicht ausführen dürfen. Könnten sie, dürften sie, sie führten ihn wirklich aus. Ihr böser Wille gilt also für böse That; denn von ihrer Seite ist Alles in Bereitschaft dazu, und es verhält sich mit ihnen blos, wie es sich oft mit denen verhält, welche, statt grosses Böses zu begehen, nur kleines begehen. Wie hatte der heilige Sittenlehrer doch also vollkommen Recht, welcher nicht nur das böse Thun, sondern auch das böse Wollen, verbot! — Ist denn aber nicht auch innere Heiligung nur wahre Heiligung? Man kann reiner Hand, und doch dabei sehr unreinen Herzens sein; wer aber reines Herzens ist, der ist auch gewis reiner Hand. Wer keinen bösen Sinn hat, der übt auch kein Böses aus — dieser Schlus gilt; zurückschliessen aber darf man nicht. Vielmehr haben oft die, welche Böses nicht ausüben, den allerböseſten

Sinn. Die immerwährenden Neider und die immerwährenden Haſſer, dergleichen es zu ganzen Schaaren gibt, ſind hiervon der überzeugendſte Beweis. Jene begehen gleichſam immerwährenden Diebſtahl im Herzen, und dieſe gleichſam immerwährenden Mord im Herzen. So zu urtheilen — dazu hat Jeſus allerdings den Ton angegeben, und die Vernunft mus ihm dabei in ihrer ganzen Fülle beipflichten. — Kurz, es war ſehr richtig geſprochen, daß man nicht nur Böſes wirklich nicht thun, ſondern auch nicht einmal thunwollen ſolle. „Haſſe das Arge" — ſo lautet das heilige Geſetz; bringts alſo der Ausdruck „haſſen" nicht gleich ſo mit ſich? ..

„Das Gute aber ſollſt du nicht nur wirklich thun, ſondern auch wollen thun," — ſo ſing Jeſus das heilige und allerheiligſte Gottesgeſetz — „hange am Guten" — zu erklären an; und — mus ihm nicht auch hierin die Vernunft vollkommen Recht geben? Das Gute, welches man thut, auch wollen thun, bedeutet nehmlich, ſich zum Thun deſſelben frei und herzlich, und aus inniger Liebe zum Guten, entſchlieſſen. Wenn dis nun nicht der Fall iſt, wie kann dem, der Gutes thut, ſein gethanes Gutes zum Verdienſte angerechnet werden? Er thut's alſo wohl nur, weil er es im eigentlichen Verſtande thun mus, und weil er ſonſt zur Verantwortung gezogen würde, Verweiſe von ſeinen Obern

und Vorgeſetzten bekäme, oder auch nur aus dem gebildeteren Publikum verbannt zu werden fürchten müſte. Oder er thuts vielleicht blos, um Aufſehen damit zu machen, und ſich Ruhm und Nachruhm dadurch zu erwerben. Oder er thuts wohl gar nur, um vorher gethanes Böſes damit zuzudecken. Ach — und wie viel andere unlautere Quellen giebt es noch, aus denen das Gute entſpringt, welches die Menſchen wirklich thun! Man giebt z. B. einen kleinen Theil ſeiner Habe hin, blos, um ſich ſeine ganze übrige Habe zu ſichern, oder man leiſtet einen geringen Dienſt, um auf einen dreimal gröſſeren Anſpruch machen zu können. Welch eine Stimme von Himmel war alſo der Ausſpruch Jeſu — „Gutes ſollſt du nicht nur thun, ſondern auch wollen thun" —! Ich kenne kaum einen ſchönern hieher gehörigen moraliſchen Gedanken, als dieſen — „Deine Linke wiſſe nicht, was die Rechte thut, wenn du Gutes thuſt."

Ich komme nun auf das Letzte noch. Wie Jeſus ſeinen ganzen moraliſchen Unterricht alſo anhub —„Du ſollſt nicht nur kein groſſes Böſes thun, ſondern auch kein kleines," — ſo ſchlos er ihn auch folgendermaſſen — **du ſollſt nicht nur kleines Gutes thun, ſondern auch groſſes.**" Mit andern Worten heiſſt dis — du ſollſt nicht nur leichte Pflichten erfüllen, ſondern auch ſchwere, ja die allerſchwerſten. Mus ihm nicht hier auch zuletzt noch die geſunde Vernunft ebenſo beiſtimmen, wie gleich

anfangs? Was wäre denn das, wenn man blos Gutes thäte, das Jeder thun kann, und gelegentlich auch wirklich thut? Was wäre das ferner, wenn man gewisses Gutes blos aus Erziehungsroutine, oder blos auf Temperamentsanrath, thäte? Was wäre das endlich, wenn man solch Gutes nur thäte, welches in der Lage, in der man lebt, und unter den Umständen, in welchen man sich befindet, eine wahre Kleinigkeit ist? Nein, man mus auch Gutes thun, wozu grosse Anstrengung der Kräfte erfodert wird, Gutes, wobei ein bedeutender Wag ist, Gutes, welches nicht ohne wirkliche Aufopferung von hohem und höchstem Belange geschehen kann. Dann, dann zeigt man seinen edlen Sinn erst ganz; denn es ist alsdann, als wenn man thätlich spräche — meine Pflicht geht mir über Alles. „Hange dem Guten an" — so lautet das heilige Gesetz; bringts also der Ausdruck „anhangen" nicht auch gleich so mit sich? Anhangen, fest anhangen — es koste, was es wolle...

O wie so wahr und recht habe ich doch vorhin gesprochen, als ich sprach, daß die Untersuchung darüber, was für eine Tugend Jesus gemeint habe, wenn er die Tugend an sich zur Würde der einzigwahren Gottesverehrung erhub, dem Glauben, daß er der Erste aller Lehrer, für den er sich ausgab, auch wirklich gewesen sei, die Krone aufsetze! „Nicht nur kein grosses Böses thun, sondern auch kein kleines Böses thun —

nicht nur Böſes überhaupt nicht thun, ſondern auch nicht wollen thun — — nicht nur Gutes thun, ſondern es auch wollen thun und von ganzem Herzen thun — nicht nur kleines, leichtes Gutes thun, ſondern auch groſſes, ſchweres Gutes thun — — „wo gibts eine vollkommenere Sittenlehre, als dieſe? Sie, ja, ſie lehrte Jeſus von Nazaret; ſein Nahme ſei dafür gelobt!...

Dem Einwande, daß eine ſolche Sittenlehre von Menſchen nicht befolgt werden könne, hat er ſehr feierlich dadurch vorgebeugt, daß er ſelbſt, er, der Menſch, Jeſus Chriſtus, (ſo nennt ihn Paulus, und ſein Nahme ſei auch dafür gelobt!) ſie befolgte. Sein übernommener Kreuzestod beweiſet dis doch wohl auf das allerhöchſte. Uebrigens dachte er ja auch human genug in Anſehung ſeiner moraliſchen Forderungen. Die Tugend, welche er meinte, muſte er zwar allerdings meinen, wenn er der Erſte aller Lehrer ſein wollte; indeſſen hatte er doch auch genug daran, daß man nur nach ihr ſtrebe, aber freilich aufrichtig, herzlich und aus allen Kräften nach ihr ſtrebe. Er verdammte die menſchliche Schwäche nicht; wohl aber ſuchte er ihr aufzuhelfen. Er war, wie ſein edler Nachlehrer, Paulus, für das Wachſen im Guten, und empfahl das Gebet als ein vorzügliches Mittel dazu. Befinden ſich übrigens unter ſeinen ſpeciellen moraliſchen Forderungen einige, (und dis iſt allerdings nicht zu leugnen) welche

letzt gar nicht präſtirt werden können, oder dürfen, ſo muß man ſie für ſolche anſehen, die nur an die erſten Chriſten ergingen, an dieſe aber auch ergehen muſten, weil ſie insgeſamt zum Märtirerthum berufen waren. Wer aus dieſem Geſichtspunkte die ſämtlichen ſittlichen Vorſchriften Jeſu betrachtet, der wird leicht diejenigen derſelben, welche den Chriſten für alle Zeiten gegeben wurden, von denen unterſcheiden können, welche nur im Anfange des Chriſtenthums gültig ſein ſollten. Statt alſo mich ſelbſt auf eine ſolche Abſonderung weitläuftiger einzulaſſen, will ich lieber die kurze Schreibezeit, welche mir noch übrig iſt, dazu anwenden, daß ich einige Blicke ganz zuletzt noch auf die Motifen werfe, deren ſich der allergröſſeſte Lehrer der Tugend zu ihr bediente; um Alles gethan zu haben, was ich der Verehrung ſeiner Lehrerweisheit ſchuldig bin.

Man würde ſehr irren, wenn man glaubte, daß Jeſus gar keinen Werth auf das äuſerliche Heil, welches die Tugend ihren Verehrern bereitet, geſetzt, und alſo auch von daher gar kein Motif zu ihr genommen habe. Wo ſoll man anfangen, um dieſe Meinung mit ſeinen eigenen höchſtdeutlichen Ausſprüchen zu widerlegen? Da etwa, wo er ſprach — „Alles, was ihr wollet, daß euchs Andere thun ſollen, das thut ihnen auch" — oder da, wo er ſprach — „Mit demſelben Maaſſe, mit welchem ihr ausmeſſet, wird euch wieder zugemeſ-

ſen werden" — oder da, wo er ſprach — „Selig ſind die Sanftmüthigen; ſie werden in Ruhe beſitzen und behalten, was ſie haben" — oder da, wo er ſprach — „Selig ſind die Barmherzigen; auch ihnen wird Barmherzigkeit widerfaren" — oder da, wo er ſprach — „Richtet nicht, ſo werdet ihr nicht gerichtet — verdammet nicht, ſo werdet ihr nicht verdammet — vergebet, ſo wird euch vergeben" —? Selbſt da, als er darauf drang, man ſolle zuerſt nach einer Tugend, die Gott wohlgefalle, ſtreben, ſetzte er doch hinzu, daß dem, der ſo thue, alsdann auch äuſerliches Wohl als Zugabe zu Theile werden würde. Wer erinnert ſich auch nicht hierbei der Antwort, welche er dem Petrus auf die im Nahmen aller Apoſtel gethane Frage: was ihnen dafür werde, daß ſie Alles verlaſſen hätten, um ſich an ihn anzuſchlieſſen, zu ihrer ſämtlichen Beruhigung gab?

Es iſt alſo ausgemachtgewiß, daß Jeſus auch aus dem äuſerlichen Heile, welches die Tugend ihren Verehrern bereitet, ein Motif zu ihr hergenommen habe.. Er war zu weiſe dazu, als daß er nicht ſo thun ſollte. Seine Sittenlehre hätte ſonſt keine Sittenlehre für ſolche Weſen, wie Menſchen ſind, ſein können. Der Menſch kann nehmlich vermöge ſeiner ſinnlichen Nebeneinrichtung auch nicht gleichgültig ſein gegen die Beſchaffenheit ſeines ſinnlichen oder äuſerlichen Zuſtandes; er mus vielmehr auch dieſen gut und wohlbeſchaffen für ſich wünſchen. Er wünſchte ſonſt nicht als ein Ver-

nunftwesen; er wünschte völlig unvernünftig. Wenn nun die Tugend, oder ein gutes sittliches Verhalten, in der Regel ihm auch gutes sinnliches Befinden, oder äuserliches Wohl, bereitet, mus er nicht hierin ein Motif finden, sich der Tugend zu ergeben? Ich gehe so weit, daß ich glaube, daß er es ewig darin finden werde; denn irgend eine sinnliche Nebeneinrichtung wird er immer haben. So gewis aber dis ist, so gewis ists auch, daß er immer wird wünschen müssen, daß sein Zustand in derselben wohlbeschaffen sei, und daß er, weil die Tugend hierzu beiträgt, sich auch immer dadurch zur Tugend angetrieben fühlen wird ...

Dieienigen, welche das Motif zur Tugend aus dem äuserlichen Heile, wozu sie führt, durchaus nicht gelten lassen wollen, kommen mir iezt in meinen alten und allerältesten Tagen noch immer, wie vor funfzig Jahren schon, so vor, als wollten sie blos Spas mit Andern treiben. Wenn nehmlich darauf angetragen wird, daß sie dergleichen Spas mit sich selbst treiben sollen, so ist ihnen die Sache auser allem Spasse. Gar ernsthaft fragen sie, wenn ihnen zugemuthet wird, eine unvollkommene Pflicht zu erfüllen, ohne etwas dafür zu erwarten — wie könnet ihr so etwas von uns verlangen? Ja, sie sind es oft, die nicht blos der eigentlichen Lohnsucht ergeben sind, sondern sie auch aufs höchste treiben. Petrus war noch ein Seraph gegen sie, wenn er nachher, als er schon Alles verlassen hatte, erst fragte, was ihm dafür wür-

de; ſie fragen ſchon vorher, ehe ſie das Geringſte aufopfern — was wird mir dafür? und rühren nicht eher Hand und Fus für das Gute, biß ſie baar dafür bezahlt werden ...

Daran aber hat man gewis Recht, wenn man behauptet, daß Jeſus einen weit gröſſeren Werth auf das innere Heil, welches die Tugend ihren Verehrern bereitet, geſetzt, und daher auch dieſes als das wahre Motif zu ihr betrachtet und gebraucht habe. Auf die Frage — worin beſteht daſſelbe? — mus geantwortet werden — in ſteigender Gottähnlichkeit.

Ich ſage — in **ſteigender**, d. h. höherer ... Es gibt nehmlich ſchon eine natürliche, oder untere Gottähnlichkeit, welche ieder Menſch, als vernünftiges Weſen, hat, ohne die er freilich die höhere nicht erſteigen könnte, zu der er aber doch nichts beitrug, ſondern mit der er ausgeſtattet gleich im unendlichen Weſenreiche hervortrat. Sie beſteht darin, daß der Menſch moraliſchfrei iſt, und ſich überhaupt zu ſeinem Thun und laſſen — wie Gott — ſelbſt beſtimmen kann. Daß ſie unleugbar ſei, habe ich oben ſattſam bewieſen; daß ſie aber auch Jeſus, wie er ſie anerkennen muſte, wirklich anerkannt habe, iſt ſehr leicht zu beweiſen. Lehrte er denn nicht Vergeltung? Dehnte er die zu erwartende Vergeltung nicht von den Handlungen bis auf die Reden aus? „Einen Jeden wird vergolten werden nach ſeinen Werken.“ — „Nach deinen Worten wirſt

du frei gesprochen und verurtheilt werden." Vergeltung aber setzt Zurechnung voraus, und Zurechnung kann nicht Statt finden, wenn Thun und Lassen nicht frei ist.

Nun aber kommts zur Hauptsache — zur steigenden oder höheren Gottähnlichkeit, welche zwar auf der untern natürlichen, sich gründet, sie aber weit hinter sich zurück läßt. Diese ists, die dem Menschen nicht gegeben ward, nicht gegeben werden konnte, sondern die er sich selbst geben mus, aber — nur geben kann durch Tugend. Das ist, nochmals gesagt, natürliche, uns von Hause aus gegebene und angeschaffene Gottähnlichkeit, daß wir uns selbst, wie Gott, bei unserem Handeln bestimmen können; das aber ist höhere Gottähnlichkeit, Gottähnlichkeit, die wir uns selbst geben, daß wir uns auch nur, wie Gott, immer zum Guthandeln bestimmen. Wie nun Jesus iene anerkennen muste, und auch wirklich anerkannte, so muste er auf diese dringen, und drang auch wirklich auf sie. Er muste auf sie dringen; denn sie gereicht eigentlich dem Menschen erst zur Ehre, weil sie es ist, die er sich selbst verschafft, und weil er durch sie erst ganz Gott ähnlich wird. Jesus drang aber auch wirklich auf sie, und nahm aus ihr das höchste Motif zur Tugend. „Seid vollkommen, rief er aus, wie euer himmlischer Vater vollkommen ist" d. h. bestimmet euch selbst nur immer zum Guten, wie sich Gott nur immer dazu bestimmt.

Je ſchwerer nun das Gute iſt, wozu ſich der Menſch ſelbſt beſtimmt, deſto mehr ſteigt auch noch ſeine höhere Aehnlichkeit mit Gott. So folgert die Vernunft mit Recht, und ebenſo lehrte auch Jeſus. Was iſt ſchwerer, als die **Feindesliebe**? Als ſie nun Jeſus mit den ſchönen Ausdrücken empfohl — „Segnet die euch fluchen; thut wohl denen, die euch haſſen!“ — was für ein Motiv zu ihr fügte er bei? „**Dann wird euer Lohn groß ſein**“ — ſprach er, und wie wollte er hierbei verſtanden ſein? Er erklärte ſich ja gleich ſelbſt darüber, indem er auf der Stelle hinzuſetzte — „ihr werdet nehmlich **Aechte Söhne des Allerhöchſten** ſein, der ſeine Sonne aufgehen läſſt, über Gute und Böſe, und regnen läſſt auf die Felder der Rechtſchaffenen und Laſterhaften.“ Preis, hoher und ewiger Preis für dieſen Unterricht dem uns geſendeten Lehrer aller Lehrer — **Anbetung** aber jetzt und in Ewigkeit nur dem, der ihn uns ſendete!

Ende.